



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

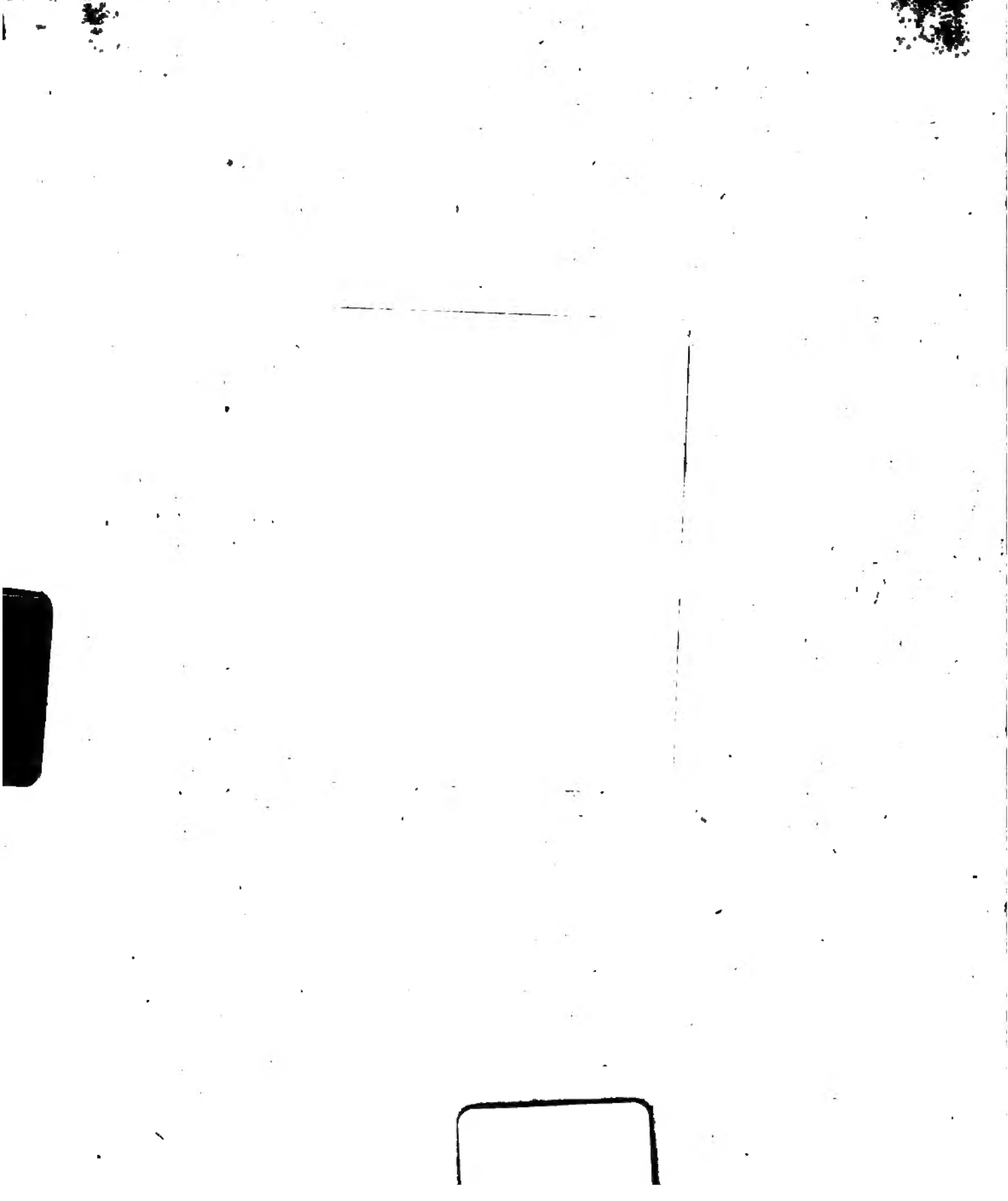
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Z
2225
.A43

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

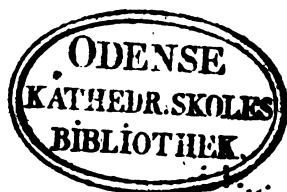
1828.

VIERTER BAND.

DIE ERGÄNZUNGSBLÄTTER

dieses Jahrgangs

enthaltend.



HALLE,

in der Expedition dieser Zeitung

bey C. A. Schwetschke und Sohn,

und LEIPZIG,

in der Königl. Sächsl. privil. Zeitungs-Expedition.

1828

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

- 1) COPENHAGEN, b. Schulz: *De Rebus Ituraeorum ad Lucae III, 1. Programma*, quo inaug. reverend. episcopi Islandiae Steingrими Jonaei — — — indicit Dr. Frid. Münster, Selandiae, Ordinumque regionum equestrium episcopus, magnae crucis Danebrogicae eques, ejusdem ordinis cruce argentea ornatus. 1824. 48 S. 4.
- 2) *Ebend.*: *Symbolae ad interpretationem evangelii Johannis ex marmoribus et numis, maxime graecis*. Progr., quo inaug. reverend. episcopi Ripensis Conradi Danielis Koefoed — — — indicit Dr. Frid. Münster etc. 1826. 88 S. 4.

Des verwandten Zweckes und Inhalts wegen verbinden wir die Anzeige dieser schätzbaren Beyträge des berühmten Vfs zur Erklärung des N. T.

Nr. 1. Einige zu Mainz und in der Nähe aufgefundenene Grabsteine, auf welchen Ituräer als Römische leichte Soldaten der alten Besatzung genannt wurden, veranlaßten den Vf., theils aus Büchern, theils aus Münzen und Inschriften alles zu sammeln, was sich irgend in Bezug auf Ituräa und seine Bewohner auffinden ließe, und er stellt es hier insofern zur Erläuterung von Luc. III, 1 zusammen, als dasselbst Philippus, der Bruder des Herodes, Tetrarch von Ituräa genannt wird. I. Den Namen *Ἰτροπαλοί* leiten einige ab von *ἰσραήλ* Sohn des Ismael; wahrscheinlicher ist vielleicht, daß er von dem aramäischen *ἰσραήλ* Fels entlehnt seyn könnte, weil die Gegend bergig war, in welcher sie wohnten. II. Die *geographische Lage* des Landstrichs läßt sich nicht genau, wenigstens nicht den Grenzen nach, bestimmen, doch muß er sich westlich von Damaskus und östlich von Hemath erstrecken und den Antilibanus, welcher von den Ituräern vorzüglich bewohnt wurde, in sich geschlossen haben. Eigentliche Städte dieser Gegend sind nicht bekannt, wenn man nicht *Bosra* (*بصرى*), was sonst zu Auranitis gerechnet wird, hierher ziehen will; das Volk zog wahrscheinlich in Zelten umher oder wohnte in Berghöhlen, muß aber späterhin, wie eine der Inschriften zeigt, auf den Bergen auch kleine Raubfeste gehabt haben. III. Die *Sprache* ist, wie schon die wahrscheinliche Abstammung des Volks von den Arabern vermuthen läßt und die Denkmale bestätigen, ein semitischer, dem syrischen ähnlicher Dialect; es kommen nämlich unter andern,

in ihrer Etymologie weniger deutlichen, folgende Namen auf Inschriften vor: *Bariammas* = *בַּר יָמָם* Sohn des Meeres, *Borrama* = *בּוֹר רָמָם* Cisterne der Höhe, Name eines Castells; *Jerambal* = *יְרָמְבָל* der Herr wird erhöhen; *Brichelus* = *בְּרִיחֵל* Gefegneter des Baal u. s. w. IV. Die *Sitten* des Volkes, welches in der frühesten Zeit Straßensraub mit dem Nomadenleben vereinte, sind wohl nie milder geworden, auch nicht als Aristobulus sie äußerlich zum Judenthum bekehrt hatte; schon vor Chr. Geb. aber waren sie als tapfere und gewandte Bogenschützen berühmt und wurden, seit M. Antonius aus ihnen seine Leibwache gebildet hatte, als leichte Truppen (*velites*) den Legionen beygefelt, und so auch der 14ten und 22sten, welche in der Gegend von Mainz standen. V. Die *Religion der Ituräer* scheint die der umwohnenden syrischen und arabischen Völkerchaften gewesen zu seyn. Sie verehrten theils in den benachbarten Heiligthümern, theils in tragbaren Zelttempeln, den *Baal* (— welcher wahrscheinlich als Gott des himmlischen Feuers mit dem *Ἡρακλῆς* der Inschriften einerley ist) eine *Mondgöttin*, die *Astarte* (Venus), und vor allen den Gott *Monimus*, der vielleicht mit dem Mercur verglichen werden kann, und geweihte (gesalbte) Steine (*Baithylien*), welche in jenen Gegenden häufig vorkommen. VI. *Älteste Geschichte*. Als älteste Bewohner der Gegend erwähnt das A. T. die *Geschuriter* (*גִּשּׁוּרִי*), welche den Fuß des von Og, König zu Basan, beherrschten Antilibanus (Hermon) besaßen, mit den Israeliten in ziemlich friedlichem Vernehmen standen und vielleicht ein Bündniß mit ihnen schlossen, als David die Tochter eines ihrer Könige heirathete. Nachher scheinen sie in die beiden Kriege verwickelt worden zu seyn, in welchen David den Hadad-Eser, König von Zoba (d. h. Nesibis) demüthigte; doch ist nicht deutlich, in wiefern sie daran Antheil nahmen. VII. *Geschichte bis zu den Herodiaden*. Der Name Geschuriter verliert sich und das Volk erscheint unter dem Namen *Ituräer*, als der Hasmonäer Aristobul ihm die Beschneidung aufdringt, ohne es doch ganz unterjochen zu können. Von seinen Höhen und Raubvesten wagte es kühne Züge bis ans Meer hin unterwarf sich nur zum Schein dem siegreichen Pompejus, wurde aber vom M. Antonius dafür gezüchtigt. Unter dem Einflusse und zum Theil unter den Oberbefehl der Römer beherrschten zu dieser Zeit mehrere, oft wechselnde Fürsten diese Gegend. VIII. *Geschichte unter den Herodiaden*. Einen Theil

des Gebiets hatte schon Herodes I. von Augustus erhalten, aber nur durch Unterstützung der römischen Statthalter behaupten können, und vermachte diesen Landfürst seinem Sohn Philippus, dem Luc. III, 1 genannten Bruder des Herodes Antipas. Philippus starb ohne Kinder, das Land wurde zu Syrien geschlagen, nachher aber von Cajus (Caligula) dem Agrippa I. als König geschenkt, welchem Claudius noch mehreres dazu gab, worauf es nach einer Zwischenregierung der Römer an Agrippa II, den Sohn des erlieren, kam. Nach dem Tode desselben ging der Stamm der Ituräer unter, und sie wurden wahrscheinlich unter römischen Statthaltern mit den Syrern verschmolzen. IX. *Geschichte bis zu Constantin*. Als römische Unterthanen hatten die Ituräer gemeinschaftlich mit Trachonitis ihre besondern Procuratoren, von denen einige dem Namen nach bekannt sind. Bey der Belagerung von Jerusalem wurden sie als Hülfsstruppen mit der XXII. Legion vereinigt, blieben nachher bey dieser und der XIVten auch in Gegenden, die ihrem Vaterlande fern waren, so wie sie zum Theil auch Reiterdienste thaten, dienten aber mit ihrem fast unzugänglichen, leicht zu besetzenden Lande den Römern wohl am meisten als Vormauer gegen die Parther. Ueberhaupt hielten die Römer in jenen Gegenden viel Soldaten, scheinen aber die Ituräer in Hinsicht der damit verbundenen Lasten begünstigt zu haben; es ist wenigstens ein Brief eines gewissen Befehlshabers *Julius Saturninus* erhalten worden, worin er sie, oder zunächst Trachonitis, von der Pflicht freyspricht, durchziehende römische Civil- und Militairpersonen umsonst zu beköstigen. X. Seit *Constantin* konnte den Ituräern allmählig das Christenthum bekannter werden, doch finden wir vor dem 5ten Jahrhundert keine eigenen Bischöfe bey ihnen. Späterhin nahmen die monotheistischen Ketzer bey ihnen ihre Zuflucht gegen Verfolgungen, und die maronitische Kirche hat sich ungeachtet mancher Bedrücknisse dort noch erhalten. XI. Unter Botmäßigkeit der *Türken* und *Araber*, von beiden bedrängt und doch auf ihren Bergen unter einem selbstgewählten Oberhaupt ziemlich frey, bildete und erhielt sich hier bis auf den heutigen Tag die Secte der *Drusen*, welche unstreitig größtentheils aus Ituräern besteht, aber fast ganz zu dem wilden Räuberleben der Vorfahren zurückgekehrt ist. XII. *Denkmale der Ituräer*. 1) *Münzen* der Fürsten, welchen die Ituräer unterworfen gewesen, nämlich, mit Ausschluss der von den Herodiaden geprägten, a) Münze des *Ptolemäus*, Tetrarchen von Chalcis; b) des *Lysanias*, Sohns des *Ptolemäus*, welcher hier Tetrarch und Hoherpriester heisst, also geschlagen zwischen 714 und 718 p. U. v. ehe er den Königstitel erhielt; c) des *Zenodorus*, mit dem Kopfe desselben und des Cäsar Octavianus. 2) *Inschriften*, und acht von Gräbern, in welchen Ituräer erwähnt werden, und von denen die Resultate in die obige Darstellung bereits aufgenommen sind. Es erhellet unter andern noch daraus, daß die Ituräer etwa im 20sten Jahre den Kriegsdienst antra-

ten, von römischen Centurionen und Präfecten befehligt wurden, und wohl 20 Jahre und darüber dienten. Nr. 7, zu Mainz gefunden, mag hier stehen, da sie sehr deutlich ist und in gedrängter Kürze viel Interessantes zusammenfaßt. Auf einem Grabstein ist ein Krieger, welcher einen Bogen hält, abgebildet, und darunter stehen folgende Worte:

MONIMVS
IEROMBALI F.
MIL. CHOR. I
ITVRAEOR.
ANN. L. STIP. XV.
K. S. SST.

Zum Schlusse sind noch eine lateinische und eine griechische Inschrift, beide früher schon bekannt gemacht, beygefügt worden, in welchen Trachonitis erwähnt wird.

Nr. 2. Von dem Gedanken ausgehend, daß für die Lexicographie und Exegese des N. T. manche erfreuliche Ausbeute aus den Inschriften der Münzen und Steintafeln aus der Zeit nach Christi Geburt, welche viel häufiger sind, als ältere, gewonnen werden könne, begann der Vf. schon vor mehreren Jahren, alles zusammen zu tragen, was sich ihm zu diesem Zwecke darbot. Schon im J. 1814 gab er in einem Synodal-Programm eine Probe dieser Sammlungen; jetzt aber, da er fast alle Bücher des N. T. auf diese Weise commentirt hat, will er das, was sich auf ganze Schriften desselben bezieht, vereint bekannt machen, beginnt daher hier mit dem *Evangelio Johannis* und bittet um Beyträge zur Vervollständigung seiner Sammlung. Die meistens griechischen Inschriften, welche er hier mittheilt, sind fast alle schon sonst bekannt gemacht, nur von ihm zu diesem Zweck geordnet, um dessen willen auch nur die aufgenommen werden konnten, welche wenigstens in Hinsicht des zur Erläuterung eines biblischen Ausdrucks zu benutzenden Theiles unverletzt und vollkommen deutlich waren. Darum haben für unsere Relation von der Sammlung die Inschriften selbst, ihr Auffindungsort, die Zeit ihrer Abfassung u. s. w. bey weitem weniger Interesse, als die Resultate, welche Hr. Münster für die Exegese daraus zu ziehen weis, und wir werden deshalb nur diese kurz anzugeben brauchen, um zu zeigen, in wie weit daraus für die Wissenschaft Nutzen zu ziehen ist: einige wenigstens treffen überraschend mit dem biblischen Sprachgebrauch zusammen, wenn auch andere Vergleichenungen überflüssig oder nicht recht passend scheinen möchten. Joh. I, 16: *ἡγάριον ἀντὶ χάριτος*, erklärt: *summa et insignia beneficia*; nicht besonders passend verglichen: *ἀποδόσθαι χάριτας* Dank vergelten, und *ἀποδοθήσθαι χάριτες* Dank erhalten. Kap. II, 6 Krüge nachgewiesen, welche zwey *μετρητάς* fassen. II, 10 *πᾶς ἄνθρωπος*, auch in einer Inschrift für: *πάντες*. Kap. III, 8: *ὅτι μὴ τις γυνή ᾤσθη* im Allgemeinen die als Lustrationen der *Mater Deum*, *Rhea* und *Hecate* dargebrachten *Tauropolien* und *Kriobolien* nachgewiesen, und recht pas-

passend die Inschrift verglichen: *Dis magnis, matri Deum et Attidi, Sextil. Agesilaus Aedesium* — — *Dei Solis hierophanta*, — — *tauroboli criobolioque in aeternum renatus, aram sacrauit, Valente V. et Valentiniano jun. Augg. Coss.*, wo der Ausdruck: *in aeternum renatus* besonders auffallend ist, so wie in einigen folgenden, das von den Lusitrationen der Heiden das Wort *percipere* gebraucht wird, was bey Christen jener Zeit, ohne Beysatz von *baptismum*, an sich schon den Empfang der Taufe bedeutet. Kap. III, 22 γῆ auch in Inschriften als: Land, Provinz. Zu Kap. IV, 7 δός μοι πῦρ die Inschrift einer Quelle; — V. 7 Συναρθεῖς, Samariterin, auf Inschriften nachgewiesen. V. 12 τὰ θρέμματα αὐτοῦ, kann doppelt erklärt werden, sowohl: sein Gesinde, die in seinem Hause Ernährten, als auch: sein Vieh, seine Hausthiere, zumal da das Wort im N. T. nicht weiter vorkommt. Inschriften würden beides bestätigen; θρέμματα muss das Gesinde bedeuten auf Grabchriften, wo gesagt wird, das Grab sey für die ganze Hausgenossenschaft bestimmt, z. B.: Ich Ulpius Trophimus, Sohn des Julius, habe das Grabmal bauen lassen für mich, mein Weib, καὶ τέκνους καὶ ἐγγόνους καὶ θρέμματα μου καὶ ἀπελευθέρους — meine Kinder, Slaven und Freigelassenen; aber das θρέμματα das Vieh bezeichnet, ist nicht weniger deutlich, z. B. — τῶν θρεμμάτων αὐτῶν βοῶντε καὶ προβάτων καὶ κτήνων νοτοφόρων (f. νοτοφόρων, Lastthiere). Kap. IV, 23 das ὑπ. λεγ. des N. T. προσκνητής auch auf Inschriften; eben so zu V. 46. 49 βασιλικός dieses Wort absol. zur Bezeichnung eines königlichen Dieners auf dem linken Beine des thebanischen Memnon. Kap. V, 7 βάλλω und ἐμβάλλω bedeutet auch auf Inschriften: setzen, legen, hineinlegen, ohne Nebenbegriff einer gewaltsamen Bewegung. Kap. VII, 2 σκηνοπηγία genannt auf einer Inschrift zu Berenice. V. 49 ὄχλος nach einer *enallage numeri* im nämlichen Satze mit *sing.* und *plur.* verbunden, wie in einer Inschrift: *ordo Decurionum* — — *fecerunt*. Kap. VIII, 7 ἀναμάρτητος als Prädicat eines dreyjährigen Kindes in der Grabchrift. V. 12: φῶς τοῦ κόσμου verglichen mit φῶς τῆς οἰκίας als Prädicat einer Hausfrau; — V. 23 ἐκ τῶν ἄνω vom Himmel, so: ἐν τοῖς ἄνω in einer vielleicht christlichen Inschrift. Kap. IX, 31 das ὑπ. λεγ. des N. T. Θεοσεβής als Titel eines armenischen Königs. V. 32: ἐκ τοῦ αἰῶνος, wie ἀπ' αἰῶνος von uralter Zeit her, seit Menschengedenken, beides mit Beyspielen belegt. Kap. X, 14 γινώσκω wie γιν in der Bedeutung: lieben, wird durch die Inschrift nicht zweifellos bewiesen. V. 36: ἀγιάζω in der Bedeutung: zu einem Dienste weihen, nicht genügend nachgewiesen. Kap. XI, 11 κοιμᾶσθαι und synonyme Bezeichnungen des Schlafes als euphemistische Andeutung des Todes in Inschriften auf Gräbern, die auch ἐναυστήρια heißen, häufig, bey Griechen, Römern und neuern Juden. V. 19: πρὸς τὰς περὶ Μάρθαν καὶ Μαρίαν, nach einem bekannten Gracismus, für: zu Martha und Maria, wie ähnlich auf Inschriften. Kap. XII, 1: πρὸ ἑξ ἡμερῶν τοῦ

πῶμα, sechs Tage vor dem Pascha; ähnlich oft auf Inschriften der lateinischen Wortstellung *ante diem VI. Cal.* nachgebildet. V. 6: γλωσσόκομον, eigentlich: Kästchen zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten, auf einer Inschrift, wie hier im Text, mit ἐμβάλλειν verbunden, und auf einer andern βασιτάζειν in der Bedeutung: wegnehmen, stehlen. Kap. XIII, 15: ἐπιδείγμα in der Bedeutung *Muster* nachgewiesen. V. 37. 38: τὴν ψυχὴν σου ὑπὲρ ἐμοῦ θήσεις; verglichen mit: *vitam pensare pro anima (mortui)*. Zu Kap. XV, 16 verglichen: *a diis electa*. Kap. XVIII, 10 der Name Μάλχος nachgewiesen; V. 13 Hannas geehrt als der *älteste* Hohepriester, daher etwas von der Ehre der Aeltesten. Kap. XIX, 7 ἐφαλεῖν, durch das Gesetz gezwungen seyn, auch in einer Inschrift. V. 12: φίλος τοῦ Καίσαρος, ein *treuer Diener* des Cäsar; oft so von Dienern der Könige, obwohl ΦΙΛΟΚΛΙΣΑΡ ein Ehrentitel der den Römern ergebenden Fürsten ist. V. 41 bey κῆπος viele Nachweisungen über Privatbegräbnisse in Gärten und eingeehten Plätzen. Kap. XX, 12 πρὸς τῇ κεφαλῇ an oder neben dem Haupte; in diesem Sinne sieht πρὸς mit dem Dativ oft bey spätern Griechen, auf ciliischen und syrischen Münzen und Inschriften, obwohl auch zuweilen mit dem Accusativ. Kap. XXI, 18: καὶ ἄλλος σε ζώσει. Das Verbum ist angewandt in einer Inschrift zu Ehren eines Ringers, welcher ungegürtet gesiegt hatte, nachdem die andern alle gegürtet aufgetreten waren.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

HEIDELBERG u. LEIPZIG, b. Groos: *Praktische Metrik der lateinischen Sprache*, in Beyspielen zum Lesen und Nachbilden der vorzüglichern bey den Alten vorkommenden Sylbenmaasse, zum Gebrauche in Gelehrten-Schulen, von Joh. Phil. Krebs, Dr. der Philos. u. Prof. der alten Literatur am Herzogl. Nassauischen Gymn. zu Weilburg. — Ein Anhang zu jeder Lateinischen Metrik. 1826. VII u. 111 S. 8. (12 gGr.)

Anhang zur praktischen Metrik der lat. Sprache, zum Gebrauche der Lehrer, von demf. Verf. 1826. 16 S. 8. (2 gGr.)

Diese Schrift ist bestimmt, den Unterricht über die Versmaasse der latein. Dichter zu erleichtern. Sie setzt die Kenntniß der prosodischen Regeln voraus, und giebt, da das Lesen eines längern Gedichts in jeder Versart diese kennen zu lernen besonders förderlich sey, zuerst von den mehresten Versmaassen, in welchen ganze Gedichte vorhanden sind, Beyspiele aus alten und neuen lateinischen Dichtern. Weggelassen sind einige Metra von zu gekünsteltem oder wenig melodischem Rhythmus, deren sich nur die spätern Dichter bedienten, und die schwerern Versmaasse der Tragiker und Komiker, deren Lehre und Kenntniß tiefer in die Metrik einführe, als der Schulunterricht zuzulassen scheine. Zweytens sind bey

bey den üblichen Versarten Beispiele gegeben von umgestellten Versen, die durch den Schüler eingerichtet werden sollen. Die Regeln sind kurz vorgelegt mit Bezug auf des Vf. *Anfangsgründe der Prosodik und Metrik der lateinischen Sprache*; prosodische und metrische Anmerkungen, zu welchen die Verse Gelegenheit geben, folgen; und in den Beyspielen zur Uebung durch Einrichtung versetzter Reihen ist die Quantität solcher Sylben angegeben, welche nicht aus den prosodischen Regeln erkannt wird. Da einzelne Verse und ganze Strophen bisweilen auf mehr als Eine Art richtig hergestellt werden können, so ist zum Gebrauch der Lehrer ein Anhang unter besonderem Titel beygegeben worden, welcher die Originalverse enthält. Die Versmaasse sind größtentheils so angeordnet, wie in den angeführten Anfangsgründen der Metrik, zuerst die dactylischen mit ihren Unterabtheilungen (S. 5—88), dann die choriambischen (S. 88—65); ionische Verse folgen (S. 66, 67), trochäische (S. 67—75), jambische (S. 75—98), anapaestische (S. 98); das *metrum galliambicum* (S. 99), das *metrum alcaicum* (S. 100—108) und ein Anhang (S. 108—111) giebt von einigen gekünstelten Versen und Gedichten Nachricht.

Unbezweifel ist diese Schrift zweckmässig eingerichtet und brauchbar. Es scheint aber, daß ihre Brauchbarkeit leicht hätte erhöht werden können. Da der Vf. in der Vorrede (S. VI) sagt, daß er in diesem Buche zu den Uebungen der ersten Klasse keinen Stoff geliefert habe, so war ihm, wie es scheint, bey den Gymnasien von sechs Klassen die zweyte und dritte vor Augen. Diese nun bedürfen fast nur der Uebung des Hexameters, des elegischen Distichons und des Senarii. Von Beyspielen derselben waren nicht viele nöthig, da Phädrus, Ovid, Virgil in den Händen der Schüler sind; aber desto mehr versetzte Verse aus andern Dichtern. Die hier gegebenen mögen hinreichend seyn, den Schülern in der Lection selbst zu zeigen, wie sie es anzufangen haben, um sie einzurichten; zu Aufgaben für den Privatfleiß, welche mit den Wochenexercitiis leicht verbunden werden können, reichen sie, um das Dictiren zu ersparen, bey weitem nicht aus. Die übrigen hier vorkommenden Vermaasse, denen Uebungsstücke beygegeben sind, durchzugehn, wird auf den meisten Gymnasien erst in *Prima* nöthig und nützlich seyn, und dann wäre es auch gut, wenn zur Uebung wenigstens der im Horaz öfter vorkommenden *Metra* mehr Gelegenheit durch umgestellte Verse anderer Dichter gegeben wäre. Zur Uebung der Alcaischen Strophe sind nur fünf, zur sapphischen nur sechs Strophen gegeben. Da nun aber die Anwendung und Brauchbarkeit dieser Schrift auch in der ersten Gymnasialklasse keinem Zweifel unterliegt, so bedauern wir ganz besonders, daß die *Metra* der Komiker ganz übergangen sind, von welchen unbezweifel einige Stücke in den obern Klassen gelesen wer-

den müssen. Dadurch ist diese Schrift in einem für die Gymnasien gerade wichtigen Theile unvollständig geblieben, obgleich andere Versarten, wenn auch nur kurz, durchgegangen werden, die dem Schüler in seiner Lectüre kaum vorkommen dürften. Etwa vier oder fünf Bogen mehr würden das Buch nicht eben zu theuer, aber gewiß bedeutend nützlicher gemacht haben. Möge es dem Vf. gefallen, bey einer neuen Auflage diese Wünsche zu berücksichtigen.

POPULÄRER RELIGIONSUNTERRICHT.

LEIPZIG, b. F. Fleischer: *Die reine ächte Schriftreligion*, oder, *die vorzüglichsten Schriftstellen*, welche die Wahrheiten des Glaubens und Lebens enthalten, gesammelt, geordnet, und in ein zusammenhängendes Ganze gebracht, von M. Christian Heinrich Schreyer, weiland Pastor der Kirche zu Ortrand. Mit einer Vorrede begleitet von Christian Traugott Otto, Director am Schullehrer - Seminar zu Friedrichsstadt - Dresden. 1827. XVIII u. 147 S. 8. (10 gGr.)

Die Vorr. dieser kleinen Schrift ist eigentlich noch von dem verstorbenen Vf. selbst geschrieben, und nur eine *Nacherinnerung* dazu giebt uns Hr. Otto. Dar- aus erfahren wir, daß Schreyer wenigstens 15 Jahre früher als Engel seinen so weit verbreiteten *Geist der Bibel* herausgab, diese Schrift den Superintendenten Rosenmüller und Tittmann zur Beurtheilung übersandte, welche einstimmig ihre Zweckmäßigkeit erkannten und den baldigen Druck wünschten, den aber der zu bescheidene Vf. immer verschob, bis der Tod ihn überraschte. Dadurch ist dem Publicum ein sehr gemeinnütziges Buch lange vorenthalten worden, und der Herausgeber verdient für die endliche Bekanntmachung desselben allen Dank. Denn auch jetzt noch, da wir das *Engel'sche* Werk besitzen, ist dieses nicht überflüssig geworden; weil es nach einem etwas andern Plane gearbeitet und so angeordnet ist, daß besonders Religionslehrer einen noch bequemeren Gebrauch davon machen werden, als von dem *Engel'schen*, wo man bisweilen längere Zeit suchen muß, ehe man findet, was man haben will. Namentlich ist es auch sehr passend, daß „die von so verschiedenen Verfassern gesammelten Stellen nicht auf gut Glück zusammen geworfen, sondern so neben einander gestellt und in Verbindung gebracht sind, daß oftmals die eine der andern Licht giebt, und man an den meisten Orten glauben sollte, den zusammenhängenden Vortrag eines einzelnen Schriftstellers zu lesen, wenn nicht die beygedruckten Citate das Gegentheil zeigten.“ (Vorr. S. IV.) Wir wünschen daher dem Buche eine recht allgemeine Verbreitung, zu der vielleicht, bey starkem Absatz, der Verleger durch einen etwas geringeren Preis beyzutragen, sich entschließen würde.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: J. G. Strube's *rechtliche Bedenken*, systematisch geordnet, ergänzt, besichtigt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. E. Spangenberg, k. großbritt. hannov. Oberappellationsrathe. *Erster Band*. Mit einer Lebensbeschreibung und dem Bildniß Strube's. 1827. 426 S. 4. (3 Rthlr.)

Es giebt für die Kenntniß des Deutschen Gerichtsgebrauchs und der Fortbildung unsers Rechts kaum ein besseres Mittel, als das Studium der Rechtsprüche der Obergerichte Deutschlands. Wenn man nicht selten bey der Art, wie die Compendienfchreiber die juristischen Streitfragen entscheiden, die Einwirkung einer gewissen theoretischen Consequenz und einer durch bloße Schulbildung leicht entstehenden Befangenheit der Ansichten bemerkt, so bewahrt die Fülle der Erfahrungen und die Angewöhnung jede Rechtsregel in ihrer Anwendung auf eine Masse der dem Geiste des Praktikers vorschwebenden Fälle vor der gefährlichen Beschränktheit, und seine Entscheidung ist mehr dem Leben und dem Bedürfnis anpassend. Strube (mit Unrecht wird er gewöhnlich Struben genannt) gehörte zu den Praktikern, die eine gründliche juristische Bildung, eine Masse des Wissens mit seltnem historischen Studium und mit einer ausgezeichneten praktischen Gewandtheit vereinigten; seine Schriften werden immer mit hoher Achtung von jedem Unbefangenen (es giebt freylich ein Häuflein Juristen, die mit vornehmerm Dünkel auf alle Praktiker herabsehen) genannt und benutzt werden; insbesondere enthalten Strube's rechtliche Bedenken die trefflichsten historischen Entwicklungen und gründliche Rechtsausführungen; wiewohl Vieles durch neuere Forschungen als unrichtig nachgewiesen oder wenigstens sehr zweifelhaft geworden, auch vorzüglich im Civilrechte durch die Bemühungen neuerer Juristen mancher Irrthum des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen worden, und die Gerichte Hannovers selbst in vielen Punkten andre Ansichten angenommen haben. Es war demnach gewiss ein sehr verdienstliches Unternehmen des ausgezeichneten Herausg., eine neue, aber völlig umgearbeitete Ausgabe der Strube'schen Bedenken zu veranstalten und das Buch für den Gebrauch der Zeitgenossen und anpassend dem Standpunkte der Wissenschaft umzuarbeiten. — Spangenberg, selbst

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Mitglied des höchsten Gerichtshofs im Königreich Hannover, als Historiker wie als Jurist mit allen neuen wissenschaftlichen Forschungen im römischen wie im deutschen Rechte gleich vertraut, war völlig der Mann, unter dessen Bearbeitung Str's. Buch einen neuen Werth erhalten mußte, und mit Unrecht würde man die vorliegende Bearbeitung nur als eine neue Auflage des Werks von Strube betrachten. — Schon dadurch, daß bey Str. die einzelnen Bedenken bunt durch einander ohne alles System vorgetragen sind, war auch die Benutzung des Buchs erschwert und unbequem gemacht. Hr. Sp. hat nun sämmtliche bey Str. vorkommende Bedenken nach den verschiedenen Rechtstheilen und in denselben nach den verschiedenen Rechtslehren methodisch geordnet, so daß z. B. unter der Rubrik: Von der Ehe (S. 30—94), alle bey Str. vorkommenden, auf die in der Lehre von der Ehe wichtigen Streitfragen sich beziehenden Bedenken vorgetragen sind. Die Bearbeitung in dem jetzigen Werke war aber nicht bloß auf Strube gerichtet, sondern darauf, ein möglichst vollständiges Handbuch und Repertorium der gesammten hannöverschen Rechtspflege zu liefern, in sofern sie durch Entscheidungen der höhern Landesjustiz-Collegien urkundlich nachgewiesen werden kann. Was daher in den neuern Werken von Ramdohr, Billow und Hagemann, von Ende u. A., oder schon in ältern Schriftstellern, z. B. Pufendorf, auf die hannöversche Praxis Bezügliches vorkommt, ist von dem Herausgeber bey der einschlägigen Lehre an dem passenden Orte angeführt, so daß der hannöversche Jurist (und nicht weniger gern auch der außer Hannover wohnende Rechtsgelehrte, der wissen möchte, ob nicht bereits über eine Streitfrage eine Präjudiz existirt) mit Bequemlichkeit alle auf eine Materie sich beziehenden Präjudicien sammelt findet. Der Werth der Arbeit steigt noch dadurch, daß häufig in den Noten zu den Strube'schen Bedenken die neuern Präjudicien des Oberappellationsgerichts zu Celle angegeben sind, überall aber auf die Ausführungen neuerer Rechtslehrer hingewiesen wird, damit der Jurist, welcher sich des Werks bedient, sogleich bemerke, in wiefern eine zu Strube's Zeiten vom Obergericht angenommene Meinung beybehalten, oder nach der Fortbildung des Rechts durch den Einfluß neuer Forschungen verworfen worden ist. An manchen Stellen sind die von dem Herausg. beygefügten Zusätze selbst sehr umfänglich und bedeutend, z. B. (S. 31) über die Sa-

tisfaction einer Geschwächten; (S. 88) über den Einfluß der Veränderung des Wohnorts der Eheleute auf die ehelichen Güterverhältnisse (wo noch mehr die Ansicht hätte hervorgehoben werden sollen, daß die Ehegatten durch Eingehung der Ehe ohne Ehevertrag nicht so betrachtet werden dürfen, als wenn sie wie durch einen Vertrag dem Landesgesetz für die ganze Dauer der Ehe und für die erbrechtlichen Verhältnisse sich hätten unterworfen und wechselseitig Rechte garantiren oder einräumen wollen); (S. 94) über die Frage: wem das, was die Eheleute während der Ehe erwerben, gebühre (wo der Vf. sich in der Note mit Recht gegen Strube's Meinung erklärt, der alles, was die Frau während der Ehe durch besondere Kunst oder Handthierung erwirbt, zu dem besondern Vermögen der Frau rechnet. Rec. meint, daß mehr darauf gesehen werden müßte, ob in dem Lande das reine Dotalsystem, oder das System der Errungenschaft, oder der allgemeinen Gütergemeinschaft gilt); (S. 105) über Vermuthung für die eheliche Geburt des Kindes; (S. 111, womit S. 425 verglichen werden muß) über das Recht des Vaters, die Kinder in einer der christlichen Religionen erziehen zu lassen; (S. 155) über den Vorzug des ältern oder jüngern Lehenbriefs; (S. 206) ob ein Lehen durch Verjährung in *allodium* verwandelt werden könne; (S. 233) über das Recht des Gutsherrn, auf den Grundstücken seiner Meyer Bäume zu fällen; (S. 295) vom Rechte des Forstherrn, ein Gehölz in Zuschlag zu legen; (S. 325) über das Recht der Unterthanen auf die Beute, welche sie dem Feinde nehmen; (S. 341) über die Verjährung der *actio judicati*; (S. 366) über das Weiderecht in geschlossenen Zeiten; (S. 419) über das Verhältniß der öffentlichen, privilegierten und gesetzlichen Pfandrechte, vorzüglich über den Sinn der l. 11. Cod. *qui potiores in pignori* etc. Gewiß sieht jeder Jurist, den den Werth der Präjudiciensammlung erkennt, ohne deswegen fklavisch der einmal ausgesprochenen Ansicht treu zu bleiben, mit Vergnügen der Fortsetzung des Werks entgegen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Campe: *Reise durch die Schweiz, Italien, Frankreich, Großbritannien und Holland*, mit besonderer Rücksicht auf Spitäler, Heilmethoden und den übrigen medicinischen Zustand dieser Länder. Von Dr. C. Otto. Zweyter Theil. 1825. 467 S. 8. m. 1 Kpft.

Der zweyte Band dieser Reise, deren erster in d. A. L. Z. 1826. Nr. 121. angezeigt worden, begreift des Vfs. Aufenthalt in Paris, London, Edinburg, Glasgow, Dublin, Oxford und in mehreren Städten Hollands. Er beginnt mit einer Charakteristik der Franzosen, bey welcher Leidenschaft und vorgerathene Meinung nur zu sichtlich die Feder geführt und den Vf. zu Ausprüchen verleitet hat, die nicht selten hart und ungerecht erscheinen müssen. Mit

Ruhe und Unparteylichkeit spricht er dagegen über den Zustand der Medicin zu Paris im Allgemeinen, über Pinel und Broussais, die Marktchreyerey, den Zustand der Vaccine, über die mit der *école de médecine* verbundenen Cabinetts, den botanischen Garten und die hier aufgestellten Sammlungen, über Cuvier und Blainville. — Bey Aufzählung der in Paris erscheinenden Zeitschriften hat er anzuführen vergessen: die *Annales de chimie et de physique* par Gay-Lussac et Arago, die *Annales de la médecine physiologique* par Broussais, die *Annales des sciences naturelles*, die *nouvelle bibliothèque médicale*, das *Journal de médecine vétérinaire* und das *Journal de chimie médicale, de pharmacie et de toxicologie*.

Ein besondrer Abschnitt handelt von den Krankenanstalten und ihren Einrichtungen: Sämmtliche Civilhospitäler werden von einem *conseil général d'administration des hospices* und einer *commission exécutive* geleitet; während über die Militär-Heilanstalten sechs Inspectoren (2 Aerzte, 3 Wundärzte und ein Apotheker) gesetzt sind, denen die jährliche Revision sämmtlicher Militärhospitäler in Frankreich obliegt. Der Vf. geht nun die Hospitäler einzeln durch, und erwähnt hierbey das Eigenthümliche und Mittheilungswerthe aus dem Verfahren der bey diesen Anstalten fungirenden Aerzte und Wundärzte. Besonders lehrreich fand er die Klinik des leider durch Pfaffenlist von der Professur entfernten Dubois, der bey Rheumatismus im Rücken die Moxa auf der Wirbelsäule und den häufigen Genuß des kalten Wassers gegen Nierensteine empfiehlt. Fouquier ist jetzt Professor der innern Pathologie und dirigirt nicht mehr die von Corvisart geleitete innere Klinik. Von den Aerzten am *hôtel Dieu* schildert er genauer Hufson, Recamier (beide Anhänger von Broussais) und Petit, einen erklärten Gegner der neuen Schule; dieser verordnet bey Wechselfiebern nach dem sechsten Paroxysmus die Chinarinde innerlich und in Klystieren, zu welchem Zweck er eine Unze Fiebersinde mit einer gleichen Gabe *sinapis diarodon* verbindet, um zu verhindern, daß die Klystiere nicht sogleich wieder fortgehen. Was O. über Dupuytren als Arzt und als Lehrer, über sein unfreundliches Betragen gegen Kranke und Studierende sagt, ist leider wahr, und schon von Andern gerügt worden.

Die vorzüglichsten Badeanstalten im *hôpital St. Louis*, besonders die nach *d'Arcet* eingerichteten und von Bielt modificirten Schwefelräucherungs-Apparate werden vom Vf. genau beschrieben, *Mousson's* und *Lugol's* Versuche über die Krätze mitgetheilt, und *Alibert's* Vorlesungen über die Hautkrankheiten nach Verdienst gewürdigt. Bielt empfiehlt gegen hartnäckige Hautübel den innern Gebrauch starker Gaben Cantharidinctur und des Arseniks in Verbindung mit Potaſche oder flüchtigem Langensalze täglich zu $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$ Gran. Das Seltenwerden der Syphilis in Paris beruht nach dem Vf. nicht auf einer strengern polizeylichen Aufsicht über

über die Lufthirnen, sondern, wie auch *Casper* annimmt, auf der großen Beforgniß der Franzosen für die Erhaltung ihrer Gesundheit, welche ohne Scheu die Hülfe eines Arztes in Anspruch nehmen, sobald sie die geringsten verdächtigen Erscheinungen an sich bemerken.

In der Klinik von *Broussais*, dessen Theorie und Praxis der Vf. mit wenigen Zügen genau charakterisirt, sah er Typhuskranke unter dem Gebrauche schleimiger und beruhigender Mittel genesen; nie stellte sich bey ihnen *decubitus* ein, welcher nach *Broussais* immer durch Reizmittel, namentlich durch Kampfer begünstigt wird.

Das *hôpital des enfans malades*, nächstlich seiner gefunden Lage und seiner Einrichtungen, eins der vorzüglichsten in Paris, nimmt außer den syphilitischen, welche nicht, wie O. anführt, zum Findelhaufe, sondern zum *hôpital des vénériens* verwiesen werden, alle kranken Kinder auf. Des Vfs. Bemerkungen über die Aerzte dieses Hospitals — *Jadelot* und *Guesfent*, — über die hier übliche Behandlung der häutigen Bräune, des Keuchstussens, der Krätze, der Tinea, der acuten Exantheme stimmen vollkommen mit dem überein, was *Ratier* in seinem *Formulaire pratique des hôpitaux civils de Paris* anführt. — Beym *hôpital Necker* erwähnt O. den Erfindungen, w den versch werden. U namentlich für die königlicher W welches hi

Für Aufbewahrung und Heilung von Gemüthskranken giebt es in Paris drey Anstalten, von welchen die *Salpêtrière* für gemüthskranke Weiber, der *Bicêtre* für gemüthskranke Männer, und die *Maïson de Charenton* für beide Geschlechter bestimmt ist. Keine dieser Anstalten befriedigte den Vf., da es überall an Reinlichkeit und Ordnung fehlte und nirgends die Kranken gehörig beschäftigt werden. — Am Schlusse dieses Abschnitts erwähnt der Vf. noch *Magendie's* Vorlesungen über Physiologie, und beschreib die Experimente, welche mit Strichnias, Oel, Brech- und Purgirmitteln, Kampfer, Blausäure, Opium u. s. w. an lebenden Thieren gemacht wurden.

In den beiden folgenden Abschnitten entwirft der Vf. eine kurze Charakteristik der Medicin und Chirurgie in London und der dortigen Aerzte, und beschreibt sehr vollständig alle wissenschaftlichen Institute und Vereine, welche in Beziehung zur Heilkunde stehen. Rec. glaubt hier sich kurz fassen zu dürfen, da vor Kurzem Hr. Prof. *Wagner* eine vollständige Beschreibung der englischen Heilanstalten gegeben hat. — Nicht grundlos scheint die auch von Andern aufgestellte Behauptung, daß die starken Aderlässe und das Calomel, welche als die

Hauptheilmittel der englischen Aerzte anzusehen sind, durch das englische Klima und die Lebensweise der Briten gefordert werden, bey welchen Leberleiden, Scropheln, Apoplexien u. s. w. vorzugsweise beobachtet werden.

Die meisten der 22 Hospitäler in London sind klein und von Privatpersonen gestiftet und unterhalten; die bedeutendsten sind das Thomas-, Guys- und Bartholomeus-Hospital. Hr. O. rühmt die vollständige Sammlung von Zahnpräparaten im Guys-Hospital und das Museum für pathologische Anatomie im Bartholomeus-Hospital, an welchem der durch seine wissenschaftlichen Leistungen und durch die erlittenen Verfolgungen bekannte *Lawrence* Arzt ist.

Bey der Beschreibung des Fieberhospitals (*house of recovery for typhus and scarlet fever*) erwähnt Hr. O. *Armstrong* und seine Theorie über den Typhus und die Behandlung desselben, welche wir als bekannt übergehen. Von den bemerkenswerthen Mittheilungen über *Babington's* und *Macgregor's* Verfahren wollen wir nur die Beobachtung *Macgregor's* anführen, daß von fünf Individuen, welche ohne Mercur von der Syphilis geheilt werden, gewöhnlich nur drey von secundären Erscheinungen befreit bleiben, während höchstens bey einem von 76, die durch Quecksilber geheilt sind, secundäre Symptome wahrgenommen werden.

Die beiden öffentlichen Irrenhäuser *Bethlem* und *St. Luke's*, welche sich durch ihre vorzügliche Einrichtung vortheilhaft auszeichnen, sind nur für heilbare Wahnsinnige bestimmt; jeder Aufgenommene wird nach einem Jahre wieder entlassen, wenn sich nicht innerhalb dieser Zeit Spuren der Besserung gezeigt haben. Außer den Spitälern giebt es in London noch die *Infirmaries* und *Dispensaries*, aus welchen arme Kranke in ihren Wohnungen unentgeltlich ärztliche Hülfe und Arzneien erhalten. Vier dieser Anstalten sind vorzugsweise für kranke Kinder; drey für Augenübel, eins für Haut- und eins für Ohrenkrankheiten bestimmt. — Leider lassen sich die vom Vf. in diesen Anstalten gesammelten, oft recht interessanten Beobachtungen nicht in der Kürze wiedergeben, weshalb wir den Leser auf das Buch selbst verweisen müssen.

Ueber *Alexander*, dessen seltne Gewandtheit in Augenoperationen Hr. Prof. *Wagner* nicht genug rühmen kann, schweigt Hr. O. gänzlich. *Bampfild's* Methode bey Krümmungen des Rückgraths möchte nicht das unbedingte Lob verdienen, welches Hr. O. ihr zollt, wenn man sich der Untersuchungen *Lachaise's* über die Extensionsmaschinen bey Rückgrathskrümmungen erinnert.

Nach der Beschreibung der Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten, von welchen das Invalidenhospital in Greenwich für Matrosen, das Chelsea-Hospital für Landsoldaten, das Findelhaus, das Magdalenen-Hospital (ein Correctionshaus für hü-

büßende Sünderinnen), und das Taubstummenspital besonders ehrenvoll erwähnt werden, geht Hr. O. zu den Museen über, unter welchen er dem Hunter'schen und dem Langstaffs-Museum eine genaue Aufmerksamkeit widmet.

Auf seiner Reise nach Edinburg verweilte der Vf. in York, um die beiden Irrenhäuser, namentlich das weltberühmte, von Quäkern gestiftete *Asylum* kennen zu lernen, welches seine Erwartungen noch übertraf.

Die Einrichtungen der Universität in Edinburg, der Zustand der Arzneywissenschaft daselbst, die schottischen Aerzte und ihre Methoden, welche von denen der Londoner Aerzte im Ganzen wenig abweichen, werden ausführlich geschildert. Ueber *Thomson's Methode*, die Syphilis ohne Gebrauch des Quecksilbers zu heilen, hätte Rec. einen ausführlicheren Bericht erwartet. — Auf dieselbe Weise beschreibt Hr. O. die Universität zu Glasgow, die Sammlungen dieser Hochschule, so wie ihre Krankenanstalten, von denen er das Hospital für Wahnsinnige als eins der sehenswürdigsten in Europa darstellt.

Vollkommen stimmt der Vf. mit Hn. Prof. *Wagner* darin überein, daß Dublin sehr viele ergiebige Quellen der Belehrung besitze, daß es rücksichtlich seiner Unterrichts- und Krankenanstalten, so wie des regen wissenschaftlichen Lebens unter den dortigen Aerzten — weit über die schottischen Universitäten zu stellen sey. Unter den Museen zeichnet sich das des *royal college of surgeons* durch Reichhaltigkeit an interessanten pathologischen Präparaten besonders aus. Das im Universitätsgebäude aufgestellte sehr bedeutende anatomische Cabinet verdankt seine Entstehung *Macartney* und *Jacob*, der eine Auflösung von Alaun und Salpeter zur Aufbewahrung der Präparate allen andern Mischungen vorzieht. Unter den vielen sehenswerthen Präparaten dieser Sammlung befindet sich ein sehr deutliches Präparat der *Membrana Jacobaea*. — Zur Aufnahme ansteckender Fieberkranken giebt es besondere Anstalten, unter denen das *Fever-Hospital* in Corkstreet durch seine zweckmäßige Einrichtung alle Krankenanstalten Londons übertrifft. Der in Dublin fast endemische Typhus sucht den ärmern Theil der Einwohner vorzugsweise heim, und soll bey einer kalten und feuchten Luft häufiger und bösartiger seyn. *Sir Patrick Dun's Hospital* nimmt nur innere Kranke für den klinischen Unterricht auf, welchen — nach *Wagner* — *Macartney*, *Banker* und *Allmann* ertheilen. — In der Heilanstalt für venerische Frauenzimmer haben die Versuche, die

Syphilis ohne Mercur zu behandeln, keine günstigen Resultate geliefert. Unter den Irrenhäusern steht das *Richmond Lunatic-Asylum* obenan. Von den übrigen Instituten verdient besonders das Findelhaus und die Entbindungsanstalt Erwähnung, in welcher alle fünf Jahr das Puerperalfieber epidemisch herrschen soll. *Douglas* und *Brennan* wollen immer vom Terpeptinöl erprobliche Dienste in dieser Krankheit gesehen haben.

Von den sehenswerthen Anstalten der Universität Oxford findet sich eine vollständigere Beschreibung in *Wagner's* Schrift: Ueber die Medicinal-Anstalten und den jetzigen Zustand der Heilkunde in Großbritannien und Irland.

Mit einem Panegyricus auf die Liberalität der Engländer, wöbey sich der Vf. derbe, oft ungeredete Ausfälle auf Frankreich erlaubt, scheidet er von Großbritannien.

In Holland verweilte er nur wenige Tage in Leyden und Amsterdam, in welchen Städten die Krankenanstalten eine große Reform bedürfen.

H—r.

ERDBESCHREIBUNG.

Das in d. A. L. Z. 1826. Nr. 99. recensirte Original ist von Hn. *M.* viel zu weitläufig übertragen worden. In Hamburg und Bremen kennt man Hayti so gut als Hannover oder Holstein, in Folge der Leichtigkeit; mit der man jetzt Seereisen macht und in der Fremde eine kurze oder längere Zeit weilt. Dem kaufmännischen Publicum nützlich zu werden mußte der Uebersetzer trachten, und nur aufnehmen, was aus Deutsche auf Hayti als weltbürgerlich und literarisch wichtig erscheinen kann; aber eine Menge Dinge, welche nur Franzosen oder Britten in dem Werke interessieren können, mußte er ausschneiden oder sehr verkürzen. Diese Regel gilt für alle Unternehmungen solcher Art; die Vernachlässigung derselben vertheuert das Buch und vermindert den Absatz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

PHILOSOPHIE.

LANDSHUT, d. Thomann: *Grundriss der Geschichte der Philosophie*, von Dr. Friedrich Ast u. s. w. — Zweyte, vermehrte u. verbesserte Auflage. 1825. 442 S. 8.

Der Werth dieses Compendiums hat sich durch den Gebrauch desselben bewährt. Der Vf. gab dasselbe zum ersten Male 1807 heraus, und damals war es das erste Compendium, welches die Aufgabe, die *Geschichte der Philosophie* als „Darstellung der fortschreitenden Entwicklung der Philosophie als Wissenschaft“ nicht bloß, wie die frühern Compendien und selbst die größern Werke von Tiedemann und Tennemann, nur *aussprach*, sondern sie durch Nachweisung des innern Zusammenhangs der Erscheinungen der Philosophie auch wirklich zu lösen, den ersten, wiewohl unvollkommenen Versuch machte. Mag man auch tadeln, der Vf. habe die *Schelling'schen* Ansichten dabey angewendet, so läßt sich dagegen die Frage aufwerfen, ob es dem Geschichtschreiber in diesem Gebiete möglich sey, aller bestimmten philosophischen Ansicht und Ueberzeugung zu entgehen, und ob nicht vielmehr darin der wahre Unterschied der Bearbeitungen liegen wird, daß der eine Darsteller einem System folgt, welches einen frühern und unvollkommenen Standpunkt bezeichnet, der andere aber von der philosophischen Weltansicht aus, welche sich als das Resultat aller frühern Bildung darstellt und dem gegenwärtigen Bedürfnis der wahrhaft philosophirenden Geister entspricht, jenes Ganze der Geschichte aufstellt. Wenigstens haben die jenem Compendium nachfolgenden Darstellungen, was diesen wesentlichen Punkt, den *wissenschaftlichen Zusammenhang* der Systeme anlangt, bis jetzt nicht glücklichere Versuche geliefert. Einer der letzten Darsteller aber, nämlich Rixner, hat diesen Grundbau des Vfs. im Wesentlichen in sein Handbuch der Geschichte der Philosophie übergetragen, was vielleicht das Beste daran ist. Andere haben sich mit Anordnung in logische Rubriken, Kapitel, Paragraphen und chronologische Absonderungen beholfen, welche den innern Zusammenhang, der hier gefordert wird, freylich nicht ersetzen. Der Vf. hat daher auch Recht, in der Vorrede zu dieser neuen Auflage auf die organische Bildung auf-

Ergänz. Bt. zur A. L. Z. 1828.

merksam zu machen, welche er in der Entwicklung der philosophischen Systeme, vorzüglich der Griechen nachzuweisen gesucht habe, in sofern auf dieser die wissenschaftliche (das tiefere Bildungsgefeß ergründende) Auffassung und Betrachtungsweise beruht. Man muß ihm aber auch zugleich das Lob geben, daß er bey diesem wissenschaftlichen Verfahren fern von der Absicht gewesen ist, irgend eine philosophische Lehre geltend zu machen, da er vielmehr, wie auch der Schluß des Buchs in dieser zweyten Auflage bezeugt, in *Schelling's* Lehre nicht stehen geblieben ist. Mehr könnte sich der Tadel erheben gegen die *Anwendung* jener Idee im Einzelnen; allein dies hebt jenes Verdienst selbst nicht auf.

Um aber hier auch etwas in das Einzelne dieser Anordnung einzugehen, so bemerken wir Folgendes: Der Vf. bestimmt die *Perioden* der Geschichte der Philosophie nach den Perioden der *allgemeinen Geschichte*; er sagt (S. 10): sie seyen nicht bloß dem Wesen nach mit den Perioden der *Menschengeschichte* Eins, sondern auch zeitlich ihnen gleichlaufend. Nun nimmt der Vf. richtig eine Periode der ungetheilten, in sich verhüllten Einheit des ursprünglichen Lebens an, welche er die Periode der orientalischen Menschheit, des mythischen oder goldenen Zeitalters nennt; und dem entsprechend nennt er seine erste Periode der Geschichte der Philosophie Geschichte der *orientalischen Philosophie*. Dagegen ist zu sagen, daß das philosophirende Denken in der That nicht mit dem Leben der *Menschheit*, so wenig als mit der Geburt des Individuums anfängt, daß also in sofern die erste Periode des Menschheitslebens nicht zugleich die erste Periode der Geschichte der Philosophie ist; ferner daß das Philosophiren selbst jener ungetheilten unentwickelten Einheit des Lebens geradezu widerspricht, da es das Aufgehen dieser Einheit, das Heraustreten in den Gegensatz voraussetzt, und die Einheit mit Bewußtseyn wiederum herbeyzuführen arbeitet. Mithin kann auch von keiner *orientalischen Philosophie* die Rede seyn, da jener ältere Orientalismus, von welchem uns Urkunden berichten, zwar ein solches Heraustreten aus der Einheit mannichfach bezeugt, aber das Denken hier noch nicht die *Form* des Philosophirens gewonnen hat, sondern wie der Vf. durch das Prädicat mythisches Zeitalter andeutet, noch die der

realen Anschauung angemessenere Form des Mythos hat. Diese Ansicht des Vf. aber geht aus der unbestimmten und zuviel befallenden Definition §. 1. hervor, daß die Geschichte der Philosophie die Darstellung der Ideen, Grundsätze und Lehrmeinungen sey, durch welche der menschliche Geist seine Forschungen und Ansichten vom Wesen der Dinge offenbart habe. Wo möchte nun hier die Grenze zwischen Geschichte der Philosophie und Mythologie seyn? — Nach des Rec. hier angedeuteter Ansicht würde also zwar diese erste Periode der Gesch. der Philosophie selbst als Vorbereitung der Philosophie, welche mit den Griechen beginnt, bey den Griechen zu sehen. — In der Antik Philosophie ist uns die Geschichte der Philosophie als eine Auflösung des Pythagoreismus betrachtet, da er doch so selbstständig wie dieser ist; ferner daß der Vf. mehr auf die Uebereinstimmung als auf die Verschiedenheit bey der Stellung des Plato zum Sokrates Rücksicht genommen hat.

Was die Behandlung des Stoffs im Einzelnen anlangt, so hat der Vf. dieselbe in sofern nicht abgeändert, als er auch in dieser Ausgabe nur Text ohne Belege mit Stellen und Citaten giebt. Dies hat freylich bey der mannichfaltigen Deutung philosophischer Sätze und Behauptungen Vieles und hauptsächlich das gegen sich, daß es das Selbststudium des Schülers hindert, indem er sich unbedingt dem Verfasser anvertrauen muß. So berichtet der Vf. vom Heraklit S. 56 z. B. geradezu: das Feuer ist das Princip, aus dem Alles entsteht und worin sich Alles wieder auflöst; — und dann weiter: das Feuer ist unveränderlich, welches der Grundansicht des Heraklit von dem Werden oder der ewigen Bewegung, in welche er das Absolute setzt, dem Ausdrucke nach direct entgegensteht, wie man dies auch aus den Schleiermacherschen Untersuchungen

leicht ist von dem wichtigen als Grundwesen und in Rede. So folgt der Lehre des Pythagoras der trüben Quelle des Heraklit, welchem

Vom Parmenides ist der Bericht des Hn. A. auffallend dürftig; jener Philosoph wird von Xenophanes und Melissus nicht gehörig unterschieden. Am auffallendsten aber ist es, daß der Vf. vom Xenophanes viel mehr zu sagen weiß, als vom Parmenides (daß der erste Theil des Gedichts des Letztern die Aufzählung habe: *ἡγεῖται νοῦτον*, ist durch keine Quelle zu belegen). Was will der Vf. aber mit den Worten sagen: die Veränderlichkeit beziehe sich nach

Melissus auf die weder vollkommenen noch unvollkommenen Dinge (*το μισα*), die „zwischen dem Seyn und dem Nichtseyn in der Mitte schweben“? Hierzu möchte Rec. die Belege sehen. — Höchst ungenau findet Rec. auch die Lehre des Empedokles dargestellt, worin freylich der Vf. keine bessern Vorgänger hat. So sagt er: die Elemente sind selbst wieder aus Urstoffen zusammengesetzt, die unveränderlich und unzerstörbar sind.“ Aber nach Aristoteles waren des E. Elemente der Qualität nach einfach, worin er von Anaxagoras abweicht. Ferner heißt es: physisch war ihm die Einheit der Dinge wahrscheinlich das Feuer, welches er als das höhere Element den andern entgegensetzte; speculativ war sie ihm das Gute, die Gottheit, oder die höhere, intelligible Welt (*τὸ νοητόν*), das Musterbild der sinnlichen.“ In diesen Worten sind sehr verschiedene Ansichten ohne Belege vermischt. Der Unterschied des *κατὰ φύσιν* und *κατὰ νοῦν* stimmt nicht zu des Empedokles übriger Ansicht und mag ihm wohl erst von den Platonikern beygelegt worden seyn, weil sie den *αἰσθητός* (von diesem sagt der Vf. so wenig wie von dem *κατὰ φύσιν* des E.) als das Nichtwahrnehmbare ansehen mußten. So führt der Vf. ferner von der Gottheit des Emp. richtig an, daß sie das seligste Wesen sey und von allem Streite entfernt lebe, setzt aber hinzu: daher ihre Erkenntniß beschränkter ist; denn außer dem Streite wohnend, erkennt sie nicht das Leben im Streite, weil das Erkennen u. s. w. Aber Jeder, welcher des E. Lehre nach den Quellen studirt hat, weiß, daß, was der Vf. hier als Grund anführt, eine Folgerung des Aristoteles ist, welcher den E. beurtheilt. Die Sätze, der Tod ist die Scheidung des Feurigen vom Irdischen: darum trifft er den Körper wie die Seele, gehören einzig nur dem unsichern Pseudoplatarch an. Von der Seelenwanderung des E. wäre zu bemerken, daß erst die Späteren bestimmt davon reden. So zeigt sich, daß durch Hinweglassen der Belege die schlechtesten einseitigen oder doch wenig unterstützten Berichte mit den sichern und wahrhaften vermischt und in einen Rang gesetzt werden.

In der Aufstellung der einzelnen Lehren eines Philosophen findet sich größtentheils ein guter Zusammenhang, was sich von der Anordnung der mythischen Philosopheme S. 20. 21 nicht eben so sagen läßt. Aber ein anderer Mangel, welchen der Vf. in seiner Darstellung zu verbessern hat, besteht darin, daß er die Lehren eines Philosophen häufig nicht mit den ihm eignen Kunstausdrücken beschreibt und die wesentlichen Begriffe nicht hervorhebt, was zu einer scharfen Charakteristik gefordert wird. Hierher gehört z. B. der obengenannte Gegensatz des *αἰσθητός* und *κατὰ φύσιν* bey Empedokles, und der *Fluß* des Heraklit. Schon ist es störend, einen alten Weisen, wie Xenophanes, S. 69 in unsrer modernen Sprache sagen zu hören: nur die Vernunft gewährt Wahrheit und eigentliches, sich selbst begründendes Wissen, dagegen der Empi-

aber — doch nicht das Wahre als solches erkannt.

Uebrigens hat der Vf. in dieser zweyten Auflage die Geschichte bis auf die gegenwärtige Zeit fortgeführt, und sich dabey mehr an die Wendische Bearbeitung des Teutonica'schen Grundrisses gehalten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Baumgärtner Buchh. Christliche Religionsvorträge und kirchliche Amtsreden von Dr. Ernst Zimmermann; Hospitpredigen in Darmstadt. 2ter Theil. 1826. X. 860 S. 8. (1 Rthl. 12 Gr.)

Mit Recht wird der sehr verdiente Vf. dieser Religionsvorträge und Amtsreden unter den vorzüglichern Kanzelrednern unsrer Zeit genannt. Auch in der gegenwärtigen Sammlung bewährt er sich als solchen, und Rec. ist überzeugt, daß dieselbe nicht nur gebildeten Christen, die sich durch das Lesen guter Predigten erbauen wollen, sondern auch angehörigen Kanzelrednern, die mit den besten homiletischen Arbeiten ihrer Zeitgenossen bekannt zu werden wünschen, vor vielen ähnlichen Werken empfohlen zu werden verdient. In einer jeden der hier mitgetheilten ein und zwanzig Predigten werden wichtige praktische Religionswahrheiten, nach einer logisch richtigen Anordnung, mit Klarheit entwickelt und in einer sehr gebildeten Sprache, lebendig und kräftig dargestellt. — Die an den Festtagen gehaltenen Predigten, deren sieben in dieser Sammlung vorkommen, beziehen sich alle auf die Geschichte oder auf den Zweck des jedesmaligen Festes, und knüpfen daran eben so zeitgemäße als gemeinsinnige Betrachtungen. Zum Beweise wird die Angabe folgender Hauptsätze denen künftigen am zweyten Weihnachtstage, am Luc. 11, 15—20, erste Predigt: Der Einfluß der Sendung Jesu auf unser Verhältniß zu Gott; zweyte Predigt: Ernste Erwägung unsers Verhältnisses zu dem Erlöser der Welt; am zweyten Oftertage, über Luc. 24, 13—35: Die Auferstehung Jesu, als ein glorreicher Triumph (des Himmels über die Erde, des Lebens über den Tod, des Glaubens über Zweifelsucht und Unglauben, der Unschuld und Tugend über die Verfolgungen der Bosheit und die Schmähungen des Latters, des Evangeliums und des ganzen Erlösungswerks über eine widersirebende Welt); am zweyten Pfingsttage, erste Predigt über Matth. 13, 31—34: Die Herrlichkeit der christlichen Kirche; zweyte Pr. über Joh. 3, 16—21: Wo ist die wahre Kirche Christi? (Sie ist da, wo man am redlichsten die Wahrheit sucht, wo man am freudigsten und innigsten glaubt, wo man am meisten Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet, wo man am meisten die Sünde haßt, wo man am innigsten und thätigsten liebt); am Reformationstage, über Phil. 2, 1—4: Worte

des Friedens bey dem kirchlichen Unfrieden der Zeit; am allgemeinen Bußtage, über Matth. 5, 8: Daß wir den heutigen Tag nicht besser heiligen können, als durch den Entschluß, reines Herzens zu werden. — Wie geschickt der Vf. einzelne Stellen aus den sonntäglichen evangelischen Perikopen zu benützen weiß, um daraus fruchtbare Betrachtungen herzuleiten, sieht man, wie aus mehrern, so insbesondere auch aus den Predigten am zweyten Sonnt. nach der Erscheinung Christi und am Sonnt. Lätare. In jener wird die fortwährende Offenbarung der Herrlichkeit Christi zum Gegenstande der Betrachtung gemacht; in dieser wird Anleitung gegeben zum prüfenden Nachdenken über die Gründe der Anhänglichkeit an Jesum. — Die Hauptsätze der übrigen in dieser Sammlung enthaltenen Predigten (größtentheils über die gewöhnlichen Sonntags-Evangelien) sind folgende: Am zweyten Advents-sonntage: Wann naht sich unsre Erlösung; am vierten Advents-sonntage: Wie wichtig für unser Leben in der Gegenwart ein ernster Blick auf die Nachwelt sey; am Sonnt. Quasimodogeniti: Der Friede, welchen Christus der Welt gebracht hat; am Sonnt. Jubilate: Des Christen Trauer und sein Trost; am Sonnt. Rogate: Warum wird von vielen unsrer Zeitgenossen die Uebung des Gebets unterlassen? am Sonnt. Exaudi: Wohin führt die Unterlassung des Gebets? am 1. Sonnt. nach Trinit.: Leben und Ende des genussüchtigen Schwelgers; am 2. Sonnt. n. Trinit.: Warum auch in unser Zeit die Einladung Christi an so Viele vergeblich ergeht; am 4. Sonnt. n. Trinit.: Die Stimme der Wahrheit in Zeiten eines tiefen Sittenverfalls; am 6. Sonnt. n. Trinit.: Bedingungen der Seligkeit; am 8. Sonnt. n. Trinit.: Freundliche aber ernsthafte Bitten an die Ausgezeichneten unter unsern Brüdern; am 23. Sonnt. n. Trinit.: Von den Verdiensten des Christenthums um das Glück der Staaten. — Angehängt sind diesen geistvollen Predigten zwey Confirmationsreden und drey Traureden. Die erste dieser Reden ist bey der Confirmation des Prinzen Ludwig von Hessen gehalten, dem auch diese Predigtsammlung vermittelt eines trefflichen Zeichnungsschreibers besonders gewidmet ist, und entspricht jeder gerechten Erwartung. Nur in der zweyten Frage, welche dem Confirmanden zur feyerlichen Bejahung vorgelegt wurde (eban diese Frage kommt völlig gleichlautend auch in der zweyten hier mitgetheilten Confirmationsrede vor), möchte statt der Worte: „Wollen Sie Sich aber auch in den Gehorsam der christlichen Kirche ergeben?“ — zur Vermeidung eines möglichen Mißverständnisses, wohl ein klarerer Ausdruck gewählt worden seyn.

Daß Hr. Dr. Z. ein vernunftmäßiges Christenthum predige, darf als bekannt vorausgesetzt werden. In der Predigt am 2. Sonntage nach Epiphania zeigt er, daß Christus seine Herrlichkeit fortwährend auch in der ewigen Vernunftmäßigkeit sei-

seine
(S. 1
Gefu
ja, es
nach
und
lang
Aber
und
sehr
zu f
den
die l
je m
ho;
hier
je ti
gewi
kett

stosliche Wahrheit der Lehre Jesu erkennen, und auch darin eine fortwährende Offenbarung seiner Herrlichkeit erblicken." Unstreitig führt die hier dargestellte Ansicht des Christenthums nicht nur zum freudigsten Bekenntniß desselben, sondern auch zur innigsten Verehrung seines erhabenen Stifters. Und so hört man denn auch in diesen Predigten die Segnungen des Evangeliums mit einer Wärme verkündigen, die nur aus der lebendigsten Ueberzeugung hervorgehen kann. Um dieser an sich so schätzbaren Wärme willen wird man es leicht verzeihen, wenn der begeisterte Redner irgend einmal in einen Eifer gerathen seyn sollte, der sich zu heftig äußerte. Dieß dürfte der Fall gewesen seyn in einer Predigt am zweyten Christtage, wo es S. 282 heist: „Eine lange Reihe von Jahrhunderten ist verflossen, in welchen es kein Vernünftiger zu bezweifeln wagte, daß die Menschheit ihre Erkenntniß Gottes, seines Wesens und Willens, seiner Rathschlüsse und Veranstaltungen dem Erlöser der Welt verdanke. Da erschien endlich unser Zeitalter, dieses überkluge, vor lauter Klugheit thöricht gewordene und in eitle Selbigenäugsamkeit versunkene Zeitalter, und ward dem anmaassenden Schüler ähnlich, welcher, weil er nun der unmittelbaren Zucht entwachsen ist und auf eignen Füßen stehen gelernt hat, das Verdienst des Lehrers erkennt und alle Kenntniß und Wissenschaft durch eignen Fleiß erlangen haben will. Da warf dieses Zeitalter, in seiner Alles wissen wollenden Albernheit, die Frage auf: Ob denn wirklich Jesus über Gott und göttliche Dinge ganz Neues gelehrt habe; ob nicht alle seine Glaubenssätze bereits in den Gesetzen eines vernünftigen Denkens gegründet gewesen seyen; ob also nicht

die sich selbst überlassene Menschheitskunst auch ohne höhern Beystand zur Erkenntniß derselben hätte gelangen können. O der unnützen Fragen! O der schändlichen Undankbarkeit!“ — Was der Vf. nach dieser, bey gütiger Uebersetzung sehr belustigend in allen ihren Theilen zu rechtfertigenden Anklage dem gegenwärtigen Zeitalter vorhält, hätte ohne sie eben so klar und eindringlich gesagt werden können, als es geschehen ist, und würde dann vielleicht bey Manchem um so eher Eingang gefunden haben. Wahr und schön schließt der Vf. den hier berührten Theil gedachter Predigt mit folgenden Worten: „O freudig, Christen! wollen wir erkennen, anerkennen, daß der Erlöser der Welt das beseeligende Licht uns gebracht und die Strahlen desselben über alle Stände und Klassen, auch über das ungelehrte Volk und über jeden Einzelnen unter uns verbreitet hat. Daß wir Gott in seiner Majestät und Gnade, daß wir seinen heiligen Willen, daß wir seine huldreichen Rathschlüsse zu unserm Heil erkennen, das ist Jesu Verdienst; er hat nicht bloß richtiger und vollständiger, als irgend Jemand vor ihm, die Wahrheit verkündet; er hat auch den an sich todten Willen und Erkenntniß des Lebens eingebaucht; er hat die beseeligende Gotteserkenntniß aus der Schule der Gelehrten in die Mitte des Volks verpflanzt; und die Klarheit, mit der wir wissen, die Freudigkeit, mit der wir glauben, die Zuversicht, mit der wir auf Gott hoffen, das Alles verdanken wir ihm.“

NEUE AUFLAGEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Psychische Anthropologie* von Gustav Konst Schulze, Königl. Großbritann. — Hannoverschem Hofrath und ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik auf der G. A. Universität zu Göttingen, Mitgliede der amerikanischen philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia. Dritte Ausgabe. Großentheils neue Ausrüstung. 1826. LXIV u. 664 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1818. Nr. 908.)

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Theoretisch-praktische deutsche Schulgrammatik*, oder kurzgefaßtes Lehrbuch der deutschen Sprache, mit Beyspielen und Aufgaben zur Anwendung der Regeln, von Dr. Joh. Christ. Aug. Hoffe, Schuldirektor zu Magdeburg u. s. w. Siebente verbesserte Auflage. 1827. VIII u. 392 S. gr. 8. (16 Gr.) (S. die Recens. Erg. Bl. 1817. Nr. 47. und 1822. Nr. 3.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BASEL, b. Neukirch: *Allgemeine kritische Annalen der Verhaft-, Straf- und Besserungs-Anstalten, der körperlichen und Heilungs-Institute, der Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine, so wie der Elementar-, Industrie- und Polytechnischen Schulen;* nach des Herrn *Appert* zu Paris neuem *Journal des Prisons, Hospices, Ecoles primaires et Etablissements de bienfaisance*, in größerer Ausdehnung, mit vielen Zusätzen und Bemerkungen frey bearbeitet von *Dr. Theodor Hartleben*, Großherzogl. Badischem geheimen Regierungsrathe u. s. w. Erster Band in drey Heften. 1826. 412 S. 8.

Bey dem regen Sinne für die Verbesserung der Strafanstalten, Heilungsinstitute, Wohlthätigkeits- und Schulanstalten, war es gewiß eine sehr glückliche Idee des mit unermüdetem Eifer für Beförderung alles Gemeinnützigen und Guten erfüllten kürzlich verstorbenen *H.*, eine eigene Zeitschrift anzulegen, in welche nicht allein Materialien zu diesem Zwecke niedergelegt, sondern auch durch Bekanntmachung desjenigen, was in Europa und selbst außer Europa zur Erreichung desselben geschehen, ein edler Wettstreit erzeugt, und eine Nachahmung des wirklich und dauernd Verdienstlichen befördert werden sollte. Zum Vorbilde dieses Unternehmens hat das seit Januar 1825 zu Paris erscheinende *Journal des prisons, hospices, écoles primaires et établissements de bienfaisance* par *B. Appert* gedient, so wie dasselbe auch im Ganzen der vorliegenden Zeitschrift zum Grunde gelegt ist; in dessen würde man sehr irren, wenn man letztere als eine bloße Uebersetzung jenes Journals annehmen wollte, da der Vf. vielmehr nur das Vorzüglichere aus demselben ausgehoben und mit einer Menge durch seine ausgebreitete Correspondenz in und außer Deutschland ihm zugekommenen Materialien bereichert hat. Aber was dem Ganzen außerdem einen eigenthümlichen Werth giebt, das sind die eigenen theils berichtenden, theils erläuternden Zusätze des Vfs., wozu derselbe um so mehr berufen war, als er durch persönliche Untersuchungen des Zustandes der Gefängnisse, Hospitäler, Zucht-, Besserungs- und Irrenhäuser vieler deutschen Staaten und namentlich des österreichischen Kaiserstaats, so wie eines großen Theils der Schweiz, überdies

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

aber durch seine eignen fünf und zwanzigjährigen Dienstverhältnisse, als oberster Director solcher Anstalten, reiche Erfahrungen über diese Gegenstände zu machen Gelegenheit erhalten hatte.

Diese neue Zeitschrift — die einen Fortsetzer zu erhalten verdient — hat einen dreifachen Zweck: praktische Abhandlungen und Aufsätze sollen auf die richtigen Grundsätze und Einrichtungen bey Anlegung und Verbesserungen jener Anstalten hindeuten; bereits erlassene Gesetze über dieselben sollen gewürdigt werden; auch sollen solche Schriften beurtheilt werden, die seit 1825 in deutscher Sprache erschienen sind, und auf den Umfang des Geschäftskreises dieser Zeitschrift Bezug haben. Endlich wird jedem Stück ein sogenannter Verkündiger angehängt, welcher nützliche Erfindungen und einzelne Verbesserungen, Gesetze zur Vervollkommenung, besondere Verdienste Einzelner um die fraglichen Gegenstände, Beförderungen, Belohnungen und Todesfälle, bedeutende Unglücksfälle und dagegen ergriffene Maasregeln, Beschwerden über gesetzwidrige und inhumane Behandlung durch Untersuchungsrichter, Festungscommandanten, Gefangenenaufsicher u. s. w., Aufforderungen zu Unterstützung Verunglückter, Armer, Gefangener u. s. w.; Preiscourante von Arbeiten, welche in den bezeichneten Anstalten verfertigt werden; Dienstgesuche und Buchhändleranzeigen neu erschienener Schriften (letztere drey Gegenstände könnten füglich wegbleiben) anzeigen soll. Was nun die in den vorliegenden drey Heften enthaltenen Abhandlungen und mitgetheilten Materialien anbelangt: so wird ein Auszug aus denselben um so weniger zweckmäßig seyn, da sie größtentheils nur berichten und, wegen des in ihnen enthaltenen Details, ganz gelesen werden müssen; und so darf sich Rec. darauf beschränken, durch eine kurze Aufzählung derselben auf die Reichhaltigkeit der Zeitschrift selbst aufmerksam zu machen. Das erste Heft enthält den von *Decazes* im J. 1819 an den König Ludwig XVIII. erstatteten Bericht über Anordnung, Wirkungskreis und Statuten einer königl. Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich, die Verordnung des Königs über die Bildung dieser Gesellschaft und die Statute derselben, Entwicklung der Grundsätze über die den französischen Departements-Commissionen der Verhaft-, Straf- und Besserungsanstalten zu ertheilenden Instructionen, Grundzüge einer Sanitätsordnung für die französischen Gefäng-

nisse, von dem Referenten der Commission vorge-
tragen und in dem Rathe der Gesellschaft zu Paris
geprüft und angenommen, vergleichender Blick auf
die französischen Gefängnisse, besonders zu Paris,
von *Appert*; über die militärischen Gefängnisse zu
Paris, über die Detentionsanstalt *La Force* zu Paris;
kurze Gegeneinanderstellung der Grundzüge des
Systems der Armenunterstützung in England und
Frankreich, über die Anfeindungen der Gewerbs-
schulen in Frankreich und deren Blüthe in Eng-
land; allgemeine Bemerkungen über die Gefängnis-
anstalten in Preussen; Einrichtung der Irrenanstalt
in dem Juliushospitale zu Würzburg, Instructionen
für die Wärter und Wärterinnen in demselben; ein
Blick über die Primärschulen in Griechenland, von
Appert; Fortschritte der Bildung in China, von
demselben; endlich Beurtheilungen von *Klappen-
bach's* Werken über Gefangene u. s. w. Das zweyte
Heft enthält den Vortrag der Commission der kgl. Ge-
sellsch. zur Verbesserung der Gefängnisse in Frank-
reich; über die Grundsätze in Hinsicht des religiösen
und moralischen Unterrichts in den Verhaft-, Straf-
und Besserungsanstalten, über die gegenwärtigen
Verhältnisse dieser Anstalten in Frankreich, insbe-
sondere über Departemental-Gefängnisse, Central-
Strafanstalten und *Bagne's*, Darstellung der Concier-
gerie zu Paris, von *Appert*; Bemerkungen über das
Gefängnis St. Lazare in Paris; über den gegen-
wärtigen Zustand der Wohlthätigkeitsanstalten in
Frankreich, insbesondere der Hospitäler, Findel-
häuser, Irrenanstalten und Bettlerdepots; über Kran-
kenbrüderschaften oder Verbindungen der Hand-
werker und sonstigen Arbeiter zur Unterstützung
der an ihrer Gesellschaft theilnehmenden Kranken;
jüngste Verhandlungen der Gesellschaft zur
Verbreitung des Elementarunterrichts zu Paris;
vorläufiger Bericht über die jüngste Sitzung der
königl. Gesellschaft für die Gefängnisse, vom 24. Jun.
1825; Verdienste der *Mistress Frey* um die Begrün-
dung einer guten Gefängnisanstalt zu Newgate in
London und gegenwärtiger Zustand derselben unter
Leitung eines Frauenvereins, Gallerie der engli-
schen Hospitäler und Irrenanstalten, nebst einer Ue-
bersicht der Hospitäler zu Paris, vom Dr. *Schultheß*;
neuere Notizen über die Armen-Colonien in Hol-
land; über das Schloß Köpenik bey Berlin, als
Gefängnis für die Demagogen und Sitz der Spec-
ialcommission für die Entdeckung demagogischer
Umtriebe, mit vergleichenden Blicken auf die Stadt-
vogtey zu Berlin; über das Zwangsarbeitshaus zu
Dresden, über das Correctionshaus zu München,
von *Appert*; einige Notizen über den öffentlichen
Unterricht in der Schweiz, besonders über die in
dem Canton Waadt bestimmten Mittel zur Erzie-
hung der Jugend; Resultate persönlicher Prüfung
über die in Englands Straf- und Besserungsanstalten
eingeführten Tretmühlen, aus einem Vortrage im
Repräsentantenrathe des Cantons Genf. Das dritte
Heft endlich; Praktische Beleuchtung der Vorzüge
des jetzigen Systems der Straf- und Besserungsan-

stalten, über Leibhaus-Lotterien; gesetzliche An-
ordnungen über die Einrichtung einer polytechni-
schen Schule zu Carlsruhe, Zug der sogenannten
Sklavenkette zu den Galeeren in Frankreich, äus-
sere und innere Einrichtung des *Bagne's* zu Brest,
Behandlung der Galeerenklaven, Vorzüge und ver-
besserte neue Verwaltung der *Bagne's* zu Toulon,
Bemerkungen über das für die wegen Schulden Ver-
hafteten, zu Paris bestehende Arresthaus, St. Pelagie
genannt; Gallerie der englischen Hospitäler, von
Schultheß, Fortsetzung; die Erziehungsanstalt zu
Hazelwood, zur Beurtheilung des pädagogischen Geis-
tes in England; vorläufiges Urtheil über die Ge-
fangenenanstalten in Russland; einige Notizen über die
Armenanstalten in den russischen Ostsee-Provinzen,
besonders in Dorpat; über den freywilligen Wohl-
thätigkeitsverein zu Stuttgart in seinem gegenwär-
tigen Zustande, endlich über das Zwangsarbeitshaus
in Plassenburg.

RÖMISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hendel: *M. Tullius Cicero's Laelius* oder
Abhandlung über die Freundschaft, übersetzt
und mit Einleitungen und erläuternden Anmer-
kungen versehen von C. A. G. Schreiber. Zweyte
Auflage, durchaus umgearbeitet von Dr. Georg
Friedr. Wilh. Grosse, Conrector des Gymn. und
Prediger am Dome zu Stendal. 1827. VI. u. 105 S.
8. (10 gGr.)

Nach der Vorrede ist diese Uebersetzung eine
gänzliche Umarbeitung der Schreiber'schen vom J.
1799. Rec. kann diese nicht vergleichen und muß
daher diese Schrift für sich betrachten. Eine eng-
gedruckte Einleitung von S. III — XVIII trägt den
Inhalt kurz vor, und handelt sowohl von der Kunst
der Darstellung, als insbesondere von den Mängeln
des Buchs, welche in der Einseitigkeit des Gesichts-
punkts, im Mangel an schärferem Forschungsgeiste
und erschöpfender Ausführung und Darstellung im
Ganzen und Einzelnen gefunden werden. Hr. Gr.
sucht in einigen Anmerkungen den Cicero zu recht-
fertigen oder zu entschuldigen, in Uebereinstim-
mung mit Gernhard S. XXXVIII. Am Schlusse der
Einleitung sieht noch einige Worte über die sich
unterredenden Personen. Bey der Uebersetzung
selbst nun (S. 1 — 105) ist den wichtigern Abschnit-
ten des Buchs der Inhalt vollständiger vorgefetzt
und die Zahl der untergelegten Anmerkungen ge-
gen die der ersten Ausgabe (wie die Vorrede sagt)
sehr vermehrt. Doch findet sich nicht angegeben,
was davon dem ersten oder dem zweyten Heraus-
geber angehört. Mehrere der Anmerkungen sind
sehr lang, fast alle geben Sacherklärungen historischen
und philosophischen Inhalts. Im Ganzen ist die Ue-
bersetzung richtig und der Ausdruck sprachgemäss,
obgleich hier und da Einiges erinnert werden kann.

S. 1 sind die Worte: *nec dubitare, illum —
appellare sapientem* übertragen: „und ihn ohne Be-
denken — einen Weisen zu nennen.“ Wir ziehen
vor

vor den weisen, da *sapiens* fast Beyname des Laelius geworden war. Mucius sagte: der weise Laelius, nicht: Laelius, ein Weiser. § 2 ist *Hemicyclium* ein Halbkreisstuhl übersetzt, ohne das eine Anmerkung das neue Wort erklärte. Wir verstehen mit *Facc.* nicht einen Stuhl, sondern ein Zimmer oder einen Theil des Hauses, der im Halbzirkel gebaut und mit Sitzen und Stühlen versehen war, wohin man sich gern zur Unterhaltung begab. Die Worte: *quum et ego essem una et pauci admodum familiares* sind übertragen: „da ich gerade mit nur wenigen seiner guten Freunde bey ihm war.“ Gerade aber steht nicht im Texte, und *wenige seiner guten Freunde* ist nicht genau, statt: *wenige seiner genauesten Freunde*. Gleich darauf in den Worten: „weil du damals viel Umgang mit dem Sulp. hatteſt“; ist *damals* zugesetzt. Dergleichen kleine und doch unnöthige Zusätze kommen noch öfter vor. § 3 ist *coram* übersetzt *mündlich*, statt: in unsrer Gegenwart. Im 4ten §. hat die Nachbildung der lateinischen Periode Veranlassung gegeben, gegen die Ueblichkeit im Deutschen anzustoßen, besonders in den Worten: „dafs höchſt merkwürdig des Cajus Laelius und Publius Scipio Vertraulichkeit gewesen sey.“ Dafs ebendaſ. das Comma nach *de senectute* zu streichen und nach *de te* zu setzen sey, hat Einiges für sich; doch möchte Rec. der Wortstellung wegen bey der gewöhnlichen Interpunction bleiben. Mit der jetzt gewöhnlichen Lesart am Schlusse des §. 6, die hier richtig übersetzt ist, hat sich Rec. nie recht befreunden können. Unter verschiedenen andern Lesarten sagte ihm *quam legens tu ipse cognosces* am meisten zu, nur dafs vielleicht statt *ipse* zu lesen ist *ipse jam*, aus welchen zwey Worten das *ipsum* der gewöhnlichen Lesart geworden seyn kann. Der Sinn ist dann: welche Unterhaltung du jetzt nun selbst lesen und kennen lernen wirst. Sie folgt auch unmittelbar. Auf diese Art verschwindet die gesuchte Höflichkeit gegen Atticus. Auch kann man *tute* beybehalten, nur zusammengeschrieben: denn *ipse* wird bisweilen damit verbunden, wie im Terent. Andr. I, 1, 124. — §. 7. „Darum fragt man mich, vermuthlich auch dich, mein Scaevola, wie du den Tod des Africanus ertrageſt.“ In dieser Stelle wird *du* auf Scaevola bezogen. Eine etwas andre Wendung würde es deutlich gemacht haben, dafs es an Laelius gerichtet ist. §. 8. *nec potuisse non commoveri nec juisse id humanitatis tuae*, „du habest freylich nicht ungerührt bleiben können und dies hätte sich auch wohl für dein Mitleid nicht geschickt“, statt: nicht erschüttert zu werden, sey dir unmöglich gewesen und deinem menschlichen Gefühl entgegen. In der Note 40 hätte unter den denkwürdigen Freundschaften auch Nisus und Euryalus erwähnt und auf den Toxaris des Lucian verwiesen werden können. — Doch genug über einiges Einzelne; im Ganzen empfehlen wir diese Uebersetzung jeder andern Art von Lesern, nur nicht Schülern, da diese, im Besiz von Uebersetzungen solcher Schriften,

welche in den Gymnasien gelesen werden, die notwendige eigne Anstrengung nur zu gern ersparen.

Am Schlusse der Vorrede finden sich einige Worte über *Christoph August Gottlieb Schreiber*, welcher 1805 als Conrector zu Neuhaudensleben starb.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Predigten*, in der Hof- u. Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- u. Festtags Evangelien gehalten von Dr. Joh. Friedr. Röhr, Großherz. Sachl. Weimarschem Ober- Hofprediger, Ober- Consistorial- u. Kirchenrathe u. Generalsuperintendenten, Ritter des Ordens vom weissen Falken. Dritter Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 1826. VIII u. 436 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Den 2ten Band dieser in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Predigten haben wir in der A. L. Z. 1824. Erg. Bl. Nr. 82. mit dem ihnen gebührenden Lobe angezeigt. Darauf verweisend beschränken wir uns um so lieber auf eine kurze Inhaltsangabe des vorliegenden Bandes, da ja des hochverdienten Vfs. Schriften überhaupt keiner Empfehlung irgend eines kritischen Blattes bedürfen, und gerade das Eigenthümliche seiner Predigtweise Allen, welche sich für diesen wichtigen Zweig unserer Literatur interessieren, hinlänglich bekannt ist. — Dieser Band enthält 25 Predigten, von denen 2 (am 8. Sonnt. nach Epiph. und am 1. Sonnt. n. Trinit.) nicht in Weimar gehalten wurden. Ein 4ter Band soll den ganzen Jahrgang über die gewöhnlichen Sonn- u. Festtagsevangelien vervollständigen. — Am Neujahrstage stellt der Vf. nach Anleitung von Psalm 144, 4. *erheuernde Betrachtungen über die Flucht der Zeit* an. Es sind folgende: 1) dafs an dieselbe aller Reiz des Lebens geknüpft ist, welcher in dem steten Wechsel des letztern für uns liegt; 2) dafs uns durch sie unfre vollständige menschliche Entwicklung auf Erden möglich wird; 3) dafs sie demjenigen, welcher sie redlich nützt, nie eigentlichen Verlust bringt; 4) dafs wir selbst bey aller Flucht und Eile der Zeit doch immer bleiben. Am Epiphaniastage. Matth. 2, 1—15. *Die menschliche Weisheit in ihrer wohlthätigen Wirksamkeit für die Sache des Evangeliums Jesu*. 1) Sie vermittelt die richtige Erkenntniß des Evangeliums aus den Quellen desselben für die ganze christliche Welt; 2) sie bewahrt ihm seine Reinheit; 3) sie bringt es dem Herzen seiner Verehrer durch beredte Verkündigung nahe und vertheidigt es wider die Angriffe seiner Gegner. Hieraus werden, recht passend für die gegenwärtige Zeit, die wichtigen Folgezogen: 1) dafs nicht der mindelle Grund vorhanden ist, die menschliche Weisheit als eine Beeinträchtigerin oder gar Feindin des Evangeliums Jesu anzusehen; 2) dafs Allen nichts mehr am Herzen liegen muß, als dafs im Schoosse der Christenheit sich immer die wahre Weisheit finde und erhalte, welche auf die Sache des Evangeliums eine so wohlthätige Wirksamkeit ausübt. Am 2. Sonnt. n. Epiph. *Das häusliche Leben in seiner Ver-*

Verherrlichung durch Jesum, unsern Herrn. 1) Er war ja einmal selbst mit seiner ganzen erhabenen Trefflichkeit ein Zögling des häuslichen Lebens; 2) er bewährte auch nach seinem öffentlichen Auftritte die gefühlvollste Theilnahme an dem häuslichen Leben seiner Mitmenschen; 3) er war beflissen, dem häuslichen Leben durch Wort und Lehre die höchste sittliche Würde zu geben. Daraus ergibt sich denn: 1) wie völlig unchristlich der Mangel an Sinn für das häusliche Leben; 2) die sittliche Zerfallenheit des häuslichen Lebens; und 3) die öffentliche Geringschätzung desselben sey. *Am 5. Sonnt. n. Epiphani.* Nie bleibt die Strafe für das Böse aus. — *Am Sonnt. Septuagesimae.* Wie sich die Armen und Geringen an den Reichen und Hohen zu versündigen pflegen. 1) Bald mittelst des scheelstüchtigen Neides, mit welchem sie die Vorzüge derselben betrachten; 2) bald mittelst der unbilligen Lohnsucht, womit sie ihnen ihre Dienste verkaufen; 3) bald mittelst der unbefriedigten Begehrlichkeit, mit welcher sie ihre Unterstützung in Anspruch nehmen; 4) bald mittelst der unredlichen und bösen Künste, durch die sie ihren Ueberflus sich zuzueignen suchen. — *Am Sonnt. Invocavit: Das Schreckliche der Verführung.* *Am Sonnt. Reminiscere: Dafs der Mensch in Noth und Trübsal einen sichern Helfer an seinem Glauben habe.* *Am Charfreitage, über Joh. 11, 51. 52: Das Kreuz unsers Herrn als ein Vereinigungszeichen für alle Kinder Gottes auf Erden.* Es vereinigt sie: 1) in Einem Glauben an Gott, welcher aus Liebe zu ihnen seinen Sohn in den Tod gab; 2) in Einem Gefühl der Ehrfurcht und des Danks gegen Jesum, welcher an ihm sein Leben der Welt zum Opfer brachte; 3) in Einem Troste, dafs sie durch Christi Tod Vergebung der Sünde und Gnade finden; 4) in Einem Entschlusse, sich der Herrschaft der Sünde und des Lasters kräftig zu entziehen. Wer des Vfs. dogmatische Ansichten, die er ja offen genug mit edler Freymüthigkeit vor der Welt ausgesprochen hat, kennt, wird nicht ohne Befremden die Disposition dieser Predigt lesen, und nur die Ausführung hebt den Verdacht, dafs er seiner sonstigen Weise, an die Stelle irriger und schädlicher religiöser Ansichten richtige und heilbringende zu setzen, ohne jene zu widerlegen, in dieser Predigt etwas zu wenig treu geblieben sey. Denn der Sachkundige wird da keinen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Ansicht vom Tode Jesu der Vf. für die richtigere hält; obgleich er im 3ten Theile wirklich die gewöhnliche Ansicht von dem Veröhnungstode Jesu aufstellt, doch ohne sie für die seinige auszugeben, und wir hätten nur gewünscht, den Anstofs entfernt zu sehen, dafs dadurch, wie er selbst eingesteht, bey Vielen der Entschlus entkräftet wird, zu welchem, nach dem 4ten Theile dieser Predigt, Christi Tod sei-

ne Bekenner vereinigen soll. *Am Osterfeste, über Luc. 24, 1—12: Ueber die geheimnisvolle Dunkelheit, welche für uns auf dem Leben jenseit des Grabes ruht.* *Am Sonnt. Misericord. Domini: Von der künftigen Vereinigung aller Menschen zu Einer Christenherde.* *Am Sonnt. Jubilate: Der Tod in einer freundlichen und milden Gestalt:* 1) als die Grundbedingung alles irdischen Glücks, das wir geniessen; 2) als der Trost und die Hoffnung aller Geplagten und Lebensmüden; 3) als der Begründer einer seligen Vereinigung mit edlern Wesen unsers Gleichen; 4) als sicherer Führer zu höherer und himmlischer Vollkommenheit überhaupt. *Am Pfingstfeste: Von dem segensvollen Einflusse des Christenthums auf den äusserlichen und gesellschaftlichen Zustand des menschlichen Geschlechts, über Joh. 14, 23—31.* Wir würden gern die Haupttheile dieser trefflichen Predigt angeben, wenn sie nicht zu viel Raum einnähmen; denn sie find in etwas viele Worte eingekleidet, so dafs es vielleicht nur wenigen Zuhörern gelungen seyn mag, sie mit dem Gedächtnisse aufzufassen. Von den übrigen Predigten wollen wir nur diejenigen anführen, von denen wir annehmen dürfen, dafs unsre Leser den Vf. besonders gern über die darin abgehandelten Gegenstände vernennen werden. *Am 7. Sonnt. nach Trin.: Die grosse Gewalt des Evangeliums Jesu über das menschliche Herz.* *Am Reformationsteste: Was mufs uns unsre evangelische Kirche theuer und werth machen?* über Coloss. 1, 12. 13. *Am 26. Sonnt. n. Trinit. Die Belehungen unsers Herrn über das künftige Gericht.* — *Am Bustage, über 1 Joh. 1, 8: Das unleugbare sittliche Verderben, an welchem wir Menschen leiden.* Der Vf. findet es 1) in unsrer überwiegenden Geneigtheit zu sündlichem Denken und Thun; 2) in der schwachmüthigen Wandelbarkeit unsrer löblichsten Vorsätze und Bestrebungen; 3) in der bedenklichen Zweideutigkeit der Bewegungsgründe, aus welchen unsre edelsten Thaten fliessen; 4) in der unglaublichen Menge entschiedner Schlechtigkeiten, womit sich Menschen bes Flecken. *Am Weihnachtsfeste: Der merkwürdige Gegensatz, welcher, nach dem Beyspiel unsers Herrn, zwischen der Geburt und dem Leben eines Menschen Statt finden kann.* 1) Seine Geburt kann niedrig seyn, sein Leben aber edel und herrlich; 2) seine Geburt dürftig, sein Leben aber gehaltvoll und reich; 3) seine Geburt geräuschlos und still, sein Leben aber von unendlicher Bedeutung für die gesamte Menschheit. Das soll uns lehren: 1) den Werth des Menschen nicht nach seiner Geburt, sondern nach seinem Leben zu messen; 2) den Eintritt eines Menschen in die Welt nimmer als etwas Geringsfügiges zu betrachten; 3) auch uns durch unser Leben über unsre Geburt zu erheben. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. des geogr. Instituts: *Vollständige und neueste Erdbeschreibung der Britischen, Niederländischen und Französischen Guayana und des Kaiserthums Brasilien, mit einer Einleitung zu Süd-Amerika*. Bearbeitet von J. Ch. F. GutsMuths. Mit einem alphabetischen Register. 1827. XVIII u. 1254 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von Ad. Chr. Gaspary, G. Hassel, J. G. Fr. Cannabich, J. C. Fr. GutsMuths und Fr. A. Uckert. Fünfte Abtheilung, vierter Band, oder des ganzen Werks 19ter Band, welcher die östliche Hälfte von Süd-Amerika enthält; bearbeitet von J. C. Fr. GutsMuths. (5 Rthlr. 12 gGr.)

Als Materialien-Sammlung verkennt gewiss Keiner die Brauchbarkeit des großen Werks des Weimar'schen geogr. Instituts, welches jetzt seiner Vollendung nahe rückt, und Jedem, der sich ernstlich mit der Erdkunde beschäftigt, wirklich unentbehrlich ist. Mit höchst lobenswerthem Fleiße hat Hr. GutsMuths in dem vorliegenden Theile, der ein selbstständiges Ganze bildet, die östliche Hälfte von Südamerika (Guayana und Brasilien) bearbeitet, und wirklich können sich Briten und Franzosen keineswegs rühmen, eine vollständigere Beschreibung jener Länder zu besitzen, als uns hier geliefert worden ist. Dieser erste Versuch einer durchgreifenden Beschreibung des südlichen Theils der Westwelt wird also gewiss mit allgemeinem Wohlwollen aufgenommen werden, vornehmlich da ein vom Hn. Diaconus Richter in Waltershausen mit größter Sorgfalt bearbeitetes alphabetisches Register den Gebrauch dieser Erdbeschreibung erleichtert.

Das Werk zerfällt in drey Haupttheile: 1) Geographische Einleitung, über Südamerika im Allgemeinen. 2) Das Küstenland Guayana (Südamerika's Nordost-Rand), als womit die specielle Beschreibung sehr verständig begonnen wird; und 3) das Kaiserthum Brasilien. Der Plan der Bearbeitung ist ganz der bey der frühern Abtheilung befolgte, und es ist sehr zu loben, daß auch hier historische Notizen eingewebt sind. Die Verzeichnisse der literarischen Hülfsmittel ließen sich leicht vermehren, und die ältern Vorarbeiten, welche namentlich für Brasilien

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

so vorzüglich sind, hätten nicht unangeführt bleiben sollen. Wie belehrend sind nicht die Plane und Zeichnungen im *Dapper* (die unbekannte neue Welt. Amsterdam 1678. fol.) und im *Merian* (Francf. ad M. 1684. fol.) Alle aus Brasilien zurückkehrenden Reisenden bewundern die Genauigkeit jener alten Zeichnungen. Die Vorarbeiten eines *Leri*, *Cudena*, *Marcgraf*, *Vasconcellos* u. A. darf Keiner übersehen, der über Brasilien, wie es war und ist, gründliche Kunde geben will. Durch das Studium der alten Urquellen gelangte der berühmte Ritter zu seiner durchgreifenden Erkenntniß der Ostwelt.

Anschaulicher wäre vielleicht die Beschreibung von ganz Südamerika, wie von dessen Theilen, ausgefallen, wenn dabey der Gang der Haupt-Flussbetten zum Grunde gelegt wäre. Es sind deren aber in ganz Südamerika nur sieben: 1) Madalena; 2) Orinoko; 3) Marañon, das Haupt-Flussbette im Norden; 4) Tocantins; 5) Parnaiba; 6) S. Francisco; 7) Parana (Rio de la Plata, das Haupt-Flussbette im Süden). Der Desaguadero bildet mit dem See Titicaca ein geschlossenes Anden-Thal, das einzige, was wir bis jetzt in Südamerika kennen. So wäre eine natürliche Uebersicht erzielt, die zu sehr wichtigen Resultaten führt. In der politischen Eintheilung S. 201 fehlt nicht bloß die in den Verbesserungen nachgeholte Republik Bolivia. Sie stellt sich natürlich wie folgt dar:

1. Guayana. (Französisch, Niederländisch, Britisch).
2. Central-Republik Colombia, zu welcher die Galapagos-Inseln gehören.
3. Freystaat Peru.
4. Freystaat Chile.
5. Die Republik der Araucos.
6. Freystaat Bolivia.
7. Staat Paraguay.
8. Die vereinigten Staaten des Rio de la Plata (Repubblica Argentina).
9. Die Banda Oriental (Cisplatina).
10. Kaiserreich Brasilien.
11. Die wüste Südspitze, südlich von 41° S. Br. mit den Inseln an der Magelhaens-Straße und im Südmeer.

Der 1818 vom Capit. Smith entdeckte Archipel heißt nicht *New-Shetland*, sondern *South-Shetland*. (M. f. *Weddells a Voyage towards the South-Pole*. London 1825.) S. 203 beginnt die Beschreibung von Guayana, von dem Vf. auch die *dreyherrsche Küste* genannt. Unter den Charten sind die herrlichen

E

Spe-

Special - Blätter von *van Koolen* (*Nieuwe, - groote, liggende Zeefakkel*. Amsterdam 1709.); alle Riviere sind im größten Format einzeln abgebildet und das Land mit holländischer Sorgfalt ausgearbeitet, obgleich es eigentlich Seecharten sind. An Vertooningen fehlt es auch nicht. Durch solche detaillirte Darstellungen orientirt man sich am besten, wenn man ein Land beschreiben will. Zu S. 321 bemerken wir nach dem Royal Kalendar vom J. 1826, daß die britische Colonie *Demarara* und *Essequibo* (so schreiben es die Briten) einen Gouverneur hat, dem der Untergouverneur (Lt. Gouv.) von Berbice untergeben ist. S. 339 lese man statt *Bocafri*: *Boca de Sierpe* (Schlangen - Mündung). Die Colonieen auf dieser Küste werden von den Briten sehr hoch geschätzt, höher als die westindischen Inseln, und die Regierung thut viel für deren Verheilung. *Stabroek* und *Georgetown* (S. 338) sind zwey abgesondert von einander liegende blühende Städte. Surinam ist gleichfalls ein Schoofskind der niederländischen Colonial - Behörde. Die britischen und niederländischen Guayana - Colonieen sind ferner durch treffliche Jultzpflege ausgezeichnet, so daß sogar Erbschaften von dort ziemlich ungeschmälert nach Europa gelangen. Die Ab- und Seitenflüsse heißen auf Holländisch: *Kreek*. Auch die Beschreibung der französischen Guayana ist gut gerathen; nur sehen wir nicht ein, weshalb die Cantone nicht in ihrer Reihenfolge, wie sie neben einander liegen, beschrieben sind. *Noyer's Memoire* (*Bulletin des sciences geogr.* 1824.) scheint nicht benutzt. Mit S. 400 fängt die Beschreibung von Brasilien an. Daß portugiesische Schiffe, wie es S. 417 heißt, bey der Abreise des Königs am 26sten April 1821 viel portugiesisches Eigenthum verschluckt haben, ist uns nicht bekannt; wohl aber, daß die Portugiesen selbst die Kriegsflotte damit beladen haben. Zu S. 682 bemerken wir aus der brasilischen Hofzeitung (*Diario fluminense*) vom 26sten May 1827, worin ein officieller Bericht des Finanzministers enthalten ist, Folgendes: Die ordentliche Staatseinnahme Brasiliens betrug 1826: 4,643,196,285 Reis, die außerordentliche 2,935,276,847 Reis. Gesammte Staatseinnahme: 7,578,473,132 Reis. Die gesammte Staatsausgabe nur 7,427,213,633 Reis; blieb also ein Ueberfluß von 151,259,489 Reis. Die active Schuld betrug am Ende des Jahrs 1826: 2,005,590,81 Reis; die passive Schuld: 32,228,183,828 Reis. Die Staatsausgabe für's Jahr 1828 wird auf 11,219,088,669 Reis angegeben, die Staatseinnahme auf 6,800,000,000 Reis geschätzt, welches ein Deficit von 4,919,088,669 Reis fürchten läßt. — Nirgend finden wir angeführt, daß in Brasilien fast nur Banknoten (kein baar Geld) coursirt. Die Eintheilung S. 689 ist aus *v. Schaffer's* Brasilien S. 235 entlehnt und mit *Cazal's* Angabe verglichen. *v. Schaffer's* Eintheilung beruht auf dem 5ten Art. Tit. I. des ersten (verworfenen) Constitutions - Entwurf vom 30. August 1823. (cf. *v. Schaffer's* Brasilien, S. 221.) Die Einwohner - Anzahl der Provinzen u. f. w. ward dem Major durch einen damaligen Beamten bey dem Staats-

secretariat der Finanzen aus Rio de Janeiro eingeschickt; der Flächeninhalt nach der Charte von *Arrowsmith* taliter qualiter berechnet; wegen der Bewohnerzahl der einzelnen Städte Männer, welche sich dort aufgehalten, zu Rathe gezogen. Während *Schaffer's Werk* gedruckt ward, schaffte der Kaiser jenen Constitutionsentwurf ab, und auch die neue Eintheilung, welche übrigens nie ins Werk gerichtet ward. Sie ist also ein wahres *hors d'oeuvre*, doch ohne *Schaffer's* Schuld, der benutzen mußte, was gerade für den Augenblick galt. Durch den noch gültigen Constitutionsentwurf vom 11ten Dec. 1823 wird die jetzt bestehende Eintheilung bestätigt. Sie ward zuerst in einem Werke gedruckt, welches der brasilische Historiograph *Alphonse de Beauchamp* im Juni 1824 in Paris herausgab. Es führt den Titel: *L'indépendance de l'Empire du Brésil, présentée aux Monarques Européens*. Die Eintheilung steht am Ende auf der 137ten Seite bey dem Tableau über die Staatseinkünfte. (Vgl. auch Amerikanische Miscellen, 1825. I. S. 12.) Diese Eintheilung ist dieselbe, welche *Don Ign. Theot. Monteiro da Franca* in seinem *Viagero do Brasil* mittheilt. Sie lautet: 1. Para; 2. Maranhao; 3. Piahy; 4. Ciara (Ceara); 5. Rio grande do Norte; 6. Parahyba do Norte; 7. Pernambuco, zu welcher Provinz auch die Inseln Fernando do Noronho (Engl. *Rat Island*) und Trinidad gehören. 8. Dos Alagoas; 9. Sergipe d'El Rey (Compos); 10. Bahia; 11. Espiritu santo; 12. Rio de Janeiro; 13. San Paulo; 14. S. Catarina; 15. Rio grande do Sul de San Pedro; 16. Minas geras; 17. Goiaz; 18. Motto grosso. Die Banda Oriental, d. h. der Uferstrich nördlich vom Rio de la Plata, wo Montevideo und Maldonado liegen, rechnete *v. Schaffer* mit Recht zu Brasilien, weil dieses Land unter dem Namen: *Provincia Cisplatina*, vermöge der brasilischen Constitution mit dem Kaiserreich vereinigt war; durch ein kaiserl. Decret vom 12ten Febr. 1824 ward aber die Provinz Montevideo oder Cisplatina als *Provincia federativa* (Bundes - Provinz) bezeichnet und daher von *da Franca* nicht aufgenommen. Durch die Revolution im April 1825 suchte sich dieselbe ursprünglich spanische Colonie von Brasilien wieder loszureißen, befindet sich noch im Zustande der Empörung, und daher hat Hr. *GM.* wohlgethan, die *Br.* or. nicht zu Brasilien zu ziehen. Jene 18 Provinzen constituiren übrigens die wirkliche, einzig geltende Eintheilung, wie auch aus dem kaiserl. Decret vom 17ten Febr. 1821 erhellt, wo sie bey Gelegenheit der Ernennung der *Governadores* und *Comandantes das Armas* namentlich angeführt werden. Nach dieser Bemerkung ist auch der Fehler S. 763 zu verbessern. Daß die Banda oriental und die Provincia Cisplatina Eins und dasselbe ist, erhellt z. B. aus *Don Ign. Nuñez Noticias historicas de las provincias unidas del Rio de la Plata*. S. 50. aus der Hertha, 1825. III. 697. Briefe aus Paraguay, von *Alex. v. Humboldt* mitgetheilt; aus *Caldclough* I. S. 129 u. f. w. Der Grund, weshalb der fleißige Verfasser bey der Eintheilung Brasiliens in einen so unglücklichen Irrthum

thum gerieth, liegt z. B. in dem Vertrauen auf die Authenticität der *Corographia braziliica* des Paters *Manoel Ayres de Casal*. Als König João IV. (damals Kronprinz und Regent) 1808 von Lissabon nach Rio de Janeiro geflüchtet war, forderte er den Casal auf, ihm ein geographisches Handbuch von Brasilien zu schreiben, damit er sich in seinem Riesenreiche einigermassen orientiren könnte. Der Geistliche machte sich an die Arbeit, sorgte dafür, daß keine Kirche, keine Hermita vergessen ward, und glaubte nun genug gethan zu haben. In Ermangelung einer bessern Übersetzung der Consul *J. Henderson* diese *Corographia* ins Englische (London 1821. 4.), ohne sie im geringsten zu verbessern. Die Reise der Baierschen Gelehrten, I. 101. behauptet, dem Werke fehle Ordnung, Richtigkeit und Präcision. Die vielen Unterabtheilungen, die der Pater nach Gutdünken in den ungeheuren Wüsteneyen entworfen hatte, machten den Ministern nicht wenig Mühe; die mit dem Hofe nach Brasilien ausgewanderten Portugiesen warben, mit dem Casal in Händen, um Aemter in Xingutania, Tapagonia, Mundrucania, d. h. in menschenleeren Wüsten. — Uebrigens standen dem guten Presbyter treffliche Hülfsmittel zu Gebote, und daß der Vf. dies Werk benutzte, ist allerdings zu loben. — Einer vollständigen Erdbeschreibung von Brasilien in den einzelnen Punkten zu folgen, würde die Grenzen dieser Recension übersteigen. Rec. glaubt dem Vf. hinreichende Beweise gegeben zu haben, daß er diese neue Geographie mit Sorgfalt durchforstet habe, und daß er mit den Hülfsmitteln versehen ist, auch in diesem Fache etwas zu leisten. —

Röding, Dr.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) *Leipzig*, b. Gerh. Fleischer: *Worte bey der Sr. Majestät, Herrn Anton, Könige von Sachsen, am 24ten Oct. 1827 zu Leipzig geleisteten Erbhuldigung*, gesprochen von dem Superintendenten Dr. *Tzschirner*. 8 S. 4.

2) *Ebendaf.*: *Von den Opfern, welche die Gründung der evangelischen Kirche der Welt gekostet hat. Predigt am Reformationsfeste 1827 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten von Dr. H. G. Tzschirner, Prof. der Theol. u. Superint.* 1827. 22 S. 8.

Jeder Freund des wahren Christenthums und Protestantismus wird sich mit Rec. freuen, dem verehrten Vf. vorliegender Schriften aufs neue im Gebiete der Literatur zu begegnen, und daraus die angenehme Hoffnung schöpfen, daß derselbe nach glücklich überstandnen Störungen seiner Gesundheit nunmehr eines desto dauerhaftern Wohlseyns bis zur spätesten Frist zum Heil der Kirche und der Wissenschaft genießen werde.

1. Die an S. M. den König von Sachsen mit Würde und Freymüthigkeit gerichtete Anrede ehrt

zugleich den Hörenden, wie den Redenden, auf eine ausgezeichnete Weise. Der Redner geht davon aus, zu zeigen, wie die Huldigenden mit Ehrfurcht, aber auch mit Freudigkeit und Zutrauen dem neuen Herrscher sich nahen dürften, von welchem sie wissen, daß derselbe „die Gesinnungen, durch welche allein die Herrscher Väter der Völker werden, im Herzen trage: Menschenliebe und Achtung des Menschenrechts, in der Ehrfurcht vor dem Herrn der Herren und in der Liebe zu dem Vater unser Aller gegründet.“ Im Folgenden wird gezeigt, wie auch das Volk gerechte Erwartungen nicht täuschen werde, da es jederzeit treu und fest an seinem Fürsten gehalten, auch in den Tagen des Unglücks und der Prüfung mit regem Fleiße alle Künste des Friedens geübt, Quellen des Wohlstandes sich geöffnet, ohne durch die Ungunst des Augenblicks entmuthigt zu werden. „Großes, setzt er dann hinzu, hat es geleistet auf dem Felde der Wissenschaft; selbst Viele von denen, welche Deutschland mit Stolz seine Söhne nennt, *Leibnitz*, *Thomasius*, *Gellert*, *Lessing*, *Ernesti*, *Heyne*, sind aus seiner Mitte hervorgegangen; es wird den Ruhm der Bildung und Wissenschaft bewahren. Als ein rechtliches, biederes und frommes Volk ist es von jeher geachtet gewesen unter den Völkern; die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit und die Ehrfurcht vor Gott und seinem heiligen Gesetze wird nicht untergehen in unserm Volke. Bieder und treu, erleuchtet, gestiftet und fromm ist das Volk Ihres Stammes: darum vertrauen Sie ihm und werden ihm vertrauen, darum lieben Sie es und werden es lieben, und diese Gesinnung wird Ihr Glück und das Glück Ihres Volkes seyn. Ja, G. K., vertrauen Sie, wie bisher, so auch in Zukunft Ihrem Volke; gewähren Sie ihm alle die Freyheit, welche mit geletzlicher Ordnung vereinbar ist (denn sie nur giebt ja dem Leben seine Würde und hebt den Geist der Völker), und lassen Sie das Wort seiner Weisen nicht binden.“ S. 5.) Mit Recht konnte der Vf. am Schlusse auf die Verdienste des geistlichen Standes, in dessen Namen er redete, um die geistige und sittliche Bildung des Sächsischen Volks hinweisen, wobey er aus der nahen Vergangenheit nur die Namen eines *Zollikofer*, *Reinhard*, *Schneider* erwähnt; und so fügt er die Versicherung hinzu, daß bey der von dem neuen Regenten verheissenen Aufrechterhaltung der kirchlichen Verfassung auch der geistliche Stand ferner mit Freudigkeit und regem Eifer seinen Berufspflichten entsprechen werde.

2. Auch die neueste Reformationspredigt des Hn. Dr. T. zeugt von der demselben eigenen gedankenreichen, klaren und kräftigen, Verstand und Herz gleich ansprechenden Darstellungsweise, welche allein im Stande ist, einem besonnenen religiösen Gemüth wahre Erbauung darzubieten, während das jetzt so häufig von Kanzeln ertönende mystische und hyperorthodoxe Modegeschwätz ein solches nur mit Ueberdruß und gerechtem Unwillen erfüllt. Nachdem der

Ein-

Eingang das Erhabende und Erfreuende in der Geschichte der Reformation kurz angedeutet hat, wendet sich der Vf. zu einer Betrachtung der Schattenseite dieses welthistorischen Zeitalters, und redet nach Anleitung von Matth. 10, 34 — 39: *von den Opfern, welche die Gründung der evangelischen Kirche der Welt gekostet hat*, so daß er zuerst diese Opfer selbst nur kurz bezeichnet, da er meistens gebildete und der Geschichte kundige Zuhörer voraussetzen konnte; und sodann die Gefühle, welche bey einer solchen Betrachtung erwachen, ausspricht. Die Gründung der evangelischen Kirche wurde nämlich im 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, wie der *erste* Theil zeigt, erkaufte 1) mit der Eintracht und dem Frieden zahlreicher Völker und insbesondere des deutschen Vaterlandes; 2) mit der Ruhe und dem Leben von Tausenden, welche mit Begeisterung die evangelische Lehre ergriffen und mit unwandelbarer Treue an ihr hielten; 3) mit köstlicher Zeit und vielen herrlichen Kräften, welche für die höchsten Zwecke unsers Geschlechts verloren gingen. Hier wird unter andern treffend hingedeutet auf die vielen unfruchtbaren Untersuchungen über Kirchendogmen, welche die Kraft der Geister erschöpften, indem der Parteyhaß sie von einander entfernte und dadurch den erweckenden und belebenden Austausch der Gedanken hinderte. Den Inhalt des *zweiten* ausführlichen Theils giebt der Redner in folgenden Worten selbst an: „Fraget zuerst nach der Ursache der Uebel, welche ich euch bezeichnete, und Unwille und Trauer über den Wahn und die Leidenschaft, welche sie stifteten, wird eure Seele erfüllen; betrachtet dann die Gesinnung und die That derer, welche für ihren Glauben sich aufopferten, und auch ihr werdet der Begeisterung und der Glaubenstreue euch fähig fühlen; erwäget ferner den Zweck, für welchen diese Hochherzigen und Treuen sich hingaben, und heiliger und theurer wird die Sache eurer Kirche euch werden; blicket endlich auf den Erfolg dieser Aufopferungen, und in der Freude über den gesicherten Zustand unsrer Kirche und des durch sie geförderten Fortgangs der menschlichen Bildung werdet ihr euch zu dankbarer Anbetung der ewigen Weisheit erheben.“ (S. 11.) Rec. bedauert, daß der Raum ihm nicht gestattet, einzelne trefflich rednerische Ausführungen der angegebenen Hauptgedanken mit den sehr zeitgemäß angeknüpften Bemerkungen hier beizubringen, welche letztern sich unter anderm auf die noch jetzt drohenden Gefahren von Seiten der dunkeln Mächte beziehen, die zur Zeit ihrer Entstehung die evang. Kirche bedrohten, sowie auf die Pflicht, für das, was als Wahrheit und Recht uns gilt, auch das Ae-

ußerste zu dulden und das Theuerste hinzugeben und auch dann nicht im Glauben zu wanken, wann wir nicht sehen, wie Gutes aus dem Uebel oft hervorgeht.

LEIPZIG, b. Barth: *Predigt während der feyerlichen Abführung der euselellen Ueberreste weiland Ihrer Majestät der höchstseligen Königin von Sachsen, Maria Theresia*, am 9ten November 1827 als am allgemeinen Bußtage in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten von Joh. Dav. Goldhorn, Dr. der heil. Schr., Prof. d. Theol. und Archidiakonus. 24 S. 8.

Obwohl diese Blätter in der Regel auf einzelne Producte der homiletischen Literatur keine Rücksicht nehmen können, so erfordert doch die vorliegende Predigt durch die Geltung des Namens ihres Vfs. und durch die Eigenthümlichkeit ihres Gegenstandes eine Ausnahme und veranlaßt uns zu einer kurzen Anzeige. Höchst schmerzlich mußte es den Bewohnern Leipzigs seyn, als sie die Kunde vernahmen, die geliebte Königin, der sie eben so freudig gehuldigt hatten, sey in ihrer Mitte von der Seite ihres erhabenen Gemahls, durch den mächtigern Herrscher, den Tod, gerissen worden, und in Aller Herzen mußte der Ton der Wehmuth wiederklingen, der von heiliger Stätte erscholl, als die erhabene Leiche, am 9ten Nov., dem letzten der 3 Bußtage des Jahres, der Königsstadt zugeführt wurde. Aber schwierig war es auch gewiß für den Redner des Tages, diesen besondern Umstand, von dem gewiß jeder Anwesende eine Erwähnung erwartete, mit dem allgemeinen Gegenstande zu vereinigen, zumal da der Text ein vorgeschriebener war, nämlich Jer. 17, 9 — 10: „Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding; wer kann es ergründen — nach den Früchten seiner Werke.“ Aber ein so gewandter Redner, als Hr. Dr. Goldhorn, weiß sich zu helfen, und so sprach er über das vortrefflich aus dem Text abgeleitete und durchgängig auf denselben hinweisende Thema mit Ernst und Würde oft im rednerischen Schwunge: „Wie wir bey erschütternden Erfahrungen unser Herz gegen Trotz und Zagen durch den Gedanken an Gottes Allwissenheit bewahren sollen! Gewiß hat diese Predigt den tiefsten Eindruck auf die Zuhörer gemacht, und wird auch die Leser erbauen, deren wir ihr recht viele wünschen. Der Ertrag derselben ist zu einem milden Zwecke bestimmt.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Nicolai. Buchh.: *Italienische Forschungen* von C. F. v. Rumohr. Zweyter Theil. 1827. 27 Bogen gr. 8. (2 Rthlr.)

Da vorliegendes Werk (dessen *erster* Theil A. L. Z. 1827. Nr. 166—169. angezeigt worden) von der Art ist, daß es kein Freund der Kunst und ihrer Geschichte entbehren kann, so geben wir hier keine Auszüge, ausgenommen nur da, wo uns Zweifel auflösen und wir das Einzelne berühren müssen, um der Gewisheit und Wahrheit willen, um welche es dem Vf. selbst vor Allem zu thun war. Vielmehr wollen wir einen Abriss des Buchs im Ganzen aufzufassen suchen, und möchten dieses Werk mit einem Bau vergleichen, dem es nicht an Haltbarkeit gebricht, dessen Abtheilungen jedoch nicht immer bequem angelegt sind.

In dem Geschichtsgange nimmt der Vf. die an die ältesten Meister sich anschließenden alten Siener und Florentiner auf, führt Einiges über Duccio *) und Cimabue an, und bemerkt sehr richtig, daß in den frühesten Zeiten der Kunst keine einzelnen Schulen genau unterschieden werden können, mit Ausnahme jedoch des byzantinischen und lateinischen Kunststils, welche der Vf. selbst bestimmt im *ersten* Theil charakterisirt hat. Der Vf. zeigt sehr richtig, wie unzulässig die geographische Eintheilung der Kunstschulen ist, welche man bisher in den Kunstgeschichtsbüchern beybehalten hat.

Indess ist es nicht leicht, einen Eintheilungsgrund zu finden, welcher falschlich wäre, und große Schwierigkeiten hat es, die Entwicklungsgeschichte der Kunst aus dem allgemeinen Standpunkt des Geistes anzuschauen, von wo aus sie im Großen und Ganzen als dramatisches Bild der Geschichte der Menschheit erscheint, und als ein solches darzustellen. Der Eintheilungsgrund für eine solche Kunstgeschichte müßte aus dem Erkenntnisvermögen selbst abgeleitet seyn und auf der Duplicität des Bewusstseyns beruhen. Denn da alle Kunst darstellendes Denken ist, so läßt sich in jeder Darstellung, so wie in jeder Vorstellung, das Vorstellende vom Vorgestellten unterscheiden. Im gemeinen Bewusstseyn kommt es nur zum Wissen eines Gegenstandes, und nur das philosophische Bewusstseyn unterscheidet

das Denkende und das Gedachte. In der That ist dieß auch in der Kunstgeschichte nachzuweisen. Auf einer niedern Stufe der Kunst beschäftigt sich diese bloß mit Darstellung von Gegenständen. In einem höhern Grad wird das Bewusste sich selbst Gegenstand des Bewusstseyns, bedarf aber immer eines sich Entgegengesetzten, um zum Selbstbewusstseyn zu kommen, und stellt sich in diesem Entgegengesetzten, in dem Gegenstande dar. Der Gipfel der Kunst ist unstreitig der, wo der Geist zum klarsten Bewusstseyn der Freyheit seiner Thätigkeit und dem, was diese Freyheit fixirt, dem Bewusstseyn des selbst und frey geschaffenen Gegenstandes, gelieigert ist und in der Darstellung diese Einheit in der Duplicität sich wieder her- und darstellt. So geht die Kunst in ihrer Entwicklung vom Objectiven zum Subjectiven und zum Idealen über, und so lassen sich die drey Hauptepochen der Kunst und ihrer Schulen von Giotto bis zu Raffael charakterisiren.

Ich habe vor drey Jahren versucht, einem Kreise von Gönnern und Freunden mündlich einen nach diesem Eintheilungsgrunde gegliederten Abriss der neuern Kunstgeschichte vorzutragen, und erwähne dieß hier nur darum, um mir mein Eigenthumsrecht zu sichern, aber nicht, um dem Vf. das seine freitig zu machen, wenn er hier und da in einzelnen Stellen Aehnliches und Uebereinstimmendes aufsert; da ja zwey Personen, ohne von einander zu wissen, auf einander nahliegende Gedanken kommen können, und übrigens bestribt sich der Vf., eine Kunstgeschichte aus Urkunden zu sammeln, verwirft jede speculative Kunstgeschichte im Voraus, und so berührt sein Weg den andern nicht, wenn beide am Ziele auch zusammentreffen müssen.

Das Einzelne und Positive verschwindet zu sehr, wenn wir die Kunstgeschichte von dem speculativen Standpunkte anschauen, und um dieses war es doch hier dem Vf. zu thun und sehr verdienstlich von ihm, daß er das Einzelne geprüft und an einander gereiht, eine Revision der Kunstgeschichte vorgenommen hat.

Der Vf. unterscheidet drey Schulen, denen er doch wieder geographische Namen giebt, was man, seiner Erklärung gegen diese Eintheilungen zufolge, nicht erwarten sollte.

Er unterscheidet die Schule der Siener und Florentiner so von einander, daß die erstere aus Pietät und einem eigenthümlichen zarten Sinn für religiöse Gegenstände, länger die alte herkömmliche byzantini-

*) Ueber Duccio s. *Lettere Senesi*, T. II. *Let. al Sig. de la Grange*.
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

tinische Darstellungsweise für heilige Gegenstände beybehalten hätte, die Florentiner Schule aber, wie er es nennt, mehr einer objectiven Richtung gefolgt wäre. Diese Objectivität beschränkt der Vf. nur auf Spiegelung des Wirklichen und von der Außenwelt Gegebenen. Giotto habe Begebenheiten aus dem Leben in seine Bilder aufgenommen und dadurch diesen eine Wahrheit des Ausdrucks verliehen, welche mehr auf Stellungen und Geberden, als auf den Mienen beruhte. Der Vf. schildert Giotto als ein derbes und fast rohes Gemüth und leitet daraus auch seinen Kunstcharakter ab. Einem solchen wird also mehr das in die Augen Fallende fasslicher seyn, als die zarten Gesichtszüge. Diese Charakterfärbung wird gegründet auf Erzählungen von Novellisten, was uns wundert, da er sonst nur den verbrieften und besiegelten Nachrichten Glauben beymisst. Uebrigens entscheiden einzelne joviale Aeußerungen doch noch nicht über einen Menschen, und eine heitere Sinnesweise und Weltansicht, wie sie in Giotto's Gefang sich auspricht, welche gegen eine finstere Franciscaner-Moral ankämpft, Genuss und Thätigkeit fordert und nicht freywillig darben und bloß beten mag, verträgt sich recht wohl mit Tiefe und Zartheit des Gemüths.

Der Vf. beschränkt daher Giotto's Verdienste, weil er ihn geistig herabsetzt, auf bloße Verbesserung der Technik und darauf, daß er die Kunst auf Darstellung der in der Wirklichkeit wahrzunehmender Begebenheiten hingelenkt und von dem hergebrachten geheiligten Stil losgerissen hätte.

Erschrecken kann man aber über den Ausspruch des Vfs. S. 44, wo er sagt: „Die Möglichkeit aller Neuerungen beruht auf Kraft; die Gesinnung aber, aus welcher der Neuerer entsteht, ist im Durchschnitte unheilig und frevelhaft.“ Hiemit, scheint es, wäre denn Giotto zur Hölle verdammt, und das, was Andre für frey und edel in den Bewegungen seiner Gestalten, für großartig in den Verhältnissen gehalten haben, sey nur ein Irrthum gewesen, in welchem höchst zufällig oder herkömmlich seit Jahrhunderten so Viele übereinstimmten: denn in Giotto's Werken wäre, nach der Meinung des Vfs., nichts als eine oft zum Burlesken (S. 56) sich hinneigende, frech von dem alten Stil abweichende, der rohesten Außenseite des Lebens abgelenkte und doch noch unvollkommen dargestellte Natürlichkeit.

Wir müssen uns vor Allem wundern, daß der Vf. seinen eignen Grundätzen so untreu, das Natürliche nicht für das Höchste, sondern eine Darstellungsform für hochheilig und es für frevelhaft hält, von dieser abzuweichen, und deshalb dem Giotto so bittere Vorwürfe macht, daß er den alten byzantinischen Kirchenstil der Malerey aufgegeben und verdrängt habe. Der neugriechische Stil ist doch nicht reiner, naturgemäßer, als der des Phidias, und der Vf. gerade eifert so sehr gegen die, welche den Künstlern das Studium der Antike empfehlen, weil sie in ihr das Vorbild der Menschengealt zu finden meinen. Gerade das, was Giotto von der alten

byzantinischen Manier beybehielt, der geschlitzte Schnitt der Augen, der scharfe Nasenrücken ist, was wir tadeln möchten und ihn durchaus hinderte, den Physiognomien wahres Leben und Ausdruck des Gemüths zu geben. Diese Schranke, welche er nicht durchbrechen konnte, trieb ihn auf die Darstellung von Affecten und Leidenschaften hin, worin er allerdings größer war, als in der von in sich geschlossenen Gemüthszuständen, wie wir dem Vf. gern zugeben. Jedoch finden wir schon seine Profilköpfe seelenvoller, als seine Facgesichter, da in erstern die Schlitzaugen, die er von dem byzantinischen alten Stil beybehalten hat, verkürzt erscheinen und er daher den Physiognomien einen reinern Ausdruck geben konnte.

Wir folgen nun dem Vf. in seiner Geschichtsdarstellung und überlassen Andern über Vorhergehendes die Entscheidung. — Der Vf. sagt, daß die Florentiner Schule zu sehr in der Manier des Giotto befangen gewesen wäre, um rasche Fortschritte machen zu können, und daß selbst die, welche den Physiognomien mehr Ausbildung und Gemüthsleben gaben, wie *Andrea di Cione* und *Giovanni da Milano*, nicht durchdringen konnten. Der Vf. sucht die Schreibart des Namens *Orcagna* zu berichtigen und nennt ihn *Arcagno*. Lanzi nennt ihn zufolge des *Baldinucci Orcagna*, *Vasari Orgagna* und der Herausgeber des *Vasari* erklärt sich in der Note Vol. 2. S. 237. für die Schreibart *Orgagna*, was der Leser mit des Vfs. Gründen vergleichen mag. Um uns neutral in diesem Streit zu halten, wollen wir ihn *Andres di Cione* nennen, worüber kein Zweifel entstehen kann. Ueber diese Meister, so wie über Meister Simon von Siena führt der Vf. wichtige Thatfachen an und berichtet mehrere Irrthümer, wodurch sein Werk für den Kunstgeschichtsforscher von großer Wichtigkeit ist.

Was *Andrea's* eignes plastisch dargestelltes Bildniß an dem Altar in Orsanmicheln in Florenz betrifft, so können wir dies nicht, wie der Vf. S. 216 behauptet, für das älteste Bildniß der italienischen Kunstgeschichte anerkennen, wenn der Vf. nicht gerade mit den Worten: Älteste Bildniß der italienischen Kunstgeschichte, so viel als ältestes italienisches Künstlerbildniß hat sagen wollen: denn sonst würde diese Behauptung durch das Bildniß des *Minoriten-Generals Bruder Elias von Cortona* in *St. Maria degli Angioli bey Assisi*, von *Giunta* gemalt, welches älter ist, widerlegt werden können. Plastische Bildnisse aus früherer Zeit giebt es sehr viele, wovon wir hier nur einige von denen anführen wollen, welche ohne Zweifel wirkliche Bildnisse im eigentlichen Sinne des Worts, nicht etwa idealische Bilder sind. Eins der vorzüglichsten ist das des *Cardinal Gonsalvo* in *St. Maria maggiore* in Rom, von *Cosma* 1299, oder wenig später nach dem Tode des Cardinals gefertigt. (*Cicognara Storia della Scultura*, Vol. I. Tav. XX.) Früher sind auch noch die Bildnisse der *Scalier* an ihren Grabmälern bey *St. Maria Antica* in Verona und das Bildniß *Bonifaz VIII.* an sei-

seinem Grabmal, welches er wahrscheinlich noch bey seinem Leben bestellte.

Was jenes Bildniß des Andrea betrifft, so könnte doch noch in Zweifel gezogen werden, ob es sein eignes wäre, weil diese Figur zugleich einen Apostel vorstellt: denn das sein Name unten daran steht, bezieht sich darauf, daß er das ganze Werk 1369 hervorgebracht hat. Um diese Zeit war Andrea aber kaum 40 Jahr und konnte daher noch keinem Greise gleichen.

Die beiden Meister, welche man sonst als einen mit dem gemeinschaftlichen Namen *Simon Memmi* bezeichnete, sondert der Vf., und seine Untersuchungen hierüber sind sehr schätzbar. Doch hat über beide, über *Simon Martino* sowohl, als auch über *Lippo Memmi*, welche oft gemeinschaftlich an einem Werke arbeiteten, woher ihre Namensverschmelzung entstanden seyn mag, *Lanzi (Storia pittorica della Italia, Tom. I. T. 310, 313, 314. Nota m)* bereits Nachricht und Aufschluß gegeben.

Der Vf. hätte hier den Einfluß, welchen *Dante* auf die bildenden Künstler, besonders auf die Maler ausübte *), nicht übergehen sollen. Nicht nur das *Andreas di Cione* in S. Maria novella die Hölle nach *Dante's* Beschreibung malte, was nur ein einzelnes Beyspiel wäre: in *Dante's* Dichtungen ist so viel bildnerischer Stoff, der sich seinen Zeitgenossen einladend darbieten mußte, und seine Dichtung ist so zum Anschaulichen hinstrebend, das Innere so in Handlungen darstellend, daß dadurch wiederum der Bildner Blicke in das Innere gewendet werden mußten. Zuzufolge dieser Anregungen, die von *Dante* ausgegangen sind, entstanden Bilder, welche Momente der Weltgeschichte im Großen und Ganzen darstellten; historische Bilder, die nicht einzelne Begebenheiten, sondern ganze Zeitalter in einem Ueberblicke darstellten. Ein solches Epos ist jenes Bild des Meisters Simon in der spanischen Kapelle in S. Maria novella zu Florenz. Es knüpft Zeit und Ewigkeit an einander, und ist im Geist gedacht und gebildet, in welchem die *divina commedia* gedichtet ist. Es darf nicht übersehen werden, wie *Dante* auf den Ausdruck in den Gesichtszügen, und besonders in den Augen, durch eine Stelle im 21. Gesange des *purgatorio* zu einer Zeit hinweist, wo die Bildner noch nicht darauf aufmerksam geworden und durch die byzantinisch typischen Gesichtsförmigkeiten gebunden waren. Diese Stelle ist folgende:

*Folsero Virgilio a me queste parole
Con viso, che tacendo dica: Taci!
Ma non può tutto la virtù che vuole;
Che viso le pianto son tanto seguasi
Alla passion, da che ciascun si spicca
Che men seguon voler nei più veraci
Io pur sofferisi, come l'om che ammicca:
Per che la ombra si tacque, e riguardommi
Nelli occhi, ove il sembiante più si ficca.*

Vielleicht verdanken wir dem *Dante* und dieser Stelle seines göttlichen Gedichts, daß die Bildner auf den Ausdruck in den Gesichtszügen aufmerksam wurden. Gewiß ist er die vorausleuchtende Morgenröthe eines neuen Tags, in dessen frischem Licht den Bildern die Welt erschien.

Mit der Ausbreitung der Gefänge *Dante's* trifft die Zeit, in welcher in die Augen der Bilder Seele trat, zusammen und so können wir mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß diese Belebung der Gesichtszüge durch jene Dichtungen veranlaßt worden sind.

Mit Vorliebe für die Siener, wie es scheint, sagt der Vf., daß diese das geistige Element des neu-griechischen Stils weiter ausbildeten, und in dieser frommen Sinnesweise nicht allein die von Byzantinern gewöhnlich behandelten Gegenstände, sondern auch neuere reichhaltigere Aufgaben behandelt hätten.

Die Nachrichten und Belege, welche der Vf. über die *Lorenzetti's* so wie über *Barna* giebt, sind von großer Wichtigkeit und mit Genauigkeit ausgeführt: doch wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte hier Einiges über *Buffalmacco* vorausgehen lassen, so räthselhaft auch seine Geschichte seyn mag. Die Abhandlung XI.: Urkundliche Erörterung: Weshalb man den neuen Dom zu Siena unvollendet gelassen und sich begnügt hat, den alten schöner zu schmücken und zu erweitern. Nebst andern Beyträgen zur Geschichte der italienischen Bauhöfen. Dreyzehntes und vierzehntes Jahrhundert, so wie die folgende XII.: Von einigen Dunkelheiten und Verwechselungen der Kunstgeschichte des 14ten und folgenden Jahrhunderts. *Alberto di Arnolfo*, *Piero Cellini*, *Lorenzo da Vitorbo*, *Bernardo Rossellini*, *Urbano da Cortona*, *Antonio di Federigo* sind an sich sehr wichtig, und schildern das rege, in großen Kunstunternehmungen sich äussernde, alle bürgerliche Verhältnisse durchdringende, die Handwerke zu Künsten erhebende und die Künstler zur Thätigkeit auffordernde Leben, welches in Italien aufblühte und mit seinen jenseit der Alpen wohnenden Nachbarn in artistische Wechselwirkung und Verbindung brachte. Von dieser Seite stehen diese Abhandlungen in genauer Verbindung mit der gesammten Kunstgeschichte. Da aber die eine Abhandlung insbesondere für die Geschichte des Dombaus in Siena, die andre für die des Städtchens Pienza wichtig ist, so gehören sie mehr in eine besondere Geschichte der Baukunst und unterbrechen hier die Uebersicht des Entwicklungsganges der Malergeschichte. Diese beiden Abhandlungen hätten im Anhang ihren Platz finden können und würden daselbst sehr dankenswerthe Zugaben gewesen seyn. An dieser Stelle unterbrechen sie den Gang der Geschichtsdarstellung und wir wollen den Zusammenhang wieder aufzunehmen versuchen.

Der Siener *Taddeo Bartoli* arbeitete viel für Perugia und ward so von Einfluß für die Schule, welche der Vf. die Umbrische nennt. Der Vf. meint, daß

*) *Seroux d'Agincourt histoire de l'art par les monumens, Tom. II. T. 109.*

dafs Bartoli die feyerliche Strenge der ältern Schule, welche sich bey den Sienern fortgepflanzt hatte, mit der sentimentalern der neuern Kunstrichtung vereinigt habe. Hier, sollte ich meinen, wäre es am Orte gewesen, des Bruder Angelico zu erwähnen: denn wenn er auch kein Siener, sondern aus dem Florentinischen Gebiet gebürtig war, so ist er es doch gerade, der mit Bewußtseyn vor Allen zuerst das Innigste und Tiefste der Seele in die Erscheinung des äussern Menschen treten liess und der Kunst eine entschieden neue subjective Richtung gab. Freylich löst dieß alle geographische Schuleintheilungen auf und macht den Ruhm den Sienern, welche der Vf. zu sehr zu begünstigen strebt, freitig; dafs sie die Bewahrer des religiös-geistigen Princip, des heiligen, sanftleuchtenden und wärmenden Feuers des Gemüths in der Kunst sind.

Uebrigens scheint es mir von keiner so ganz entschiedenen Wichtigkeit für die Verbreitung einer Sinnesart zu seyn, ob ein Künstler in der einen oder andern Stadt malte: denn eine Gesinnung verbreitet sich doch nicht wie eine ansteckende Krankheit durch unmittelbare äussere Berührung. Das geistig Verwandte steht sich nah und zieht sich gegenseitig an, mögen die Gleichgesinnten auch entfernt wohnen, wenn sie nur von einander erfahren.

Fiesole's Werke verbreiteten sich früher und schneller über einen grossen Theil Italiens, als Bartoli's kleine Arbeiten, und es ist daher wahrscheinlicher, dafs der Siener dem Bruder Angelico da Fiesole selbst erst diese Hinweisung auf das Gemüth verdankt. Da der Vf. auf die Oertlichkeit ein so grosses Gewicht legt, so hätte das Madonnenbild des Angelico, welches sich in dem Dominicanerkloster zu Perugia befand oder noch befindet, ihm ja auch einen Grund zu der Vermuthung geben können, dafs die umbrische Schule durch Angelico belebt worden sey.

Der Vf. hat sich nun einmal vorgenommen, die Florentiner Maler jener Zeit herabzusetzen, und wiederholt, dafs diese nachlässig und geistlos der Manier des Giotto gefolgt wären. Nicolo di Pietro sey jedoch mit Geist in des Giotto Manier eingegangen, habe aber zu Siena Vieles gearbeitet. Des Spinello Aretino's Arbeiten sind, obwohl in Art des Giotto, aber charakteristisch und lebendig. Dieses Malers Arbeiten in der Sacristey der Klosterkirche S. Miniato bey Florenz, wo er die Neckereyen des Teufels mit frommen Einsiedlern vorstellte, scheinen uns fast verzerrt, nicht blofs lebendig und charakteristisch zu seyn.

Der Vf. fährt fort, den Zustand der Florentiner Schule als einen trägen Stillstand zu schildern: denn Taddeo Bartoli gehöre als Siener dieser Schule nicht an.

Niccolo di Pietro sey ausgewandert und Spinello sey ein Fremder in Florenz gewesen, so dafs es scheint, als wenn von den Florentiner nicht viel zu rühmen wäre.

Die Plastik habe dagegen in Florenz ungeheure Fortschritte gemacht, weil sie von keinem Vorbilde einer bewunderten Manier befangen gewesen wäre, wie dieß bey der Florentiner Malerschule der Fall gewesen seyn soll und wahr seyn würde, wenn nicht die Florentiner den Angelico anführen könnten, welcher eben auch schon um jene Zeit lebte, den aber der Vf. hier nur obenhin erwähnt.

Wie der Vf. das, was Lorenzo Ghiberti war und leistete, hinstellt, scheint es, als hätte er mit einem Mal den Gipfel und zugleich den jenfeit liegenden Abgrund der Plastik erreicht und sey aus der Reihe der Maler heraus in die der Bildner eingetreten. Es wäre für den Ueberblick des Ganges der Bildnerey erforderlich gewesen, wenn der Vf. hier an Andreas Pisano, Brunelleschi und mehrere andere Vorgänger und Zeitgenossen des Ghiberti erinnert hätte. Ghiberti war bey weitem auch nicht der Erste, welcher das Malerische mit dem Plastischen vermengte, denn schon Andreas Pisano hat sich dieß sehr zu Schulden kommen lassen, und es ist z. B. ein fast grösserer plastischer Fehlgriff des Andreas, die Durchsichtigkeit des Wassers, in welchem Christus sieht, als ihn Johannes taucht, in der Bildnerey ausdrücken zu wollen, wie er dieß in einem der Basreliefs an den Bronzethoren des Taufhauses zu S. Johannes in Florenz gethan hat, als der, dafs Ghiberti seine Basreliefs malerisch gruppirte und Wirkung von Perspective darin anzubringen suchte.

Donatello hätte vor Ghiberti angeführt werden sollen. Vortrefflich ist die Vergleichung und die Unterscheidung beider, welche der Vf. anstellt. Er sagt sehr geistreich, dafs Ghiberti von Natur mehr Maler gewesen sey und das Malerische auf die Bildnerey übertragen hätte; dagegen sey Donatello von Natur mehr Plastiker gewesen und habe in seinen plastischen Werken das Plastische auf malerische Gegenstände übertragen, und dieß leuchtete daraus hervor, dafs Donatello immer auf das Knochengebäude Rücklicht genommen hätte. Mit Recht wird an diesem Künstler das Verrenkte an seinen Gestalten gerügt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Nicolai. Buchh.: *Italianische Forschungen* von C. E. v. Rumohr. Zweyter Theil. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. kehrt nunmehr zur Geschichte der Malerey und ihrer Entwickelungsstufe, auf welcher sie im 14ten bis 15ten Jahrhundert stand, zurück. Es war die Entwickelung der Gesichtszüge das hauptsächlichste Erforderniß, um die bildenden Künste zu einem weitem Fortschreiten zu bringen. Das im engern Sinne Malerische, Halbdunkel, Colorit und Gruppierung verbesserte Masaccio, den Ausdruck durch die Mienen Angelico da Fiesole. Panicali, obwohl vorgeschritten im Ausdruck, blieb im Malerischen doch noch dem Aeltern und Unvollkommenen ähnlich. Der Vf. stellt einen Vergleich zwischen Masaccio und dem wenig spätern Filippo Lippi an und ertheilt Erstern den Vorzug in Hinsicht der großartigen Auffassung, dem Letztern in Rücksicht der Leichtigkeit des Vortrags. Ferner berichtet der Vf. einige Verwechselungen der Arbeiten in dem Kloster *alle Carmine* in Florenz, wo gerade mehrere, die für Masaccio's Werke gehalten wurden, von Filippino seyn sollen. Die Schilderung von Masaccio's Kunstcharakter ist trefflich und sehr wahr; daß die Wichtigkeit der Gegenstände, die ihm aufgegeben waren, ihn aufforderten, nach einer vollkommenen malerischen Behandlung zu streben. S. 250 u. 251. Eben so lobenswerth ist die folgende Schilderung des Kunstcharakters des frommen Angelico da Fiesole, welcher im Malerischen dem Masaccio nachstand und mehr den Zustand des Gemüths in Mienen auszudrücken strebte. Seinem Schüler Benozzo Gozzoli läßt der Vf., wie es uns scheint, nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren. Er war nicht nur für seine Zeit, sondern überhaupt einer der bildderreichsten und trefflich zeichnenden Künstler.

Auch scheint uns, daß ihm der Ruhm gebühre, der Erste gewesen zu seyn, welcher auf die Schönheit der gesammten Natur aufmerksam machte und die Darstellungen nicht bloß auf die Menschengestalt beschränkte, sondern seine Bilder mit dem Reichtum ausschmückte, den die Gegenden seines glücklichen Vaterlandes ihm darboten. Seine landschaftlichen und architektonischen Hintergründe stehen mit der Fülle seiner Compositionen von lebensvollen schönen Gestalten in Uebereinstimmung und machen einen wesentlichen Theil seiner Bilder aus. In den Gesichtern seiner Bilder sind die Augen ganz naturgemäß und der byzantinische Schnitt ganz verschwunden.

Auch scheint uns, daß ihm der Ruhm gebühre, der Erste gewesen zu seyn, welcher auf die Schönheit der gesammten Natur aufmerksam machte und die Darstellungen nicht bloß auf die Menschengestalt beschränkte, sondern seine Bilder mit dem Reichtum ausschmückte, den die Gegenden seines glücklichen Vaterlandes ihm darboten. Seine landschaftlichen und architektonischen Hintergründe stehen mit der Fülle seiner Compositionen von lebensvollen schönen Gestalten in Uebereinstimmung und machen einen wesentlichen Theil seiner Bilder aus. In den Gesichtern seiner Bilder sind die Augen ganz naturgemäß und der byzantinische Schnitt ganz verschwunden.

Auch scheint uns, daß ihm der Ruhm gebühre, der Erste gewesen zu seyn, welcher auf die Schönheit der gesammten Natur aufmerksam machte und die Darstellungen nicht bloß auf die Menschengestalt beschränkte, sondern seine Bilder mit dem Reichtum ausschmückte, den die Gegenden seines glücklichen Vaterlandes ihm darboten. Seine landschaftlichen und architektonischen Hintergründe stehen mit der Fülle seiner Compositionen von lebensvollen schönen Gestalten in Uebereinstimmung und machen einen wesentlichen Theil seiner Bilder aus. In den Gesichtern seiner Bilder sind die Augen ganz naturgemäß und der byzantinische Schnitt ganz verschwunden.

G

lichen Vaterlandes ihm darboten. Seine landschaftlichen und architektonischen Hintergründe stehen mit der Fülle seiner Compositionen von lebensvollen schönen Gestalten in Uebereinstimmung und machen einen wesentlichen Theil seiner Bilder aus. In den Gesichtern seiner Bilder sind die Augen ganz naturgemäß und der byzantinische Schnitt ganz verschwunden.

Der Vf. geht zu *Andreas dal Castagno* über und leugnet, daß dieser schon die Kunst des Oelmalens, obwohl gekannt, ausgeübt habe, weil die Altartafel in S. Lucia zu Florenz, von Andreas Freund, von Domenico von Venedig gemalt, keine Oelmalerey sey. Daß gerade diese einzelne Tafel nicht in Oel gemalt ist, was ganz specielle Gründe haben kann, scheint kein hinreichender Beweis zu seyn, welcher daran zu zweifeln berechtigt, daß Domenico dem Andreas die Kunst der Oelmalerey gelehrt habe. Es sprechen zu viel Thatfachen dafür. Andreas soll, um diese Kunst allein für sich zu behalten, seinen Freund Domenico heimlich ermordet, in Reue hierüber sich selbst als Judas auf einem Bilde vorgestellt und die Missethat auf seinem Sterbebette gebeichtet haben. In Oel zu malen war schon früher dem Cennino Cennini bekannt und von diesem beschrieben worden: allein die Vortheile dieser Malerey und die doch immer wieder, wie es scheint, zum Geheimniß gewordene Behandlungsart der Oelmalerey des Eyk hatte Domenico von Antonello da Messina und dieser von Johann v. Eyk selbst erlernt. Ich gestehe zwar ein, daß in den Bildern des Andreas dal Castagno von diesen Vortheilen der Eyk'schen Schule keine Spur zu bemerken ist, jedoch kann ein Künstler eine Behandlungsart wissen und ihm doch die Handgriffe fehlen. Auch sind die Bilder des Andreas, die ich gesehen habe, so finster im Colorit und Ausdruck, wie Andreas Seele, so daß, wenn sie auch in Eyk's Farbauftrag gemalt wären, die Eyk'sche Klarheit daran nicht bemerkt werden würde *).

Das Vergnügen an Landschaften und andern Beywerken nahmen die Italiener, nach des Vfs. Meinung,

*) Ueber die Erfindung und Ausbreitung der Oelmalerey Dr. Waagen treffliches Werk: Ueber *Hübner* und *Johann von Eyk*.

nung, von den Niederländern an. (S. 263.) Besonders soll auf die Florentiner in der letzten Hälfte des 15ten Jahrh. das Altargemälde des Hugo van der Goes in der Spitalkirche S. Maria nova als ein Vorbild in schönen Nebenwerken gewirkt haben. Hugo lebte um 1480 in Gent, und Benozzo, dem wir dies Verdienst nicht gern nehmen lassen, arbeitete schon früher, und seine Werke im Campo Santo in Pisa und in der Kapelle des Pallaß Riccardi zu Florenz enthalten Landschaften von einem Reichthum, wie die der Niederländer, aber von weit größerer Ausdehnung.

Der Vf. sagt, daß um das Ende des 15ten Jahrh. die Italiener gegen christlich-religiöse Aufgaben gleichgültig geworden wären, sich aber eben auch nicht entschieden zur Nachbildung realer Gegenstände hingezogen gefühlt hätten, und erklärt dies sehr richtig aus dem sich zur antiken Welt (nennen wir es offenherzig Heidenthum) hinneigenden und durch die damaligen wissenschaftlichen Bestrebungen noch mehr hingezogenen Nationalcharakter. *Cosimo Rosselli* verfällt in Manier, wie es seine Arbeiten in der sixtinischen Kapelle zeigen. *Andreas del Verocchio*, der Meister des großen Leonardo da Vinci, war ein weit besserer Bildner und Bronzegießer als Maler; wie der schöne Brunnen im alten Pallaß in Florenz mit dem kleinen muntern Fischfänger beweißt. *Piero di Cosimo* folgt der Manier des Rosselli, und was von Verocchio gilt, kann auch von Pellajuolo gesagt werden, der ebenfalls Maler und Bronzarbeiter war. *Fra Filippo* und sein Schüler *Sandro Botticello* sind am stärksten und wahrsten im Ausdruck der Gesichtszüge. — Die gesammte Florentiner Schule strebt nach Naturalismus, wie der Vf. es nennt. In diesem Streben lassen sich zwey Unterabtheilungen machen. Die Schule des *Rosselli*, aus welcher *Domenichio Ghirlandajo* hervorging, zeichnet sich durch sinnliche Wahrscheinlichkeit (Illusion) und Richtigkeit in der Charakteristik des Einzelnen aus. Dahingegen ist die Schule des *Fra Filippo*, in welcher *Sandro Botticello*, *Filippino* und *Raffaellino da Garbo* sich ausbildeten, ganz eigenthümlich in der Wahrheit der Darstellung von Handlungen, Bewegungen und dem Ausdruck heftiger und starker Affecte. — Da des Vfs. Darlegung dieser Schule und Zeit so wahr und treffend ist, so konnten wir uns hierin kurz fassen und den Leser auf das Werk selbst verweisen. Es wäre nur zu wünschen gewesen, der Vf. hätte als sehr einflußreicher und größter Künstler des 15ten Jahrh. den Lucas Signorelli von Cortona angeführt: denn obwohl er nicht unmittelbar für Florenz arbeitete: so war sein Einfluß doch dadurch sehr ausgebreitet, daß er Alle an Tüchtigkeit des Geistes und künstlerischer Ausbildung übertraf.

Der Vf. holt nun Einiges über die Bildner jener Zeit nach, unter welchen *Luca della Robbia* oben an steht. Die schon als Maler erwähnten Künstler

Pollajuolo und *Verocchio* werden hier als Bildner aufgeführt und viel Wichtiges und Berichtendes über die, kleinere plastische Werke liefernden Bildhauer *Antonio Rossellini*, *Mino da Fiesole*, *Desiderio da Settignano Giuliano* und *Benedetto da Majano* und *Benedetto da Rovizzano* gesagt *). — Der Vf. wendet sich nun wieder zu den Malern und sagt, daß des *Verocchio* nachdenkliches und forschendes Wesen seine beiden Schüler *Lorenzo da Credi* und *Leonardo da Vinci*, besonders aber Letztern, zur Vervollkommenung in Zeichnung, Beleuchtung Verkürzung und Rundung hingelenkt habe. Der Vf. drückt sich S. 308 sehr sinnreich und klar hierüber aus. — Sehr richtig hebt er unter den Verdiensten des da Vinci dieses hervor, daß er zur Würde und Tiefe zurückführte, mit welcher religiöse Gegenstände dargestellt werden müssen. Ferner wird von ihm gesagt, daß er selbst mehr grübelnd als praktisch gewesen sey, und daher die technische Seite der Kunst zu einer vor ihm beyspiellofen Feinheit der Ausführung gebracht habe.

Wenn bey Erwähnung des Peter Perugini geäußert wird, daß dieser, da er lange Zeit und in seinen besten Jahren zu Florenz gelebt, das eigenthümlich Zart sinnige der umbrischen Schule in die Florentinische eingeführt habe: so können wir diesem nicht völlig beypflichten, denn schon Angelico da Fiesole hatte dies gethan. — S. 311 schreibt der Vf. nochmals dem Siener *Thaddeo di Bartolo*, welcher Chorbücher für den Dom zu Perugia malte, es zu, daß aus Siena nach Umbrien die zarte Gemüthlichkeit sich verpflanzt habe. Hierüber haben wir unsre Zweifel schon ausgesprochen und finden die S. 311 angeführte zweyte Ursache, warum die umbrische wesentlich zur Darstellung des innigsten Gemüthslebens sich hinwendete, für wichtiger: Es war die Nähe von Assise, von wo aus durch die Verehrer des heiligen Franz eine religiöse Rührung sich über die Künstler der umbrischen Schule verbreitete. Mehrere andre Künstler sowohl von Perugia als von Fuligno folgten dieser Richtung. Unter diese gehört *Petrus Antonius da Fuligno*, auf den *Gozzoli* mit eingewirkt haben soll, und *Niccolo da Fuligno*. Dieser wird oft für einen und denselben gehalten, welcher sich auch *Deliberatore da Fuligno* nennt und vielleicht auch den Vornamen *Niccolo* führte. Mit *Deliberatore* und in seiner Weise arbeitete oft an einem Bilde ein andrer Künstler, welcher *Pietro di Mazzaforte* hieß. — *Pietro di Castello della Pieve* (bekannter unter dem Namen *Pietro Perugini* oder *Vanucci*) und *Bernardino Pinturicchio* bilden sich vielseitig in dem Verkehr mit andern Schulen aus. *Florentinus Reuti Cecchi*, Maler und Rathsherr von Perugia, arbeitet mehr in dem enger

*) Sehr zu empfehlende Umrisse nach den Werken obiger Meister findet man in *Monumenti Sepolcrali della Toscana*, welches ein nicht genug gekanntes Buch ist.

ger abgeschlossenen Kreise seiner Schule, doch scheint auf ihn *Domenico Ghirlandajo* eingewirkt zu haben.

Einige halten *Benedetto Buonfiglio*, Andere *Niccolo di Fuligno* für *Pietro Perugino's* Meißler. Der Vf. neigt sich mehr zu letzterer Meinung hin, welche auch uns die wahrscheinlichere dünkt, weil uns zwischen beider Werke eine Uebereinstimmung der Sinnesweise Statt zu finden scheint, obwohl anderer Seits *Niccolo da Fuligno* und *Pietro Perugino* im Alter nicht so weit auseinander stehen, daß dieser jenes Schüler füglich hätte seyn können. Der Vf. vermuthet, daß *Piero della Francesca* auf ihn von großem Einfluß, wo nicht Lehrer des *Pietro Perugino* war.

S. 326 u. fg. handelt der Vf. sehr ausführlich über *Ingegno Aloisi* und die unsichern Nachrichten in Betreff dieses Künstlers, welcher mir eine mythische Person des Vasari, auf alle Fälle aber ein besserer Geschäftsmann als Maler zu seyn scheint und den Vasari aus Parteylichkeit so hoch stellt, um den *Perugino* herabzusetzen. Auch macht der Vf. S. 330 auf die argen Verwechslungen der angeblich von *Aloisi* in *Alessi* gemalten Sibyllen mit denen in der Kapelle del Cambio zu Perugia aufmerksam, welches ein Irrthum ist, den *Fiorillo* sich hat zu Schulden kommen lassen.

Dem *Pinturicchio* und *Perugino* wird das gebührende Lob gezollt und Ersterer diesem fast gleichgestellt. Im Leben des *Perugino* unterscheidet der Vf. fünf Epochen. Die erste ist die, in der er kleine Andachtsbilder noch im Stil der umbrischen Schule malte, die wir Bilder der Seele nennen möchten; die zweite, wo er sich dem Naturalismus, wie der Vf. sich ausdrückt, der Florentiner hingab; die dritte, in welcher er die Idee der Aufgabe zu erreichen strebte; die vierte, in welcher er das Streben nach Erreichung der Idee der jedesmaligen Aufgabe mit dem Studium der Natur verband; die fünfte und letzte um 1518 war die, in welcher er zum handwerksmäßigen Manieristen herab sank. — Hinsichtlich dieser trefflichen Auseinandersetzung können wir jedoch nicht unbemerkt lassen, daß der Vf. der Worte (S. 341): Idee der Aufgabe, sich zu bedienen genöthigt sah, da er doch im ersten Theile die Ideen als nichtige Hirngespinnisse verwirft. — Befremdender noch ist es, daß der Vf. dem *Pietro Perugino* den Namen *Vanucci* niemals beylegt. Ferner, daß er über *Perugino's* unmoralischen Charakter und Irreligiosität ganz schweigt, da er ihn entweder hätte anklagen oder verteidigen sollen. Der Vf. ladet dadurch den Verdacht auf sich, daß er nicht diesen moralischen Charakter mit dem künstlerischen zu vereinigen wußte. Dieser Verdacht wird um so stärker, wenn man sich des Vfs. Anklage gegen *Giotto* und der auf den ihm schuldgegebenen Leichtsinns gegründeten Folgerung erinnert, welche ihm Tiefe und Innigkeit abstreitet. —

Darüber, daß der Vf. mehrere wichtige Künstler nicht angeführt, welche Zeitgenossen und Geistesverwandte des *Perugino* waren, wie z. B. *Francesco Francia*, entschuldigt er sich damit, daß ihm über diese verbürgte Nachrichten mangelten. Er geht nun auf *Raffael* über und sagt, daß dieser aus seines Meisters frühern Studien und Aeusserungen die heilsamen Eindrücke und Anregungen empfangen habe, obwohl *Perugino's* schönste Zeit vorüber war, als *Raffael* sein Schüler ward. So floßte sich ihm der Ernst im Streben nach Erreichung der Idee der Aufgaben und das tiefe Gefühl für die Würde religiöser Gegenstände ein, und durch seine Zeitgenossen und Florentiner Freunde wurde in ihm die Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur geweckt. Der Vf. giebt den Künstlern den trefflichen Rath, den gleichen Entwicklungsgang und Weg zur Vollkommenheit, den *Raffael* wandelte, zu betreten, aber nicht das, was er geleistet und was ihm bloß eigen war und bleiben muß, nachzuahmen. — Am Schlusse erwähnt der Vf. noch des *Piero di Cosimo*, vielleicht ein Schüler des *Cosimo Rosselli* oder vielmehr Gehülfe desselben, ganz in der Kürze.

Die VIIte Beilage ist in Beziehung auf die Geschichte der Glasmalerey sehr wichtig und beweist, daß man schon um 1440 in Italien eingetragene Glasmalereyen fertigte.

XIV. Diese Abtheilung ist überschrieben: Die unumgängliche Vielseitigkeit in den Beziehungen, die Hindernisse der Entwicklung, die Ursachen des vorzeitigen Verfalls der neuern Kunst. Der Vf. vertheidigt den *Antonio Razzi il Saddoma* gegen Vasari und rühmt seine großen Werke im Kloster Monte Oliveto. Dann geht er auf *Raffael* über und rühmt dessen Vielseitigkeit und wie er Gegenstände der alten Mythen auf eine allgemein menschliche und darum zeitlose Anschauungsweise ergriffen und dargestellt habe. Sodann wird die Frage aufgeworfen: ob der neuere Künstler heidnische oder christliche Aufgaben behandeln soll?

Der Vf. giebt zu, daß uns die christlichen Gegenstände näher lägen, indess eine größere Vielseitigkeit und von Verhältnissen unbeschränktere Geistes-thätigkeit, die mythologischen Gegenstände begünstigen. In der Untersuchung hierüber schlägt der Vf. den geschichtlichen Weg ein und bemerkt, daß unter den Italienern sich immer eine Hinneigung zum Antiken erhalten hätte, wenn dies auch durch *Giotto* für einen Moment in der Kunst zurückgedrängt worden wäre. Durch *Squarcione* ward diese Zuneigung zur alten Welt wieder neu und um so kräftiger geweckt. Hier hätte des Mantegna gedacht werden sollen. Bey den Florentinern und Sienern ward zwar die Mythologie, aber nicht im Sinne und Geiste des Alterthums, sondern in dem der Zeit behandelt. Die Kirche beherrschte die geistige Welt, und so nahmen christliche Gegenstände die Kunstthätigkeit im Allgemeinen für geraume Zeit ausschließ-

schliesslich in Anspruch. — Im 15ten Jahrhundert, als das häusliche Leben an Heiterkeit, Bequemlichkeit und Freyheit gewann, traten die Forderungen an die Künstler, mythologische Aufgaben zum Schmuck der Prachtgebäude zu lösen; lebhaft hervor, und das Gebiet der Kunst ward durch diese Aufgaben erweitert.

S. 396 macht der Vf. sich nicht ganz deutlich, was er meint. Wir glauben aber in seinen Sinn einzugehen, wenn wir das, was wir für seine Meinung halten, mit folgenden Worten ausdrücken: Raffael sey der, welcher mit eigenthümlicher Kraft die Mythe zuerst wieder künstlerisch behandelte und ihr ein neues Leben einflößte, so daß sie nicht als ein ausgestorbenes, sondern frisches Daseyn hervortrat und dennoch nicht in Widerspruch mit der Sinnesart des Alterthums stand. Ohne dies Verdienst dem Raffael absprechen zu wollen, möchten wir dies doch dem Mantegna nicht streitig machen, daß dieser zuerst die Mythe mit eigenthümlich poetischem Sinne behandelte, wie seine Kupferliche: die Tritonen, der römische Triumphzug und die beiden trefflichen, auch in technischer Hinsicht vollendeten Gemälde im königl. Museum zu Paris beweisen, wovon das eine den Parnass, das andere eine Allegorie, den Sieg der Weisheit vorstellt.

Wir folgen nun wieder dem Vf. in seinem Ideengange. Indem die Malerey die Gebäude schmückte, so erhielt sie durch die Architectur, deren Werken sie sich anpassen mußte, eine bedingte Richtung. Im Norden, wo man aber nur enge und keine dauerhaften, massiven Gebäude gehabt hätte, wären deshalb von der Baukunst unabhängige sogenannte Staffeleybilder angemessener gewesen, und so eine dritte Classe von Kunstgegenständen in Aufnahme gekommen, welche weder eine kirchliche noch weltliche Bestimmung haben, sondern wegen der Anmuth ihrer Erscheinung dargestellt wurden, wie z. B. Blumen, Landschaften u. dergl., und hierin hätten besonders die Niederländer es am weitesten gebracht, solchen einfachen Naturgegenständen ihren geheimen Zauber abzulauschen und durch die Kunst darzustellen. Diesen Ursprung der *Genre*- und *Stilleben*-Malerey können wir nicht anerkennen. Denn erst hat der Vf. auf die nordischen Rathhäuser und städtlichen Bürgerhäuser, welche gewöhnlich von innen und außen bemalt waren, nicht Rücksicht genommen, und wer wandelbare hölzerne Gebäude damals bewohnte, war nicht wohlhabend genug, sich Staffeleybilder zu verschaffen. Sodann aber zeigt sich schon in den bedeutamen religiösen Bil-

dern des Eyk und seiner Schule dieser Farbenzauber und diese Sorgfalt bey der Ausführung von Nebenachen, von Pflanzen, Landschaften u. dergl. Erst nachdem das religiöse Gefühl erkaltet war und man für höhere und heilige Gegenstände keinen Sinn mehr hatte, ja fast sie nicht mehr mochte, entstand die *Genremalerey*, welche Gegenstände, die sonst Beywerke religiöser Bilder waren, für sich selbst darstellt. Das also, was man in der Kunstsprache *peinture de genre* nennt, entstand nicht aus der Kleinheit nordischer Häuser, sondern daraus, daß der Sinn für das Heilige und Würdige erkaltete und die Kunst eine ganz realistische Richtung annahm und danach strebte, schlechthin wirkliche Gegenstände mit möglichster künstlerischer Vollkommenheit darzustellen. Der Vf. sagt, daß alle drey Klassen von Gegenständen, christlich-religiöse, mythologische, welche er fast ausschließlich für poetisch hält und sie im Gegensatz zu den kirchlichen (S. 397 Z. 12) Gegenständen aufstellt, und *Genremalereyen* recht wohl neben einander bestehen könnten und dies nicht den Verfall der Kunst herbeygeführt habe. (Die *Genremalerey* ist, wie wir zugeben, nicht ein Grund, sondern eine Folge des Sinkens des Kunstsinns.)

(Der Beschluss folgt.)

PÄDAGOGIK.

ZERNST, b. Kummer: *Regeln und Beyspiele zur Förderung des Richtigschreibens für die Volksschule* zu gemeinschaftlichem Gebrauch in vier Tafeln zusammengestellt von Johann Gottlieb Kölling, erstem Lehrer an der Armenschule zu Zerbst. 1827. 4 S. Tabellenformat. (12 gGr.)

Der Vf., seinem Berufe als Volksschullehrer auf merkwürdige Weise gewonnen (er war früher Hirt), lebt demselben auch im weitern Kreise, und die vorliegenden Tabellen sind Zeugniss von seinem Fleiß und seiner Thätigkeit. Wir müssen denselben auch im Allgemeinen das Lob der Brauchbarkeit zugehen; nur scheint uns doch fast zu viel gegeben zu seyn, wenn wir die Klasse von Schülern, welche der Vf. im Auge hat, bedenken. Lobenswerth ist bey der Darstellung des Zeitworts die Unterscheidung der doppelten Form der *Dauer* und *Vollendung* in jeder Zeit. (In der Gegenwart: Ich gehe und ich bin gegangen; in der Vergangenheit: ich ging und ich war gegangen; in der Zukunft: ich werde gehen und ich werde gegangen seyn.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Nicolai. Buchh.: *Italienische Forschungen* von C. F. v. Rumohr. Zweyter Theil. u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 399. Die Meister des 13ten Jahrhunderts übertrafen ihre Vorgänger und erreichten besonders im Ausdruck eine höhere Stufe. — Giotto soll in dieser Hinsicht gegen die Meister des 13ten Jahrhunderts zurückgeblieben seyn, und sein Ruhm sich auf Verbesserung des künstlerischen Vortrags und darauf gründen, dass er den Darstellungen mehr Handlung und Bewegung gab, als sonst geltehen war. Auch die ihm folgten, sollen im Ausdruck von Gemüths- zuständen gegen die Meister des 13ten Jahrhunderts zurückgeblieben seyn. *Masaccio* und *Fiesole* thaten von neuem große Fortschritte, ohne dass andere ihnen nachfolgten. *Cosimo Roselli*, *Filippo Lippi*, *Peter Perugin* und *Pinturicchio*, beginnen ruhmwürdig und enden als Manieristen. Der Zunftgeist und die Einrichtungen der Malerzünfte hält die Ausbildung der Künste auf, denn geistvolle und geringe Künstler stehn in der Zunft einander gleich, Gefellen und Lehrlinge befanden sich in einer geisthemmenden und drückenden Abhängigkeit von den Meistern und die Zunftansicht macht die Kunst bloß zu einem niedern Erwerbszweige.

Wir pflichten hierin dem Vf. völlig bey und halten dies für eine hauptsächlich Hemmung des Fortschritts in den Künsten. Nicht eben so können wir mit dem einstimmen, was er S. 404 über die Hemmung der Ausbildung des Kunststils sagt, welchen er für abhängig von architektonischen geometrischen Gesetzen hält. Die Kunst im Alterthume bildete sich nach ursprünglichen, ewigen Gesetzen aus, die Kunst in neuern Zeiten entwickelte sich erst allmählig daraus wieder, was sich dunkel aus der alten Welt fortgepflanzt hatte.

S. 406. Die Baukunst ahmte die Verzierungen antiker Gebäude nach, ohne Verständnis ihrer Bedeutung und eben so auch dann, die, durch nordische, klimatische Forderungen bedingte gothische Baukunst, welche sich über Italien verbreitete. Dieses Sinken der Baukunst und das Verschrobene ihrer Verhältnisse machte, dass auch die Maler, welche architektonische Werke mit Malereyen schmücken

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

sollten, zu keinem Gefühl für Stil, sagt der Vf., worunter wir Ebenmaafs verhehn, gelangen konnten.

Mit gewichtigen Gründen wird vom Vf. der irrige Satz bestritten, dass die Malerey den neuern und christlichen Zeiten, die Bildnerey hingegen der antiken Bildung angehöre. Die Malerey überflügelte die Bildnerey, weil dieser noch im 16ten Jahrhundert nicht die technischen Mittel zu Gebote standen, welche erst im 18ten Jahrhundert vervollständigt wurden.

Der Vf. sagt: dass die Verdorbenheit des Geschmacks in der Baukunst auch in der Bildnerey einen Verfall herbeygeführt hätten, und giebt dies hauptsächlich dem *Michel Angelo* schuld.

S. 413. Als Grund des völligen Verfalls giebt der Vf. an, dass die Künstler von der Natur sich entfernten und etwas Höheres als diese, leisten wollten. Hier beginnt der Vf. nochmals einen Krieg gegen das Ideale in der Kunst, und wir berufen uns auf das, in unserer Beurtheilung des ersten Theils dieses Werks Gesagte. Wenn die verehrten Weimaraner das Bedeutsame, Hirt das Charakteristische, zu einer Forderung an die Kunst machen, so verlangen doch beide auch das Ideale: denn bedeutsam ist nur dann ein Kunstwerk, wenn es sinnliches Merkmal eines Vernunftbegriffs ist, und das Charakteristische ist das Merkmal einer Gattung, ein Gattungsbegriff ist aber nicht ein bloßer Verstandesbegriff, sondern ebenfalls ein Vernunftbegriff, die Vernunft aber beschäftigt sich mit Ideen, das Charakteristische ist also auch, so wie das Bedeutsame, idealisch. Strebte die Kunst nun nicht nach dem Bedeutsamen oder Charakteristischen, so würde sie bloß Vorstellungen des Einzelnen geben. Einzelne Wahrnehmungen würden wir aber weit vollkommener unmittelbar selbst von der Natur empfangen, als aus Abbildungen, vermittelst der Kunst, welche dann nur eine Zerplitterung des Lebens wäre.

Weil das, was irregeleitete Künstler zu erreichen strebten, eben kein Ideales im Realen zu erkennendes; sondern ein widervernünftiges Unding war, aber von ihnen doch für ideal gehalten wurde, versielen die Künstler auf Abwege, denn das wahre Ideale ist vernunft- und naturgemäfs, und was dies nicht ist, kann auch nicht ideal seyn. — Weil viele Künstler einem Trugbild der Phantasie nachjagten, was nichts mit der Vernunft gemein hatte, und irrig in ihm das Ideale zu umfassen glaubten, sollen darum die Künstler ideale Schönheit und Wahrheit ganz auf-

aufgeben; dem betrogenen Jüngling gleich, der an aller Lieb' und Treue verzweifelt, weil er eine Bühlerin für das edelste Frauenbild hielt und sie sein junges Herz mit falcher Gunst bethörte? — Der Vf., welcher das wahrhaft Ideale mit dem falschen Ideal verwechselt und für einerley hält, schadet dadurch eben so sehr, als diejenigen, welche ein falsches Ideal für das wahre halten.

Der Vf. würde sich das kunstliebende Publikum sehr verpflichten, wenn er eine Revision der geschichtlichen Angaben über die bolognesische und die venezianische Schule anstellte, zumal da *Malvasia* und *Zanetti* so Ungenügendes hierüber gegeben haben, so wie er sich schon durch die in vorliegendem Werke gegebenen Thatfachen unsern Dank erworben hat.

Nachträglich müssen wir hier eine wichtige Einschaltung erwähnen, welche die berühmte *Madonna di S. Sisto* betrifft. In dem über die Originalität dieses Gemäldes geführten Streit, entscheidet der Vf. sich allerdings auch für die von mir und Hirt verteidigte Echtheit des in Dresden befindlichen raphaelischen Bildes, jedoch aus ganz unsatthaftern Gründen. Der Vf. sagt (S. 816. N. **): „Hingegen dürfte die berühmte *Madonna di S. Sisto* in der k. sächs. Gallerie zu Dresden, welche zur Verwunderung vieler Kunstfreunde auf Leinwand gemalt ist, ursprünglich als Kirchenfahne gedient haben.“ Weiter unten fährt der Vf. fort: „Erwägen wir aber das ungewöhnliche Verhältniß der Höhe zur Breite, die Handlung der beiden Nebenheiligen (welche nach Art der Bruderschaftsfahnen der eine die Gemeinde der *Madonna*, die andere dem Volke die Andacht zur *Madonna* empfiehlt); erwägen wir ferner, daß die Vorstellung hier, wie in jener andern Bruderschaftsfahne, dem *Guido* der *Münchener Gallerie*“),
 i it, welcher,
 e bkeit in den
 l wirdlich er-
 2 nicht so ganz
 3 illen erwählt
 4 ch denn auch
 5 Einigen Ge-
 6 es Bildes zu
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525
 526
 527
 528
 529
 530
 531
 532
 533
 534
 535
 536
 537
 538
 539
 540
 541
 542
 543
 544
 545
 546
 547
 548
 549
 550
 551
 552
 553
 554
 555
 556
 557
 558
 559
 560
 561
 562
 563
 564
 565
 566
 567
 568
 569
 570
 571
 572
 573
 574
 575
 576
 577
 578
 579
 580
 581
 582
 583
 584
 585
 586
 587
 588
 589
 590
 591
 592
 593
 594
 595
 596
 597
 598
 599
 600
 601
 602
 603
 604
 605
 606
 607
 608
 609
 610
 611
 612
 613
 614
 615
 616
 617
 618
 619
 620
 621
 622
 623
 624
 625
 626
 627
 628
 629
 630
 631
 632
 633
 634
 635
 636
 637
 638
 639
 640
 641
 642
 643
 644
 645
 646
 647
 648
 649
 650
 651
 652
 653
 654
 655
 656
 657
 658
 659
 660
 661
 662
 663
 664
 665
 666
 667
 668
 669
 670
 671
 672
 673
 674
 675
 676
 677
 678
 679
 680
 681
 682
 683
 684
 685
 686
 687
 688
 689
 690
 691
 692
 693
 694
 695
 696
 697
 698
 699
 700
 701
 702
 703
 704
 705
 706
 707
 708
 709
 710
 711
 712
 713
 714
 715
 716
 717
 718
 719
 720
 721
 722
 723
 724
 725
 726
 727
 728
 729
 730
 731
 732
 733
 734
 735
 736
 737
 738
 739
 740
 741
 742
 743
 744
 745
 746
 747
 748
 749
 750
 751
 752
 753
 754
 755
 756
 757
 758
 759
 760
 761
 762
 763
 764
 765
 766
 767
 768
 769
 770
 771
 772
 773
 774
 775
 776
 777
 778
 779
 780
 781
 782
 783
 784
 785
 786
 787
 788
 789
 790
 791
 792
 793
 794
 795
 796
 797
 798
 799
 800
 801
 802
 803
 804
 805
 806
 807
 808
 809
 810
 811
 812
 813
 814
 815
 816
 817
 818
 819
 820
 821
 822
 823
 824
 825
 826
 827
 828
 829
 830
 831
 832
 833
 834
 835
 836
 837
 838
 839
 840
 841
 842
 843
 844
 845
 846
 847
 848
 849
 850
 851
 852
 853
 854
 855
 856
 857
 858
 859
 860
 861
 862
 863
 864
 865
 866
 867
 868
 869
 870
 871
 872
 873
 874
 875
 876
 877
 878
 879
 880
 881
 882
 883
 884
 885
 886
 887
 888
 889
 890
 891
 892
 893
 894
 895
 896
 897
 898
 899
 900
 901
 902
 903
 904
 905
 906
 907
 908
 909
 910
 911
 912
 913
 914
 915
 916
 917
 918
 919
 920
 921
 922
 923
 924
 925
 926
 927
 928
 929
 930
 931
 932
 933
 934
 935
 936
 937
 938
 939
 940
 941
 942
 943
 944
 945
 946
 947
 948
 949
 950
 951
 952
 953
 954
 955
 956
 957
 958
 959
 960
 961
 962
 963
 964
 965
 966
 967
 968
 969
 970
 971
 972
 973
 974
 975
 976
 977
 978
 979
 980
 981
 982
 983
 984
 985
 986
 987
 988
 989
 990
 991
 992
 993
 994
 995
 996
 997
 998
 999
 1000

Die Angaben, warum dies Bild eine Bruderschaftsfahne müsse gewesen seyn, sind sämmtlich falsch, und folglich auch diese auf Unrichtigkeiten gegründete Auffassung dieses Bildes gar nicht u. seine Breite, selbst jenes Bildes, welcher maroli in die Anverhältnisse der Höhe der andern rapt *Madonna di Ful-* welche auf Holz

konnten. 2) Ueber die innere Abgeschlossenheit dieser Composition, welche zur Erläuterung keine äußere Beziehung bedarf, habe ich mich schon in *Böttiger's Artist. Notizenbl.* im Januar 1826 ausgesprochen. 3) Ferner ist dies Bild zwar auf Leinwand gemalt, diese aber mit einem Kreidegrund überzogen, wodurch das Gemälde zu einer Prozessionsfahne ganz untauglich ist, weil dieser Grund die Malerey äußerst zerbrechlich und das Bild so schwer macht, daß man es an einer Stange unmöglich tragen konnte. Es kann also diese Bestimmung niemals gehabt haben. 4) Sodann ist es völlig unrichtig, daß dieses Bild in einer bloßen Lufterscheinung, geistigen Erscheinung wollte der Vf. wohl sagen, besteht, welcher aller Boden fehlt. Die beiden Engel ruhen auf einer festen Fensterbrüstung, und das Ganze wird von einem recht körperlichen, an einem Stabe befestigten Vorhange eingeschlossen, wodurch Raphael also nicht bloß eine Erscheinung, sondern Körperliches und Ueberirdisches in diesem Bilde darstellte.

Quandt.

BERLIN und POSEW, b. Mittler: *Der Bardenhayn*, für Deutschlands edle Söhne und Töchter. Ein Schul- und Familien-Buch, von *Theodor Hein- sius*. Vierter Theil.

Auch unter dem Titel:

Episch-dramatische Blumenlese, für höhere Schul- klassen, Kunstfreunde u. häusliche Zirkel. 1825. VI u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Mit Beziehung auf unser Urtheil über die *drey* ersten Bände der vorliegenden *poetischen Blumenlese*, bemerken wir nur: daß auch dieser, einige Auszüge aus den vorzüglichsten *epischen* und *dramatischen* Dichtungen unsers Vaterlandes enthaltende Theil — im Ganzen genommen — den billigen Forderungen entspricht, die man an ein solches Schul- und Familien-Buch machen kann.

Dem Herausgeber muß bezeugt werden, daß er in seiner *Auswahl* „das Heilige und Würdige nicht verletzt, wohl aber ein edles Gefühl oft stark und lebendig angeregt habe.“ Es enthält dieser Band einen Auszug aus der *Messias*, aus *Zachariäs Phaethori* (daß hätte doch wohl etwas Besseres gewählt werden können; und mußte denn eben die *komisch-epische* Dichtung, diese Zwittergattung mit zur Auswahl kommen?) aus *Luiſe* von *Voss*, und *Gothe's Herrmann und Dorothea*.

Die *dramatischen* Gedichte enthalten Scenen aus *Lessing's*, *Gothe's*, *Schiller's* und *Müllner's* Tragödien. Die *Einleitungen* zu diesen Auszügen (bey Schul- und Familien-Büchern keine Nebensache) sind ziemlich kurz und unbedeutend, und *Noten* zum Text wollte der Vf. gar nicht geben, weil die *Schlegel'sche* Bemerkung: „daß solche bey jedem Gedichte wie anatomische Vorlesungen über einen Bruch erschienen“ ihn gleich einem Götterauspruch davon

*) Der Vf. meint hiermit wohl die *Himmelfahrt Maria* von *Guido*.

davon zurückhielt. Jener Witz ist genial genug; aber er paßt mehr auf das *Angenehme*, als auf das *Schöne*. Ein Gedicht möchten wir lieber mit einer *Land/schaft* vergleichen, deren Reize und Eigenthümlichkeiten nicht sogleich *Jedem* in's Auge fallen; welches vielmehr bey Kindern und Unmündigen erst dafür *gefehrst* werden muß.

Die hier noch *fehlenden* deutschen Dichter (alle schwerlich: denn selbst die berühmtesten sind nicht immer die besten!) soll ein *zweytes* Bändchen auf ähnliche Weise behandeln.

ALTERTHUMSKUNDE.

BERLIN, b. Herbig: *Die Brautschau*. Zeichnung auf einem griechischen Gefäß. In einem Sendschreiben an Se. Excellenz, den Herrn Grafen von Ingenheim. Von A. Hirt. 1825. 26 S. Fol. (16 gr.)

Ein auf der dritten Wanderung des Herrn Grafen in Italien von dem Vorsteher des Königlichen Museum zu Neapel, Herrn Jorio, erkaufte, in der Provinz Basilicata gefundenes griechisches Gefäß von gebranntem Thon, welches Herr Hofrath Hirt der besten Zeit der griechischen Kunst zueignet, und durch Schönheit, wie das Befremdende der Darstellung ausgezeichnet nennt, gab Letztern Veranlassung zu dieser Schrift. Sie ward für den Kunsthierophanten um so dringender, für die Kunstforscher um so wichtiger, je widersprechender die Deutung der Darstellung von der Inachide *Io* ihr selbst, wie ihm zu widersprechen schien.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über Vasenzeichnung, die der Malerey das Perspektivische überläßt und sich dem Basrelief nähert, sich bemühet, zu symbolisiren, die ganze Natur zu beleben, dadurch mythisch wird, und sich von der Kunst der Neuern unterscheidet, giebt die nähere Beschreibung des Gefäßes an.

Das Gefäß, 18½ Zoll hoch, in Wasserkrugform, hat drey Handhaben, deren größere am Halfe, die beiden kleinern am Bauche sind, erweitert sich von unten nach oben, verengt sich am Halfe, und ruht auf einem niedrigen runden Fusse. Sicher wurde es zur Aufbewahrung des Oels oder anderer Flüssigkeiten gebraucht. Die Zeichnung nimmt die ganze vordere Seite des Bauches ein, ein schönes Pflanzengewinde die Kehrseite. Unter den beiden Henkeln sieht man einen weiblichen Kopf, so wie am Rande der Mündung und am Halfe Pflanzengewinde und andere Zierathen. Auf seinen schön röthlichen Thon ist mit glänzend schwarzem Firniß, wie mit der Feder gezeichnet. Man fand das Gefäß in mehrern Scherben, welche aber

wieder so zusammengefügt sind, daß die Zeichnung nicht gelitten hat. Zwar ist dem Umriss der Vasenzeichnung zur Linken auch ein Umriss der Gestalt des Gefäßes selbst gegeben worden, um es sich vergegenwärtigen zu können, aber er ist viel zu klein, und würde dem Kunstfreund weit besser genügt worden seyn, wenn das ganze Gefäß so groß, als es das Blatt erlaubte, mit der Zeichnung in der Art gegeben worden wäre, wie Horner in den Bildern des griechischen Alterthumes Heft IV — VI das Prachtgefäß im Königl. Museum zu Paris mit Achilles und Patroclus Abschied Taf. XXXVI gegeben.

Nach dem Urtheile des Vfs. begünstigt die Erklärung der Zeichnung von der Inachide *Io* nur die Jungfrau mit den Stierhörnchen zwischen den Haaren; die übrigen Figuren und Beywerke rathe zu einer andern, die in der Jünglingsgestalt mit der Keule (S. 11) ihren Schlüssel findet. Sie stellt *Theseus* vor, dessen Keule nie so kurz und mäßig erscheint, als die Herkulische. Wir würden auf diese hier richtige und durch mehrere bildliche Beweise aus dem Hamiltonschen Vasenwerke erhärtete Bemerkung weniger geben, wenn nicht die Umgebungen diese Deutung ganz bestätigten. Denn schwerlich haben die alten Zeichner so genau auf die Länge und Kürze, Stärke und Schlankheit der Keule in den Händen des *Theseus* und *Hercules* — sie mußten denn den bildlichen Unterschied Beider sich absichtlich aufgegeben haben — geachtet, weil *Theseus* noch immer das Nachbild des *Hercules* war. Alles aber, was wir hier sehen, deutet auf ihn, wie er, und zwar auf Creta, sich einfindet, und als Freyer um *Ariadne*, die Tochter des *Minos*, wirbt. Für Creta spricht die Göttin *Diana* in der Mitte der Scene, welcher hier von *Daedalus* der erste Tempel gegründet wurde, in welchem ihre Verehrer sie unter dem Beynamen *Dictynna* und *Britomartis* feyerten. Ueber ihr steht *Ariadne*, ein Kältchen in der einen Hand, die Schleuderbinde (*asperdory*) in der andern, Geschenke des *Theseus*. Die mythische Erzählung von *Theseus* und *Ariadne*, wie sie die Alten überliefern, reicht nicht hin, wie der Vf. (S. 15) gesteht, das Ganze zu erklären, und er nimmt seine Zuflucht zu einem verloren gegangenen Drama, weil so viel Theatralisches in der Stellung der Personen liegen soll. Nothwendig mußte der Erzählung, welche hier bildlich gegeben wurde, die Idee zum Grunde liegen: daß *Theseus* nicht bloß in der Absicht nach Creta kam, die Kinder Athens vom Tode, und die Athener vom schimpflichen Tribute zu befreien, sondern auch mit dem Vorsetze, *Minos* zu bewegen, ihm die Tochter als Braut heimführen zu lassen. — Billig muß Rec. fragen: Woher kam diese Kunde? — Doch, wir fahren fort. Zur Linken *Dianens* und *Ariadnens* schreitet *Minos* auf *Ariadne* zu, die den Vater zu erwarten scheint, und zur Rechten

ten Reht Theseus mit seiner Keule und Briestafel, diese in die Höhe haltend, seinen Namen und seine Abkunft beweisend. — Wahrscheinlich war in der Tafel sein Ahnenbaum gezeichnet. Wie dieses nicht denkbar, so jenes nicht antik. — Uns befremdet aber auch noch Zweyerley: einmal, daß Ariadne mit Stierhörnchen gebildet worden, und dann, daß sie mit dem Gesicht sich von der Göttin und Theseus abwendet. — Das Erstere vertheidigt der Vf. durch die Abkunft ihres Vaters vom Jupiter, welcher ihn als Stier mit Europa zeugte, und mit dem Stierwesen im ganzen cretischen Mytheneyclus, und mit dem Gegensatz der Abkunft des Theseus vom Neptun. Sollte darauf der Künstler dieser Vasenzeichnung nur allein Rücksicht genommen haben, eben, weil das Attribut dem Mythos so nahe liegt; sollten nicht auch Andere sie so gezeichnet? Alle Spuren dieses genealogischen Symbols würden doch nicht verschwunden seyn? Doch wir wollen die Möglichkeit nicht bezweifeln, können aber die (S. 18) angeführten bildlichen Beweise nicht entscheidend nennen. Das Andere, was befremdet, wird vom Vf. nicht berührt. Geht aber die Scene in des Tempels Vorhalle vor, so, meinen wir, müsse Ariadne auch da die Geschenke empfangen haben — sie beschaut und bewundert sie ja — und mit dem Gesichte sich dem Theseus zuwenden. Diese Stellung halten wir für die natürlichste. Oder ist sie in dem Augenblicke dargestellt, wo sie den Vater erwartet? Es könnte seyn.

Wird das Ganze als skizzirtes Drama gedacht, so sind die handelnden Personen (S. 19): *Ariadne*, *Theseus* und *Minos*; den Chor bilden die hinter Minos erscheinende Frau, die Nymphe von Creta, mit dem wahrlegenden Vogel auf dem Zeigefinger der Rechten und dem Berggott Dictyanios in Gestalt eines jugendlichen Satyrs. Die über Theseus mit dem Scepter in der Hand und ihre Linke über denselben haltende weibliche Figur ist nach einem Orakelspruch des Gottes zu Delphi: Theseus solle die Venus zu seiner Begleiterin auf der Reise nach Creta nehmen, Venus Epitragia. Eros mit Reif und Stäbchen — magischen Werkzeugen — über Ariadne deutet noch deutlicher auf Theseus Absicht, als das Erscheinen der Venus und der Dreyfuß links und das Gefäß rechts an beiden Enden der Zeichnung auf Minos Sohn, Androgeos, den Sieger am Panathenäenfest, und überhaupt auf Kampfpreise hin, die, wie zu Athen, in einem Gefäß von gebrannter Erde, mit Oel gefüllt, bestanden. Muthmaßlich wird noch die Frage aufgeworfen (S. 25): „ob der *Tripus* und der

Oelkrug von dem Zeichner nicht bloß als Preiszeichen für die Sieger in den dramatischen Stücken beygefügt seyn sollten?“

Indessen können wir nicht unterlassen, auf einige allgemeine Wahrnehmungen über altgriechische Vasenzeichnungen aufmerksam zu machen, wie sie der Veteran unter den Archäologen hier mittheilt. Zeichnungen, wird S. 9 behauptet, wie sie der Maler machen würde, kommen in griechischen Vasenzeichnungen nie vor, ja die Monochromatisten haben sich noch engere Grenzen vorgeschrieben, als die Plastikern bey dem Relief.“ Selten decken Figuren einander in den Vasengemälden. Sie stellen jede getrennt von der andern auf. Rec. sieht darin den Mangel der Perspective, nicht, als kannten sie diese nicht, sondern sie finden sie unanwendbar. — „Die Zeichner in den Töpfereyen entlehnten ihre Muster, welche sie nachbildeten, mehr von Plastikern, als von Malern.“ Rec. hält die erste Bemerkung für wahr, ohne der andern ganz beyzustimmen. Wenn der Topfzeichner, wie ihm hier eingeräumt wird, nicht immer so gerade weg — *tale quale* — nachahmte, sondern die Figuren von einander trennte, warum sollte nicht auch der Maler weniger zusammengesetzte Gemälde zum Muster genommen haben? Zeichner und Maler hielten ja immer gleichen Schritt, waren durch und von einander bedingt. Wir können deshalb immer, worauf der Vf. die Wahrheit seiner zweyten Behauptung mit zu gründen scheint, zugeben, daß Freygelassene und Sklaven gewöhnlich die Arbeiter in dergleichen technischen Anstalten waren. Sicher gab es auch unter ihnen Freye, welche einige wissenschaftliche Ausbildung hatten, geschickte Maler. Ja die spätere Zeit giebt uns mehr als einen aus dem Stande der Sklaven. Monochromen und Vasenzeichnungen haben mit einander die größte Aehnlichkeit, und die letztern konnten wohl bis zu jener Feinheit und dem Ausdruck sich nicht erheben, welche Wandgemälde auszeichnen. Uebrigens bestreitet der Vf. (S. 25) den Toscanischen Ursprung solcher Preis- und Siegsgefäße; weil weder in den Gegenden des alten Etrurien, noch sonst irgend in Italien diesseit des Garigliano ein bemaltes oder mit Figuren bezeichnetes Gefäß je gefunden worden sey. „Andere Gefäße, in Toscana entdeckt, giebt es viele, aber eine beglaubigte Thatfache von einem in diesem Lande ausgegrabenen Gefäß, mit Zeichnungen und Malerey geziert, giebt es nicht. Solche Fabriken gehörten ausschließlic, so viel wir bis jetzt wissen, den Griechen in Unteritalien, in Sicilien und in der eigentlichen Helas an.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Black, Young u. Young: *Demosthenis quae supersunt e bonis libris a se emendata* edidit J. J. Reiske. Editio correctior curante G. H. Schaefero. T. I. 1822. XCIII und 512 S. T. II. 1822. 646 S. T. III. 1824. enthält die lat. Uebers. des H. Wolf. 701 S. Ein nicht numerirter Band (1823. 638 S.) enthält die Reiske'schen Indices.

Apparatus criticus et exegeticus ad Demosth. Vinc. Orosopaei, Hier. Wolfii, Jo. Taylori et J. J. Reiskii annotationes tenens. Commodum in ordinem digestum aliorumque et suis annotationibus auctum edidit G. H. Schaefer. T. I. 1824. 888 S. T. II. 1825. 762 S. T. III. 1826. 554 S. T. IV. 1827. 670 S. T. V. 1827. 774 S. gr. 8.

So vielerley Vorreden dieß Werk auch enthält, so wird man doch vergebens ein Vorwort des neuen Herausgebers suchen, woraus man sich über den Anlaß, Zweck und Plan der Arbeit unterrichten könnte. Nur in den Anmerkungen selbst findet man einige gelegentliche Aeußerungen, aus denen man sich in Verbindung mit einigen bekannten oder leicht zu errathenden Umständen etwas zusammenstellen kann, was einer Vorrede einigermaassen ähnlich sieht. Die schon längst im Buchhandel vergriffene Reiske'sche Bearbeitung des Demosthenes wurde zu vielfach gesucht, als daß ein neuer Abdruck derselben nicht wünschenswerth gewesen seyn sollte. Ihn zu besorgen und mit Zulätzen und Berichtigungen auszustatten entschloß sich der um die alte Literatur so vielfach verdiente Schaefer, obgleich er, nach einer wohl nicht sehr genau zu nehmenden Aeußerung T. I. S. 591, seit einer Reihe von Jahren diese Studien unterlassen und sogar einen Widerwillen gegen sie gehabt hatte: „*haec studia per longam annorum seriem intermissa adeoque fastidita recolere sero coepi.*“ Seine Abicht war, Reiske's Ausgabe im Ganzen treu wiederzugeben, und selbst in dem so vielfacher Berichtigungen bedürftigen Texte nur in Kleinigkeiten, wie z. B. der Interpunction und Accentuation, sich Aenderungen zu erlauben, „*graviorum vitiorum quae ei (exemplo meo) inhaerent innumerabilia, expurgationem futuri temporis otio, si deus annuerit, reservaturus: nam in hac trepidatione plura moliri temerarium fuisset, nec per alias rationes, quas commemorare non atti-*

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

net, mihi licuit.“ T. I. S. 201. vgl. S. 207 u. III, 371 „*hic etiam labor τῷ αἰ δι δουλεύοντι τῇ ἀνάγκῃ* (man weiß welcher) *misere properandus fuit.*“ Vielleicht hätte der Herausg. einen berichtigten Text gegeben, wenn J. Bekker's Ausgabe des ganzen Redners schon erschienen gewesen wäre. Indess hat er in den Anmerkungen die von diesem aufgenommenen Lesarten angegeben; anfangs jedoch nur die in der Berliner Ausgabe (der Philippiken) befindlichen Abweichungen von Reiske; die Oxfordter konnte er erst von der Rede *περὶ συντάξεως* an benutzen. Aus ihr verspricht er das auf die Kritik der vorhergehenden Reden Bezügliche in einem Appendix nachzutragen (T. I. S. 685), was aber nicht geschehen ist. Reiske's Anmerkungen sind vollständig gegeben, aber nicht in der unbequemen Ordnung, wie sie bey ihm sich finden. „*Pervellem,* sagt unser Herausg. T. II. S. 180, *a viro eximio quae ad eandem rem pertinent non discernpta esse. Inde natus mihi est labor satis aerumnabilis conciliandi quae passim minus apte coirent. Nimirum lectorum commoditati, quam Reiskiana editio suepissime frustratur, omni modo prospiciendum fuit.*“ - Auslassungen oder Aenderungen hat er sich selbst da nicht erlaubt, wo, was Reiske zu verschiedenen Zeiten über denselben Gegenstand geschrieben hat, sich widerspricht, was sehr oft der Fall ist, wie z. B. II. S. 170. 489. IV. S. 449. „*Ne quis,* heisst es III. S. 353, *in Reiskianis haec similiaque miretur, meminerit nos habere Reiskii liturarios: quos quod bonus ille Heslerus [ein um Reiske's Schriften sehr verdienster Mann, der auch den Index zum Euripides verfaßt habe und in höchster Dürftigkeit zu Leipzig gestorben sey. III. S. 65.] tam religiose secutus est, fortasse sunt qui reprehendant, ego etiam laudo.*“ Vgl. IV. S. 191. Nicht rechten dürfte man daher mit Reiske über manche seiner Versehen und Irrthümer; die er mit liebenswürdiger Offenheit selbst eingestehet II. S. 488, und die er zum Theil gewiß selbst berichtet haben würde IV. S. 341, wenn nicht die zu schnell eilende Atropos ihn daran gehindert hätte. „*Nebulones videas attingere extremam senectutem: hominem bono litterarum viventem rapuit mors immatura.*“ V. S. 513. Unverzeihlich sey es daher, wenn Menschen (*homunciones*), die mit einem solchen Heros verglichen οὐδὲ οὐκ ὅρα genannt werden dürften I. S. 846, die nicht werth seyen, einem Manne wie Reiske die Schuhrriemen aufzulösen, ihn schmäheten und mißhandelten. „*Sed hoc est de vitiis humanae naturae: bonis*

I
quae

quae tute aerumnabili labore paraveris versuti cupide utuntur; secus administrata, ut nihil tibi debere videantur, maligno dente adrodunt." II. S. 488. Er habe um so größere Ansprüche auf glimpfliche Beurtheilung, je milder er selbst sich gegen Andere bewiesen habe. „*Refellentis Reiskii lenitatem, sanae mentis indicem utinam nostri in critica jermones imitentur.*" IV. S. 112. Es sey zwar nicht zu leugnen, daß seine Irrthümer zuweilen ans Unglaubliche grenzten IV. S. 187; daß seine Einfälle mitunter so wunderlich seyen, als man sie nur denken könne III. S. 320; daß er oft in seinem Demosthenes wie in einer Schülerarbeit herumcorrigire II. S. 373; daß seine Geschmacklosigkeit nicht leicht zu überbieten sey II. S. 598: dagegen aber sey seine Gelehrsamkeit bewundernswürdig, sein Scharfsehn ausgezeichnet. Diefs hätten selbst Ausländer [die uns oft erst das Gute, was wir bey uns haben, schätzen lehren müssen] anerkannt. So z. B. Koraes, Bruck II. S. 292 und noch mehr der große Historiker Gibbon, der, worüber man sich wundern dürfe, Reiske's Scharfsehn mit dem Scharfsehn Beniley's zusammenstelle. I. S. 846. Freylich wenn er ein Ausländer gewesen wäre, so würde man wohl auch bey uns ihn höher geschätzt haben, so würde wohl namentlich Fr. Aug. Wolf, „*acerbus Reiskiani nominis obtrectator.*" III. S. 196, eben so ihn, wie manche Engländer gepriesen haben III. S. 177: „*Germanum Germanus, quod est inveteratum nostrae gentis cacoëthes iniquissime vexavit.*" Dieser nicht zufrieden, oft da, wo R. richtiger als er gesehen hatte, ihm mit Bitterkeit, zuweilen mit höhnendem Spott zu widersprechen III. S. 138. 196. 213. 219 fg. 274, und gelegentlich wohl gar das Gute, was er bey ihm gefunden, zu verschweigen S. 260, spreche mit wegwerfender Verachtung von ihm S. 177, und beschuldige ihn sogar des Betrugs; ohne R's eigene Erklärung beachtet zu haben S. 268: „*Quam falso Reiskius fraudis infimuletur, ut intelligas, lege quae scripsit praefat. §. 31. Sed haec similiaque, quae summi homo candoris identidem de crisi sua inculcavit Wolfius ut non scripta neglexit negliguntque etiam nunc Wolfii simiae.*" Wie sehr der Hallische Kritiker es darauf angelegt habe, dem Leipziger überall das Widerspiel zu halten, zeige sein Urtheil über die Augsburger Handschrift: „*Meministi quoties Halensis Criticus has Reiskii delicias quas dicit riserit. Hic, ut ad p. 521, 18. 534, 6. 538, 13. 648, 2. 670, 5. plurimisque aliis locis, vides Augustanum librum etiam Taylora optimum visum esse. Et cui non videatur unus de codicibus notae melioris? Nimirum si Reiskius libro parum tribuisset, Wolfius fuerat stomachaturus hominem paratis bonis uti nescivisse.*" T. III. S. 547. (Was harte, aus Wolf's Seele gelsprochene hominem hat eine Beziehung darauf, daß dieser Reiske homo Lipsiensis genannt hat, wofür er ein homo Halensis zurück erhält. T. III. S. 274.) Nicht zu verwundern ist es, daß bey dieser polemischen Stimmung des Herausg. manche Versehen und Mißgriffe Wolf's mit mehr Schärfe gerügt werden, als

es sonst wohl der Fall gewesen seyn würde. So werden ihm seine Grammatikale vorgertückt, III. S. 88. Ebendasselbst heist es: „*mirabilis annotatio decens Graeculum illum, dedecens interpretem Halensem.*" Noch härter S. 196: „*Bekkerum qui norunt multum vereor ne acerbum Reiskiani nominis obtrectatorem nunc quoque turpiter se dedisse arbitrentur.*" In Beziehung auf Wolf's Erklärung der Formeln $\tau\iota\ \mu\alpha\theta\acute{\omega}\nu$ und $\tau\iota\ \pi\alpha\theta\acute{\omega}\nu$, die er zuerst richtig erklärt zu haben äußert, heist es S. 241: „*Eodem quo tu, Wolfi, modo dudum explicuit cognominis tui, sed ut solebat vir eximius, parcus ille verborum, paucissimis.*"

Eben so wenig, als Wolf, werden andre Tadler Reiske's geschont, wie z. B. Wunderlich II. S. 154. 243. III. S. 68. und Weiske II. S. 291. vergl. S. 596, gegen den offenbar mit zu großer Bitterkeit gesprochen wird.

Wenn Schäfer sich überall als so eifrigen Anwalt und Lobredner seines Landsmannes zeigt, so darf man darin nicht etwa eine Art von Patriotismus suchen: es ist das reine Streben, dem Verdienste eines ausgezeichneten Mannes Anerkennung zu verschaffen; ein Streben, das er auch in dem Eifer zeigt, mit dem er für die Philologen der früheren Zeit spricht, in deren jetzt gewöhnlich vernachlässigten und verachteten Schriften sich so manche treffliche Bemerkung fände. I. S. 220. vgl. III. S. 241. Besonders wird Hieronymus Wolf als ein Heros der Vorzeit gepriesen, dessen große Verdienste jetzt nur von Wenigen nach Gebühr anerkannt würden. T. I. S. 183. vgl. S. 225. II. S. 410. Mit nicht zu mißbilligender Schärfe werden seine ungerufenen Tadler gezüchtigt I. S. 297. IV. S. 116. Auch für neuerer Philologen hören wir den Herausg. nicht selten als Anwalt sprechen. So wird Porson gegen eine Anklage in Schutz genommen V. S. 605. für Schneider seine Sachkenntniß geltend gemacht I. S. 297, den bekannten Schneideromaflix habe die jetzt so schnellflüssige Nemesis erreicht V. S. 275. Auf sie wird durch Vorhaltung begangener Fehler III. S. 435. V. S. 579 auch Osann hingewiesen und ermahnt, $\tau\alpha\iota\varsigma\ \text{Μούσαις}\ \tau\alpha\varsigma\ \text{Χάριτας}\ \sigma\upsilon\gamma\kappa\alpha\tau\alpha\mu\iota\gamma\acute{\nu}\eta\alpha\iota$, $\kappa\alpha\lambda\lambda\iota\sigma\tau\eta\eta\ \sigma\upsilon\zeta\upsilon\gamma\lambda\alpha\iota$ I. S. 216. Mit Mißbilligung erwähnt der Herausg. die „ $\acute{\alpha}\mu\omicron\upsilon\sigma\omicron\varsigma\ \rho\iota\zeta\alpha$ “ einer Fehde neuester Zeit V. S. 372. Er selbst rügt höchstens nur mit leisem Spott von Andern begangene Irrthümer, wie z. B. III. S. 89. IV. S. 48. Von dieser zuweilen doch mit einer gewissen Schärfe verbundenen Milde nur ein Paar Proben: Ueber eine Erklärung Hermann's heist es III. S. 544: „*Haec num aliis probentur ignoro: mihi fateor videri tam mirabilia ut ambigam a viro clarissimo scribi potuisse mirabiliora.*" In Beziehung auf einen früher ausgesprochenen Zweifel wird IV. S. 590 gesagt: „*Non magis componendum quam quae scrupulum etiam nunc urentem mihi benigne exemtus, sed non explens beneficium nuperrime expromsit opum suarum largus dispensator Fritschius Quaestioni Lucian. S. 111.*" Gegen denselben erklärt er V. S. 704, daß ihm die neulich herausgegebenen Luciana

nen des Hemsterhuis nicht missfielen und daß er wünsche, Geel möchte in der Bekanntmachung fortfahren. „*Haud raro fit*, fügt er hinzu, *ut nos senes discamus ubi juvenes nostri, quae est horum temporum felicitas, frustra quaerunt quod docentur.*“ Nicht minder scharf erklärt er sich V. S. 28 gegen Poppo's „*proterva castigatio*“, Schneider's „*Nemini senes reverentes caveant juniores philologi; ne ipsi olim senes facti ab iis qui nondum nati sunt talionem experiantur. Ut enim Graece doctiores simus patribus, nepotes tamen nostri habebunt quod tam multa nos latuisse mirentur.*“ Vgl. I. S. 224. Wer hört nicht gern die Stimme eines so einsichtsvollen Veterans gegen den hochfahrenden Modeton neuerer und neuerer Philologen sich erheben: ein Ton, den nicht selten die leersten Köpfe am stärksten führen, so daß schon deshalb Tüchtigere in denselben mit einzustimmen sich scheuen sollten. Rec. hat mit Vergnügen Aeusserungen dieser Art gelesen und hofft, daß auch Andern die Zusammenstellung der in fünf Bänden zerstreuten nicht unangenehm seyn wird, zumal da sie großentheils von der Art sind, daß sie den Charakter der Arbeit selbst aussprechen.

Betrachten wir jetzt zunächst die Einrichtung und den Inhalt derselben. Im ersten und zweyten Bande ist mit unerheblichen Veränderungen, wie wir schon oben sahen, der Reiske'sche Text abgedruckt, an dem man leider sehr wenig hat, da die Bekker'sche Recension desselben dabey unentbehrlich ist. Ausserdem stehen im zweyten Bande die Scholien, die Tabelle, in der die Seitenzahlen der Pariser, der Aldus'schen, der Baseler und der Frankfurter Ausgabe mit denen der Reiske'schen zusammengestellt sind, und zwey Verzeichnisse der eignen und fremden, von dem Herausgeber (Reiske) aufgenommenen Conjecturen. Der dritte Band enthält die lateinische Uebersetzung des Hieronymus Wolf, von der S. V. S. 384 sagt, daß er bey derselben gar nichts gethan habe. Man könnte sie füglich entbehren, da man Wolf's eigne Ausgabe sich doch anschaffen muß, schon des Ulpian wegen, noch mehr aber wegen mancher vortrefflichen Anmerkungen Wolf's, die von Reiske und also auch von Schäfer nicht mitgetheilt sind. Eben so wenig hat er für den in einem besondern Bande enthaltenen Reiske'schen Index etwas Erhebliches gethan. — Der *Apparatus criticus et exegeticus* füllt allein fünf Bände. Der erste enthält die Vorreden der frühern Herausgeber, Rüdiger's „*Dissertatio de canone Philippicarum Demosthenis*“, Kauchenstein's „*Dissertatio de orationum Olynthiarum ordine*“, die dieser beygefügten Bemerkungen Bremi's zu den Philippi'schen Reden, jede an ihrem Orte eingeschaltet, die Anmerkungen der Reiske'schen Ausgabe und Schäfer's selbst bis zu der Rede *περί τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν*, diese mitgerechnet. Zu der Rede *περί συμμοριῶν* ist auch Amerjoordt's Einleitung und dessen Commentar mitgetheilt. Der zweyte Band umfaßt die Anmerkungen zu der Rede *περί σκευῶν* und *περί παραπροσέλας*. Daß er bey der Erlern die Auger'sche Bearbeitung nicht benutzt habe, entschuldigt der Herausg. II.

S. 547 mit der Unbedeutendheit derselben; verspricht jedoch, was sie Gutes enthalte (*quidquid non prorsus inutile complectitur*), im Appendix nachzutragen, was indess nicht geschehen ist. Der dritte Band enthält die Anmerkungen zur *Leptinea*, *Midiana* und *Androtionea*. Zu der erstern sind Wolf's Prolegomena und dessen Commentar vollständig mitgetheilt. Von hier an sind die eigenthümlichen Lesarten der Dindorf'schen Ausgabe excerptirt. Vergl. III. S. 57. Der vierte und fünfte Band enthält die Anmerkungen zu den übrigen Reden, so wie zu den Proömien und Briefen. Der letzte schließt mit einigen *Addendis* und *Corrigendis*, unter denen Krüger's „*Specimen annotationum ad Demosthenis Philippicam I.*“ aufgenommen ist. Leider fehlt ein Index zu den Anmerkungen der bey einer solchen Masse von Einzelheiten, wie sie in diesen fünf Bänden sich zerstreut finden, so äußerst nothwendig ist, daß zu wünschen wäre, ein Anderer fertigte ihn an, aber mit Schäfer's Genauigkeit: denn dieser selbst scheint solcher Arbeiten jetzt überdrüssig zu seyn. Ein junger Philolog, der sich dazu verstände, würde seine Mühe mehr, als durch den pecuniären Vortheil, durch mannichfache Belehrungen belohnt sehen. Auch erhielt er Gelegenheit, vieles Eigene zuzuthun und manche Nachträge zu liefern, zum Theil, was besonders wünschenswerth wäre, aus H. Wolf's Anmerkungen. Wer dessen Ausgabe nicht besitzt, würde auch den Ulpian gern abgedruckt sehen.

Die Vorzüge und Mängel der Reiske'schen Ausgabe sind zu bekannt, als daß es hier ein Wort darüber zu sagen nöthig wäre. Genug, daß sie des Guten so viel enthält, daß ihr Wiederabdruck wünschenswerth war. Wir haben es also hier nur mit Schäfer's Anmerkungen zu thun. Es versteht sich von selbst, daß es einem Manne von einer so gründlichen und umfassenden Kenntniß des Griechischen und von so scharfem Urtheile und so feinem Gefühl nicht schwer werden konnte, auch ohne dem Redner vorzugsweise sein Studium zugewendet zu haben, an unzähligen Stellen die Irrthümer seiner Vorgänger zu berichtigen. Und das hat der Herausg. gethan, besonders in den ersten Bänden so häufig gethan, daß Belege dafür anzuführen sehr überflüssig wäre, da jede Seite sie liefert. Man darf indess nicht höhere Forderungen an ihn machen, als er selbst hat erfüllen wollen. Man muß ihn nämlich nicht als Bearbeiter des Demosthenes, sondern nur als Herausgeber des Reiske'schen Demosthenes betrachten. So wenig in ersterer Hinsicht seine Leistungen die Ansprüche der Leser befriedigen möchten, so ausgezeichnetes Lob verdienen sie in letzterer. Ja er hat ohne Zweifel viel mehr gethan, als man von diesem Gesichtspunkte ausgehend eigentlich fordern oder erwarten dürfte. Seine Anmerkungen enthalten eine Fülle zum Theil neuer, grammatischer und lexikalischer Bemerkungen, die zwar nicht immer zu der Stelle, wo sie gegeben werden, gehören, aber doch als nützliche Beysteuer zu gründlicherer Kenntniß des Griechischen dankbare Aufnahme verdienen. Wer wird bey einem solchen Werke

darüber haderu, dafs gelegentlich gesagt wird, wozu genau genommen die Gelegenheit nicht da war.

Dafs *Schäfer's* Anmerkungen sich grösstentheils nur auf die Sprache beziehen, darf wohl kaum erinnert werden. Indefs hat er doch nicht selten auch für die Sacherklärung etwas geleistet und in dieser Beziehung vorzüglich die Schriften *Böckh's* und seiner Schüler vielfach benutzt. Nur darf man nicht erwarten, hier etwa Alles, was seit *Reiske* für den Redner geschehen ist, zusammengetragen zu finden. Ja selbst diejenigen Schriften, die öfter angeführt werden, sind nicht immer durchgängig benutzt, so dafs ein späterer Bearbeiter sich die nochmalige Vergleichung derselben ersparen könnte. Das gilt auch in Beziehung auf das Sprachliche. Leicht dürfte es Manchem scheinen, als ob durch eine solche theilweise Vergleichung nicht viel gefördert sey; und in Hinsicht auf künftige Herausgeber des Redners ist das in der That nicht ganz abzuleugnen. Allein für das gegenwärtige Bedürfnis ist Etwas doch immer besser als Nichts, und da zu erwarten steht, dafs eine gediegene oder auch nur die bedeutendsten Anforderungen erfüllende Bearbeitung des Demosthenes noch lange zu den frommen Wünschen gehören werde, so mufs man vorläufig schon sich mit dem hier Gegebenen begnügen. Dazu kommt, dafs wenn auch dieselben Schriften von Verschiedenen verglichen werden, doch der Eine dieses, der Andere jenes übersehen wird und ihre Vergleichen sich also gegenseitig ergänzen können.

So viel im Allgemeinen über den Inhalt und Gehalt des Werks: wenden wir uns jetzt zu einer mehr ins Einzelne gehenden Prüfung. Wie man den Charakter eines Mannes besser kennen lernt, wenn man eine Zeitlang mit ihm umgeht, als wenn man nur aus einzelnen von ihm angemerkten Zügen sein Bild sich zusammensetzen versucht, eben so werden wir über das Verfahren und die Leistungen unsers Herausg. genauer zu urtheilen im Stande seyn, wenn wir ihn auf seiner Bahn eine Strecke begleiten, als wenn wir eine Masse von Einzelheiten aus dem ganzen Werke herausgriffen; was bey einer Arbeit, wie die vorliegende, aus manchen Gründen nicht einmal wohlthunlich seyn würde. Am angemessensten wird es seyn, zu diesem Behufe die Anmerkungen zu der ersten Olynthischen Rede durchzugehen, wobey es sich von selbst versteht, dafs Rec. mit der dem Veteranen gebührenden Achtung seine abweichenden Ansichten eben nur als seine Ansichten giebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Reinherz: *Palmzweige*. Ein Geschenk für die reifere Jugend: von *Wilhelm Kilzer*. 1827. 91 S. 12. (geb. 6 Gr.)

Mit Vergnügen haben wir diese kleine Sammlung von Gedichten gelesen, die nur einem wahrhaft reli-

giösen und poetischen Gemüth entsprossen seyn können. In der Anschauung des Dichters concentrirt sich auf eine harmonische Weise Gott, Christenthum, Natur und Leben. Klar liegt Alles vor seinem Geiste, und ohne sich in mythische Nebel und leere Empfindeley zu verlieren, giebt er mit kindlichem Sinne und in einfachen Tönen, die zum Herzen dringen, das wieder, was er nach seiner Weise aus der *allgemeinen* Offenbarung des Christenthums erlaucht hat. Seine *Weise* ist aber nicht das Kind irgend einer Sectenlehre, nicht ein irrtöckender Sang, der zu selbstüchtiger Absonderung verführen soll; im Gegenteil: der Dichter will vereinigen, will Alles in den schönen Einklang der christlichen Lehre bringen. Davon geben die meisten seiner Dichtungen Zeugnis: besonders die „*allgemeine Kirche*“ und das tief empfundne Gedicht „*Jesus in der Natur*“, das wir hier zum Belege mittheilen wollen.

„Da wohnst nicht nur in Tempelhallen,
Ich suche Dich in Gottes Welt

Da seh' ich Dich durch Blumen wallen,
Da strahlt Dein Bild am lichten Zelt,
Und linder Hauch umweht auch mich;
Du rufest, und ich fühle Dich.

Dann möcht' ich ganz in Dich versinken
Und in die heilige Natur;
Da möcht' ich Deine Liebe trinken
Aus jedem Blümlein auf der Flur.
Dann fühl' ich mich Dir ganz verwandt
Und dem, der Dich zu uns gesandt.

Dann wird mein Erdenleben milde;
Es stirbt mir jeder Klagelaut.
Ich habe Dich im Glanzgefilde,
Hoch über'm Erdenfchmerz erschaut,
Und tiefe Sehnsucht ruft in mir:
O, wär' ich, Liebster, schon bey Dir!“

Dieses ist zwar eins der vorzüglichern, aber nicht der vorzüglichsten Gedichte der Sammlung. Wir haben es deshalb gewählt, weil es uns ihren Zweck am besten zu bezeichnen scheint. Das Lied: *Gemeinschaft*, mit dem schönen Anfange:

„Wo zwey sich liebend nur versammeln,
Da bist Du, Vielgeliebter, auch —

und mehrere andere sehen, wie wir glauben, an tiefer Innigkeit und poetischem Leben dem mitgetheilten noch vor. Nicht ganz so wohl, wie diese rein geistigen und gemüthlichen Anklänge, haben uns die Darstellungen aus der Bibelgeschichte gefallen. Die Dichtung wird hier zu historisch und die Anwendung ist oft nicht bedeutend genug. Des vielen Trefflichen wegen, was diese Sammlung enthält, wäre jedoch zu wünschen, dafs sie allgemein verbreitet würde. — Druck und äussere Ausstattung sind ganz vorzüglich.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Black, Young u. Young: *Demosthenis quae supersunt e bonis libris a se emendata* edit J. J. Reiske. Editio correctior curante G. H. Schaefero. T. I—III. etc.

Apparatus criticus et exegeticus ad Demosth. Vinc. Obsopoei, Hier. Wolfii, Jo. Taylori et J. J. Reiskii annotationes tenens. Commodum in ordinem digestum aliorumque et suis annotationibus auctum edidit G. H. Schaefer. T. I—V. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mit Recht ist §. 1 *Boissonades* falsche Verbindung des τὸ μέλλον συναρτῆσαι mit ἐλάσθαι zurückgewiesen und *Reiske's* sprachwidrige Auflösung des περὶ ὧν σκοπεῖται durch ἐν τούτοις περὶ ὧν σκ. verworfen, wofür *Sch.* περὶ τούτων ἢ σκ. vorschlägt. Da indels σκοπεῖν in einer solchen Verbindung wohl mit περὶ construirt werden muß (vgl. z. B. III, 18. S. 33.), so dürfte hier vielmehr περὶ τούτων in περὶ ὧν aufzulösen seyn. Dafs auch diese Auflösung sprachgemäfs sey, bedarf kaum eines Beweises. Aehnlich sieht a. a. O. §. 19: ἀναλίσκειν πρὸς ἃ μὴ δεῖ. Weil, durch *Ulpian* verführt, auch Neuere in dem Ausdrücke χρημάτων eine specielle Beziehung z. B. auf die θεωρικά gesucht haben, so würde es vielleicht nicht überflüssig gewesen seyn, an die ganz allgemeine Bedeutung der Redensart: ἀντὶ πολλῶν χρημάτων, die unserm: viel (Geld) darun geben, ähnlich ist, zu erinnern und sie durch Stellen, wie *Xenoph. Memor.* II, 5, 3. *Thuc.* IV, 40. VI, 10 zu erweisen. Dafs die Lesart ἡκεῖ hier die wahre sey, glaubt auch *Rec.*; nur sieht er keinen Grund ein, warum man hier nur an den *Demosthenes* selbst denken solle. Es sind wohl eben so hier Alle, die nach vorhergegangner Ueberlegung über die Sache reden mochten, gemeint, als bald darauf Alle, die aus dem Stegereif etwas darüber sprechen konnten (nicht etwa blofs *Demades*.) Ἀκούσαντες ist richtig durch εἰ ἀκούσατε erklärt, wie die Beziehung auf das vorige προθύμως ἀκούειν zeigt. Ueber die inconcinne Wendung im Folgenden, wo der Gegensatz durch scharfe Betonung des ἐκ τοῦ παραχρημα bemerklich gemacht werden muß, würde für Manche eine Erinnerung nicht unnöthig gewesen seyn. Was für die Lesart ἡμετέρας gesagt wird, hat den *Rec.* nicht überzeugt. „*Quidni*, heist es, *hic etiam partem hujus felicitatis sibi vindicet.*“ *Al-*

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

lein ἡμετέρας stimmt besser zu dem vorhergegangnen λάβοιτε, und erhält den auch in dem folgenden ἐμὴν fortgesetzten Gegensatz der Rathenden zu den sich Berathenden. Wozu konnte es hier dienen, wenn der Redner andeutete, dafs auch er Theil an diesem Glücke habe? Gut wird das ἂν vor ἐπελθεῖν erklärt und dabey der vielfach anzuwendende Rath gegeben, in solchen Fällen die obliqua oratio in die recta zu verwandeln. Eben so gegründet ist die Bemerkung, dafs wegen der Stellung ἐμὴν mit συμμέροντος zu verbinden sey. Beyläufig wird in Beziehung auf den von *Reiske* angeführten *Hermogenes* eine Erklärung des Ausdrucks βεβηκώς ἐνθμός gegeben und in den von demselben mitgetheilten Stellen des *Apines* und *Alexander* ein Paar Verbesserungen vorgeschlagen, die vielleicht nicht nöthig sind. Ueber die Personification §. 2 konnte XIX, 119. S. 377 verglichen werden. Mit Recht wird ἐκείνων auf die Angelegenheiten der Olynthier bezogen. Nicht billigen aber kann *Rec.* die Schreibart αὐτῶν für αὐτῶν. Denn hätte *Demosthenes* auch wirklich schon hier die Sicherheit der Athener als gefährdet darstellen wollen, was doch nicht wahrscheinlich ist, da er im Anfange der Rede mehr darauf hinarbeitet, ihnen Muth, als Schrecken einzuflößen: so würde er wahrscheinlich, da das αὐτῶν wegen des Gegensatzes betont seyn müßte, gesagt haben: ἐπὶ τῆς αὐτῶν σωτηρίας. Demnach ist wohl die Lesart αὐτῶν mit *Bekker* wiederherzustellen. An dem Ausdrücke σωτηρία αὐτῶν, nämlich τῶν πραγμάτων, wird Niemand Anstofs nehmen. Vgl. III, 21. S. 34. XXXVI, 30. S. 954. Ueber φροντίζειν ἐπὶ τινος wird auf *Buttmann* verwiesen. Beyläufig wird gegen *Taylor* erinnert, dafs XVIII, 11. S. 228. keine περιπλοκή sey. Zur Vertheidigung der Lesart ἐστὶ δὴ ist treffend bemerkt: „δὴ (est) ordientis quod inprimis attendi oporteat.“ Allein die verglichene Stelle XXI, 127. S. 556, 11. scheint doch nicht ganz ähnlich zu seyn, da dort eine Folgerung Statt findet. Passender wird §. 17. S. 14, 5 angeführt. Denn auch dieses Citat scheint sich auf das δὴ zu beziehen, nicht auf das §. 16. von *Bekker* getilgte γέ, wie man aus der Stellung vermuthen sollte. Ob der Herausg. die Construction ὅπως βοηθήσῃτε gebilligt, sieht man aus der Verweisung auf *Bremi* nicht bestimmt; doch würde man es vermuthen, wenn man nicht durch die Anmerkung zu S. 21, 17 eines Andern belehrt würde. Inzwischen giebt es doch für den Coniunctiv Aoristi I. so viele und zum Theil so entscheidende Stellen (wie

K

sie

ſie freylich *Bremi* aus dem Demosthenes nicht nachgewiesen hat), daß an der Richtigkeit dieser Construction zu zweifeln um so bedenklicher ist, je weniger sich ein Grund dagegen entdecken läßt. Wohl erinnert zu werden verdiente es, daß *Reiske* den Zweck der Gesandtschaft zu weit ausgedehnt habe. Denn daß sie eine Aufsicht über das erst später abzuschickende Heer und über die Ausführung der von dem Volke zu bestimmenden Maafsregeln führen sollte, diess anzunehmen, ist gar kein Grund vorhanden. Sie sollte nur verhüten, daß Philippus nicht vor der Ankunft der Athenischen Macht seine Absichten erreichte. Diess zeigen deutlich die folgenden Worte. Ueber die Schreibart *ἄνθρωπος* und *ἄνθρωπος* wird auf *Bremi* zu S. 42, 25 verwiesen, wo aber gegen dessen Ansicht gegründete Bemerkungen vorgetragen werden. Zwar durfte nicht bezweifelt werden, daß die Griechen sehr oft in allgemeinen Sätzen, wo wir die Menschen sagen, *ἄνθρωποι* ohne Artikel gebrauchen, nicht bloß in Verbindung mit *θεοί*, wie Plato Rep. X. S. 612 c; ein Fall, in dem auch wir den Artikel wegzulassen pflegen, und selbst bey einem Gegenfatze dieser Begriffe, wie Symp. XXIII, 2. S. 202: (δαίμονιον) διαπορθεύουσιν θεοὶς τὰ παρ' ἀνθρώπων καὶ ἀνθρώποις τὰ παρὰ θεῶν, sondern auch ausserdem, wie ebend. XIV, 1. S. 189. XXIV, 9. S. 206. So selbst der Singular S. 603 d: ἐμονοητικῶς διάκειται ἄνθρωπος. vgl. S. 619. Nur darf man nicht glauben, daß in solchen Fällen der Grieche sich den Begriff als bestimmt gedacht habe: *ἄνθρωπος* ist hier nicht der Mensch, sondern *wer Mensch ist*, ein Mensch seyendes Wesen. Wenn dagegen von Einem oder mehreren bestimmt bezeichneten Menschen die Rede ist, so muß es nothwendig *ὁ ἄνθρωπος*, *οἱ ἄνθρωποι* heißen; wenigstens in Prosa. Dasselbe gilt von *ἄνθρωπος*. Die Stelle Plat. Phädo S. 98, b: ὁρῶ ἄνδρα νῦν οὐδὲν χρώμενον ist so zu fassen: *ich sehe in ihm einen Mann*, der u. i. w. Daß bey dem Demosthenes immer *ἄνθρωπος*, *ἄνθρωπος* zu schreiben sey, wenn von einer bestimmten Person die Rede ist, geht, wie *Bekker* bemerkt, zur Genüge daraus hervor, daß die *casus obliqui* in diesem Falle stets den Artikel haben. Daß bey dem Demosthenes und wohl auch bey manchen andern Rednern der Hiatus immer mehr zu tilgen sey, glaubt Rec. gleichfalls, gestützt auf das Zeugniß des Cicero, *orat.* 44. Wie hätten sie nicht das durch die dramatische Poesie verwöhnte Ohr ihrer Zuhörer, die auch in den Reden Kunstwerke verlangten, schonen sollen? Für *τρέψεται* will der Herausg. *τρέψητε*, welche Aenderung, was ihm entgangen ist, schon *Wyttienbach* vorgeschlagen hatte. Daß *Ulpian* so gelesen habe, scheint eine irrige Angabe zu seyn. Leicht ist diese Veränderung allerdings; indess hat das Medium hier doch eine sehr natürliche Beziehung, ja das Activum würde unendlich seyn. Ueber *ἐπιεικῶς* §. 4 wird die Erklärung des Etymol. M. angeführt. Die Lesart *ὅπερ* für *ὅ* ist doch zu wenig handschriftlich begründet, als daß auch Rec. für sie stimmen möchte. Vgl. IV, 2. S. 40. Eben das gilt von *ἡμῖν* für *ἐμῖν*. Vgl.

§. 7 S. 11. Gegen *Valckenaer's* Veränderung des *τό* in *τῷ* wird treffend der Accusativ (statt des Nominativ) bey dem Infinitiv geltend gemacht. „*Taceo alia.*“ Etwa daß für *πρόττεισθαι* bey dieser Aenderung *πρόττειν* zu erwarten seyn dürfte, und daß *τὸ εἶναι* auch zu *ἔχει* Subject ist, wie auch *Bekker* bemerkt hat. Mit Recht wird *ποιήσωτο* gegen *Reiske's* *ποίησται* vertheidigt und §. 5 der Präposition *ἐπὶ* eine weitere Bedeutung, als *Bremi* ihr zugeschrieben will, vindicirt. *Ἀνάστασις* ist genau genommen wohl nicht *eversio*. Die schon früher von dem Herausg. ausgesprochene Ansicht, daß in Stellen, wie die folgende: *ἂν τ' Ἀμφιπολιτῶν ἐποίησε τοὺς παραδόντας αὐτῷ* (wofür *Bekker* ohne Noth *αὐτῷ* geschrieben hat) *τὴν πόλιν καὶ Πυδναίων τοὺς ὑποδεξαμένους*, nicht von einem Hyperbaton des *τί* die Rede seyn könne, sondern daß man zu dem *καὶ* aus dem Vorigen etwas ergänzen müsse, hier *ἂ*, diese auch I. S. 690 gegen *Hermann* behauptete Ansicht hält Rec. für vollkommen gegründet. Ueber *πολιτεία* für *δημοκρατία* konnte noch Meier *de bonis damn.* S. 2n angeführt werden. Zu §. 7. S. 11 erhalten wir einige Nachweisungen über die Schreibart *θρῦλιν*. Unzureichend scheint der für *θρῦλουν* angeführte Grund. Denn in solchen Fällen seine Zuhörer zu schonen, war eben nicht des Redners Sache. Dazu kommt, daß *πάντες θρῦλουν* wahrscheinlich aus III, 7. S. 30 entstanden ist. *Ταῦθ'* für *ταῦθ'*, was dem folgenden *ταῦτ'* seinen Ursprung verdanken dürfte, zieht auch Rec. vor, wenngleich er es gerade nicht für *significantius* hält. Wohl aber scheint ihm der Singular mit dem Vorhergehenden *ὁ θρῦλιν* mehr zusammenzufließen. Was *Auger* und *Bremi* über *μέχρι του* gesagt haben, wird verworfen und *Krüger's* Erklärung dieses Ausdrucks gebilligt, die übrigens, wie Rec. jetzt sieht, schon *H. Wolf* gegeben hat. Ob *αὐτοῦς* oder *αὐτῶς* zu lesen sey, wagt der Herausg. nicht zu entscheiden; Rec. zieht *Εὐρίτες* vor, da in den Worten: *ἐκ τῶν πρὸς αὐτοὺς ἐγκλήματων* dem Gedanken nach Philippus das Subject ist, und durch Letzteres die Idee angeregt werden könnte, als gingen die *ἐγκλήματα* von den Olynthiern aus. Inzwischen bedürfen Fälle dieser Art noch einer genauern Untersuchung, die freylich große Schwierigkeiten hat. Zur Empfehlung der nur in Einer Handschrift sich findenden Lesart *εἰκότως* wird Eurip. Orest. 727 angeführt: *εἰκότως, κακῆς γυναικὸς ἄνδρα γήγνησθαι κακόν*. Allein hier geradezu *εἰκότως* für *εἰκός* zu nehmen, möchte kaum statthaft seyn. Vielmehr scheint es, daß *εἰκότως* eine Bestätigung der Aeußerung des Orestes enthalte. Dann wird aber noch ein Satz hinzugefügt, der von einem aus *εἰκότως* zu ergänzenden *εἰκός* abhängt. Die Wiederholung des *δεῖ* nach *οὐδέ* §. 8. würde nach des Rec. Gefühl eher matt als nachdrucksvoll seyn. Gut wird *Reiske's* Uebersetzung des *ὅθ' ἤκομεν* berichtet und dessen Vorschlag, *παρ' ὅν Ἀμφιπολιτῶν* einzuschreiben, verworfen. Der Genitiv hängt von den Eigennamen ab, wie Thuk. I, 24. VI, 3. Hinreichend wird *παρῆσαν ἐπὶ τοῦτ' ὃ βῆμα* durch Parallelstellen vertheidigt. Die Lesart *ἡμῶς ἐκπλεῖν* ist wohl mit Recht

Recht empfohlen. Zu *παριχόμεθα* wird das Citat eines Grammatikers nachgewiesen. Ob nicht auch Demosibenes zuweilen Paronomasien gesucht habe, dürfte doch die Frage seyn. Gegen die Tilgung des *καί* nach *ἡμῖς* läßt sich noch ein Zweifel erheben. Allerdings steht in solchen Fällen diese Partikel gewöhnlich entweder sowohl im relativen als im demonstrativen Satze, oder nur im erstern, zuweilen jedoch auch bloß im letztern, wie z. B. Xenoph. Hell. I, 1, 27: *παρήνεσαν προθύμους εἶναι καὶ τὰ λοιπὰ ὥσπερ τὰ πρότερα.* und Lukian. Todtengespr. XIII, 2: *καὶ τὰυτὰ ἤκουον, ὥσπερ σὺ.* Da einige MSS. und ein Grammatiker *τῆς τῶν Εὐβοίων* haben, so glaubt der Herausg., daß man das *τῶν* nicht verschmähen dürfe, weil die Abschreiber oft den zweyten Artikel ausgelassen hätten. Nicht selten aber haben sie ihn auch hinzugefügt. Dazu kommt, daß wenn der eingeschobene Genitiv ein Eigennamen, mehrentheils auch, wenn er ein Volksname ist, der Artikel regelmässig fehlt. Beyläufig wird man gewarnt, an der Kakophonie des *ἤνπερ ὑπέρ* keinen Anstoß zu nehmen. Die Stellung: *ἔν ῥητι τῶν μετὰ ταῦτ',* die Bekker in der Ausgabe der Philippiſchen Reden gegeben, aber später zurückgenommen hat, findet Sch. wohlklingender. Wenn sie nur mehr handschriftlich begründet wäre. Die Schreibart *τάλλα* §. 9 zieht er mit Wolf der von Bekker gewählten *τάλλα* vor und will im Folgenden *ἐν τῷ πρώτῳ*. Diels könne man vergleichen mit unserm: *dem ersten dem besten!* Eigentlich würde es doch heißen: *Einem, dem ersten.* Darin aber läge hier ein Widerspruch. Richtiger scheint also *ἐν τῷ πρώτῳ*, *Einem als dem ersten*, so daß der Sinn ist: *wenn wir bey irgend einem dieser Orte den Anfang gemacht hätten.* Daß *αὐτοί* so viel sey als *πολιτικῇ συνάμει*, hat schon H. Wolf erinnert. Derselbe hat auch in seinen griechischen Erklärungen des *ῥῶνι καὶ πολὺ ταπεινότητι* ungefähr eben so erklärt, als unser Herausg., der zu seiner Warnung *ταπεινός* nicht auf die Gefinnung zu beziehen, XVI, 24. S. 208 vergleichen konnte. Gegründet scheint die Bemerkung, daß nur *νὺν δέ*, nicht *νυνὶ δέ*, was hier in einigen MSS. aus dem Folgenden entstanden ist, als Verneinung eines vorangehenden hypothetischen Satzes gebraucht werden könne. Der Grund davon liegt in der Bedeutung des *ἰ* demonstrativi. Für *αὐ* wird treffend die Bemerkung geltend gemacht, daß die Attiker in Compositis immer diese Form, wie *αἰε* — gebraucht. Der Behauptung, daß es unnütz sey anzumerken, ob in den Handschriften die Vocale am Ende elidirt seyen oder nicht, kann Rec. nicht beypflichten. Die Tilgung des *καί* vor *ἡξήσαμεν* billigt Sch. mit Recht. Der Meinung, daß, wenn bey Spätern das Perfectum von *ῥοτήμι* transitive Bedeutung habe, überall *ῥοτῶνα* zu schreiben sey, ist auch Buttman gr. Gr. II. S. 159. Die Lesart *πάνοτε* zieht Rec. gleichfalls vor, wenn schon Bekker jetzt *πῶ* gegeben hat. Jenes ist nachdrücklicher. Der Satz: „noch ist kein König Makedoniens so groß geworden“, würde fast so klingen, als könnten die frühern es auch jetzt erst werden.

Passend sind die Stellen II, 16. S. 22. und V, 5. S. 58 verglichen. Im Folgenden wird *νυνὶ δέ δὴ* vorgezogen und dafür Xenoph. Anab. VII, 6, 31. angeführt, wo indess doch ein viel schärferer Gegenſatz sich findet. Daß *οὕτως* zu *ὁ τῶν Ὀλυνθίων* zu ziehen sey, davon kann Rec. sich nicht überzeugen. Denn bey dieser Verbindung erscheint das *οὕτως* sehr überflüssig, ja störend, in sofern vorher der günstige Zeitpunkt als unbestimmt erwähnt, jetzt plötzlich als ein sich von selbst verſiehender bezeichnet wird: „jetzt ist ein günstiger Zeitpunkt gekommen; dieser, den die Olynthier darbieten.“ Wie viel passender ist der Gedanke, wenn man *οὕτως* mit *καιρός τις* verbindet: „jetzt ist als ein günstiger Zeitpunkt dieser, der nämlich, den die Olynthier darbieten, von selbst der Stadt gekommen.“ Treffend ist die Lesart *πρότερον* durch die Bemerkung vertheidigt, daß wenn Demosibenes *πρότερον* hätte geben wollen, er lieber geliebt haben würde: *ἐκείνων τῶν πρότερον.* Was für ein Krieg §. 10 gemeint sey, muß nach der Anordnung der Olynthiſchen Reden bestimmt werden. Vgl. Bekker zu dieser Stelle in f. Uebersetzung I. S. 189 f. Die Lesart *κτημάτων* §. 11 wird verworfen mit der gegründeten Bemerkung: „*Graeci dixerunt κτημάτων κτήσις, κτημάτων χρήσις.*“ Im Folgenden wird ein Citat bey Tiberius nachgewiesen und gegen Rüdiger's *τῷ* (für *τὸ*) *μνησθαι* mit Recht die Stellung des *καί* geltend gemacht. Zu *συνανάλωσε* ist aber genau genommen, wohl nicht *τοῖς χοίμασι*, sondern *τούτοις* (*ἃ ἂν λάβῃ*) zu ergänzen. Ueber den Artikel bey *χάριν* wird passend S. 1478, 14 verglichen, wobey noch hinzugefügt werden konnte, daß derselbe in solchen Fällen den Begriff *des Gebührenden, Schuldigen* enthalte. Ebenso steht er oft bey *δική*. Gut ist *περί* durch *de*, *quod attinet ad* erklärt (vgl. auch zu §. 19. S. 14, 18.), und die Tilgung der Interpunction nach *οὕτως* mit Bekker vorgezogen. Ueber die schon von Wolf richtig gedeuteten Worte *ὡς τὰ πολλά* war Rüdiger's Urtheil kaum einer Widerlegung werth. Gut wird gegen denselben für *ἡμῶς* das folgende *ἀποτρίνωμεθα* geltend gemacht. Gegen Wolf's und Reiske's wunderlichen Irrthum wird §. 12 bemerkt, daß *προησάμεθα* ungriechisch sey. Ueber *ἔποι βούλεται* wird ein hierher gehöriges Citat des Tiberius mitgetheilt. Für die Lesart *δι' οὐ* möchten doch Stellen, wie VIII, 10. S. 92. XI, 21. S. 157 sprechen. Das *τὸ κατ' ἀρχάς* ist mit Recht getrennt geschrieben, und das *καί* Einer Handschrift vor *Μεθώρην*, um das Aſyndeton nicht zu stören, verworfen. Reiske's *τύπον* §. 13 begnügt der Herausg. sich ohne Weiteres zu verwerfen. Die Stelle hat indess wirklich einigen Anstoß, wenn man *πάντα* mit *τρόπον* verbindet, weshalb schon Wolf es von den übrigen Orten Theſſaliens will verstanden wissen. In dem *ῥάτους οὐκ ἐπὶ τὸ ῥυθμίζειν ἀπέκλινε* möchte Rec. nicht mit Bremi eine Paronomasie erkennen. Von der gewöhnlichen Ansicht abweichend ist die Behauptung, daß *ἔποι* und *ἐπη* gleichbedeutend seyen. Wohl mit Unrecht wird *ἐπη* gebilligt. Bey dieser Lesart würde der Sinn seyn: *was für Feldzüge*

man immer noch nennen mag." Der Redner aber will sagen: „wohin anders unternommene Feldzüge (d. h. und andern Feldzüge, die) man etwa noch nennen könnte." Die Meinung, daß §. 14 nach οὐν nicht zu interpungiren sey, möge man τις ἂν εἴποι oder ἂν τις εἴποι lesen, ist vielleicht gegründet. So urtheilt auch Erfurdt zu Soph. Oed. T. 937. Anders Reisig de vi et usu ἂν part. S. 108. Daß zu καὶ τὴν φιλοπραγμοσύνην nichts zu ergänzen sey, glaubt auch Rec. Bezweifeln aber möchte er, ob οἷ, was in einigen MSS. vor δὲ sich findet, aus ἔτι entstanden sey. Vgl. Morus ind. ad Xenoph. Hell. in ὡς. Zu den Lesarten σκοπεῖτε und σκοπεῖσθε wird nur bemerkt, daß das Activum und Medium dieses Worts in den Handschriften des Demosthenes oft verwechselt seyen. Ueber den Infinitiv Aoristi nach ἐλπίς werden zu Bremi's Anmerkung noch einige Citate hinzugefügt und zugleich erinnert, daß wenn ἂν dabey stände, eine Bedingung oder bloße Möglichkeit ausgedrückt seyn würde. Die Vermuthung, daß §. 15 ἡμῶν für ἡμῶν zu lesen sey, scheint unnöthig, obgleich eine Handschrift sie bestätigt. Ausführlich und gut wird über die Attraction in τὸν ἐκείθεν πόλεμον gesprochen. Die angeführten Dichterstellen sind indess etwas verschieden. Aehnliche hat Rec. an einem andern Orte nachgewiesen. Vgl. noch Thuk. I. 62. VI. 102. Plutarch Lucull. 3. Genügend wird ὥσπερ für ὅσπερ durch einige Citate vertheidigt und ῥαδίως durch die Vergleichung von ῥαδιουργεῖν und die Verweisung auf Weiske erläutert. Τὰ ἀρχαῖα sind wohl gerade nicht bona avita, sondern nur das Vermögen, was sie vorher besaßen. Im Folgenden wird für οὕτως vor einem Consonanten gesprochen. Zu §. 16 ist erinnert, daß ἴσως und ἂν fast gleichbedeutend und hier verbunden seyen: „quo modestius Orator hoc sumere videatur." Die Form οἶμαι zieht auch Rec. vor, wie auch er glaubt, daß γέ nicht von Abschreibern herrühre. Ueber ὑποστellaσθαι wird auf Wyttenbach zum Julian verwiesen. In διχῇ und ähnlichen Wörtern zieht der Herausg. die Schreibart mit dem Jota subscr. vor, weil es eigentlich veraltete Dative seyen. Richtig wird das κείροις auf die im Vorigen erwähnten Soldaten bezogen. Ebenso ist Andok. περὶ εἰρ. 7. zu erklären; wie Rec. anderswo gezeigt hat. Im Folgenden, so wie zu §. 18 werden mehrere Nachweisungen gegeben. Zu §. 19 dringt der Herausg. darauf, bey dem Demosthenes consequent γινώσκειν und γινέσθαι zu schreiben; wohl mit Recht. Treffend erinnert er, daß der Redner in dem οὕτως ὡς βοῦλεσθε hier absichtlich einen mildern Ausdruck gewählt habe, als in dem etwas bittern οὕτως ἀνέν πραγμάτων §. 20, nachdem er vorangeschickt, was seinen Tadel entschuldigen müsse. Beyläufig bemerkt Rec., daß das matte, schon des Artikels wegen verdächtige τοῦ πόρου wohl getilgt werden muß; eine Vermuthung, auf die auch Taylor gefallen ist. Genügend bewiesen ist die Un-

erträglichkeit des ταῦτ' §. 20, das offenbar aus dem Ende des vorigen §., wo es vor eben den Worten steht, die hier folgen, eingeschlichen ist. Σύνταξιν wird mit Verweisung auf III, 35. S. 38 durch τάξιν erklärt. Fein ist die Bemerkung, daß schon in der Stellung der Worte: εἰς τὰς ἑορτὰς, vor denen man eine kurze Pause machen muß, eine gewisse Bitterkeit liege. Richtig wird δὲ für δέ in Schutz genommen und proinde erklärt, auf den in οἶμαι liegenden Sarkasmus aufmerksam gemacht, und im Folgenden, wo die Anführungen einiger Grammatiker nachgewiesen werden, daß δέ als einzig richtig vertheidigt. Die Hermann'sche Ansicht, daß ἔστι als Paroxytonon zu schreiben sey, wenn es bedeute: es ist erlaubt, mißbilligt Sch., weil die alten Grammatiker davon nichts sagten. Die gewöhnliche Lesart ἂν — δοκῇ zieht er der von Bekker aufgenommenen δοκεῖ vor, weil der Redner von den übrigen πόροις verspottend spreche und die Bürger auffordere, von denselben zu wählen, welche sie immer wollten, wobey er überzeugt gewesen, daß nur von der Verwandlung der Theorika in Stratiotika Heil zu erwarten sey. Von dieser Ansicht hat Rec. sich noch nicht recht überzeugen können. Warum er mit Bekker den zweyten Artikel in τὰ τοῦ Φιλίππου §. 21 verwerfe, hat er schon oben erklärt. Die im Folgenden gebilligte Lesart ἔχοι ist mit Recht II. S. 268 verworfen worden. Das ἐπιών wird gut durch ἐξ ἐπιδρομῆς erklärt und darüber auf Reiske's Index verwiesen. Das τὰ τῶν Θετταλῶν aber kann wenigstens in Beziehung auf den folgenden Satz nicht heißen: „res Thessalorum, quae in Thessalia geruntur." Wenn der Scholiast zu Aristoph. Plut. 521. den Satz: αἱ τὰ Θετταλῶν ἄπιστα als Sprichwort angiebt, so dürfte dasselbe so ausgedrückt wohl nur aus dieser Stelle genommen seyn. Καὶ αἱ §. 22 wird richtig durch idque semper erklärt; doch die zum Gregor. Cor. S. 286 angeführten Stellen sind etwas verschieden; ähnlicher sind die von Heindorf zu Plato's Soph. 7. S. 279 nachgewiesenen. Die ἀγορά werden nach Derville: „fora ubi com meatus veneunt", erklärt. Aehnlich seyen λυμένεις und ἐμπόρια von Xenoph. Hell. V, 2, 16 zusammengestellt. Die Verbindung beider Artikel in τὰ τῶν Θετταλῶν kann Rec. nicht billigen, da der zweyte wahrscheinlich aus §. 21 entstanden ist. Beyläufig beschränkt der Herausg. eine in den Meletematis über den Artikel aufgestellte Regel, die vielfach gemißbraucht worden ist. Gut wird in Beziehung auf Bremi's Anmerkung erinnert, daß ἂν bey δέοι gar nicht stehen könne, und dabey der Rath gegeben, mit dem Griechischen das Deutsche fleißig zu vergleichen. Weil wir dieß unterliesen, so verwirkelten wir gelehrt, was sehr einfach und klar sey. Die Warnung, an den zwey Dativen keinen Anstoß zu nehmen, ist für Manche vielleicht nicht überflüssig.

(Der Beschluss folgt.)

Januar 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Black, Young u. Young: *Demosthenis quae supersunt e bonis libris a se emendata* edit J. J. Reiske. Editio correctior curante G. H. Schaefero. T. I—III. etc.

Apparatus criticus et exegeticus ad Demosth. Vinc. Obsopoei, Hier. Wolfii, Jo. Taylori et J. J. Reiskii annotationes tenens. Commodum in ordinem digestum aliorumque et suis annotationibus auctum edidit G. H. Schaefer. T. I—V. etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgedruckten Rezension.)

Zu §. 23 werden einige Nachweisungen gegeben und *παρὰ τὴν ἀδελφὴν* richtig durch *praeter meritum, praeter dignitatem* übersetzt. Die gute Erklärung, welche H. Wolf von der Anakoluthe §. 24 giebt, wird mit Recht rühmend hervorgehoben; doch gegen die Tilgung des *ὡς* und die Verbindung des *πὺς* mit *ἐπολιτός* lassen sich vielleicht noch einige Bedenken erheben. Zu *συνάρασθαι* wird die Anführung eines Grammatikers nachgewiesen und Reiske's zu dieser Stelle gegebene Deutung des Worts gebilligt. Das *ἡμᾶς* zieht auch Rec. dem *ὡμᾶς* vor. Nicht zu bezweifeln dürfte die gegen Bremi aufgestellte Ansicht seyn, daß der Satz: *εἰ οὐκ ἀλογίζεσθαι* κ. τ. λ. von Anfang bis zu Ende als Frage zu nehmen und *οὐ* vor *τολμήσετε* deshalb hinzugefügt sey, weil die zwischen *μηδὲ* und diesem Begriffe stehenden Worte die Verneinung verdunkelt hätten. Die Bemerkung, daß *κόινον* §. 25 *μεταβατικὴν* sey, wofür zum Beweise eine genügende Anzahl von Stellen angeführt werden, hat vor Sch., so viel Rec. weiß, noch Niemand gemacht. Im Folgenden erhalten wir mehre Nachweisungen. Die Worte: *τὴν ἀνδροχόουσαν καὶ τὴν οἰκίαν ταύτην ἀδελφὴς καρποῦμενοι* bezieht auch Schüfer auf Makedonien, „quam Athenienses impune praedaturi sint.“ Aber wie könnte das wohl durch *ἀδελφὴς καρποῦμενοι* ausgedrückt werden? Vgl. §. 28. Ferner würden bey dieser Erklärung die Worte: *τὴν ἀνδροχόουσαν καὶ τὴν οἰκίαν* sehr sonderbar seyn, da sie nur enthalten, was schon in *τῇ ἐκείνου* liegt. Ungleich passender ist es, die Stelle auf Attika zu beziehen: *dabey werdet ihr von dem Lande, was ihr (überhaupt) besitzt und (namentlich) von diesem eurem eigenen (Attika) den Ertrag ohne Furcht genießen*, während zu besorgen ist, daß wenn ihr

die Olynthier untergehen lasset, er in Attika selbst einen Einfall mache. So erscheint auch das *ταύτην* passend. Die in den Melett. S. 84, worauf verwiesen wird, angeführten Stellen sind verschieden, da in ihnen *οἶτος* den vorhergehenden Begriff stark hervorhebt, was hier für das *τὴν οἰκίαν*, auf Makedonien bezogen, sehr wenig angemessen wäre, weil dadurch dieser Begriff dem vorigen *τὴν ἐκείνου* eher als entgegengesetzt erscheinen würde. Die Lesarten des Syrianos: *ἐπὶ μοι* und *βυδίζοντι* werden mit Recht als sehr beachtungswerth empfohlen; das *ἐτι* dagegen möchte Rec. mit Bekker beybehalten. Nach *ἡμῖς* würde auch er lieber ein Fragezeichen setzen, da man bey dem Punkt eine für diese Stelle nicht ganz passende Ironie annehmen müßte. Die Formel *ὦ τῶν* wird gut als schmeichelnde Anrede erklärt und darüber auf *Ruhnen* zum Timaios verwiesen, *ἐκλαλεῖ* durch *effutit, deblaterat* übersetzt, *γέ* nach *ἡλίκα* §. 27 in Schutz genommen, und daß man gewöhnlich *τριάκοντα ἡμέρας* für *μῆν* gesagt, mit Verweisung auf *Elmsley* gezeigt. Ueberhaupt rechneten die Griechen lieber nach Tagen, als Monaten, wenn sie nicht etwa bestimmte, wie z. B. Mämakterion, Boedromion, anzuführen hatten. Den Beweis dafür liefern viele Stellen der Historiker. Mit Recht wird das von Reiske nach *στρατοπέδῳ* gesetzte Komma verworfen, *μηδενὸς* dem *οὐδενὸς* vorgezogen und *λέγω* durch *καὶ ταῦτα* erklärt. Daß *πρὸ τοῦ* besser getrennt geschrieben werde, glaubt auch Rec.; dagegen aber sieht er nicht ein, wie Wolf bey der Lesart *τούτου* an einen andern, als an den bevorstehenden Krieg hätte denken sollen. Das *προς* *ἑαυτοῦ* verwirft der Herausg., weil er sich keiner Elation des *αι* bey dem Demosthenes erinnere. Das Präterit *πρόσεσθ'* wäre indeß hier doch sehr hart, zumal da *ζημιώσασθαι* vorangegangen ist. Richtig wird *ὑβρις* hier auf die von den Feinden zu erwartende Behandlung bezogen; sehr unsicher aber ist die durch eine Lesart veranlaßte Conjectur: *καὶ ἐτι γ' ἡ*, da wenigstens Rec. sich kaum denken kann, daß der Redner die *ἀλογίην* selbst noch vor der *ὑβρις* hätte hervorheben wollen. Der Genitiv *ζημίας* mag mit Recht vorgezogen seyn; nur der dafür angeführte Grund: „*cum ζημία dicatur de detrimento rei familiaris*“ möchte nicht für Jeden deutlich und überzeugend seyn. Für die von Wolf und Auger gegebene Erklärung des *καλῶς ποιοῦντες* §. 28 zu beweisen, konnte auch die Stelle in der Mid. 212. S. 582 angeführt

führt werden. Gut ist über *τῆς οὐσίας ἀνεπαύγου* bemerkt, daß man das Adjektiv wegen des lebendigen Artikel erklären müsse: *ἀνεπαύγου οὐσίας, ὡς ἀνεπαύγου ἔστιν*. Im Folgenden wird eine Anmerkung über den Accent von *ἐάντινα* gegeben und die Vermuthung ausgesprochen, daß *καὶ* vor *νεῖται* zu tilgen sey.

Rec. hat absichtlich nichts irgend Erhebliches, was der Herausg. zu dieser Rede gegeben hat, übergegangen, damit Jeder darnach über den Inhalt und Gehalt der Anmerkungen desselben ein Urtheil fällen könne. Die dabey gegen Manches erhobenen Einwendungen, bey denen nichts weniger als die Absicht zu tadeln obgewaltet hat, möge man nur als einen geringen Beytrag zur Kritik und Erklärung der besprochenen Stellen betrachten; ein Beytrag, der um so weniger als überflüssig erscheinen wird, je mehr in beiden Hinsichten noch für den Redner zu thun ist.

Im Aeußern ist das Buch sehr so wie man es von einem in England nicht anders erwarten kann. Auch ist von dem Herausg., der selbst die sorgf. hat, auf eine so lobenswerth worden, daß er sehr ungerecht gegen sich ist, wenn er sich III. S. 141. über ein für o gesetztes v ereifert. Solcher kleiden Versehen könnte Rec. noch einige nachweisen, wenn er zu splitterrichterlichen Ausstellungen dieser Art mehr aufgelegt wäre.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Trautwein: *Die Halbkantianer und der Pantheismus*. Eine Streitschrift, veranlaßt durch Meinungen der Zeit und bey Gelegenheit von *Jäsche's* Schrift über den Pantheismus. Von Dr. Heinrich Ritter. 1827. VIII und 91 S. 8. (10 gGr.)

Der Vf. gegenwärtiger Schrift wünscht durch sie den Vorwurf des Pantheismus von sich abzulehnen, „welchen man nur mit Vorsicht machen sollte, aber nur zu oft leichtsinnig vorbringt.“ In zwey Abtheilungen: I. *Persönliches, oder die Halbkantianer gegen den Pantheismus*, und: II. *Wissenschaftliches, oder der Pantheismus*, stellt er seine Gedanken zusammen. In der ersten werden die Aeußerungen des Prof. *Jäsche* (f. A. L. Z. 1827. Nr. 6.) erwogen. Dieser hatte von zwey völlig consequenten Systemen gesprochen, dem kritischen und dem transcendenten, welches letztere bey irgend einer pantheistischen Weltansicht anlangen müsse. Hiergegen bemerkt der Vf., die Wahrheit sey nur eine, der Irrthümer seyen unendliche möglich; die Vorstellung also sey schwerlich haltbar, daß, sobald über die Grenze der Vernunft hinausgegangen werde, man

nothwendig auf eine pantheistische Ansicht verfallen müsse. Er habe eine andre Furcht: er fürchte etwas den Pantheismus, etwas den Atheismus und die mechanischen Vorstellungen, etwas mehr noch die schwankenden Meinungen der Metaphysik und manches Andre, besonders die einseitigen Neigungen der menschlichen Seele, eine ganze Schaar von der verächtlichsten Art.“ Die Neigung ist wie ein Nagel; sie heftet den Menschen fest an dem Gegenstande, auf welchen sie geht.“ (S. 13.) Es giebt keinen consequenten Pantheisten, ja nicht einmal ein consequentes System falscher Philosophie. Pantheismus ist nach dem Vf. die Lehre: Alles sey Gott, seinem wahren Wesen nach, nicht mit dem Schein befaßt, welcher uns das Göttliche in ihm verbirgt. Er spaltet sich in zwey Theile, von welchem der eine das Wahre ohne allen Schein für eine stets lebendige sich entwickelnde Kraft hält, der andre dasselbe für ein sich stets gleich Bleibendes, für ein Vollkommenes anieht; der erstere ist Evolutionslehre, der zweyte die Lehre von der Immanenz. Beide Lehren sind nicht folgerecht durchzuführen, doch kann das Bestreben vorhanden seyn, die eine oder andre Vorstellungsart felizuhalten; beide werden auch nicht selten durch einander gemischt. Keineswegs soll geleugnet werden, unser Erkennen wurzele im Sinnlichen, oder gehe von ihm aus; sondern nur, es könne über dasselbe hinausgehen. In jedem Geschehen wird schon die Thätigkeit eines Dinges, wodurch es Grund des Geschehens wird, erkannt; dieß ist die Erkenntniß eines Nicht-Sinnlichen, zugleich Ueberfinnlichen, weil das Erklärende, als Grund des Erklärten, über diesem steht. Das ist anwendbar auf jede freye That: also ist auch in der Welt der Erscheinungen (gegen Kant) Freyheit. Kann die Vernunft über das Freye im menschlichen Leben ein Urtheil abgeben, also auch das Gute erkennen: so ist Gott das wahrhaft Gute, und in allem Guten wird zugleich das Wesen Gottes erkannt. Auch der Vf. spricht gern von einem außerweltlichen Gott, weil er sich denken muß, daß in dieser Welt die Fülle der Seligkeit noch nicht ist, welche in Gott, und daß daher in der Welt noch nicht Alles zur Wirklichkeit gekommen, was in Gott von uns angenommen werden muß. Aber damit findet er nicht unvereinbar, daß Gott in der Welt ist. Gegen die Trennung Gottes von der Welt empört sich, wie er sagt, das fromme Gefühl. Dadurch sind vielleicht in unsrer Zeit die pantheistischen Richtungen hervorgerufen worden. Die kritische Ansicht von Gott und der Welt ist dem Vf. nicht geeignet, den Pantheismus zu widerlegen, und die Lehre, welche Gott in der Welt und die Welt in Gott erblickt, ist kein Pantheismus.

Im zweyten Abschnitt sucht der Vf. zu zeigen, daß alle Philosophie auf Erklärung des Sinnlichen aus dem Unfinnlichen ausgehe. Hierbey läßt sich ein doppelter Weg denken: entweder man sucht das Ueber-

Uebersinnliche zu erkennen an sich, oder man forscht nach ihm, von dem Sinnlichen ausgehend, weil es doch, als der Grund des Sinnlichen, auch dem Sinnlichen gemäß seyn müsse. Noch ein dritter Weg scheint möglich, welcher beide vereint, zugleich auf das Ansehen des Uebersinnlichen und auf seine Begründung des Sinnlichen uns blickend lehrend. Der erste Weg führt auf das Vollkommene an sich, außer dem Nichts ist, und in ihm keine Mannichfaltigkeit und Veränderung. Dies giebt diejenige Art des Pantheismus, welche man das System der Immanenz nennt. Vielheit und Werden sind nicht, sondern sie scheinen nur zu seyn. Hier ist ein Widerspruch: denn was Schein genannt wird, ist doch wirklich gesetzt. Die Gründe, daß Gott nur unmittelbar durch Anschauung erkannt werden könne, genügen nicht, und diese Annahme versättet weder im Leben noch in der Lehre Consequenz. Der Vf. glaubt eine Mehrheit von Vollkommenheiten in Gott annehmen zu können, wenn man nur quantitative Vorstellungen dabei entfernt; auch ein Werden, in wiefern es eine Betrachtung des Uebersinnlichen, wie es für die Vernunft ist, giebt. — Der zweyte Weg führt auf allgemeine Weltkraft, allgemeines Leben. Es ist entweder vollkommen, sofern seine Kraft immer gleich und bleibend gesetzt ist, oder es ist deswegen vollkommen, weil es in einem stetigen Leben immer neu sich erzeugt, 'als ein unaufhörlich sich Entwickelndes. Durch das Erste wird das Leben auf eine ungehörige Weise vom Lebendigen getrennt. Gegen das Zweyte spricht das Daseyn des Uebels. Die Evolutionsysteme setzen deswegen ein Streben nach dem vollkommenen Leben, entweder so, daß dies erreichbar, oder nur in der Annäherung vorhanden ist. Letztere Annahme zerstört alle Wahrheit des Lebens, die andre scheint die Aufgaben der Wissenschaft zu lösen, niedere Stufen sind Durchgangspunkte zum höchsten Ziele. Inzwischen ist auch diese Meinung, das wahrhaft Vollkommene sey ein sich Entwickelndes, das Wesen selbst, welches sich uns sinnlich in einzelnen Kräften darstelle, unhaltbar.

In dieser möglichst kurz angedeuteten Art stellt sich der Vf. dem Prof. Jäsche und dessen Ansichten vom Pantheismus gegenüber. Seine Entwicklung ist einfacher, im Vergleich mit der nicht minder scharfsinnigen seines Gegners; wie er aber den Pantheismus von sich ablehne, erhellt nicht deutlich, außer daß er ihn für eine einseitige Richtung erklärt. Soll Rec. hierüber Einiges beifügen, so scheint ihm der Scharfsinn unverkennbar, mit welchem man neuerdings den Pantheismus vertheidigt oder befreit, aber zugleich wunderfam, daß man über den Namen selbst noch nicht ins Reine gekommen ist. Die Voraussetzung: es gebe nur Eine consequente Wahrheitslehre und Eine consequente Irrthumslehre, ist zu rasch; vielleicht giebt es keine völlige Consequenz beider. Damit, daß der

Vf. die Neigung einen Nagel nennt, welche den Menschen an seinen Gegenstand heftet, hat er, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Differenz der Systeme hat ihre Wurzel mehr in den Neigungen, als in der bloßen Consequenz der Gedanken, weswegen man auch sicher seyn darf; irgend eine Inconsequenz der Systeme zu finden; so daß sie sich besser durch sich selbst, als durch Anderes widerlegen. Wenn weder die Lehre der Immanenz, noch die der Evolution, folgerecht durchzuführen sind, wie wird es dann mit der Ineinsbildung beider? Diese würde den Widerspruch zur Grundlage machen, und etwa consequent darauf fortbauen. Hiervon hat der Vf. nichts Näheres erwähnt, und doch scheint bey den wirklichen pantheistischen Lehren dergleichen mehr oder weniger zu geschehen, worauf auch die Bilder einwirken, z. B. Emanation, Entäußerung u. s. w., deren die Philosophie weniger entrathen kann, als sie glaubt, und denen sich zugleich die Neigung der Menschen gern entgegenwendet. PP.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Observationes anatomicae de Distomate hepatico et lanceolato ad illustrandam entozoorum humani corporis historiam naturalem scriptis D. Eduardus Mehlis.* 1825. 42 S. fol. m. Kpf.

Mit Vergnügen zeigt Rec. eine Schrift an, in welcher der durch seine Preisschrift bereits rühmlich bekannte Vf., ein Schüler der *Georgia Augusta* und *Bremser's*, einen neuen Beweis seines Fleißes, seiner Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit giebt. Die Arbeiten seiner Vorgänger sind alenthalben genau benutzt und sehr häufig berichtet; nur die neueste Arbeit *Jurine's* über eine verwandte Species (*D. tereticolle*) hat der Vf. noch nicht gekannt (*Note sur la Douve etc. in Mem. de la Soc. de Phys. de Genève*, Tom. II. P. I. p. 145. und daraus in *Ann. d. Sc. nat. Août 1824.*) Mit musterhafter Genauigkeit hat der Vf. selbst untersucht, und die Schrift empfiehlt sich überdies durch Deutlichkeit und Eleganz der Sprache.

Cap. I. *De Distomate hepatico et lanceolato generatim.* Genaue Angabe der Literatur und der Synonymen. *D. lanceolatum*, welches die meisten Helminthologen für das Junge von *D. hepaticum* halten, hält der Vf. mit *Nau* für eine eigne Species. Beide erhielt der Vf. auch aus dem Menschen, von einer noch in Clausthal lebenden Frau, die sie wiederholt ausgebrochen hatte. Der Vf. beschreibt genau die Veränderungen, welche die Gallengänge durch die Entozoen erleiden. Unser vormaliger verehrter College *Renner* hatte einst die Güte, uns eine Leber zu senden, in der

der sich oben nicht viele *Distomata* fanden, ein großer Theil der Gallengänge aber, und zwar auf eine sehr merkwürdige Art, verknöchert war. Der Vf. scheint sie ähnlich beobachtet zu haben. Dafs diese Doppellöcher schnell sterben, fand auch der Rec.; dagegen kann man die Doppellöcher, der Fische lange lebend erhalten. — Cap. II. *De cute et acetabulis suctoriis*. Die Haut ist sehr weich, doch glaubt der Vf. wahre Muskelfasern darin gefunden zu haben. Er beobachtete, dafs sie durch die Haut das Wasser, in welchem sie sich befinden, einsaugen. An der hintern der beiden Saugmündungen konnte der Vf. keine Oeffnung und keinen Zusammenhang mit den Geschlechtstheilen finden. — Cap. III. *De apparatus nutritionis*. Der Mund besteht aus einem kleinen fibrösen Anhang der vordern Saugwarze. Durch eine kleine Mündung geht er in den Darm über. Dieser entspringt mit einem einfachen Stämme, der sich bald in zwey Aeste theilt, welche längs des Rückens neben einander herablaufen; aus diesen Äesten entspringen zerästelte, gegen die Haut verlaufende blinde Anhänge (sie erinnern an den ähnlichen Bau des Darms im *Aphrodite*, *Asterien* u. s. w., in *D. tereticolle* ist aber der Darm einfacher. Rec.). Der Vf. glaubt gesehen zu haben, dafs diese Kanäle mit einer wahren Haut versehen sind, nicht blofs in der Substanz des Thiers ausgegraben, wie *Gaede* glaubt. Dieser Darm ist mit Chymus gefüllt, der sich in ihm auf und ab bewegt; die Reste werden, da der Darm hinten blind endigt, durch den Mund ausgespien (*Vorgänge, die Jurine besonders gut aus D. tereticolle beschreibt, wo sie auch leichter zu beobachten sind. Rec.*). Außerdem findet sich auf dem Rücken ein feines, bereits von *Rudolphi* und *Bojanus* beschriebenes Gefäßnetz, welches nach dem Vf. mit dem Darm in Verbindung steht, und auf dem Schwanz glaubt der Vf. eine kleine Oeffnung entdeckt zu haben, durch welche er den Inhalt der Gefäße ausdrücken konnte. Das Gefäßnetz vergleicht man mit Recht dem Rückengefäße der Insecten. Durch die hintere Oeffnung mag wohl, wie der Vf. glaubt, eine (gallenartige, brennstoffige?) Excretion erfolgen, da ja das hintere Körperende ursprünglich den negativen, den Excretions-Pol des Körpers darstellt. Im *D. lanceolatum* ist der Darm einfacher. — Cap. IV. *De nervis*. Dafs die von *Ram-dohr* und von *Otto* beschriebenen Theile keine Nerven sind, beweist der Vf., wie *Rudolphi* und *Gaede*. Dagegen entdeckte er das wahre Nervensystem, über welches wohl kein Zweifel Statt fin-

den kann. Es besteht aus zwey Fäden, die aus der Gegend der vordern Saugwarze auf der Bauchseite des Thiers nach der hintern Saugwarze verlaufen. (Diese hat auch *Jurine* erkannt und abgebildet. Rec.). Diese Fäden schwellen nach vorganglienartig an, die Ganglien beider Seiten werden durch einen queeren, über dem Schlunde liegenden Faden mit einander verbunden, unter dem Schlunde aber fand der Vf. keinen Faden (wie in den Muscheln. Die Ganglien und den Verbindungsfaden hat *Jurine* in *D. teretic* nicht gefunden, Rec. sah sie aber jetzt auch in diesem Thiere). Aus den Ganglien verläuft auf jeder Seite nach vorn ein feiner Faden an die Haut in der Umgegend des Mundes (ein Sinnesnerv, wie ein Regenwurm. Rec.). Diese Entdeckungen über das Nervensystem gehören ohne Zweifel zu den merkwürdigsten. — Cap. V. *De apparatus generationis et ovis*. Wie alle *Entozoa trematoda* ist *Distoma* mit männlichen und weiblichen Geschlechtstheilen versehen. In *D. hepaticum* wird der Same bereitet in gewundenen Gefäßen, die zwischen dem Darm und der Bauchhaut liegen; diese vereinigen sich in zwey Hauptstämme, die dann auch zusammenfließen in der Scheide des Penis, welcher gleich vor der hintern Saugwarze liegt; wenn er vortritt, ist er gekrümmt. — Der Eyerstock liegt auf beiden Seiten nach aufsen vom Darmkanal vom Halse bis zum Schwanz; es besteht aus zahllosen Körnchen, ein jedes Körnchen besteht wieder aus kleineren Körnchen, die der Vf. für Eyerkeime hält. Von ihnen gehen die Oviducte aus; diese werden durch ein queeres Gefäß verbunden (welches auch *Jurine* abbildet. Rec.). Diese Gänge endigen sich an einem kleinen hohlen, ovalen Körper. An diesem fängt der Uterus an, ein einfacher, vielfach gewundener Schlauch; in diesen Schlauch gelangen die Eyer aus den Oviducten durch den ovalen Körper. Die Scheide öffnet sich dicht neben der Basis des Penis nach aufsen. — Cap. VI. *De coitu et partu*. Wahrscheinlich findet eine gegenseitige Begattung und Befruchtung Statt. — Cap. VII. *De incremento et aetate Distomatum*. Häufig fand der Vf. Eyer in den Gallengängen, aber nie konnte er ihre Entwicklung beobachten.

Die Kupfertafel ist gleich denen in dem Bremser'schen Werke von *Mansfeld* sehr schön gelochen. — Der Druck ist gut und auch das Papier besser, als man es sonst häufig von der übrigens sehr achtungswerthen Verlagshandlung gewohnt ist.

Heusinger.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Urbain, Canel et Maurice: *Tristan le Voyageur, ou la France au XIV^e siècle*; par M. de Marchangy. 1825. 6 Bände. Zul. 2676 S. 8. (42 Frs.)

Es giebt zweyerley Gattungen von Reisebeschreibungen, die im Grunde den nämlichen Zweck, wie wohl auf verschiedenen Wegen, verfolgen: Die Eine derselben beschäftigt sich mit der Darstellung wirklicher Thatfachen, die stets belehrend sind, in so fern dabey kein Zunft- oder System-Geist ins Spiel tritt, welcher der klaren und unbefangenen Beobachtung hinderlich ist, indem derselbe beabsichtigt, bereits ermittelte materielle und physische Wahrheiten umzustoßen, und an ihre Stelle gewisse Hypothesen zu setzen. Die andere Gattung von Reisebeschreibungen umfaßt jene sinnreichen und unterhaltenden Ficti-
onen, die allerdings ebenfalls nützlich werden können, sobald sie nur auf glaubwürdigen Beweisstücken beruhen, und nicht das Gepräge gewisser verderblicher Doctrinen an sich tragen, um deren willen allein sie die Einbildungskraft des Verfassers geschaf-
fen hat. — An die Spitze der Werke dieser Gattung hat die öffentliche Meinung schon längst des Abbé *Barthélemy* Reisen des jungen *Anacharis* durch Griechenland gestellt. Hier ist Alles wahr, mit Ausnahme der Person des reisenden *Scythen*; alle außer Zweifel stehenden Begebenheiten Griechenlands sind, freylich bisweilen ein wenig gewaltsam, mit gewissenhafter Genauigkeit an den Zeitpunkt geknüpft, zu welchem der Vf. seinen Fremdling seine philosophische Wanderschaft machen läßt. Was die ältern und neuern Geschichtschreiber und Philosophen über dieses klassische Land gesammelt und der Mit- und Nachwelt überliefert haben, findet sich hier gleichsam in einem gemeinschaftlichen Brennpunkte vereinigt; und so überläßt sich der Leser des Buchs sehr gern einer Täuschung, die, sobald er nur will, aufhört es für ihn zu seyn. Ist auch die Reise selbst eine Erdichtung, so macht dennoch die Schilderung der Begebenheiten einen desto lebhaftern Eindruck, da solche von einer Person vorgetragen werden, in de-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

ren Augen dieselben so höchst wunderbar erscheinen, und unter dessen begeisterter Feder sie jenen Charakter von GröÙe und einer gewissen Uebernatürlichkeit wieder gewinnen, dessen sie in unsern Augen die Erinnerungen und häufigen Uebungen unserer Jugend nothwendiger Weise entkleidet hatten. — Bis auf einige Kriterien, wonach sich eine besondere Klasse oder Abart erdichteter Reisebeschreibungen bildet, und die im Verfolg dieses Berichts bemerklich gemacht werden sollen, trägt Rec. kein Bedenken, Hn. v. M's vorliegendes Werk unter der so eben erwähnten Gattung zu befallen. Niemand wird dem Vf. die Richtigkeit der Thatfachen streitig machen können: er hat dieselben ohne Zweifel aus den glaubwürdigsten Quellen der französischen Geschichte der Vorzeit und des Mittelalters geschöpft und man darf in dieser Beziehung ihm volles Vertrauen schenken. Allein nicht bloß hat er sich als Historienmaler, als Dichter bestreben müssen, einen gewissen Effect hervorzubringen, sondern er würde sicherlich auch nur eine matte und kalte Compilation geliefert haben, wäre er nicht von einem gewaltigen und fruchtbaren Gedanken beseelt gewesen, und hätte er nicht unter der Eingebung gewisser herrschenden Ideen geschrieben. Unter dieser Beziehung glaubt Rec. Hn. v. M. nicht zu nahe zu treten, wenn er seinen *Tristan* den meisten Romanen *Voltaire's*, wie *Zadig*, *Candide*, *Micromegas* u. s. w. zur Seite stellt. Freylich ist, was die moralische und philosophische Tendenz unsers Vfs. betrifft, *Tristan* gar sehr von den *Voltaire'schen* Romanen verschieden; allein wiewohl es unter den darin vorherrschenden Ideen manche giebt, welche wahr, heilsam und vornehmlich allen Franzosen theuer sind, die ihr Vaterland lieben und auf ihren Nationalruhm halten, so kann man doch auch nicht wohl in Abrede stellen, daß man auf Andere stößt, welche dem Widerspruche genug Stoff darbieten und die von der großen Mehrheit des gegenwärtigen Zeitalters nicht überall beyfällig dürften aufgenommen werden. So haben wir gleich in der, mit allem Hn. v. M. eigenthümlichen Feuer entworfenen, Einleitung die Gesinnung angedeutet gefunden, die in dem ganzen Werke unverkennbar hervortritt, welche aber, irren wir uns nicht, nur von der Minorzahl seiner Zeitgenossen getheilt werden möchte.
M „ Wenn

„Wenn ein Volk,“ heist es hier, „seine Institutionen in Vergessenheit und Verachtung hat fallen lassen, so muß es sie wieder auffinden oder untergehen, denn seine Natur ist von der Beschaffenheit, daß es ohne sie nicht fortbestehen kann.“ Nur bey den Nationen des Orients, könnte man dem Dichter einwenden, trifft man diese Stetigkeit alterthümlicher und ursprünglicher Einrichtungen noch an. Bey allen andern Völkern waren dieselben Veränderungen unterworfen, ohne daß sie deshalb gerade untergegangen wären. Gäbe man jene Behauptung zu, so müßten die heutigen europäischen Nationen alle nächstens ihrem Ende mit Bangigkeit entgegensehen, da es zu den politischen und moralischen Unmöglichkeiten gehört, daß wir zu jener Epoche der Vorzeit zurückkehren, wovon in vielen unserer Staatsverfassungen fast gar keine Spur, in mehreren andern aber nur noch einige wenige Trümmer wahrnehmbar sind. — An manchen andern Stellen eben dieser Vorrede tritt freylich an die Stelle des Erzählers aus dem vierzehnten Jahrhunderte, der Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts, der über seine Grundsätze Erläuterung giebt. So erhebt sich hier der Vf. gegen das berufene Centralisations-System, „welches allmählig ganz Frankreich in den Abgrund der Hauptstadt zu stürzen firebt und das den Provinzen jene National-Physiognomie raubt, die sich so lange an ihnen wahrnehmen liefs.“ — Diese peinliche Betrachtung, sagt der Vf. bald hernach, habe ihn auf den Gedanken gebracht, Frankreich in Frankreich selber aufzusuchen, die ehrwürdigen Bürgschaften der öffentlichen Freyheiten aus dem Staube emporzuheben. — Einige Seiten weiter erklärt Hr. v. M., er habe sich keinesweges vorgenommen, in dem Gemälde des alten Frankreichs ein eingebildetes goldenes Zeitalter zu lobpreisen und der Rohheit der frühern Jahrhunderte unserer Geschichte diejenigen Erfindungen und Künste aufzuspern, womit das Genie die neuern Zeiten beschenkt hat. — In Beziehung auf die Religion, diese Grundlage aller gesellschaftlichen Organisationen, sagt Hr. v. M. unter Andern: „So wundervoll auch die Religion unserer Väter ist, so vermag sie doch nichts, wofern sie nicht durch wahrhaft politische Institutionen unterstützt wird.“ — Es scheint aus diesen Aeußerungen hervorzugehen, daß Hr. v. M., ungeachtet der höchst sentimentalen Schilderung, die er in diesem Buche von dem Glücke entwirft, dessen die Bewohner Frankreichs im Mittelalter genossen, doch keinesweges der Meinung jenes Kanzelredners ist, der noch kürzlich den Franzosen verkündete, es sey, so lange die Charte bestehen werde, kein Heil für sie zu erwarten. — Auch scheint der Vf. eben nicht den Wünschen und Bestrebungen derjenigen beyzutreten, welche, die Bedürfnisse der verschiedenen Geschichtsepochen verkennend, den Staat wiederum in die Kirche versetzen, jenen dieser unterordnen möchten. „Ohne die Achtung und die

Unterstützung, welche die grundgesetzlichen Institutionen der Geislichkeit verleihen, — heist es in der Einleitung, — würde diese nur geringe Mittel besitzen, um große Pflichten zu erfüllen. Man würde sie der Gefahr aussetzen, argwöhnisch und zänkisch zu werden, wie alles, was unmächtig ist... Sie würde dahin gebracht werden, selbst einer verstellten Frömmigkeit zu schmeicheln, und in Folge einer erzwungenen Uebereinkunft, würde man am Ende die Heucheley, in Ermangelung des Bessern, zur Gelegenheits-Tugend erhoben sehen.“ — Nach so bestimmten Aeußerungen, an deren Aufrichtigkeit man nicht wohl zweifeln darf, kann man die Meinungen des Vfs. mit denen seines Helden füglich nicht mehr verwechseln. Denn sicherlich würde man mit Unrecht verlangen, daß ein Edelmann des vierzehnten Jahrhunderts, der in den Ideen des Lebenswesens befangen ist, weil er in einem Zeitalter lebte, wo diese allein herrschten, die philosophischen Ansichten unseres Zeitalters errathen hätte. „*Tristan*,“ sagt Hr. v. M., in den Gefilden Poitou's aufgewachsen, unter dem religiösen Glauben und den erblichen Ueberlieferungen seiner Zeit, war was vierhundert Jahre später noch jene edeln Vendeer waren, die so edelmüthig ihr Leben opferten, um den Thron des heiligen Ludwigs wieder aufzurichten, weil sie, die auf ihren Landstüben geblieben waren, im Rausche des Hoflebens die heroischen Tugenden ihrer Vorfahren nicht verloren hatten.“ — Der Held und der Geschichtschreiber sind daher, wie man nach dem Gesagten zugeben muß, zwey Personen, die nichts mit einander gemein haben, und die man billiger Weise in diesem Werke eben sowohl von einander unterscheiden muß, als den Ritter von la Mancha und seinen unsterblichen Biographen. Es wäre abgeschmackt, *Cervantes* die Thorheiten seines grotesken Helden zur Last zu legen; allein so oft *Don Quixote* vernunftgemäß spricht, Gerechtigkeit, sittliche und religiöse Gefinnungen äusert, rechnet man dem Schriftsteller solches Alles sehr gern zur Ehre an. Und so wollen wir denn auch annehmen, daß die Uebertreibung gewisser Grundsätze, der Aberglaube und eine Menge Wunderdinge, welche *Tristan* mit angesehen zu haben wähnt, so wie die rücksichtslose Hinnahme der lächerlichsten Volkstraditionen, Verkehrtheiten sind, wodurch Hr. v. M. seine Hauptperson hat characterisiren wollen, vor allen Dingen aber die Zeit, wohin er ihn versetzt hat. Dagegen aber wollen wir anerkennen, daß wenn ihr der Vf. wahrhaft religiöse Gefühle, ein fast unbegrenztes Verlangen nach gesellschaftlichen Verbesserungen, so wie feurige Wünsche für das Wohl der Menschheit, und Züge von ritterlichem Muthe und Hingebung beylegt, derselbe in diesem Theile seines Werkes seine eigne Subjectivität darstellt, hinsichtlich des übrigen Theils aber nur seine Lectüre und seine Erinnerungen zu Rathe gezogen, oder seiner Einbildungskraft ein freyes Feld hat geben wollen. So ist Alles

Alles, was in dem Werke über die Rechte der Gemeinden und Provinzen, über den Richterstand und die Geistlichkeit gesagt wird, sehr gut gedacht; allein es lag im Plane des Vf.s., nur die schöne Seite zu zeigen; und so mangelhaft auch immerhin manche Einrichtungen im neuern Frankreich seyn mögen, so können wir doch nicht glauben, daß Hr. v. M., indem er seinen Helden die der vergangenen Jahrhunderte preisen läßt, im Ernst jemals gewünscht haben kann, sie mit denen der gegenwärtigen Epoche zu vertauschen, es sey denn, daß mittelst eines Wunders auch derselbe sittliche Zustand wiederhergestellt würde, worin sich die damaligen Vorältern der Franzosen befanden. — Nachdem wir im Vorstehenden die Tendenz des vor uns liegenden Werkes dargestellt haben, wollen wir in Kürze die Leser dieser Blätter noch mit der formalen Behandlung des von dem Vf. gewählten Stoffes bekannt machen. Hr. v. M. hat die Handlung gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, sechs Jahre vor dem Tode Karls des Weissen verlegt, weil er, wie er sich zur Rechtfertigung des von ihm gewählten Zeitpunktes äußert, einige Jahre später auf einem beweglichen und wechselhaften Boden sich versetzt befunden haben würde, da nunmehr die großen Entdeckungen und wichtigen Neuerungen eintreten, welche die Gestalt des alten Frankreichs, so wie die alten Völker der bekannten Erde veränderten. Wählte aber der Vf. einen frühern Zeitpunkt, so fand der Reisende, bey einer unwandelbaren und wohlbegründeten Ordnung der Dinge, welche keinerlei nützliche Veränderung noch bedeutende Verbesserung möglicher Weise abnden liefs, zu wenig Stoff zu Bemerkungen. Allein im J. 1374 gaben ihm der Ideen-Umschwung, den man bereits wahrnehmen konnte, und mehrere, hinsichtlich mancher politischen und religiösen Institutionen allgemein angebahnten Veränderungen Raum zu Betrachtungen und Erörterungen. In der Mitte von dem, was war und bald werden sollte, konnte man vergleichen und urtheilen. Ueberdies genofs gegen das Ende der Regierung Karls V. Frankreich eines tiefen Friedens, daher es denn Tristan in allen Richtungen und ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, durchwandern konnte. — Demselben auf diesen seinen Wanderungen zu folgen und die sentimentalen Schilderungen, die er vom damaligen Frankreich entwirft, Zug für Zug hier wieder zu geben, können nicht im Plane unsers Berichts liegen. Diesen mögen daher einige kurze Notizen über die Person des Reisenden und die von ihm auf seiner Ritterfahrt bestandenen Abenteuer beschließen. Tristan, Herr von der Insel Ré und von Marans, verließ nach zurückgelegtem 30sten Lebensjahre die Gefilde von Poitou, um ein von ihm am Fusse der Altäre des heiligen Hilarius abgelegtes Gelübde zu erfüllen, die *hundert Städte des schönen Königreichs zu besuchen*. Er verweilte in Strohütten und auf Schlössern, in Städten und Dörfern. Mit aufmerkamer Wilsbe-

gier forschte er in jeder Gegend des Landes nach ihren Gebräuchen, Gewohnheiten und Glauben. — Er beschreibt die ritterlichen Sitten der Burgherren, die Andachtsübungen des Landvolks, die Heiligen- und Familienfeste, die Privilegien und Aufzüge der Bruderschaften und Corporationen, ja selbst das Privatleben der Städtebewohner und ihrer Hausfrauen. Auch vergist er nicht, die Volkslagen eines jeden Gaues zu erzählen, aber leider mit einem Tone zu naiver Ueberzeugung. Auch möchte man bey der Schilderung, die er von den Freuden und Genüssen jener Zeit entwirft und die in der That höchst rührend und anziehend ist, wohl die Schattenseite der Zeit vermissen, die denn doch, um ein durchaus wahres Gemälde zu liefern, nicht unberücksichtigt hätte bleiben sollen. — Als Minnefänger verkleidet, gelangt Tristan an den Hof Karls des Schlimmen; er besucht die Burgen der Grafen von Foix, Clifton's, Duguesclin's; er kämpft gegen die Engländer in Bretagne und Limousin. — Er wird dem Könige vorgestellt; er lernt das Hofleben kennen und die große Welt in der Hauptstadt, deren Luxus und geräuschvolle Zeitvertreibe ihn jedoch nicht abhalten, den Vorlesungen der Universität und den Sitzungen des Parlaments beyzuwohnen. Er verläßt Paris, um die südlichen Provinzen Frankreichs zu besuchen. Hier wird er von einer jener großen Streifbänder gefangen, die in der Geschichte der Zeit unter dem Namen *Grandes Compagnies* bekannt sind und welche damals, aus Mangel anderweitiger Beschäftigung, Frankreich verheerten. — Befreyt aus den Händen dieser Strauchritter, deren Sitten und Lebensweise Tristan beschreibt, kehrt derselbe unter Befehlung vielfältiger Abenteuer, zum väterlichen Heerde zurück, wo er das was er sah und erlebte, zur Belehrung der Seinigen und zur Beförderung der Wohlfahrt seines Landes niederschrieb.

Z.

GESCHICHTE.

MAGDEBURG, b. Rubach: *Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter und neuer Zeiten*. Herausgeg. von Dr. Heinr. Aug. Erhard. Zweytes Heft. 1827. VII u. 127 S. 8. (15 gGr.)

Rec. hat des ersten Heftes (f. A. L. Z. 1827. Nr. 24.) mit Lob gedacht, und ist erfreut, dies Lob in Beziehung auf gegenwärtiges nur steigern zu dürfen. Vor allem möchten wir den Vf. zu dem in der Vorrede S. VII gegebenen Versprechen einer vollständigen und kritischen Geschichte von Erfurt (seiner Vaterstadt) ermuntern, da er jetzt in Magdeburg, wohin das vormalige Erfurtische Archiv gebracht worden, den Quellen der heimischen Geschichte so nahe steht, und sie benutzen darf; wie
viele

vieles möchte daselbst nach *Gudenus* noch aufzuklären seyn!

Zur Geschichte der Reformation und ihrer ersten Beförderer im nördlichen Deutschland, welches ja ein stehender Artikel dieser Hefte werden möge, ist diess Mal als zweyter Beytrag: *Georg, Fürst von Anhalt, und die Reformation in Merseburg* (meist nach *Camerarius* und *Seckendorf*) S. 1—47 gegeben. Die gesammelten Notizen über *Helt* (so und nicht *Held* schreibt der Vf.) und besonders über *Antonius Musa*, sind in Betracht der mageren Jöcher'schen Artikel sehr dankenswerth. Beygefügt hätte noch werden können, daß *Helt* mit seinen beiden fürstlichen Zöglingen auch bey der Leipziger Disputation gegenwärtig gewesen seyn soll. Nicht ganz hat uns der *historische Versuch von den Burggrafen von Meissen* befriedigt, S. 48—66, indem er zu wenig neues enthält, und vorzüglich aus dem Aufsatze in *Klotzch* und *Grundig* Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte I. geschöpft ist. Der Vf. nimmt auch eine Unabhängigkeit der Burggrafen von den Markgrafen an, die vielleicht in ihrer Anstellung beabsichtigt gewesen seyn mag, aber sicher wieder auf Jahrhunderte verloren ging, und erst später wieder hergestellt wurde. Der Hr. Vf. würde in Adelungs Einleitung zum Director. der südsächf. Geschichte und dann in der zu Grunde gelegten Abhandlung selbst, (die aber freylich unkritisch genug ist) Gründe genug gefunden haben. Wenn die Burggrafen auf den Provinziallandtagen (*provinciali palatio* in jener Abhandlung S. 7 muß *prov. placito* heißen) der Markgrafen erscheinen, wenn sie zu Schenkungen die Einwilligung des Markgrafen haben müssen (*ratum tenemus, et firmum, consensum nostrum plene adhibendo*, s. *Hornii Henr. Ill.* S. 321): so scheint diess ziemlich deutlich dafür zu sprechen. Daß der Vf. *Heinrich dem Reichen*, Vogt von Weida 1193, vier Söhne giebt, stimmt zwar mit der Annahme Vieler überein, dessen ungeachtet läßt sich für den 4ten, den angeblichen Besitzer von Greitz, durchaus kein entscheidender Grund finden, daher ihn auch schon *Fr. Majer*, *Chronik des fürstlichen Hauses der Reußen von Plauen* (Leipzig 1811), auf seiner Stammtafel S. 121 wegläßt. Die beygefüzten Urkunden beziehen sich mehr auf die Geschichte des Geschlechts von *Dahme*, und über Stadt und Herrschaft gleiches Namens, soll im nächsten Heft ein Aufsatz folgen. — Mit desto größerm Interesse aber haben wir den dritten Aufsatz: *Chro. Mart.*

Wielands Leben in Erfurt (nebst einigen seiner noch ungedruckten schriftlichen Arbeiten) S. 66—127 gelesen. Die Beylagen sind drey Briefe (zwey französisch) über seine Anstellung in Erfurt und seine Versetzung nach Weimar und ein Gutachten über Besetzung mehrerer Stellen, und nicht gerade das wichtigste. Dagegen ist die einleitende Schilderung des traurigen Zustandes der Universität Erfurt nach dem siebenjährigen Kriege, die Ursachen desselben, und die Restaurationsversuche von großem Interesse. *Gruber*, in seiner mit Recht geschätzten Biographie Wielands hat diese Partie von Wielands Wirken, aus Mangel an Quellen, bey weitem nicht so reichlich ausfüllen können. Man sieht, wie Universitäten, welche die Achtung von Aufsen verloren und sich gleichsam selbst aufgegeben haben, unrettbar verloren sind. Wieland, dessen Vorlesungen aus den Lections-Catalogen nachgewiesen sind, konnte sie auch nicht retten. Rec. hat den milden freundlichen Greis öfter in Tieffurt und in seinem Osmanthum gesehen, und sich also doppelt gefreut, über ihn einiges bisher unbekannte zu erfahren. Möge Hr. Dr. *Erhard* uns bald wieder mit ähnlichen gehaltreichen Aufsätzen beschenken.

SCHÖNE KÜNSTE.

HEIDELBERG und LEIPZIG, b. Groos: *Isaor*, oder der christliche Barde. Gallische (?) Novelle, von N. A. von Salvandy, verteutscht von Fr. K. Freyh. v. Erlach. 1825. XX u. 216 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Dieser in poetischer Prosa geschriebene Roman soll ein treues (?) Gemälde eines der merkwürdigsten Ereignisse aus den letzten Zeiten des römischen Reichs darstellen, nämlich die Regierung Julians des Abtrünnigen, und seine Bemühungen, das Christenthum zu vertilgen.

Rec. hat in der ganzen Darstellung nichts Anziehendes gefunden. Der Stil ist schwülstig und höchst sentimental. Alles scheint darauf angelegt, ähnliche Wirkungen, wie Chateaubriant's „Geist des Christenthums“, bey weichmüthigen Lesern hervorzubringen. Es sind schöne Worte. Aber „die Worte“, sagt Göthe, „sind nicht das Beste.“ Wie nur solche unbedeutende ausländische Produkte noch Uebersetzer und Verleger finden!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Einleitung in das alte Testament.* Von Johann Gottfried Eichhorn. Vierte Original-Ausgabe. Erster Band. XVI u. 576 S. Zweyter Bd. 709 S. Dritter Bd. 674 S. 1823. Vierter Bd. XLVI u. 542 S. Fünfter Bd. 700 S. 1824. 8.

Die mannichfachen, tief eingreifenden und wesentlichen Veränderungen, welche die Einleitung ins A. T. seit Erscheinung der dritten Ausgabe dieses berühmten Werks im J. 1803 erfahren hat, mußten den nun bereits vollendeten Vf. um so stärker zu einer durchgängigen Revision und theilweise zu einer gänzlichen Umarbeitung desselben auffordern, da die neuern Forschungen nicht bloß einzelne seiner kritischen Ergebnisse, sondern sein kritisches Verfahren überhaupt und die Grundsätze, auf welche es sich stützte, angefochten hatten. Es lag in der Natur dieser Begriffe, daß sie für einen Meister, welchen der fast eine Generation hindurch von allen Seiten ihm zugewandte unbedingte Beyfall überredet zu haben schien, daß er in seinen Grundlagen unerschütterliches Werk aufgeführt habe, etwas Kränkendes selbst alsdann mit sich führen mußten, wenn sie mit größerer Schonung erfolgten, als es der Fall war. Daran wird man die gereizte Empfindlichkeit, die zu Einseitigkeit führende Befangenheit, mit welcher in der Vorrede und an mehreren Stellen des Buchs über die Entdeckungen und Aufklärungen der neuern Kritik geurtheilt wird, wenigstens erklären, wenn auch nicht entschuldigen können. Immer aber erweckt es ein schmerzliches Gefühl, wahrzunehmen, wie ein so reich begabter Geist verhindert wird, den Entdeckungen Anderer mit kaltblütiger Prüfung nachzugehen, und eben dadurch zur Förderung der Wissenschaft alles dasjenige beyzutragen, was sich von einem freyen Gebrauche seiner Kräfte mit Zuversicht erwarten ließe.

Was zuvörderst die Veränderungen der äußern Einrichtung betrifft, so läßt die neue Ausgabe den Einfluß einer sorgsam bessernden Hand nicht verkennen; der Vortrag ist von manchem üppigen Auswuchse befreyt, im Ausdrucke gewählter, reiner und edler geworden. Die Citate, über deren Unbestimmtheit und Unrichtigkeit gerechte Klagen erhoben wurden, sind mit dem sichtbarsten Fleiße berichtigt, bestimmter gefaßt und die Hauptstellen

aus den Quellschriften öfters *in extenso* am Rande verzeichnet worden; das Griechische hat, wie es die kritische Genauigkeit verlangte, durchgängig die Bezeichnung mit den Accenten, das Hebräische wenigstens meistentheils die mit den Vocalpuncten hinzugefügt erhalten. Für die Bequemlichkeit bey Vergleichung der frühern Ausgaben ist durch unveränderte Beybehaltung der Paragraphenzahl (indem die neu hinzugetretenen Paragraphen nicht durch eigene Numern, sondern durch Buchstabenzeichen unterschieden worden), für die bey Nachschlagen durch (von Bd. 1. S. 113 an) hinzugefügte vollständige Columnentitel, so wie durch die nöthig gewordenen Berichtigungen und Vervollständigungen der Register angemessene Sorgfalt getragen worden. Auch der Druck erscheint reinlicher und anständiger, als in den frühern Ausgaben, und mit der Correctur kann man im Allgemeinen zufrieden seyn.

Weit wesentlicher aber sind die Veränderungen im Inhalt des Werks, welche sich nicht auf kleine Berichtigungen und Zusätze literarischer oder historisch-kritischer Art beschränken, sondern neue Untersuchungen und Erörterungen von solcher Ausdehnung in sich fassen, daß der Umfang des Ganzen um zwey volle Bände anwachsen mußte. Diese Veränderungen und Zusätze fordern aber von selbst durch ihre Wichtigkeit zu einer in das Einzelne tiefer, als sonst bey neuen Ausgaben nothwendig ist, eingehenden Kritik auf. Sie betreffen in den zwey ersten, den allgemeinen Theil umfassenden Bänden (bey welchen die Erinnerungen in der Rec. A. L. Z. 1804. Nr. 173. 174 nicht unbeachtet blieben) die freitig gewordenen Punkte von dem Zeitalter der Sammlung des A. T. (§. 5), der Sprache und deren Mundarten (§. 10. 11), dem ältesten Schreibmaterial (§. 63) und der ältesten Schrift der Hebräer, sammt deren spätern Umgestaltung (§. 64—70); sodann die kritische Benutzung der Parallellstellen und alphabetischen Lieder (§. 139 b, c.), den Ursprung der alexandrinisch-griechischen Version (§. 162), *τὸ Σαμαριτικόν* in den Anführungen der KVV. und der Codd. der LXX (§. 208). Ferner im zweyten Bande hat der Abschnitt von den Thargums S. 1—123 so bedeutende Umgestaltungen erfahren, daß er als eine neue Arbeit gelten kann. Hinzuge treten ist §. 316 a über die koptische Uebersetzung im baschmurischen Dialekt, und ganz verändert (nach Rosenmüller) §. 317: über die persische Uebersetzung des Pentateuch. Auch in der kritischen

schen Geschichte der *Vulgata* (§. 332 — 338) findet man nicht wenig verbessert, doch ließen sich aus genauern Studien der Werke des Hieronymus noch manche interessante Bemerkungen über sein Verfahren als Uebersetzer beybringen, und für die spätere Geschichte seiner Uebersetzung konnte das Hauptwerk von *Leander van Es* noch nicht benutzt werden. Die bekannten Streitfragen über das Zeitalter des Pentateuchs der Samaritaner haben zu neuen Forschungen Anlaß gegeben (§. 383). Besonders willkommen endlich erscheinen die in einer Reihe von §§. hinzugefügten Belege und Beyspiele für die Idiotismen und die Beschaffenheit der wichtigsten kritischen Denkmäler, wenn sie auch bisweilen der Sichtung bedürfen sollten. Vgl. §. 95. 165. 195. 199. 253. 304. Wir wenden uns zunächst zu einer kritischen Uebersicht der wichtigsten Ergebnisse dieser theils neuen, theils erneuerten Untersuchungen.

Die Sammlung des auch jetzt noch als eine „Tempelbibliothek“ gefasteten alttestamentlichen Canons soll nach §. 5 unter dem Hasmonäer Simon (144 — 136 v. Chr.), bald nach Erbauung des Tempels zu Leontopolis, zum Abschlusse gelangt seyn. Aber obwohl der ganz richtige Grundsatz aufgestellt wird, daß man bey dieser Bestimmung von dem Zeitalter des jüngsten Buchs der Sammlung ausgehen müsse, so sieht man sich dennoch sowohl an dieser Stelle, als im ganzen Werke, vergebens um nach bestimmten Nachweisungen in einem oder dem andern der jüngern Bücher A. T., durch welche eine so genaue Angabe nur irgend könnte gerechtfertigt werden; vielmehr sind es lediglich zwey gleich unbegründete *Vermuthungen*, welche ihr zur Stütze beygegeben werden: die erste, daß, wenn 1 Macc. 14, 15 von jenem Simon gesagt wird: *τὰ ἅγια ἐδόξασε*, diese Worte, welche von verschiedenen Arten der Auszierung des Heiligthums gefast werden können, von einer Ausstattung desselben mit der h. Bücher-sammlung, auf welche der Context durchaus nicht hinleitet, zu verstehen seyen; die andere, daß der *Simon der Gerechte*, mit welchem jüdische Uebersetzungen jene große Synagoge, deren Geschäft die Redaction des Canons soll gewesen seyn, zu den Zeiten Alexanders d. Gr. lassen beendigt werden, aus einer Verwechselung mit dem hasmonäischen Simon entstanden sey. Die zunächst folgende neue Bearbeitung, die §. 10. 11 über die hebräische Sprache beabsichtigt, für die beiden Lieblingshypothesen des Vfs., daß der Pentateuch und Hiob in die moaischen, ja selbst theilweise in die vormoaischen Zeiten hinaufzurückgen seyen, vom linguistischen Gesichtspunkte aus, die Leser vorläufig geneigt zu machen. Doch täufchte sich hier der Vf., wenn er durch Widerlegung des unhaltbaren Grundsatzes S. 82; ein in einem alten Buche nicht vorkommendes Wort sey auch in alten Zeiten nicht vorhanden gewesen, seine Gegner glaubte getroffen zu haben, welche nur so viel behaupten: wenn ein Wort in allen ältern Büchern niemals (oder statt desselben regelmäsig ein anderes) vorkommt, eben dasselbe

aber in den jüngern Büchern herrschend gebraucht wird, so spricht die größte innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß es dem jüngern Sprachgebrauche angehört hat. Zur Gewissheit aber wird diese Wahrscheinlichkeit erst alsdann, wenn nicht bloß solche einzelne Sprachercheinungen, sondern der durchgängig herrschende Sprachcharakter und die Vorstellungsweise eines Buchs Verwandtschaft mit den jüngern Erzeugnissen der hebräischen Literatur verrathen. Bey dem Abschnitt über hebräische Schrift §. 64 — 70 bemerkt man, auch ohne ausdrückliche Hinweisung, den bedeutenden Einfluß, welchen die Untersuchungen von *Gesenius* auf die Umarbeitung ausübten, und findet sich veranlaßt, um Gründe und Gegengründe richtiger überschauen zu können, dessen mit Stillschweigen übergangene „Geschichte der hebr. Sprache und Schrift S. 137 ff.“ zu vergleichen. Ihr nämlich hat man es zu verdanken, wenn den alten Hebräern nicht mehr eine „ägyptisch-phönizische“, sondern eine „phönizischen ähnliche“ Schrift beygelegt, und die Behauptungen: daß die Quadratschrift bloß kalligraphischen Veränderungen des alten (auf hasmonäischen Münzen erhaltenen) Schriftcharakters ihren Ursprung verdanke, daß die drey Vocalbuchstaben א, י, ו ursprünglich als Vocalzeichen dienten u. m. a. vollständig zu begründen wenigstens der Versuch gemacht wird. Der kritische Gebrauch der Parallelen, d. i. der Abschnitte, welche sich zweymal in verschiedenen Umarbeitungen vorfinden, soll nach §. 1396 deshalb sehr unsicher seyn, weil sich nicht ermitteln lasse, welche Bearbeitung von dem Vf. herrühre. Aber es ist nicht zu verkennen, daß bey Vergleichung solcher Parallelen sich in der Beschaffenheit der Abweichungen der Einfluß des jüngern Sprachcharakters mit fast gleicher Deutlichkeit, als bey Vergleichung ganzer Bücher untereinander, wahrnehmen und daran auch erkennen lasse, welche Bearbeitung nicht dem einer ältern Zeit angehörigen Vf., sondern einem Andern aus jüngerer Zeit müsse zugeschrieben werden. Es muß daher gestattet seyn, daraus Schlüsse abzuleiten für das Zeitalter der Bücher, in welchem sich die eine oder die andre Ausgabe vorfindet. Wenn also dazu die Vergleichung der Parallelen dieser Art z. B. in der Chronik und den ältern historischen Büchern, im Jesaja und dem 2 B. der Könige benutzt wird, so hat dies in der Beschaffenheit dieser Parallelen selbst seinen sehr guten Grund. Im Uebrigen betreffen die wesentlichsten Vermehrungen dieser Abtheilung hauptsächlich die Streitfragen über die Entstehung und kritische Geschichte derjenigen Ausgabe des hebr. Pentateuchs, welche sich in den Hdschr. der Samaritaner fortgepflanzt hat, indem man von ihrem Vorhandenseyn einen sichern Schluß auf das höhere Alter des Pentateuchs glaubte machen zu können. Sogleich §. 162 wird, um das auffallende Zusammenreffen der alexandrinisch-griechischen Version mit den zufälligsten Varianten in den Hdschr. der Samaritaner zu erklären, die früher nur flüchtig (in ei-

einer Anm. zu §. 388) hingeworfene Vermuthung, daß jene griechische Uebersetzung die Arbeit eines zu Alexandria lebenden Samaritaners gewesen sey, ziemlich weitläufig durch allerley Möglichkeiten und Wahrheitsgründe unterstützt. Die aus solcher Hand geflossene Uebersetzung sollen alsdann die alexandrinischen Juden, unbekannt mit der Art ihrer Entstehung und ihren Abweichungen von dem Texte der Glaubensgenossen, ohne zuvor Nachforschungen über beides anzustellen, sofort in den kirchlichen Gebrauch eingeführt haben. Wir brauchen hier nicht erst hinzuweisen auf den Widerspruch, in welchen diese Hypothese mit der ganz übereinstimmigen Ueberlieferung des Alterthums geräth, welche die Entstehung der LXX auf jüdische Urheber zurückführt, sondern bemerken nur die bey den obwaltenden Verhältnissen zu den Samaritanern in Alexandria ganz unglaubliche Sorglosigkeit, welche die dortigen Juden sich darnach bey der Einführung ihres griechischen Gesetzbuchs hätten zu Schulden kommen lassen, besonders da der Vf. selbst (vgl. Bd. 8. S. 355 f.) seiner Ansicht nicht ganz getreu bleibt. In Zusammenhang mit jener Hypothese wird §. 208 behauptet, daß *τὸ Σαμαριτικόν* bey den KVV. nicht eine zusammenhängende samaritanisch-griechische Uebersetzung bezeichne, sondern einzelne Emendationen zu den LXX in griechischen Randglossen aus der Hand eines Samaritaners, und S. 562 f. wird, gegen Gesenius und Winer, aus einer Reihe von Stellen, in welchen *τὸ Σαμαριτικόν* von der samaritanischen Version abweicht, wenigstens so viel dargethan, daß dasselbe nicht durchgängig aus dieser letztern könne geflossen seyn. Bey der wichtigsten Streitfrage über das Zeitalter des samar. Pentateuchs §. 388 scheint uns dagegen der Vf. nicht scharf genug zu unterscheiden zwischen dem Zeitalter, in welchem einzelne der im Pent. gesammelten gesetzlichen Aufsätze zu den Ephraimiten gelangten, und demjenigen, in welchem bey deren theilweisen Nachkommen, den Samaritanern, der Text des Pent. diejenige Beschaffenheit erhielt, nach welcher er sich in ihren Hdschr. fortgepflanzt hat. Daß einzelne schriftlich verfaßte und auf mosaïsche Auctorität zurückgeführte Gesetze, wie sie der Pent. gesammelt hat, schon bey der Trennung beider Reiche vorhanden waren, wird selbst von den entschiedensten Bestreitern der mosaïschen Abfassung zugegeben. Daß aber solche gesetzliche Aufsätze auch in dem getrennten Reiche Israel sich erhielten und nicht alle Kunde der alten Gesetze sich daselbst verlor, dafür sprechen theils ausdrückliche Zeugnisse, wie Hof. 8, 12. 2 Kön. 17, 13 (vgl. S. 603), theils die fast unausgesetzte und von einer angesehenen theokratisch-frommen Partey mächtig unterstützte Wirklichkeit einheimischer Prophetenschulen und Propheten, an welche sich prophetische Abgesandte aus dem Reiche Juda, wie Amos und Hilea, anschließen konnten. Daraus folgt jedoch nicht das Vorhandenseyn eines vollständigen Pent., welches sich nicht einmal im Reiche Juda über Josia's Regie-

rung, unter welcher erst die deuteronomische Gesetzgebung hinzutrat, hinaufführen läßt. Wenn nun aber unmittelbar nach Auffindung und Einführung dieser letztern (2 Kön. 22.) auf das bestimmteste ausgelagt wird, daß Josia die in Folge der deuteronomischen Gesetzgebung im Reiche Juda eingeführten Reformen des Cultus auch über das bereits eines großen Theils seiner israelitischen Bewohner beraubte Gebiet des ehemaligen Reichs Israel zu verbreiten versucht, ja mit glücklichem Erfolg verbreitet habe (2 Kön. 23, 15—20), so spricht auch die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daß schon damals sich vollständige Exemplare des Pent. unter den Cuthäern, aus welchen später die Samaritaner hervorgingen, mögen verbreitet haben, was sich auch dadurch bestätigen läßt, daß diese letztern, um ihre Ansprüche auf Theilnahme am Tempelbau und Opfercultus zu Jerusalem zu begründen, sich darauf berufen, daß ihre Vorfahren schon von Asarhaddon, dem Assyrier (dem wahrscheinlichen Zeitgenossen des Josia) an, dem Jehovah Opfer dargebracht hätten, Esra 4, 2. Erst als ihnen dessenungeachtet von den bigotten Heimgekehrten jeder Antheil an der Einführung und Benutzung des zweyten Tempels verweigert wurde, bildete sich eine vollständige Kirchentrennung, welche der theokratischen Partey unter den Samaritanern die Bewirkung der allgemeinen Einführung und Annahme des Pent. bey ihren Volksgenossen um so mehr erschweren mußte, da sie sich mit dem entschiedensten Nationalhaß verband. Daß jedoch diese Partey dennoch zuletzt den Sieg davon trug, zeigt die Errichtung eines eignen Tempels auf dem Berge Garisim und die damit verbundene Einführung eines *levitischen* Priesterthums unwiderleglich. Wann und auf welche nähere Veranlassung dies erfolgt sey, mag sich immerhin nicht sicher ermitteln lassen, da die bekannte Erzählung des Josephus (Archaeol. XI, 7), welche darüber Auskunft geben soll, auch wenn sie nicht mit dem Vf. geradezu für „eine große Fabel“ erklärt werden darf, doch so vielfache chronologische Schwierigkeiten und eine so verdächtige Verwandtschaft mit einem ähnlichen Vorfall zu des Nehemia Zeiten (Nehem. 13, 28. vgl. 12, 22) darbietet, daß man sie schwerlich in der Bestimmung der Zeiten und Personen für ganz glaubwürdig halten kann. Auf jeden Fall aber konnte die allgemeine Einführung und Anerkennung des Pent. unter den Samaritanern nur alsdann erst gelingen, als das Ansehn dieses Gesetzbuchs in einem levitischen Cultus seine Stütze, und sein Sinn in einer levitischen Priesterchaft seine authentische Auslegung gefunden hatte. Durch diese, aus abtrünnigen jerusalemischen Priestern und Leviten gebildete Priesterchaft wurden aber auch allem Vermuthen nach diejenigen Exemplare des Gesetzbuchs eingeführt, deren Text zu öffentlicher Geltung gelangte, in den Hdschr. seitdem sich fortpflanzte, und die aus Josia's Zeiten etwa noch vorhandenen, einen ältern Text enthaltenden Hdschr. aus dem öffentlichen Gebrauch ver-

verdrängte, womit sie sich denn bald gänzlich bey den Samaritanern verloren. Bey der jüdischen Priesterthätigkeit dagegen mußte gerade der Umstand, daß die jüngere, durch mannichfache Interpolationen entstellte Ausgabe des Pent. zu den Samaritanern und bey diesen zu kirchlichem Ansehen gelangt war, dazu mitwirken, daß nun um so eifriger die ältern minder entstellten Exemplare hervorgefucht und auch ihnen der *Textus receptus* festgesetzt wurde, damit man sich auch auf diese Weise von den verhassten Schismatikern unterscheide. Sollte aber wider Vermuthen gegen diese Ansichten von der Entstehung des Pent. und seiner verschiedenen Ausgaben erinnert werden, daß im Pent. bestimmte Beziehungen auf das *babylonische* Exil enthalten seyen, welche es nicht gestatteten, ihn schon vor dem Exil zu den Cuthäern gelangen zu lassen, so bemerken wir darauf, daß die Einwendungen, welche unser Vf. (Bd. II. S. 621 f.) und noch gründlicher Bleek (in *Rosenmüller's bibl. krit. Repert.* Bd. I. S. 14 f.) gegen die Beweiskraft der Stellen dieser Art erhoben haben, uns vollkommen gegründet scheinen.

Die *specielle Einleitung* beginnt im dritten Bande mit einer sehr vermehrten und in den nähern Bestimmungen der Ergebnisse auch mannichfach abweichenden Untersuchung des *Pentateuch*, welche von den beiden Voraussetzungen ausgeht, daß derselbe aus dem mosaïschen (und theilweise vormosaïschen) Zeitalter sich selbst ableite, und daß die Ueberlieferung, welche ihn dahin verlegt, vollkommen glaubwürdig sey. Beide werden als ausgemachte Thatfachen behandelt, ungeachtet die erstere höchstens vom Deuteronomium und wenigen Aufätzen der frühern Bücher, die letztere aber überhaupt nicht erweislich ist, und der Vf. selbst späterhin (Bd. IV. S. 68 f.) das kritische Verfahren für das vorzüglichste erklärt, nach welchem man das Zeitalter und den Vf. eines Denkmals, ohne sich durch die Ueberlieferung und die immer trüglichen Ueberschriften blenden zu lassen, lediglich aus innern Zeitmerkmalen ermittelt und nach diesem Ergebnis alsdann erst die Richtigkeit der Ueberlieferung beurtheilt. Die Anwendung dieses Grundsatzes aber mußte bey dem Pent. um so mehr erwartet werden, je schwankender gerade hier die Ueberlieferung sich verräth und je weiter die Zeiten, in welchen sie hervortritt, von den vorgeblichen des Denkmals, für welches sie zeugen soll, entfernt sind. Die allgemeinen Wahrscheinlichkeitsgründe aber, auf welche jene beiden Hypothesen gestützt werden,

bewegen sich zum Theil in einem offenbaren Zirkel der Beweisführung, indem sie z. B. die Behauptungen, daß zu Moses Zeiten unter den Hebräern bereits Buchstabenchrift und tragbare, für längere Aufätze sich eignende Schreibstoffe verbreitet gewesen seyen, aus den Angaben in den Aufätzen des Pent., deren Zeitalter und Glaubwürdigkeit dadurch bewiesen werden soll, glauben darthun zu können, oder sich (S. 13. 71) auf einen Phönizier Sanchuniathon stützen, dessen Person, Zeitalter und Werke noch um Vieles streitiger sind, als die vorgeblich mosaïschen. Auch bleibt es unbegreiflich, wie der Vf., ungeachtet er die neuern Besireiter der Entstehung des Pent. im mosaïschen Zeitalter genau und wiederholt geprüft zu haben versichert, dennoch S. 14 die auf sie gar nicht anwendbaren, noch dazu sehr stark ausgesprochenen Vorwürfe wiederholen konnte: daß sie die Echtheit dieser Denkmäler gegen ihr eignes Zeugnis und das der Ueberlieferung *bloß mit Gründen a priori* angegriffen hätten, da sie ihre Angriffe vielmehr *nur auf eine Reihe faktischer Beweise*, hergenommen aus den in jenen Denkmälern selbst, oder in den übrigen Büchern des A. T. sich kund gebenden Erscheinungen und Auslagen, glaubten stützen zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Petri: *Zinnien* (*Zinnia multiflora* L.)
Novellen und Erzählungen von Dr. August
Kuhn. 1827. 334 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf. dieser Novellen und Erzählungen, der Herausgeber einer *freymüthigen* Unterhaltungsschrift, darf dem Rec. auch sein *freymüthiges* Urtheil nicht verargen, daß er beynahe die Zeit bedauert, die er auf die Bekanntschaft der Zinnien verwendet hat. Die Abenteuerlichkeit geht darin Hand in Hand mit der Alltäglichkeit, und kann sich nicht verstecken hinter der gewandten Sprache. Das Tragische wird so zum Gräßlichen hinaufgeschraubt, daß es an das Lächerliche streift. Dieß findet besonders in Nr. 1. und Nr. 8. Statt. Die meisten Charaktere sind so sehr ohne Haltung, daß sie keine Theilnahme erwecken, ihre Schicksale mögen noch so sonderbar seyn. Kurz, der Leser sucht lebendige Blumen und findet *getrocknete*!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Einleitung in das alte Testament.* Von Johann Gottfried Eichhorn. Vierte Original-Ausgabe. Erster bis fünfter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die kritische Analyse der *Genesis* S. 18 — 177 führt zu dem unverändert gebliebenen Resultate, daß dieses Buch zusammengelezt sey aus zwey vormosaischen Urschriften, Elohim und Jehova, deren Belandtheile unverändert in einander geschoben wurden und sich daher mit Hülfe kritischer Merkmale wiederum müssen von einander absondern lassen. Gegen diese Ansicht hatten die neuern Forscher besonders zweyerley erinnert: einmal, daß sich in der *Genesis* zwar Einzelheit der Aufsätze, nicht aber Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit verschiedener Massen derselben erkennen lasse; und fürs zweyte, daß nach innern Merkmalen das Zeitalter dieser Aufsätze nicht ein vormosaisches, sondern nur ein nachmosaisches seyn könne. Gegen die erstere, besonders von dem verfl. Vater vertheidigte Vorstellung ist der größtentheils neue §. 417 gerichtet, bey welchem wir besonders bedauern mußten, die innere Zusammenliimmung der zu einer jeden der beiden Urschriften gehörigen Aufsätze in Sprache, Behandlung und Anichtsweise nicht stärker hervorgehoben und weiter verfolgt, dagegen aber auf die keineswegs beständige Verschiedenheit im Gebrauche der Gottesnamen ein so einseitiges Gewicht gelegt zu finden, als könnten schon nach diesem Merkmal allein die beiden Urschriften ganz mechanisch wieder aus einander genommen werden. Hier vor Allem hätte der Vf., wenn es seine Gemüthsart zuließ, aus den Beobachtungen seines hier in dem Hauptergebnisse ihm völlig bestimmenden Gegners *de Wette* Manches zur tiefern Begründung seiner scharfsinnigen Hypothese entnehmen können. Weit häufiger und gewichtiger jedoch waren die Einwürfe gegen das behauptete vormosaische Zeitalter dieser beiden Urschriften, welche daher der Vf. in diesem Abschnitte zu seinem vornehmsten Augenmerk macht, indem er theils seine frühere Behauptung auf neue Beweisgründe zu stützen sucht (S. 69 — 90), theils einen neuen Abschnitt für die Widerlegung jener Einwürfe bestimmt (S. 160 — 169). Die Beweise aber werden vorzugsweise davon hergenommen, daß bey denjenigen Sagen der *Genesis*, für welche sich Analogieen in den Religionen der Hindu, der Phönizier, Babylonier

O.

und Perfer vorfinden, die Form, in welcher die *Genesis* sie darstellt, sich durchgängig als die einfachere verrathe, also auch der schriftlichen Abfassungszeit nach der gemeinschaftlichen Quelle dieser Sagen müsse zunächst gefanden haben, indem die Sage, je weiter vom Urquell entfernt, desto künstlicher auch und zusammengefeztter sich gestalte. So richtig aber auch die letzte Bemerkung ist, so kann doch diese Wahrnehmung deshalb nicht beweisen, was sie soll, weil es von den schriftlichen Aufzeichnungen, in welchen sich jene analogen Sagen der Hindu u. s. f. fortgepflanzt und erhalten haben, einestheils ganz ungewiß gelassen werden muß, in welches Zeitalter sie gehören, andertheils sehr wahrscheinlich gemacht werden kann, daß sie erst in Zeiten erfolgte, welche, selbst wenn man die Aufsätze der *Genesis* bis in das Davidische Zeitalter herabrücken wollte, dennoch, in Verhältniß zu diesem, sich als sehr späte kund geben müßten. Ueberhaupt hätte man erwarten sollen, daß bey der Bestimmung des Zeitalters dieser Urschriften die überaus wichtige Vorfrage: bis zu welchen Zeiten ihr historischer Bericht herabreiche, nicht so obenhin wäre behandelt worden, indem damit, unter der Eichhorn'schen Voraussetzung, daß eine jede derselben von Einem Vf. sey geschrieben worden, auch ein fester Grenzpunkt für ihre Abfassungszeit gewonnen wurde. Nun aber wird zwar sehr apodiktisch an mehreren Orten (S. 178. 248) erklärt, daß mit *Exod.* c. 3 alle die Eigenheiten aufhören, welche die Referenten in der *Genesis* und im *Exodus* c. 1. 2 charakterisirten: aber namentlich wird nur das Aufhören des methodischen Wechsels im Gebrauche der Gottesnamen und eine Differenz in der Benennung des Schwiegervaters Mose's angeführt. Das Erstere jedoch konnte um so weniger beweisen, da in den Urschriften selbst, nämlich in dem Abschnitt *Exod.* 6, 2 — 13, der Grund deutlich enthalten ist, warum jene charakteristische Verschiedenheit aufhören mußte. Der Elohist nämlich, nachdem er, seiner Vorliebe für Namensveränderungen gemäß, an die Stelle der alten Gottesnamen den neuen *Jehova* feyerlichst eingeführt hatte, mußte auch im weitem Verlaufe seiner Relationen sich denselben vorzugsweise bedienen, und konnte nun nicht mehr, wie früher, an dem fast ausschließlichen Gebrauche der alten Gottesnamen *Elohim* und *El-Schaddai* erkannt werden. Daß aber seine Eigenheiten in Sprache, Vortrags- und Behandlungsweise, daß sich einseitige Zurückweisungen auf die ihm angehörigen Abschnitte der *Genesis* auch noch in dem folgenden

Auf

Auffätzen der Exodus; daß sich ferner Einzelheit der Aufätze und Verschiedenheit der Relationen, die letztern durch auffallende historische Parallelen, auch in ihnen noch kund geben, daß man daher berechtigt sey, mindestens die Urschrift des Elohisten noch bis auf die sinaitische Gesetzgebung herabzuführen — dies Alles wird, so gründlich es auch schon *de Wette* (Einl. §. 151) nachgewiesen hatte, nicht nur ganz unberücksichtigt gelassen, sondern sogar, seltsam genug, ein Umstand, welcher für diese Ansicht spricht, nämlich die abweichenden Namen für Mose's Schwiegervater, geradezu als gegen sie streitend angeführt. So lange aber jenes Ergebniss, nach welchem die elohistische Urschrift bis auf die sinaitische Gesetzgebung herabließ, feststeht, bleibt es auch ausgemacht, daß diese Urschrift keine vormosaische kann gewesen seyn.

Von den vier folgenden Büchern des Pent. soll zunächst im Allgemeinen gezeigt werden, daß sie älter als alle übrigen Bücher des A. T. seyen, daß sie nicht nach dem mosaischen Zeitalter entliehen, und daß sie von Mose verfaßt werden konnten. Für das Erstere stützt sich der Vf. auch jetzt noch auf vorgebliche Archaismen der Sprache im Pent., auf eine Abhängigkeit der übrigen Bücher des A. T. in der Sprache und religiösen Vorstellungsweise vom Pent., welche es wahrscheinlich mache, daß dieser jenen in beiden Beziehungen ein Regulativ gewesen sey; endlich auf die ausdrücklichen Erwähnungen eines *geschriebenen* Gesetzbuchs in andern Büchern des A. T. Die Ausstellungen und Begrenzungen, welche jene Beweisarten inzwischen haben erfahren müssen, scheinen jedoch nicht allseitig von dem Vf. in Erwägung genommen zu seyn. Daß den Aufätzen des Pent. mehrere grammatische und orthographische Formen, daß ihnen ein bestimmter Vorrath an Wörtern, Wortbedeutungen und Constructionen eigenthümlich zukomme, wird Niemand in Abrede stellen wollen; sie theilen diese Einzelheiten mit andern Büchern und Aufätzen. Aber *Idiotismen* eines Schriftstellers oder Zeitalters sind noch nicht *Archaismen*; für das Vorhandenseyn dieser letztern muß ein besondrer Beweis geführt werden, welchen wir bey dem Vf. überall vermissen. Was ferner die bemerkte Abhängigkeit in der Sprache und Vorstellungsart betrifft, so bezieht sie sich in den übrigen Büchern immer nur auf einzelne Aufätze oder Abtheilungen des Pent., kann also auch nur für diese, nicht für das ganze Werk zeugen. So erscheint z. B. die deuteronomische Sprache und Ansichtsweise allerdings als „Regulativ“ für die jüngern historischen und prophetischen Schriften: Josua, die Könige, Jeremia, Ezechiel, aber ganz und gar nicht für die ältern: Richter, Ruth, Samuel, Jesaja, Hosea, Joel, Amos u. a. Endlich die Berufungen auf ein *geschriebenes* Gesetzbuch finden sich nur in solchen Büchern und Abschnitten, welche nach den Ergebnissen der neuern Kritik später fallen, als die Vollendung der schriftlichen Aufzeichnung und Redaction des Pent. unter Josia, erscheinen also gleichfalls zum Beweise untauglich. Im Allgemeinen aber ist es in der Begründung des Urtheils, daß die vier letzten Bücher des Pent. nicht nach dem mosaischen Zeitalter entlie-

hen konnten, ungemein störend, daß dabey durchgängig vorausgesetzt wird: die Gegner wollten diese Bücher als gleichzeitig geschriebene und promulgirte betrachtet wissen, während sie in der That nicht nur die Bestandtheile der fünf Bücher, sondern auch die fünf Bücher selbst, als verschiedene Sammlungen einzelner Aufätze, allmählig nach einander in sehr verschiedenen Zeitaltern hervortreten lassen, und daher nicht können getroffen werden, wenn man ihnen beweist, der Pentateuch, als Inbegriff aller dieser Sammlungen, könne weder aus den Zeiten Davids, noch aus denen des Josia oder Esra herrühren, da sie keine von diesen Meinungen zu vertheidigen jemals beabsichtigten.

Beym weitem Verfolg der speciellen Untersuchung S. 220 f. wird vom *Deuteronomium*, welches sich am bestimtesten als Mose's Werk ankündigen soll, ausgegangen, und dasselbe bis Cap. 32, 43 auf Mose als Vf. zurückgeführt. Jedoch werden von den Einwürfen gegen seine mosaische Abfassung nur diejenigen berücksichtigt, welche besonders *Vater* aus den historischen Widersprüchen mit den Angaben der frühern Bücher hergenommen hatte. Unbegreiflich aber bleibt es, wie auch jetzt noch, obwohl nicht ganz übereinstimmig (S. 241 vgl. 252), behauptet werden konnte: *alles* Eigenthümliche der Sprache, wodurch sich die übrigen Bücher Mose's auszeichnen, herrsche auch im Deuteronomium bis zum 32. Cap., da doch sowohl *de Wette* als *Gesenius* durch zahlreiche und wohlgegründete *factische Belege* aufs überzeugendste dargethan hatten, daß der Sprachcharakter dieses Buchs sich eben so wesentlich von dem der frühern im Pent. unterscheide, als hinwiederum an den der spätern Bücher, des Josua und Jeremia anschliesse. Diese factischen Belege waren aber nothwendig zuvor zu entkräften, wenn die entgegenstehende Ansicht von Neuem sollte geltend gemacht werden. Endlich aber ist auch der überaus wichtige Umstand ganz übersehen, daß Inhalt und Geist der deuteronomischen Gesetzgebung gerade so beschaffen sind, wie man sie nach den Relationen in den Geschichtsbüchern eben nur in den letzten Zeiten des jüdischen Königreichs voraussetzen kann. In der Exodus S. 248—281 werden jetzt, außer den einleitenden elohistischen Abschnitten C. 1. 2., auch noch andre, nicht von Mose herrührende, sondern von einem Zeitgenossen verfaßte, und endlich die von dem Anordner des Ganzen eingeschalteten Zusätze unterschieden, auf den Zeitgenossen aber insbesondere die historischen, auf Mose die gesetzlichen Bestandtheile des Abschnitts C. 3, 1—24, 18 zurückgeführt. Auffallend aber erscheint es, wenn S. 255 die mythische Darstellung der Befreyung aus Aegypten und die ihr vorgeblich zum Grunde liegenden genauen Kenntnisse der jährlich wiederkehrenden Naturereignisse Aegyptens; beides auf einen gleichzeitigen Zeugen führen soll, welcher, wenn ihm, wie das Letztere voraussetzt, die natürlichen Gründe der Ereignisse bekannt waren, sie nicht mythisch (d. h. hier als Wunder, wie sie eben berichtet werden) darstellen konnte, ohne sich einer beabsichtigten Täuschung oder einer Art von Betrug schuldig zu machen, während sich in seinem Vortrage selbst die Spuren

eines solchen durchaus nicht, wohl aber zahlreiche Verwandtschaftsmerkmale mit den Nebelgebilden einer in großer Zeitferne von den Ereignissen sich bewegenden Ueberlieferung, welche nicht mit „Fabeln einer spätern Zeit“ (S. 281) verwechselt werden darf, nachweisen lassen. Die natürliche Erklärung jener Ereignisse selbst, welche aber im Contexte keinen natürlichen Grund hat und sich auch nicht einmal auf Analogieen stützen kann, setzen wir als aus der Abhandlung des Vfs. *de Aegypti anno mirabili* schon bekannt voraus. Bey der Kritik des Bilderdienstes am Sinai C. 32, 1—34, 35 soll ein gleicher Hang, das Mythische natürlich zu erklären, seine Rechtfertigung finden durch die Voraussetzung: in der poetischen Bildersprache des Alterthums habe sich das Natürliche als ein Wunderbares dargestellt, und aus ebenderfelben soll sich auch hinwiederum das Alterthum solcher Abschnitte ergeben. Dafs aber die Sprache des Alterthums, welche im Pent. herrscht, diese Beschaffenheit nicht habe, ergibt sich schon daraus, dafs in seinen einzelnen Aufsätzen dieselben Ereignisse, welche der eine Referent als Wunder darstellt, von dem andern als ganz natürliche beschrieben werden, so dafs man also beides, das Wunder und die natürliche Begebenheit, in der Sprache wohl mußte unterscheiden können. Vgl. z. B. Num. 9, 15—23 mit 10, 33—36. Wenn also Wunderbares in die Erzählung einfließt, so muß dies entweder aus der herrschenden religiösen Vorstellungsweise der Zeitgenossen, oder aus einer Umgestaltung der Thatfachen durch die in der mündlichen Fortpflanzung derselben mit größerer Freyheit sich bewegende schaffende Kraft der Phantasie erklärt werden. Zur Widerlegung dieser letztern oder der mythischen Erklärungsweise ist aber in der neuen Ausgabe, so sehr auch *de Wette's* Scharfsinn dazu aufzufordern schien, nicht das Mindeste geleistet worden. Bey dem *Leviticus* reichen die kurzen Bemerkungen S. 281—285 nicht hin, um darzuthun, dafs Mose als Concipient aller in ihm vereinigten gesetzlichen Aufsätze zu betrachten sey, zumal da die Abweichungen in den gesetzlichen Bestimmungen, den solennen Formeln, der Behandlung und dem Vortrage, welche auf Verschiedenheit der Concipienten führen, nicht im Einzelnen geprüft werden, um zu ermitteln, ob sie mit der vorausgesetzten Einheit des Vfs. sich vereinbaren lassen. In den *Numeris* ist nach S. 286—322 das Verzeichniß der Lagerstationen C. 33 wahrscheinlich der einzige unmittelbar mosaische Aufsatz; doch lassen sich die übrigen auf Zeitgenossen Mose's zurückführen. Aber auch hier wiederum muß, um durch Entfernung des der vorausgesetzten Gleichzeitigkeit widerstrebenden Mythischen dies Ergebniss zu gewinnen, die vorgeblich poetische Sprache des Alterthums eine so große Rolle spielen, dafs beynabe ein besonderes Wörterbuch zu ihrem Verständniß nöthig erscheinen könnte. In ihr bedeutet z. B. Jehova's Gegenwart in der Wolkenfäule s. v. a. Rauch des Karavanen-Feuers S. 298, das Aufstehn der Erde und lebendige Herabfahren der Meuterer in das Scheol s. v. a. lebendig begraben werden S. 303, ja unter den *עשרים* soll sie, gegen allen bekannten Gebrauch von

אשר, nicht brennender, durch entzündliche Bisswunden tödtende Schlangen, Cerasien, sondern andere beißende oder stechende Thiere, *Skorpionen*, wofür doch schon die Sprache des Pent. einen andern Ausdruck *אשר* besitzt, verstanden haben, so dafs ein Erzählung des Skorpions an den Holzpfehl wäre geheftet worden. S. 318. Solche exegetische Unarten konnten in früherer Zeit Aufmerksamkeit erregen: jetzt hat man sie schon längst ihrem wahren Gehalte nach richtiger zu würdigen gelernt. Endlich von den allgemeinen Einwürfen gegen das mosaische Zeitalter der vier letzten Bücher des Pent., zu welchen man S. 322 gelangt, hätte der von der Nichtbeobachtung der Gesetze hergenommene nicht, wie es schon öfter geschah, in der leicht widerlegbaren Form hingestellt werden sollen: die Gesetze seyen nicht vorhanden gewesen, weil ihr Inhalt nicht befolgt wurde. Denn er entnimmt seine Beweiskraft vielmehr nur aus der höchst überraschenden Analogie, welche sich zwischen dem Bildungsgange der Gesetze und Rechte in Israel, wie er aus den Geschichtsbüchern erkennbar ist, und der allmählig fortschreitenden Entwicklung der Gesetze, wie sie im Pentateuch sichtbar wird, wahrnehmen läßt. Diese Analogie aber kann nur aus der Voraussetzung genügend erklärt werden, dafs die im Pent. enthaltene Gesetzgebung nicht auf die mosaischen Zeiten beschränkt war, sondern mit der ganzen Volksgeschichte der Hebräer bis auf die Zeiten des babylonischen Exils herab parallel lief.

Bey dem Buche *Josua* will auch die neue Ausgabe in der Bestimmung des Zeitalters nicht darüber hinausgehen, dafs es nach der Trennung beider Reiche entstanden sey. Die genauere Ermittlung des Zeitalters hängt hier vornehmlich davon ab, in welchen Zeiten man das Deuteronomium setzt, von welchem der Josua sich durchweg als abhängig verräth. Hätte der Vf. dies Verhältniß, welches er S. 368. 401 nur obenhin berührt, vollständiger ins Auge gefaßt, wie es neuerlich z. B. von *Bleek* geschehen, so würde er auch erkannt haben, dafs beide Bücher ihrem Ursprunge nach einander sehr nahe standen, so dafs entweder, wenn Deuteronomium in den letzten Lebensjahren Mose's entstand und bald nach seinem Tode ergänzt und vollendet wurde, auch der Josua in die Zeiten des Josua gehören muß: oder aber, wenn die deuteronomische Gesetzgebung erst unter Josia hinzutrat, auch der Josua erst in den letzten Zeiten des jüdischen Königreichs geschrieben wurde, in welchem letztern Falle auch die historischen Unrichtigkeiten und Anachronismen in diesem Buche sich erklären lassen, ohne dafs man des gewaltsamen Hülfsmittels häufiger Interpolationen benöthigt wäre. Uebrigens unterscheidet der Vf. jetzt schärfer von den gleichzeitigen Quellen des Buchs die spätern, welche ihre Abkunft aus den Uebertreibungen der schon getrübbten Ueberlieferung verrathen, und deren Relationen an mehreren Stellen, namentlich C. 3. 4. 8 mit den ältern gleichzeitigen Berichten vermischt wurden. In dieser Beziehung aber werden die Merkmale, woran das Mythische in den Relationen erkennbar ist, so richtig und treffend angegeben, dafs man sich wundern muß, wie sie früher bey den ganz analogen Relationen des Pent.

ja selbst theilweise wiederum im Josua, z. B. S. 402, gänzlich verkannt und poetische Beschreibungen ganz natürlicher Vorfälle entdeckt werden konnten, wo sich das aus freyer Dichtung geoffene Uebernatürliche des Mythos in den deutlichsten Zügen darstellt. Ein zweyter grösserer Zusatz S. 408 — 410, welcher den Inhalt des Buchs aus dem religiösen Gesichtspunkte rechtfertigen soll, gehörte nicht eigentlich in das Gebiet der Kritik und wäre vielleicht zweckmäßiger mit einer umfassendern Darlegung der Idiotismen desselben vertauscht worden. In dem Buche der Richter ist S. 420 eine Note hinzugetreten, nach welcher die Stellen 1, 10—15 und 2, 6—9 als Interpolationen aus dem Buche Josua gefasst werden, wonach der Widerspruch zwischen 1, 1 und 2, 6 gehoben und alles Erzählte als nach Josua's Tode vorgefallen dargestellt würde. Rec. räumt ein, daß diese Abschnitte, ohne den Lauf der Rede zu stören, weggelassen können: aber sie sind nicht die einzigen, welche dieser Theil des Buchs mit dem Josua gemeinschaftlich hat; auch 1, 20 vgl. Jos. 15, 14 — 1, 27 f. mit Jos. 17, 11—13 — 1, 29 mit Jos. 16, 10 gehören dahin. Diese Stellen als Interpolationen auszuweisen, läßt der Context nicht zu, und daß das Buch Josua sie aus unserer Schrift entlehnte, zeigen die ihm eigenthümlichen, auf spätere Zeitverhältnisse deutenden Zusätze (vgl. Jos. 16, 10 mit 1 Kön. 9, 16) und Auslassungen. Vgl. Jos. 24, 28 mit Richt. 2, 6. (Die Auslassung der Worte *וְיָרֶם וְיָחִי, um das Land in Besitz zu nehmen*, ist hier besonders charakteristisch, da zwar das B. Josua, nicht aber das der Richter, die Besitznahme als eine schon unter Josua vollendete betrachtet.) Die bekannten Abweichungen und Widersprüche der Relation in dem ersten Theile unsers Buchs glaubt daher Rec. nur durch die Voraussetzung lösen zu können, daß er 1, 1—2, 5 u. 2, 6—16 zu Ende als zwey Aufsätze verschiedener Vff. betrachtet, deren jeder mit Josua's Tode seinen Anfang nahm. In einem zweyten Zusätze S. 426—28 wird gezeigt, daß C. 1—15 in die Zeiten zwischen Samuel und David gehöre, was Rec. nur hinsichtlich des ersten, von E. nicht getrennten Aufsatzes 1, 1—2, 5 nicht zugeben kann. Bey der S. 437—443 eingeschalteten vollständign Nachweisung der mythischen Bestandtheile des Buchs kann sich wiederum das Streben, sagenhafte Gestaltungen der Relationen durch sogenannte natürliche Erklärungen auf die wirkliche Thatsache, welche wohl könnte zu Grunde gelegen haben, zurückleiten zu wollen, nicht ganz verleugnen.

In den beiden Büchern Samuel's ist, wie zu erwarten stand, das Hauptstreben der neuen Ausgabe gerichtet auf weitere Ausführung und Begründung der lebhaft angefochtenen Hypothese des Vfs., daß die parallelen Abschnitte der BB. Samuels und der Chronik aus einer alten, summarisch verfaßten Lebensgeschichte Davids, welche beide Geschichtschreiber gleichmäßig benutzten, geflossen seyen. Die Hypothese selbst bleibt, bis auf die nähere Bestimmung S. 491, daß die Bearbeitung jener Urchrift im 2 B. Sam. die ältere sey, unverändert, und wird nur sehr ungenügend S. 514 f. gegen einige

von den Einwürfen in *de Wette's* Beyträgen (*Gramberg's* Untersuchungen waren noch nicht erschienen) vertheidigt. Rec. glaubt zur Würdigung der Einborn'schen Voraussetzung im Allgemeinen folgende Punkte bemerklich machen zu müssen: 1. Es ist bey den hebr. Geschichtschreibern gewöhnlich, die Schriftquellen, aus welchen sie schöpften, anzudeuten. Die BB. Sam. verweisen auf keine schriftliche Geschichtsquelle und ihre Relationen tragen durchgängig einen solchen Charakter, daß sie sich allein auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung in dieser Gestalt konnten fortgepflanzt haben. 2. Die vorgeblich zur Davidischen Urgeschichte gehörigen Abschnitte unterscheiden sich von den übrigen durch keine Art charakteristischen Eigenheiten der Sprache oder der Behandlung und Ansicht. Nicht einmal das Einzige, was E. von dieser Art will bemerkt haben, die summarische Kürze, kann ihnen mit vollem Rechte beygelegt werden, da sie in mehreren dahin gehörigen Abschnitten, wie 1 Sam. 31. 2 Sam. 6. 10. 24 nicht, in andern nicht dahin gehörigen, wie 2 Sam. 21, 15—17 gleichfalls Statt findet, überhaupt aber während der Regierung Davids jedesmal alsdann eintritt, wenn seine kriegerischen Unternehmungen berichtet werden, und bey den Ereignissen, welche die innern Verhältnisse betreffen oder zur Erläuterung des Ganges der Theokratie beytragen, einer ausführlicheren Erzählungsart weicht. 3. Auch im Zusammenhange der Erzählung geben sich diese vorgeblich aus einer ältern Schriftquelle wörtlich aufgenommenen Abschnitte gar nicht als etwas Entlehntes und Eingefaltetes zu erkennen, sondern fliessen durch gegenseitige Beziehungen nicht bloß mit dem unmittelbar Vorhergehenden und Folgenden, sondern mit dem ganzen Verlaufe der Erzählung so vollständig zusammen, daß sie sich nicht hinwegdenken lassen, ohne den Lauf der Rede und Erzählung an mehreren Orten aufzuhalten oder zu trüben. Man vgl. den ungesuchten Zusammenhang von 1 Sam. 31 mit 28, 4 f., man beachte die Hindeutungen und ganz unsichtlichen Zurückweisungen von 2 Sam. 2, 4 auf 1 Sam. 31, 11—13 von 2 Sam. 6, 5 auf 2, 11, von 5, 10 auf 3, 1, von 5, 13—16 auf 3, 2—5, von 6, 3 auf 1 Sam. 7, 1, 2, von 2 Sam. 7, 14 auf 1, 10, von 10, 2 auf 11, 1 u. 12, 30 und bedenke die überaus grose Kunst, mit welcher solche Beziehungen müßten angelegt seyn, wenn das Werk nicht aus einem Stück gearbeitet, sondern durch Einfügung fremder Bestandtheile zusammengesetzt wurde. Und wer möchte lediglich um der Urgeschichte willen den schönsten Zusammenhang der Rede bey 2 Sam. 6, 11 auseinander reißen, und dafür dann wieder, C. 11, 1 an 12, 30 löthend, eine ganz unhaltbare Zusammenfügung unternehmen wollen? Endlich 4. leidet es, bey tieferm Eingehen in die Sachen, gar keine Schwierigkeiten, die Parallelen der Chronik aus einer Benutzung der BB. Samuels zu erklären, ja selbst die Art und den Umfang dieser Benutzung aus den eigenthümlichen Ansichten und Absichten der Chronisten vollständig aufzuheben, wie dies die in dieser Beziehung noch nicht widerlegten speciellen Untersuchungen von *de Wette* und *Gramberg* überzeugend dargethan haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÜTTINGEN, b. Rosenbusch: *Einleitung in das alte Testament.* Von Johann Gottfried Eichhorn. Vierte Original - Ausgabe. Erster bis fünfter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aber auch den *BB. der Könige* liegen nach E. solche Urchriften zu Grunde, welche der Chronist in den parallelen Stellen gleichfalls ausgeschrieben hat. In dieser Voraussetzung nun sollen die Zugaben der neuen Ausgabe S. 537 — 543 einerseits darthun, daß die Bearbeitung der salomonischen Urgeschichte in den *BB. der Könige* die ältere sey; andererseits die Glaubwürdigkeit derselben, selbst hinsichtlich der jüngeren Darstellung des Chronisten, ins Licht setzen. Die Voraussetzung selbst hält Rec. so lange für eine unerwiesene, als nicht aus hinreichenden Gründen gezeigt worden, daß der Chronist nicht aus den *BB. der Könige* seine parallelen Abschnitte habe entlehnen können. Was aber die Glaubwürdigkeit anbelangt, so kann zwar nicht geleugnet werden, daß die Regierungsgeschichte Salomo's in einigen Abschnitten einen reineren historischen Charakter trägt, als andere Geschichtswerke der Hebräer, wohin Rec. K. 1, 2, 4, 6, 7, 9, 10 — 28 rechnen möchte; aber eben so wenig ist in andern der Einfluß mündlicher Ueberlieferung durch Einmischung des Uebernatürlichen (1. Kön. 3, 5, 9, 2), durch Uebertreibungen (2 Kön. 6, 9 — 14. 29. K. 10), oder durch die Gestaltung des Erzählten nach ästhetischen Gesichtspunkten (1 Kön. 3, 16 — 28) zu verkennen. Bey den Relationen des Werkes über die Propheten in Israel, Elias und Elisa, wird jetzt (S. 557) behauptet, daß sie ihre erste Quelle in mündlicher Ueberlieferung gehabt, der Geschichtschreiber aber sie nicht aus dieser, sondern aus den *Zeitgeschichten der Könige Israels* (דברי הימים למלכי ישראל), welche in Juda für Israel verfaßt wurden, entnommen habe. Gegen diese letztere Ansicht jedoch erheben sich folgende Zweifelsgründe: 1) der Geschichtschreiber bezieht sich für seine Relationen von jenen israelitischen Propheten niemals auf diese Schriftquelle, welche er bey seinen Berichten von der Regierung der einzelnen Könige

in Israel ganz regelmässig anführt; es ist also kein Grund vorhanden, sie auf dieselbe Quelle zurück zu leiten. 2) Die Relationen von jenen Propheten unterscheiden sich von denen über die Könige in Israel auf eine sehr charakteristische Art nicht bloß durch eine abweichende Orthographie (S. 554), sondern auch durch solche Idiotismen der Sprache, welche auf Verschiedenheit des Vfs. führen. Es sind ihnen mehre sonst niemals vorkommende Wörter eigen, wie 1 Kön. 18, 42. 2 Kön. 4, 34. 35. שָׁנָה 1 Kön. 18, 46. רָצָה 1 Kön. 19, 6, *Wortformen und Wortbildungen*, wie צָלַח 2 Kön. 2, 20, מְחַנֵּה f. מְחַנֵּה 2 Kön. 6, 8, מִסְמֻחִיג 1 Kön. 20, 23. "21, 4. 5, זֹרְנִיג 1 Kön. 20, 43. 21, 4, *Wortbedeutungen*, wie כָּאֵב H. *verderben* 2 Kön. 3, 19, sonst Schmerzen verurlichen, נָשַׁח *wegschaffen* 2 Kön. 4, 4, sonst aufbrechen von Reisenden, הִתְחַנֵּה *Gelegenheit an Jemand suchen* 2 Kön. 5, 7, *Redensarten und Formeln* wie הָרָה בְּחֵרָה vom *innersten Gemach* 1 Kön. 20, 33. 22, 25, 2 Kön. 9, 2, אָרַח מִלְחָמָה den *Krieg anbinden* f. anheben 1 Kön. 20, 14 (vgl. 2 Chron. 13, 3), עָבַד מְלִיכָה *Herrschaft machen* f. üben 1 Kön. 21 7, הָרָה מִן הַרְוָה von *Sorge* um etwas 2 Kön. 4, 13, der häufige Gebrauch der Bethuerungsformel הָיָה יְהוָה, welcher in den übrigen Theilen des Werks nur *zweymal* wahrgenommen wird. Dazu kommt eine stärkere Hinnengung zum jüngern Sprachgebrauche und den Eigenheiten des chaldäischen Dialekts; nur diese Abschnitte theilen Ausdrücke, wie שָׁלַח H. f. הָיָה im H. *irre führen* 2 Kön. 4, 28, מִרְיָה *Provinz* 1 Kön. 20, 14. 15. 17. 19 mit den jüngsten Erzeugnissen der a. t. Literatur, Chronik, Iſſaier, Koheleth, nur sie wählen die chaldäischen Ausdrücke הָיָה *selbst* 2 Kön. 9, 13 וָרָה *niesen* 2 Kön. 4, 35, עָבַד *hinreichen* 1 Kön. 20, 10. Diese letzteren Erscheinungen aber führen eben so wie der Inhalt dahin, daß die Aufzeichnung jener Sagen zu suchen sey im *Reiche Israel*, wo der Einfluß der Nationalliteratur geringer, die Vermischung und der Verkehr mit Ausländern größer und daher auch die Sprache frühzeitiger dem Verfall ausgesetzt war, wie sie sich denn auch z. B. bey Hosea in geringerer Reinheit darstellt, als bey den gleichzeitigen Propheten des Reiches Juda. Daß aber ihre Aufzeichnung aus den dortigen *Prophetenschulen*, welche unter Elias und Elisa eine große Ausdehnung

und einen bedeutenden Einfluß erlangt hatten, abzuleiten sey, schliessen wir gleichfalls nicht blos aus dem Inhalte, welcher für diese Institute von dem grössten Interesse seyn mußte, sondern auch aus Eigenheiten der Sprache und Ausdrucksweise, welche nur sie mit den Propheten theilen. Nur in diesen Abschnitten nämlich findet sich der Gebrauch des den Propheten charakteristischen Gottesnamens יהוה צבאות 1 Kön. 18, 15. 2 Kön. 3, 14 oder nach der vollständigen Form יהוה אליהו צבאות 1 Kön. 19, 10, 14, niemals in den übrigen Bestandtheilen des Werkes; nur sie brauchen von dem Propheten, welcher nach göttlichen Offenbarungen ausschaut, die öfter wiederkehrende Formel וְאֵלֵינוּ יְהוה 1 Kön. 17, 1: 18, 15. 19, 11. 2 Kön. 3, 14. 5, 16. Endlich scheint auch die nur in ihnen vorkommende Bezeichnung der Prophetenschüler durch בְּנֵי הַנְּבִיאִים und die entsprechende Anrede des Propheten mit אב Vater 2 Kön. 2, 12. 6, 21. 13, 14 aus dem eigenthümlichen Sprachgebrauche der späteren Prophetenschulen geflossen zu seyn.

Die Zusätze, welche der Abschnitt über die Chronik erhalten hat, beziehen sich auf die Kritik ihres genealogischen Theils (S. 576—581) und ihrer historischen Glaubwürdigkeit (S. 599—605). In den erstern wird das Verhältniß der Genealogieen des Chronisten zu denen der übrigen historischen Bücher genauer entwickelt und die frühere Ansicht, daß die demselben eigenthümlichen Geschlechtstafeln aus einem genealogischen Tempelarchiv geflossen seyen, mit guten Gründen, aus welchen sich ergibt, daß sie aus Privatdokumenten genommen wurden, bestritten; endlich werden einige merkwürdige geschichtliche Notizen, welche ihnen eingeschaltet sind, hervorgehoben. Bey den letztern aber vermißt man die Gründlichkeit und Vollständigkeit, welche eine solche Prüfung nach den scharfsinnigen Einwürfen *de Wette's* erhalten mußte, und der Vf. selbst scheint dies gefühlt zu haben, indem er wegen der weiteren Ausführung dieses Punktes auf *Dahler* verwies. Tiefer in das Einzelne einzugehen scheint Rec. hier um so weniger nothwendig zu seyn, da er seine Beurtheilung der Chronik, mit Berücksichtigung der Eichhorn'schen Kritik, bereits vollständig in diesen Blättern (A. L. Z. 1825. Nr. 192—194) niedergelegt hat. In den folgenden Kapiteln, welche die Bücher Esra, Nehemia und Esther umfassen (S. 606—674) bemerkt man die Revision nur an unerheblichen Kleinigkeiten.

Der vierte Band, die Propheten enthaltend, ist mit einer Vorrede vermehrt, welche das Verhältniß der hebräischen Propheten zu den Orakeln der Griechen erläutern soll, sich aber grösstentheils in eine Kritik der letzteren verliert, ohne die Vergleichung festzuhalten, ja zuletzt findet, daß sie eigentlich unsinnhaft sey, weil die Aussprüche der Propheten den Theomantien der Griechen möchten geglichen ha-

ben, von welchen man aber wenig Sicheres wisse. Rec. ist überzeugt, daß man die prophetischen Aussprüche mit keiner Art von Erzeugnissen der *μαντεία* bey den Alten, seyen es Orakel oder andere weissagende Sprüche, vergleichen dürfe, und das Merkmal der ruhigen klaren Besonnenheit des Geistes, durch welches Platon im *Timaeos* (S. 71 St.) die *μαντεία* von der *μαντεία* unterscheidet, auch auf die hebräische Prophetie fast durchgängige Anwendung leide: sind unsere prophetischen Denkmäler echt, so sprach der hebräische Prophet das Orakel nicht unmittelbar aus, sondern verkündete es auf eine auslegende, deutende Art; er redete Weissagungen, nicht Orakelsprüche und ahnungsvolle Andeutungen enthielt unbewußt als *γλῶσσαι* seinem Munde. Nur in sehr wenigen Fällen, vielleicht Jes. 21, 11. 12, möchte die innere Beschaffenheit ihrer Aussprüche auf einen der *μαντεία* ähnlichen Zustand schliessen lassen.

Die allgemeine Einleitung in die Propheten S. 1 bis 75 hat, außer geringeren Veränderungen, einer weiteren Ausführung der Absichten Mose's bey Errichtung des prophetischen Institutes S. 10 f. und einer neuen Anmerkung über die schriftliche Aufzeichnung der prophetischen Reden S. 44 f., besonders dadurch eine weitere Ausdehnung gewonnen, daß aus der Abhandlung des Vfs. *de poësi prophetica Hebraeorum paralipomena* (Commentt. Soc. reg. Gotting. recentiores T. V.) die Ergebnisse über „die Mittel, die Orakel auch da, wo Inschriften fehlen, von einander zu trennen und das Zeitalter derselben zu bestimmen, den §§. 521 und 522 eingeschaltet wurden. Die erstern werden gefunden in der Natur der Begeisterung, dem Ideenkreise, in welchem sich die prophetischen Reden regelmässig bewegen, der Begrenzung, welche sich aus ihrer Anlage, aus der Zusammenfassung des Gesagten, aus den Merkmalen des Zeitalters und dem davon abhängigen Wechsel der Sprache ergeben. Man stößt hier bey vielen festen und richtigen Beobachtungen zugleich auf manche schiefe Ansichten, welche später auf die Behandlung des Einzelnen nachtheilig einwirken. Dahin gehört vornehmlich, wenn S. 59 behauptet wird: es liege in der Natur der Begeisterung, daß sie die Seele nie von einem Gegenstande zum andern irren lasse, daß sie keine Unordnung der Gedanken begünstige, daß sie die Gefühle und Bilder immer im Zusammenhange, immer unter der Herrschaft des Verstandes erhalte; daher denn auch, wenn die Rede zu einem neuen Gegenstande überspringe, es der Natur der Begeisterung gemäss sey, den Anfang einer neuen Voraussetzung. Obwohl nämlich Rec. die Ueberzeugung theilt, daß der Wechsel des Gegenstandes in vielen Fällen zur Unterscheidung der Reden berechtige, so kann er doch weder jene Regel ohne Einschränkung zugeben (denn es wird immer, um nur Eins zu erinnern, darauf ankommen, ob der Lauf der Rede den Wechsel herbeygeführt habe), noch auch in der Natur der Begeisterung jene Merkmale

male gegeben sind; vielmehr hat ihn das Studium begeistelter Redner und Dichter gelehrt, das ruhige und ordnungsmässige Verfolgen desselben Gegenstandes bis zu völliger Ersledigung sicheres Merkmal des Mangels an Begeisterung sey, indem der Begeisterte rasche Uebergänge, bunten Wechsel der Bilder, kühne Verknüpfungen disparater Gegenstände liebt und sein Vortrag nicht unter der Herrschaft des Verstandes steht. Daher kann es auch nur zu Mißgriffen führen, wenn man sich von jenen Voraussetzungen ohne Weiteres bey der Abtheilung der prophetischen Reden leiten läßt, und man hat sich daraus vornehmlich jene oft gerügte Zerstückelungsmanier zu erklären, durch welche die Eichhorn'sche Kritik die schönsten prophetischen Vorträge aus ihren Fugen reißet. Was sodann das Verfahren bey der Bestimmung des Zeitalters der prophetischen Reden anbelangt, so wird zwar sehr richtig bemerkt, daß man zuvörderst aus den Abschnitten, deren Zeitalter feststehe, zu ermitteln habe, auf welche Weise der Prophet Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu unterscheiden pflege; sodann die Züge sammeln müsse, durch welche der gegenwärtige Zustand in einer Rede bezeichnet werde und endlich dies Gemälde der Gegenwart mit den chronologischen Andeutungen in solchen prophetischen Abschnitten, deren Zeitalter bereits gesichert worden, zu vergleichen habe. Aber wir vermiffen hier eine nähere Bezeichnung sicher leitender Merkmale, aus welchen erhellen könnte, daß auch dasjenige, was als *Gegenstand der Weissagung* in den prophetischen Reden bezeichnet wird, der Vergangenheit oder Gegenwart angehören könne, ungeachtet solche *vaticinia post eventum*, nach deren Begründung man sich überall vergebens umsieht, in der nachfolgenden Specialkritik eine sehr bedeutende Rolle spielen.

Diese letztere forderte bey dem Buch *Jesaja* nach der gründlich gelehrten und auf ganz verschiedene Ergebnisse führenden kritischen Untersuchung von Gelenius eine neue Bearbeitung von Grund aus, von welcher man jedoch so wenig Spuren wahrnimmt, daß man auf die Vermuthung könnte geleitet werden, diese neueren Forschungen seyen dem Vf. ganz unbekannt geblieben, würde nicht S. 97 in einer hinzugetretenen Note das durch specielle Nachweisungen der vollständigen Uebereinstimmung in den Spracheigenheiten, den Einkleidungsformen, den dichterischen Eigenheiten, der Behandlungs- und Vortragsweise bis zur Induction durch faktische Belege vollkommen begründete Urtheil dieses Gelehrten, daß K. 40—66 *einem und demselben Propheten* beyzulegen seyen, mit dem kahlen, wie vom Dreyfuß aus ertönenden Orakelspruch abgefertigt, daß diese Kapitel *offenbar* (!!) Propheten aus ganz verschiedenen Zeitaltern als Vff. erkennen, obwohl dasselbe Orakel bald darauf S. 126 f. auslegt: die Trostsprüche im Exil, welche vom 40sten Kapitel

an stehen, *führen nach Sprache, Manier und Ansicht von einem und demselben Propheten her*, was zusammenreimen möge, wer dazu im Stande ist. Ueberhaupt muß dieser Abschnitt, welcher bey allgemeinen, schwankenden und unbegründeten, kritischen Observationen stehen bleibt, für das Specielle und Bestimmtere aber auf die „hebräischen Propheten“ und die Abhandlung *de poësi prophetica* verwiesen, bey dem jetzigen Stande der Wissenschaft als ein ganz ungenügender erscheinen.

Bey *Jeremia* beschränken sich, nimmt man die verunglückte Rechtfertigung eines grammatischen Veriolses S. 156 und einige Zusätze über die unchronologische Folge der Reden S. 162 f. aus, die Veränderungen lediglich auf solche Modificationen der Urtheile, welche durch die bereits in den „hebräischen Propheten“ behauptete Unechtheit der Abschnitte K. 46—51 mußten herbeygeführt werden. Vgl. S. 161. 204. 210 f. 217. 219—222. Die Unechtheit der Aussprüche K. 46—48 wird hier nicht besonders bewiesen, wohl aber eine Hypothese beygebracht und weitläufig ausgeführt, aus welcher, wenn sie erwiesen wäre, sich erklären liesse, wie solche unechten Aufsätze sich möglicherweise unter die echten verirren konnten. Die vorgebliche Unechtheit der Weissagung über *Idumäa* K. 49, 7—22, welche aus ihrem Verhältnisse zu Obadja erhellen soll, werden wir später beleuchten; die Aussprüche gegen Babel aber, K. 50. 51, welche die Eroberungen dieser Stadt durch [Cyrus und] Darius Hytaspis nach dem Erfolg beschreiben, (vgl. Hebr. Proph. Bd. III. S. 255—285) können nicht von dem, fast ein Jahrhundert früher weissagenden, *Jeremia* herrühren. S. 210 f. Daß diese Weissagungen *nach dem Erfolg* ausgesprochen wurden, beruht auf vorgeblicher Berührung specieller Umstände bey jenen Ereignissen, welche der Erklärer in sie hineinzugetragen sich vergeblich abgemüht hat: nur die Ueberzeugung von der Unechtheit beider Kapp. theilt Rec. mit dem Vf., glaubt sie jedoch auf ganz verschiedene Gründe stützen zu müssen, von welchen die erheblichsten hier zur weiteren Prüfung mögen vorgelegt werden: 1) die Spracheigenheiten in diesen Abschnitten verrathen nur geringe Aehnlichkeit mit der Vortragsweise des *Jeremia*, dagegen eine große Verwandtschaft mit den unechten Bestandtheilen des Buchs *Jesaja*. Vgl. Jahn's Einl. ins A. T. Bd. II. Th. 2. S. 463. Namentlich haben sie zweymal, K. 50, 29. 51, 5 den allen Bestandtheilen des Buchs *Jesaja* gemeinschaftlichen, sonst aber bey keinem andern Propheten, auch in keiner von den echten Reden *Jeremia's* vorkommenden Gottesnamen *יהוה יראת*. 2) Stellen aus den echten Reden *Jeremia's* findet man ihnen an mehreren Orten auf ziemlich ungeschickte Weise eingefügt, wie es scheint in der Absicht, den älteren Propheten nachzubilden oder das Urtheil der Leser über den Vf. irre zu leiten. Diese Einschaltungen aber sind ihrer Beschaffenheit nach sehr verschieden von den

Wie-

Wiederholungen, welche sich Jeremia auch sonst zu erlauben pflegt. Vgl. 50, 44 — 46 mit 49, 19 — 21. 51, 15 — 19 mit 10, 12 — 16. Aus gleicher Quelle ist auch die symbolische Bezeichnung Babels 51, 41 vgl. 25, 26 abzuleiten. 3) Durchgängig wird in beiden Abschnitten dem Reiche Babel ein nahe, ja unmittelbar bevorstehender Untergang gedroht. Die echten Reden weissagen diesem feindlichen Staate erst nach einer *geraumen* Zeitfrist 30, 7, welche sie bisweilen in den prophetischen Cyclis von *siebenzig Jahren* fassen (25, 11. 29, 10) den Untergang. Damit hängt nun zusammen, daß unsere Abschnitte 4) die Exulanten dringend zur Flucht aus Babel auffordern und ihre Heimkehr als eine nahe bevorstehende bezeichnen. Vgl. 50, 8. 18. 19. 29. 51, 6. Die echten Reden dagegen warnen die Exulanten, den trüglichen Verheißungen baldiger Heimkehr *kein Gehör zu schenken*, sondern Anstalten zur festen Ansiedelung im Lande der Verbannung zu treffen (29, 5 — 9), sich dem chaldäischen Könige, welchem Gott selbst die Herrschaft verliehen, in willigem Gehorsam zu unterwerfen 27, 5 — 8, und diesen weisen Rathschlägen bleibt der Prophet auch nach Zerstörung der Stadt getreu. Vgl. 42, 9 — 22. 43, 8 — 13. Sollte ihn nun diese politische Weisheit wenige Jahre später, ungeachtet die öffentlichen Verhältnisse im Wesentlichen dieselben blieben, so gänzlich verlassen haben, daß er einen empörenderen Fanatismus, welcher das Verderben der Nation in ihrer damaligen Lage nach sich ziehen mußte, durch Weissagungen, wie man sie hier liest, anfachte? Ueberhaupt verräth keine Rede des Jeremia einen so wilden Nationalhaß gegen die feindlichen Staaten, als er sich in diesen Ausprüchen zu erkennen giebt. 5) Nach unsern Abschnitten wird Babel durch *die Könige Mediens* fallen: die Reden des Jeremia gedenken dieses Volkes niemals wenn sie von dem zukünftigen Sturze Babels reden. Vielmehr lassen sie den Taumelkelch, das Symbol des Untergangs, von den Königen Mediens *früher* geleert werden, als von denen *Sesach's* d. i. Babel's 25, 25; ganz in Widerspruch mit unsern Weissagungen, nach welchen Babel durch Medien fällt. Dieser letztere Umstand führt auf Zeiten, in welchen die medische Macht zwar schon zum politischen Uebergewichte gelangt, aber noch nicht in Cyrus ein Haupt gefunden hatte, auf welches sich bestimmtere Hoffnungen zurückführen ließen; während von der andern Seite die Begegnisse unter Nebukadnezar (vgl. 50, 17. 51, 34) noch in frischem Angedenken schwebten: gleichzeitig wären also un-

fere Weissagungen etwa den unechten Ausprüchen über Babel im zweyten Buche des Jesaja (K. 13. 14, 1 — 23. 21, 1 — 10), später als die des Jeremia, früher als die im vierten Buche (Kap. 40 — 66) des Jesaja. Uebrigens ist bey diesem Propheten und dem, sonst wenig umgearbeiteten, *Ezechiel* das schon oft gerügte Spiel der Willkür, kritische Schwierigkeiten durch allerley Zusammenwürfelungen einzelner Rollen, wie sie etwa Zufall oder Ablicht könnten herbeygeführt haben, sich auf bequeme Weise aufzulösen, durchaus nicht, wie man doch wohl hätte erwarten dürfen, ermäßigt oder beschränkt worden.

Bey dem *Buche der zwölf Propheten* beziehen sich die meisten und längsten Zusätze auf eine, schon in den hebräischen Propheten vorbereitete, Unterscheidung mehrerer und kürzerer Reden, den schon früher beleuchteten unrichtigen Maximen gemäß. Nach dieser kritischen Zerlegungskunst wird der, sich durch Kürze, rasche Uebergänge, losen Zusammenhang überall auszeichnende *Hofca* in zwey Haupttheile geschieden, und dann werden in dem erten Kap. 1 — 3 wieder drey Stücke, welche als eben so viel unglückliche Versuche über denselben Gegenstand durch einander gerathen seyen, im zweyten aber Kap. 4 — 14 nicht weniger als *sechszehn* Stücke von einander gelöst. Gleichermassen soll auch *Joel*, bey welchem früher die Einheit des Ganzen nachdrücklich war vertheidigt worden, jetzt in zwey Gedichte 1, 2 — 19 und 2, 1 — 4, 21 unterschieden, der erste Theil des Amos Kap. 1 — 6 in sechs, unter sich in keinem Zusammenhange stehende, Reden vertheilt, bey Micha statt *drey* jetzt *vier* Vorträge angenommen und bey Zephania die zweyte Weissagung, wie es schon *Bertholdt* versuchte, bereits bey 2, 4 (ungeachtet das verbindende 3 und der ganz ähnlichen Wendung der Rede bey dem Zeitgenossen Jeremia 10, 24. 25) begonnen werden. Eine genauere Prüfung dieser neuen Theilungsversuche könnte hier nicht angestellt werden, ohne die einzelnen Reden nach ihrem vollständigen Zusammenhange dargelegt zu haben, was dem Erklärer muß vorbehalten bleiben; im Allgemeinen aber glauben wir die Stimme der Kundigen auf unserer Seite zu haben, wenn wir die *Veränderungen* dieser Art nicht zu den *Verbesserungen* der neuen Auflage rechnen und uns in dieser Hinsicht für den früheren Eichhorn gegen den späteren erklären.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Einleitung in das alte Testament.* Von Johann Gottfried Eichhorn. Vierte Original - Ausgabe. Erster bis fünfter Band u. s. w.

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Faß dasselbe Urtheil müssen wir in Beziehung auf die übrigen Veränderungen und Ausstattungen fällen, welche in dieser Abtheilung der neuen Bearbeitung können wahrgenommen werden. Gleich zu Anfange wird eine genaue und gründliche Erörterung der eben so wichtigen als schwierigen kritischen Streitfrage über die Zeitfolge der drey Propheten Hosea, Joel, Amos, welche sich nur durch eine, alle Einzelheiten ihrer Denkmäler scharf ins Auge fassende Vergleichung derselben unter einander zur sichern Entscheidung bringen läßt, schmerzlich vermisst. Bey *Hosea* ist es befremdlich, wie an mehren Stellen S. 283. 295 die Ansicht Raum gewinnen konnte, daß dieser Prophet keine Verpflanzung des ganzen Volks ahne, sondern nur von *einzelnen*, nach Assyrien und Aegypten verpflanzten *Kriegsgefangenen* rede. Denn die Drohung einer Auswanderung nicht Einzelner im Volke, sondern des *ganzen Volks Ephraim* nach Assyrien und vorzugsweise nach Aegypten, liegt in den Stellen 8, 13. 9, 3. 6 vgl. v. 15. 17. 7, 10 eben so bestimmt gegeben, als 11, 10. 11 vgl. Jes. 27, 12. 13 die Hoffnung der Rückkehr aus *diesen beiden Ländern der Verbannung* ausgesprochen wird. Diese Drohungen hatten aber auch ihren guten Grund in den Zeitverhältnissen des Propheten: das gottvergessene Volk muß durch dieselben Staaten gezüchtigt werden, mit welchen es gerade damals antitheokratische Verbindungen unterhielt, und zurückkehren in dasselbe Land der Knechtschaft, in welchem die Väter erfahren hatten, was Zwingherrschaft heiße, Deut. 28, 68. Von ähnlichen Gesichtspunkten ausgehend hatte auch schon der etwas ältere Amos 5, 27 den Ephraimiten mit einer Verpflanzung *über Damaskus hinaus* gedroht. Bey *Obadja* wird das frühere Urtheil, daß sein Anspruch über Idumäa älter sey, als der parallele im Buch *Jeremia* 49, 7—22, näher dahin bestimmt, daß der letztere unecht, der des *Obadja* aber mit einem Zusatz aus den Zeiten des Hasmonäers Alexander Jannaeus v. 17—21, welcher die

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Siege der Hasmonäer und die Grenzen des Staats, wie sie sich unter dem Genannten bildeten, nach speciell genauen Angaben beschreibe, sey vermehrt worden. Das Letztere ergibt sich, vergleicht man die hebr. Proph. Bd. II. S. 607f., aus Visionen des Erklärers, welche ihn in idealischen Verheißungen geschichtliche, aber durch kein geschichtliches Zeugniß zu bestätigende Ereignisse mit dem Seherauge erblicken ließen. Das Verhältniß zu *Jeremia* anlangend, so fehlen nicht nur allenthalben die Gründe für die Unechtheit des seinen Namen tragenden Ausspruchs, sondern die Vergleichung zeigt auch, daß seine Weissagung früher, als die nachgebildete des *Obadja* und *noch vor Zerstörung der Stadt* müsse ausgesprochen seyn. Entscheidend ist der Umstand, daß sie *noch nicht* der Unbill und Feindseligkeit gedenkt, deren sich die stammverwandten Idumäer bey der chaldäischen Eroberung der Hauptstadt gegen ihre judäischen Brüder schuldig machten; sondern erst *Obadja* v. 10. 11 diesen Zug aus dem spätern *Jeremia*, Klagl. 4, 21 erborgt, um die Verwünschung vollständiger zu motiviren, der Art anderer jüngern Schriftsteller. Ezech. 25, 12—14, Ps. 137, 7 sich anschließend. Auch bezeichnet sie den Eroberer Idumäa's auf die dem *Jeremia* eigenthümliche Weise als einen vom Jordansschmuck aufbrechenden *Löwen* v. 19 vgl. 4, 9. 5, 7, als einen heranfliegenden *Adler* v. 22 vgl. 48, 40, und verräth damit die Zeiten des allgewaltigen Nebukadnezar, über welche *Obadja* schon hinaus ist, und daher auch von jenen Bezeichnungen, da sie auf seine Zeitverhältnisse nicht mehr paßten, keinen Gebrauch machen kann. Bey *Jeremia* giebt sich die ihm eigenthümliche Breite der Darstellung, verbunden mit einzelnen schwierigen Redewendungen und Ausdrücken, auch in dieser Weissagung zu erkennen. Der Nachbildner *Obadja* verräth in den parallelen Stellen ein Streben, welches sich dem der alexandrinischen Diaskeusten des Propheten ganz analog zeigt. Nämlich das von diesem in charakteristischer Breite der Vortrags Gefasste sucht er in gedrängtere Ausdrucksweise zusammenzuziehen, das Schwierigere aber zugleich durch erleichternde Lesarten zu beseitigen. Wie man nun, da diese Erscheinungen offen vorliegen, bey Feststellung des Verhältnisses beider Abschnitte jemals in solche Mißgriffe gerathen konnte, würde räthselhaft bleiben, wenn nicht ähnliche Irrungen, bey *Eichhorn* und Anderen in Beurtheilung der parallelen Abschnitte wiederkehrend,

Q

rend, ihre Quelle in mangelhafter oder besangener Collation leicht entdecken ließen. Bey dem nächstfolgenden Propheten *Jonas* werden die Leser der neuen Ausgabe nur geringe literarisch-kritische Nachträge, bezüglich auf neuere Deutungsversuche, besonders die Hypothesen *Friedrichsen's* S. 364—366, beygefügt, dagegen aber die Würdigung der mythologischen Grundlage dieser prophetischen Sage und ihrer verschiedenen Gestaltungen im Sagenkreise des Alterthums, nach der dem Vf. beywohnenden eigenthümlichen Scheu, die Mythen in ihrer Wirklichkeit gelten zu lassen, übergangen finden. Ob die umständlichere Entwicklung der Allegorien und Moralien, welche in das Denkmal hineinzutragen leichtes Spiel wird, dem scharfsinnigen Kritiker, ob die zu Zerrbildern übertriebenen Charakterzeichnungen, welche mit besonderer Vorliebe ausgeführt werden, ihm eine Entschädigung für jenen Mangel gewähren können, lassen wir dahin gestellt seyn.

Micha wird jetzt mit *Ant. Theod. Hartmann* in die Zeiten des Hiskia und Manasse herabgerückt, indem die Ueberschrift seine Blüthe etwas zu früh ansetze, worin Rec. beylimmt, ohne doch an einem sichern Zeugnisse, Jerem. 26, 18 festhaltend, ihn über Hiskia's Zeiten hinaus blühen zu lassen. Denn gerade da, wo die Regierung des Manasse sich am hellsten kund geben soll, in dem Abschnitt 3, 1—4, 4, entspricht das Gemälde eines mit heuchlerischer Religiosität verbundenen tiefen Sittenverfalls Zug für Zug den Schilderungen, welche Jesaja von der unter Hiskia herrschenden Sitte und Denkart z. B. 28, 7 ff. 29, 11—13. 30, 10 entwirft, während ein *heuchlerisches* Treiben, wie es *Micha* 3, 4—7, 11 rügt, unter einem Manasse zwecklos gewesen wäre. Sonderbar aber erscheint es, wenn daraus, daß der prophetische Tadel den König unberührt läßt, gefolgert wird: es sey damals kein König im Lande gewesen, und die auf unverbürgte Ansagen des Chronisten zu stützende Deportation des Manasse liege also hier angedeutet. Rügt denn Jesaja den müßerhaft frommen Hiskia, Jeremia den vielgepriesenen Reformator Josia, daß man annehmen müßte, wo der König ohne Rüge bleibe, sey er nicht im Lande gewesen? Oder sollte die sarkastische Frage 4, 9: *ist kein König in dir, sind deine Rüthe geschwunden?* welche der Context nur im verneinenden Sinne zu fassen gestattet, dahin führen können? Oder die Vs. 10 gedrohte Auswanderung nach Babel, welche ihren geschichtlichen Aufschluß in einem Vorfalle unter Hiskia (Jes. 39) findet? Wäre überhaupt die Vergleichung mit Jesaja schärfer und eindringlicher angestellt worden, so würde sich nicht nur ergeben haben, daß alle Aussprüche des Micha in die Zeiten des Hiskia gehören können, sondern es würde sich auch eine *Abhängigkeit des Micha von den ältern Reden des Jesaja unter Ahas* gezeigt haben, welche es unsatthaft erscheinen läßt, in dem vielbe-

sprochenen Abschnitt Jes. 2, 2—4 eine Benutzung des *Mioha* vorauszusetzen; Auch im *Nahum* hat eine aus dem Hange *vaticinia post eventum* zu wittern erklärbare Anmerkung über das Zeitalter desselben Eingang gefunden, nach welcher der Prophet zur Zeit der Eroberung Ninive's, *über welche er einen Jubelgesang anstimmte*, gelebt hätte S. 389. 390. 392, obwohl (S. 393 f.) die Nachrichten der Alten von der Eroberung dieser Stadt mit den Andeutungen des *Nahum* schwer vereinbar seyen, was eben darauf hätte führen sollen, daß diese letztern nicht aus der Quelle des Geschehenen geschöpft, sondern als unbestimmte Ahnungen einer wahrscheinlich bevorstehenden Zukunft hingeworfen wurden, wie denn auch nicht einmal der *chaldäische* Eroberer als ein solcher zu den Zeiten dieser Weissagung schon konnte bezeichnet werden. Erwägt man ferner, daß Sprache, Einkleidung, Behandlung und rednerischer Schmuck bey dielem Propheten, ohne Spuren der Nachahmung zu verrathen, sich aufs genaueste an die allgemeinen Eigenheiten der ältern Propheten, am meisten an Joel, Jesaja, Micha, dann nicht selten auch an Amos und Hosea anschließen; daß zu Hiskia's Zeiten eine große Niederlage der assyrischen Hauptmacht, welche eine gewaltsame Thronveränderung herbeyführte (Jes. 37, 36—38. vgl. 2 Kön. 19, 36—38), auch den Jesaja zu den kühnsten Drohungen gegen Assyrien begeisterte; daß im *Nahum* frische Erinnerungen aus jener, der Niederlage vorausgehenden feindlichen Invasion Sancherib's sich kund geben Nah. 1, 11. 2, 14 vgl. mit Jes. 36, 2—12. 37, 9. 14.—36, 16—20. 37, 4: so wird man unbedenklich dafür entscheiden müssen, daß auch dieser Prophet an den blühendsten Zeiten des Prophetenthums unter Hiskia Antheil genommen habe. Richtiger wird bey *Habakuk* die frühere Vorstellung, daß er im Exil geweissagt habe, jetzt S. 403 f. dahin geändert, daß seine Blüthe etwa in das vierte Jahr des Jojakim falle, und nur im G. 8 glaubt Rec. etwas spätere Zeiten angedeutet zu finden. Zu den bloßen Versehen dagegen mag es gerechnet werden, wenn die neue Ausgabe S. 419 Aeußerungen stehen läßt, nach welchen der überall nicht mit Billigkeit beurtheilte *Zephania* prophetische Aufsätze soll nachgeahmt haben, von welchen bereits früher geurtheilt war, daß sie in die letzten Zeiten des Exils, d. i. ein Jahrhundert nach *Zephania* zu setzen seyen. Große Umänderungen endlich nimmt man im *Zacharia* wahr, indem nicht nur eine ausführliche Inhaltsanzeige der beiden Reden seines ersten Theils S. 430 f. hinzutreten, sondern auch die Untersuchung des zweyten Theils §. 605 nach Anleitung der hebräischen Propheten Bd. III. S. 415 f. eine ganz neue Gestalt gewonnen hat, um zu überreden, der Abschnitt 9, 1—10, 17 gehöre in die Zeiten Alexander des Großen, 13, 7—14, 21 sey auf den Tod des Judas Makkabi in der Schlacht mit Bacchides zu beziehen; bey 11, 1—17 und 12, 1—13, 6 aber sey zwar die Abfa-

sungszeit nicht sicher zu ermitteln, doch alle Wahrscheinlichkeit der Gleichzeitigkeit vorhanden. Da diese unglücklichen Hypothesen hier bloß wiederholt werden, ohne Berücksichtigung der sehr gewichtigen Gründe, aus welchen sie von *Gesenius*, *de Wette* und noch vor Kurzem in einer sehr empfehlenswerthen Probefchrift von *Ed. Forberg* bestritten wurden, so würde es überflüssig seyn, mit ihrer Widerlegung sich aufzuhalten. Die Abschnitte über *Haggai* und *Maleachi* konnten mit Recht im Wesentlichen unverändert bleiben, wie sie es geblieben sind; daß aber auch der *Daniel* der dritten Ausgabe sich unverändert vorfindet, ohne daß der Untersuchungen von *Bertholdt*, *Griesinger*, *Gesenius* und *de Wette*, ungeachtet ihrer abweichenden Ergebnisse auch nur Erwähnung geschähe, bleibt ein Uebelstand, welchen wir nicht zu entschuldigen wissen.

Der fünfte, die poetischen Schriften enthaltende Band eröffnet sich auch jetzt wiederum unmittelbar mit der Einleitung in die *Psalmen*, welche der speciellen Kritik in Ermittlung des Zeitalters und der Verfasser ein weites Feld unangebaut hinterläßt und nicht einmal dasjenige zu benutzen weiß, was *Rosenmüller* und *de Wette* in dieser Hinsicht Rühmliches bereits geleistet hatten. Reichlicher und nicht ohne glücklichen Erfolg wird für neue Auskattung des *Buchs der Sprüche* gesorgt. Hinzutreten sind nämlich geistreiche Bemerkungen über das Wesen und den Bildungsgang der Spruchdichtung S. 73 bis 77 und Erläuterungen über ihre verschiedenen Gattungen, die *חֲזָקָה*, *מִשְׁלֵחַ* und *מִתְחַלֵּץ* S. 83—88; endlich haben die frühern Urtheile über Verfasser und Composition der Sammlung wesentliche Berichtigungen gewonnen. Sehr überzeugend wird gezeigt, daß C. 1—9 eine Sammlung parabolischer Poesien von ein und demselben Meister, spätern Ursprungs jedoch, als die in Salomo's Zeitalter fallende Spruchsammlung 10, 1—22, 16, welcher sie als Einleitung vorausgeschickt wurden, in sich fassen, und daß diese Fundamental-Sammlung in der Folge der Zeiten allmählig mit Anhängen jüngerer Erzeugnisse der gnomischen Poesie, zuerst dem Abschnitt 22, 17—24, 34, dann in Hiskia's Zeit mit dem neuen Spruchbuche 25, 1 bis 29, 27, zuletzt mit *Agur's* Sprüchen 30, 1—23 und denen unter *Lemuel's* Namen C. 31 vermehrt und vervollständigt wurde. Rec. weicht von dieser Ansicht nur in so weit ab, als er den ersten Anhang der Fundamental-Sammlung 22, 17—24, 34 auf den Verfasser des ersten Abschnitts C. 1—9 glaubt zurückfahren und eine ursprüngliche Verbindung beider Abschnitte annehmen zu müssen, wozu ihn die vollkommenste Uebereinstimmung des Sprachcharakters, der dichterischen Behandlung und der vorherrschenden Lieblingsvorstellungen nöthigt. Wird man nun durch die trefflichen Erörterungen über den Bildungsgang des *Maschal* zu

der Vermuthung geführt, daß dem natürlichen Verlaufe nach die vollendetste Ausbildung dieser Dichtart auf die unvollkommenen Versuche in derselben der Zeit nach werde gefolgt seyn, so findet man sich in dieser Erwartung durch den folgenden Abschnitt getäuscht, welcher die schon bekannte Ansicht, daß der *Hiob*, in welchem der *Maschal* seine höchste Vollendung erreicht hat, vormosaischen Zeitalters sey, ja selbst der erzählende Anfang und Schluß von der Hand desselben Dichters der Urzeit herrühre, gegen die in der neuern Kritik zur Herrschaft gelangten Vortellung, daß dieses Denkmal dem Zeitalter des Exils seinen Ursprung zu verdanken habe, aufs entschiedenste in Schutz nimmt, und bloß die Reden des *Elihu* C. 33—37 für spätere Einschaltungen, wiewohl deren auch in den Abschnitten C. 40—42 mehre Statt gefunden, glaubt erklären zu müssen. Als Gründe dieses Urtheils gelten auch jetzt noch die Behauptungen: daß die mosaischen Begriffe und Vorstellungen dem Vf. ganz unbekannt geblieben seyen, daß Gott in dem Gedicht *gar nicht als König* erscheine, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde, die Beweiskraft der von *Bernstein* nachgewiesenen, für das Gegentheil zeugnenden Stellen zu schwächen; dann folgt der übereilte Schluß S. 164: weil nomadische Sitte und Verfassung sich im Gedicht kund geben, müsse es der uralten Hirtenzeit angehören. Nicht einmal der Hirtenzeit der Hebräer nach richtiger Schlußfolge, geschweige der uralten. Mußte der hebräische Dichter, um nomadische Zustände mit Lebendigkeit und Treue festzuhalten, selbst den Hirtenzeiten seines Volks angehören, da ihm die unmittelbare Anschauung solcher Sitte und Art zu allen Zeiten, auch noch in denen des Exils, durch nahe angrenzende Hirtenvölker ungeachtet dargeboten wurde, ja gar kein Hinderniß obwaltete, den Dichter des *Hiob* auf eben die Scene zu versetzen, in welche sein Gedicht verlegt wird, und ihn, verbannt vom Vaterlande, unter den Hirtenstämmen arabischer Grenzdistricte leben zu lassen? Nicht besser als die Begründung zeigt sich die Vertheidigung dieser Hypothese, welche den auf Thatfachen sich gründenden Einwürfen eine Combination von Möglichkeiten entgegenhält. Nur da möchte sie Beachtung verdienen, wo sie auf die aus einem chaldäischen Sprachcharakter des Denkmals genommenen Einwürfe antwortet S. 178—183. Bey dem Versuche nämlich, aus den Sprachercheinungen dieser Art Merkmale für das Zeitalter zu gewinnen, scheint nicht genug erwogen zu seyn, daß der poetische Ausdruck bey den Hebräern sich überhaupt stärker zum Aramäismus hinneigt, daß sich dieselben Erscheinungen in Gedichten wieder vorfinden, welche ihrem poetischen Charakter und allen innern Zeitmerkmalen nach den ältesten und blühendsten Zeiten des Staats angehören müssen, in dem Gefange der *Deborah* und dem *Hohenliede*; daß die Scene des Gedichts in Gegenden ver-

verletzt, wo eine stärkere Vermischung der Dialekte, des hebräischen mit dem aramäischen und arabischen, schon ihrer Lage nach vorausgesetzt werden. Endlich aber ist auch nicht zu verkennen, daß zu den Aramäern gerechnet wurde, was sich mit gleichen Rechte zu den Arabern ziehen ließe und zum jüngern Sprachgebrauche, was entschiedene Zeugnisse der ältesten Schriftdenkmäler auf seiner Seite hat. Abgesehen jedoch von dieser, in poetischen Schriften immer etwas mißlichen Art der Beweisführung, leitet unbefangene Kritik auf folgende sichere, bis jetzt wenigstens auf keine Weise widerlegten Ergebnisse: 1. Das Gedicht muß von einem Hebräer verfaßt seyn, welchem die ältern Erzeugnisse hebräischer Poesie in der Psalmenammlung und dem Buche der Sprüche nicht unbekannt geblieben waren. 2. Es bezieht sich polemisch auf die im Pentateuch herrschende theokratische Vergeltungslehre, setzt also die Ausbildung der mosaischen Constitution voraus. 3. In den Zeiten seiner Entstehung hatte die Ausbildung der Künste und Wissenschaften schon eine bedeutende Höhe erreicht; namentlich muß der Mäschal schon in den mannichfachen Versuchen bey den Hebräern geübt und bearbeitet worden seyn, bevor diese Dichtart zu der Vollkommenheit gelangen konnte, welche sie im Hiob erreicht hat. 4. Es gehört Zeiten an, in welchen die Widersprüche der theokratischen Vergeltungslehre mit den täglichen Lebenserfahrungen schon das Bedürfnis nach einer Theodicee bey den Hebräern geweckt hatte. Diefes Bedürfnis aber spricht sich durch Versuche einer Theodicee zuerst in solchen Psalmen und prophetischen Abschnitten aus, welche den Zeiten des Exils angehören. 5. Aus der Voraussetzung dieser Zeiten läßt sich auch der Sprachcharakter des Gedichts am leichtesten und ungezwungensten erklären. 6. Die Schönheit und dichterische Vollendung des Werks ist diesen Zeitverhältnissen vollkommen angemessen. Das Exil hat eine Reihe von Psalmen und weissagenden Reden (Jes. 13—14, 23. 21, 1—10. 40—66) hervorgebracht, welche, aus dem ästhetischen Gesichtspunkte betrachtet, zu den vorzüglichsten ihrer Art gehören. Nur was an erzählenden Zugaben dem Gedicht vorausgeschickt und angehängt worden, auf den Dichter selbst zurückzuführen, wird sich Rec. niemals entschließen können, da diese Zugaben, abgesehen von andern schon oft hervorgehobenen sehr erheblichen Abweichungen des Ausdrucks und der Vorstellungsweise, durch die ihnen zu Grunde liegende theokratisch-eudämonistische Vergeltungslehre in einen grellen Widerspruch treten mit der hellern Ansicht, welche der aufgeklärte Dichter will festgehalten wissen. Auch in ihrem mythologischen Satan kann er nur den Charakter desselben Wesens wieder erkennen, welches bey

dem Chronisten zur Sünde anreizt und bey Zacharia als lügenhafter *Ankläger* ausgezeichneten Menschen in der Versammlung der Himmlischen auftritt. Von den übrigen poetischen Schriften geben das *Hohelied* und die *Klaglieder* zu wesentlichen Veränderungen keine Veranlassung. Im *Kohelith* endlich ist es eine wirkliche Verbesserung, wenn die von Herder eingeführte Unterscheidung zweyer Stimmen oder zweyer streitenden Personen aufgegeben, und dafür die Einheit des Vfs., besonders aus einer feinsinnigen psychologischen Entwicklung der eigenthümlichen Composition des Buchs, zur vollsten Ueberzeugung gebracht wird.

Es würde am Schlusse dieser kritischen Berichterstattung der Versicherung nicht bedürfen, daß wir die unsterblichen Verdienste des Verewigten an die biblische Ilogik keineswegs verkennen oder zu schmälern gelonnen waren, hätten wir nicht blinde Nachbeter und enthusiastische Verehrer zu berücksichtigen, welche es nicht fassen können, daß entschieden ausgesprochener Tadel verfehlter Ausführungen und irre leitender Grundsätze mit einer solchen Anerkennung sich gar wohl vereinbaren lasse, und Verdienste, welche man auf ihr richtiges Maas zurückführt, dadurch nicht geschmälert werden. Daß aber dies geschehe, war nothwendig, damit nicht die Wissenschaft durch Anpreisung und Nachahmung glänzender Fehler in eine Richtung gerathe, welche ihren Verfall nach sich ziehen müßte, und es konnte jetzt um so offener geschehen, da der Tadel den nicht mehr verletzt, welcher sich zum Reiche des Lichts und der Wahrheit erhoben hat. Sein wahres Verdienst aber wird nur derjenige zu würdigen wissen, welcher sich die Zeiten ganz vergegenwärtigt, in welchen er zuerst mit seinem Werke hervortrat; wie er damals Ordnung und Licht verbreitete über eine heillos verworrene und düstere Masse von Material; wie er freymüthig aufzutreten wagte gegen die Vorurtheile eben so unkritischer als verketzerungsfüchtiger Theologen, gegen den frivolen Spott vermeintlich aufgeklärter, der Wahrheit nach aber in beklagenswerther Unwissenheit und Oberflächlichkeit befangener Beurtheiler; wie er neben dem unvergleichlichen Herder Liebe, ja Begeisterung für schinäglich vernachlässigte Studien bey Tausenden erweckte und die ehrwürdigsten Denkmäler des Alterthums ihrem wahren Werthe und Gehalte nach erkennen ließ. Zugleich wuch ein schöner Fluß der Rede, welche Klarheit der Darstellung, welches lebendiges Gefühl, welchen Reichthum an Ideen, welche Vielseitigkeit der Kenntniss und des Geistes er in der neuen Grundlegung der Wissenschaft darlegte. Gewiß Vorzüge genug, um seinem Werke auch alsdann noch die Bewunderung zu sichern, wenn seine Fehler Keinen mehr blenden und irre leiten.

D. v. C.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIessen, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts*. Von Anselm Ritter von Feuerbach, K. Baier. wirkl. Staatsrath u. f. w. Neunte, verbesserte, vermehrte, zum Theil umgearbeitete Ausgabe. 1826. XXIV u. 542 S. 8. (2 Rthlr.)

Das Werk eines Mannes, der in der Behandlung der Criminal-Rechtswissenschaft zuerst dem Bedürfnis einer Zeit, welche höhere Ansprüche machte, abhelfend, eine neue Bahn vorzeichnete und mit dem lohnendsten Erfolge betrat, der sich eine allgemeine Autorität unter den Criminalisten geschaffen, wie fast kein anderer — ein solches Werk, das seit vielen Jahren in den Händen der lehrenden, lernenden und ausübenden Criminalisten sich befindet, erst jetzt dem gelehrten Publicum neuerlich zu empfehlen, oder das längst benutzte nach seinem System, seiner Eigenthümlichkeit, seiner Behandlungsweise schildern zu wollen, würde eine sehr entbehrliche Arbeit seyn. Die Zeit hat über dasselbe in der Art, wie es aufrat, und über die einzelnen Ausgaben bis zu der vorletzten, wo ein Stillstand gegen die fortschreitende Wissenschaft eintrat, ihr lobendes und anerkennendes, wie ihr tadelndes Urtheil ausgesprochen, und es kann hier nur davon die Rede seyn, die neue Ausgabe in ihrem Verhältniß zu den vorhergehenden und zu dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft zu betrachten, und das Lob, welches derselben gebührt, um so unbefangener zu begründen, je weniger weder die Vorliebe für den Vf., noch dessen Autorität und die Verehrung seiner Verdienste uns abhalten darf zu bekennen, wie auch die größten Leistungen dem Wunsche noch Vieles übrig lassen, und die Wissenschaft gerade an diejenigen, welche viel vermögen, auch die größten Forderungen machen dürfe. Es kann nämlich nicht geleugnet werden, daß es schmerzlich zu bedauern war, in einer Reihe neuer Ausgaben des Lehrbuchs, besonders der letztern (mit Ausschluss der vorliegenden neuesten) fast nur unbedeutende Aenderungen wahrzunehmen; die nothwendige neue Umarbeitung nach den Forderungen der Wissenschaft in ihren Fortschritten zu unsrer Zeit blieb aus, und man fand nicht einmal das verbessert, was unabhängig von neuern Grundsätzen und Entdeckungen schon nach dem bisherigen

gen Standpunkt der Quellen einer Revision bedurfte, selbst einzelne Fehler blieben stehen. Mögen sie auch zunächst damit entschuldigt werden, daß der Vf. einige Auflagen nicht selbst revidirte, so war es um so auffallender, sie auch in der 7ten Ausgabe wieder zu finden, welche der Vf., nach der Vorrede, selbst durchgesehen hatte, „um dem Publicum seine Dankbarkeit für die gute Aufnahme seines Werks zu bezeugen.“ Es war schmerzlich für die Anhänger dieses Mannes und seiner Werke, so manche Resultate neuer Bemühungen, welche durch die vereinte Thätigkeit Vieler gerade auch in unsrer Zeit im Criminalrecht zu Tage gefördert wurden, hier so sehr unbeachtet zu sehen, daß längst widerlegte oder wenigstens höchst zweifelhaft gemachte Sätze immer unverändert, nicht etwa als Folge wiederholter Prüfung, sondern deshalb in den neuen Ausgaben vorkamen, weil es dem Vf. an der nöthigen Zeit gebrach, sein Werk von Grund aus umzuarbeiten. Es hatte daher schon seit längerer Zeit aufgehört die vorzügliche Stelle einzunehmen, welche es früher behauptete und, wie bey seinem ersten Erscheinen, als Repräsentant der Wissenschaft in ihrer zeitgemäßen Gestaltung zu gelten. War es doch möglich gewesen, daß mehrere Angriffe gegen Feuerbach in den spätern Heften des neuen Archivs für Criminalrecht, ungeachtet ihrer Unbilligkeit und Unhaltbarkeit, doch von Manchen gebilligt werden konnten! Diesem Umstände verdanken manche andere, nicht allgemein gehaltvollere, aber mit der Zeit fortgeschrittene Arbeiten ihre allgemeinere günstigere Aufnahme; es wurde aber auch wirklich Besseres, obschon nicht frey von Einseitigkeit, von einem entgegengesetzten Standpunkte aus geleistet. Ausser der eignen Anerkennung dieser Nachtheile des Stillstandes ist besonders einem Umstände die bedeutende und vortheilhafte Umänderung der neuen Ausgabe zuzuschreiben. Seit fast fünf Jahren war der allgemeine Theil von Martin's Lehrbuch vorhanden, wenig beachtet, auch von dem Verfasser, als die erschienene Fortsetzung, der besondere Theil jenes lobenswerthen Werks, es zeigte, theils wie viel hier durch neue quellenmäßige Behandlung geleistet sey, theils worin die schwachen Seiten des Feuerbach'schen Buchs, wenigstens in der Behandlung der positiven Lehre seyen. Es war natürlich, daß endlich auch der durch andre Berufsgeschäfte sehr in Anspruch genommene Vf., der unterdessen auch durch ein anderes Werk den Beweis abgelegt hatte, daß ihm das

Zeitgemäße nicht fremd sey, zu der Ueberzeugung kam, er könne und dürfe auf der Wissenschaft, der Publicums und um seiner selbst willen sein Werk nicht ferner in der alten Gestalt erscheinen lassen, und sich also zu einer wenigstens *theilweisen Umarbeitung* entschloß. Dieser Einsicht und der durch Martin gegebenen Anregung verdanken wir nun in der neunten Auflage ein gewissermaassen *neues Werk*, welches mit den Vorzügen der ältern Ausgaben viel neue verbindet, ohne gewisse Mängel der frühern zu theilen. Warum wollte aber der Vf., der so viele Beyspiele edler Selbstverleugnung gegeben hat, nicht offen bekennen, daß innere Nothwendigkeit und Pflichtgefühl ihn zu solcher Umarbeitung veranlaßten, da er doch das Werk selbst ein *lange vernachlässigtes* nennt? Thut er sich nicht selbst Unrecht, wenn er in der Vorrede zweymal hintereinander sagt, daß der Zufall, „daß die Anzeige des Verlegers von der nothwendig gewordenen neuen Ausgabe gerade in dem Jahre eintraf, in welchem dieses Buch ein volles Vierteljahrhundert seines Wirkens und zugleich dessen Verfasser das halbe Jahrhundert seines Lebens zurücklegt“ — und *diese Zufälligkeit*, welche in ihm manche Erinnerungen und Betrachtungen anregte, ihm als besondere Aufforderung galt, seine freyen Stunden dem Werke zuzuwenden? Wir können es nicht verhehlen: so sollte man nicht denken, und wenn man es thut, müthet man es Niemand zu, es öffentlich zu sagen. Daß ein Werk bey spätern Ausgaben einen den Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Charakter erhalte, ist eine höhere Forderung und Nothwendigkeit, und solcher Vorzug darf ihm nicht erst durch Zufall zu Theil werden. Hat es nicht vielleicht mancher Sträfling zu büßen, daß der Zufall nicht früher den Mann, dessen Autorität so viele Praktiker folgen, veranlaßte, manche gefährliche, längst von Andern gemißbilligte Behauptungen, z. B. über die Vermuthung des *dolus*, zurückzunehmen?

Nach dem im Eingange angegebenen Standpunkte, den die Beurtheilung dieser neuen Ausgabe zu nehmen hat, wird es nothwendig, theils in einigen Punkten die neue Ausgabe mit den frühern zu vergleichen, theils einzelne Grundsätze und Folgerungen hervorzuheben und einige Betrachtungen daran zu knüpfen.

Gegen die Art, wie §. 4. das Criminalrecht in einen *allgemeinen* oder *philosophischen* und einen *positiven* oder *besondern* Theil unterschieden wird, ist neuerlich von mehrern Seiten erinnert worden, daß auch der allgemeine Theil auf positiven Bestimmungen mit beruhe, so wie der besondere auf solchen wenigstens nicht ausschließlich; aber der Vf. hat weder den §. 4 geändert, noch, was schlimmer ist, die Behandlung der beiden Haupttheile selbst, woraus schon früher so manche Uebellände hervorgingen, weil die Meinung, daß der allgemeine Theil nicht auch positiv sey, es begünstigt.

beliebige Ansichten statt gesetzlichen Bestimmungen hinzusetzen. In §. 5. Not. c war in der frühern Ausgabe von der C. C. C. Koch's Ausgabe von 1800 als die *neueste* citirt, unrichtig, weil damals 1823 schon die *sechste*, von 1816, da war; jetzt wird die *achzte* als die *neueste* citirt, wieder falsch; da jedoch eine *siebente* Ausgabe erschienen ist. Von Pfister's Rechtsfällen §. 7. N. c giebt es 5 nicht 4 Bände. Die *Geschichte* des peinlichen Rechts wird §. 6 nur aus dem Gesichtspunkte einer *Hülfswissenschaft*, wie früher, erwähnt, also das historische Princip des positiven Rechts auch jetzt noch nicht anerkannt: daher wird auch §. 8 die Geschichte in der Anmerkung kurz abgefertigt, indem die Resultate neuerer, §. 6 Not. c a. E. citirter Untersuchungen nur mit der Bemerkung angeführt werden, daß die geschichtliche Entwicklung des Strafrechts doch auf keine Weise zu einer sichern Grundlage für die Wissenschaft oder die Gesetzgebung führe. Sie *allein* freylich nicht, aber *ohne* sie würde eine lediglich philosophische oder dogmatische Betrachtung im gewöhnlichen Sinne noch weniger sicher seyn! Sollte der Vf. es nicht anerkennen, was besonders im Röm. Privatrecht durch die geschichtliche Behandlung in unsrer Zeit geleistet und was darüber so wiederholt ausgesprochen ist? Darüber läßt sich aber auch nicht disputiren; wo schon die Grundansicht so entgegengesetzt ist, fehlt die Basis zu einem wissenschaftlichen Streite, der nothwendig eine Uebereinkimmung über gewisse Punkte fordert, von welchen man ausgeht. Wir bemerken darum auch nichts über die vielbesprochene Theorie des *psychologischen Zwanges*, welche der Vf. beybehält. In §. 22 ist der Begriff eines *Verbrechens im engern Sinne*, wie in den frühern Ausgaben, ungenau angegeben. Es heißt hier: „Unabhängig von der Ausübung eines Regierungsacts und der Erklärung des Staats giebt es *Rechte*. Diese, durch *Strafgesetze gesichert*, begründenden Begriff eines *Verbrechens im engern Sinne*.“ Nicht doch! ein Verbrechen ist nicht ein durch *Strafgesetze gesichertes Recht*, wie der Vf. auch nicht sagen wollte, aber *sagte* — sondern es ist die *Verletzung* eines durch Strafgesetze gesicherten *Rechts*, wenn man *dabey* stehen bleiben will, wie es der Vf. thut. Zu sehr widerrechtlichen Resultaten führt das §. 32. aufgestellte Princip: ein Verbrechen sey nur möglich an Personen, welche *im Schutz des Staats stehen*, andere, die Ausgeschlossenen, ständen auch außer dem Schutz der Strafgesetze. Allein das Straf-Recht und -Gesetz hat einen höhern Grund und Bestimmung, als daß es bloß zum Schutz der Personen und ihrer Rechte im Staate und durch denselben dient, was nur eine Consequenz eines höhern Grundsatzes seyn kann. Eben so ungegründet ist, nach allgemeinen Principien und nach dem gewöhnlich hier vernachlässigten positiven Rechte, die §. 34 Not. a aufgestellte Behauptung der Straflosigkeit dessen, welcher einen zum Tode Verurtheilten umbringt, ohne durch Auftrag

des Staats ermächtigt (soll heißen ermächtigt oder berechtigt) zu seyn, weil er nicht als Mörder gegen das Recht des Andern, auf Leben, sondern nur als Polizey-Uebertreter handle, worüber wir unsere Ansichten mit Gründen an einem andern Orte mittheilen. Auch der Satz: *Volenti non fit injuria*, ist einer Mißdeutung fähig, wie dann die Behauptung der Straflosigkeit der Tödtung eines Menschen, der den Tod verlangt, auch nicht einmal in der ersten Ausgabe hätte stehen sollen. Allerdings beschränkt der Vf. den Satz auf Rechte, worüber der einzelnen Person die Verfügung zusteht; aber er hat es doch auch selbst jetzt für nöthig gehalten, die Behauptung des §. 33 der vorigen Ausgaben wegzulassen, „dafs das Recht des Andern das einzige juristische Hinderniß unsrer Handlungen sey.“ Dieß war allerdings falsch, denn das Hinderniß ist vielleicht das Gesetz des Staats, und außer diesem juristischen Hinderniß und dem denkbaren factischen (*libertas quidem est naturalis facultas ejus, quod cuique facere libet nisi quod vi aut jure prohibetur* pr. S. de jur. Person.) giebt es noch ein wichtigeres sittliches, das auch das Strafrecht anerkennen muß. Aber wenn es zu billigen ist, dafs der Vf. jenen gefährlichen Satz aufgegeben hat, so ist es um so weniger zu gestatten, dafs sich dennoch die Folgen desselben gleichsam heimlich wieder einschleichen. Dahin gehört auch der Satz des §. 40. II., dafs an Fremden außerhalb des Staats nicht Verbrechen begangen werden, da ja, wie gesagt, der Grund der Strafbarkeit nicht allein in der Rücksicht auf das Object des Verbrechens, sondern auf das Staats-Gesetz liegt, welches an sich unverbrüchlich seyn soll und Gehorsam fordert.

Durch die neue, offenbar bessere Bearbeitung der Lehre der *culpa* §. 55 fgg. sind die Fehler der frühern Ausgaben beseitigt, namentlich der §. 54 immer wieder von neuem abgedruckte Satz, „dafs die Verbindlichkeit, deren Verletzung den Begriff der *culpa* bestimme, in der Nothwendigkeit bestehe, alle Handlungen zu thun oder zu unterlassen, woraus, nach den Gesetzen der Natur, eine Rechtsverletzung entliehen kann.“ Es hätte nämlich heißen sollen: „keine Handlungen vorzunehmen und alle zu unterlassen, woraus u. s. w.“ Hingegen ist jetzt §. 58 Not. a die unhaltbare Behauptung aufgestellt, dafs das, was rücksichtlich privatrechtlicher Folgen gesetzlich sey, *magna culpa dolus est*, um so mehr im Strafrecht Anwendung finden müsse. Im Civilrecht, wo nur die Verpflichtung zum Schadenersatze zur Sprache kommt, ist es natürlich und hat seine guten Gründe, dafs nicht blofs der absichtliche, sondern auch der durch grobes Versehen gestiftete Schaden vollständig vergütet werden müsse; aber wesentlich verschieden von diesem Gesichtspunkte sind die Gründe der öffentlichen Strafbarkeit; die Begriffe von *dolus* und *culpa* sind hier in der Wissenschaft zu scharf getrennt, und auch für die Strafgesetz-

gebung sind die psychologischen Gründe des Entschlusses bey dem Vorsatz und der *culpa* nothwendig so verschieden, dafs es weder nach allgemeinen Rücksichten, noch nach den Gesetzen gebilligt werden kann, *lata culpa* mit *dolus* gleichzusetzen, was auch wegen der gefährlichen Folgen des Vfs. Absicht nicht seyn kann, wie er auch bey der Strafbestimmung selbst seinen Grundsatz nicht anwendet. Das vom Vf. schon so oft gegebene Versprechen, an einem andern Orte befriedigend mit nein zu beantworten, ob die Gesetzgebung Grund haben könne, die *culpa dolo determinata* geringer als *dolus indeterminatus* zu strafen, ist auch jetzt nicht gelöst, sondern nur §. 60 Not. b wiederholt gegeben worden, was nicht zu billigen ist, öftere Verheißungen in Büchern zu machen, die doch keine Gelegenheitschriften seyn sollen. Der §. 60 der frühern Ausgaben, welcher die *praesumptio doli* vergebens zu rechtfertigen sucht, ist jetzt mit der *Präsumtion* selbst weggeblieben, wovon zu §. 87 mehr zu erwähnen ist. Bey der Lehre der Criminalverjährung findet sich §. 64 Not. c wieder die Bemerkung, es lasse sich geschichtlich erweisen, dafs es noch keine Criminalverjährung in Cicero's Zeitalter gegeben habe. Bey der Art, wie der Vf. von der Rechtsgeschichte denkt, muß man sich entweder darüber wundern, wie so zufällig und beliebig hier und da einmal eine historische Notiz mitgetheilt wird; oder auch wieder fragen: warum sie hier gleichsam geheimnißvoll erfolgt? „Es läßt sich erweisen“ — aber wir hätten lieber den Beweis selbst um so mehr, als ihn der Rechtsgeschichte schuldig zu bleiben und das Criminalrecht vernachlässigen. Warum citirt der Vf. nicht wenigstens Cicero's Rede pro C. Rabirio perduellionis reo, worin dieser wegen eines vor 36 Jahren angeblich begangenen Verbrechens öffentlich Angeklagte vertheidigt wird, ohne dafs die Verjährung mit als ein Defensions-Grund geltend gemacht wird. Diese Lehre erwartet eine ihr demnächst zu Theil werdende Revision eines Civilisten, der seinen vorzüglichen Beruf hierzu bereits bethätigt hat. Zu §. 65 bemerken wir als Beweis, wie viel besser es sey, sich an die Quellen zu halten, dafs die Verjährung von 5 Jahren, nach den von dem Vf. selbst im Abdrucke mitgetheilten Stellen, für alle Vergehen gegen die *Lex Julia de adulteriis* Statt findet, nicht nur für die, wie es im Buche heist, durch gesetzwidrige Befriedigung des Geschlechtstriebes begangenen, wenn sie nicht zugleich eine Verletzung persönlicher Rechte (soll heißen: Verletzung der Person selbst, oder ihrer Rechte) enthalten. Die Stelle selbst handelt gerade über die Frage von der Verjährung solcher Verbrechen, wodurch jemand nicht seinen Geschlechtstrieb befriedigt, z. B. des *leno*, und derjenigen, „qui domum suam stupri causa praebuerunt.“ In der Lehre der Infamie, welche ungeachtet des dringenden Bedürfnisses unverändert geblieben ist, findet man auch diesmal wieder nur im Ganzen dunkle Andeutungen und Hin-

weisungen auf eine besondere erforderliche Ausföhrung, „die hier nicht am Orte sey.“ Man muß es bedauern, daß der Vf. diese nicht geliefert hat und daß er die neueste Schrift von *Marzoll*, welche nicht nur für das *Römische*, sondern auch für das *einheimische* Recht in dieser Lehre so wichtig ist, unbeachtet, ja nicht einmal in der Literatur-Angabe genannt hat. Das Schwierigste in dieser Lehre liegt mehr in der nur mittelst eines historischen Studiums möglichen *Vermittlung der Principien der verschiedenen Rechte*, als in der Ausmittlung der Grundsätze der besondern Rechte selbst. Auch ist in Beziehung auf solche Hinweisungen und Andeutungen u. f. w. zu bemerken, daß dem akademischen Lehrer, der sein Lehrbuch erläutert und der seine methodischen Gründe haben kann, nicht Alles im *Buche* selbst ausführlich mitzutheilen, eine mit der mündlichen Erörterung in Verbindung stehende Freyheit erlaubt sey, welche keineswegs in dem Grade andern Schriftstellern gestattet werden kann, die zum Schreiben nicht durch ihren äußern Beruf aufgefordert werden; folglich, wenn sie es thun, auch ihre Meinung so gut als möglich bestimmt und begründet hinstellen sollten. — In der Lehre von den *Gründen der absoluten Strafbarkeit* ist die Darstellung der Gründe der subjectiven Strafbarkeit §. 84—91 neu bearbeitet, und hat dadurch, wie zu erwarten war, gewonnen; was wir aber nicht zugeben, sind Consequenzen der Theorie des Vfs.: so namentlich, daß der Zweck des Strafgesetzes in eine Einwirkung auf das Begehrungsvermögen, zu Verhinderung der Rechtsverletzungen, folglich deren Entstehung auch lediglich in das Begehrungsvermögen gesetzt wird, wie dann auch hier, wie in andern Lehren, überall Gemüth statt *Geist*, *Willen*, *Einsicht*, und überhaupt diese an sich verschiedenen Ausdrücke ohne gehörige Unterscheidung gebraucht werden. Der Vf. stellt hier die Vermuthung der *Zurechnungsfähigkeit* als Regel auf; §. 86 bemerkt nun aber gegen seine frühere Ansicht §. 87, daß daraus nicht nothwendig die *praesumptio deli* folge. Rec. ist damit um so mehr einverstanden, je länger er bereits den Wunsch hegte, daß es dem Vf. gefallen möge, mit Beachtung dessen, was in neuerer Zeit dagegen gesagt worden ist, seine frühere gefährliche Behauptung zurückzunehmen. Wer es weiß, welche fürchterliche Folgen bey trägen Richtern, die sich statt sorgfältiger Ausmittlung aller Umstände lieber mit der *Vermuthung des dolus* behelfen, zumal wenn sie dabey auf die *Autorität*

(Der Beschlufs folgt.)

eines berühmten Mannes sich berufen können, statt die Quellen und neuern Forschungen zu studiren — auf die Praxis haben, der muß es ernstlich beklagen, daß der Zufall, welcher die Umarbeitung veranlaßte, nicht früher sich zugetragen habe. Die Schriften, welche *Not. * citirt* werden, *Wening* und *Borst*, waren ja längst zugänglich, und die Gesetze doch auch: es fällt also nicht nur die Behauptung der frühern Ausgaben, daß diese Präsumtion durch L. 1. *Cod. ad leg. Cornel. de sicariis positiv* begründet sey, sondern auch, daß *Grolman* den Satz gründlich erwiesen habe, hinweg; nicht minder war es nun aber nothwendig, die Präsumtion der *Zurechnungsfähigkeit* auf *andere* Weise als früher zu rechtfertigen, wo sie nämlich §. 90 durch die *Analogie der Präsumtion des dolus* erwiesen werden sollte. Dies war schon darum zu mißbilligen, weil, selbst die Rechtmäßigkeit der Vermuthung des bösen Vorsatzes zugegeben, die Gründe beider gänzlich verschieden sind, und weil demnach aus der einen so wenig die andere folgen konnte, als umgekehrt jetzt etwa die *Zurücknahme* der einen die andere *entkräftet*. Die Imputationsfähigkeit, welche zu den allgemeinen Voraussetzungen der Strafbarkeit überhaupt gehört, wird aber wirklich, und zwar deshalb zu präsumiren seyn, weil der Umstand, daß ein Mensch seiner geistigen Kräfte mächtig sey, der regelmässige, und die Geistesabwesenheit u. f. w. Ausnahme ist, welche als solche zu erwiesen ist, während eine davon wesentlich verschiedene Frage ist, ob der überhaupt mit Willen handelnde Mensch auch gerade *diesen bestimmten Erfolg* gewollt habe, oder ob *dieser*, ohne seinen Willen, aus seiner in *anderer Absicht* unternommenen Handlung entstanden sey? was einer Untersuchung bedarf, wobey die vom Vf. §. 87 angegebenen Umstände zwar zu beachten, aber nicht die *einzig* sind, und allerdings ein näherer Beweis, dessen Hersteellung nach unserm Proceß eine Pflicht des Untersuchungs-Richters ist. Mit Recht nimmt der Vf. diesmal Rücksicht auf die in neuerer Zeit gangbar gewordenen Theorien der *Aerzte* und *Psychologen* rückfichtlich angeblicher Unzurechnungsfähigkeit gewisser Personen, welche vermöge besonderer Triebe zur *Brandstiftung*, *Entwendung* u. f. w. geneigt sind, und entscheidet sich richtig gegen die zu weite Ausdehnung, deren Resultat völlige Straflosigkeit in vielen bedenklichen Fällen und Verachtung des Gesetzes seyn müßte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIessen, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts*, von Anselm Ritter von Feuerbach u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Neu bearbeitet ist §. 97 ff. die Lehre der allgemeinen Milderungsgründe. Indess scheint hier unter andern die Grenze zwischen versuchten Verbrechen und Mangel am vollen Thatbestande, nicht überall beobachtet zu seyn. Die Grundsätze, nach welchen der Richter bey unbestimmten Strafgesetzen verfahren soll, um eine der Eigenthümlichkeit des Falles angemessene Strafe herauszubringen, sind §. 102 ebenfalls mit Berücksichtigung der Ansichten Neuerer, besonders Martin's, modificirt; wenn aber der Vf. die Bildung einer Analogie überhaupt eines innern Zusammenhangs der Grundsätze unsers gemeinen Rechts deshalb für unmöglich hält, weil dessen verschiedene Bestandtheile jeder seinen eignen Geist hätten (den jeder, nach verschiedener Beschaffenheit seiner Augen in dieser oder jener Gestalt, oder auch gar nicht sieht) und deshalb eine eigne Theorie nach allgemeinen Principien aufgestellt wissen will, so muß man bemerken, das der Vf. sich selbst zu denen bekennt, die diesen, allerdings vorhandenen Geist nicht sehen; das ferner hiernach überhaupt kein *gemeines*, weder *Civil*-, noch *Criminal*- ja selbst kein *Germanisches Recht* angenommen werden dürfte, und das also auch hier wieder die geschichtlichen Notizen des positiven Rechts unbeachtet geblieben; endlich, das nach jener allgemeinen Theorie die sonderbarsten Resultate an verschiedenen Orten zum Vorschein kommen müssen. Hier wird nämlich §. 103 die Gefährlichkeit der Handlungen für den Rechtszustand als allgemeiner Rechtsgrund und somit auch Maassstab der Beurtheilung der Grösse der Strafbarkeit angegeben: allein, da andere möglicherweise nur jenen ersten Grundsatz der Bildung einer eignen Theorie, aber nicht diese selbst, dem Vf. zugeben, sondern sich vorbehalten, darüber ihre individuellen Ansichten geltend zu machen, so wird man, wie auch von Andern bemerkt ist, bald Urtheile erfahren, die der Ansicht der Gesetzgebung völlig entgegen sind. Das der *dolus* stets durch eine *sinnliche* Triebfeder bestimmt werde, §. 118, ist nur so weit richtig, als

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

man *sinnlich* in einem andern, als dem *gewöhnlichen* Sinne nimmt. Gegen §. 121 Not. a. ist auch jetzt zu erinnern, das es eine harte und ungerechte Abfertigung der Gegner ist, wenn der Vf. behauptet, sie hätten durch Verwechselung gewisser Sätze *geglaubt* gegen ihn zu streiten. Es ist gegen ihn viel und mit Erfolg gestritten worden, und da Niemand unfehlbar ist, da die Wissenschaft fortschreitet, und ihre Resultate nur durch vereinte Thätigkeit der Besten gefördert werden, so bleibt es ja nicht minder Feuerbachs großes Verdienst, auch viele gründliche Forschungen Anderer veranlaßt zu haben. Ja wenn selbst der grössere Theil seiner Behauptungen von Philosophen oder Rechtsgelehrten, seine Theorie und seine Methode nicht mehr wie *einst*, betrachtet werden sollten, so würde das Verdienst Feuerbachs für sein Jahrhundert und für länger dadurch nicht vermindert seyn. Um so höher muß aber solch ein Mann über der gewöhnlichen Empfindlichkeit stehen, die leider auch hier wieder öfters hervortritt. — Wir gehen zum *besondern Theil* über, müssen aber kürzer bey demselben verweilen und demnach, mit Uebergang manches Lobes, welches der Ausführung vieler Lehren gebührt, wieder auf Einzelnes, besonders Neues, aufmerksam machen.

Bey dem *Hochverrath* ist auch hier, §. 165, die früher gegebene Theorie der *drey Staatsverträge*, des *Vereinigungs*-, *Unterwerfungs*- und des *Verfassungs*- *Vertrags* beybehalten worden. Da dies aber durchaus willkürlich ist, die Gesetze auf diese Unterschiede nirgends Rücksicht nehmen, die Bestrafung aller Arten des eigentlichen Hochverraths dieselbe ist, so scheint die Deutlichkeit der Darstellung dadurch nichts zu gewinnen, das man sich unnöthigerweise in ein Gebiet von Controversen begiebt. Die Lehre der *Majestätsbeleidigung* ist zweckmässig umgearbeitet; in so fern sich namentlich nach Röm. Recht hier die Grenze zwischen diesem und dem vorhergenannten und andern Verbrechen oft nur schwer ziehen läßt, hat der Vf., zum Theil wenigstens, die Praxis für seine, von Martin vielfach abweichende Darstellung. Bey den *Münzverbrechen* sind einige durch Martin veranlaßte Zusätze. Bey dem *crimen ambitus* sollte eine kurze *historische* Darstellung nicht fehlen. Eben so bey dem *Zweykampf*, wo nicht nur einige Bemerkungen gegen die Unterschiede der Strafbarkeit, namentlich der verschiedenen Arten der Theilnahme vermisst werden oder Zweifel erregen, sondern auch die §. 193 Note a.

S

nun

nun schon so oft wiederholte Anklage, „dafs in einem bestimmten, dem Vf. bekannten Lande Mitglieder höherer Behörden Duellen offenkundig und ungestraft begehen und sich dessen rühmen dürfen“ zu der Frage veranlaßt, warum diels in einem *Lehrbuch* steht, und der Vf. nicht vielmehr suche, dem Unwesen steuern zu helfen? Wenn der Lehrer nicht blofs das Duell *criminalistisch* betrachten will, wozu ihm diese Note durchaus *entbehrlich* ist, sondern auch pflichtmäfsig seine Zuhörer vor einem gerade auch bey *ihrem Stande* herrschenden Vorurtheil zu warnen bemüht ist, so sieht ihm diese Note stets im Wege, und es ist geradezu zu bemerken, dafs sie grofsen Schaden stiftet. Die drey Arten der §. 194 ff. erwähnten *Befreyung eines Gefangenen* fallen unter so verschiedene Gesichtspunkte, dafs sie kaum passend sämmtlich hier zusammengefaßt werden. Bey dem *Urphedebruch*, dem *Aufbruch* sind einige gute Aenderungen. Die Bestimmung des Unterschieds von *Mord* und *Todtschlag*, §. 215, entspricht auch jetzt noch nicht den *Quellen*, so wenig als die Bezeichnung des *qualificirten* Mordes. Auch lassen sich noch immer gegen die §. 226 angegebene Auslegung des Art. 148, wonach in dem bekannten bestrittenen Falle der Urheber der letzten Verwundung als Todtschläger betrachtet werden solle, gegründete Zweifel erheben. Der *Selbstmord* wird besser im *allgemeinen Theil* erwähnt, wie dieses auch einige Neuere gethan haben. Die Lehre der *Körperverletzung*, des *Menschenraubes* und der *Entführung* haben einige im Ganzen zu billigende Aenderungen und Zusätze erfahren. Bey den *Injurien* ist die Not. a. §. 175 gegen *Rosshiri*, der sich bemüht hat, den Standpunkt des *Röm. Rechts* mehr hervorzuheben, ungerecht, und wieder nur aus dem blofs dogmatischen Standpunkt zu erklären, den dieses Buch befolgt. Hier ist aber in der That das Römische Recht nicht blofs *Curiosität*, da die Lehre der *gemeinen Injurien* im Ganzen nur auf Römischen Quellen und der Praxis, nicht auf *einheimischer gemeinrechtlicher* Gesetzgebung beruht, folglich gerade hier eine nur auf historischem Wege zu bewirkende Vermittlung verlangt werden mufs. Die Lehre vom *Pasquill* ist ebenfalls richtiger dargestellt; die *Gotteslästerung* wünschten wir, so wenig wie die *turbatio sacrorum* zu den Injurien gestellt zu sehen. Auf die jetzt besser berücksichtigten Quellen hat Martin aufmerksam gemacht. Auch die Lehre vom *damnum injur. datum* ist zweckmäfsig nun dargestellt. Bey den *Entwendungen* besteht die wichtigste, längst auch gewünschte Aenderung in der Zurücknahme der früher, ganz ungesetzmäfsigen Behauptung des unbedingten Rechts, einen nächstlicherweile im Haufe betroffenen Dieb zu tödten. Weder das *Röm. Recht* noch die C. C. C. unterstützten des Vfs. Behauptung. Wenn er nun seine neue, von vielen Andern längst aufgestellte Ansicht aus den einfachen Worten des stets zugänglich gewesenen Art. 150 ableitet, so ist es auffallend, dafs er jetzt *Grolman* nicht anführt, der schon in allen früheren Ausgaben gefallen lassen mufste,

hier als einer citirt zu werden, welcher Behauptungen aufstelle, „die sich nirgends in den Quellen finden.“ Ueber die Stellung der einzelnen Verbrechen im *Systeme*, und die Classification der Unterarten einer und derselben Verbrechen-Gattung müssen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, alle weitere Bemerkungen unterdrücken; indess ist es bey der Lehre vom *Diebstahl* anzuerkennen, dafs sie durch die Veränderung den gemeinen Diebstahl, nicht wie bisher, zuletzt, sondern vor den *ausgezeichneten* Arten vorzutragen, sehr viel gewonnen hat; wenn auch nicht in dogmatischer, doch in methodischer Hinsicht. Die Rückkehr zu des Vfs. ursprünglicher Ansicht über die Bestrafung des f. g. dritten *Diebstahls* nach Art. 162, gegen die spätere nach *Konopak* veränderte, ist gleichfalls durch *Martin's* Vorgang zwar veranlaßt, aber, wie sich gewifs darthun läfst, nicht gerechtfertigt. Die Bestimmungen der C. C. C. über die Bestrafungen der *Kirchenräuber* theilt nun der Vf., und mit Recht so mit, dafs er zugiebt, das *Religionsbekenntnifs* des *Verbrechers* komme jetzt so wenig, wie das des *Richters* in Betracht: denn der Grund der Strafe, die hier aber nicht vertheidigt werden soll, ist nach dem Gesetz die *objective*, nicht die *subjective* Gröfse der Verletzung. Für die Nothwendigkeit, dieses anerkennen zu müssen, rächt sich der Vf. in §. 347 Not. a. Hoffentlich sind seine Beforgnisse ungegründet, auch wollen ja die Gegner keinesweges die mildere, und in den Ansichten der Zeit gerechtfertigte Praxis verdrängen, sondern nur dem Gesetz selbst sein Ansehn verschaffen, eine Bemühung, worin ihnen im Allgemeinen vorausgegangen zu seyn, eines der grofsen Verdienste des Vfs. ist. Bey dem *Raube*, der *Brandstiftung*, *Verletzung des Rechts aus Verträgen*, dem *Ehebruche* ff., sind einige, nicht unerhebliche Verbesserungen. Hingegen seine Ansicht über das, was zur Vollendung dieser und anderer Arten von Verbrechen, welche unter die *Lex Julia de adulteriis* fallen, gehört, hat er nicht geändert. Eben so sind die folgenden Lehren der bey ihm f. g. *materiell* und *formell* vagen Verbrechen in vieler Hinsicht besser und quellenmäfsiger bearbeitet. Bey dem *Meineid* kommt §. 422 Not. d. eine Erörterung vor, die wie, abgesehen davon, ob es ihm gelungen, namentlich gegen *Mittermaier* seine Ansicht durchzuführen, mehrere wünschten, so gründlich und zweckmäfsig hier viel in engen Raum zusammengestellt ist, und gibt einen Beweis, welchen Grad von Güte und wissenschaftlichem Werth das Werk haben könnte, wenn der Vf. seine Zeit und Kraft demselben im reichern Mafse zuwenden konnte. Dafs bey der *Grenzverwirrung* der Unterschied des *einfachen* und *qualificirten* Verbrechens nicht beybehalten ist; der auch bey so vielen andern Verbrechen fälschlich aufgestellt wird, hat man wieder *Martin* zu verdanken, welcher in neuerer Zeit das Princip, wonach man in Ansehung der Strafbestimmungen des gemeinen Rechts, einfache und qualificirte Verbrechen Arten unterscheiden darf, wieder eingeschärft hat. Auch die Lehre dar

Calumnie ist verbessert und vermehrt. In den Veränderungen und Vermehrungen der Lehre der von ihm f. g. *Polizey-Verbrechen*, so wie besonders die *Verbrechen der öffentlichen Beamten*, wo mehrere *sonst übergangene Fälle* behandelt werden, ist ebenfalls *Martin* ein Vorgänger gewesen.

Eine Umarbeitung des *Criminal-Processes* hatte der Verfasser gleichfalls gewünscht, aber nicht mehr vornehmen können; indess fehlt es auch hier nicht an *einzelnen* guten Veränderungen, so wie auch die Lehre vom *Untersuchungs-Processe* umgearbeitet ist. Was man am meisten vermisst, sind gehörige Nachweisungen aus den *Quellen* und besonders aus den *Schriften der Praktiker* jener Zeit, wo sich der gemeine Criminal-Procesß mehr ausbildete. Wie viel aus diesen zu entlehnen und zu lernen sey, sehen wir jetzt aus *Biener's Beyträgen zur Geschichte des Inquisition-Processes*.

Der beschränkte Raum, welcher dieser Anzeige vergönnt ist, erlaubt nicht, in alle Einzelheiten einzugehen, weder um jede Stelle anführen zu können, wo der Vf. sich bemüht hat, dem Werke eine größere Vollendung zu geben, noch um über einzelne ältere oder neuere Behauptungen mit ihm zu disputiren. Schon das bisherige reicht hin, um zu zeigen, wie sorgfältig der Vf. diesmal im Nachtragen, und im Beputzen neuerer Ansichten, und der wissenschaftlichen Fortschritte, verfahren sey. Die Grundansichten, das System u. f. w. sind auch allgemein bekannt, und es kann hier so wenig die Absicht seyn, auf diese, als auf die abweichenden Ansichten Anderer erst die Kenner aufmerksam zu machen. Das Buch ist in seiner jetzigen Gestalt ein *vortreffliches*, und wird sicher in einer wiederholten Bearbeitung wieder das *erste in seiner Art* seyn. Zu wünschen wäre freylich auch eine theilweise Aenderung eben der *Art* selbst, d. h. ein wirkliches Anerkennen des *historischen Princips*, welches in Verbindung mit einer *richtigen Philosophie* dem dogmatischen erst seinen wissenschaftlichen Grund gewährt. Und dieses ist um so mehr eine Forderung der Zeit, da das gemeine Criminal-Recht doch mehr *doctrinelle* als *praktische* Wichtigkeit hat, und dieses künftig in noch höhern Grade der Fall seyn wird. Die Aufgabe der Wissenschaft wird sich vermehren je größer die Zahl der *besondern Gesetzgebungen* wird, deren Verbindung mit dem ältern Recht fast nur noch auf *wissenschaftlichem Wege* erhalten werden kann, aber auch *muss*. Auch bleibt das Geschichtliche besonders auch von dem *legislativen und politischen* Standpunkte aus, von hoher Wichtigkeit. Fallen aber mit dem *praktischen Interesse*, auch jene *wissenschaftlichen* hinweg, so ist nicht zu berechnen, welchen Nachtheil einst die Beschränkung auf das *Studium geltender Particular-Rechte* haben kann. Dagegen muss uns der *bessere Geist* schützen, und das was in solchem von *denen* geleistet wird, welche dazu berufen sind.

BERLIN, b. L. Oehmigke: *Moral und Religion in der Gerechtigkeitspflege*. Ein Versuch von dem Justizrath *Wiese* zu Rathenow. 1825. VIII u. 190 S. kl. 8.

Dass es mit der Gerechtigkeitspflege am besten stehen werde, wenn sämtliche Justizpersonen nicht bloß Rechtsverständige und gesetzmäßige Beamte, sondern überdies durchaus sittliche und religiöse Menschen seyn werden, dass mithin von der Verbreitung der Moral und Religiosität unter ihnen ein weit größerer Erfolg zu erwarten sey, als von allen Verbesserungen der Gerichtsordnung und Umgestaltung des Gerichtswesens, das ist der Gegenstand der Ausführung des Vfs., welche kaum Jemand in der Hauptsache zu bestreiten gesonnen seyn wird. In mehreren Nebendingen möchten allerdings die Allermeisten wohl andrer Meinung seyn. Dass einzeln stehende Unterrichter überhaupt der collegialischen Einrichtung der Untergerichte vorzuziehen wären, dass ein *Forum exentum* darum löblich sey, „weil die Angelegenheiten der eximirten Stände in der Regel von der Beschaffenheit wären, dass sie, vermöge ihrer Wichtigkeit und nicht seltenen Verwicklung, wovon der Grund theils in der Natur dieser Gegenstände, theils in den besondern Verhältnissen mehrerer eximirten Stände, vorzüglich der Staatsbeamten, zum Staate liege, eine genauere Behandlung und tiefere Erwägung erforderten, als die gewöhnlichen Geschäfte der Untergerichte, die, aufrichtig gestanden, in der Regel so angethan wären, dass ihre Behandlung kein so tiefes Eindringen in die Rechtswissenschaft erfordert,“ wird nicht leicht Jemand zugestehen, der z. B. den Sitzungen des Stadtgerichts und Oberlandesgerichts zu Magdeburg, Stettin, Frankfurt, Breslau u. f. w. beygewohnt. Immer würde daraus nur eine Verschiedenartigkeit der Behandlung der Gegenstände, keine Verschiedenheit des persönlichen Gerichtsstandes folgen. Der Vf. ist ganz augenscheinlich im Bewusstseyn, auf seiner Stelle seinen Beruf zu erfüllen und weniger leisten zu können, wenn er nicht so frey handeln könnte, von Vorliebe für eben diese Stellung eingenommen, und geht über dies in seinem Eifer für das Gute zuweilen zu weit. So z. B. wird es kein Mittel zur Förderung des Reiches Gottes abgeben, wenn der Richter eine Parthey auch vermag, lieber einen irdischen Vortheil aufzugeben, als seinen Gegner einen falschen Eid ableisten zu lassen. Ein Richter, der darauf ausginge, würde weit die Grenzen seines Amts überschreiten. Mitunter sind die Vorstellungen des Vfs. auch nicht klar geworden, und es kommen Begriffe vor, welche davon handgreifliche Beweise geben. Die Eintheilung des Egoismus in den logischen, moralischen und Geldegoismus ist ein eben so verworrenen Gedanke, als der wiederholentlich vorkommende Ausdruck: *Moralholz*. Nichts desto weniger wünscht Rec. recht sehr, dass jeder Jurist diese Schrift lesen und — beherzigen möge. Denn das bloße Lesen thut freylich nichts; auch werden diejenigen, welche

che keinen Sinn für die Denk- und Handlungsweise des achtbaren Vfs. mitbringen, das Buch bald aus der Hand legen, und sagen: das sollte mir fehlen, daß ich mich so abmühte, so nur meinem Berufe lebte, so dem Amte fröhnte und das Amt nicht für mich brauchte, meine Resource und l'Hombre-Partie hintenanzetzte, und mich aus einem genießenden Weltmanne in einen mühseligen Arbeiter umwandelte. Allein es giebt auch Viele, welche wohl Empfindung für das Edlere und Bessere haben, und denen es zur Ausbildung derselben nur an Aufmunterung, Vorbildern und deutlicher Erkenntniß mangelt. Diese werden viel Nahrung in dem vorliegenden Werke finden. Sie werden da die Bekanntschaft eines Mannes machen, der seine eigene Stellung ganz kennt und ausfüllt, der die Mißbräuche und Abwege derselben sorgfältig vermeidet, und der es zum Motto seines Lebens gemacht hat, mit dem ihm anvertrauten inneren und äußeren Pfunde für die Ewigkeit zu wuchern. Die Summe seiner, hier ausgeführten, Ansichten drückt er selbst so aus: „Nicht das technische Element der Gerechtigkeitspflege scheine ihm das Heil derselben zu begründen, wenn nicht dabey die Vorherrschaft des politischen anerkannt, und Moral und Religion aller innern Politik zum Grunde gelegt würde, gleich wie sie in dem heiligen Bündnisse als Grundlage der äußeren Politik anerkannt worden sind.“ Wie hieraus die Erhebung des Materiellen über das Formelle in der Geschäftsführung, die Belebung des *nobile officium judicis*, der Eifer für Gerechtigkeit und deren Förderung, die Bereitwilligkeit und Dienstfertigkeit für alle Arbeiten und Handlungen zu deren Aufrechthaltung sich entfaltet und kräftiget, und wie sehr das bloß auf Legalität achtende, und selbst diese oft bey Seite setzende, Treiben einer nicht geringen Zahl von Justizbedienten dagegen ablicht, hat der Vf. mit hellen Farben geschildert. In diesem Geiste war es auch natürlich, daß er alle Justizeinrichtungen verabscheut, welche bloß Schein für Wahrheit geben und mit der Gerechtigkeitspflege ein Schauspiel treiben, bey welchem sorgfältig verhütet wird, daß Niemand hinter die Coulißes sehe, vielmehr die Zuschauer in dem Wahne erhalten werden, die Bühne stelle das Leben dar. Das Plädoyiren und die Jury sprechen ihn aus diesem Grunde nicht an, aber nicht bloß wegen seines heterogenen Gemüths, sondern aus Gründen, deren Fassung beweist, daß auch der Verstand diesen Dingen auf den Grund gesehen habe. „Die wahre Oeffentlichkeit besteht nicht darin,“ sagt der Vf., „daß bey offenen Thüren vor

Jedermann, es mag mit seiner Vernunft bestellt seyn, wie es will, er mag nähere Kenntniß von den Dingen haben oder nicht, er mag aus Langerweile oder aus Interesse, aus Leidenschaftlichkeit und Parteilichkeit oder aus Gerechtigkeitsliebe in dem Gerichtssaale erschienen seyn, hin und her geredet und darauf ein Urtheil gesprochen wird, sondern darin, daß Jeder, der bey der Sache ein Interesse hat, oder daran zu nehmen berufen ist, sich in den Stand gesetzt sieht, darüber gründlich urtheilen zu können und urtheilen zu lassen. Dazu dient allein die Schrift, welche nicht verhallt; dazu dienen die Erkenntniße, welche mit Gründen gegeben werden müssen.“ — Eine Jury kann bloß meinen, und ehrlicher Weise auch ihr Urtheil nur als ihre Meinung aussprechen; aber sie kann kein Erkenntniß fällen, weil ihr selbst die Erkenntniß des Rechts und der Gerechtigkeit abgeht, weil sie weder die Gründe ihres Urtheils selbst zu erkennen, noch Andern erkennbar zu machen braucht.

Nur Eins hat der Vf. nicht bedacht, was er doch bey seiner Betrachtung hätte bedenken sollen, da es derselben so nahe lag. Wie fängt es der Staat wohl an, Moralität und Religiosität unter seinen Beamten so allgemein und so lebendig zu machen, als es der Vf. wünscht? Wenn nun beide sich nicht erzwingen lassen, wenn es selbst dafür keinen äußeren Maassstab giebt, jedes äußere Erkennungsmittel wenigstens keine Sicherheit gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit gewährt, was soll da geschehen? Soll der Staat auch die Legalität auf die Seite setzen, und wenigstens diese nicht erzwingen, weil sie weniger werth ist, als die Moralität, die nicht erzwingbar ist? Hat der Staat eine Verpflichtung, allen seinen Unterthanen die möglichste Sicherheit zu gewähren, daß seine eigenen Einrichtungen nicht zu ihrer Bedrückung gemißbraucht werden können, und die anvertraute Macht keines Beamten in Willkür ausarten könne? Hat der Organismus der Justiz und die Processordnung einen andern Zweck als diesen? Sind daher Controllen und Förmlichkeiten für diesen Zweck Ausgeburten des Mißtrauens, oder nur Früchte pflichtmäßiger und vernünftiger Vorforge? Die Beantwortung dieser Fragen würde manche Sätze modificirt, und ein eignes Kapitel darüber erzeugt haben, wie die Achtung des Formellen im Staate aus der Moralität selbst hervorgehe, und Legalität und Moralität, wenn beide echt sind, unzertrennlich seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

- 1) PRAG, b. Calve: *Klinische Denkwürdigkeiten*, von Dr. Ignaz Rudolph Bischoff, k. k. öffentl. ordentl. Professor der medicinischen Klinik und praktischen Heilkunde für Wundärzte an der Karl-Ferdinands-Universität, Primarärzte im k. k. allgemeinen Krankenhause und Ärzte des Gebärhause zu Prag. 1825. XII u. 322 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Darstellung der Heilmethode in der medicinischen Klinik für Wundärzte, in dem k. k. allgemeinen Krankenhause zu Prag. Im Jahre 1823.

- 2) *Ebendaf.:* *Klinisches Jahrbuch über das Heilverfahren in der medicinisch-praktischen Schule für Wundärzte in dem k. k. allgemeinen Krankenhause zu Prag. Im Jahre 1824.* Von Dr. Ignaz Rudolph Bischoff, k. k. Professor u. f. w. 1825. XIV u. 144 S. 8.

Nr. 1. Berichte von klinischen Anstalten, wie es jetzt zur Mode geworden ist in gelehrten Zeitungen, ja selbst in dem Anzeiger der Deutschen und in eigenen Schriften mitzutheilen, scheinen dem Rec. im Allgemeinen der Heilkunde nur wenig Gewinn zu gewähren. Denn was kann es der Wissenschaft nützen, wenn man weiß, wie viele Kranke in dieser oder jener Anstalt behandelt worden sind? Wozu soll die Mittheilung ganz gewöhnlicher Krankheitsgeschichten dienen, wie wir sie schon zu hundert gedruckt besitzen? wenn es nicht Berichte von großen Stadtspitälern sind, aus denen man auf den Gang der Krankheitsconstitution einen Schluss machen kann. Doch kommt Alles darauf an, wie man den Gegenstand erfasst, bearbeitet, und in dieser Hinsicht kann des Hn. B. Schrift zum Maßer dienen. Er ist uns schon aus andern Werken als ein treuer Beobachter der Natur bekannt, und von diesem hört man immer gern, was er gesehen hat, als Arzt an einem großen Krankenhause haben seine Erfahrungen einen weitem Umfang: er ist im Stande, den Lauf der Volkskrankheiten, den herrschenden Charakter derselben und die demgemäß zu modificirende Heilmethode kennen zu lernen. Die einzelnen Krankheitsgeschichten sind in bündiger Kürze, stets die wichtigsten Momente scharf bezeichnend, vorgetragen und für die Krankheitslehre wichtige

und fördernde Bemerkungen beygefügt. Diefs Alles wird dieser Schrift allgemeiner und bleibenden Werth geben; sie wird nicht allein für die Zuhörer des Vfs. ein schätzbares Andenken an seinen trefflichen Unterricht bleiben, sondern auch von andern jüngern und ältern Aerzten mit Nutzen und Belehrung gelesen werden.

Während des Schuljahres 1823 wurden in der medicinischen Klinik 141 Kranke behandelt, von welchen 127 geheilt, 2 ungeheilt entlassen, 10 starben und 2 wurden am Schlusse des Schuljahrs in eine der Abtheilungen des allgemeinen Krankenhauses überfetzt, wo sie beide genasen. Die einzelnen Krankheitsformen, welche behandelt wurden, führt der Vf. zuerst nur den Namen nach in chronologischer und in einer tabellarisch-systematischen Uebersicht auf. Dann folgt eine Beschreibung der Witterungsbefchaffenheit, des herrschenden Charakters in dem obengenannten Jahre und eine genauere Darstellung der Behandlung der einzelnen Krankheitsformen in wissenschaftlicher Ordnung nebst mehreren pathologisch-therapeutischen Bemerkungen, aus denen wir Einiges von dem, was uns vorzüglich lehrreich scheint, ausheben wollen. In der ersten Abtheilung von den Fiebern finden wir sehr beherzigenswerthe Worte zur Bestimmung und Würdigung der Begriffe *Synocha* und *Synochus*. Es wird bewiesen, in wie verschiedner Bedeutung jene beiden Worte von den berühmtesten Schriftstellern gebraucht worden sind und zu welchen Verwirrungen dieses Veranlassung gegeben hat. Um diese in der Folge zu vermeiden, macht B. den Vorschlag, dem wir vollen Beyfall geben, den Ausdruck *Synochus* aus der Nosologie ganz zu verbannen und den Begriff der *Synocha* als allgemeines Entzündungsfieber, welches in gelindem Grade nach *Hufeland* und *Reimann* zweckmäßig Reizungsfieber (*febris irritativa*) genannt werden kann, genau zu bestimmen. Er entwirft darauf das Bild des reinen Entzündungsfiebers ohne vorherrschendes Leiden eines Organs oder einer Verrichtung meisterhaft, und fügt mehrere Krankheitsfälle zur Erläuterung bey. Wir sind allerdings auch des Vfs. Meinung, daß man nicht jedes Fieber ohne Ausnahme als den Reflex einer topischen Krankheit im Gesamtorganismus betrachten dürfe; können ihm aber nicht Recht geben, wenn er glaubt, das Wesen des Entzündungsfiebers bestehe in einer krankhaft gesteigerten Thätigkeit des rothen Gefäßsystems und vermehrter

T

Bil-

Bildungstrieb des Bluts allein, jenes ist doch wohl nur einer der Ausdrücke der innern krankhaften Verhältnisse, und mit diesem reichen wir auch nicht aus, um die krankhafte Blutmischung in Entzündungsfiebern zu bezeichnen. Unter die Gattung entzündliche Fieber sind geordnet: 1) das allgemeine Entzündungsfieber, 2) das Katarrhalefieber, 3) das rheumatische Fieber. Die zweyte Gattung, gastrische Fieber, begreift das Saburralfieber und das Gallenfieber. Ein Fall von Saburralfieber, welches in nervös-sauliges Fieber überging und mit Intussusception der Gedärme verbunden war, ist vorzüglich merkwürdig. Während des Laufes der Krankheit war der Unterleib unschmerzhaft und zusammengefallen, vom Anfange an hatte sich Durchfall hinzugesellt, dem nicht Einhalt gethan werden konnte; der Kranke starb in der dritten Woche. Bey Eröffnung des Leichnams fand man sieben ineinanderschiebungen, die sämmtlich von oben nach abwärts gingen, und deren jede über einen halben Schuh betrug; die Diagnose ist in solchen Fällen sehr schwierig. Als Seitenstück zu diesem Falle erzählt der Vf. die Geschichte eines Knaben von 14 Jahren, der an *Hydrocephalus acutus* starb, im Laufe der Krankheit sich bey Stuhlverstopfung öfter erbrach und in dessen Leiche man eine Ineinanderschiebung im dünnen Darne entdeckte, die an Länge zwey volle Schuh betrug, und bey welchen der untere Theil des Darmes in den obern eingeschoben war. Wie schwer war auch in diesem Falle die Diagnose: das vorhandene Brechen ist sowohl Ercheinung der Wasseranhäufung im Gehirne, als auch vorhandener Entzündung in den Gedärmen; es war wohl auch ein festsitzender Schmerz im Unterleibe vorhanden, allein auch dieser findet sich in den letzten Stadien des *Hydrocephalus acutus* nicht selten ein. — Bey einer *Febris biliosa et amenorrhoea* war der Urin schwarzroth, trübe, mit einem chocoladefarbigem Bodensatz, der sich sogleich verlor, so wie die Catamenien eingetreten waren. — Der Vf. widerlegt die Meinung, daß die Natur der Nervenfieber überhaupt in verborgner Entzündung des Darmkanals bestehe, bemerkt aber der Erfahrung ganz gemäß, daß eine schleichende und verborgene Darmentzündung besonders oft zu Fiebern mit nervösem und faulichtem Charakter hinzutrete. Da die Kranken in dem Stadio, in welchem dieses geschieht, gemeinlich in Betäubung und Phantasien liegen, so ist jene Entzündung schwer zu erkennen: der Vf. giebt als Zeichen an, daß die Kranken bey einer tiefen Berührung des Unterleibes, vorzüglich im Unterbauche zuweilen stöhnen, Zeichen des Schmerzes ausdrücken und die Gesichtsmuskeln verziehen; aber auch diese Zeichen scheinen uns bey betäubten und phantastischen Kranken sehr zweifelhaft. — Meistens, aber gewiss nicht immer treten die nervösen Fieber als Folgecharaktere eines vorausgegangenen entzündlichen oder gastrischen Fiebers hervor. Vorzüglich lehrreich sind die Krankheitsgeschichten einer *febris nervosa cum*

enteritide, orta ex pleuritide, einer *inflammatione glandulae thyreoidae* und einer *splenitis* mit Zerstörung der Substanz der linken Niere. — Die Symptome der verschiedenen in der Brusthöhle enthaltenen, zu den Respirationsorganen gehörigen Theile hat der Vf. auf folgende Weise scharf zu bezeichnen versucht: Bey der Brustfellentzündung ist der Schmerz anhaltend, stechend in der Seite des Brustkorbes; er wird durch tieferes Einathmen vermehrt. — Bey der Lungenentzündung ist kein eigentlicher Schmerz, wohl aber ein beengendes Gefühl von Druck, als läge eine Last auf der Brust; Husten, der auch durch tieferes Einathmen erregt wird. Die Luftröhrentzündung charakterisirt sich durch ein Gefühl von Druck und Zusammenziehung unter dem obern Theil des Brustbeins, eigenthümlicher Angst, erschwertes, oft keuchendes Athemholen; äußerst quälenden, stöße-weise erfolgenden, hart tönenden Husten, der schon bey dem Versuche des tiefen Einathmens und bey Einziehen kalter Luft erregt, und von Erstickungsanfällen mit Blauwerden des Gesichts und convulsivischen Zufällen begleitet wird. — Mehrjährige sorgfältige Beobachtung an dem Krankenbette hat uns von der Wahrheit der Behauptung des Vfs, gegen die gewöhnliche Annahme, daß jene Entzündungen sich allerdings in der Natur genau von einander trennen lassen und auch die Zufälle der Peripneumonie mit jenen der Pleuritis und umgekehrt nicht immer verbunden sind. Häufiger kommt aber allerdings reine Pneumonie bis zum höchsten Grade der Krankheit als reine Brustfellentzündung im heftigsten Grade vor: denn zu dieser gesellt sich im Laufe der Krankheit viel häufiger Entzündung der Substanz der Lungen. Bey den Leichenöffnungen findet man freylich gewöhnlich alle Theile entzündet: das kommt aber eben daher, weil bey erfolgtem Tode die Krankheit schon so hoch geliegen ist, daß alle Gebilde von der Entzündung ergriffen wurden und in Auschwitzung oder Brand übergingen. Doch sprechen auch Leichenöffnungen für obige Behauptung, wenn in seltenen Fällen der Tod durch zufällige Ursachen früher entstand. Eine solche interessante Krankheitsgeschichte mit Leichenöffnung, bey welcher das Brustfell allein entzündet gefunden wurde, theilt der Vf. mit. — Sehr gut entwickelt B. das Eigenthümliche des Kindbettebers aus der während der Schwangerschaft erhöhten Lebensthätigkeit der Gebärmutter und des überwiegenden Ernährungsprocesses, der in derselben dann Statt findet, nach der Geburt in jenem Organe zwar aufhört, aber doch aus dem weiblichen Organismus nicht ganz verschwindet. Die Fälle, welche in dem Jahre 1823 vorkamen, verliefen ungewöhnlich milde und wichen einer einfachen gelinden Behandlung. — Rheumatismus, Gelenkentzündung und Gicht unterscheiden sich nach des Vfs. Meinung auf folgende Weise: *Rheumatismen* sind überhaupt Reizungen oder Entzündungen der fibrösen, die Muskeln umkleidenden, oder auch der serösen Gebilde, die sich durch reißende, zu Wanderungen ge-

geneigten Schmerzen auszeichnen, als Hauptursache das unterdrückte Ab- und Aussonderungsgeschäft der Haut durch Verkühlung erkennen und daher durch Wechselwirkung des Hautorgans mit jenen Gebilden vermittelt werden. — Die *Gelenkentzündung* hat ihren Sitz in den Gelenken; sie entsteht entweder nach Art der Rheumatismen durch Verkühlung, oder durch mechanische Ursachen und Krankheitsverfetzungen, oder sie tritt als die Form einer ganz eigenthümlichen Krankheit, der Gicht, auf. — Die Gicht ist eine aus innern Ursachen allmählig aus der Tiefe des Organismus sich entwickelnde Krankheit, die in regelwidriger Thätigkeit der Organe der Verdauung, vorzüglich des Leber-Systems, so wie in einer fremdartigen Mischung des Bluts, welches einen kalkartigen Stoff in dem Urin nicht in hinreichender Menge abscheidet, begründet ist, und sich durch Störungen der verschiedensten Art, vorzüglich durch periodisch wiederkehrende Anfälle von reisenden Schmerzen in den Gelenken auspricht. — Liegt gleich Wahres in diesem, so fehlt doch noch sehr viel, bis das wahre Wesen dieser Krankheiten ergründet seyn wird. Wie verschiedenartige Krankheiten entwickeln sich nicht aus der regelwidrigen Thätigkeit der Verdauung, vorzüglich des Leber-Systems! sollte das Zurückhalten des phosphorsauren Kalks im Blute wirklich die krankhafte Blutmischung in der Gicht erklären? Ueberhaupt dürfte man mit der neuen Humoralpathologie wohl auch schwerlich viel weiter kommen, bevor nicht die Chemie besser vorgearbeitet hat. — Merkwürdig war auch die Erscheinung eines wahren Typhus *contagiosus*, der sich in einem Gefängnisse entwickelt hatte. Man bemerkte dieselben Symptome, welche den Spitaltyphus auszeichnen. Durch zweckmäßige Vorkehrungen wurde der Verbreitung des Typhus in dem Gefängnisse binnen Monatsfrist Einhalt gethan. Von 59 in dem allgemeinen Krankenhause behandelten Typhuskranken starben 10. Auch zwey junge Aerzte wurden in dem Spitale angesteckt und unterlagen der Krankheit. — Noch immer war es zweifelhaft, ob eiterige Lungenschwindsucht wirklich radical geheilt werden kann. Hr. B. erzählt einige Fälle, welche die Aussagen derjenigen bestätigen, die behaupten, sie hätten in den Leichen wirklich geheilte Lungengeschwüre gefunden. Zu wünschen wäre es wohl, daß man sich zur Vermeidung der Mißverständnisse, die durch den verschiedenen Sinn, welchen man den Worten *Phthisis*, *Tubercula*, *Atrophia*, *Febris hectica* und *Febris lenta* unterlegt, die Aerzte sich über die Bedeutung derselben vereinigen möchten, und wir können den Vorschlägen, welche der Vf. in dieser Hinsicht macht, unsern Beyfall nicht versagen.

Die Schrift Nr. 2. ist eine Fortsetzung der Darstellung der Heilmethode in der medicinischen Klinik für Wundärzte zu Prag im J. 1823. Sie erzählt die merkwürdigsten Vorfälle aus dem Schuljahre 1822, und zwar dieses Mal in chronologischer Ord-

nung, da der Vf. in jener Schrift die wissenschaftliche Ordnung gewählt hatte. Vom Anfange Novembers bis Ende Augusts wurden 180 Kranke in die Klinik aufgenommen: von diesen erhielten 113 ihre Genesung, 8 starben, 3 wurden ungeheilt entlassen, 6 wurden am Schlusse des Schuljahrs als Reconvalescenten in die Abtheilungen des Krankenhauses überetzt, wo sie sämtlich genesen. — Auch diese Schrift enthält mehrere lehrreiche Krankheitsfälle; wir wollen nur auf einige derselben aufmerksam machen, da unsre Leser mit der trefflichen Methode des Vfs. bey Erforschung der Krankheiten und dem vorurtheilsfreyen, auf umsichtiger Beobachtung der Natur allein gegründeten Heilverfahren, schon durch die Anzeige der oben genannten bekannt sind. Ein Fall von *Phrenitis* bestätigte Vogel's Bemerkung, daß die Härte des Pulses allein keine Indication zur Wiederholung der Aderlässe geben könne. — Eine *Coxalgia spuria* bey einem Knaben von 12 Jahren: der rechte Schenkel war um einen Zoll kürzer als der linke, und es zeigten sich im Verlaufe der Krankheit mehrere Zufälle der Coxalgie. Dessen ungeachtet wies es sich aus, daß die Krankheit ihren Grund nur in den Muskeln hatte, die durch Rheumatismus krankhaft afficirt, durch ihre Zusammenziehung den Schenkelkopf in die Pfanne hineindrückten und so jene Verkürzung bedingten. — Einige merkwürdige Fälle von Epilepsie und Krämpfen. Die Epilepsie hatte die Kranke, deren Geschichte erzählt wird, plötzlich befallen, und wurde auch in wenigen Tagen durch die antiphlogistische Heilmethode und Zinkblumen beseitigt. In einem Falle war Verstopfung des Stuhlgangs, in einem andern Schreck die Ursache heftiger Convulsionen. In jenem Falle wurden sie durch Klystiere und Abführungsmittel, in diesem durch Blutentziehung, kühlende Mittel mit *Aqu. Lauracer.* und *Flor. Zinci* gehoben. Eine Bauchfell- und Eyerstockentzündung, eine gefährliche chronische Gebärmutterentzündung, bey welcher im Anfange Blutentziehungen, dann Calomel, laue Bäder und erweichende Umschläge den günstigen Ausgang herbeyführten. — Eine *Splenitis*, die sich unter der antiphlogistischen Behandlung den achten Tag durch Schweiß und schleimigen Bodensatz im Urin entschied. — Bey der Syphilis giebt der Vf. der Exsiccationsmethode den Vorzug. Bey der Section eines an *Febris nervosa putrida* Verstorbenen fand sich eine heftige Entzündung in mehreren Stücken des Häftdarmes und des Gekröses, ohne daß man während des Verlaufs der Krankheit auf einen so heftigen Grad der Entzündung hätte schließen können. Nicht unwichtig ist die Bemerkung, welche bey einer *Colica inflammatoria cum ileo* gemacht wurde, daß sich das Erbrechen erst nach Anwendung des Beruspulvers hob, zum Beweis, daß nach beseitigter Entzündung eine bloß gesteigerte Empfindlichkeit des Darmkanals zurückgeblieben war, welche das Erbrechen unterhielt. Sehr lehrreich ist die Geschichte einer Kranken, welche von halbseitiger Läh-

Lähmung befallen, durch volle acht Monate ein Gegenstand der klinischen Behandlung war und nach vielfachem Leiden, in Folge einer musterhaften, mit unermüdeter Thätigkeit und rühmlicher Beharrlichkeit fortgesetzten Behandlung, so weit gebessert entlassen wurde, daß man ihre volle Genesung von dem Gebrauche der Heilquellen zu Teplitz mit Recht erwarten konnte. Es ist zu wünschen, daß der Vf. den weitem Verlauf dieses interessanten Falles bald bekannt machen möge.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, TOULOUSE, BORDEAUX u. MONTPELLIER, b. Hazard: *Catalogue des plantes indigènes des Pyrénées et du Bas-Languedoc*, avec des notes et observations sur les espèces nouvelles ou peu connues, précédé d'une notice sur un voyage botanique fait dans les Pyrénées pendant l'été de 1825; par George Benth. 1826: 128 S. 8.

Obgleich eine verhältnißmäßig nicht geringe Anzahl von Schriften über die pyrenäischen Pflanzen vorhanden ist, so müssen wir dem S. 13 enthaltenen Ausprüche beysimmen: „il n'en existe aucune (nämlich Flore) qui soit passablement exacte et complète.“ Dazu kommt noch der in neuern Zeiten mit vieler Bitterkeit geführte Streit zwischen Picot de La Peyrouse, als Verfasser einer *Flore des Pyrénées* und dem Genfer Professor de Candolle, dem berühmten Herausg. der dritten Auflage der *Flore française* von de la Marck. Unter diesen Umständen würde eine von dem Hn. Benth. auszuarbeitende ausführliche Flora der Pyrenäen nicht anders als höchst willkommen seyn, vorausgesetzt, daß er dabey die beachtenswerthen und strengen Grundsätze befolgen möchte, die dem anzuzeigenden *Catalogue* zum Grunde liegen. Dieses Verzeichniß, alphabetisch geordnet, beginnt S. 57. Es umfaßt, wie schon der Titel darauf deutet, nicht nur die eigentlichen Pyrenäen, sondern auch den *Bas-Languedoc*, indem der Vf. seit einer Reihe von Jahren in Montpellier lebt; doch läßt er die Kryptogamen für jetzt unerörtert, deren Bestimmung der Professor Walker - Arnott in Edinburg übernommen hat. Befolgt ward rücksichtlich der Benennungen de Candolle's *Prodromus* und Steudel's *Nomenclator botanicus*. Bey den meisten Arten befinden sich lehrreiche Bemerkungen über den Standort derselben, eine Kritik der oft sehr verworrenen Synonymen, der vorkommenden Varietäten u. dgl. m. Ganz be-

sondere Aufmerksamkeit ist den schwierigen Gattungen *Cerastium*, *Orobanche*, *Helianthemum* und *Medicago* gewidmet, dergestalt, daß man diese Theile des *Catalogue* als wichtige Beyträge zur Kunde, ja fast als Monographien dieser Genera betrachten kann. Allenthalben ist im Verzeichniß das Bestreben sichtbar, ein von den sogenannten Artenmachern entgegengesetztes Verfahren einzuschlagen. Als neue Arten werden aufgeführt: *Arundo altissima* Benth.: calycibus 3—5floris, valvulis inaequalibus, exteriore flosculus dimidio brevior. Nähert sich dem *Arundo* Donax L. — *Hypecoum grandiflorum* Benth.: caulibus ascendentibus, paniculatis multifloris; petalis interioribus trifidis, lobis oblongo-linearibus, medio substipitato, cochleariforme, margine ciliato, lateralibus subaequali, exterioribus trilobis, lobis lato-ovatis; staminum filamentis basi dilatato-membranaceis, lanceolatis; siliquis articulatis, compressis, arcuatis. — *Lepidium heterophyllum* Benth.: siliculis ellipticis, alatis, vix emarginatis, glabris; stylo exserto filiformi, caulibus diffusis, basi ramosis, apice ascendentibus simplicibus; foliis caulinis sagittatis, dentatis, glabris. — *Santolina pectinata* Benth.: caule fruticoso, ramoso, pedunculis unifloris; foliis pinnatifidis, lacinüs linearibus, obtusis, integris bitrifidis; squamis involucri tenuissime pubescentibus. Wahrscheinlich dieselbe Art, als *S. pectinata* Lagasc. Dem *Catalogue* geht S. 15 eine „Notice sur un voyage botanique fait dans les Pyrénées pendant l'été de 1825“ voran. Die Reise, die drey Monate dauerte, führte den Vf. über die in botanischer Beziehung wichtigern Punkte der östlichen und mittlern Pyrenäen. Sie ist mit anschaulicher Lebhaftigkeit beschrieben, und man wird mit Vergnügen die auf die Einwohner, ihre Sitten, ihre Lebensweise sich beziehenden lehrreichen Bemerkungen lesen. Dem künftigen Besucher dieser herrlichen Gegenden dürften die S. 45 gegebenen nothwendigen Verhaltensregeln und Reisevorschlüge nicht anders als willkommen seyn. Für den eigentlichen Botaniker setzen wir den Schluß des Ganzen hierher: „En résumé, ce sont les Basses-Pyrénées et tout le revers espagnol depuis l'Océan jusqu'à la Méditerranée, qui sont le moins connus. C'est là que le botaniste assez vigoureux pour surmonter tout ce qu'il éprouverait d'obstacles, ferait de riches récoltes en plantes rares; et enrichirait probablement la science de plusieurs espèces nouvelles et curieuses.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

P H Y S I K.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Wellenlehre auf Experimente gegründet*, oder über die Wellen tropfbarer Flüssigkeiten mit Anwendung auf die Schall- und Lichtwellen. Von den Brüdern *Ernst Heinrich Weber* und *Wilhelm Weber*. Mit XVIII Kupfertafeln. 1825. XXVIII und 574 S. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Die Frage, ob ein gutes Lehrbuch der Physik, oder die ausführliche Bearbeitung einzelner Gegenstände derselben von grösserm Verdienste sey und mehr zur Beförderung der Wissenschaft beytrage, bleibt an und für sich, wenn nicht nähere Bestimmungen gemacht werden, offenbar unentschieden. Es ist von der einen Seite gewiss keine leichte Aufgabe, Alles, was im Gebiete der Physik geliefert worden ist, zu übersehen, mit Umsicht zu sordern, unter allgemeine Gesichtspunkte zu ordnen, und endlich so auf eine der Natur des Gegenstandes angemessene, möglichst leichte Art darzustellen, daß es in dem Kreise der für die Wissenschaft Berufenen allgemeinen Eingang finde, und durch die allgemeine Verbreitung zu der besondern Entwicklung der einzelnen Theile und zu neuen Entdeckungen die Anregung gebe. Ein gutes Lehrbuch der Physik ist ohne Zweifel feltner, als gute Special-Abhandlungen. Von der andern Seite ist es ein ganz verschiedenartiges Verdienst, die ganze Geistesthätigkeit auf eine besondere Klasse von Erscheinungen zu richten; die Bedingungen, unter denen sie eintreten und durch welche sie modificirt werden, zu erforschen, indem man diese Bedingungen nach Willkür hervorruft, abändert, beseitigt; die gegenseitige Abhängigkeit verwandter Erscheinungen aufzuspüren, und alle auf die einfachste Grundercheinung zurückzuführen; mit einem Worte: es ist eine Kunst geschickt zu experimentiren und aus den Resultaten des Experiments eine Theorie herzuleiten, die alle einzelnen Erscheinungen unter einander verknüpft und uns vorauslagt, wie dieselben, unter bestimmten Umständen, sich darstellen werden.

Eine sehr gute Special-Schrift liegt uns vor: die *Wellenlehre* der Gebrüder *Weber*. Die Veranlassung zu derselben war, wie in der Vorrede erzählt wird, eine ganz zufällige. Der ältere Bruder nämlich beobachtete im Winter 1821, als er Queck-

silber aus einer Flasche in eine andre goß, daß auf der Oberfläche des Quecksilbers der zweyten Flasche eine höchst regelmässige, aber verwickelte Figur durch das Hereinlaufen des Quecksilbers erregt wurde, welche unverändert fest zu stehen schien, so lange das hereinfallende Quecksilber mit derselben Geschwindigkeit und auf denselben Ort der Oberfläche auftraf; die aber eine andre Gestalt annahm, wenn diese Umstände sich änderten. Er erkannte diese Figur als eine Wirkung sich regelmässig immer an denselben Stellen durchkreuzender Wellen an, und fühlte sich hierdurch aufgefordert, Experimental-Untersuchungen über die Wellenbewegung tropfbarer Flüssigkeiten anzustellen. Er verband sich zu diesem Ende mit seinem Bruder, und so entstand das vorliegende Werk, das jeder der beiden Brüder „als eine vollkommen gemeinschaftliche Frucht vereinigter Anstrengungen“ ansieht. Ein Spiel des Zufalls gab also zu einem Unternehmen die Veranlassung, zu welchem Beweggründe von dem größten Gewichte hätten auffordern sollen. Doch dies ist fast immer der Fall; es führt selten ein logisch-strenger Gedankengang zu einer ersten Entdeckung, und das Ueberraschende, welches eine zufällige Entdeckung mit sich bringt, trägt gewiss nicht wenig dazu bey, das Gewicht einer solchen fühlbar zu machen und zugleich durchblicken zu lassen, wie an eine neue Erscheinung viele andere sich anreihen.

Untersuchungen, wie die vorliegenden, waren in der letzten Zeit zu einem wissenschaftlichen Bedürfnis geworden, das jedem Physiker nahe lag, „seitdem“ — Rec. gebraucht hier den wörtlichen Ausdruck der Vorrede, die in bündiger Kürze das Wichtigste enthält — „*Chladni* seine merkwürdigen Entdeckungen in der Akustik bekannt machte und den Physikern in seinen wunderbar mannichfaltigen und dennoch gesetzmässigen Klangfiguren ein Räthsel vorlegte, das bis jetzt noch nicht gelöst ist, und *Savart* diese Arbeiten durch eine Reihe scharfsinnig erdachter Versuche vervollständigte; seitdem *Young* die Aufmerksamkeit der Physiker von Neuem auf die Beugung des Lichts in den Schatten hinein, und die dabey entstehenden Streifen und farbigen Ringe lenkte und sie zuerst durch die von *Newton* verlassene, von mehreren berühmten Männern, von *Des Cartes*, *Huyghens*, *Euler* angenommene Wellenlehre des Lichts erklärte, indem er die Erscheinung, daß sich Wellen bey ihrer Durchkreuzung an gewissen

wissen Stellen aufheben, an andern verstärken, unter dem Namen Interferenz sehr glücklich zur Erläuterung angewendet, und Fresnel durch äußerst feine Erhandlungen hierüber einen seitdem Poisson durch Rechnung alle Gesetze des Lichts mit Farbenzerstreuung durch die elastischen Medii vollkommen Fourier (Fourier) — — —

und endlich Poisson und Cauchy mit einem sehr genügenden Erfolge die Wellenbewegung des Wassers durch Rechnung enthüllten."

Wir wollen nun, so wie die Bedeutsamkeit des vorliegenden Werks es erfordert, in eine detaillirte Analyse desselben eingehen, und zwar vorzüglich auf diejenigen Versuche und aus denselben gezogenen Schlüsse aufmerksam machen, die den Vff. eigenthümlich sind, und zum Theil, was in einer noch so wenig bearbeiteten, theilweise noch dunkeln Theorie uns nicht befremden darf, mit den bisher gehegten Ansichten nicht in Uebereinstimmung sind.

Das Ganze besteht aus einer Einleitung und zwey Haupttheilen, von welchen der eine von den Schwingungen tropfbarer Flüssigkeiten, der andre von den Wellen in Beziehung auf Licht und Schall handelt. In der Einleitung (S. 1—26) ist von den Schwingungen überhaupt, die in verschiedenen Medien möglich sind, die Rede, und hauptsächlich wird die Eintheilung der Schwingungen in zwey Arten hervorgehoben, nämlich *erstens* in fortschreitende Schwingungen, oder die eigentliche Wellenbewegung (*oscillatio progressiva, motus undulatorius*), wenn die Theile des schwingenden Körpers nur successiv in Schwingung gerathen; wie wenn man an ein hängendes Seil schlägt, einen Stein in ein Gefäß mit Wasser wirft, oder die Luft durch einen Ruf in Erschütterung bringt; und *zweytens* in die stehende Schwingung (*oscillatio fixa*), bey welcher alle Theile des schwingenden Körpers zugleich in Bewegung sind und ein schwingender Theil in den Schwingungen der benachbarten Theile keine Veränderung hervorbringt, oder nach dem Ausdrucke Chladni's, die schwingenden Theile unter einander im Gleichgewichte stehen. Beyspiele dieser zweyten Art der Schwingungen sind die Oscillation tönender Saiten, die zitternde Bewegung der Luft in einer Orgelpfeife. In tropfbaren Flüssigkeiten bemerkten die Vff. zuerst die stehende Schwingung, und hierhin gehört eben die in der Vorrede erwähnte Entdeckung, welche die erste Veranlassung zur Entschlung des vorliegenden Werks gab, und von denen auch später noch kurz die Rede ist. Die stehende Oscillation kann auf doppelte Art hervorgebracht werden: einmal, indem alle Theile des schwingenden Körpers zugleich in Bewegung gesetzt werden, und das andre Mal, was der bey weitem häufigere Fall ist, daß fortschreitende Schwingungen sich in eine stehende

verwandeln, indem nämlich gleich breite Wellen sich in entgegengesetzter Richtung auf eine constante Weise begegnen. Die verschiedenen Schwingungsarten werden hier schon durch vorläufige Constructionen erläutert, im Verfolge der Untersuchung aber erst recht anschaulich gemacht. Es werden endlich beide Schwingungs-Arten, die fortschreitende wie die stehende, noch eingetheilt in die *longitudinale, transversale* und *rotatorische*, und diese Eintheilung durch Beyspiele unterkötzt.

Erster Haupttheil. Ueber die Schwingungen tropfbarer Flüssigkeiten. Erste Abtheilung. Ueber die fortschreitende Schwingung oder über die Wellenbewegung tropfbarer Flüssigkeiten (S. 27—257). Abschnitt I. *Ueber die Erregung der Wellen überhaupt.* Es entstehen Wellen in einer Flüssigkeit, gleichviel ob dieselbe sich im vollkommenen Zustande der Ruhe befindet, oder schon eine fließende Bewegung hat, wenn eine das Gleichgewicht störende Ursache auf verschiedene Theile der Flüssigkeit ungleichzeitig oder ungleichförmig wirkt. Eine Bewegung hingegen, welche das Gleichgewicht der Theilchen einer Flüssigkeit längere Zeit hindurch stetig und mit unveränderter Kraft an einem und demselben Orte stört, kann nur bey dem Anfange ihrer Einwirkung und bey dem Aufhören derselben Wellen erregen. Dies bestätigt sich, wenn man durch eine feine Oeffnung einen gleichförmigen Strom Quecksilber senkrecht in ein mit Quecksilber angefülltes Gefäß leitet. Abschn. II. *Ueber die Erscheinungen, welche bey Wellen wahrgenommen werden, deren erregende Ursachen auf die Wellen zu wirken fortfahren, namentlich über die unter dem Einflusse des Windes entstehenden Wellen.* Die Vff. schicken in diesem Abschnitte die Darstellung der zusammengesetzten Wellenerscheinungen, welche die Sinne am meisten ansprechen und deshalb zuerst und am häufigsten bey Gelegenheit beobachtet worden sind, voraus, und geben nur eine vorläufige Erklärung derselben, um dadurch „Interesse für die feineren Versuche zu erregen.“ Dessen ungeachtet hätte Rec. diesen Abschnitt lieber am Ende gesehen, denn gewiß ist zu den in der Wellenlehre niedergelegten Versuchen keine solche *captatio benevolentias* nöthig, und es hat im Allgemeinen etwas Unangenehmes, wenn es dem Leser oft fühlbar wird, wie der Verfasser, um nicht vorzugreifen, sich nicht vollständig aussprechen darf. Was die Erregung der Wellen durch den Wind betrifft, so wird nicht nur auf den mechanischen Stoß desselben, den man sich nach zwey Richtungen zerlegt denken kann, Rücksicht genommen, sondern auch darauf, worauf die Franklin'sche Hypothese beruht, daß die Luft dem Wasser anhafte, und daß auf dem letztern durch das Fortschreiten der ersten eine dünnere Schicht fortgeschoben werde. Durch einen augenblicklichen Stoß des Windes wird eine kreisförmige Welle hervorgebracht. Derjenigen Ursachen, durch welche eine Welle verstärkt werden kann, zählen die Vff. vier auf: nämlich 1) die fortgesetzte Wirkung des Win-

Windes auf den nach der Richtung desselben fortschreitenden Theil der Welle; 2) die Vereinigung mehrerer nach derselben Richtung fortschreitenden kleinern Wellenstücke; 3) den Druck, durch welchen jede vorausgehende Welle die ihr zunächst nachfolgende unterstützt und vergrößert, oder auch neue Wellen hinter sich erregt; 4) die momentane Durchkreuzung von Wellen, die in entgegengesetzter Richtung fortgehen. Sehr hohe Wellen kommen nur unter folgenden beiden Bedingungen vor: 1) daß die Wasserfläche eine sehr große Ausdehnung habe, und 2) daß die Tiefe der Flüssigkeit sehr beträchtlich sey. Diese Bemerkung erstreckt sich nicht allein auf die Vergleichung kleinerer Gewässer, sondern auch auf die Vergleichung großer Meere; so erheben sich z. B. die Wellen in der Ostsee nicht so hoch als in der Nordsee. Dann wird die Frage erörtert, wie weit sich die bewogende Kraft des Windes in die Tiefe des Meers erstreckt; worüber die Empfindung, welche die Taucher von dieser Bewegung verspüren und die von ihnen bemerkte Trübung des Wassers im Grunde des Meers unmittelbar, und die Rückwirkung der Unebenheiten des Bodens auf die Gestalt der Wellen an der Oberfläche des Wassers mittelbar Aufschluß geben. Ferner werden Beobachtungen über die bewogende Kraft der Wellen und über die Geschwindigkeit derselben mitgetheilt; die schon von Aristoteles aufgeworfene Frage: „weswegen kommen die Wogen zuweilen eher als der Wind?“ erwogen und zum Schlusse sehr ausführlich unter einer besondern Ueberschrift, über die Befänstigung der unter dem Einflusse des Windes erregten Wellen durch die Ausbreitung von Oelen auf der Oberfläche des Wassers gehandelt. Ueber diese Punkte stellte besonders *Franklin* Versuche an, zuerst an einem Teiche, wo die Gewalt, mit welcher sich das Oel ausbreitete, ihn in Erstaunen setzte, und er wirklich, indem er an derjenigen Seite des Teiches, von welcher der Wind kam, einen Theelöffel voll Oel auf die Wasserfläche ausgoß, in einem Umkreise von mehrern Quadratellen die Wellen beschwichtigte. Spätere Versuche über das Stillen der brandenden Meereswogen bey Portsmouth führten zu keinem Resultate. In ihrer Erklärung der nicht zu leugnenden Thatfache, daß Oel, in kleinern Massen auf Wasser ausgegossen, die Wellen desselben befänstige, stimmen die Vff. im Ganzen der *Franklin'schen* Ansicht bey, betrachten die Sache aber als keineswegs vollkommen erklärt und meinen, „es sey wünschenswerth, daß die Versuche *Franklin's* auf Kosten irgend einer Regierung im Großen wiederholt werden möchten.“ Ueberall in diesem zweyten Abschnitte sind die historischen Belege für die verschiedenen Phänomene sorgfältig gesammelt und überdiß die Resultate, der eignen Beobachtung der Meereswellen mitgetheilt. Abschnitt III. *Ueber die Erregung von Wellen durch bewogende Ursachen, die nur augenblicklich wirken.* Man kann solche Wellen in einer Flüssigkeit hervorbringen, die von einem Punkte ausgehen und sich kreisförmig immer mehr ausdehnen, und umgekehrt

auch solche Wellen, die sich auf einen Punkt zusammenziehen. Zum Behuf der letztern Art der Wellenerregung braucht man nur an ein rundes, mit einer Flüssigkeit angefülltes Gefäß an irgend einer Stelle anzuschlagen, wo alsdann die Erschütterung sich fast momentan dem ganzen Gefäße mittheilt und von allen Seiten zugleich auf die Flüssigkeit übergeht. In einem langen viereckigen Gefäße lassen sich auch solche Wellen erregen, die von einer geraden Linie ausgehen, und statt kreisförmig, sich geradlinig fortpflanzen. Man kann nie eine einzige Welle allein für sich erregen. Schon im zweyten Abschnitte (S. 89) heißt es: „Wir haben zuerst die Entdeckung gemacht, daß eine Welle, wenn das Wasser hinter ihr eben ist, während sie fortschreitet, an dem Orte, den sie verläßt, eine neue Welle erregt; daß diese neuentstandne Welle, wenn sie auch um so viel, als ihre Breite beträgt, fortgerückt ist, wieder eine neue Welle hinter sich entstehen macht — und daß auf diese Weise hinter jener ersten Welle 80 — 40 neue Wellen nachgebildet werden, die alle in derselben Richtung fortschreiten, als die erste Welle. Dieses geschieht durch den Druck, den die erste Welle rückwärts ausübt, und dadurch, daß die Bewegung, in welche die Wassertheilen durch die erste vorbeigehende Welle gekommen sind, fort dauert, wenn die Welle schon vorüber ist.“ Jede vorausgehende Welle verflacht sich sehr bald, verstärkt aber die nachfolgende. Bey dem Fallen eines Körpers in eine Flüssigkeit gehen der ersten größern Welle mehrere kleinere noch vorher, wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß der Stofs des die Wellen erregenden Körpers nicht momentan wirkt. Auch in fließendem Wasser erregt ein hineingeworfener Stein kreisförmige Wellen, deren Mittelpunkt aber mit der Geschwindigkeit des Flusses vorwärts rückt. Diese kreisförmigen Wellen verzerren sich aber mannichfaltig, wenn die Geschwindigkeit der Strömung des fließenden Wassers nicht überall dieselbe ist. Abschnitt IV. *Ueber die Gestalt der Wellen im Allgemeinen.* In diesem Abschnitte werden die Vorrichtungen beschrieben, deren sich die Vff. zu den meisten ihrer Beobachtungen bedient haben, und die sie mit dem Namen der größern und kleinern *Wellenrinne* bezeichnen. Die größere schließt einen 6 Fuß langen, $2\frac{1}{2}$ Fuß tiefen und 1 Zoll 1,4 Linie breiten Raum ein, der Boden und die Seitenwände derselben bestehen aus glatt gehobelten Bretern, nur daß an sechs Stellen der beiden langen Seitenwände, sich einander gegenüberstehend, sechs 6 Zoll breite, $2\frac{1}{2}$ Fuß hohe Glasscheiben wasserdicht eingesetzt sind, um die Bewegungen, welche im Innern der Flüssigkeit, mit welcher die Wellenrinne angefüllt wird, Statt finden, beobachten zu können. Die kleinere Wellenrinne, deren Seitenwände ganz aus Glas zusammenge setzt sind, ist der größern übrigens ganz ähnlich, ist aber im Lichten nur halb so breit, hat 5 Fuß 4 Zoll Länge und 8 Zoll Tiefe. Diese Wellenrinnen kann man mit einer beliebigen Flüssigkeit anfüllen, so wie auch

auch zugleich mit mehrern Flüssigkeiten von verschiedner specifischer Schwere und alsdann die Form der Wellen an den Oberflächen der verschiedenen Flüssigkeiten beobachten. Die Vff. theilen Beobachtungen mit, in welchen sich die Wellen selbst abgebildet haben, namentlich Quecksilberwellen auf einer mit Mehl bestreuten Schiefertafel, und Wasser- und Brantweinwellen auf einer bloßen Schiefertafel oder einer mattgeschliffenen Glasscheibe. Um die Vertiefungen der Wellen sich abbilden zu lassen, ist dieß Verfahren Schwierigkeiten unterworfen; hier bedienten sich die Vff. bloß eines Federzirkels. Bey solchen Messungen kommt es darauf an, zu wiederholten Malen Wellen von gleicher Stärke zu erregen. Dieß erreichten sie nach folgendem Verfahren, dessen sie sich fast durchgehends bey ihren Versuchen bedienten, und das einen augenscheinlichen Vorzug vor jedem andern hat. Sie senkten nämlich in die Flüssigkeit eine Glasröhre von bestimmtem Durchmesser bis zu einer bestimmten Tiefe ein, erhoben in derselben die Flüssigkeit durch Saugen bis zu einer gewissen Höhe, und wenn Alles wieder in Gleichgewicht war, ließen sie dieselbe plötzlich wieder fallen. Die directen Messungen der Breite der Wellen sind größern Schwierigkeiten unterworfen, weil die Höhe der Wellen in Beziehung auf die Breite derselben in den gewöhnlichen Fällen außerordentlich gering ist. Abschnitt V. *Ueber die Bewegung der einzelnen Theilchen einer Flüssigkeit bey der Entstehung und Fortbewegung der Wellen.* Dieser Abschnitt ist einer der wichtigsten des ganzen Werks, denn in den Schwingungen der einzelnen Flüssigkeitstheilchen sind offenbar die Elemente zu jeder gründlichen Theorie der Wellenbewegung zu suchen; wenn wir jene kennen, können wir diese leicht construiren. „Eine Welle nämlich ist kein Körper, der bleibend dieselben Theilchen als Bestandtheile enthielte; sie ist nur eine Form der Oberfläche und der einzelnen über einander ruhenden Schichten einer Flüssigkeit, — das Fortrücken einer Welle ist daher nur ein Fortrücken dieser Form und insofern nur eine Bewegung eines mathematischen, keines wirklichen Körpers.“ Zur Bestimmung der Bahnen, welche die einzelnen Flüssigkeitstheilchen bey der Wellenbewegung zurücklegen, beobachteten die Vff. in ihren beiden Wellenrinnen mit einem Mikroskope die Schwingungen, in welche die kleinen im Wasser schwebenden Theilchen geriethen, die mit demselben von gleicher specifischer Schwere und im Zustande der Ruhe des Wassers ebenfalls in Ruhe sind. Hier ist uns gestattet, nur einzelne Resultate dieser Beob-

achtungen hervorzuheben, und wir thun dieß so viel als möglich mit den eignen Worten der Vff. „Die Schwingungsbahnen der Flüssigkeitstheilchen laufen, wenn die auf einander folgenden unter einander verbundenen Wellenberge und Wellenthäler gleich oder fast gleich gestaltet sind, in sich selbst oder fast in sich selbst zurück, und sind anscheinend Ellipsen, die in der Vertikalebene liegen.“ In der Nähe der Oberfläche nähern diese Ellipsen sich der Kreisgestalt, mit der Tiefe werden dieselben immer gestreckter und sind bald von einer horizontalen Linie nicht mehr zu unterscheiden. Mit der Tiefe nimmt auch der horizontale Durchmesser an GröÙe ab, jedoch langamer als der vertikale, denn in einer Tiefe, die der 350maligen Höhe der Wellen gleichkam, bemerkten die Vff. sogar mit bloßen Augen noch eine schwingende horizontale Bewegung der kleinen im Wasser schwebenden Theilchen. „Während ein Theilchen der Flüssigkeit einmal seine Bahn durchläuft, schreitet die Welle, in der sich das Theilchen jetzt befindet, um so viel, als die Breite derselben beträgt, fort, und daher durchläuft auch ein Theilchen eben so vielmal seine Bahn, als Wellen durch den Raum gehen, wo sich das Theilchen bewegt.“ Ferner: „der senkrechte Durchmesser der Bahnen, welche die an der Oberfläche der Flüssigkeiten befindlichen Theilchen durchlaufen; kommt genau mit der senkrechten Höhe der ganzen Welle überein. Der horizontale Durchmesser der Bahnen, welche die Theilchen einer Flüssigkeit durchlaufen, hat dagegen kein bestimmtes Verhältniß zur Breite der Welle.“ Die größere Breite der Welle verkleinert, die größten Höhe derselben vergrößert unter übrigens gleichen Umständen sowohl den vertikalen, als auch den horizontalen Durchmesser der Schwingungsbahnen. — Doch wir können den Vffn. nicht bis in alle Einzelheiten folgen, welches Interesse dieselben auch haben mögen. Am Schlusse des Abschnitts wird unter einer besondern Ueberschrift über die Bewegung der einzelnen Theilchen einer Flüssigkeit bey der Entstehung der Wellen gehandelt, während bisher nur von der Bewegung dieser Theilchen bey der Fortbewegung der Wellen die Rede war. Wir bemerken hier nur Folgendes: „wenn man die tiefsten Punkte der Wellen als Grenzpunkte derselben ansieht, so kann man den Satz aufstellen, daß alle Flüssigkeitstheilchen des Vordertheils einer Welle im Steigen, alle Flüssigkeitstheilchen des Hintertheils derselben im Nieder sinken begriffen sind.“

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

PHYSIK.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Wellenlehre auf Experimente gegründet* — von den Brüdern Ernst Heinrich Weber und Wilhelm Weber u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Des ersten Haupttheils erste Abth. Abschnitt VI. Ueber die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Wellen fortbewegen. In diesem Abschnitte sind die Resultate mannichfach modificirter Versuche, bey welchen die Vff. sich einer sehr guten Tertienuhr bedienten, mitgetheilt und zum Theil tabellarisch zusammengestellt. Wir können hier nur einige wenige derselben ausziehen. „Die Geschwindigkeit der Wellen hängt von ihrer Höhe und Breite ab, oder, was dasselbe ist, von ihrer Breite und von der Schnelligkeit, mit welcher die Flüssigkeitstheilchen der Wellen ihre Schwingungsbahnen durchlaufen, denn diese Schnelligkeit ist selbst von der Höhe der Wellen abhängig.“ „Die Geschwindigkeit der Wellen hängt keineswegs allein von der Breite derselben ab, wie Newton, Gravefande, d'Alembert und neuerlich Gersiner behauptet haben.“ Das specifische Gewicht der Flüssigkeit scheint keinen Einfluss auf die Geschwindigkeit der Wellen auszuüben. Die Geschwindigkeit der Wellen, die durch das Nieder sinken einer gleich grossen und gleich hohen Flüssigkeitsäule erregt werden, vermindert sich mit der Tiefe der Flüssigkeit, in der die Wellen erregt werden und fortschreiten. „Wenn eine Welle zwischen parallelen Wänden fortschreitet — so vermindert sich dabey ihre Höhe, aber es vergrößert sich zugleich ihre Breite. Weil nun die Geschwindigkeit der Welle von beiden, von Höhe und von Breite zugleich abhängt, so bleibt sie fast unverändert und die Welle wird daher nur um so viel langsamer, als die Reibung der Flüssigkeit an den Wänden des Gefässes und der Widerstand der Luft ihre Geschwindigkeit vermindert.“ Weiter heisst es: „Unsere Versuche scheinen dafür zu stimmen, dass die Welle um eine constante Grösse abnimmt, während sie sich um das Doppelte vom Orte ihrer Entstehung entfernt.“ Wenn eine Welle während ihres Fortschreitens an Länge zu- oder abnimmt, vermindert oder vermehrt sich ihre Höhe und also auch mittelbar ihre Geschwindigkeit. Eine auffallende Langsamkeit in dem Fortschreiten der Wellen findet dann Statt,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

wenn der Boden der Rinne eine schiefe Ebene ist. Alle Querdurchschnitte der Welle rücken dabey gleichmäfsig vor; derjenige Theil derselben, wo die Flüssigkeit am leichtesten ist, bleibt keineswegs zurück. Dann bemerkten die Vff. ferner, im Widerspruche mit allen übrigen Beobachtungen, dass ganz kleine Wellen eine viel grössere Geschwindigkeit hatten, als grössere Wellen. Diese Thatfachen gehören zu denjenigen, welche schon in der Vorrede als solche bezeichnet werden, von denen zu wünschen wäre, dass sie der mathematischen Analyse unterworfen würden. Abschnitt VII. Ueber die Veränderung der Gestalt der Wellen bey ihrer ungehinderten und gehinderten Bewegung. Wenn eine Welle ungehindert fortschreitet, so nähert sie sich, welche Gestalt sie ursprünglich auch haben mag, desto mehr der Kreisgestalt, je weiter sie fortschreitet. Interessant ist, wie unter der besondern Ueberschrift „über die Durchkreuzung der Wellen“ über folgende drey Fragen Auskunft gegeben wird: 1) wie verändert sich die Gestalt der Wellen, während sie in einander fallen? 2) wie verändern sich während der Durchkreuzung zweyer Wellen die Bahnen, in welchen die einzelnen Flüssigkeitstheilchen schwingen? 3) ändert sich nach der Durchkreuzung der Wellen ihre Geschwindigkeit, und findet bey der Durchkreuzung selbst ein Zeitverlust Statt? Ueber die Zurückwerfung der Wellen. Der Wellenberg und das Wellenthal, die zusammen eine Welle ausmachen, gehen bey der Zurückwerfung der Welle durch einander durch. Dadurch entlieht Vergrößerung der Wellen und Interferenz, d. h. momentane Aufhebung der Wellenbewegung. Nach den Versuchen der Vff. beträgt bey der Durchkreuzung gleicher Wasserwellen die Höhe der Welle 1,79, wenn die Höhe der ursprünglichen Welle durch 1 dargestellt wird. Bey der Zurückwerfung und bey der Durchkreuzung überhaupt verwandelt sich die ellipfenförmige Bahn der einzelnen Flüssigkeitstheilchen in eine fast senkrechte, und jedes Theilchen sinkt auf demselben Wege wieder herab, auf dem es aufwärts gestiegen ist. Construction der Wellenbewegung, wenn die Wellen unter einem schiefen Winkel auf eine zurückwerfende Fläche auffallen, und wenn sie eine Inflexion erleiden, oder wenn sie durch einen mit einer Oeffnung versehenen Widerstand zum Theil zurückgeworfen werden, zum Theil einen freyen Fortgang haben. Interferenz der Wellen nach hyperbolischen Linien, ähnlich wie sie bey

dem Lichte von *Fresnel* beobachtet worden sind. Zum Schlusse wird noch über die Entstehung der Wirbel gehandelt.

Zweyte Abtheilung. Ueber die stehende Schwingung tropfbarer Flüssigkeiten (*Oscillatio fixa liquidorum*) (S. 258—279). Die stehende Schwingung ist eine ununterbrochen sich wiederholende regelmässige Durchkreuzung der Wellen, die in der Regel, in einem begrenzten Gefässe, durch die Zurückwerfung derselben hervorgebracht wird. Hiernach ist nach den frühern Erörterungen offenbar, daß die einzelnen Flüssigkeitstheilchen nicht in ellipsenartigen Curven sich bewegen, sondern durch dieselben Punkte wieder rückwärts gehen, durch welche sie vorwärts gegangen sind. Hieraus folgt denn ferner auch, daß nicht, wie bey der fortschreitenden Wellenbewegung, die eine Hälfte eines Wellenberges und Wellenthales im Sinken begriffen ist, während die andre Hälfte steigt, sondern der ganze Wellenberg und das ganze Wellenthal zugleich im Steigen oder Fallen sich befindet, und gewisse Knotenlinien, in welchen die Flüssigkeitstheilchen keine Bewegung haben, sich bilden, gerade wie bey *Chladni's* tönenden Scheiben. Die einfachste Art der stehenden Schwingung erregten die Vff., indem sie an dem einen Ende eines langen mit Wasser angefüllten Kastens ein bewegliches Bretchen anbringen. Dadurch, daß man an dieß Bretchen stößt, entleht eine fortschreitende Welle; bewegt man dasselbe in einem richtigen Tacte, nämlich jedesmal von neuem, nachdem die durch die erste Bewegung desselben erregte Welle einen aliquoten Theil der Länge des ganzen Kastens zurückgelegt hat, so verwandelt sich bald die fortschreitende Wellenbewegung in eine stehende Oscillation. Eine stehende Schwingung zusammengesetzter Art wird hervorgebracht, wenn man in einem Gefässe von quadratischer Form nach der Richtung einer Diagonale ein Bretchen einsetzt und dasselbe, wie vorhin, nach einem richtigen Tacte mit der Hand hin und her bewegt. Alsdann bilden sich auf der Oberfläche des Wassers, mit dem der Kasten angefüllt ist, an bestimmten Stellen kegelförmige Erhabenheiten und Vertiefungen. Ein zweytes Verfahren des Vfs., stehende Schwingungen hervorzubringen, besteht darin, daß sie in die Mitte eines mit einer Flüssigkeit (wozu sich Quecksilber am besten eignet) angefüllten Gefässes von regelmässiger Form einen Körper, etwa einen Finger, in bestimmtem Tacte eintauchen und wieder herausziehen. Indem sie ein viereckiges Gefäß nahmen, erhielten sie eine stehende Bewegung, die einer *Chladni'schen* Klangfigur (*Traité d'Acoust.* III. Fig. 65) entsprach; indem sie in einem schnellern Tacte den Finger eintauchten, so schwang die Flüssigkeit nach einer andern von *Chladni* (IV. Fig. 82) dargestellten Klangfigur. Endlich brachten die Vff. noch eine stehende Schwingung hervor, indem sie ein mit einer Flüssigkeit angefülltes Gefäß auf eine elastische Unterlage setzten, und dieser eine schwingende Bewegung mittheilten.

Dritte Abtheilung. Vergleichung der durch die Erfahrung gefundenen Wellenerscheinungen mit den Resultaten der bis jetzt aufgestellten Wellentheorien (S. 280—436). Abschnitt I. *Allgemeine Bemerkungen und Versuche, welche die Anwendung des Calculs zu einer Begründung einer Theorie der Wellen auf verschiedenen Wegen erleichtern können.* Das Fortschreiten der Wellen ist eine Wirkung der Schwere, nicht des ursprünglichen Stosses. Dieser pflanzt sich, wenn die Flüssigkeit nicht ausweichen kann, fast momentan durch dieselbe fort und bringt in grosser Entfernung alsdann Bewegung hervor; sonst erstreckt sich die unmittelbare Wirkung desselben nur auf die nächste Umgebung. Versuche über Wellenbewegung in einer Reihe communicirender Glasröhren, wobey Alles wie in freyer Wellenbewegung sich verhält, nur daß die Geschwindigkeit der Wellen ungleich bedeutender ist. Abschn. II. *Geschichtliche Darstellung der bis jetzt aufgestellten Theorien der Wellen selbst.* Es kann nicht in dem Plane dieser Anzeige der Wellenlehre liegen, in eine genauere Analyse dieses Abschnitts einzugehen. Rec. bemerkt daher nur kurz, daß man hier Bemerkungen über *Newton's* Theorie der Wellenbewegung findet; wörtliche Auszüge aus *Laplace's* und *Lagrange's* Rechnungen; ferner, um weniger Bedeutsames mit Stillsehweigen zu übergehen, eine ausführliche Kritik der Theorie *Gerstner's*, und endlich eine sehr sorgfältige Vergleichung der Resultate von *Poisson's* Rechnung mit den in den vorigen beiden Abtheilungen beschriebenen Versuchen der Vff. Dieser letzte Theil dieses Abschnitts ist in französischer Sprache abgefaßt, und bey dieser Gelegenheit wird manches Frühere wiederholt, so daß auch der Ausländer das vorliegende Buch, ohne der deutschen Sprache mächtig zu seyn, benutzen kann.

Zweyter Haupttheil. Wellen in Beziehung auf Schall und Licht. Erste Abtheilung. *Wellen in Beziehung auf Schall* (S. 437—568). Abschn. I. *Ueber die secundäre fortschreitende Schwingung, oder über die Wellen durch Beugung, an fadenförmigen gespannten Körpern.* Die Vff. nennen diejenige Schwingung, die unmittelbar durch den fortgepflanzten Stoss hervorgebracht wird, wie z. B. bey der Fortpflanzung des Schalls durch Wasser oder Holz, die primäre im Gegensatz der secundären, zu der zwar ein Stoss die Veranlassung geben kann, deren Fortpflanzung aber durch eine andre Kraft, z. B. durch die Kraft der Schwere oder der Elasticität, bedingt wird. Die secundären Wellen eines angespannten Seils (die Vff. beobachteten z. B. solche Wellen an einem 190 Fuß langen, über die Saale bey Halle gespannten Seile, und bemerkten, wie dieselben 16 Mal hin- und zurückliefen) sind den Wasserwellen im Ganzen analog, nur daß große und kleine Wellen gerade dieselbe Geschwindigkeit haben, und daß bey der Durchkreuzung der Wellen kein bemerkbarer Zeitverlust Statt findet. Die Euler'sche Rechnung stimmt auf das Vollkommenste mit den Versuchen der Vff. überein. Es heisst (S. 465): „Wir können unser Ersiaunen nicht ver-

verbergen, das wir empfanden, als wir unfre Versuche mit der erst später ausgeführten Rechnung so genau übereinstimmend fanden, daß die größte Abweichung der Versuche von der Berechnung nur $1\frac{1}{4}$ Terte betrug." Die Rechnungen *Euler's* sind ausgezogen und die Lage des schwingenden Seils wird für beliebige Momente bestimmt. Hier hätte die Abhandlung von *Monge: Construction de l'équation des cordes vibrantes* (*Journ. de l'Ec. Polyt. XV cah.*) angeführt und vielleicht benutzt werden sollen. Die Vff. beschäftigen den von *Chladni* zuerst ausgesprochenen Satz: daß eine Welle eine angespannte Schnur in derselben Zeit durchläuft, welche die ganze Schnur braucht, um einmal hin und her zu schwingen. Abschn. II. *Ueber die stehende Schwingung an fadenförmigen, durch Spannung elastischen Körpern. Ueber die secundäre Schwingung der Körper, welche durch innere Steifigkeit elastisch sind.* Am Schlusse des Abschnitts sind die Wellenercheinungen an einem 51 Fuß langen Faden beschrieben, der am Ende jedes Fußes mit einer Bleikugel belastet war. Diese Bleikugeln waren durchbohrt, so daß der Faden hindurch ging. Der auf diese Weise beschwerte Faden wurde in der Sternwarte zu Leipzig aufgehängt, und alsdann dadurch eine fortschreitende Welle erregt, daß man die letzte Kugel aus ihrer Lage brachte, während man die vorletzte Kugel festhielt, und dann plötzlich Alles sich selbst überließ. Abschnitt III. *Ueber die primäre fortgepflanzte Schwingung, oder über die Wellen des fortschreitenden Stosses in der Luft.* Eine besondre Beachtung verdienen in diesem Abschnitte die Versuche mit den Stimmgabeln. Wenn das Ohr sich in der Richtung der schwingenden Gabel, oder auch in einer Richtung befindet, die auf jener senkrecht ist, wird der Ton fast gleich stark gehört, aber bedeutend schwächer, wenn das Ohr sich in einer intermediären Richtung befindet. Dieser Versuch spricht für *Fresnel's* Theorie der Polarisation, die derselbe erfunden hat, um die Nicht-Interferenz verschieden polarisirter Strahlen zu erklären; stimmt aber nicht mit dem Resultate *Poisson's* überein, wonach in einem elastischen Medium solche Wellen, die durch eine Erschütterung, die nur nach einer Seite hin Statt hat, hervorgebracht werden, sich auch nur merklich nach dieser einen Seite hin fortpflanzen. Indem die Vff. eine tönende Stimmgabel mit gehöriger Geschwindigkeit um die Längsaxe ihres Stiels auf einer Drehbank rotiren ließen, hörte dieselbe auf zu tönen, fing aber wieder zu tönen an, so wie das Rad der Drehbank stillstand. Abschn. IV. *Stehende Schwingung in der Luft.* Construction dieser Schwingung in einer Röhre; am offenen Ende einer Röhre findet ebenfalls, obwohl in unvollkommenem Grade Zurückwerfung Statt. Erregung der stehenden Schwingung in ruhender und in strömender Luft; der eine Fall findet Statt bey Orgelpfeifen und Flöten, der andre bey menschlichen Stimmorganen und den Zungenpfeifen. Am Ende des Buchs ist eine Tafel angehängt über die Verminderung der Tiefe der Töne, welche zwey Zungenpfeifen gaben, wenn

eine 61 Zoll lange luftdicht eingesetzte Röhre allmählig bis auf 1 Zoll reducirt wurde. *Ueber das Mittönen der Körper oder über die Resonanz.* Die Vff. unterscheiden eine zwiefache Resonanz: vermittelt der einen wird die Mittheilung der Schwingungen des tönenden Körpers an ein verschiedenartiges Medium stärker; vermittelt der andern wird der Ton selbst dadurch verstärkt, daß der resonirende Körper ein begrenzter ist und an seinen Grenzen die Schallwellen zurückwirft, so daß diese denjenigen, welche dem resonirenden Körper immer wieder von Neuem mitgetheilt werden, begegnen. Stark resonirende Körper zeigen ebenfalls Knotenlinien und Klangfiguren, die aber weniger symmetrisch sind, als die *Chladni'schen*. Manche von *Savart* (*Ann. de Chim.* 1824. Janv.) abgebildete Klangfiguren gehören in diese Klasse. Abschn. V. *Ueber die fortgepflanzte und stehende primäre Schwingung anderer Medien als der luftförmigen.* *Chladni* hat zuerst entdeckt, daß lange Stäbe tönen können, wenn sie ihrer Länge nach gerieben werden, wodurch die Theilchen des Körpers ebenfalls nach der Richtung der Länge in Schwingung gerathen. Diese Schwingung nennt er eine longitudinale. Diese Benennung verwarf *Savart*, weil es ihm gelang, auch nach vielen andern Richtungen Schwingungen sichtbar zu machen. Die Vff. behaupten aber in dem Sinne *Chladni's*, daß bey tönenden Stäben die Schwingungen immer longitudinal seyen, und daß *Savart's* Beobachtungen sich theils auf Schwingungen beziehen, die durch Resonanz veranlaßt werden, theils auf Schwingungen einer höhern Ordnung, die nicht mehr hörbar sind. Was die *Savart'sche* Entdeckung über die spiralförmig gewundenen Knotenlinien an hohlen oder soliden langen Cylindern betrifft, so erklären sich die Vff. dahin, daß die Erscheinung solcher Knotenlinien eine unregelmäßige ist, und daß diese Knotenlinien, im regelmässigen Zustande der Cylinder, als ringförmige, gleichweit von einander abstehende Linien erscheinen, und von denen jede, halb eine sammelnde, halb eine zerstreute ist. Hierin hat diese Schwingung Aehnlichkeit mit der Schwingung eines Glasstreifens. Die Knotenlinien auf den beiden Oberflächen eines solchen Streifes liegen, bey der gewöhnlichen Methode longitudinale Schwingungen zu erregen, alternirend unter einander; die Vff. zeigen an, wie man solche Schwingungen einem Glasstreifen mittheilen kann, daß diese Knotenlinien auf beiden Oberflächen senkrecht unter einander liegen.

Zweyte Abtheilung. *Wellen in Beziehung auf das Licht* (S. 564—574). Natürlich findet man auf diesen wenigen Seiten keine ausführliche Erklärung der verschiedenen Lichterscheinungen in der Hypothese der Wellenbewegung, und hier ist auch nicht der Ort eine solche zu suchen. Die Vff. schließen mit folgendem Satze, der immermehr die Beystimmung der Physiker und Mathematiker zu erhalten scheint: — „Hält man das Beginnen, eine solche Hypothese (über das Wesen des Lichts) zu suchen, überhaupt nicht für zu voreilig, so verdient die Wellen-

lentheorie des Lichts bey weitem den Vorzug vor der Emanationstheorie."

Aus der vorstehenden, bey weitem nicht Alles umfassenden Analyse geht zur Genüge hervor, daß die *Wellenlehre* unter diejenigen Schriften gehört, die fortan jedem Physiker unentbehrlich sind. Außerdem gewährt sie noch ein erhöhtes, zeitgemäßes Interesse, weil gerade jetzt von mehrern Seiten Physiker und Mathematiker sich vereinigen, um endlich den Erscheinungen der oscillatorischen und undulatorischen Bewegung, in der vielleicht der Grund der physikalischen Theorie aller Inponderabilien zu suchen ist, eine wissenschaftliche Unterlage zu geben *).

Das Aeußere des Buchs empfiehlt sich. Die Kupfertafeln sind zum Theil von den Vffn. selbst gestochen; es würde sich hübscher ausnehmen, wenn dieselben nicht von so sehr verschiedenem Format wären.

BOTANIK.

LONDON, b. Treuttel u. Würtz, Richter u. f. w.: *Prodromus plantarum Indiae occidentalis hucusque cognitarum, tam in oris Americae meridionalis, quam in insulis antillicis sponte crescentium, aut ibi diurne hospitantium; nova genera et species hactenus ignota complectens.* Digessit Gulielmus Hamilton, M. B. 1825. 67 S. 8. mit 1 Kpf. (5 Sh.)

Wir machen hiermit auf eine kleine interessante Schrift aufmerksam, die wohl in Deutschland noch ziemlich selten seyn dürfte, da wir sie in den uns zur Hand gekommenen neuesten Werken noch nicht benutzt finden. Es ist ein Verzeichniß der neuen vom Vf. entdeckten, und einiger schon bekannten westindischen Pflanzen, mit Beschreibungen oder auch nur Differenzen und Bemerkungen derselben. Der Vf. sammelte mehrere Jahre auf, wie es scheint, den meisten Antillen, für eine Flora, und vervollständigte seinen Besitz noch durch den Gebrauch des Herbariums des wackern Prof. Desvauz zu Anjou, der ihm zugleich bey der Ausarbeitung und Bestimmung der neuen Gattungen und Arten zur Hand ging, woraus sich um so mehr auf gründliche Arbeit schließen läßt: denn ohne Vergleichung mit einer großen Zahl westindischer Pflanzen, die Rec. in diesem Augenblick nicht zu Gebot stehen, läßt sich über die Sicherheit der neuen Bestimmungen nicht entscheiden. Der Vf. will diese jetzigen Bogen nur als *Prodromus* eines dereinstigen größern Werks angesehen wissen.

Neue Genera hat er vierzehn aufgestellt, nach Linné's Classen geordnet, und deren *Characteres es-*

sentiales vorn in einer *Clavis* gegeben. Wir mögen sie, so wie die Differenzen der neuen Species, nicht hier abschreiben, da das Buch selbst leicht erhalten werden kann. Der neuen Species sind 153, aber auch den meisten andern, bereits bekannten Arten hat der Vf. andre Differenzen und auf Autopsie gegründete Beschreibungen beygefügt. Allgemeine Angaben oder Betrachtungen über die Flor der Antillen finden sich in diesem bloßen Verzeichniß nicht, daher wollen wir nur einige der wichtigsten Bemerkungen ausheben, um damit mehrere der beschriebenen Pflanzen bemerklich zu machen.

Peperomia suaveolens, Ham. auf Cuba. Die geriebenen Blätter duften wie Würzelken. — *Oryz latifolia* Desv. *Culmo altissimo, fol. lato-lanceolatis basi rotundatis scabriusculis* etc. Im spanischen Domingo. Nicht mit *O. sativa* zu verwechseln. — *Cyperus Hydra*. Nut. grass. Eine Pfl. der caraischen Inseln, und fast nicht auszurotten. — *Coccyzium*. Alle Species sind kriechend und rankend, daher der Beyname *repens*, den Swartz der einen Art nach Browne gab, zu ändern ist. Der Vf. nennt sie *C. Brownei*. — Die drey Species *Coffea occidentalis, guianensis* und *paniculata* zieht er unter Pavetta. — *Evea guianensis*, Aublet l. p. 100. t. 39. ist nicht mit *Hevea guianensis* desselben Botanikers zu verwechseln. — *Myrmecia scandens* Willd. Sp. pl. (*Tachiu Aublet*) hat ihren Namen von den in ihren hohlen Stämmen und Aesten wimmelnden Ameisen. — *Fagara pterota*; engl. *Bastard Iron-wood, Saventree*. — *Theophrasta Henrici*. *Le petit Coco*. Aus dem Mehl der Saamen wird ein Brot bereitet. (cfr. Lindley coll. bot.) — *Emmotum sagifolium*, Bois d'Agouti. — *Echites* soll unter *digynia* der fünften Classe gehören. — *Pedilanthus padifolius* Poit. Jew-bush. Das Decoct wird als *Antisiphyliticum* und *emmenagogum* gebraucht. — *P. tithymaloides*. Aeußerst häufig am Cap Henry auf Hayti, von den Kräften der vorhergehenden, aber auch zugleich *emeticum*, daher sie auch bey den Eingebornen den Namen *Ipecacuanha* führt. — *Hibiscus arborescens* Ham. Mahaut, Mahoes. Aus der geschmeidigen Rinde werden Peitschen zum Geißeln der Negerklaven verfertigt, daher das Wort auf den britischen Antillen synonym mit „unbarmherzigen Menschen ist. Die Pflanze soll nicht mit *H. tiliaceus* L. (die dem Orient angehört) verwechselt werden. — *Cyrtapodium elegans* Ham. Eine Orchide, von welcher eine colorirte Abbildung beygegeben ist. — *Inga cornigera*. *Cuernezuela*. In den Höhlen der Stacheln nisten zahllose Ameisen. Sie sieht nach dem Vf. besser unter *Inga*, wegen der *legumina pulpa batyracea farcta*. — *Inga jaculifera* Ham. Poix doux. Das gelbe Mark der Hülsen ist essbar.

*) Eben als Rec. die Anzeige der Wellenlehre niedergeschrieben hat, kommt ihm eine Note zu Gesicht, die Poisson am 1. Oct. 1827 in der Par. Akad. d. Wissensch. vorgelesen hat, in der er eine sehr umfassende Arbeit über die Schwingungen tönender Körper ankündigt. Die erste Abtheilung derselben wird eine neue mathematische Analyse, die zweyte eine sehr detaillirte Vergleichung der Theorie mit den Versuchen Chladni's und Savart's überstimmende Scheiben und Stäbe enthalten. (*Note sur les vibrations des corps sonores.* Par Mr. Poisson. Ann. de Chim. et Phys. Sept. 1827).

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

MATHEMATIK.

- 1) WIEN, b. Gerold: *Anfangsgründe der analytischen Geometrie*. Zum Behufe des öffentlichen Vortrags und Selbstunterrichts. Bearbeitet und herausgegeben von Adam Burg, öffentlichem Repetitor der höhern Mathematik und Assistenten dieses Lehrfachs am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Mit 2 Kupft. 1824. XVIII u. 307 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)
- 2) LEIPZIG u. SORAU, b. Fr. Fleischer: *Die Kegelschnitte*. Ein Lehrbuch für den öffentlichen und eigenen Unterricht von Dr. Joh. Aug. Grunert. Mit 7 lithographirten Tafeln. 1824. 10 u. 434 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Bey dem lange Zeit hindurch herrschenden Mangel an deutschen Werken über analytische Geometrie schien es fast, als ob man sich in Deutschland nur mit den Arbeiten der Franzosen in diesem Fache begnüge. Die fast gleichzeitige Erscheinung der in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Arbeiten von Brandes, Litrow, Umfscubach und die beiden vorliegenden mußte daher jedem Mathematiker höchst erfreulich seyn. Die zuletzt genannten Werke beschäftigen sich zwar nur mit den Elementen der höhern Geometrie, aber gerade darin war es auch fast am nöthigsten, die neue elegante Behandlungsweise der französischen Geometer bey uns einzuführen, um deren Anwendung auf höhere Untersuchungen dem Anfänger zu erleichtern. Rec. würde daher diese Werke schon längst in der A. L. Z. angezeigt haben, wenn er es nicht für zweckmäßiger gehalten hätte, erst deren Brauchbarkeit bey dem Unterrichte durch eigne Erfahrung genau kennen zu lernen. Um ein vollständiges Urtheil über beide Bücher zu begründen, scheint es am besten, zuerst eine Uebersicht des Inhalts eines jeden, nebst einigen Bemerkungen mitzutheilen, und dann noch einige allgemeine und vergleichende Betrachtungen darüber folgen zu lassen.

Nr. 1. *Einleitung*. Von der geometrischen Construction der Gleichungen. (Größtentheils so wie in Biot's analytischer Geometrie, doch mit erläuternden Zusätzen, besonders auch über den Unterschied der algebraischen und geometrischen Analysis.) Kap. 1. Von der Bestimmung der Lage eines Punkts in einer Ebene. (Meistens so wie Biot, doch Einiges mehr ausgeführt, Anderes zusammengezogen oder weggelassen.) — Kap. 2. Von der geraden

Linie. (Die Gleichung der geraden Linie wird hier nur für rechtwinklige Coordinaten und auch da nicht für alle Lagen der geraden bewiesen. Eben so die Gleichung für den Abstand zweyer Punkte von einander. Dagegen ist zum Nutzen des Anfängers Manches recht ausführlich verificirt worden.) — Kap. 3. Von geraden Linien, die zu einander parallel sind, oder sich [sollte heißen: einander] schneiden. (Nur für rechtwinklige Coordinaten.) Kap. 4. Vom Kreise. (Aus der Gleichung für rechtwinklige Coordinaten werden die übrigen hergeleitet.) Kap. 5. Umwandlung der Coordinaten. (Zwar nicht allgemein und streng genug, aber für den Anfänger hinreichend.) Am Schluß dieses Kapitels Einiges über Polargleichungen. — Kap. 6. Verbindung der Kreise mit geraden Linien und unter einander. (Unrichtig heißt es S. 77, daß wenn aus einem außerhalb eines Kreises liegenden Punkte noch so viele Secanten zu diesem gezogen werden, die Producte, oder geometrisch die Rechtecke aus ihren Abschnitten [sollte heißen: aus jeder ganzen Secante und ihrem äußern Abschnitte] einander gleich sind.) — Kap. 7. Verbindung mehrerer geraden Linien unter einander. (Gleichung des geradlinigen Dreyecks zwischen rechtwinkligen Coordinaten, Sätze über merkwürdige Punkte im geradlinigen Dreyeck, Einiges aus der Tetragnetrie und Polygonometrie.) — Kap. 8. Allgemeine Eigenschaften der Linien der zweyten Ordnung. (Auf ähnliche Weise wie in Euler's *Introductio in Analysis Infinitorum* T. II. Cap. V. wird die allgemeine Gleichung $Ay^2 + Bx^2 + Cxy + Dy + Ex + F = 0$ zum Grunde gelegt, und daraus werden die den Linien zweyter Ordnung gemeinschaftlichen Eigenschaften abgeleitet. Ein Paar kleine Fehler, die dem ungeübten Leser Schwierigkeiten machen können, will Rec. hier bemerklich machen. S. 166 Z. 4 v. u. steht aus Versehen $\frac{p}{x}$ statt $\frac{x}{p}$ S. 169

hätte, um die Bündigkeit des dort gemachten Schlusses „ $A + Bd + Cd^2 = 0$ also $A = 0$ “ einzusehen, noch klar gemacht werden müssen, daß d dort wirklich eine veränderliche Größe ist, welche selbst $= 0$ werden kann. — Kap. 9. Besondere Eigenschaften der Linien der zweyten Ordnung. A. Die Ellipse und Hyperbel. (Aus der Gleichung der Curve werden ihre Eigenschaften hergeleitet; der Vf. zeigt aber nicht, daß für eine Curve, welcher solche Eigenschaften zusammengekommen zukommen, auch nothwendig die gegebene Gleichung gelte; auch nicht,

wie die Curven, denen jene Gleichungen angehören, aus dem Kegel geschnitten werden können. Ein sinnvoller Druckfehler ist S. 187 Z. 13 mBX statt $mB'X'$. Auch ist es ebendasselbst ein Fehler, daß geradehin aus $\tan g. mB'X' = \cot g. mBX'$ geschlossen wird, es müsse $mB'X' + mBX' = 90^\circ$ seyn; ein Schluß, der nur dann zulässig ist, wenn erwiesen ist, daß jeder einzelne der beiden Winkel $< 90^\circ$ sey. B. Die Parabel. (Hr. B. zeigt hier unter andern, was der Vf. von Nr. 2. nicht thut, daß die Aeste der Parabel sich der zur Axe parallelen Richtung immer mehr nähern, obgleich sie sich immer weiter von der Axe entfernen.) — Kap. 10. Polargleichungen der Ellipse, Hyperbel und Parabel. Nur für einen Brennpunkt als Pol der Ellipse und Hyperbel werden die Ausdrücke aufgesucht, nicht aber, wie in Nr. 2., für jeden beliebigen Punkt. — Kap. 11. Von den Tangenten, Subtangenten, Normalen und Subnormalen der Linien zweyter Ordnung. — Kap. 12. Die Ellipse, Hyperbel und Parabel, auf ihre Durchmesser bezogen. (Bey der Hyperbel hätte Hr. B., so wie der Vf. von Nr. 2. es gethan hat, das zweyte Paar conjugirter Hyperbeln, für welches die große Axe = der kleinen Axe des ersten Paares, und umgekehrt, ist, auch mit construiren sollen, weil dadurch die Lehre von den Diametern eine weitere Entwicklung erhält.) — Kap. 13. Die Hyperbel, auf ihre Asymptoten bezogen. (Rec. findet es rathfamer, die Lehre von den Asymptoten der Hyperbel mit der von den Durchmessern dieser Curve in nähere Verbindung zu setzen.) — Kap. 14. Von der Quadratur der Linien zweyter Ordnung. (Hr. B. vermeidet hier zwar den Gebrauch der höhern Analysis, nimmt aber doch die Idee des unendlich Kleinen, und, wenigstens versteckt, die von den geradlinigen Elementen einer Curve zu Hülfe.) — Kap. 15. Bestimmung des Krümmungshalbmessers für die Linien der zweyten Ordnung. (In der Entwicklung des Ausdrucks

$\delta + \{-(x + \Delta x)^2 + 2d(x + \Delta x) - d^2 + r^2\}^{\frac{1}{2}}$ nach Potenzen von Δx hat der Vf. einen Schreib- oder Rechnungsfehler bey dem Vorzeichen des Gliedes, welches Δx^2 enthält, gemacht. Dieses Glied muß nach richtiger Rechnung nicht positiv, sondern negativ seyn. Dieser Fehler hat sich nachher durch das ganze Kapitel fortgepflanzt, dennoch ist die Formel für den Krümmungshalbmesser (S. 273) richtig angegeben, weil hier der Vf. durch ein zweytes Versehen jenes erstere wieder gut gemacht hat. Die Formeln für die Coordinaten des Mittelpunkts des Krümmungskreises sind aber beide falsch.) — Als Anhang hat Hr. B. einige Aufgaben über die Linien der ersten und zweyten Ordnung beygefügt, welche gut gewählt sind und dazu dienen können, den Anfänger zur Anwendung der vorgetragenen Sätze noch geschickter zu machen.

Nr. 2. Einleitung. (Wichtigkeit des Gegenstandes, und das Nöthigste über Geschichte und Literatur desselben.) Kap. 1. Von der Bestimmung der Lage eines Punkts in der Ebene, von den Gleichungen der Linien überhaupt und von den Gleichungen der geraden Li-

nie und des Kreises insbesondere. Sehr ausführlich und deutlich.) — Kap. 2. Einige Anwendungen der im ersten Kapitel aufgelösten Fundamentalaufgaben (die merkwürdigen Punkte im geradlinigen Dreyeck u. dgl.) — Kap. 3. Von der Veränderung der Coordinaten. (Eins der besten Kapitel in diesem Werke. Deutlicher, als in den meisten Schriften über diesen Gegenstand.) — Kap. 4. Von der Parabel. (Aus der Erklärung: „Eine Linie von solcher Beschaffenheit, daß alle ihre Punkte von einer unbegrenzten geraden Linie und einem Punkte gleichweit entfernt sind, heißt eine Parabel“, werden in 5 Abschnitten die Construction einer solchen Curve und ihre Gleichung und aus dieser die übrigen Eigenschaften abgeleitet, und sodann gezeigt, daß die Gleichung $y^2 = px$ keiner andern Linie angehören könne. Viele interessante Sätze dieses Kapitels sind aus der kleinen, aber gehaltvollen Schrift *Lamberts: Insigniores orbitae cometarum proprietates* entlehnt, aber hier anders bewiesen, als dort. Die S. 69 gegebene Erklärung von *Maximis* und *Minimis* ist nicht genau genug, da es nach derselben scheint, als könne eine Function nicht für mehr als einen Werth ihrer veränderlichen GröÙe ein *Maximum* oder *Minimum* werden. — Kap. 5. Von der Ellipse. (Nach der Erklärung: „Eine Linie von solcher Beschaffenheit, daß die Summe der Entfernungen jedes Punkts derselben von zwey bestimmten Punkten eine constante GröÙe ist, heißt eine Ellipse“, zeigt der Vf. die Möglichkeit einer solchen Curve durch wirkliche Construction derselben, und befolgt überhaupt einen ähnlichen Gang wie im ersten Kapitel, indem er in 5 Abschnitten die wichtigsten Eigenschaften dieser Linie mittheilt. Der Anhang zu diesem und zum folgenden Kapitel über die Entwicklung der trigonometrischen Linien, der Potenzen und Logarithmen in Reihen ist aus des Vfs. mathematischen Abhandlungen, erste Sammlung. Altona 1822“ (s. diese A. L. Z. vom J. 1823. Nr. 165. 166.) zum Behufe der Auflösung des Kepler'schen Problems und der Quadratur der Hyperbel entlehnt.) — Kap. 6. Von der Hyperbel. (Auch hier ein ähnlicher Gang wie in Kap. 4 u. 5.) — Kap. 7. Einiges Allgemeine über die Kegelschnitte. (Allgemeine Untersuchung des Ausdrucks $Ay^2 + Bxy + Cx^2 + Dy + Ex + F = 0$ nach Biot; aus demselben folgt, daß sich durch 5 Punkte nur Ein Kegelschnitt beschreiben läßt, und daß zwey Kegelschnitte einander höchstens in 4 Punkten schneiden können.) — Anhang. Ueber den Krümmungshalbmesser der Kegelschnitte. (Ohne höhere Analysis sehr faßlich entwickelt.)

Beide Werke unterscheiden sich also vornehmlich dadurch, daß Nr. 1. stets aus dem Allgemeinen das Abgeleitete, Nr. 2. hingegen meistens vom Besondern sondern zum Allgemeinen aufsteigt. Die letztere Methode möchte wohl für die meisten Anfänger die faßlichere, wenn schon mitunter weniger kurz seyn, als die erstere. Hr. G. hat nach Euklid's Weise jedesmal den Hauptsatz, wovon die Rede ist, als Lehrsatz oder Aufgabe vorangestellt, wodurch, nach des

Rec. Ansicht, der Vortrag an Klarheit gewinnt. Bey dem größern Umfange seiner Schrift konnte Hr. G. manche Sätze aufnehmen, welche Hr. B. nicht mittheilt; so zeigt er, daß die behandelten Linien durch wirkliche Schnitte des Kegels entstehen; er betrachtet das Delphische, das Kepler'sche Problem, die Trisection des Winkels u. s. w. Rec. findet es dem zufolge für den Anfänger am vortheilhaftesten, das Studium dieser beiden Werke zu verbinden, und zwar so, daß er Nr. 2. zuerst ganz durcharbeite, dann aber Nr. 1. mit steten vergleichenden Rückblicken auf Nr. 2. aufmerksam lese. — Das Außere beider vorliegenden Bücher, besonders des erstgenannten, bey welchem Papier und Druck wirklich vorzüglich gut sind, läßt wenig zu wünschen übrig. Druckfehler sind jedoch in beiden nicht wenige, am meisten in Nr. 2. auf den ersten neun Bogen; viele davon sind im Druckfehlerverzeichnisse nicht angegeben, z. B. Nr. 2. S. 22 Z. 16 statt QQ' f. QQ' ; Z. 18 f. $+AQ'$ f. $+AQ'$; S. 34 Z. 15 f. $(x-x'')$ f. $(x-x')$. S. 35 Z. 12 f. $\frac{2y''-y'-y''}{2x''-x'-x''}$ f. $\frac{2y''-y'-y''}{2x''-x'-x''}$; S. 82 Z. 1 f. Berührungspunkte f. Brennpunkte. S. 87 Z. 13 f. $\frac{P}{4}$ f. $(x''+\frac{P}{4})$ u. dgl. m. Die wichtigsten sinnstörenden Druck- oder Schreibfehler, welche in Nr. 1 vorkommen und vom Vf. nicht verbessert sind, sind schon oben bemerklich gemacht; nur ein Paar dergleichen will Rec. noch anführen: S. 124 Z. 4 f. $\frac{ca^2\beta}{2(a+\beta)}$ f. $\frac{c^2a\beta}{2(a+\beta)}$; Z. 13 f. $(x''+x')^2$ f. $(x''-x')^2$; Z. 15 f. Tang. CAD f. Tang. CAB. Die Kupfertafeln von Nr. 1. und Steindrucktafeln von Nr. 2. sind sauber gezeichnet und abgedruckt, ein Vorzug, der sonst besonders dem Steindrucke mathematischer Figuren oft fehlt.

Gz.

TECHNOLOGIE.

STUTTGART, in d. Metzler. Buchh.: *Handbuch des Floßwesens (Manuel du Flottage)*, vorzüglich für Forstmänner, Kameralisten und Floß-Beamte. Von C. F. Graf von Sponck, Großherzog. Badischem Oberforstirathe, ordentl. Prof. der Forst- und Jagdwissenschaft bey der Universität Heidelberg, Doctor der Philosophie, ordentl. Mitglieder mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1825. VIII u. 265 S. Kl. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Diese Schrift enthält in 3 Haupt- und Unterabtheilungen den ganzen Umfang des genannten Gegenstandes, und der vom Vf. gleich anfangs aufgestellte Begriff: daß das Flößen das Mittel sey, Hölzer jeder Art aus waldreichen Gegenden zu Wasser in holzarme zu transportiren — ist nach allen seinen Richtungen durchgeführt.

Der Vf. war selbst ehemals Oberforstmeister und zugleich Oberinspector der Flößirsalsen und Flößereygeschäfte, und hat da in den zweyen von ihm verwalteten k. Würtemb. Oberförstereyen im Schwarz-

walde eine große Menge von Erfahrungen über diesen sehr wichtigen Nebenzweig der Forstwissenschaft gesammelt, welche er mit demjenigen verglich, was er in frühern Schriften über denselben Gegenstand fand und in dem obigen Werke, welches er Anfangs in seinen Vorlesungen dictirte, mittheilt.

Es darf wohl kaum erwähnt werden, daß dieser seither wenig untersuchte Gegenstand eine größere Aufmerksamkeit verdient, um so mehr, da hierdurch in waldreichen Gegenden viele Hände beschäftigt, in holzarmen die Preise erniedrigt werden, die Besitzer der Waldungen selbst aber einen nicht unbedeutenden Zuschuss ihrer Revenüen dadurch erhalten. Freylich in schlechten Zeiten und bey vergrößertem Bedarf Hoher und Niederer, ist günstig sich anbietende Fortbringung des Holzes durch Flößen auch oft das schädliche Mittel, die Waldungen zu ruiniren und so die Nachkommen zu gefährden; wird durch Verbot nicht zeitig Einhalt gethan, so wird Uebel von Tag zu Tag ärger.

In der Geschichte des Flößens wird hier berührt, daß mit einander verbundene Stämme und Breter schon im Alterthum auf Meeren und Flüssen transportirt worden sind; jedoch von Scheitholzflößen komme nicht eher eine zuverlässige Nachricht vor, als in der Urkunde von 1410 von einer auf der Saale von den Brüdern Friedrich und Wilhelm, Landgrafen von Thüringen, angelegten Holzflöße — und im Württembergischen geschehe dieses Gegenstandes zuerst Erwähnung, als 1517 Herzog Ulrich seinem Vogt Vehinger groß und klein Holz auf der Murr zu flößen erlaubte, und eine andere Urkunde über Scheitholzflößerey sey die im Archiv zu Heilbronn noch vorhandene, datirt von Stuttgart d. 17. Febr. 1542. Späterhin kämen mehrere Urkunden der Art vor. Ueberhaupt war in Frankreich so wie in Deutschland früherhin das Flößen, so wie andere nützliche Unternehmungen, eine von Privatpersonen auf eigne Gefahr unternommene Anstalt, bis endlich die Obrigkeiten, den Nutzen einsehend, es zu den Staatsanstalten zogen und so das Flößregal entstand, welches Alles der Vf. ausführlich unter Anziehung mehrerer Documente darstellt hat. Dann folgt die Literatur über Flößwesen von S. 40 — 47.

Hierauf beschäftigt sich die erste Hauptabtheilung bis ins kleinste Detail, mit beständiger Rücksicht auf die Erfahrungen des Vfs., mit dem Flößbetrieb bey Selbstadministration oder bedingter Verpachtung und mit dem Flößen des Scheitholzes insbesondere von S. 54 — 103. Auf diese Art der Flöße beziehen sich zum größten Theil die beygegebenen 4 Steindrucktafeln, wo die zum Flößgeschäft nöthigen Instrumente und Vorrichtungen abgebildet sind.

Die zweyte Hauptabtheilung beschäftigt sich mit den Flößen, mit gebundenem Holze, mit dem Fällen und Behauen solcher Flößhölzer von allen Gattungen; besonders berücksichtigt sind die oft unüberwindlichen Hindernisse des Transports bis zum Flößgraben, so wie das einzelne Detail bey dem Flößen die-

dieser auf großen Strömen wirklich kunstvoll zusammengepaarten Holzmassen.

In der dritten Hauptabtheilung folgt dann, wie bereits bemerkt, eine Zusammenstellung von mancherley Wissenswerthem über diesen Gegenstand: Ueber Floßrecht, Holzfloßhandel auf dem Rhein, viele schätzbare Winke über das Ganze des Floßwesens und die in neuerer Zeit gemachten Versuche der Engländer, aus Nordamerika große Flöße übers Meer nach ihrem Inselfande zu bringen. Am Schlusse sind noch die Flüsse aufgezählt, auf welchen dermalen im Königreich Württemberg und Großherzogthum Baden gelöst wird, so wie von sonstigen Floßanstalten in Deutschland.

Jeder, der sich mit diesem complicirten Geschäft des Flößens zu befassen hat, wird die mitgetheilten Notizen und vieljährigen Erfahrungen des Vfs. dankbar anerkennen und unter seiner leitenden Anweisung viele Hindernisse glücklich beseitigen können. Druck und Papier sind gut und der Text bis auf einige Kleinigkeiten correct.

OEKONOMIE.

LANDSHUT, b. Michaelis: *Agriculturae laus, incrementa et impedimenta*. Dissertatio, quam publ. sinit Carolus Steinlein, philosophiae ac scientiarum cameralium doctor legens in alma universitate regia Ludovica Maximiliana etc. 1825. 112 S. 4. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Diese Schrift ist als ein, wiewohl nicht ganz gelungener Versuch zu betrachten, eine Uebersicht alles dessen zu liefern, was sich über den auf dem Titel genannten Gegenstand besonders in staatswirthschaftlicher Hinsicht sagen läßt. Bey einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit, die der Vf. zur Schau stellt — es werden allein 152 Schriftsteller und eine noch größere Anzahl Schriften citirt — wird oft das eigene sichtende Urtheil vermisst; auch ist die Uebersicht keineswegs erschöpfend, und eben so wenig überall gut geordnet. So hat der Vf. z. B. bloß die politischen Hindernisse des Landbaues aufgeführt, und die physikalischen, die hauswirthschaftlichen und die moralischen oder persönlichen beynahe ganz mit Stilltschweigen übergangen; von den Wirthschaftsarten handelt er bloß die Dreyfelderwirthschaft und die Mecklenburgische und Holsteinische Koppelwirthschaft ab; die Hütungsgerechtigkeit, anerkannt eins der größten Hindernisse des Landbaues, hat der Vf. nicht unter der Rubrik Hindernisse, sondern unter Viehzucht abgehandelt. — Ueber einzelne von dem Vf. aufgestellte Behauptungen läßt sich bey der Beschränktheit des Raums mit demselben hier nicht rechten; sonst möchte diese Recension leicht eben so weitläufig werden, als die Schrift selbst. Nur eins werde bemerkt, nämlich daß der Vf., allzusehr ab-

hängig von dem Urtheile des Schriftstellers, den er bey jedem einzelnen Abschnitte zu Rathe zog, sich nicht selten in Widersprüche verwickelt; so z. B. fordert er an einer Stelle Freyheit des Eigenthums für den Bauer, und an einer andern erklärt er sich entschieden für die Beybehaltung der Schäfererey-Gerechtigkeit der größern Güter, u. s. w. — Im Ganzen ist die Wissenschaft durch die vorliegende Schrift wenig gefördert worden. Dieselbe würde noch einigen Werth haben, wenn das Bekannte in einem reinen, guten Latein dargelegt worden wäre; dies ist aber keineswegs der Fall. Der Stil ist oft schwerfällig und der Periodenbau verworren; der Vf. hat auf der einen Seite unnöthigerweise eine Menge ganz neuer Wörter geschaffen, und auf andern wiederum ganz alterthümlicher Sprachformen (wie *quis für quibus* etc.) sich bedient. — Von den geschaffenen neuen Ausdrücken, so wie von der falschen Anwendung echt lateinischer Wörter, mögen hier einige Proben folgen: §. 10 *reditus vitalitius* (Altentheil, Auszug); *afflictio*, Betrübniß; §. 12 *bona vitalitia* (?), *versio*, das Verwenden an oder auf etwas; §. 13 *novennibus annis*; §. 18 *pertinentiae*; §. 23 *importatio*, Einfuhr; §. 25 *attentio*, Aufmerksamkeit; *revolutio*, Umwälzung; *quies terna*, die Ruhe in jedem 3ten Jahre; *arutio terna*, das dreymalige Pflügen; *rotatio terna*, dreijähriger Fruchtumlauf (§. 32); *laboris vires*, Arbeitskräfte; §. 26 *leges positivae*; *districtus*, der District; *inspectio*, Aufsicht; §. 27 *destinare*, zu etwas bestimmen; §. 36 *ligamen*, Bindung (des Bodens); §. 38 *depauperatus*, verarmt; — und viele andere, deren einzelne Aufzählung in diesen Bl. zu viel Raum erfordern würde. Was die landwirthschaftliche Kunstsprache anlangt, würde der Vf. wohlgethan haben, außer den alten römischen Schriftstellern unter den neuern besonders Walther (*de re rustica libri III*) um Rath zu fragen, dann würde er z. B. Wechselwirthschaft nicht durch *systema rotationis*, sondern durch *systema alternans*, Stallfütterung nicht durch *pabulatio stabularia*, sondern durch *pastio villatica* u. s. w. übersetzt haben. — Wie (§. 29) eine *figura quadrilatera non praedita angulis* wohl aussehen mag!

Zu den Druckfehlern mögen folgende gezählt werden: §. 17 Z. 9 steht *adoptatum* st. *adaptatum*; §. 20 Anm. 36 Z. 6 $\frac{1}{4}$ st. $\frac{1}{3}$; §. 25 Anm. 44 *Myagram* st. *Myagram*, *Res. cuteola* st. *R. luteola*, *Lin. usatiff.* st. *L. usitatiff.*, §. 29 *lib-rum* st. *li-brum*, §. 39 Z. 1 *ad* st. *at*. S. 62 letzte Zeile *difficillima* st. *diffic.*; S. 67 Z. 3. *humili* st. *humuli*; §. 65 *molest-is*; §. 67 Z. 7 *eos* st. *eas*, letzte Zeile *ovariam* st. *ovariam*; §. 68 *fructicum* st. *fruticum*, Anm. 149. *Robinis pseudacacia* st. *Robinia pseudacacia*, *ligustum* st. *ligustrum*; §. 79 *frugum suorum* st. *suarum*; §. 80 *auc-tum*; §. 91 *ipsoque leges* st. *ipsoque*. — Im Uebrigen ist der Druck gut, rein und deutlich, und das Papier vorzüglich.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Fr. Perthes: *Fürsten und Völker von Süd - Europa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.* Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten, von *Leopold Ranke.* Erster Band. 1827. XXIV u. 444 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gGr.)

Ueber manche historische Parteen glauben wir sehr wohl unterrichtet zu seyn, und sind es nicht. Es kommen von Zeit zu Zeit bisher ungekannte oder unbenutzte Quellen zum Vorschein, und ergießen für den welcher aus ihnen schöpft, ein überraschend neues Licht in weite Räume. Gestalten und Verhältnisse, die sonst im Dunkeln lagen, treten jetzt hervor ins Klare, und Entwicklungen, deren tiefer liegende Ursachen sonst unserm Blick entgiengen, zeigen sich jetzt in ihrem natürlichen Gange vom Keim bis zur Vollendung. Also bereichert sich für und für die historische Kenntniß; aber da neben den mehr und mehr sich öffnenden Fundgruben für die Geschichte verfloßener Jahrhunderte noch der Strom der Tagesgeschichte in stündlich sich erweiternden Ufern fließt: so entsteht daraus eine doppelte Unermesslichkeit, welche leicht den nach so großen Schätzen Ringenden muthlos macht oder erdrückt. Mehr und mehr wird also eine *Sichtung* der schwellenden Masse nothwendig, und nur die Aufbewahrung der *wichtigeren* Ereignisse, nur die Wiederaufrichtung *bedeutungsvoller* Geschichten erscheint als verdienstlich.

Das vorliegende Werk eines jungen fleißigen Forschers gehört offenbar in diese Kategorie, wenigstens was seinen *Hauptinhalt* betrifft, sollte auch im Einzelnen einiger Ueberfluß dabey zu bemerken seyn. Das Gemälde von *Südeuropa* in dem für dasselbe so wie für den ganzen Erdtheil verhängnißreichen sechszehnten Jahrhundert und bis zur Mitte des 17ten, die Entwicklung der Ursachen, welche das *Osmanische* Reich und das *Spanische* und *Italien* von der am Anfang solcher Periode behaupteten Macht und Herrlichkeit herabbrachten, die Charakteristik der ihren Bestimmungen vorzugsweise die Richtung gebenden Persönlichkeiten, und die Schilderung des inneren Zustandes der Länder und Völker nach dessen merkwürdigsten Seiten und Beziehungen, verdiente allerdings, ja forderte, sobald sich dazu geeignete Quellen darboten, eine ganz frische Bearbeitung; in-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

dem die Geschichtswerke, die wir bis jetzt darüber besaßen, theils einseitig, oder unzuverlässig, theils lückenhaft sind, theils mehr nur die Reihe der *Ereignisse* als die den allgemeinen Zustand schildernden Züge enthalten.

Eine ganz vortreffliche und doch bisher wenig benutzte Quelle für solche Bearbeitung erkannte unser Verfasser in den Sammlungen *handschriftlicher Gesandtschafts-Berichte* u. a. politischer Aufsätze (als Instruktionen, Reden, Betrachtungen, Briefe von diplomatischen Agenten und Staatsbeamten), deren schon seit Jahrhunderten höchst reichhaltige vorzüglich in *Italien*, zumal in *Venedig* und in *Rom* angelegt, dann aber durch weitere Mittheilung und wiederholte Abschriften vervielfältigt wurden. Auch nach *Frankreich* (woselbst die Königl. Bibliothek, zumal an *venetianischen* Relationen, einen unermesslichen Schatz besitzt), auch nach *Deutschland* kamen die Abschriften. Die Königl. Bibliothek in *Berlin* enthält davon eine Sammlung (und zwar vorzugsweise von *venetianischen* Gesandtschafts-Relationen) in 48 Folioebänden, aus welchen bekanntlich bereits *Johannes von Müller* einen Auszug des Denkwürdigen zu machen vorhatte, jedoch an der Ausführung durch seinen Uebertritt in Königl. Westphäl. Staatsdienste gehindert ward. Mit Eifer und Liebe und mit einem dem Müllerchen verwandten Geist übernahm später unser Verfasser die Arbeit, und benutzte zu derselben noch 5 andere Folioebände, deren 4 in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha und einer in seinem eigenen Besitze sind. Von den Früchten dieser verdienstlichen Arbeit liegt uns hier der *erste* Theil vor, welcher von dem *Osmanischen* Reiche bis und unter Sultan *Amurath IV.*, und von der *Spanischen* Monarchie unter *Karl V.*, *Philipp II.* und *Philipp III.* handelt.

Bey weitem der grössere Theil des Buches ist der *Spanischen* Monarchie gewidmet, und mit Recht. Denn was von dem *Osmanischen* Reiche gemeldet wird, von den Ursachen zumal, die seinen Verfall vorbereiteten und bewirkten, so ist davon das Wichtigere längst bekannt und in vielen allgemeinen und besonderen Geschichtswerken mit befriedigender Uebereinstimmung dargestellt. Und was die besondere Zeichnung einzelner Sultane und Wesire oder auch die Schilderung des Harems und der Macht des *Kislar-Aga* u. s. w. betrifft, so ist darin nichts anderes zu erkennen, als der allgemeine Charakter noch vieler anderer erschlaffender asiatischer Despo-

tenreiche in alter und neuer Zeit; eine eben so traurige als häßliche Einförmigkeit in den *Grundzügen*, und nur durch *diese*, nicht aber durch zufällige Einzelheiten oder Individualitäten besonders lehrreich. Indessen hat doch das Gemälde, welches uns *Ranke* von allem dem aus den Berichten von staatskundigen Augenzeugen, und welche die Verhältnisse der gefürchteten Pforte mit sorgsamster Aufmerksamkeit betrachteten, entwirft, eine ganz eigenthümliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit, welche einen großen Totaleindruck gewährt und selbst dem längst Gekannten einen Reiz der Neuheit verleiht.

•In noch weit höherem Maasse ist dieses der Fall mit den *Spanischen* Geschichten, worin wir nicht nur lebensreichere Darstellungen des von Anderen bereits Erzählten und Geschilderten finden, sondern auch manches bisher Unbekannte oder dunkel Gebliebene in überraschender Klarheit hervortreten sehen. *Dieses* ist nicht nur der *anziehendste*, sondern auch der *lehrreichste* und *eindringlichste* Theil des Buches. Zwar enthält das ganze Werk eine fortlaufende Schilderung des *Fluches*, welcher auf *despotisch* beherrschten Ländern und Völkern, ja auf den Despoten selbst und ihren Häusern, liegt: aber eine *Türkische*, rein *asiatische* Despotie ist unseren eigenen Lagen, Verhältnissen und Befürchtungen so fremd, daß ihr Gemälde den tiefen Eindruck nicht machen kann, wie jenes einer *europäischen* und die über uns *verwandte* Nationen ihren tödtenden Scepter streckt. Die *Spanische* Regierung dagegen, mit ihrer siegreich durchgeführten Kunst, die Freyheiten der Völker zu erdrücken, mit ihrer fortchreitend gesteigerten Anmaßung, mit ihren den Geist der Menschen wie ihren Leib und zwey Welten umfassenden Herrscherplanen, und sodann mit ihrer frühe eintretenden Schwäche und Erbärmlichkeit neben rücksichtsloser Gewaltthat und Erpressung, mit ihren engherzigen Zwecken, und, hier verächtlichen, dort tyrannischen, Mitteln, endlich mit ihren heillofen Früchten — Verödung der gesegneten Länder, Verarmung, Entkräftung, Herabwürdigung, bleibende geistliche und moralische Verschlechterung der edelsten Völker — die *Spanische* Regierung dieser Zeiten ist eine in alle Zeiten tönnende Warnung.

Es ist nicht wohl möglich, einen Auszug aus diesem inhaltsreichen Werke zu machen: denn fast alle Blätter desselben sprechen gleichmäÙig unser Interesse an. Wir wollen daher nur beyspielsweise einiger Parteen erwähnen, die uns als vorzüglich gelungene Schilderungen erscheinen. Wir zählen zu denselben schon die Charakteristik *K. Karls V.* (S. 104 ff.), für welche, nach *Robertson's* meisterhafter Darstellung, dennoch neue Farben zu finden, nicht wenig Kunst erforderte; sodann das eindringliche Gemälde von *Philipps II.* düstern

Despotenfinn (S. 114 ff.) und von *Philipps III.* grenzenloser Erbärmlichkeit (S. 132 ff.), nicht minder die Schilderung *Alba's* (157), („Er hatte den aristokratischen Hang, den Despotismus ausüben zu helfen, nur daß er ihn nicht selber erführe.“) des Günstlings *Lerma* (119) u. a. merkwürdiger Persönlichkeiten. Es thut sich bey Lesung dieses Buches das innerste Hofleben wie jenes des Volkes in ergreifender Natur und Wahrheit vor uns auf, und wir begreifen vollkommen alles was kam und wie es kam.

Der einsichtsvolle, selbstthätige *Karl V.* entfernte die *Hofherren* von der Geschäftsverwaltung, und übertrug diese einem aus Mitgliedern der verschiedenen Provinzregierungen zusammengesetzten obersten Regierungsrath, einem gesonderten Finanzrath und einem Staatsrath, Sich Selbst jedoch in allem Wichtigen die selbsteigene Entscheidung vorbehaltend. *Philipp II.* setzte seinen Staatsrath aus lauter Gliedern seines castilianischen Hofstaates zusammen. Die Provinzen verloren dergestalt ihre besonderen Fürsprecher im Rathe des Königs und die Kämpfe der Hofparteyen, die Gefinnungen der Günstlinge wurden entscheidend für das Schicksal des ganzen Reiches. Viele Schändlichkeiten und Verbrechen der Intrigue wie der wilden Leidenschaft bezeichnen die Geschichte dieses Hofes und der verschiedenen Günstlinge. Auch die Schwinungen des alten Streites zwischen den *Comuneros* und dem *Adel* sind darin zu erkennen. Der Wechsel der Gunst zwischen der aristokratischen und der popularen Partey entscheidet wiederholt über die Stimmung zum Frieden oder zum Krieg. Indessen erhielt *Philipp II.* unter dem Kampfe der Parteyen noch immer einige Selbstständigkeit; er ließ sich wohl lenken, doch nicht beherrschen. Dagegen erscheint *Philipp III.* als durchaus willenloses Werkzeug in seines Günstlings und obersten Ministers, des Herzogs von *Lerma*, Hand. Nur der *Beichtvater* und sodann der *deutsch-österreichische Hof* behaupteten noch Einfluß neben *Lerma*. Als beide sich wider ihn verschworen, so fiel er.

Sehr lehrreich ist die Darstellung der allmählichen Umwandlung des *alten Staates* — worin die Selbstständigkeit von Individuen und Corporationen vorherrschte, die Centralgewalt schwach und die Kirche unter ihrem auswärtigen Oberhaupt gefürchtete Rivalin der bürgerlichen Regierung war — in den *neuen Staat*, der da geschlossen, einer starken Centralgewalt unterthan, aller diese Gewalt hemmenden Freyheiten entledigt, und dergestalt geschickter zum Angriff auf das Ausland ward.

Wenn *Karl V.*, erbittert durch den Widerstand, welchen auf der Reichsversammlung von 1538 die *Granden* seiner Steuerforderung entgegensetzten, („die Lasten zu tragen — also behaupteten sie —
zieme

zieme in Castilien dem *Bauer*; dem *Edelmanne* aber entreiße die geringste Auflage nicht allein die Freyheit, welche seine Vorfahren mit ihrem Blute erworben, sondern die Ehre selbst;“) sich entschliesst, fortan keine *allgemeine* Ständeverammlung mehr einzuberufen; so mag wenigstens das Motiv, wenn auch nicht die Mittel gebilligt werden. Und wenn er sich später auch des *persönlichen* Dienstes dieser selbstsüchtigen Granden, im Staate wie im Heere, entschlug, sie zu friedlichem Wohlleben und verschwenderischer Pracht ermunternd, und hierdurch schwächend; so konnte das Volk darüber sich nur freuen. Wir gönnen ihnen auch gern den erbärmlichen Trost, statt alter Macht und Herrlichkeit jetzt die Ehre des Stehens mit bedecktem Haupt vor der Person des Königs, oder etwa „den Empfang einer Tasse aus welcher der König getrunken, oder für eine ihrer Damen des Kleides, welches die Königin getragen“ — hinzunehmen. Wenn aber die Versammlungen der *Cortes*, d. h. der Abgeordneten der *Städte*, theils durch Wahlbeherrschung, theils durch Beschränkung der Vollmacht, theils durch Aufhebung alter Rechte und kostbarer Formen, theils endlich durch persönliche Bedrohung oder Bestechung zur völligen Unterthänigkeit gebracht, zu bloßen Figurantten herabgewürdigt werden: so ist dieses ein Gegenstand sehr niedererschlagender Betrachtung und in *unserer* Zeit von zwiefach eindringlichem Effekt. Indessen sehen wir selbst die entkräfteten, unterworfenen, herabgewürdigten *Cortes* in einzelnen Momenten sich ihrer ehemaligen Selbstständigkeit erinnern, und das einzige ihnen übrig gebliebene Recht, der *Vorstellung* und *Bitte*, mit männlichem Freymuth üben.

Der sehr verschiedene Zustand der einzelnen spanischen Länder wird mit Klarheit und Gründlichkeit geschildert. Wir sehen, wie unter den *auswärtigen* Provinzen, zumal *Neapel* unter das Joch einer despotischen Willkürherrschaft fällt, *Sicilien* dagegen, wiewohl unter verderblichen Kämpfen und engherzigen Bestrebungen, einen Rest der Selbstständigkeit erhält; *Mailand* zwar die *königlichen* Rechte beschränkt, doch grossentheils seiner angeborenen *Aristokratie* anheimfällt; und wie selbst in den *Niederlanden* die hochgerühmte Freyheit nur in *Sonderrechten* einzelner Stände, Ortchaften, Familien, in *Privilegien* und *Exemtionen* anstatt in reiner Herrschaft des wahren Gemeinwillens besteht. Dennoch trägt die so sehr beschränkte Freyheit gesegnete Früchte, und ist unter allen auswärtigen Provinzen *Neapel* die unglücklichste und verlorenste, während *Sicilien* wenigstens eines *vergleichungsweise* erträglichen Zustandes sich erfreuet, *Mailand* zu Glanz und Herrlichkeit sich aufschwingt, und *Niederland* eine Fülle des Lebens, des Reichthums und der Kraft entfaltet, die es zur Perle aller spanischen

Besitzungen, und selbst in rein *finanzieller* Beziehung zehnmal köstlicher als das neuentdeckte *Amerika* mit all seinen Gold- und Silberminen macht.

Wir finden übrigens hier nachgewiesen, daß, wie schon der treffliche *Humboldt* dargethan, die gewöhnlichen Schätzungen von dem reichen Ertrage *Amerika's*, wenigstens während der ersten 50 Jahre nach der Entdeckung, sehr übertrieben sind, und daß, wenn auch später grössere Summen von daher eingingen, sie doch Spanien nur eilig *durchliefen*, und mehr dem betriebsamen *Ausländer*, als dem trägen, stolzen, und dabey noch durch die unsinnigen Maafsregeln seiner eigenen Regierung von aller Betriebamkeit abgeschreckten *Spanier* zu Gute kamen. Daher erklärt sich die fortwährende *Finanznoth* selbst *K. Karls V.*, und mehr noch des minder kräftigen und daher auch minder glücklichen *Philipp II.*, und des vollends unfähigen, dabey verschwenderischen *Philipp III.* Aber höchst merkwürdig sind die von allen diesen Regenten angewandten Hilfsmittel, die Anfänge der neuern raubfüchtigen und gewissenlosen *Finanzkunst*, deren allmähliche Entwicklung in Spanien wir hier in umständlichen Berichten lesen. Von der *Alcavala*, einer den Zehnthheil des Verkaufspreises jeder Waare fordernden Steuer, bis zu den räuberischen Finanzoperationen der gewaltamen Zinsherabsetzung, ja, selbst Kapitalsverminderung, sodann der Münzverfälschung, des Raubes von Privatgeldern, und der alle Produktion und allen Handel tödtenden Zölle und Taxen, finden wir unter jenen unerfättlichen Regenten fast alle Künste der neuen und neuesten Finanzmänner versucht und durchgeführt, nur mit geringerer Geschicklichkeit und Ordnung; weswegen auch der Ertrag für die königliche Kasse minder ergiebig, dagegen der Ruin der Länder desto vollständiger war. Die Darstellung des spanischen Finanzsystems in diesen Zeiten, und die Schilderung des dadurch herbeygeführten *Elends* in den spanischen Ländern muß man hier beym Verfasser selbst nachlesen. Ein Auszug wäre matt und unbefriedigend.

Uebrigens würde der Finanzdruck und jeder andre Mißbrauch der Königsmacht minder verderblich gewirkt haben, hätte sich nicht zu ihren Plagen noch die unerträgliche Last einer übermüthigen *Aristokratie* gesellt. Ohne ausgesprochenes Urtheil, ohne Deklamation, bloß durch Erzählungen der *Thatsachen* bricht *Ranke* über diese den Stab. Auch den grossen Antheil der *Möncherey* an dem Verderben Spaniens stellt er ins Licht, und zeigt dabey, wie sowohl diese als andere Ursachen des Verfalls allerletzt in der Unfähigkeit, Verkehrtheit und Erbärmlichkeit einer Regierung ihren Grund hatten, welche stets nur ihren augenblicklichen beschränkten oder unlautern Willen, nie-

niemals die öffentliche Meinung oder das heilige Recht bey ihren Entschlüssen zu Rathe zog.

Der Vf. endet sein Buch mit dem zentnerschweren Wort: „So zerstört der Despotismus durch seine Mittel seine Absichten. Ein schlechter Trost für die Menschheit! Die Wirkung des Despotismus, die Zerstörung der Tugend und der Wohlfahrt, diese bleibt.“

Wir haben von den interessanten Gegenständen dieses Werkes nur einen Theil berührt. Immer genug, um den Wunsch einer möglichst baldigen Fortsetzung zu begründen. Bey dem großen Reichthum an Materialien, der dem Vf. zu Gebote steht, wird er zwar oftmals in Versuchung gerathen, etwas zu weitläufig zu werden (wovon auch der vorliegende Band einige Proben enthält); doch mag schon der Titel seines Buches ihm den Maassstab der passenden Ausführlichkeit oder Gedrungenheit angeben. —

Wir wollen inzwischen der Anzeige dieses interessanten Werkes die eines andern, *drey Jahre früher* erschienenen, Buches desselben Verfassers beifügen, welches nach seinem Gegenstand sowohl als nach den Studien, die es voraussetzt, mit dem vorliegenden in enger Verbindung stehend erscheint. Dieses Buch führt den Titel:

LEIPZIG U. BERLIN, b. Reimer: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* von 1494 bis 1535, von Leopold Ranke. Erster Band. 1824.

Mit demselben ist in Verbindung zu setzen eine gleichzeitig herausgegebene Schrift, unter dem Titel:

Ebendaf., b. Ebendemsf.: Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, von Leopold Ranke. Eine Beylage zu desselben romanischen und germanischen Geschichten. 1824.

Diese letztgenannte Schrift reicht allein schon hin, den *Geschichtsforscher* zu bekräftigen und dem Leser Vertrauen für ihn einzufloßen. Die Wahrheit allein ist's, die er sucht, und um welche zu finden er den mühevollsten Weg nicht verschmäht. Mit der Fackel einer unbestechlichen, strengen Kritik beleuchtet er die Werke der bis-

her als Hauptquellen für die Geschichten der bezeichneten Periode (d. h. überhaupt des Anfangs der neuen Geschichte) geachteten Historiker wie die Persönlichkeit ihrer Urheber, und beraubt beide schonungslos des Nimbus, worin sie bisher geglänzet, oder bestimmt wenigstens genau, in wie fern und in wie fern nicht sie wirklich Glauben verdienen, überhaupt in wiefern sie als *wahre Quellen* zu achten seyen. Also werden zumal Guicciardini, Beaucaire, Mariana, Fugger (erneuert durch Sigmund von Birken), vor allen aber der *Erstgenannte* unerbittlich gezeigelt, auch Sleidanus und Paul Jovius vor ein strenges Gericht gezogen; vor eben diesem Gericht aber manche andere, welche bisher minder gekannt oder geachtet waren, zur gebührenden Anerkennung gebracht. Die Forderungen des Verfassers sind *nicht leicht* zu befriedigen. Er verläßt sich nur auf unmittelbare und tüchtige Augenzeugen, oder auf unverdächtige Theilnehmer der erzählten Begebenheiten, oder auf Urkunden, Staatschriften und andere gleich glaubwürdige Denkmale. Er scheuet nicht die unendliche Mühe des Suchens, Lesens, Vergleichens, und ruht nicht, bis er ans Ziel gekommen. Die Geschichten, welche zu erzählen er sich vornimmt, wird er daher — so weit es immer möglich ist — bloß aus unmittelbaren Quellen sonach unverfälscht durch alle Irrthümer der Vorgänger aus Memoiren, Tagebüchern, Briefen, Gesandtschaftsberichten und ursprünglichen Erzählungen der Augenzeugen schöpfen, er will seinen eigenen Gang gehen, er will *Geschichtsforscher* im strengen Sinn dieses Wortes seyn.

In diesem Geiste sind nun wirklich die „*Geschichten der romanischen und germanischen Völker*“ geschrieben, und es gebührt ihnen von dieser Seite das vollste Anerkenntniß. Indem wir dasselbe aussprechen, erlauben wir uns noch, allernächst über den vom Verfasser gewählten *Gegenstand* und sodann über dessen *Darstellung* einige Worte zu sagen. Seine Lieblingsstudien, dieses sehen wir wohl, haben die *Anfänge der neuen Geschichte* zum Gegenstande; es ist daher natürlich, und dankenswerth, daß er uns die Früchte solcher Studien mittheile. Aber sein Zweck geht nicht bloß dahin, eine Zahl von Begebenheiten, Charakteren oder Partien aus dieser Periode aus dem Dunkel hervorzuziehen, oder richtiger als bisher geschehen darzustellen; sondern er will eine wirkliche *Geschichte* liefern, d. h. eine solche, deren Gegenstand eine *Einheit*, ja räumlich wie zeitlich ein *Ganzes* wäre.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

GESCHICHTE.

- 1) LEIPZIG U. BERLIN, b. Reimer: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535.* Von Leopold Ranke. Erster Band u. f. w.
- 2) *Eben daselbst:* Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber, von Leopold Ranke u. f. w.

(Beschluss der in vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. sagt ausdrücklich in der Vorrede, „dass ihm die *romanischen und germanischen Nationen* als eine *Einheit* erscheinen“, und wiewohl er nicht die *ganze Geschichte* dieser Nationen zu geben gedenkt, so erkennt er doch auch in *dem Theile*, den er davon beschreibt, oder in der Summe der von ihm herausgehobenen Geschichten ein wenigstens untergeordnetes Ganzes, nämlich „den Anfang der neuern Geschichte, und zwar einerseits die Gründung der spanischen Monarchie, den Untergang der italienischen Freyheit; andererseits die Bildung einer zwiefachen Opposition, einer politischen durch die Franzosen, einer kirchlichen durch die Reformation, genug jene Spaltung unserer Nationen in zwey feindselige Theile, auf welcher alle neue Historie beruht.“ — Wir wollen die Haltbarkeit dieser letzten Idee durchaus nicht bestreiten. Durch sie wird allerdings eine große Masse von Begebenheiten unter einen interessanten Gesichtspunkt gesammelt und dergestalt zur historischen Einheit verbunden. Nur bleibt dann zu untersuchen, ob auch die *Auswahl und Zusammenstellung* des Stoffes im Sinn solcher *Einheit* geschehen. Was aber die *zuerst* aufgeführte Einheit betrifft, nämlich jene der *romanischen und germanischen Nationen*, so gestehen wir, dass wir sie mehr in der *Phantasie* als in *Wahrheit* begründet erachten.

Der Vf. selbst sagt sich von drey analogen Begriffen los, nämlich von jenen der *allgemeinen Christenheit*, der *Einheit Europa's* und der *lateinischen Christenheit*: des ersten, weil er auch die *Armenier* umfassen würde; des zweyten, weil die *Türken* und *Russen*, die da zu Europa gehören, auch die gesamten asiatischen Verhältnisse in die europäischen Geschichten hineinziehen würden; und endlich des dritten, weil auch *slavische, lettische und magyarische* Stämme unter der *lateinischen Christenheit* enthalten sind. Wenn wir in dieser Ansicht ihm vollkommen beystimmen, so glauben wir zugleich, dass die Einheit der *romanischen und germanischen Völker* noch *weniger haltbar* als die drey andern sey. Es giebt freylich gar verschiedene Beziehungen,

unter welchen sich eine Masse von Geschichten oder geschichtlichen Gegenständen zur Einheit sammeln lässt. Bey Völkern zumal kann die Einheit eine *geographische*, oder eine *genetische*, oder eine aus der *Gemeinschaft der Schicksale*, nämlich des Thuns und Leidens, des Entfaltens überhaupt des *Lebens* hervorgehende seyn. Die letztere wird mehr oder minder umfassend erscheinen, je nachdem sie auf mehr oder minder wichtige Lebens - Momente oder Interessen, auf mehr oder minder wirkliche Principien eines *Gesamtlebens* sich bezieht. Die *politische* Einheit ist hier wohl die bedeutendste, wenigstens die am meisten in die Augen fallende; aber auch die *kirchliche*, die *wissenschaftliche* oder auf irgend einem andern Zweig einer gemeinsamen *Cultur*, die auf Sitte, Handel, Bedürfnis u. f. w. beruhende gehören hierher. Nur besteht jedesmal die Einheit bloß in *dem Kreise* solcher Gemeinschaft und nicht weiter, und mag z. B. eine *gemeinschaftliche* Geschichte der *Religion*, oder der *Wissenschaft*, oder des *Handels* oft für eine Summe von Völkern geschrieben werden, deren *politische* Schicksale in *verschiedenen Rinnalen* fließen, deren *allgemeine* Geschichte daher *unmöglich zur Einheit* zusammengefasst werden kann.

Wenden wir diese Begriffe auf die *romanischen und germanischen Nationen* an, so sehen wir zuvörderst, dass ihre *Einheit* weder eine *geographische*, noch eine *genetische* sey. Denn ihre Wohnsitze, obschon in West und Süd durch die Naturgrenzen des Meeres von andern getrennt, verlieren sie doch zum Theil schon gegen Norden und auffallender noch gegen Osten, ohne irgend eine feste oder deutlich zu bezeichnende Grenze in die Gebiete ganz anderer Völkerchaften, während sie selbst im eigenen Innern durch mehrere natürliche Scheidungslinien in gleich viele getrennte Länder zerfallen. Was aber die *genetische* Einheit betrifft, so wird sie schon durch den Ausdruck *romanische und germanische Völker* aufgehoben, abgesehen davon, dass beide Benennungen nur vom *Vorherrschenden* entnommen, und unter den also benannten Völkern auch mancherley *fremde* Stämme mit begriffen sind. Ja, es gesteht der Vf. selbst, dass von den *sechs* Nationen, die er unter jener Benennung zur Einheit zusammenfassen will, *drey* sind, die *französische, spanische und italienische*, in denen das *romanische* Element, und *drey*, die *deutsche, englische und scandinavische*, in denen das *germanische* Element vorherrscht. Worin bestünde sonach die *Einheit*? —

Der Vf. sagt in der Einleitung: „diese Nationen seyen wenn nicht von demselben, doch von nahe verwandtem Stamme, in Sitten ähnlich, in vielen Instituten gleich; ihre innern Geschichten hängen aufs genaueste zusammen, und einige große Unternehmungen seyen ihnen insgesammt gemein, und zwar zumal die *Völkerwanderung*, die *Kreuzzüge* und die *Pflanzungen in fremden Welttheilen*. Es sey überhaupt die Einheit unserer Nation zu erkennen in der *Idee*, *That* und *Entwicklung*. Das gemeinschaftliche Ritterthum, die Poesie, die kriegerrische Städte-Freyheit, das gleichzeitige Streben und Ringen nach bessern Verfassungen, die Neigung zu Wanderungen und zum Gewinn u. a. seyen wie die Athemzüge dieses geheiligten Vereins.“

Allein der Strom der *Völkerwanderung* ward zwar vorzugsweise, doch bey weitem nicht ausschliessend (wie viele *slavische* und selbst *asiatische* Stämme wälzten sich über die Länder Europa's!) durch *germanische* Völker bewirkt. Doch nicht alle diese Völker haben solche Wanderungen unternommen (man denke der *Sachsen* in Norddeutschland, sodann der in ihrer Heimath zurückgebliebenen *skandinavischen* Stämme); und jedenfalls geht dieser Zug die *romanischen* Völker, die ja auch ein Element jener Einheit seyn sollen, nicht an. Auch an den *Kreuzzügen* nahmen verschiedene nicht germanische Völker Theil, und es war die bewegende Kraft, welche die letzten Alle zu solchen heiligen Zügen entflammte, keineswegs auf der gemeinsamen *Abstammung* beruhend, sondern auf der *kirchlichen* Gemeinschaft, insbesondere auf dem vorherrschenden Einflusse *Roms*. Was aber die *Pflanzungen* in fremden Welttheilen betrifft, so haben auch *Phönizier*, *Griechen*, *Araber* u. a. einen ähnlichen Hang gezeigt, und nicht das *Blut*, sondern *Lage* und *Umstände*, verbunden mit vielen rein zufälligen und besondern Ursachen, die germanischen Colonisten über zwey Welten geführt.

Etwas Aehnliches ist von den andern, den Geschichten der romanischen und germanischen Nationen mehr oder weniger gemeinschaftlichen Charakteren zu sagen: wie vom Lehenwesen, vom Ritterthum, von Erhebung der Städte. Nicht eigentlich ein wechselseitiger Zusammenhang jener Nationen hat solche Gleichförmigkeit erzeugt, sondern nur eine *Gleichartigkeit der Umstände*, unter welchen jene Völker und Reiche entstanden und fort dauerten. Auch zwischen Völkern verschiedener Welttheile und weit getrennter Zeiten kann solche Gleichförmigkeit eintreten, und ist wirklich nicht selten erkennbar, ohne daß dadurch die Völker zur wahrhaft historischen Einheit würden. Daß aber die Geschichten unserer Völkerschaften (während des Mittelalters) allerdings nicht unter sich zusammenhängen, ist im Allgemeinen wohl unwidersprechlich, wiewohl einzelne große Begebenheiten oder Verhältnisse (wie z. B. die englisch-französischen Kriege) natürlich auch in weite Ferne wirkten. Aber zwischen der Innigkeit des Zusammenhangs z. B. der spanischen und scandinavischen oder der schottischen und schwe-

zerischen Geschichten und jener z. B. Deutschlands mit den *slavischen* Reichen und mit *Ungern*, oder jener Italiens mit der *Pforte* ist nicht einmal eine *Vergleichung* möglich. Erst in der neuen Geschichte entstehen nach und nach ausgedehntere Verknüpfungen der Völker und weiter reichende Staatensysteme; aber daran ist abermal nicht das *romanisch-germanische Blut*, sondern ein Zusammenhang ganz anderer Ursachen Schuld, und eben darum sind jene Systeme auch nicht beschränkt auf den Umfang der romanisch-germanischen Herrschaft.

Welchen Standpunkt daher immer wir nehmen: die Einheit, welche der Vf. behauptet, erscheint uns nirgend. Ihr liegt allenthalben theils eine zu lose Verknüpfung, theils eine solche, deren Grenzen nicht zusammentreffen mit jenen der romanisch-germanischen Zungen und Gebiete, zum Grunde. Ja, es bleibt der Vf. selbst nicht getreu seiner Idee bey der Ausführung. Denn mit nichten stellt er nur dar, was etwa unter den mancherley hier aufzustellenden Beziehungen, als wirklich gemeinschaftlich oder zusammenhängend möchte zu erkennen seyn; sondern er erzählt einige Reihenfolgen von Begebenheiten einzelner Reiche, ganz vorzüglich jedoch der Verwickelungen und Schicksale Italiens, und giebt uns so sehr ins Detail gehende Schilderungen einzelner Persönlichkeiten, Verhältnisse, Ortsbegebenheiten und Umstände, daß sie unmöglich mehr zusammenzufassen sind zum Ganzen, oder daß wenigstens, wofern man das Gemälde als eines, namentlich als Gemälde der *romanisch-germanischen Nationen* betrachten sollte, alle Haltung verschwände. Klar ist, daß wenn er mit derselben Umständlichkeit, womit wir hier die Geschichten von Florenz, von Mailand, von Neapel, von Venedig, vom Papst, von den verschiedenen einheimischen und auswärtigen Fürstenthümern, die sich um die bluttriefenden Stücke Italiens streiten, erzählt finden, auch die Geschichten aller andern in seinem Begriff von romanischen und germanischen Nationen enthaltenen Völker und Häuser schildern wollte, sein Werk weniger nicht als zehn Bände fällen, und dann doch — bloß *Aggregat von Geschichten*, nicht eine *Geschichte* seyn würde.

Abgesehen von diesem Tadel müssen wir dem Vf. ein vielfach begründetes Lob ertheilen. Er stellt uns (und in dieser Aufgabe möchte vorzugsweise die Einheit seines Gemäldes zu erkennen seyn) die hoch merkwürdige, zugleich äußerst verwickelte Geschichte Italiens und seiner verschiedenen Staaten, vom Zuge K. Karls VIII. gegen Neapel bis zum völligen Untergang der italienischen Freyheit unter der Präpotenz des *spanisch-österreichischen Hauses*, weit klarer, zusammenhängender und bewährter dar, als es bisher von irgend einem Geschichtschreiber geschehen; er bringt mit dieser Darstellung auch die zu ihrem vollen Verständniß nöthigen Daten der auswärtigen Geschichten, insbesondere der spanisch-österreichischen und französischen in Verbindung, und beleuchtet dadurch allerdings aufs verdientlichste eine Masse von Begebenheiten, welche einen der Hauptüber-

übergänge aus der mittlern Historie in die neuere ausmacht. Der Geist eines nach *Gründlichkeit* strebenden, die *Wahrheit* über Alles liebenden Geschichtsforschers, ein dem Geiste *Johannes Müller's* verwandter Geist (auch in den Formen der Darstellung und im Ausdruck ist manche Aehnlichkeit zu entdecken) tritt uns hier allenthalben entgegen, und der Total-Eindruck des Gemäldes — um so eindringlicher, da nicht räsonnirt oder declamirt, sondern bloß *erzählt* wird — ist eine klare, freylich auch niederschlagende Anschauung der Fäden, woran gewöhnlich das Schicksal der Völker und Reiche hängt, nämlich hier des blinden Zufalls — oder Verhängnisses — das über einzelnen Tagen oder Stunden waltet, dort der Interessen, Leidenschaften und Verbrechen, überhaupt wieder zufälligen Persönlichkeiten und Richtungen von *Einzelnen*, von *Häusern* oder von *Factionen*. In den Zeiten, von welchen der Vf. redet, d. h. in den Zeiten furchtbar steigender Königsmacht und damit des beginnenden Untergangs alter Freyheiten, Rechte und Verfassungen, und dabey unter Völkern, die sonst vorangeschritten an Erkenntniß und Bildung sind, erhält das Schauspiel einen besonders düstern Charakter; und wir mögen, was der Vf. in dem zuerst angezeigten Buche „*Fürsten und Völker von Südeuropa*“, insbesondere von *Spanien* von Karl V. an bis auf Philipp III. erzählt, gewissermaßen als einen zweyten Theil seiner *romanisch-germanischen* Geschichten, oder als eine *Fortsetzung* des in diesen letzten begonnenen Gemäldes von dem Zustande einiger der wichtigsten Länder unsers Welttheils seit dem Anfang der neuen Zeit betrachten.

Wir glauben dem Zweck dieser Anzeige durch solche allgemeine Beurtheilung zu genügen. Bücher dieser Art sind keines Auszugs empfänglich und das Eingehen in besondere *Einzelheiten* würde dabey kleinmeisterlich und wenig belehrend seyn. Uebrigens erwarten wir, daß alle unsere geschichtliebenden Leser das *Buch selbst* zur Hand nehmen und so unmittelbar dessen mannichfaltige Schätze sich aneignen werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Kaifer: *Predigten* von *Gottfried Menken*. 1825. X u. 443 S. 8. (1 Rthlr. 15 gr.)

Aus der mit nicht geringer Selbstgefälligkeit geschriebenen Vorrede erfahren wir, daß der Vf. diese sogenannten *Predigten* auf den Wunsch seiner vieljährigen Zuhörer herausgab, als eine lange Krankheit ihn hinderte zu predigen. Sie sind aus denen gewählt, welche er in den letzten Jahren gehalten und völlig ausarbeitet hatte. Er habe sie, wie er sagt, diesmal lieber *Predigten* nennen wollen, als *Homilien*: denn er dürfe wohl annehmen, daß wie seine Leser bis dahin in seinen *Homilien* wahrhaftige *Predigten* gefunden hätten, sie jetzt von selbst voraussetzen würden, in seinen *Predigten* wahrhaftige *Homilien* zu finden. Rec. gesteht ehrlich, daß er bis jetzt noch nicht zu den Lesern des Vfs. gehörte, also

auch nicht beurtheilen kann, wofür man seine frühern religiösen Vorträge zu halten habe, das aber darf er dreist behaupten, daß die vorliegenden keine *Predigten* sind, wenn man, wie billig, sich an die allgemein angenommene Bedeutung dieses Wortes hält, ja auch nicht einmal *Homilien* höherer Art, wie sie wohl neulich genannt worden sind, und über deren Eigenthümlichkeit und wesentliche Unterscheidung von eigentlichen *Predigten* nach *Lange*, *Bartels* und *Schmidt* sich so gründlich ausgelassen haben: denn sie haben nicht einmal ein bestimmtes Thema; sondern *Homilien* niederer Art, nach dem Beyspiel einiger der ältern Kirchenväter, wie sie unsre *Homilien* fast einstimmig nur noch in sogenannten Betstunden zulassen wollen, sonst aber mit der Würde der geistlichen Rede und mit dem Standpunkte, auf welchem jetzt Kunst und Wissenschaft stehen, für unvereinbar erklären. Der Vf. sucht sich zwar (Vorr. S. VIII.) wegen dieser seiner Redeweise zu rechtfertigen, aber was er da als die Hauptsache angiebt, worauf er bey seinen Vorträgen gesehen, das läßt sich auch erreichen und zwar ungleich vollkommner, wenn man ihnen eine kunstgerechtere Form giebt. Der Rechtfertigung, daß die meisten dieser Vorträge über Stellen des A. T. sich verbreiten (Vorr. S. VI.) hätte es gar nicht bedurft; man kennt und schätzt jetzt allgemeiner den Werth desselben, wenn man ihn gleich nicht überschätzt, wie der Vf.; jedenfalls aber hütet man sich, wenn man mit Andern nicht überall gleicher Meinung seyn kann, vor so starken, unwürdigen Ausfällen auf sie, wie wir sie bey ihm (z. B. S. VII.) in den Worten lesen: „Der Tadel dieser Wahl (der Stellen aus dem A. T.) kann mich vielleicht beträben, in sofern er die Unwissenheit und Sinnlosigkeit eines Theils der Meister des heutigen christlichen Israels bezeugt; er muß mir aber nothwendig Freude machen, in sofern er das Edle, die Richtigkeit und den Werth dieser Wahl bestätigt.“ Wie bescheiden und anspruchslos ist diese christliche Freude! Wir beneiden sie dem Vf. nicht! Eine nähere Inhaltsanzeige des Buchs ist ohne große Weitläufigkeit nicht möglich. Eine solche scheint es uns aber weder zu verdienen, noch findet sich dafür hier Raum. Indessen wollen wir doch unsern Lesern ein Proben von der Auslegungskunst unsers Vfs. geben, weil er sich auf diese viel zu Gute weiß und auch ausdrücklich Verständniß der heil. Schrift durch dieses Werk befördern will. Danach werden sie dann leicht im Stande seyn, den Geist und Werth des Ganzen zu beurtheilen, und Mancher, der für eine künftige Geschichte der theologischen Beredsamkeit und Auslegungskunst unserer Zeit merkwürdige Data sammelt, fühlt sich dann vielleicht bewogen, auch dieser Schrift in seiner Sammlung (wir wollen wünschen nur als Rarität) ein Plätzchen zu gönnen. Wir wählen dazu die 4te Predigt (S. 54—74) über *Psalms* 90, wie wir aus dem Schlusse sehen, am Neujahrstage gehalten. Der Text steht ohne Gebet und Einleitung voran und ist ganz abgedruckt. So ist es überhaupt bey allen *Predigten*, und oft wird weit ausgeholt, ehe des bereits verlesenen Textes Erwähnung geschieht. Daß der Vf. diesen *Psalms*

Psaln dem Moses ganzen Ernſtes zuſchreibt, möchte noch hingehen, wiewohl es ſich mit einer gründlichen Kenntniß des Hebräiſchen, die er hin und wieder durch Berichtigung der kirchlichen Ueberſetzung beaurkunden will, nicht ſonderlich verträgt. Er ſagt S. 57 ausdrücklich: „Dieſer Pfalm iſt nicht nur der älteſte unter allen Palmen, es iſt beynahe der älteſte Geſang, der in menſchlicher Sprache auf Erden ertönt. Nehmen wir 3 oder 4 Lieder der früheſten Vorzeit aus, ſo iſt alles Andere der Art, was ſich bey allen Völkern und in allen Sprachen findet, jünger als dieſer Pfalm.“ Doch der Vf. geht noch viel weiter. Er will ſogar wiſſen, daß der Pfalm (S. 57. 58) individuell ſey hervorgegangen aus einer einzigen Situation, geknüpft an Umſtände, die einmal vorübergegangen nicht wiederkehren; an ein Ereigniß gebunden, das nur bey Einem Volke ein einziges Mal Statt fand, und ſonſt bey dem ganzen menſchlichen Geſchlechte nirgends und niemals.“ Es iſt nämlich der Pfalm von Moſes in der Wüſte gedichtet, bezieht ſich auf die den Iſraeliten daſelbſt von Gott angedrohte Strafe, daß Alle, die aus Aegypten mit Moſe gezogen wären, in der Wüſte ſterben würden. Daraus erklärt er unter andern die Worte: unſer Leben währet 70 Jahre u. ſ. w. S. 66 heiſt es: „Bey jenen Iſraeliten in der Wüſte war es um ſo viel mehr auffallend (nämlich daß ſie ihre Jahre wie ein Geſchwütz zubrachten), weil ſie, in einer Art und Weiſe wie andre Menſchen nicht, ihre Jahre zählen konnten, und das möglichſte Ziel ihres Alters in einer Beſtimmtheit vorher wuſten, die ſonſt bey den Menſchen nicht Statt findet. Unſer Leben, ſagt Moſes, — ſo ſind es achtzig Jahre. Wer zwanzig Jahre alt war, als er Aegypten verließ, der konnte nicht älter werden, als 60 Jahre, wer 30 Jahre alt war, konnte 70, und wer Aegypten im 40ſten Jahre verlaſſen hatte, konnte 80 Jahre alt werden, wenn er das höchſte Ziel erreichte.... So konnte nun Jeder mit jedem Jahre, das in der Wüſte verlebte war, zählen und rechnen, wie viele Jahre er noch zu leben habe, auf den Fall, daß er die 40 Jahre, die Gott zum Aufenthalt in der Wüſte beſtimmt, alle durchleben ſollte.... Waren etwa, als dieſer Pfalm geſchrieben wurde, von jenen 40 Jahren ſchon 35 vorübergegangen, ſo konnten alle die Menſchen, die von 20 Jahren an und darüber Aegypten verlaſſen hatten, wiſſen: das Höchſte, was wir noch zu leben haben, ſind fünf Jahre.“ Nach dieſer Probe von der Auslegungskunſt und dem praktiſchen Sinne des Vfs. wird man ſich wohl ſo leicht nicht mehr über irgend etwas Paradoxes, ja wir müſſen ſagen Abgeſchmacktes wundern, das er ſeinen Zuhörern und Leſern aufzutischen für gut gefunden hat. Denn es will Nichts dagegen ſagen, daß er (S. 61) behauptet, Moſes ſpreche in den Worten: Kommet wieder, Menſchenkinder! die er dem Jehova in den Mund legt, „verhüllt und leiſe, aber doch unverkennbar deutend, in Ton und Geiſt des Geſetzes oder des A. T., den Glauben des ewigen Lebens und die Hoffnung der Auferſtehung aus.“ Die Leſer werden aber vielleicht fragen, wie denn der Vf. den

letzten Theil des Pfalmes, der die Bitten enthält, bey ſeiner Deutung deſſelben, erklären werde. Wenigſtens war Rec. geſpannt darauf, hatte jedoch ſchon aus frühern Andeutungen eine leiſe Ahnung davon und dieſe betrog ihn nicht. Denn trotz dem, daß der ſehr gute und natürliche Zuſammenhang dadurch auf das gewaltſame und unnatürlichſte unterbrochen und Moſes zu einem Denker und Dichter herabgewürdigt wird, wie wir, Gott ſey Dank! keinen im A. T. haben, ſollen ſich jene Bitten auf Chriſtus beziehen: *Zeige deinem Knechten dein Werk und deine Herrlichkeit ihren Kindern!* In dieſen Worten, meint er (S. 71). ſprecheſt du den Vnſch aus, „das *Werk Gottes* in ſeinem Fortgange zu ſehen, das Eine, das vorzugsweiſe Gotteswerk heiſt und iſt... die Verſöhnung der Sünde, Aufhebung des Todes und die Vereinigung der ganzen vernünftigen Schöpfung in ein Königreich der Gerechtigkeit und Liebe unter ein ſichtbares Oberhaupt, dem Menſch gewordenen Sohne Gottes, dem vollendeten Menſchenſohne Jeſu Chriſti, dem Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, und in und mit dem Allen die nur darin mögliche beſeligende Offenbarung Gottes in ſeiner Heiligkeit.“ Er fühlte wohl ſelbſt, in welchem Widerſpruche damit die letzten Worte des Pfalmes ſtehen. Indeſſen auch hier weiſt er ſich zu helfen. S. 73 ſagt er: „Glaube, Liebe, Hoffnung, Heiligung, immer frohe Bereitſchaft auf die Ewigkeit konnte er hier, wo weder Ackerbau noch tauſend andere, eigentlich alſo genannte Beſchäftigungen des menſchlichen Lebens Statt fanden, um ſo mehr, vor Mißdeutungen ſicher, nach einer Eigenthümlichkeit ſeiner Sprache (dieſe muß, beyläufig geſagt, dem Vf. oft ähnliche Freundschaftsdienſte erweiſen) das *Werk unſrer Hände* nennen.“ Den Schluß wollen wir doch auch noch mittheilen: Er folgt unmittelbar auf die zuletzt angeführten Worte: „Wenn wir nun hier abbrechen müſſen (ſo ohne allen Uebergang und Zuſammenhang mit dem Vorigen bricht gewöhnlich der Vf. ab) — nicht ohne Furcht, daß wir in der Kälte dieſes Morgens dem Einen oder dem Andern unter Euch ſchon zu lange geredet haben — ſo laßt uns, als hätten wir alle ſogenannten erbaulichen Anwendungen, die man verſtändiger und wahrhaftiger Weiſe aus dieſem Pfalm herleiten kann, gehört, ſie alle in ſeinem und gutem Herzen bewahrend, in die Welt und in das Leben mitnehmen“, — u. ſ. w. Hätte doch der Vf. dieſe Anwendungen, ſtatt der unfruchtbaren Dinge, ſeinen Zuhörern ans Herz gelegt, ſo würden ſie erbaut worden ſeyn, was ſie durch dieſen Vortrag, ſehr wenige Stellen ausgenommen, durchaus nicht ſeyn konnten. Denn der Vf. kann auch erbaulich ſprechen; aber oft hat ſeine Diction etwas Gefuchtes, Gefchrobeneſ; er liebt Antitheſen und Wortſpiele, und bedient ſich, wo es gar nicht nöthig iſt, fremder Wörter und unpopulärer Ausdrücke, nicht zu gedenken, daß er oft ſchwülzig und ſein Periodenbau holperig verwickelt und incorrect iſt. An bittern Ausfällen auf Andersdenkende fehlt es auch in dem Werke ſelbſt nicht. Selbſt in der näher angezeigten Predigt findet ſich (S. 59) eine ſolche Stelle.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

THEOLOGIE.

- 1) ALTONA, b. Hammerich: *C. A. Borger über den Mysticismus*, a. d. Lat. überf. von E. Stange u. f. w.
- 2) *Ebendaf.:* E. Stange, *über Schwärmerey, christlichen Mysticismus und Profelytenmacherey* u. f. w.

(Beschluss der in Nr. 36. d. A. L. Z. abgebrochenen Recension.)

Unserer in Nr. 36 der A. L. Z. gegebenen Anzeige der Borger'schen Schrift schliesse sich nun die einer eignen Schrift des Hn. Dr. Stange über dieselben und damit nahe verwandten Gegenstände an, welche der Vf. Anfangs der Uebersetzung des Borger'schen Werks gleich beyzufügen beabsichtigte, nun aber, da er damals durch anderweitige Geschäfte daran verhindert wurde, besonders herausgegeben hat. Wir kennen den Vf. schon aus einer frühern kleinern Schrift: „über den Mysticismus“ als einen eifrigen Streiter gegen den verderblichen Mysticismus, und es leuchtet auch in dieser Schrift, welche denselben Feind von einem umfassendern Standpunkt aus zugleich mit seinen Verbündeten, der religiösen Schwärmerey und den jesuitischen Künsten der Profelytenmacherey, zu bekämpfen sucht, ein lobenswerthes Streben für religiöse Wahrheit und Vernunftmässigkeit hervor. In fünf Abtheilungen handelt der Vf. 1) von den neuesten Erscheinungen im Gebiete des Mysticismus und der religiösen Schwärmerey, 2) über Schwärmerey, 3) über christlichen Mysticismus, 4) Geschichtliches über den neuesten Mysticismus, 5) über Profelytenmacherey. Es leuchtet bey dieser Eintheilung das Unpassende ein, daß die Abthh. 1 u. 4. ihrem Gegenstande nach fast ganz zusammenfallen, so daß die in der 4ten Abth. erzählten Thatfachen eben so gut auch in der 1sten einen Platz finden konnten, und umgekehrt. Dankenswerth ist die Mittheilung mehrerer Beyspiele von mystischen und schwärmerischen Umtrieben und Ausbrüchen aus der neuesten Zeit (Abth. 1 u. 4), welche zum Theil zwar schon allgemein bekannt, zum Theil aber auch noch wenig oder gar nicht bekannt, auf jeden Fall aber wohl geeignet sind, aus den heillosen Früchten, wie Wahnwitz, Selbstmord, Mord u. a. Verbrechen, das Verderbliche dieser Denkart zu beweisen. Dem Wunsche des Vfs. gemäß aber wenden wir unsre besondere Aufmerksamkeit auf die 2te Abth. über Schwärmerey, wovon er hier nur abriszmässig handelt, künftig ein-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

mal aber ausführlich zu reden willens ist. Hier muß Rec. den Vf. gleich Anfangs auf einen Mangel aufmerksam machen, der seine Art zu schreiben und zu untersuchen überhaupt trifft, daß er nämlich nicht ruhig und scharf auf die Sache selbst eingeht und diese mit genauem Ausdruck und Begriff bestimmt, sondern zu sehr rhetorisch darüber declamirt, oder durch unter einander geworfene Darstellungen und Beyspiele über eine Sache hin und her redet, von der man nicht weiß, was er eigentlich darunter versteht. Für diese Schrift sowohl als für eine künftige weitere Ausführung des Abschnitts über die Schwärmerey wäre daher sehr zu wünschen, daß der Vf. statt des rhetorischen Prunks es mit den Begriffen recht genau nehme und den einfachen, geraden Weg der Untersuchung gehe. Er wird dann auch einige Weitläufigkeit und Breite vermeiden können, die ihm hier zum Vorwurf gemacht werden muß. Zweckmässig beginnt der Vf. die Untersuchung über Schwärmerey mit der Unterscheidung dieser von Begeisterung, weil beide so oft und leicht verwechselt werden, und bestimmt diesen Unterschied richtig so, daß Begeisterung ein lebhaftes Ergriffenseyn der Seele für einen Gegenstand unter den Aussprüchen der Vernunft sey, Schwärmerey aber der Leitung der Vernunft sich entzogen hat. Aber ehe zu einer Classification der verschiedenen Schwärmeren weiter geschritten wurde, hätte philosophisch und vorzüglich psychologisch noch genauer das Wesen und die Quelle der Schwärmerey aus der geistigen Natur des Menschen entwickelt werden sollen. Wohlbegründet ist die Eintheilung der Schwärmerey (S. 47 fg.) nach den drey Hauptvermögen der menschlichen Seele in theoretische, ästhetische oder Gefühlsschwärmerey und praktische; dagegen mangelt es an einem Grunde für die Unterabtheilung der theoretischen Schwärmerey in intellectuelle, metaphysische, theologische und religiöse. Zur intellectuellen oder Verstandesschwärmerey, worunter sich ein Jeder gewiß nichts Anderes wird denken können, als einen durch Affect zu heftigen und dadurch excentrischen und über seine Grenzen hinausgeführten Verstandesgebrauch, zählt der Vf. gerade diejenigen (S. 47), „welche in Wissenschaften und Künsten nicht mit dem Verstande urtheilen, denen es nicht um Einsicht und Erkenntniß zu thun ist, sondern die über die Wahrheit nach Gefühlen entscheiden“ (also Gefühlsschwärmerey). Wenn er aber weiterhin (S. 48) doch darunter das Ueberschreiten der Grenzen der menschlichen Erkenntniß durch

Bb
phi-

philosophische Freygeister darunter versteht, so sieht man nicht, wie sich diese intelletuelle Schwärmerey von der metaphysischen unterscheidet, die nach seiner Erklärung (S. 48) ebenfalls „einsehen will, was die menschliche Vernunft nicht begreifen kann, und darum durch die Einbildungskraft Systeme von den letzten Gründen des Ueberfinnlichen schafft.“ Was der Vf. zur *theologischen Schwärmerey* rechnet, ist zum Theil, wie das Beyspiel von der Maus, welche eine geeignete Hostie gefressen hatte, mehr theologische Grübeleiy und Spitzfindigkeit; als Schwärmerey. Die *religiöse Schwärmerey* aber gehört keineswegs allein der theoretischen an, so wie ja die Religion nicht allein Erkenntniß ist, sondern gehört zunächst viel mehr der Gefühlschwärmerey, aber auch der praktischen an, weil Religion eben so gut auch in Gefühl und Willen lebt. Die ästhetische oder Gefühlschwärmerey wird eingetheilt in eine *phantastische, sentimentale, poetische, superstitiöse sinnliche und verliebte*. Hier ist die poetische auch zugleich eine phantastische, die verliebte fällt in die sentimentale, die superstitiöse beruht auf einer Verirrung des Verstandes und gehört also der theoretischen Schwärmerey an, und was der Vf. sinnliche Schw. nennt, wo nämlich (S. 56) „Jeder, der etwas, was die Sinnlichkeit afficirt, heftiger begehrt oder ängstlicher flieht, als Pflicht und Vernunft es billigen“, ist gar nicht allemal Schwärmerey, sondern meist ein unsittlicher Gemüthszustand. Die *praktische Schw.* theilt der Vf. ein in *moralische, politische, historische, physische* und *Universal-Schwärmerey*. Nur die beiden ersten und die letztere gehören hierher. Aber die politische Schw. muß nicht allemal, wie der Vf. (S. 58) erklärt, die bisherigen Staatseinrichtungen umstoßen wollen; man kann ja auch schwärmerisch für diese eingenommen seyn und sie blind gegen alle Abänderungen in Schutz nehmen, wie die f. g. Ultra's, Royalisten oder Aristokraten. Die *historische*, worunter der Vf. nur die Wunderfucht und die Wunderscheu in der Beurtheilung der Geschichte versteht, ist an sich keine Schwärmerey, sondern kann auch ganz affectloses Vorurtheil seyn; wird sie aber durch hinzutretenden Affect zur Schwärmerey, so ist es keine praktische — auf die That gerichtete — sondern vielmehr eine theoretische Schw. Die *physische* — soll heißen *physikalische*, weil sie in der Physik schwärmt — nach Willkür Naturkräfte schafft u. f. w., möchte wohl ebenfalls mehr eine theoretische Schwärmerey seyn. Der Vf. geht nun (S. 60) zu der *Religionschwärmerey* im Besondern über, die er aber eben so unbefriedigend rhetorisch und durch einzelne Beyspiele, als durch klare und bestimmte Begriffe erläutert. So die S. 60 und 61 immer mit den Worten beginnenden Sätze: „Es ist Schwärmerey, wenn“ u. f. w. Oben (S. 52) war zwar die religiöse Schwärmerey unter die theoretische Schw. gestellt worden, und dennoch wird diese hier (S. 62) in theoretische und praktische Religionschwärmerey eingetheilt. Auch der Unterschied zwischen religiöser Begeiste-

rung und religiöser Schw. ist sehr schwankend nur declamatorisch dargestellt. Wenn es heißt (S. 64), der Schwärmer folge nur dunkeln Gefühlen, nicht der Vernunft, so mußte durchaus das Verhältniß des Gefühls zu der Vernunft und die Art des Gebrauchs der Vernunft in Bezug auf die Gefühle näher bestimmt werden. Die Hauptquellen der Schwärmerey (S. 68 fgg.) sind nach dem Vf. theils in uns, theils außer uns. Die ersten sind: erhitzte Phantasie, Mangel an gehöriger Aufklärung, Ausschweifungen der frühern Jahre, besonders Wollust, körperliche Anlage, Krankheiten, Leidenschaften, hauptsächlich Liebe und Stolz, und Hang zur Unthätigkeit (für passive Andächteley). Die andern sind: Mannichfache Schicksale, Verbindungen mit Schwärmern, einsame Lebensart, die bezaubernde Kraft betrügerlicher Wunderthäter und religiöse Ceremonien und Mysterien. Als Wirkungen der Religionschwärmerey nennt der Vf., doch zu übertrieben und hart, physischen, geistigen und moralischen Tod, was doch nur von dem äußersten Extrem als Möglichkeit gesagt werden kann, nicht aber als gewöhnliche Wirkung. Unter den Mitteln, die (S. 81) wider die Schwärmerey vorgeschlagen werden, sind einige, besonders die den Religionsunterricht der Jugend betreffenden, sehr zu empfehlen; andere aber sind nach der Ansicht des Rec. mit einem gerechten und liberalen Verfahren einer Regierung nicht ganz vereinbar, wie z. B. das gewalthätige Verhindern von religiösen Privat-Verfammlungen, das Verbieten aller und jeder f. g. Tractätchen, und das gänzliche Ausschließen derjenigen von geistlichen und Schulämtern, die nach der — vielleicht irrigen — Ansicht der Behörden für Schwärmer gelten, weil diese Beschränkung der Freyheit der Meinung ist, die sich kein Staat zu Schulden kommen lassen möge. Rec. hielt es für Pflicht, Hn. St. gerade bey dieser Abth. auf diese Mängel aufmerksam zu machen, da diese ihn vielleicht veranlassen könnte, sie bey einer künftigen genauern Bearbeitung dieses Gegenstandes zu vermeiden. Die 3te Abtheilung: von dem *christlichen Mysticismus*, leidet ebenfalls, neben vielen guten Gedanken, an der Unbestimmtheit der Begriffe und dem Mangel an guter Anordnung. Gleich anfangs werden, zwar richtig, aber man weiß nicht wie und warum, (S. 87) dem Mysticismus „zwey unheilbare Geschwüre beygelegt“, nämlich 1) die Annahme einer innern Lichtquelle, und 2) das Abziehen vom äußerlichen Leben. Weiterhin findet man nirgends eine feste Bestimmung, was eigentlich Mysticismus sey, ausgenommen gelegentlich (wie S. 90), daß der Mysticismus ein Vorherrschen des Gefühls in der Religion sey, oder daß er an der Meinung bestehe, ein Eingeweihter in unmittelbare Erleuchtungen zu seyn, was zwar ebenfalls richtige, aber weder hier begründete, noch das Ganze umfassende Bestimmungen sind. Ganz unrichtig ist (S. 88) die Eintheilung in theoretischen und praktischen Mysticismus, denn der theoretische Mysticismus nach des Vfs. Bestimmung, nämlich das blo-

Joseph: Vertheidigen eines mystischen Systems, ohne selbst im Gemüth davon ergriffen zu seyn, ist gar kein Mysticismus, da Theilnahme des Gemüths notwendige Bedingung desselben ist. Auch der Unterschied zwischen wahrer Religion und Mysticismus, wie ihn der Vf. (u. a. S. 104) so bestimmt, „dass beide von dem Ueber sinnlichen ausgehen, aber die Mystik das Geheimnißvolle feithält, ohne auf Aufhellung durch die Vernunft zu denken, die Religion dagegen sich bemüht, das Geheimniß des Göttlichen durch das Licht der Vernunft zu enträthseln“, möchte nicht ganz richtig seyn; da gerade die wahre Religion bey dem *Glauben* stehen bleibt, die Mystik aber über den Glauben hinaus, zu einer Enträthselung und Enthüllung des Ueber sinnlichen, Geheimnißvollen hinaus, und es unmittelbar *sehen* will. Wahr ist dagegen die (ebenda.) ausgesprochene Meinung des Vfs., dass es keinem *wahren* Mysticismus gebe, und dass der Mysticismus als solcher falsch und irrig sey. Wenn er aber S. 108 Mysticismus und Christenthum auch dadurch von einander unterscheiden will, dass das letztere eine *moralische* Vereinigung mit Gott lehre, der erstere dagegen eine *physische* annehme, so muß dagegen erinnert werden, dass auch eine moralische Vereinigung mit Gott mystisch seyn könne, wenn sie nämlich eine *unmittelbare* ist, und dass dies vielmehr das Charakteristische des Mysticismus sey, ob die Vereinigung mit Gott als mittelbar oder unmittelbar gedacht werde. In dem 9ten §. von den *Quellen des christlichen Mysticismus* kann Rec. dem unbekannten Vf., einem Freunde des Hn. St., der diesen und die 6 folgenden §§. beytrug, darin nicht beystimmen, dass das Heidenthum (nämlich das griechisch-römische) und Judenthum in seiner Geschichte eben so viel Mysticismus enthalte, als das Christenthum, ja dass jene fast ganz aus Mysticismus bestehen (S. 129. 130). Diese Ansicht gründet sich nur darauf, dass jene Religionsysteme mehr Sinnliches und Abergläubiges enthalten, wogegen nach des Rec. Meinung gerade in dem ideatren Charakter des Christenthums mehr Anlage zum Mysticismus liegt. Aber eine sinnliche und rohe Auffassung der Religion scheint der Vf. für das einzige Wesen des Mysticismus zu halten und diesen daher mit Aberglauben und Obscurantismus häufig zu verwechseln. In diesem Sinne stellt er das System der katholischen Kirche (S. 135 fgg.) ganz als Mysticismus dar, was es jedoch nur von einer Seite hier ist; dagegen das evangelische Dogma von der göttlichen Gnade sucht er dadurch ganz von dem Mysticismus freyzusprechen (S. 140), dass nach dieser Lehre nur eine geistige Wirklichkeit Gottes auf den Menschen angenommen werde, der Mystiker aber eine sinnlich-anthropologische behaupte. Allein das Charakteristische des Mysticismus ist, wie schon oben gesagt wurde, nicht das Sinnliche, sondern das Unmittelbare in dem Verhältniß des Menschen zu Gott; und nach diesem Begriffe ist nicht zu leugnen, dass die evangel. Lehre von der Gnade dem Mysticismus allerdings wenigstens sehr günstig, wenn nicht gar selbst my-

stisch sey, in sofern nämlich, als eine übernatürliche, also unmittelbare Wirkung Gottes, ein Ueberschreiten der endlichen Schranken der Vernunft in ihr liegt. In der kurzen Uebersicht der Geschichte des Mysticismus in der christlichen Kirche (S. 149 fg.), welche derselbe Vf. giebt, scheint wiederum jener einseitige Begriff von Mysticismus so vorzuherrschen, dass sich die ganze Darstellung immer an die katholische Kirche mit ihrem Aberglauben und hierarchischem Obscurantismus knüpft, das Wesen des Mysticismus aber nur selten und namentlich der der Kirche opponirende Mysticismus fast gar nicht berührt wird. So ist der ganze Kampf der Reformation gegen die päpstliche Gewalt ganz unrichtig dargestellt als ein Kampf der Aufklärung gegen Mysticismus; da im Gegentheil der Mysticismus *mehr* auf der Seite der Reformation stand, als auf der der Hierarchie. Auch einige Nachlässigkeit und Unvollständigkeit ist an dieser Darstellung zu rügen, z. B. dass in der 1sten Periode die neuplatonische Philosophie, als der hauptsächlichste und wichtigste Mysticismus, nur ganz im Vorbegehen erwähnt wird (S. 153), und *Petrus Lombardus*, ganz mit Unrecht, unter die Mystiker gezählt wird (S. 171). Mit der 4ten Abth. tritt wieder Hr. St. selbst ein und liefert: „*Geschichtliches über den neuesten Mysticismus*“, und redet endlich in der 5ten Abth. „*über Profelytenmacherey*“, worin er mit großer Freymüthigkeit und mit einem edlen Eifer für die protestantische Kirche die neuern hinterlistigen Bestrebungen für Erweiterung der katholischen Kirche, die hauptsächlich von den Jesuiten betrieben werden, aufdeckt und in ihrem wahren Lichte beleuchtet.

— 8 —

RÖMISCHE LITERATUR.

HANNOVER, b. Hahn: *C. Cornelii Taciti opera*. Ad optimarum editionum fidem Scholarum in usum curavit G. H. Lünemann. Pars I. 315 S. Pars II. 320 S. 1825. gr. 8. (20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Nova Bibliotheca Romana Classica, probatissimos utriusque orationis scriptores latinos exhibens etc. adornavit G. H. Lünemann. Tom. III. Taciti opera etc.

In dieser Ausgabe, die von Seiten des Verlegers durch Anständigkeit des Drucks und Wohlfeilheit des Preises sich empfiehlt, hat der Herausgeber sich zuerst das Verdienst erworben, dass der Text des Schriftstellers möglichst rein von Fehlern abgedruckt ist. Einige sehr wenige Druckfehler sind am Ende angezeigt worden, und uns sind ausser diesen keine, bey einer freylich nicht sehr sorgfältigen Durchsicht, aufgefallen. Sodann hat er die sehr zahlreichen Fehler der Oberlin'schen Ausgabe (wenigstens der grössern, die wir in Händen haben) gehörig verbessert, und es ist dafür gesorgt worden, dass nicht die Flüchtigkeiten Oberlin's durch seine Ausgabe, wie das so oft geschehen ist, sich forterben. Endlich hat er

auch

auch an einigen, obschon sehr wenigen Stellen den Text wirklich verbessert, und es ist fürwahr zu bedauern, daß der Herausg. auf diesen Theil seiner Arbeit nicht mehr Mühe und Zeit verwendet hat, oder daß er, wie es vielmehr scheint, in dieser Hinsicht allzu gewissenhaft gewesen ist. Wir meinen übrigens, wohlverstanden, nicht, daß er sich auf die zahllosen und so oft abenteuerlichen und ungereimten Conjecturen zum Tac. habe einlassen sollen, die manche Zeitschriften fast ohne Aufhören vorbringen: sondern im Gegentheil, daß er den Text des Tac. von so vielen Verwässerungen hätte säubern sollen, durch welche mehrere der letztern Herausgeber des Tac. und auch einige der frühern, sich an demselben veründigt haben. Wie ist z. B., um von unzähligen Stellen nur eine einzige anzuführen, Hist. I. 70 die *ala Petrina*, mit der nach des Savilius Vorgang uns *Lipsius* beschenkt hat, und die auch *Ernesti* und *Oberlin* in Schutz nehmen, noch länger im Texte zu dulden? Will man so mit den Namen verfahren, was bleibt dann vor der Willkür gesichert? Daher haben wir mit großer Freude gesehen, daß der Herausg. namentlich gegen *Ernesti*, der nur zu oft den Tacitus mit seiner Ciceronischen Scheere beschnitten, seine Angriffe gerichtet hat, und hin und wieder ist wirklich dem Tac. sein Recht wiederfahren. Nur hätte dieses öfter geschehen und consequenter durchgeführt werden müssen. Ueberhaupt scheint es den Herausgebern des Tac. noch immer an einem festen Grundsatz, durch welchen sie sich in der Kritik des Textes leiten ließen, gefehlt zu haben, und ehe ein solcher nicht aufgestellt und aufs strengste befolgt wird, ist nach unsrer Ansicht kein besonderes Heil für den Tac. zu erwarten. Es wird durch die bisher befolgte Weise nur einer und der andere Schaden ausgeflückt und eben dadurch fürs Ganze wenig gefördert, sondern den Spätern die Arbeit nur noch saurer gemacht. Wer jetzt nicht gerade das Glück hat, eine der ältesten Ausgaben einmal zu erhalten, wird aus unsern neuesten Drucken schwerlich errathen können, was eigentlich die *Vulgata* des Tacitus ist und was in den Handschriften sich findet. *Beatus Rhenanus* war, wie es scheint, damit auf dem richtigen Wege, nur hätte er, anstatt eine Handschrift, und auch diese nur flüchtig, zu vergleichen, mehrere Handschriften und diese gründlicher durchsehen müssen. Aber sein *Thesaurus locutionum constructionumque et vocum Tacito solennium* ist die Grundlage aller Kritik und Exegese dieses Schriftstellers, und deshalb wäre von einem künftigen Herausgeber des Tac. zu fordern, daß er diesen *Thesaurus* vervollständigte, ordnete und auf allgemeine grammatische Grundsätze zurückführte: dann würde seine Kritik eine Basis erhalten, er würde dann nicht mehr umherchwanken von dem einen zum andern, sondern des Tacitus Denk- und Schreibweise würde ihm beym Tacitus alleiniges Gesetz seyn. Um aber für seinen Sprachgebrauch zu voller Gewißheit zu gelangen, ist sorgfältige Vergleichung

der noch vorhandenen Handschriften die nächste und erste Bedingung. Was hat nicht *Droncke* durch die Vergleichung des *Cod. Vaticanus* für den *Agricola* genutzt, der dadurch (obgleich noch nicht bey *Droncke* eine ganz neue Gestalt gewonnen hat! Um so mehr wundern wir uns aber, daß der Herausg. für dieses Leben des *Agricola* nicht die jetzt bereit liegenden Hilfsmittel benutzte, sondern nur an einer Stelle (cap. 11. *vicinum insulam*) die Lesart des *Cod. Vat.* aufgenommen hat. — Am meisten hat der Herausg. dem *Dialogus de orat.* durch eine sehr sinnreiche Emendation genutzt, indem er nämlich cap. 26. statt des sinnlosen: *plus vis habeat quam sanguinis* schreibt: *plus viri h. q. f. (von virus, Gift)*, welches allerdings sehr passend die Schriften des *Caßius Severus* bezeichnet, über welchen *Tacitus* sein Urtheil *Annal.* I. 72 auf dieselbe Weise abgegeben hat. U. B.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Schul- und Hausbibel*. Ein vollständiger Auszug aus dem alten und neuen Testament, alles dessen, was nur irgend zur Religion gerechnet werden kann, mit den nöthigsten kurzen Erklärungen und einem Anhang, enthaltend biblische Religionslehre. Von Dr. J. B. Engelmann. 1827. 416 S. 8. (16 gr.)

Die Frage über die Nutzbarkeit der Bibelauszüge ist wohl in neuerer Zeit dahin entschieden, daß wenn den Erwachsenen die vollständige heil. Schrift nicht vorenthalten werden könne und dürfe, doch für die Jugend in Schulen ein wohl angeordneter Auszug sehr zweckmäßig sey. Deshalb fanden die einzelnen Sammlungen biblischer Geschichten, zum Theil nach dem alten *Hübner*, wie die *Schwelm'sche* und die von *Küster*; und vollständigere, auch die Lehren umfassende Auszüge, z. B. die von *Kohlrausch* und von *Engel*, so vielen Eingang und Beyfall. Auch der vorliegende ist schon in einer Lehranstalt gebraucht worden. Er bedient sich in den Abschnitten, die er in ganzer Ausdehnung giebt, des *Luther'schen* Textes, hier und da nach *v. Meyer* berichtigt, oder wenigstens verändert. Die ausgelassenen Stellen werden von dem Vf. dem Inhalte nach mit eigenen Worten angegeben, oft zu wenig in der Bibelsprache ausgedrückt, doch größtentheils richtig. Die kurzen, eingeschobenen Erläuterungen sind zweckmäßig. Ueber die Wahl der mitgetheilten und bloß excerptirten Stellen ließe sich mit dem Vf. rechten. Warum fehlt z. B. die *Schöpfungsgeschichte*, die doch so manches Erhabene und Erhebende enthält? Warum ist die *Verführungsgeschichte* fast vollständig mitgetheilt, in der doch so Vieles, selbst den Meistern schwer verständlich ist? Der Anhang giebt einen kleinen Bibelkatechismus, der bloß die Rubriken und die Versnummern enthält, die im Auszuge von 1 bis 8119 fortzählen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HEIDELBERG, b. Groos: Dr. J. C. Gensler's, weiland Geheime(n)-Justizraths u. ordentl. öffentl. Lehrers der Rechte zu Heidelberg, *vollständiger Commentar über Martin's Civilprocess-Lehrbuch*. Herausgegeben, durchaus revidirt und theils kritisch, theils erläuternd glossirt von Professor Dr. Karl Eduard Morstadt in Heidelberg. 1825. Erster Band. VI u. 381 S. Zweyter Band. 330 S. gr. 8. incl. eines Nachtrags. (4 Rthlr.)

„Unleugbar besaßen wir bisher kaum in irgend einem andern Felde der deutschen Jurisprudenz, und am wenigsten im Civilproceß selber, ein Compendium, welches eine so reiche Masse von Material, in engem Raume zusammengedrängt, enthielte, wie das Lehrbuch, dessen Commentar hiermit geliefert wird. Eben so gewiß aber ist es, daß jenes Material nur allzu häufig in räthselhaften Andeutungen besteht, welche der Anfänger sich nicht zu entziffern vermag; in Verweisungen, welche den Ueberblick peinlich erschweren, und in Controversenentscheidungen, deren Gründe man nicht ausgesprochen findet. Ein erklärendes Handbuch über *Martin's* Compendium war deshalb schon lange der Gegenstand eines frommen Wunsches.“ So weit sind wir mit dem Herausgeber vollkommen einverstanden. Allein wenn derselbe nun den Abdruck der Hefte, „welche der verstorbene Verfasser noch unmittelbar vor seinem Tode seinen Zuhörern theils mit pünktlicher Sorgfalt in die Feder dictirt, theils gedruckt in die Hand gegeben hat“, als die Verwirklichung des Ideals eines solchen Commentars ausgiebt, und auf dem Titel sogar den Zusatz: *vollständiger*, hinzufügt: so halten wir dafür, daß dies viel zu viel behauptet sey. Der verst. Gensler hatte sich allerdings vorgefetzt, das ganze genannte Lehrbuch nach und nach zu commentiren: aber er hat dies nicht in einem Zuge gethan, sondern einzelne Abschnitte, als Vorarbeiten, ausgearbeitet, wie eben die Veranlassung dazu kam. Eine Reihe solcher Abhandlungen erschien schon im J. 1814, und mehrere andre sind in den periodischen Schriften abgedruckt, an denen der Verstorbene Mitarbeiter war. Auf diese bezieht sich derselbe hier bloß; sie also müßten wenigstens hier einverleibt werden, wenn von Vollständigkeit der Erläuterung die Rede seyn sollte. Aber auch hiervon abgesehen, scheint uns die Wahl der Benennung eines

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Commentars unpassend. Vorlesungen sind es, wie sie ein erfahrener Lehrer für nöthig gehalten hat, um das Lehrbuch, woraus seine Zuhörer den Civilproceß in allen seinen Theilen kennen lernen sollten, diesen verständlich, verdaulich und fruchtbar zu machen. Daher die Ungleichheit der Behandlung und Ausführung der einzelnen Theile; daher überall das dem Zwecke angemessene Bestreben, den Sachen unmittelbar auf den Grund zu gehen, um entweder aus deren Natur oder aus den dafür bestehenden Gesetzen darüber eine deutliche und begründete Erkenntniß zu bewirken, und dagegen die Uebergehung einer Menge Ansichten Anderer oder der Sammlung einer vollständigen Literatur. Dagegen haben diese Vorlesungen in materieller Hinsicht allerdings verdient, erhalten und verbreitet zu werden. Sie schlossen einen großen Schatz gediegener Gelehrsamkeit in sich; sie müssen dazu beytragen, besonders durch die sorgfältigere Unterscheidung der verschiedenen zusammengehoffenen Quellen des in Deutschland durch die Praxis ausgebildeten Proceßes Begriffsverwirrungen aufzulösen; und sie geben den künftigen Juristen eine treffliche Anleitung, wie die Sache anzufassen sey, um bey den vorhandenen Streitfragen aufs Reine zu kommen. Als das ganz Vorzügliche heben wir aus (I. S. 20) die Unterscheidung der heilbaren und unheilbaren Nichtigkeit und die deutliche Bestimmung des Kriteriums dieses Unterschiedes, indem alles dasjenige in den Kreis der heilbaren Nichtigkeit fällt, was nur gegen die formellen Anordnungen der positiven Gesetzgebung verstößt. Hierher gehört ferner die Feststellung des schwankenden Begriffs der Notorietät (I. S. 233), als desjenigen der Geschichtskundigkeit, möge es in das Gebiet der Natur- oder Literär-, der politischen oder Ortsgeschichte gehören, woher die Verschiedenheit des Notorischen entspringt, welches entweder allgemein, oder nur relativ notorisch seyn kann, jenachdem dem Richter, welcher immer das Subject der Notorietät ist, die Kunde als Mitglied der Menschheit oder wenigstens seines Volks, oder nur als in einem bestimmten Raume und in einer gewissen Zeit lebenden Vernunft- und Sinnenbegabten Wesen einwohnen muß. Beyläufig können wir nicht umhin, bey dieser Gelegenheit auf die Inconsequenz der Verehrer der reinen Verhandlungsmethode aufmerksam zu machen, welche sich in der Kraft der Notorietät an den Tag legt. Ueberall ist man darüber einverstanden, daß das Notorische

Cc

keines Beweises bedarf, *quia probatio fit iudici*, und weil es einen Widerspruch enthält, den Richter erst von dem unterrichten zu wollen, was er schon fattsam weiß. Also im ganzen Kreise der Notorietät ist der Richter selbstständig handelnd und selbst beglaubigend; aber über die Grenze des Notorischen hinaus muß er mit einem Male durchaus leidend sich verhalten und darf die Wahrheit nicht weiter erkennen, als die Parteyen sie ihn lassen wollen und Geschick oder Mittel dazu besitzen? — Vortrefflich ist auch der ganze Abschnitt von den außerordentlichen Rechtsmitteln, ganz besonders der *restitutio in integrum*, über welche durch die genaue Unterscheidung des römischen, kanonischen und vaterländischen Rechts (II. §. 285) helles Licht verbreitet ist. Der Werth dieser Vorlesungen mußte wohl Anerkennung finden, und in Folge derselben sind solche gleichzeitig zweymal in den Druck gegeben worden, indem sie auch vom Dr. Guyet herausgegeben worden sind. Letzterer beschuldigt sogar den Prof. Morstadt der unrechtmäßigen Aneignung derselben, wogegen Letzterer sich allerdings in der Nachschrift liebreich vertheidigt. Auch ist nicht zu leugnen, daß des Letztern Glossen den Werth des Ganzen erheben, weil sie häufig den richtigen Sinn des Ausdrucks feststellen, nähere Bestimmungen hinzufügen, oder auf vorkommende Irrthümer aufmerksam machen. Nur hätten wir gewünscht, daß der Ton in diesen Glossen mehr Urbanität bewahrt hätte. Der Wahrheit und Wissenschaft braucht dadurch kein Eintrag zu geschehen. Man nennt es schon im gewöhnlichen Leben grob, wenn Jemand erwiedert: das ist nicht wahr! Man erwartet von einem mit der Feder gewandten Manne mit Recht, daß er dafür einen höflichen Ausdruck zu finden weiß. *Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit*. Nicht einmal, wenn der Hr. Professor in seinem *Practicum* die Ausarbeitungen seiner Zuhörer kritisirte, würde es zu loben seyn, wenn er sie mit Ausdrücken begleitete, wie: Alberne Terminologie, chaotische Begriffsvermengung! Das ist nicht wahr; wo sieht dieser Unsinn geletzlich sanctionirt? u. s. w. Aber unter der Arbeit eines hochverdienten Collegen sind sie im höchsten Grade unschicklich und verdienen eine strenge Rüge, weil das Gewand der Unschicklichkeit der Wahrheit selbst Eintrag thut. Mitunter kommen auch wohl, jedoch nur selten, Anmerkungen vor, worüber mit dem Glossator noch sehr zu rechten wäre, z. B. (S. 276) über die Frage: ob ein aus den Schriften des Gegners entnommenes Geständniß auch im Gegensatz zu einer schriftlichen Urkunde stehe? da doch der Gegensatz zwischen Geständniß und Beweis in engerer Wortbedeutung bekannt und gegründet genug ist. Ebenso dreht derselbe sich im Zirkel, wenn er (S. 288) fragt, wo es geschrieben stehe, daß die Einlassung auf die Klage die unerläßliche Bedingung der Befugniß zur Vorschätzung peremptorischer Einreden sey? In der gesetzlichen Bestimmung der speciellen Klagebeantwortung selbst und in dem Be-

griffe derselben sieht es geschrieben, woraus es eben Gensler entwickelt hat. Auch sind (S. 374) Editionsgesuche von subjectiven Klagenhäufungen so himmelweit verschieden, als das *Accessorium* vom *Principale*. Diese und ähnliche Bemerkungen haben wir nur darum aus, um Veranlassung zu geben, daß der Herausg. nicht so entschieden absprechen, sondern bedenken möge, daß, wer sieht, zusehe, daß er nicht falle, unbeschadet der sonstigen Achtung seiner Verdienste, sowohl überhaupt, als auch insonderheit bey der Revision und Glossirung dieser Vorlesungen.

Da nun die Kritik ebender selben unfres Amtes ist, und wir demselben noch nicht genügt haben, indem wir im Allgemeinen die Anerkennung des entschiedenen Werths dieser Arbeit ausgesprochen und beigetragen, vielmehr auch das Einzelne durchgegangen werden muß, was einer Berichtigung oder Erinnerung bedarf: so finden wir uns gleich vorn herein veranlaßt, zu bezweifeln: ob die Civilproceß-Gesetzgebung mit Recht zu den Theilen des Staatsrechts gerechnet werden könne? Nur die Stellung und das Verhältniß der Gerichte als Behörden des Staats gehört ins Staatsrecht; aber die Proceßordnung, als die Vorschrift für die Formen der Schätzung des Rechts vor und in den Gerichten ist lediglich Sache des Privatrechts, dessen Verwirklichung dadurch bezweckt und bedingt wird. Ueberhaupt schadet es der richtigen Auffassung des Wesens der Rechtsverwaltung und ihres Umfangs gar sehr, wenn man, wie häufig geschieht und auch der Vf. noch thut (S. 27), die Bestimmung der Justiz bloß in die *Jurisdictio*, in die Schlichtung der Rechtsstreitigkeiten setzt, da doch die Justizgewalt den Schutz des Rechtszustandes sämmtlicher Unterthanen zum Vorwurfe hat. Denn auch der, welcher des Andern Recht auf keine Weise bestreitet, selbst ausdrücklich anerkennt, muß durch die Gerichte zur Erfüllung seiner Schuldigkeit gebracht werden, und kann dazu nur durch Urtheil und Recht angehalten werden. Hierauf gründet sich der Mandatproceß, der eine angemessenere Rechtsform ist, als die executorische Clausele des französischen Rechts, welche doch ebenfalls nur ein Ausfluß der Justizgewalt des Staats ist. Eben darin unterscheidet sich Justiz und Polizey wesentlich, daß die erstere es unmittelbar immer nur mit dem Rechte des Einzelnen zu thun hat, die letztere hingegen mit der allgemeinen Sicherheit oder Wohlfahrt, wobey mittelbarer Weise nur das gefährdete Recht des Einzelnen Schutz finden kann, weil durch dessen Angriff die Sicherheit des Ganzen beeinträchtigt wird. Aus dieser Ursache kann die *jurisdictio voluntaria* keinen Bestandtheil der Polizeyverwaltung abgeben, sondern gehört nothwendig zu den Einrichtungen der Rechtspflege. Die Civilrechts-Polizey hingegen begreift den größten Theil derjenigen Einrichtungen in sich, welche dem öffentlichen Ministerium in Frankreich obliegen, nebst einigen andern, die ihm ebenfalls gebühren. — Daß die freye Wahl der Proceßart unbeschränkt sey (S. 14), be-

bedarf zu wenigsten derjenigen Einschränkung, worauf der Vf. späterhin in §. 129 Nr. 3 selbst gekommen ist. — Die verschiedene Bedeutung des Ausdrucks: relativ, macht es schwer, darüber zu streiten, ob es richtig sey, zu sagen: (S. 34) der Beweis im Proceß ist nur eine relative Wahrheit her. Gewiß ist, daß er eine formelle herstellen soll, und daß absolute Wahrheit im eminenten Sinne für Menschen in keinem Fache besteht, das Gebiet des Glaubens ausgenommen. Soll aber unter absoluter Wahrheit diejenige verstanden werden, welche darum anerkannt werden muß, weil die Bedingungen der Bewahrheiten daran vorhanden sind: so ist jeder vollständige Beweis eine absolute Wahrheit, welche ihre Wirkung auch außer dem Proceß behauptet, in welchem jener geführt wurde, in so weit außer demselben jene Bedingungen noch obwalten. Daher kann eine recognoscirte Urkunde gegen Niemand mehr diffidirt, ein geschwornener Eid aber nur demjenigen entgegengesetzt werden, der sich ihn gefallen liefs, oder gefallen lassen mußte, oder dessen Stelle einnimmt. Nicht die Ueberzeugung des Richters ist der Zweck des Beweises, sondern das formelle Wissen dessen, was bewiesen werden soll (S. 215). Diese böse Verwechslung von Ueberzeugung und Gewißheit, von denen jene rein subjectiv, diese objectiv ist, macht die Quelle der gefährlichsten Irrthümer in der ganzen Philosophie des Proceßes aus. Auf die Ueberzeugung des Richters kommt es überall nur da an, wo es nach der Natur der Sache keine äußere Gewißheit geben kann, oder wenigstens keine äußerlich bestimmbar Erkennungszeichen derselben, oder wo das Gesetz keine Gewißheit erheischt, meistens, wo es nicht auf die Bestimmung des Rechts, sondern auf vorläufige Entschlüsse der Gerichte im *Procedere* ankommt. Wo Etwas bewiesen werden muß oder bewiesen worden ist, wird die richterliche Ueberzeugung so gleichgültig, daß sie ganz fehlen, wohl gar mit dem Bewiesenen im Widerspruche stehen kann. Um deswillen ist es zwar nur die Wiederholung einer schon oft da gewesen, aber nichts desto weniger unrichtigen Definition, wenn der Beweis im summarischen Proceß Bescheinigung genannt wird. (II. S. 44) Beweis und Bescheinigung sind nicht bloß formell, sondern reell verschieden; jener bezweckt ein Wissen aus objectiven Gründen, dieser einen Schein, also ein Fürwahrhalten aus subjectiver Betrachtung. Darum müssen alle Beweismittel auch Bescheinigungsmittel seyn, weil die richterliche Ueberzeugung sich unter das Gesetz beugen muß; aber bloße Bescheinigung kann nie einen Beweis abgeben. Wo daher in den summarischen Proceß das Gesetz sich nicht mit der Bescheinigung begnügt, sondern Beweis verlangt, muß letzterer materiell von derselben Beschaffenheit seyn, wie im ordentlichen Proceß, wenn gleich die Form der Beweisführung verschieden seyn kann; und wo das Gesetz nicht erklärt, daß es bloß der Bescheinigung bedürfe, bewendet es allemal bey der Regel des Erweises. Die große

Verschiedenheit beider Arten der Bewahrheitung legt sich recht deutlich im Executivproceß im Gegensatz zum Mandate *cum clausula* an den Tag; dort wird Beweis, hier nur Bescheinigung erfordert. Auch im Arrestproceß, bey der Provocation und dem *Possessorio summarissimo* ist deutlich zu erkennen, daß die Bescheinigung keine Gewißheit, sondern nur die günstige Meinung des Richters, eine *Praesumptio hominis* bezweckt. Allein es ist abermals eine Verwechslung verwandter Begriffe, wenn die *Praesumptio hominis* mit der *Probatio artificialis* für gleich gehalten wird. (I. S. 228) Der indirecte Beweis, d. h. der directe Beweis des Gegentheils, ist zwar immer ein artificieller Beweis, weil er erst durch den Schluß vollendet wird, daß contradictorische Dinge nicht mit einander bestehen können, aber beide sind nicht einerley; der künstliche Beweis kann außerdem noch direct und indirect geführt, nie aber durch bloße Vermuthungen völlig zu Stande gebracht werden, wenn nicht wenigstens eine Thatfache völlig erwiesen wurde, worauf die sämtlichen Schlußfolgen sich gründen oder darauf zurückgeführt werden. Außerdem ist der künstliche Beweis so weit vollbracht, als seine Basis gewiß gemacht worden ist. Eben so wenig ist die *Praesumptio juris et de jure* einerley mit der *Fictio juris*. Hier ist das Gegentheil schon gewiß, dort noch ungewiß; nur darf es nicht in Gewißheit gesetzt werden, wenn solches auch möglich wäre. Alle Präsumtionen sind noch kein Beweis, sondern sie kommen nur darin überein, daß sie der Beweislast überheben, entweder mit Beschränkung, oder mit Zulassung des Gegenbeweises. Um deswillen ist es durchgreifende Rechtsregel: *Probatio incumbit, contra quem est praesumptio*. Hiermit verträgt sich nicht die aufgestellte Regel (S. 308), daß derjenige ohne Unterschied den Beweis zu führen habe, der sein angeprochenes Recht auf die Behauptung eines Thatverhältnisses stütze. Denn spricht für diese Behauptung eine Vermuthung, so braucht er nicht erst zu beweisen. Aus dieser Ursache kann der Erweis reiner Negativen nicht gefordert werden, wo die entgegengesetzten Thatfachen durch keine rechtliche Vermuthung unterstützt werden. Sehr schön aber hat der Vf. an eben diesem Orte ausgeführt, daß die *anticipatio* des Beweises oder Gegenbeweises noch durchaus keine freywillige Uebnahme der Beweislast sey, ein Satz, der sehr wichtige Folgen hat.

Dies wären die erheblichsten Ausstellungen, welche zu machen wir uns veranlaßt gefunden haben. Einige andere betreffen nur einzelne Sätze, welche von weniger Belange sind, weil sie nicht zu den Grundfätzen der Theorie gehören. So widerspricht der Vf. selbst der Behauptung, daß die subjective Klagenhäufung unbedingt ein *monstrum* sey (S. 35), weiterhin bey der Erörterung, unter welchen Bedingungen das *forum identitatis* eintrete (S. 80). Daß Erkenntnisse über den *Status personarum* und die Qualität unbeweglicher Sachen auch gegen Andre, als die Litiganten ein Recht be-

begründen müssen (S. 193), folgt unvermeidlich aus der Natur und dem Begriffe des Zustandes, der nur ein und derselbe seyn kann. Allerdings zweckmäßig würde es seyn, wenn bey allen solchen Processen ein *ministerium publicum* die Gerechtsame des Publicums verträte und verteidigte. Eine unbedingte Verwerfung der sogenannten qualificirten Einlassung (S. 272) kann aus demselben Grunde nicht zugegeben werden, warum Suggestiv - Fragen unzulässig sind. Denn die Folge davon würde seyn, daß die Einlassung in allen den Fällen unwahr seyn müßte, wo die Modification des gegnerischen Anführens von der Erklärung über dessen Wahrheit oder Unwahrheit unzertrennbar ist, mithin dasselbe weder *pure* bejaht, noch verneint werden kann. Dieser Fall tritt aber immer ein, sobald der Gegentheil in seinem Anführen entweder ein Merkmal ausgelassen, oder zugesetzt, oder verfälscht hat, welches auf den aus dem Thatbestande zu ziehenden Rechtsbegriff von Einfluß ist. Wenn auf mehrere, successiv abzuleistende, Eide erkannt werden muß (S. 342), so ist allemal diejenige Eidesleistung voranzustellen, bey deren Ableistung oder Verweigerung es auf die weitere Eidesleistung des Gegentheils nicht ferner ankommt, diese mithin vermieden werden kann. Wo Zwischenurtheile (*interlocutiones mixtae*) in die Rechtskraft übergehen, da ist es allerdings auch nothwendig, daß diese Rechtskraft durch suspensive Rechtsmittel aufgehoben werde. (II. S. 125) Mit dem Wegfalle der Voraussetzung fällt aber auch das dafür allein vorhandene Heilmittel fort. Am wenigsten befriedigend sind die Abschnitte von den Nebenparteyen im Prozesse. Bey der accessorischen Intervention hat es der Vf. immer noch unentschieden gelassen, und in wie weit der Intervenient *ex proprio jure*, oder nur *ex persona* derjenigen Hauptpartey, welcher er beysieht, zu excipiren, repliciren oder dupliciren befugt sey? Diese Untersuchung ist von Bedeutung, da sie überhaupt sich auf das Verhältniß aller Nebenparteyen zum Hauptproceß erstreckt. Bey der Litisdenunciation ist nicht immer bloß Sicherung einer Regressklage der zureichende Grund ihrer Substantiirung (S. 218), sondern dieser liegt ganz allgemein darin, dadurch Sicherung vor dem Vorwurfe oder Einwände der mangelhaft geführten Rechtsvertheidigung und durch Vernachlässigung derselben bewirkter Beschädigung des Litisdenunciaten zu erlangen. Ohne den Nachweis dieser Besorgniß ist daher auch keine Litisdenunciation statthaft. Endlich ist es zuviel behauptet (S. 230), daß die Eidesdelation nie *in perpetuam rei memoriam* geschehen könne, weil das Beweismittel des Eides unverlierbar sey. Denn da ein acceptirter Eid nach dem Tode *pro praescripto* angenommen wird und die Erben über die eigne Wissenschaft ihres Erblassers nur *de ignorantia* zu schwören brauchen, so kann es von dem größten Nutzen seyn, vor dem Ableben dessen, der *de veritate* schwören soll, in Gewissheit

zu setzen, ob er schwören werde, oder nicht? Selbst bey einem Eide *de ignorantia* kann die höchste Besorgniß eintreten, daß die Erben einen Eid leisten werden, den ihr Erblasser nicht geschworen haben würde.

SCHÖNE KÜNSTE.

GLOGAU, in der neuen Günter. Buchh.: *Friedrich der Große oder die Schlacht bey Cunersdorf*. Ein dramatisches Charaktergemälde in fünf Acten von J. Gründler. 1826. 8. (16 gGr.)

Der Vf. dieses historischen Drama's verwarft sich in seinen Vorbemerkungen wegen einiger kleinen Eingriffe in die wirkliche Geschichte, die er sich erlaubt hat, namentlich daß er den König in ganz Richtung nach Cunersdorf heranziehen und den General *Ziethen* der Schlacht beywohnen läßt. Hiernach könnte man glauben, er habe sich im Uebrigen streng an die historische Wahrheit gehalten; doch dem ist nicht also; nicht allein hat er den Dichter *Kleist* vom Major zum Obersten befördert, sondern er läßt auch gegen die Geschichte die Dichter *Gleim* und *Lessing*, ja sogar eine unsers Wissens rein erdichtete Braut von Kleist, Namens *Doris von Kaniz* (besser: *Canitz*) in der Nähe der Schlacht seyn. (*Gleim* befand sich, wie man aus seiner Biographie von *Körte* sieht, zu jener Zeit an seinem gewöhnlichen Wohnort Halberstadt und eilte auf die Nachricht von *Kleist's* Mißgeschick nach Magdeburg, um durch dortige russische Gefangene zum Besien seines Freundes zu wirken, erfuhr aber sogleich dessen Tod.) Durch alle diese Freyheiten aber ist keine genügende dramatische Handlung zu Stande gekommen. Denn die Unterredungen der Dichter und Gelehrten (auch *Quintus Iulius* und andere Freunde des Königs treten auf), so wie die Liebe und das Schicksal der *Doris* von *Caniz* bleiben ohne allen Einfluß auf die Schlacht selber, die als ein harter und spröder Stoff für das Drama ihren Gang für sich geht und sich zu keinem dramatischen Effect verarbeiten läßt. Der Vf. könnte sagen, er habe auch kein eigentliches Drama, sondern ein dramatisches Charaktergemälde angekündigt, und man müsse vornehmlich auf die Charakteristik der vorkommenden, meist historischen Personen das Augenmerk richten; allein auch von dieser Seite erscheint die Dichtung ziemlich schwach. Einige Nebenpersonen, besonders vom Kriegerstande, sind allerdings nicht übel gelungen; die meisten aber haben nicht Objectivität genug, man hört aus ihnen den Vf. selbst in einer abgemessenen pathetischen Bachersprache reden. Diels gilt insbesondere von *Friedrich II.* selber und auch *Lessing* ist ganz verfehlt. In den ausgesprochenen Ansichten und Urtheilen vernimmt man oft mehr den Geist unsrer Zeit, als den der damaligen. Unstatthaft erscheint es auch, daß der König an Vorabend einer so wichtigen Schlacht von der deutschen Literatur, von *Gottsched* und *Gellert* redet. Jedes Ding hat seine Zeit, und der König wußte dies gewiß besser, als irgend Jemand.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Kurze Abhandlung der klinischen Beobachtung und Diagnostik*, von C. Martinet. Aus dem Französischen übersetzt, mit Zusätzen aus Beobachtungen anderer Aerzte ergänzt von Dr. Brehme. 1826. XX u. 381 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

2) DRESDEN u. LEIPZIG, in der Arnold. Buchh.: *Versuch einer medicinisch-chirurgischen Diagnostik in Tabellen*, oder Erkenntniß und Untercheidung der innern und äußern Krankheiten, mittelst Nebeneinanderstellung der ähnlichen Formen; von Dr. Karl Gustav Schmalz, Arzte und Physikus zu Königsbrück, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglieder. Vierte, von neuem stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1825. XVI u. 268 S. Fol. (8 Rthlr.)

Seitdem der verewigte Wichmann durch seine schätzbaren Ideen zur Diagnostik den ersten Impuls zur weiteren Ausbildung dieses wichtigen Zweiges der medicinischen Wissenschaften gegeben hat, ist man von allen Seiten bemüht gewesen, das Wachsthum desselben zu fördern und schon hat sich der Zweig selbst zu einem Stamm herangebildet, der andere Zweige des Wissens zu verdrängen droht, und namentlich scheinen die Lehren der Semiotik und allgemeinen Pathologie, wie auch neuerlich der würdige Hufeland bemerkt, darüber fast in den Hintergrund gestellt worden zu seyn. Obgleich nun wohl nicht zu leugnen Auffuchung neuer Beschreibung einzelner ähnlicher Complicationen individuelle Verlaufe aufgestellt werden Fall auch sein bepräge trägt; so daß den das genaue überhaupt gewährt. Wir müssen uns in deren Besitz und vieler neuerer Methoden doch die Armut

sondere was andere weniger cultivirte Seiten der Heilwissenschaft betrifft, gepaart ist.

Beide hier anzuzeigende Schriften haben das Verdienst der fleissigen Benutzung aller in dieses Fach einschlagenden Entdeckungen und Beobachtungen; jedoch beschränkt sich Nr. 1 vorzüglich nur auf die Bereicherungen, welche denselben in Frankreich zugeflossen sind und insbesondere in den Werken von Landré-Beauvais, Double, Chomel, Laennec, Broussais, Bertin, Cayol, Lallemand, Parent-Duchâtelet, Rostau, Deslandes, Serres, Andral und Recamier enthalten sind, während Nr. 2 eine vollständige Sammlung der dahin gehörenden Entdeckungen aus allen cultivirten Ländern enthält. Der Uebersetzer von Nr. 1. hat sich daher auch veranlaßt gesehen, aus anderen Werken Manches nachzutragen und zu ergänzen. Besonders hat derjenige Abschnitt, welcher von den Krankheiten der Haut handelt, manchen Zuwachs aus Batemans bekannten Schrift über diesen Gegenstand erhalten.

Was den Plan beider Werke betrifft, so weichen sie darin wesentlich von einander ab, daß Nr. 1. die Krankheiten nur nach dem Sitz in verschiedenen Cavitäten, Organen und Geweben einzeln aufzählt, ohne auf das Uebereinstimmende oder auf die Verschiedenheiten in ihren Erscheinungen hinzuweisen, also eigentlich nicht als Diagnostik im strengen Sinne des Wortes angesehen werden kann; Nr. 2. dagegen, immer nur die Aehnlichkeit der Erscheinungen berücksichtigend, auch solche Krankheiten tabellarisch zusammenstellt, welche im nosologischen Systeme nicht zusammen gehören. So kommen z. B. unter der allgemeinen Rubrik: abnorme unfreywillige Bewegungen der Glieder, die an sich sehr verschiedenen Krankheiten: Zuckungen, Tanzsucht, Gichter, Fallsucht, Kriebelsucht, Mondsucht, Wasserscheu, Muskularunruhe, nebst ihren besonderen Unterabtheilungen neben einander zu sehen; ein Verfahren, dem eigentlich kein bestimmter Plan zum Grunde liegt: denn hätte der Vf. consequent verfahren wollen, so würde er auf gleiche Weise jedes besondere Symptom, wie hier die abnormen unfreywilligen Bewegungen der Glieder, als besondere Rubrik haben aufstellen müssen. Welchen Umfang würde dies aber dem Werke gegeben und zu wie vielen Wiederholungen würde dies Veranlassung gegeben haben? Er ist daher wieder an andern Stellen des Werkes von diesem Plane abgewichen, und hat z. B. die echten Herzkrankheiten, besonderen

Kachexien u. s. w. zu eigenen Rubriken gemacht, dabey aber immer wieder auf andere Rubriken hingewiesen, in denen Krankheiten vorkommen, welche mit den hier abgehandelten in symptomatischer Verwandtschaft stehen. Eine in der That schwierige Arbeit, zu der Geduld und Ausdauer durchaus erforderlich waren! Man muß, wie Rec., selbst den Versuch einer solchen diagnostischen Zusammenstellung gemacht haben, um die Schwierigkeiten, die sich hier darbieten, und zugleich das Verdienstliche einer solchen Arbeit gehörig zu würdigen. Jede Eintheilung, wir mögen wählen welche wir wollen, läßt Manches zu wünschen übrig, und da überhaupt tadeln leichter ist als besser machen, so dürfen wir auch die oben bemerkte Inconsequenz in dem dem Werke zum Grunde liegenden Plane dem Vf. nicht zum Vorwurf machen, um so weniger, da es, bey genauerer Durchsicht, von Seite der Vollständigkeit, alle die Ansprüche erfüllt, die sich nur immer an eine solche mühselige Arbeit machen lassen. Doch wir verlassen diese allgemeine Ansicht, um noch einige Worte über die besondere Ausführung beider Werke hinzuzufügen.

Nr. 1, wovon das Original unter dem Titel: *Manuel de Clinique, des méthodes d'exploration en médecine, et des signes diagnostiques des maladies; contenant un précis d'anatomie pathologique*. Par L. Martinet, zu Paris 1825 herauskam, zerfällt in einen allgemeinen und in einen besonderen Theil. Jener schildert zuerst die verschiedenen medicinischen Beobachtungsmethoden, und handelt dann von dem Beobachter, von der Beobachtung im Allgemeinen, von den Beobachtungs-Methoden in Bezug auf die Krankheiten des Kopfs und in Bezug auf die Krankheiten der Brust, von den Phänomenen, welche der Respirationsact darbietet, von denen, welche von der Stimme abhängig sind, von den Charakteren der Expectorations-Produkte, von den Phänomenen, welche durch die Percussion der Brust wahrnehmbar werden, von denen, welche sich auf den Zustand des Herzens und seiner Anhänge beziehen, von der Beobachtungs-Methode in Bezug auf die Krankheiten des Abdomen. Diesem hat der Uebersetzer noch einen besondern Abschnitt von den Untersuchungen, welche sich auf die allgemeinen Ursachen der Krankheiten beziehen, beygefügt. Obwohl hier durch den Uebersetzer Manches, ohne wesentlichen Verlust, hätte abgekürzt werden dürfen, so läßt doch das Ganze auf einen sehr umsichtigen und geübten Beobachter schließen und enthält Regeln, welche besonders jüngeren Aerzten zum Studium und zur Beachtung empfohlen werden dürfen.

Der zweyte oder specielle Theil behandelt die Diagnostik und pathologische Anatomie der Krankheiten des Gehirns und seiner Anhänge, der Brust, des Herzens und seiner Anhänge, des Abdomen, der Urinwege, der Gewebe, namentlich der Haut, des Zellgewebes und des mucösen Gewebes, des Muskel-, des fibrösen und des Synovial-Gewebes,

des Gefäß- und des nervösen Gewebes, der allgemeinen Krankheiten, wozu Scorbut, Syphilis und Scrofeln gerechnet werden, der Fieber und zwar der hitzigen Exantheme und der Fieber überhaupt, der Vergiftungen, namentlich der durch corrosive Metallsalze, durch vegetabilische Substanzen, durch animalische Producte, durch Gase der Asphyxien, insbesondere der von Mangel an respirabler Luft; und endlich die Diagnose und pathologische Anatomie der zufälligen Gewebe, welche keine Aehnlichkeit mit den gefunden Geweben des Körpers haben. Das Ganze schließt eine Tabelle über die Methoden, einen Kranken zu untersuchen. — Auch an dieser Eintheilung möchte zuvörderst zu tadeln seyn, daß manche Krankheiten, welche zusammen in eine Klasse gehören, unnöthiger Weise in verschiedene verlegt worden sind; so würde z. B. der Croup und die *Angina laryngea* statt zu den Krankheiten der Luftwege, zu denen des mucösen Gewebes gerechnet werden müssen. Ferner gehören manche Krankheiten gar nicht zu der Klasse, unter welcher sie stehen, sondern zu einer für sich bestehenden, z. B. die Hysterie und Hypochondrie, die Manie und *Dementia* nicht unter die Krankheiten des Gehirns, sondern unter die Geisteskrankheiten, indem sie ja bekanntlich nicht immer ihren Heerd im Gehirn haben; die *Metritis*, der *Cancer uteri* und andere Krankheiten dieses Organs und der Eyerstöcke nicht zu den Krankheiten der Urinwege, sondern zu denen der Geschlechtstheile, wohin auch die Blennorrhagie gehört, die hier unter die Krankheiten der Gewebe gestellt worden ist. Desgleichen würden *Peritonitis* und *Hydrops ascites* wohl schicklicher eine Stelle unter den Krankheiten des Abdomen, als unter denen der Urinwege gefunden haben, u. s. w. — Auch von Seite der Vollständigkeit bleibt noch Manches zu wünschen übrig. So fehlen unter den Krankheiten des Gehirns: Schlafsucht, Schwindel, Mondsucht, freywilliger Somnambulismus; unter denen der Luftwege *Struma* und *Bronchocele*, die verschiedenen Arten der Dysphagie, die verschiedenen Arten von Asthma, das Empyem; unter denen des Abdomen: die Entzündung des Zwerchfells, der Milz, der Bauchspeicheldrüse, so wie die übrigen Affectionen dieser Organe; unter den Krankheiten der Urinwege (und Geschlechtstheile) die krankhaften Affectionen der Vorsteherdrüse, des Hodenackes und der Hoden; unter den Vergiftungen die durch das Wurst- und Kasegift u. a. m. Bey der Durchsicht der einzelnen hier aufgezählten Krankheiten bietet sich uns Gelegenheit zu manchen Bemerkungen; um jedoch diese Anzeige nicht über die uns angewiesenen Grenzen auszudehnen, beschränken wir uns bloß auf folgende: Bey der *Encephalocoele* ist der neuerlich so treu von Nägele gezeichnete Blutkopfgeschwulst Neugeborner und ihrer Unterscheidungsmerkmale gar nicht gedacht. Dem *Hydrocephalus acutus essentialis*, wie er hier genannt wird, fehlen mehrere, in Deutschland allbekannte, wichtige Zeichen, unter andern der feine, trockene

trockene Ausschlag an verschiedenen Theilen des Körpers, der trübe, molkige oder milchweisse, mit glänzenden Punkten gemischte Harn, das Bohren mit dem Hinterhaupte u. s. w. Bey der Blutergussung ausserhalb der Hirnsubstanz (unter den anatomischen Charakteren ist aber auch vom Erguss in die *Ventriculi laterales* die Rede) hätte bemerkt werden sollen, dass die sie begleitenden Zufälle gewöhnlich erst kürzere oder längere Zeit nach Einwirkung der äussern Gewalt erfolgen. — Die diagnostischen Charaktere der *Manie* und *Dementia* sind bey weitem nicht erschöpfend und schliessen nicht alle bekannte Arten dieser Krankheiten ein. — Unter den Zeichen der *Tracheitis*, welche besonders durch *Badham* und *Hastings* Beobachtungen neuerlich mehr unter uns bekannt worden ist, fehlen unter andern, die schnelle und mühsame Respiration, die Beklemmung und das schwere Athmen, das Kochen in der Brust, die Zunahme des Schmerzes beym Husten, u. s. w. — Was der Vf. unter *Catarrhus suffocativus* versteht, lässt sich wenigstens aus der davon angegebenen, kurzen Schilderung, nicht klar einsehen. Da die Schriftsteller unter dieser Benennung offenbar mehrere Krankheitszustände begreifen, so wäre um so mehr eine ausführliche und genaue Beschreibung zu wünschen gewesen. — Obwohl die Zeichen des Hydrothorax den Arzt oft in Ungewissheit lassen, so giebt es doch deren so viele, dass man sich wundern muss, sie hier alle übergangen zu sehen. — Das Aneurysma der *Aorta pectoralis* kann auch verblindertes Schlingen, in Folge des Drucks auf die Speiseröhre, hervorbringen. — Beym *Hydro-Pericardium* fühlt man zuweilen deutlich die wellenförmigen, durch das Schlagen des Herzens innerhalb der angesammelten Flüssigkeit hervorgebrachten Bewegungen, wie sich Rec. aus eigener Beobachtung überzeugt hat. — Bey einer Hypertrophie des ganzen Herzens beobachtete Rec. heftige und starke Schläge des Herzens, die sich der ganzen linken Seite des Thorax mittheilten und vorzüglich starke Pulsationen der Carotiden. Dabey waren die *Venae jugulares* wie Stricke zu sehen. — Wenn es von der *Carditis* heisst, ihre diagnostischen Charaktere seyen so undeutlich, dass es nicht möglich sey, sie im gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft anzugeben, so gilt dies doch wohl nicht von allen Fällen. Stiche in der Gegend des Herzens, ja zuweilen die heftigsten Schmerzen an dieser Stelle, unaussprechliche Angst u. s. w. sind doch ziemlich constante Zeichen dieser Entzündung, und hätten daher nicht übergangen werden sollen. — Unter *Angina membranacea* versteht der Vf. nicht was man bisher darunter verstand, nämlich den Croup, sondern eine eigene Art der *Angina gangraenosa*, wobey sich weisse speckartige Flecke losrennen, ohne Substanzverlust zu hinterlassen. — *Cancer recti* ist häufig von heftigen Hämorrhagien und wenn die vordere Wand des Darmes und die hintere der Harnblase durchfressen ist, von Abgang des Darmkoths mit dem Urin begleitet. — Bey den Krank-

heiten der Gebärmutter hätte auch der *Induration* dieses Organs gedacht werden sollen, welche offenbar eine von dem *Cancer uteri* verschiedene Krankheit ausmacht. Auch die *Graviditas extra-uterina*, welche doch auch zu den krankhaften Zuständen gehört, fehlt. — Der Scharlach, von welchem hier bloss die gutartige Form beschrieben wird, endigt nicht mit kleyenartiger, sondern mit einer Abschuppung, bey der sich bekanntlich ganze Stücke der *Epidermis* abtrennen. — Wenn es von der Vergiftung durch Säure heisst, die erbrochene blutige, gelbliche oder braune Flüssigkeit brause auf dem Fußboden auf, so ist dies doch wohl nur von einem marmornen oder sonst kalkhaltigen Fußboden zu verstehen, indem wohl auf einem andern kein solches Aufbrausen wahrgenommen werden dürfte. — Die Vergiftungszufälle nach grossen Gaben der Iodina sind noch zu wenig bekannt, als dass sich darüber etwas Ausführliches sagen liesse, allein schon aus den schädlichen Folgen, welche kleine Dosen hervorbringen, lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen, dass sie von ganz andrer Art sind, als die nach Vergiftungen durch Säuren.

Ungeachtet dieser und anderer nicht unbedeutender Mängel verdient diese Schrift doch, insbesondere angehenden Aerzten deswegen empfohlen zu werden, weil sie vorzüglich von Seite der pathologischen Anatomie die neuesten Entdeckungen, obgleich ziemlich kurz, doch mit einiger Vollständigkeit in sich fasst.

Was den Plan von Nr. 2 betrifft, wovon schon eine Recension der zweyten Auflage in der A. L. Z. 1812 Nr. 299. geliefert ist, so haben wir oben darüber schon einige Worte gesagt. Hinsichtlich der Vollständigkeit des Werkes wagen wir es nicht, den Vf. auf diese oder jene Krankheitsform, die uns darin zu fehlen schien, aufmerksam zu machen, weil sie vielleicht unter einem oder dem andern Abschnitt vorkommen, und nur von uns übersehen seyn könnte. Doch scheinen uns die verschiedenen Mängel des Geruchsinns: *Anosmia*, *Hyperosmia*, *Parosmia* und die der Sprache: *Alalia* und *Mogilalia* wirklich zu fehlen. Auf Mängel in den einzelnen Artikeln aufmerksam zu machen, halten wir für überflüssig. Ist doch das Werk als durchaus brauchbar von der Mehrzahl praktischer Aerzte anerkannt. Wie an allen menschlichen Dingen, wird auch der Vf. von Tag zu Tag an seiner Arbeit zu bessern finden; denn es kann nicht fehlen, dass bey einer Wissenschaft, wie die Diagnostik, sich täglich und stündlich neue Bereicherungen entgegen drängen, so dass, wenn, wie wir dem Vf. wünschen wollen, einmal die zehnte Auflage anstatt der vierten zu ediren seyn wird, der Raum eines Bandes dazu zu beschränkt seyn dürfte, um sie alle aufzunehmen. So viel ist gewiss, bis jetzt hat der Vf. geleistet, was die Kräfte eines einzelnen rüthigen Arbeiters zu leisten vermögen, und obgleich ihm dabey mehr das Verdienst des zweckmässigen Sammelns, als des eigenen Schaffens

fens zukommt, so ist dieses Verdienst deshalb nicht minder groß und dankenswerth; und Rec. glaubt mit Wahrheit sagen zu können, Hn. Sch's. Diagnostik sey ein Werk deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, wie es bis jetzt keine andere Nation aufzuweisen habe.

Hbm.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) **BERLIN**, b. Amelang: *Eusebia*. Andachtsübungen in Gefängen, Gebeten und Betrachtungen für weibliche Erziehungsanstalten und für die Familienandacht, von F. P. Wilmsen. Mit einem Titelkupfer. 1827. VI u. 382 S. 8. (1 Rthlr.)

2) *Ebendaf.*, b. *Ebendemsf.*: *Gott mit dir!* Andachtsbuch für gebildete Christen jüngeren Alters. Zweyte verb. u. verm. Aufl. Mit einem Titelkupfer. 1827. 419 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der Vf. von Nr. 1. trägt schon längst einen in der deutschen acfethischen Literatur gefeyerten Namen, weil er es versteht, die Bedürfnisse des Geistes und des Herzens gleichmälsig zu befriedigen und die goldene Mittellirase hält zwischen kaltem Raisonement und verzehrender Glut der Schwärmerey. Auch die vorliegende, besonders den Jüngeren des weiblichen Geschlechts gewidmete, und namentlich für weibliche Erziehungsanstalten sehr empfehlenswerthe Gabe zeichnet sich durch vorzügliche Eigenschaften aus. Sie ist *Liederbuch* und *Gebetbuch* zugleich. Das erstere besitzt vorzüglich den Vorzug der Neuheit. Die meisten darin aufgenommenen geistlichen Gesänge sind aus dem noch ungedruckten Gesangbuche für die Gemeinden Berlins entlehnt, an welchem fast seit zehn Jahren von würdigen Männern gearbeitet wird, und welches, wie verlautet, nun bald an das Licht treten wird, da es die Billigung der höheren Behörden bereits erlangt hat. Nach den hier gelieferten Proben muß es sowohl in Absicht auf die Auswahl, als in Absicht auf die Behandlung der Lieder, dem Ziele der Vollendung nahe kommen. Andere hier mitgetheilte Gaben der geistlichen Dichtkunst sind von Garve und von Döring und aus den von diesen Dichtern erschienenen Sammlungen genommen. Bey beiden ist die außerordentliche Fruchtbarkeit zu bewundern: denn der eine hat 303, der andere gar 630 Lieder geliefert. Da kann denn wohl freylich nicht Alles ausgezeichnet seyn. Hr. W. hat nur die vorzüglichern mitgetheilt, und wir müssen allerdings mit ihm darin übereinstimmen, daß christlicher Geist in ihnen weht und daß sie sich durch hohe dichterische Kraft und Schönheit empfehlen.

Das *Gebetbuch* enthält theils eigentliche Gebete, theils Betrachtungen und Selbstgespräche, die sich

aber zuweilen in Gebete auflösen, zuweilen mehr die Form von Ansprachen und Paränesen annehmen. Sie sind bis auf Eine Betrachtung, welche an den edeln *Hansian* erinnert, alle von dem Vf. selbst und verdienen das Lob der Mannigfaltigkeit und Zweckmässigkeit in sehr hohem Grade. Es ist das Grundwesen des weiblichen Gemüths darin sehr treffend berücksichtigt, ohne daß sie doch in einen weichlichen und empfindelnden Ton ausarteten. Möchte doch dieses Buch in recht vieler Jungfrauen Hände kommen und die Herzen derselben vor der leichtfertigen und leichten Speise, welche die neueste Romaneliteratur mit wenigen Ausnahmen darbietet, bewahren!

Nr. 2, von dem uns die erste Auflage nicht gekommen ist und dessen Vf. sich nicht genannt hat, darf ebenfalls auf Empfehlung Anspruch machen. Es weht in ihm ein guter, ernster, frommer Geist; die Sprache ist gebildet ohne geziert zu seyn. Die stete Hinweisung auf die heil. Schrift und die Anschließung von dichterischen Stellen geben den oft in Gebete übergehenden Betrachtungen Haltung und Leben. Sie umfassen, nach den vorausgeschickten zwey Abschnitten über *Einführung* und *Abendmahl*, die Materien: Gott und seine Eigenschaften; Jesus Christus (wobey die christl. Felle berücksichtigt werden); Bibel und Kirche; Eintritt in die Welt; Verbindungen der Menschen; Reue und Buße; und schließend mit Morgen- und Abendandachten. Das Titelkupfer, *den Erlöser*, wie er das Brot segnet, darstellend, ist eine würdige Zierde.

JENA, b. Mauke: *Wie es möglich war, daß der Geist des Irrthums die christliche Kirche so lange beherrschen und der Geist der Wahrheit doch zuletzt einen so herrlichen Sieg erringen konnte. Predigt am Reformationsfeste 1827 in der Haupt- u. Pfarrkirche zu Jena gehalten von Dr. J. G. Marezzoll.* 1827. 31 S. 8.

Die Predigtmanier des nun bereits verewigten Vfs ist zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier erst darauf hinzuweisen. Der Raum, welcher der Anzeige einer einzelnen Predigt in dieser A. L. Z. verstattet ist, läßt nur zu, rühmend zu erklären, daß das hier von heiliger Stätte gesprochene Wort ein ernstes, würdiges, gewichtiges und wohl zu beherzigendes gewesen sey, wie wir Aehnliches von dem Vf. an solchen Tagen zu vernehmen gewohnt waren. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in welcher es ungehört wäre, nachzulassen in der Wachsamkeit und Reformationspredigten, wenn sie nicht der Geist des ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ verleugnen, können vorzugsweise dazu dienen, zu dieser Wachsamkeit ermuntern, auf daß wir, die wir theuer erkauft sind, nicht von neuem der Menschen Knechte werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen*. Von Ernst Stadenroth. Erster Theil. 1824. VI u. 282 S. Zweyter Theil. VI u. 281 S. gr. 8.

Eine Schrift, die, wie vorstehende, ihren Vf. als einen geübten und consequenten Selbstdenker beurkundet und auch nach *Herbart's* unverkennbarem Vorgange des Eigenthümlichen so Vieles enthält, verdient eine ausführlichere Beurtheilung. Rec. begnügt sich daher nicht mit einer Kritik im Allgemeinen, sondern wird die Angabe des Hauptsächlichsten mit einigen Bemerkungen begleiten und dem Hn. Vf. labey die ihm aufgelösten Bedenken unmaßgeblich zur weitem Prüfung vorlegen.

Der Vf. legt selbst einen vorzüglichen Werth auf eine in der Einleitung enthaltene Kritik der Vernögentheorie, welche letztere er für eine Verbildung der Psychologie in neuern Zeiten ansieht, und von welcher er sie zu befreien und auf den rechten Weg zu führen beabsichtigt, und verspricht sich, laß, wenn man der Anwendung seiner Methode, deren Tauglichkeit er durch mehrmalige Vorlesungen über diese Wissenschaft geprüft hat, folge, man nicht wieder zur frühern zurückkehren werde. So begründet indess diese Erwartung ist — denn folgt man seiner Methode, so giebt man eben damit die andere auf, und dieß wird doch wohl Keiner ohne, wahre oder falsche, Ueberzeugung thun? — so gewiß ist es auch, daß ein negativer, von der Unzulänglichkeit einer andern Methode hergenommener Beweis noch lange nicht hinreicht, die Vollkommenheit einer neuen zu zeigen. Nur zur Entschuldigung mag es ihr dienen. Wie aber nun, wenn der Vf. in einer Kritik der Vermögen überhaupt nur mit einem schatten föchte? Rec. ist geneigt, seine übrigens viel Nahres enthaltende und mit gemäßigter Polemik gehaltene Kritik in der That für viel mehr nicht zu halten; denn welchem Psychologen ist es wohl im Ernst in den Sinn gekommen, die Vermögen als „*ursprüngliche Seelenprincipien*“ geltend zu machen? Unterscheidet dagegen in der *Erscheinung* nicht auch der Vf., ob er gleich gern Alles, wie das Bewußtseyn selbst, zur Vorstellung machen möchte, Gefühl und Bestrebung noch von der Vorstellung? Und läßt sich — zugegeben, daß wir keine psychologische Erkenntnis dessen, was der Geist an sich (*absolut*)

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

ist, haben können, weil der Geist an sich, ohne Körper, wohl für die Metaphysik Etwas, aber für die Psychologie gar Nichts ist — nicht schon *a priori* darthun, daß die *Erscheinungen* des Seelenlebens, worunter doch nur *relative Aeusserungen* ihrer Urkraft verstanden werden können, sich gleichsam in mehrere Schattirungen reflectiren müssen, und daß aus der Wechselwirkung zwischen Zweyen, welche der Vf. auch in Seele und Leib und deren Verbindung statuiert, sich nothwendig außer einer Action von außen nach innen, wodurch die *Vorstellung* der Außendinge entspringt, und einer Reaction von innen nach außen, wodurch die *Bestrebung* erzeugt wird, noch ein Drittes finden müsse, welches den jedesmaligen Zustand des afficirten Theils inne wird und durch Lust und Schmerz an demselben der Grund von ihrer Abwechslung und somit das Maasgebende und Gleichgewichthaltende wird, das *Gefühl*?

Doch der Vf. verlangt (S. III), man solle sich stets auf *ihn* einlassen und nicht ohne Rücksicht auf ihn entgegengesetzte Ansichten beschützen, und Rec. will ihm hierin willfahren, ob er gleich diese Anforderung für ein wenig egoistisch anseht: denn warum soll nicht die Beweisführung für einen Satz für eine indirecte Widerlegung des entgegengesetzten gelten, wenn nur *einer* von ihnen wahr seyn kann? Im vorliegenden Falle nun würde der Vf. unstreitig seine Behauptung geltend machen, daß die Psychologie keine empirische, sondern eine metaphysische Wissenschaft sey; und in der That ist hier ein bedeutender Wendepunkt. Aber wer hat nun Recht? Sonst betrachtete man sie nie anders, denn als Metaphysik; *Wolff* schied von der metaphysischen oder rationalen noch eine empirische aus; *Kant* glaubte durch seine Kritik die rationelle Psychologie, wie alle bisherige Metaphysik, gänzlich gestürzt zu haben, und jetzt soll das empirische ein gleiches Loos treffen. So bliebe denn gar nichts mehr übrig? Doch nein; man reißt nur ein, um anders zu bauen; und so wird es auch bleiben, so lange man das Wesen der Philosophie in zufällige Formen setzt. Man darf nur einer Wissenschaft einen neuen Begriff unterschieben, wie dieß in neuerer Zeit namentlich mit der Metaphysik häufig geschehen ist: so wird sie leicht wieder zum Zufluchtsort eines veralteten und als unbrauchbar verworfenen Wissens, und die Menschen zerbrechen sich noch lange die Köpfe in müßiger Speculation über das, was sie nicht wissen können, und was ihnen nicht zu wissen Noth thut,

Ee

statt

statt über das Alltägliche zu philosophiren (*rerum cognoscere causas et fines*.) Doch der Vf. erkennt ja eben in dem reflectirenden Verstandesgebrauch, in Auffassung des Besondern unter allgemeine Gesichtspunkte und Darstellung des Erscheinungsmässigen nach innern nothwendigen Bedingungen noch keine Philosophie, und will somit die empirische Psychologie, die doch *philosophische* Wissenschaft seyn soll, nicht einmal als *Wissenschaft* überhaupt gelten lassen, weil diese nicht aus zusammengesetzten Gemälden bestehe, sondern Sonderung und Classification verlange. Er behauptet zwar, die Philosophie unterscheide sich nicht durch den Stoff, sondern nur durch die Auffassungsweise von dem übrigen Wissen; aber er nimmt sodann *philosophisch* und *rational* wieder gleichbedeutend mit *apriorisch* und *metaphysisch*, und leugnet nun, daß man auf empirischem Wege von dem Zusammengesetzten zu den Elementen hinabsteigen und somit von den Erscheinungen zur Erkenntniß des Sublirats und seines Ursprungs gelangen könne, gleich als ob nicht auch eine von der Erfahrung ausgehende Betrachtung und Forschung philosophisch und rational seyn könnte. Oder setzen die Naturwissenschaften nicht auch rationale Auffassung und Philosophie voraus, wenn diese letztere einmal nicht in einem *realen* Sinne auf die Wissenschaft vom Ich beschränkt, sondern bloß nach der *Auffassungsweise* von der gemeinen Erkenntniß unterschieden werden soll? Die bisherige Psychologie trennt, sondert und classificirt aber, nach des Vfs. eignem Geständnisse, nur zu viel; warum sollte sie also nur ein *Magazin*, in welchem der in seiner Erscheinung stets schwankende Stoff aufgehäuft wird, seyn, und den Charakter der Wissenschaftlichkeit, oder auch nur den einer philosophischen Wissenschaft darum entbehren, weil sie nicht metaphysisch ist? Die Metaphysik kann allerdings nie empirisch seyn, sonst wäre sie Physik, aber nicht alle Philosophie ist darum Metaphysik, und wird rational für gleichbedeutend mit apriorisch und metaphysisch genommen, so können empirische und rationale Psychologie wohl beide neben einander bestehen, obgleich sie sich durch die aufsteigende (analytische) und absteigende (synthetische) Methode unterscheiden würden. Nur die letztere ist metaphysisch. Wenn daher der Vf. die Metaphysik in eine allgemeine und besondere trennt und die Psychologie als einen Theil der letztern betrachtet, um die analytische Methode für die Psychologie brauchen zu können, weil er selbst ihre Nothwendigkeit einfach und ihr bey einer zu bildenden Wissenschaft mehr Ueberzeugungskraft — nicht auch bey einem zu findenden Sublirate von Erscheinungen mehr (reale) Wahrheit? — zutraut, so fällt er eigentlich ganz aus dem Gebiete der Metaphysik heraus: denn diese besteht nimmermehr in einer Auffuchung des Wesens aus Erscheinungen, sondern in einer Deduction der Erscheinungen aus dem realen Wesen, und ist jederzeit synthetisch. Die vom Vf. beliebte aufsteigende oder analytische Methode ist aber keine

andere, als die transscendentale, welche ihrem Anfangspunkte nach die empirische heisst. Das Schwankende der Erscheinungen muß ja eben fixirt werden, wie dies der Vf. selbst so trefflich auseinandergesetzt hat; um das Bleibende oder Wiederkehrende in ihm zu erkennen und so zur Erkenntniß des Sublirats und seines Ursprungs zu gelangen, die dann, wenn man recht verfahren ist, nach dem Vf. mit dem Resultate der Metaphysik zusammentreffen muß, d. h. kein andres Resultat geben darf, als die Metaphysik, ohne ihr etwa auf halbem Wege zu begegnen.

Woher denn nun aber jenes Zusammentreffen? Doch nicht etwa daher, weil die psychologischen Bestimmungen des Vfs., welche von der Metaphysik aus getroffen werden, nach einem *vorausgesetzten* Systeme erfolgen, das in den Geist hineinsetzt, was man darin finden will? Nicht doch; ebendies *müßte* ja der Vf. der bisherigen Psychologie zum Vorwurf. Und doch, bey dem Lichte besehen, auch nicht anders: denn was ist wohl die Metaphysik sonst, als eine rückwärtsgehende Prüfung unsrer empirisch d. h. transcendentaler erworbenen Erkenntniß, welche Prüfung nach dem innern Zusammenhange unsrer Ideen erfolgt und daher nothwendig abhängig ist von der Art ihrer ersten Erwerbung? Denn angeborene Ideen giebt es so wenig, als eine rein apriorische Erkenntniß oder intellectuelle Anschauung, worin Rec. ganz mit dem Vf. einverstanden ist. Wenn denn nun aber die Metaphysik nicht eine Wissenschaft vom objectiven, *realen* Wesen an sich oder dem Absoluten seyn kann, was nach Kant keines Beweises mehr bedarf, und so auch nicht seyn kann eine Zergliederung subjectiver, aber ursprünglicher Anschauung und Denkformen — den empirischen Ursprung der letztern weist der Vf. recht gut selbst nach —; so ist offenbar, daß sie nichts ist, als eine bloß der Methode nach verschiedene, nämlich synthetische Betrachtung unsrer *realen* Erkenntniß. Diese ist aber freylich nicht einerley mit der *objectiven*, sondern sie umfaßt eben sowohl die ideale, als materiale Welt; aber nur letztere existirt objectiv, d. h. im Raume. *Realität* kommt nämlich allen Dingen zu, oder: das Prädicat *Seyn* legen wir allen Dingen bey, die wir vorzustellen genöthigt sind — der Vf. wird uns darin gewiß beystimmen, — sey es nun, weil sie mittelst unsres Leibes Veränderungen in uns, d. h. Vorstellungen und Empfindungen hervorbringen, oder weil wir sie nach unsern, an der äußern Erscheinungswelt gewonnenen und geprüften, auch wohl zum Theil an mathematischen Constructionen bewährten Denkgesetzen zur Erklärung der Erscheinungen nothwendig setzen müssen. Wer sieht nicht, daß auf letztere Weise die Ideen und ideelle Welt für uns erzeugt worden, und daß also mit Recht die Metaphysik nicht bloß von dem Inbegriffe alles Materiellen der Welt schlechthin — sondern auch vom Inbegriffe alles Ideelle oder Intelligibeln — von Gott — und überdies noch vom Menschen, dem Mikrokosmos des Materiellen und Intelligibeln, oder der Seele — denn diese wird nothwendig als verbunden mit

mit einem Leibe, nicht als reiner Geist gedacht — handeln könne, wie denn auch Seele, Welt und Gott von jeher die drey höchsten Objecte der Metaphysik gewesen sind, und zwar eben in dieser Ordnung und das mit Recht. Unse zuverlässige oder philosophische Erkenntniß hebt nicht mit der Außenwelt an, wie, der menschlichen Entwicklung zufolge, unsre discursive Erkenntniß; sondern das *πρῶτον αὐτόν* ist der Weisheit Anfang, nicht nur in praktischer, auch in theoretischer Hinsicht. In uns lösen wir nämlich, trotz der Einheit unsres Wesens, bey Erklärung der Erscheinungen nothwendig auf ein Doppeltes, Geist und Körper, die aber in lebendiger Wechselwirkung gedacht als Leib und Seele erscheinen. Wie wir nun abwärts von dem Leibe zuletzt auf den abstracten Begriff der *Materie* kommen, so aufwärts von der Seele zu dem der *Intelligenz*. Betrachten wir aber beide in einer ähnlichen Wechselwirkung, wie Leib und Seele, so erhalten wir die objective Erkenntniß von der *Welt* (*natura naturata*) und die subjective Erkenntniß von *Gott* (*natura naturans*), und, ohne beide zu identificiren, gestehen wir, daß die eine nicht ohne die andre von uns endlichen Wesen *gedacht* und erklärt werden kann.

Und wozu diess Alles? *Erstens*: um zu zeigen, daß der *Stoff* unsrer metaphysischen Erkenntniß ebenfalls nur empirisch-transcendental, d. h. durch Schlüsse von den Erscheinungen auf die rückwärtsliegenden Gründe, vom Besondern auf das Allgemeine, von dem Wirklichen auf das Nothwendige, von dem Materiellen auf das Ideelle, oder durch *Reflexion* gewonnen wird; daß die Ideen der Metaphysik ebenfalls nur innere Reflexe der Erscheinungswelt aus unserm Bewußtseyn sind, und die metaphysische Erkenntniß sich mithin nur durch die Form, nämlich die synthetische Methode oder Deduction, unterscheidet; daß also unsre metaphysische Erkenntniß von der Seele, wie von der Welt und Gott, nicht wesentlich von der gewöhnlichen verschieden ist, sondern nur in der Methode; daß sie also leicht mit der analytisch erworbenen Erkenntniß übereinkommen kann, wenn auch bey methodischen Verfahren die eine nicht geradezu abichtlich nach der andern gemodelt wird; daß aber, wenn das Letztere nicht geschieht, sie doch in manchen Punkten verschiedene Resultate geben können, die sich gegenseitig berichtigen müssen. Nun kann aber in der Metaphysik der Fehler entweder nur logisch seyn, wenn die Principien richtig waren, oder diese seyn müßten falsch gesetzt oder falsch verstanden worden seyn, was sich jedoch im Laufe der Untersuchung bald ergeben würde. Auf dem analytischen Wege aber kann leichter ein Irrthum Statt finden, weil hier durchaus nie alle einzelnen Erscheinungen vorliegen, also keine Vollständigkeit vorhanden ist, welche erforderlich wäre, um auf diesem Wege zu nothwendigen Resultaten zu gelangen. Darum kann man wohl sagen, die Metaphysik diene mehr dazu, die transcendente Psychologie zu berichtigen, als

umgekehrt, und diess schon darum, weil überhaupt noch gar keine Metaphysik vorhanden seyn könnte, wenn nicht jene vorangegangen wäre, also das, was sie etwa zur Berichtigung der Metaphysik darbieten konnte, höchstens in Entdeckung von ganz neuen Erscheinungen oder neuen subjectiven Erklärungsgründen beruhen könnte, weil sie außerdem gleich Anfangs schon mit benutzt worden wären. Aber ebendeshalb ändert Niemand leicht seine psychologische Erkenntniß um ein Großes, weil er seine ganze Metaphysik, was ihm das Gewisseste zu seyn schien, da es die zur Einheit verbundene Summe seines Willens war, mit ändern müßte; und so können auch wohl fehlerhafte Systeme sich gegenseitig lange unterstützen und halten. Rec. ist nicht so hartnäckig, daß er ohne Grund an einem alten Systeme, fremdem oder eignem, festhalten sollte; aber er erkennt doch hieraus zugleich, daß eine ganz neue Psychologie nur einmal von dem wird geschrieben werden können, der Metaphysiker und Psycholog zugleich ist. Es kann aber Niemand ein tüchtiger Metaphysiker seyn, der nicht zugleich Physiker ist, und Niemand ein guter Psycholog, der nicht zugleich Physiolog im weitern Sinne dieses Wortes ist. Wenn nun Rec. dem Vf. das Prädicat eines guten Metaphysikers gern zugesieht und ihm auch physiologische Kenntnisse nicht absprechen will, so könnte es scheinen, als vereinte er beide Eigenschaften eines Psychologen; allein er hat auf die physiologischen Bedingungen der Seelenercheinungen fast gar keine Rücksicht genommen und das Metaphysische selbst nicht gnug von seinen Untersuchungen ausgehoben, wenigstens nicht als ein Besonderes hingestellt, um die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung zwischen beiden zeigen zu können. Eine andre Metaphysik giebt aber erwiesener Maßen auch eine andre Kritik einer Seelenlehre.

Abirahirten wir aber auch einmal von all unserm Wissen und überließen wir uns bloß der Leitung des Vfs., wie er es zu verlangen scheint: so würden wir am Ende der Untersuchung doch eben nichts Neues gefunden haben — wenigstens Rec. kann das von sich versichern — sondern nur auf einem andern Wege, auf welchem man nicht neuen Gegenständen, sondern ihnen nur in einer andern Stellung begegnet, dahin gelangt seyn. Und das ist das *Zweyte*, was Rec. aus Obigem folgern wollte. Nämlich, während der Rückblick vom Felsenblocke der Metaphysik, von dem sich noch lange einzelne philosophische Wissenschaften losarbeiten werden, nur ein einziger ist, so sehr er auch auf den aufwärts bestiegenen Pfad gerichtet seyn mag, doch die Nebenwege der Andern mit übersehen läßt: so sind dagegen die aufsteigenden Wege und Methoden mannichfaltig, und je schwieriger im Grunde alle sind, um so mehr glaubt ein Jeder, der noch im Klimmen begriffen ist, oder aus Freude über den so eben beendigten Weg nur auf ihn allein zurücksieht: er habe den rechten gefunden, und hält nun auch den seinigen nicht nur für den einzigen, sondern muthet zugleich auch den An-

Andern zu, ihn dafür anzuerkennen und zur allgemeinen Heerstraße zu machen. Gern gefällt Rec. das Verdienstliche von der Bekanntmachung eines jeden neuen Versuchs, wäre es auch nur, um die Zahl der möglichen Irrwege zu verringern; aber anmaßend findet er es doch, seinen Weg für den allein richtigen und ersieglichen zu halten. In der That aber sind die meisten Psychologien, welche sich als ganz neu und originell ankündigten, fast immer nichts Anderes gewesen, als Beyträge zu jener Methodenkenntnis.

Die Alten, die überhaupt mehr an dem wirklichen Leben festhielten, als sich leeren Speculationen überließen, und mehr handelten als schrieben, betrachteten auch die psychologischen Thatfachen mehr als Erscheinungen und *Lebensmomente*. Sie liefern recht eigentlich nur psychologische Gemälde, besonders von den Leidenschaften und dem Willen, als den eigentlichen Triebfedern des Handelns, wie in einzelnen Biographien und Geschichtswerken, so in allgemeinen Charakter schilderungen, oder lassen doch wenigstens den Erscheinungen ihren concreten Namen, der sie als solche bezeichnet. So insbesondere die Griechen. Mehr schon abstrahirten die Römer, und in ihrer starren Sprache bildete sich, besonders unter den Händen der Scholastiker, die abstracte Terminologie für Seelenerscheinungen zuerst aus, mit ihr zugleich aber auch die Vermögenstheorie, die von *Wolff* und seinen Schülern freylich nicht sowohl vollendet, als vielmehr zahlreich vielfältigt ward. Auch kann nicht geleugnet werden, daß manche die einzelnen Vermögen *beynahe* hypostasirten und sie nun als etwas Bekanntes zur Erklärung noch unbegriffener Erscheinungen voraussetzten und gebrauchten. Darin hat der Vf. ganz Recht. Aber ist denn darum die abstrahirende Ansicht und abstracte Darstellungsweise von den Seelenerscheinungen, ohne jene zufälligen, nicht nothwendig mit ihr verbundenen Fehler, durchaus verwerflich, daß sie schlechthin eine Verbildung der Psychologie zu nennen wäre? Und trüge dann nicht der ganze speculative Gang der neuern Philosophie, welche sich so gern mit Abstractionen behilft, die Schuld, und nicht die einzelnen Psychologen? Aber eben deshalb muß die psychologische Richtung der neuesten philosophischen Systeme als ein Fortschritt zum Bessern betrachtet werden, weil so die Philosophie, die unter *Wolff's* Händen *beynahe* zu bloßen Begriffserklärungen geworden war, ein reales Fundament erhielt; und die Psychologie ist bey dieser Stellung keineswegs zu kurz gekommen, wie der Vf. glaubt, und hinter andern philosophischen Disciplinen zurückgeblieben — diese konnten ja auf solche Weise ohne tiefers psychologische Kenntniss gar

nicht gewinnen, und liegen durchgängig noch so im Argen, daß Rec. überzeugt ist, wenn der Vf. ein so ernstlich angriffe, wie die Psychologie, sie würde leichter fallen würde, als eben diese. Denn geleitet auch, die ganze Psychologie bestände bis jetzt bloß in den so eben gerügten abstracten Systemen, dürfte der Vf. doch nicht glauben, daß er sie geleitert hätte: oder meint er, man werde fernerhin nicht mehr eben so gut von *Bewußtseyn, Gedächtnis, Phantasie, Verstand, Urtheilskraft, Vernunft, Genie* u. s. w. sprechen, als von einzelnen Sinnen, deren Verschiedenheit Niemand leugnet, weil sie verschiedene Organe am Körper haben, und die in die Seele doch immer nur auf Eine Weise einwirken? So wenig einzelne Sprachreformatoren eine Sprache je ganz umgestalten können, so wenig wird es einem Psychologen gelingen, die psychologische Terminologie, die bereits in den Geist der Sprache innig verwebt ist, jemals ganz umzugestalten, oder aus dem Leben, ja nur aus den Schulen zu verdrängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DÜSSELDORF u. ELBERFELD, b. Schaub: *Evangelische Hauspostille* oder christliche Betrachtungen und Gelänge für die häusliche Andacht, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe. Von Dr. *Wilhelm Hüfemann*, evangel. Prediger und Schulinspector in Elsey. Erster Band. 1827. XII und 427 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Die Zahl der Erbauungsschriften, namentlich der Predigtammlungen für den Zweck der häuslichen Erbauung, ist fast Legion geworden in unserm Zeitalter, dennoch kommen jährlich neue Rekruten hinzu. Auch die vorliegende verleiht das lange Register um einen dicken Band, den Rec., aufrichtig gestanden, nicht ganz durchgelesen hat. Deshalb kann er auch nur im Allgemeinen sein Urtheil dahin abgeben, daß er in den angeführten christlichen Betrachtungen, d. h. Predigten, so weit er gelesen, recht viel Erbauliches und Erweckliches aber nicht gerade Tiefes, Originelles und Ergreifendes gefunden hat. Der Redner hat gewiß seine Gemeinde wohl erbaut und wird auch in ihr seine Leser finden. Die Betrachtungen werden von poetischen Ergüssen begleitet, die größtentheils Leichtigkeit und Gewandtheit im Versbau haben, aber sich nicht den Meisterwerken geistlicher Dichtkunst an die Seite stellen lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen.* Von Ernst Steedenroth. Zwey Theile u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was wäre nun aber wohl rathfamer, wenn jene Namen einmal hypostasirte Vermögen ausdrückten: ihren Begriff und somit auch sie selbst ganz zu verwerfen, oder (um in der bildlichen Vorstellungsweise der Personification zu bleiben) ihre Wirkungsart zu zeigen, und so die Seelenerscheinungen, gleichsam mittelbar, erklärlich zu machen? Allein an Hypostasirung ist dabey nicht einmal zu denken, sondern nur an Abstractionen, allgemeine Begriffe für einzelne verwandte Vorgänge. Das Individuelle *muss* aus der Wissenschaft schwinden. Wie ist dieß aber anders möglich, als dadurch, daß man das Eigenthümliche abstrahirt, und nur die *Form* der Erscheinung, in der sie stets und bey allen Menschen wiederkehrt, behält? Diese ist aber nichts unmittelbar Anschauliches — denn sie ist in unserm Fall eine innere — kann also nur durch Abstraction gewonnen und abstract am unzweydeutigsten bezeichnet werden.

Der Vf. verfährt im Grunde selbst nicht anders, und das natürlicher Weise: denn unsere Erkenntniß ist immer nur negativ, nämlich durch Gegensätze unterscheidbar — das behauptet der Vf. selbst auch — also auch nur comparativ und analog, nie ursprünglich und absolut. Ja er fällt bisweilen sogar selbst in die gewöhnliche Sprachweise zurück, weil sie für uns die natürlichste ist. Was liegt auch am Ende daran, ob ich sage: der Mensch *könne* phantasiren und *vermöge* zu phantasiren, oder: er *habe* das oder *ein Vermögen* zu phantasiren, mithin auch: er *habe Phantasie!* Wenn ich nur darlege, wie er phantastirt! Und setze ich die Wirkungsart der Phantasie aus einander, so will ich ja damit nichts Anderes, als die Art der Thätigkeit des Geistes, welche wir Phantasiren nennen, zeigen; und wenn ich sage: die Phantasie wirkt so und so, so heist dieß ja eben nichts Andres, als: die Art und Weise, wie der Eizien Geist thätig ist, wenn er phantastirt, ist diese oder jene. Ich erkläre ja eben so gut eine ganze Gattung von Einzelercheinungen, die nun einmal nicht anders, als durch ihre Gegensätze und Aehnlichkeiten erkannt und erklärt werden können. Bey den ver-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

verschiedenen Erklärungsarten — und mehr, als eine solche, ist des Vfs. Psychologie auch nicht — kommt es daher nur auf die größere Verständlichkeit an. Und wie es an sich einerley ist, ob ich eine Seelenlehre deutsch oder lateinisch schreibe: so ist es auch an sich gleichviel, ob ich bey der Erklärung der Seelenerscheinungen mich der abstracten oder concreten, der mathematischen (wie *Herbart*) oder der philosophischen Darstellungsweise bediene. Es betrifft dieß ja bloß die äußere zufällige Form, welche sich allein nach der Falsungskraft der zu Belehrenden zu richten hat. Etwas Andres ist es freylich, ob ich dieselben für bloße Gehirnationen, oder für rein-geistige Thätigkeiten ausgebe. Ich glaube aber, das Wahre liege zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte. Man stelle also die Seelenerscheinungen als Vorgänge im Bewußtseyn, dem physisch-psychischen Brennpunkte im Menschenleben, dar, und lasse das sich da als verschieden Ankündigende immerhin verschieden seyn: sobald es sich nur nicht geradezu aufhebt. So wird es am ersten durch seine Gegensätze innerlich erkennbar und erklärlich. Dazu weise man physiologisch die Mitwirksamkeit des Körpers nach, so gewinnt die Sache an Anschaulichkeit. Ja ich möchte, um der letztern willen, die physiologische Methode, ohne Gefahr des Materialismus, weil die Physiologie den Menschen ja doch als lebend, d. h. als Vereinigung von Geist und Körper betrachtet, allen andern Methoden vorziehen, da sie die Untersuchung selbst auch, ihr einen Anhalt während, sicherer leitet; und wieviel ist nicht hierin in neuerer Zeit geschehen, wovon der Vf. gar keine Notiz zu nehmen scheint? Ein Psycholog — ich wiederhole es — sollte doch ja, wo nicht Arzt, doch wenigstens Physiolog seyn! Kommen solchen Untersuchungen, die recht eigentlich empirisch und doch wissenschaftlich sind, die metaphysischen Resultate (die Metaphysik ist gleichsam die auf alle analytischen Methoden passende Probe) entgegen; dann können wir in ihrer Uebereinstimmung mehr noch einen Beweis für die Richtigkeit der Ergebnisse finden, als wenn wir alle Erscheinungen als Modificationen der einen Vorstellung betrachten, und von dieser geistig subjectiven Erscheinung nur als von einer materiellen, objectiven, von ihrer Erleuchtung, Bewegung, Beruhigung und Spannung, oder mit *Herbart* gar von *Statik* und *Mechanik* des Geistes selbst, reden. Solche Vermischungen fremdartiger Gebiete können in der

Ff

der

der That nichts weiter bewirken, als eine mit andern Dingen analoge Vorstellungsart, machen aber gewöhnlich das Dunkel nur noch grösser und täuschen den, der die *Analogie* ausfindig macht, mit dem Wahne, die *Sache selbst* begriffen zu haben. Es ist nicht viel besser, als das ewige Parallelsiren der Naturphilosophen: denn gäben diese nur das Vergleichene nicht auch für identisch aus, wodurch sie die Unterschiede sogleich wieder aufheben, so ließen sich dieselben dadurch oft noch besser anschaulich machen, weil doch Bild und Gegenbild hier jedes in gleicher Sphäre gehalten, dort aber beide unter sich *vermischt* werden. Wenn denn nun aber die Beschränktheit unsers Geistes keine andre Erkenntnis, als eine analoge, wo immer nur Eins durch das Andre erklärt wird, zuläßt, warum sollen wir nicht die *physiologische*, als dem geistigen Leben näher stehend, lieber gebrauchen, als die *mechanische*? Oder warum sollen wir, auf der entgegengesetzten Seite, nicht lieber die höhern geistigen Erscheinungen aus der Analogie der physiologisch erkannten niedern erklären, als gerade aus ihrem Verhältniß zu der *Vorstellung*, die das Abstracteste ist, was in unsre unmittelbare Erkenntnis fällt? Ist denn etwa mit dem *Vorstellen* das „Substrat“ des Geistes, oder vielleicht gar „dessen Ursprung“ gefunden, daß der Vf. eben nur darauf das geistige Seyn und Alles, was im Bewußtseyn vorkommt, ja dieses selbst, als eine bloße Qualität der Vorstellung, reduciren will? Wäre der *Wille* nicht, und zwar verschieden von der Vorstellung, so würden wir nicht nur nicht denken können: denn auch dem Denken muß der Wille zu denken vorausgehen, sondern wir würden auch nichts als Vorstellungsmaschinen, gleichsam Spiegel seyn, die bald anlaufen, bald rein sind, bald das Licht aufnehmen, bald zurückwerfen und so oder anders zurückwerfen, je nachdem sie geschliffen sind; wir würden, mit Einem Worte, selbst eine Abstraction seyn, oder, da der Leib doch als *refractor* noch übrig blieb, an unsrer völligen Materialität nicht mehr zweifeln können. So berühren sich die Extreme.

Doch genug in Hinsicht auf die Tendenz dieser Schrift und zur Würdigung ihres Standpunkts in der Wissenschaft. Sehen wir auf die Ausführung der einzelnen Theile, so begegnen wir vielen Vorzügen und vortrefflichen Einzelheiten derselben.

Die 45 Seiten lange *Einleitung* hat vornehmlich die erwähnte Kritik der bisherigen Vermögenstheorie zum Inhalte und zugleich die Aufstellung von dem richtigen Begriff und der rechten Methode der Psychologie zum Zwecke. Ungeachtet der gemachten Ausstellungen dagegen leugnet Rec. keineswegs, daß viele Angriffe auf die bisherige Psychologie nicht ungegründet sind: doch treffen die meisten Vorwürfe nicht sowohl die Psychologie selbst, als vielmehr nur einzelne ihrer Bearbeiter, was doch wohl zweyerley ist. Daher kann denn auch aus den verschiedenartigen Bestimmungen der Psychologen

und dem angeblichen Suchen Vieler nach einem Vereinigungspunkte allein noch kein gültiges Verwerfungsurtheil für die Psychologie selbst gefolgt werden. Auch ist mancher Vorwurf in dessen Augen, der mit der Literatur hinlänglich vertraut ist, gewiß ungegründet, z. B. der: daß es allen Psychologen, versteht sich außer dem Vf., an einer bestimmten Grenzlinie zwischen den obern und untern Vermögen und an einem strengen Parallelismus zwischen beiden, somit auch an einem sichern Ueberblicke mangle. Gleicherweise ist das *Gedächtniß* nicht immer als ein bloß aufbewahrendes oder gar todttes Vermögen betrachtet und gänzlich von der Erinnerung geschieden worden; und sein Räumlichseyn, d. h. seine Abhängigkeit von der Beschaffenheit des Gehirns, z. B. bey jungen und alten Personen, wird der Vf. doch nie wegleugnen können, wenn er gleich behauptet, daß es bloß auf uns ankomme, zu behalten, was man wolle. So wenig dies bey dem besten Willen allezeit möglich ist, eben so oft drängt sich im Gegentheil so Manches auf, was man so gern der Vergessenheit übergeben möchte. Auch erklärt sich aus seiner physischen Beschaffenheit sehr natürlich und notwendig die *Abnahme des Gedächtnisses* und überhaupt einzelner Vermögen, welche Annahme der Vf. als eine Absurdität der Vermögenstheorie ansieht, da nach ihr die Vermögen durch längere Uebung nur vervollkommenet werden müßten: ein Vorwurf, der nur die einseitigen Spiritualisten trifft, die nie so gar häufig gewesen sind, und denen der Vf. weit näher steht, als die meisten neuern Psychologen. Wenn aber der Vf. die *Begierden, Neigungen und Leidenschaften* nicht zu den untern Vermögen gezählt wissen will, so hat er die moralische Natur des Menschen schlecht erkannt. Aber eben weil ihm diese über der bloßen Vorstellung entschwindet, sieht er nicht ein, wie selbst der Verstand oft in dem Dienst niederer Antriebe steht, ohne sie deshalb zu adeln. — Was dagegen der Vf. von S. 35 an von der Methode psycholog. Data zu erhalten und festzuhalten sagt, hat ganz des Rec. Zustimmung. Am Ende werden sodann noch die *einzelnen Theile der Psychologie* angegeben, ohne ihre Eintheilung zu rechtfertigen, weil diese aus der Natur der Sache hervorgehe, die im Laufe der Untersuchung sich von selbst ergeben werde. Möchte sie doch der Vf. aber lieber zu seiner Leser und zu seinem eignen Frommen in der Kürze darzustellen versucht haben! Die Theile sind aber folgende sieben: *Von den allgemeinen Bestimmungen der Vorstellungen*, von der *Reproduction*, vom *Denken*, von der *äußern und innern Anschauung*, vom *Gefühl und Affect*, vom *Begehren und der Freyheit* und von den *Zuständen*. Der erste Band enthält die Ausführung der vier ersten, der zweyte die der drey letztern.

Erste Abtheilung. Die erste Bestimmung der Vorstellung ist ihr *Bewußtseyn*. Das Bewußtseyn ist nämlich nach dem Vf. nichts für sich, sondern nur die Vorstellung selbst, gleichsam ein Licht,

das nur aus seiner Negation Fiaßerniß abgeleitet werden kann. Es iß aber nicht immer gleich hell (?), seine Helle hängt ab von der Bestimmtheit der Vorstellung, und die jedesmal gegenwärtige, d. h. die bewußte oder wirkliche Vorstellung iß eben das Bewußtseyn. Am meisten sind wir uns derselben bewußt, wenn sie auf den Körper wirkt, welche Einwirkung dem Vf. die organische Begleitung heiße. Das Bewußtseyn iß ihm also „die wirkliche, unterscheidbare, der organischen Begleitung theilhaftige Vorstellung.“ — Rec. erinnert dagegen nur, daß eine Qualität der Vorstellung niemals diese selbst seyn kann, also auch das Bewußtseyn nicht die Vorstellung; daß aber im Bewußtseyn mehr noch als bloße Vorstellungen vorkommen, nämlich auch Gefühle und Bestrebungen, die sich wesentlich von jenen verschieden ankündigen. Will aber der Vf. diese unter der organischen Begleitung mit einschließen, so muß Rec. ihn doch fragen: ob er sich denn nicht auch mancher Vorstellungen bewußt seyn könne ohne jene organische Begleitung. Warum nahm er diese also in die Definition des Bewußtseyns selbst mit auf, da sie kein notwendiges Merkmal, sondern nur ein Hinterthürchen war, um fremdartige Dinge ins Gebiet des Bewußtseyns und somit der Vorstellung einzulassen? Und dauert denn das Bewußtseyn nicht auch im Schlafe fort, nur minder lebhaft, weil es, an die Nerventhätigkeit gebunden, mit dieser zugleich abgespannt wird, und im Schlafe, dem erschlafften Zustande derselben, d. h. bey dem Zurücktreten des sensibeln Systems gegen das innere productive, die Sinnthätigkeit und mit ihr die wirkliche Vorstellung, d. h. Wahrnehmung von Aufsendingen, wegfallen, an der sich unser Bewußtseyn stets finden, gleichsam orientiren und berichtigen muß, weil ja das Ich selbst nur durch den Gegensatz mit dem Nichtich erkannt wird? Genügender noch, als es dem Vf. gelungen iß, und physischen Beobachtungen angemessen, lassen sich hieraus alle angeführten Erscheinungen, als: fehlende Erinnerung aus den Kinderjahren, welche größtentheils von organischen Bedingungen abhängig iß, die der Verdunkelung des Bewußtseyns bey dem Einschlafen, der Schwindel u. s. w. erklären. Es kann aber daraus auch zur Gnüge hervorgehen, daß das Bewußtseyn zwar nichts an sich, aber auch nicht bloß die Vorstellung oder gar nur eine Eigenschaft derselben, sondern der innere Reflex aller Seelenercheinungen, gleichsam das *sensorium commune* in weiterm Sinne iß, in welchem alle Vorgänge sich, so zu sagen, abspiegeln!

Die zweyte Bestimmung der Vorstellung iß, daß sie sich bewegt, in einem steten Flusse begriffen iß, woraus der Unterschied zwischen wirklicher und möglicher Vorstellung sich ergibt. Die Vorstellung bewegt sich, so lange sie eine wirkliche iß, und wird eine mögliche, sobald sie aufhört sich zu bewegen. — Wozu nun aber sogar bildliche Bezeichnungen, wie *Bewegung*, wobey doch an räumliche

Bewegung nicht zu denken seyn soll, sondern nur eine scheinbare, ein Hervortreten und Schwinden, eine Erhellung und Verdunkelung unter dem Lichte des Bewußtseyns, Verwirklichung und Vernichtung als wirklichen Vorstellung. Da nehme sich nun Jeder selbst das beliebige Bild heraus! — Ueber die erste Erwerbung der Vorstellungen durch Gegensatz, so weit sie nämlich von innen, d. h. aber doch nur logischen Bedingungen abhängig iß, macht der Vf. dabey treffliche Bemerkungen, ohne jedoch der äußern Bedingungen, als der frühern, nur entfernt zu gedenken. Sodann spricht er noch von der *beruhigten* Vorstellung, welche eintritt, wenn die Verdunkelung der vorhandenen Vorstellungen nach Gefetzen erfolgt und ein Gleichgewicht in der Seele entsteht; von der *Verbindung* der Vorstellungen, d. h. ihrem Zugleichseyn im (also doch im) Bewußtseyn; ferner von der *unberuhigten* Vorstellung, d. h. derjenigen, welche von der Stimmung noch getragen wird. Die Stimmung geht aber aus der Wechselwirkung der Vorstellung — denn diese iß dem Vf. gleichbedeutend mit Seele — mit dem Körper hervor, so daß das Gefühl selbst nur eine Qualität der Vorstellung iß. Endlich von der *Spannung* der Vorstellungen, welche eintritt, wenn eine gegenwärtige, durch ihre Verbindung und die entsprechende Stimmung getragene Vorstellung andre verdrängt, und sie nicht im Stande iß, durch Hülfe der Reproduction oder Production diesen Andrang zu überwältigen.

Die zweyte Abtheilung handelt von der *Reproduction*, der unmittelbaren, mittelbaren, leichten, treuen, und der Gedächtnißbildung und zwar auf eine so genügende Weise, daß Rec. diesen Abschnitt — manche Folgerung aus dem angenommenen Princip abgerechnet — für den gelungensten zu halten geneigt iß.

Die dritte Abtheilung umfaßt das Denken überhaupt, das Phantasiren und das Denken im engern Sinne. 1) Das Denken überhaupt iß das Bewußtseyn des Verhältnisses, welches der Inhalt der Vorstellungen bildet. Dabey handelt der Vf. insbesondere noch von den Formen und dem Leben des Denkens, sodann von dem Interesse und dessen einzelnen Momenten, namentlich der Aufmerksamkeit (und dabey von der Reflexion), der innern Wahrnehmung und der psychologischen Wahrheit des Gedankens, welche Statt findet, wenn sein Inhalt durch keinen andern Gedanken angefochten wird, wenn er dagegen alle seine Gegensätze anhoht. — Sind denn diese aber sodann nicht auch ansechtend? 2) Das Phantasiren findet Statt, „wenn eine Vorstellung durch irgend etwas bestimmt, welches ein Verschiedenes seyn kann, aus der Masse der Vorstellungen das Verwandte zu sich ruft, um durch die eingegangenen Verhältnisse ein nicht gegebenes Anschaulbares zu vollenden, nur als solches innerlich Anschaulbares und nicht anders.“ S. 172. Mit Recht bringt der Vf. das Phantasiren in nähere Berührung

nung mit dem Denken, als es gewöhnlich geschieht, wenn gleich die meisten Psychologen der Phantasie ebenfalls eine bedeutende Mitwirkbarkeit bey der Erzeugung der Ideen einräumen; aber er trennt es auch wieder von dem Denken im engern Sinne. Dieses „will objectiv seyn, d. h. was es resultirt, das soll *so seyn*.“ Das Phantasiren an und für sich genommen will kein objectives Denken seyn, d. h. was es giebt, soll nicht *so seyn*. Das Phantasiren vollendet also eine Vorstellung oder Vorstellungssreihe ohne Rücksicht auf Gegebenheit nur in sich, obgleich sie die Begriffe außer sich, d. h. durch „Verinnerlichung, Darstellung, vollendet und dadurch ein Anschauliches ergiebt.“ — Was der Vf. S. 178 gelegentlich über die sinnliche Entfaltung der mathematischen Figuren sagt, hat des Rec. vollkommenen Beyfall, nur kann er darin dem Vf. nicht bestimmen, daß auch das Auge, wie das Getaft, an bestimmte Umriffe gebunden sey, weil die Farben sich nicht anders darstellten: denn die Farben verlieren sich, wie in der Ferne gesehen, oft ohne allen Anfangs- und Endpunkt, daher auch der Schein das Auge vorzüglich täuscht, während das Getaft das Wahre, d. h. das Wirkliche, am sichersten auskundschaftet, d. h. wahrnimmt. — Endlich 3) das Denken im engern Sinne ist „die fortwauernde Bedingtheit reproducirter Vorstellungen durch die Data des Denkens, oder durch die Vorstellungen, welche eine neue Bestimmtheit verlangen, und für die eine solche gefunden werden soll, bis dahin, daß sich aus den Verhältnissen der Reproductionen die fragliche Bestimmtheit ohne Anfechtung weder dieses Verhältnisses, noch der Vorverhältnisse ergiebt, so daß die Vorstellung, welche das Denken erregte, durch die gefundene Bestimmung von dieser Seite her und in dieser Weise, wie sie sich bedürftig zeigte, beschloffen und vollendet wird.“ S. 204. Welche Definition! Doch was der Vf. über das Wesen und Leben und über die Richtungen des Denkens sagt, ist der Beachtung sehr werth. Minder ausgezeichnet sind die darauf folgenden Bemerkungen über den Unterschied der Köpfe — der Vf. theilt sie in penetrirende und producirende — und die allgemeine Charakteristik des Denkens. Der Verstand ist dem Vf. nicht ein besonderes Vermögen, sondern ein Charakter des Denkens. Dieses ist nämlich dann *Verstand*, „wenn das Resultat das Verhältniß ausdrückt, welches unter den Gegenständen des Denkens selbst ist.“ S. 221. Die *Vernunft* dagegen ist ihm „jene Freyheit des Geistes, vermöge der das verständige Resultat herausgebracht werden kann — so weit dieses nämlich von jener Freyheit abhängt — und wenn es herausgebracht ist, sich geltend macht.“ S. 224. Ebenso werden ferner Scharfsinn, Tiefsinn, Witz,

Humor, Genie und Talent kurz berührt und erklärt.

Die vierte Abtheilung betrifft die *äußere und innere Anschauung* durch Anschauungsbegriffe. Hier kommt der Vf. erst auf die Sinne, denen er doch im Ganzen zu wenig einräumt, indem er die Anschauung durch den Geist selbst gegeben seyn läßt, doch ohne irgend eine ihm einwohnende Form, es sey die der Sinnlichkeit oder die des Verstandes. Sodann zeigt er, wie die äußere Anschauung von Bewegung, Gestalt, Raum, Ausdehnung, Körper, Einheit und Vielheit, Dichtigkeit und Schwere, Ding und seinen Eigenschaften, Substanz und Accidens, Begriff und durch dessen Verbindung mit der Anschauung durch das Wort die Vorstellung von Zeit und Ewigkeit und der Natur, der Glaube an die Realität der Außenwelt, die Vorstellung vom Seyn, und zuletzt, wie die innere Anschauung des Selbstbewusstseyns oder des Ichs und seiner Bestimmungen, Activität und Passivität, entliehe. Der Hauptsache nach mit dem Vf. einverstanden und alle angeborenen Anschauungs- und Denkformen leugnend, kann doch Rec. dem Vf. darin nicht ganz Recht geben, daß er diese gesammten, äußern und innern Anschauungen nicht geradehin für empirisch entstanden erklärt: denn der Geist ist hier wiederum doch nichts Anderes, als gleichsam der reflectirende Spiegel, in welchem sich jene Verhältnisse so und nicht anders abspiegeln. Doch Rec. kann hier nicht auf eine detaillirte Beurtheilung dieser einzelnen Anschauungen eingehen, gesteht aber, daß er diesen Abschnitt gleich nach dem über die Reproduction stellt und trefflicher Bemerkungen voll gefunden hat. Nur zu S. 272 noch die Frage: ob man, wenn gleich das Ich und mit ihm das Selbstbewußtseyn auf analytischem Wege, welches der natürliche und pädagogische ist, erst später, als das Bewußtseyn der Außendinge, ja vielleicht von manchen Menschen nie recht gefunden wird, dessenungeachtet in der Wissenschaft, die doch den synthetischen Weg einschlägt, nicht von ihm anheben dürfe, als von dem Mittelpunkt des *erkannten und deutlich bewussten Lebens*?

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGE.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Lehrbuch der allgemeinen Geographie nach den neuesten Bestimmungen.* Von Dr. J. A. Eisenmann u. s. w. Dritte Auflage. 1827. IV u. 894 S. gr. 8. (1 Rthl.) (S. die Recens. Erg. Bl. 1828. Nr. 28.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen.* Von Ernst Stiedenroth. Zwey Theile u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bestimmter tritt das Unterscheidende in der Theorie des Vfs. im zweyten Bande hervor, der vom Gefühl und Affect, vom Begehren und der Freyheit, und, mehr nur anhangsweise, von den Zuständen handelt. Um dem Gefühl den Charakter der Vorstellung zuzueignen, geht der Vf. von dem Schlusse aus: das Gefühl ist in der Seele, weil es bewußt wird; was in der Seele ist, ist aber Vorstellung und nur sie allein bewußt; ergo. Allein beide Vorderätze bedürfen noch des Beweises; der vorangestellte minor — denn sonst müßte der Körper, weil wir uns dessen bewußt werden, in der Seele seyn und dann freylich alles Gefühl mit; und der maior, weil wir die Beweisführung des Vfs. im ersten Theile nicht gutheissen konnten und auch dort in der Vorrede auf den zweyten verwiesen wurden. Um das Gefühl zur Vorstellung zu machen, müßte vor allen Dingen nachgewiesen werden, daß es einen Gegenstand zum Inhalte habe, wie dies bey der Vorstellung, gleichviel ob ihr Inhalt wahr oder erdichtet ist, jederzeit der Fall ist. Der Vf. meint, das Gefühl sey als Gefühl Vorstellung, oder mit andern Worten, das Gefühl sey nicht eine Vorstellung, die einen andern Inhalt hätte, als das Gefühl selbst, es sey eine Gefühlsvorstellung. Was ist damit aber anders gesagt, als: das Gefühl sey als Gefühl bewußt, komme also für sich ins Bewußtseyn, und nur dieses Bewußtseyn davon sey eine Vorstellung? Es sind aber doch wohl zwey verschiedene Dinge: das ursprüngliche Gefühl und die Vorstellung, die ich mir zum Behufe der Reproduction davon mache; oder es ist der Keim auch der künftigen Frucht gleich, in welcher wiederum Keime zu neuen Früchten enthalten sind! Der Vf. muß selbst eingestehen, das volle Bewußtseyn leide Mangel an einer Bedingung, das Gefühl sey keine reife Vorstellung — also eigentlich doch bloß eine Vorbedingung für sie? Aber wie viele Gefühle treten, namentlich bey Menschen, deren Bewußtseyn nicht durchgebildet und hell ist, nie in das Gebiet der Vorstellung ein! Wozu überhaupt hier die Frage aufwerfen: wo das Gefühl sey? Eine Frage, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.*

wobey man allemal auf Ungereimtheiten kommt, wenn man sie nicht abweist, wie denn einige, durch sie verleitet, behaupteten, aller körperliche Schmerz sey bloß im Kopfe, auch wenn sich Jemand in den Finger schnitte. Körper und Seele sind im lebenden Organismus Eins, (wo Nerven sind, ist auch Gefühl, ja ohne sie nirgends ein solches; nur die Wahrnehmung desselben fällt in die Seele oder in das Bewußtseyn, den Mittelpunkt aller geistigen Reflexe,) und der Psycholog, der sich auf dem Gebiete des Erforschbaren hält, wird daher niemals fragen, ob das Gefühl in der Seele oder im Körper sey, sondern nur von welcher Seite es ausgehe, ob von der animalisch-vegetativen, oder von der psychisch-humanen, und unverkennbar ist, daß dabey die vergleichende Thierpsychologie ihm wichtige Dienste leisten wird, um das dem Menschen Eigenthümliche ausfindig zu machen und ihm seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Auch meint der Vf. selbst, der Schein (?), daß das Gefühl im Körper sey, dürfe nicht so leicht abgewiesen werden. Er thut es aber kurzweg damit, daß er behauptet, es dürfe derselbe keine Gewalt über die schon gewonnenen sichern (?) Bestimmungen üben. Allein solche Schwierigkeiten sollten vielmehr zum Prüfsteine der Theorien dienen, und diese nicht im Voraus ohne Erledigung derselben entworfen und festgestellt werden. Der Vf. sieht zu schnell von solchen äußern Erfahrungen ab und mehr auf die nächste Bedingtheit, die hier in der Seele und also Vorstellung sey, da er als Psycholog mehr auf die erste und also entfernteste Bedingung zu sehen hatte. — Daß das Gefühl nicht von Einer Vorstellung abhängen könne, weil es sonst stetig seyn müßte und nicht nach Stimmungen verschieden seyn könnte, beweist er selbst; er hilft sich aber mit der Aussage, das Gefühl sey eine Qualität (erst Bedingung und nun Qualität!) der Vorstellung, an der es zu haften scheint, und beruhe auf einem Bewegungsverhältnisse der Vorstellungen, komme nur durch Andersseyn zum Bewußtseyn, — worin er zugleich eine Befätigung des Contraritätsgesetzes findet. Allein es werden ganz einfache Empfindungen, wenn sie stark genug sind, z. B. von stetigen körperlichen Bedingungen, die nicht unter der Willkür stehen, herrühren, ohne Wechsel bewußt und gefühlt, und durch das Eintrüben auch nicht gehoben. Auch setzen dieselben keine Wirkung der Seele auf das Organ zu ihrer Verwirklichung voraus, sondern nur einen Zusammen-

Gg

menhang der Nerven. Daher nimmt auch der Vf. an, die *organische Begleitung*, ein zweytes Merkmal der Vorstellung, finde sich bey dem Gefühle immer, und es gebe daher kein reingeistiges Gefühl, sondern nur die Rückwirkung vom Körper werde empfunden, wobey der Vf. offenbar wieder die Erscheinung mit der veranlassenden Ursache verwechselt, welche hier das Entscheidende ist. S. 8 kommt nun zu einer Definition des Gefühls: „es ist das Bewegungsverhältniß der ursprünglichen oder correspondirenden körperlichen Affectionen und im letzten Fall als correspondirend und genaues Abbild eins mit dem Bewegungsverhältniß der anderweitigen Vorstellungen, dessen Qualität in dem erlierten untrennbar eingeschlossen liegt.“

Ebendaf. wirft sich der Vf. selbst noch eine andere Schwierigkeit auf; das Gefühl, sagt er, läßt sich nicht reproduciren, also ist es keine Vorstellung! Er erwiedert: „es ist eine solche Vorstellung, die durch andere und deren Bewegungsverhältniß bedingt ist, so daß sie an diesen haftet. Diese können erneuert werden und so giebt es auch eine Wiederherstellung des Gefühls, obwohl sie großen Schwierigkeiten ausgesetzt bleibt, weil die gegenwärtige Lage oft der Verbindung entgegen ist; immer aber wird sie mehr *Pro-*, als *Reproduction* des Gefühls seyn, nur die Gefühlsbedingungen werden reproducirt.“ Die Production ist aber keine Reproduction; die Schwierigkeit ist also damit gar nicht gelöst. Wäre das Gefühl Vorstellung, so müßte es sich reproduciren lassen. Aber bey allen Vorbedingungen in der Seele wird doch kein Zahnschmerz — das vom Vf. selbst gewählte Beyspiel — zum Vorschein kommen ohne die äußere Veranlassung, was doch der Fall seyn müßte, wenn die *Gefühlsvorstellung*, wie sie es nach dem Vf. seyn soll, das Gefühl selbst wäre. Es kommt aber auf diese Weise eben, nur die Vorstellung, die man von dem Gefühl hatte, wieder zum Vorschein, welche das Gefühl nicht selbst ist. Wie wäre es auch möglich, dasselbe ohne die veranlassenden körperlichen Bedingungen wieder zu empfinden, da es durchaus keine „Wirkung der Seele,“ sondern lediglich des Körpers war. Es müßten denn die Nerven, in denen der Schmerz empfunden wird, die Seele selbst und zugleich auch die Ursache des Schmerzes seyn; sie sind aber in dieser Hinsicht nur Organe zur Wahrnehmung der äußern Störung und also Bedingungen zu deren Fortleitung zum Bewußtseyn. — So sollen auch *unangenehme* Gefühle nach S. 11 entstehen bey einem ungünstigen Bewegungsverhältniß, dieses aber eintreten, wenn die Verdunklung, um dem Flusse des Vorstellens Raum zu geben, durch das Nachfolgende geschehen sollte und doch nicht entsprechend geschehen kann. Beruhten aber unangenehme Empfindungen bloß auf einer Hemmung oder Störung des Vorstellungsflusses; so würde jeder, der in thierischer Trägheit kein Bedürfnis des Vorstellens fühlt, sondern nur vegetirt, im ganzen Leben kein unangenehmes Gefühl haben!

Aber er hat es, weil seine Nerven schmerzhaft afficirt werden können!

Ferner wird S. 12 f. eine *Mischung des Gefühls* statuirt, und zwar aus dem Grunde; weil ein Körper Schmerz und ein Seelengenuss zusammen seyn können. Ist aber das Letztere der Fall, so muß ja das körperliche Gefühl auch einen andern Grund, als das geistige haben, kann keine Wirkung der Seele seyn! Der Vf. sieht indess gleich selbst, es könne geschehen, daß eins durch das andere aufgehoben werde, es muß aber vielmehr nach kurzem Schwanken geschehen, wenigstens die Verdunklung des einen und ein Vorherrschen des andern Gefühls stattfinden; peinliche Körperschmerzen lassen keinen Seelengenuss aufkommen, es sey denn, daß dieser oder der Geist überhaupt so stark ist, daß er jene verdrängt, in welchem Falle sie aber, wie bey Märtyrern, gar nicht empfunden werden. Dafür spricht auch das Folgende bey dem Vf. selbst. Zudem nimmt der Vf. noch 1) *neutrales* Gefühl — also 4 positive (?) Unterschiede desselben: das Angenehme, das Unangenehme, das Gemischte und das Neutrale — an, welches gleichgültig, aber doch verschieden seyn soll von einem indifferenten (gefühllosen) Zustande. So bleibt aber nichts übrig, als die Vorstellung von dem Nichtvorhandenseyn eines angenehmen oder unangenehmen Gefühls, und es kommen auf die Weise Vorstellungen, die doch „nur uneigentlich so genannt“ werden können, „da Vorstellung ohne Vorgestelltes ein Unding ist“ (S. 14), zum Vorschein, die, weil sie keinen unterscheidbaren Inhalt haben, sich selbst aufheben, da wir den Grund nicht kennen gelassen, daß sie als bloße Seelenbestimmungen schon Vorstellungen seyen und also diesen Namen verdienen. Es ist nichts, als ein übergehender Gefühlszustand ohne Inhalt. Es bewährt sich dies auch in der Folge bey der Aufzählung der einzelnen Gefühle. Der Vf. rechnet da zu den neutralen S. 51 den *Ernst*, S. 70 die *Verwunderung* und *Ueberraschung* und S. 71 das *Erstaunen*; aber Rec. kann in diesen von Seiten ihres innern psychologischen Momentes keine Gefühle erkennen, so lange sie sich nicht auf eine Seite, das Angenehme oder Unangenehme, schlagen, wie der Vf. bey den meisten selbst hinzusetzt, daß sie „in der Regel auch sonst noch eine Bedeutung für uns hätten und durch den *erregenden Gegenstand* vorherrschend angenehm oder unangenehm würden.“

Wenn der Vf. die *Eintheilung der Gefühle* in Körper- und Geistesgefühle aus dem Grunde verwirft, weil sie die Schwierigkeit habe, daß sie nicht weiter greife, und daß man, nachdem diese beiden großen Haufen abgesondert seyen, sich wieder nach andern Theilungsgründen umsehen müsse, deren keiner in der Nähe liege; so vergaß er wohl, daß dann nichts näher liegt, als Körper und Geist selbst, und daß aus ihnen sich die Untertheile ergeben. Doch müssen wir der vom Vf. S. 34 beliebten Eintheilung in Gefühle, die *kein bestimmtes Vorgestelltes voraussetzen*, und die *ein solches voraussetzen* schen-

scheinen, — diese bloße Scheinbarkeit abgerechnet, — die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie seinem Systeme entspricht; nur ist sie nicht sicher genug, wie aus S. 61 und 62 von selbst erhellt: denn dort wird nachgewiesen, daß die Gefühle, die nicht an einem bestimmten Vorgestellten zu haften scheinen, auch durch ein bestimmtes Vorgestelltes erregt werden können, und hier, wo die Gefühle, die ein bestimmtes Vorgestelltes vorauszusetzen scheinen, darnach weiter eingetheilt werden, ob sie an dem Vorgestellten für sich allein, oder ob sie an seinem Verhältniß zu uns haften, wird gleich hinzugefügt: „es ist dabey die *vorherrschende* Beziehung beachtet; es versteht sich aber, *daß in vielen Fällen eines in das andere übergehen oder beides verschmelzen kann.*“ — Unter den objectiven Gefühlen tritt sodann zuerst das *Wahrheitsgefühl* auf, aber es wird zugestanden, daß es die Wahrheit nicht verbürge. Warum heißt es also objectiv? Dasselbe giebt nur subjective Wahrheit, ist nur Gefühl der Ueberzeugung, welches S. 67 von dem Wahrheitsgefühl noch so unterschieden wird, daß es, um sich in seiner Qualität recht kund zu thun, ein Schwanken voraussetze;“ gleich als ob ohne Zweifel keine Ueberzeugung entstände. Schicklicher hätte daher wohl der Vf. keine *objectiven* Gefühle — *objectiv-subjective*, die von ihm S. 129 ff. auf die letzte Art benannten aber *subjectiv-objective* genannt. Die S. 67 genannten Gefühle der Neuheit, des Contrastes, der Bewunderung und der Ueberraschung haben bey der Eintheilung des Vfs. auch keine feste Stellung, sondern werden nur als mit dem Wahrheitsgefühl zusammenhangend — ein unsicherer Maßstab — hier aufgeführt, übrigens aber richtig nach ihrer Verwandtschaft unter einander. Auch sieht man nicht, wo bey den Gefühlen der ersten Art — ohne bestimmtes Vorgestelltes — die Eintheilung in Körper- und Geistesgefühle herkommt; wenigstens ist diese nicht durch die Obertheilung gegeben, um so weniger, als auch nach S. 35 die Körpergefühle in der Seele seyn sollen, und zwar wegen der Möglichkeit ihrer Reproduction (von deren Unstatthaftigkeit bereits oben die Rede war), ferner weil es körperliche Gefühle gibt, auf die selbst die Möglichkeit im Körper aufgehoben ist, z. B. Schmerzen in einem abgenommenen Fuß bey Wetterveränderung, (wo doch bloß die Täuschung stattfindet, daß man den Schmerz an dem äußersten Stumpf der früheren Gewohnheit zufolge in die ehemaligen Extremitäten verlegt,) so- dann weil Kinder oft Schmerz empfinden, ohne die Stelle bezeichnen zu können, (entweder ist aber da der innere Sinn noch nicht ausgebildet, oder der Schmerz allgemein, mehr ein Unbehagen, davon auch die Erwachsenen den Sitz oft nicht kennen; sonst, z. B. an äußern Gliedmaßen, werden auch Kinder die schmerzhafteste Stelle aufzeigen,) endlich, weil ein lebhaftes geistiges Gefühl den Körper- schmerz aufheben kann (was dadurch bewirkt wird, daß entweder nur das Bewußtseyn davon verunkelt wird, oder die Nerven von der Seele aus in

eine entgegengesetzte Thätigkeit versetzt werden, wie der Vf. S. 37 es auch selbst zu erklären scheint). Wozu solche Annahme aber führt, kann man bey dem Vf. selbst nachsehen (S. 37), wo er eine *psychische Medicin der Körperkrankheiten* als einen wesentlichen und durchaus noch zu bildenden Theil unsrer heutigen Medicin nennt, und S. 40 über Sympathie. Die tägliche Wahrnehmung, daß das Gefühl an einer bestimmten Stelle im Körper haftet, wird S. 38 kurz als *Schein* zurückgewiesen, weil wir uns räumlich vorzustellen pflegen. Wie gern man doch den Menschen zu lauter Seele machte, da diese doch erst in und durch den Körper ist, und sich aus diesem Erfahrungssatze auch alle die Erscheinungen, wenn sie anders nicht bloße Einbildungen sind, erklären lassen, auf welche sich der Vf. zum Beweise seiner Annahme beruft. Umsonst bemüht er sich auch S. 38 f. zu beweisen, daß er keinen Cirkel begeht. Der Vf. hat den innern Sinn nicht richtig aufgefaßt und die physischen Bedingungen zu sehr vernachlässigt, obwohl er sie später zur Erklärung einzelner Erscheinungen selbst zu Hülfe nehmen muß. Aus gleichem Grunde ist auch sein Ausfall auf sogenannte *etymologirende Psychologen* (S. 41) ungerecht, da der Vf. selbst Gebrauch von der Wortforschung macht. — Oder ist's nicht auch nöthig, aus Gesetzen der Sprache den psychologischen Sprachgebrauch zu berichtigen und bey Unterscheidung der *Benennungen* — nicht der Zustände selbst — die Sprache zu hören und zu achten? Verdient sie etwa weniger Berücksichtigung, als z. B. Lichtenberg's Bemerkung, daß ihm oft ein Gedanke gefalle, wenn er liege, der ihm nicht mehr gefalle, wenn er stehe, welche „feine Reflexion“ (S. 46) doch mehr witzig als wahr ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

GESCHICHTE.

- 1) *MAGDEBURG*, b. Rubach: *Boris Gudenow*, oder *der Sturz vom Czaaren-Throne*. Von Leopold Lindau. Erster Theil, 292 S. Zweyter Theil, 292 S. 1827. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)
- 2) *Ebendaf.*, b. *Ebendemsf.*: *Gottschalk's, Fürsten der Obotriten, Mord am Hochaltare*. Historische Zeichnung aus dem Xten Säculo. Von H. M. Erster Band, 244 S. Zweyter Band, 231 S. 1827. 8. (2 Rthlr.)

Beide vorliegende Unterhaltungsschriften sind auf historischem Grunde angelegt; nur die erstere auf einem, besonders seit *Karamzin*, festern Boden, dagegen die zweyte auf sehr lockerm. Dies würde jedoch dieser als Dichtung keinen Nachtheil bringen; da hingegen die Entstellung der Geschichte in einer zum Roman umgestalteten geschichtlichen Begebenheit aus einer schon rein geschichtlichen Zeit nicht bloß als ein Attentat gegen die Wahrheit höchst

höchst tadelnswerth ist, sondern eine solche Umgestaltung auch ihres Zwecks als Dichtung bey den vorherrschenden geschichtlichen Elementen nothwendig verfehlen muß; indem der Schriftsteller, wenn er auch ein größeres Talent zeigte als der Vf. von Nr. 1, (der mit dem Uebersetzer der Walter Scott'schen Romane, *Wilk. Lindau*, nicht zu verwechseln ist,) nie ein in sich abgeschlossenes Ganzes daraus zu bilden vermag. So hat denn ein Werk dieser Art keinen Charakter, schwankt zwischen zwey, und kann auf keinem befriedigenden geschichtlichen Gebiet, wehert, wie bey Nr. 2. das des *g.*, eine freye dichterische Ge-, wenn nur ein wirklich dichterisch-

bielenden Titel, in welchem (den Buche) in *Godunow* ver-

ändert, und worin von einem Sturze vom Czaren-Thron, als von einer diesem in sich großen russischen Herrscher allein zukommenden Bestimmung, die Rede ist, enthält nichts anders als die interessante und allerdings an romantischen Zügen fruchtbare Periode der russischen Geschichte von 1582 bis 1613, welche die letzten Jahre des großen Vorgängers Peters des Großen, *Iwan II.*, das Aussterben des Stammes *Rurik*, *Boris Godunows* Thronbesteigung, die Erscheinung des ersten falschen *Demetrius* und dessen Untergang umfaßt, also über *Boris Godunow* hinausgeht, der sich bereits in der Mitte des zweyten Theils vergiftet. Bis auf den *Demetrius* ist der Vf. der Geschichte ziemlich treu gefolgt, nur daß er den weiblichen Theil auch mit Liebes-Intriguen, wie zwischen *Nikitiz Romanow* und *Alexia*, der Schwester des *Boris*, ins Spiel bringt. Bey den Abenteuern des *Demetrius*, den er mit Bestimmtheit als einen betrogenen Betrüger aufstellt, ist er, bis auf den Tod *Axiniens*, der Tochter des *Boris*, die er auch in ein Liebesverhältniß mit dem nämlichen oben erwähnten *Romanow* nach dem Tode der *Alexia* verwickelt und durch diesen retten läßt, ganz dem Entwurfe *Schiller's* zu seiner unvollendeten Tragödie gefolgt, und wird sich vielleicht mit dem großen Dichter rechtfertigen wollen, wobey er aber zu bedenken hat, daß der dramatische Dichter ganz andere Freyheiten über einen historischen Stoff haben muß als der Romanendichter, indem der Roman unmittelbar an das Gebiet der Geschichte grenzt und sich dieser auch in der unmetrischen Darstellung gleichstellt. Mit *Schiller's* *Odowalsky*, dem heimlichen Liebhaber und Geliebten der *Marina* (die im Buche immer *Mariana* heißt), der Verlobten des *Demetrius*, hat er nicht anders fertig werden können, als daß er ihn sich in *Marina's* Zimmer erschließen läßt. Uebrigens ist der Charakter *Marina's*, nach *Schiller* angelegt, noch am besten durchgeführt, als

ein hochstrebender, für Glanz die sanftern Gefühle aufopfernder weiblicher Charakter. Der Vf. hat in einer gewissen *Lodoiska* ihr einen Gegensatz geben wollen, aber nicht verstanden sie ins Spiel zu bringen und dann bald gänzlich fallen lassen. In wiefern etwa auch die Ausführung des *Schiller'schen Demetrius* durch *Hn. v. Maltitz* auf den Vf. eingewirkt hat, vermag *Rec.* nicht zu entscheiden, da ihm die *Maltitz'sche* Tragödie nicht zur Hand ist. Wie aber kommt der Vf. dazu, den *Demetrius* (den er immer *Czarewitsch* statt *Czarewitsch* nennt), und den *Albion* *Otropej* zu zwey verschiedenen Personen zu machen? — Die Führung des Romans, denn ein solcher soll das Werk doch seyn, ist gänzlich verfehlt; die Charakterzeichnung größtentheils schwankend; die Situationen sind nicht gehörig benutzt; von epischer Composition hat der Vf. keinen Begriff: denn gemeinlich sagt er bey jedem bedeutenden Schritte seiner Person voraus, wie dieser in der Folge sich wenden werde, so daß nirgends eine Spannung entsteht, und also kein episches Interesse, ja nicht einmal ein historisches aufkommen kann; die häufigen Reflexionen sind oft sehr trivial, die Sprache ist, und ganz besonders in den vielen Gesprächen, ziemlich matt. Was das Werkchen von Unterhaltungskraft hat, ist vorzüglich dem geschichtlichen Interesse beyzumessen.

Aber tief unter Nr. 1. steht in jeder Hinsicht Nr. 2. Zeichnung deutet auf Kunst, und von einer historischen Zeichnung erwartet man eine, wenn nicht geistreiche, so doch wenigstens getreue Auffassung eines ausgezeichneten Charakters oder einer ausgezeichneten Zeit. Von beidem ist in diesem seitenreichen Werke keine Spar. Erfindung und Anordnung, Zeichnung und Ausdruck sind gleich matt und schwankend, und nichts bietet sich dar, was im mindesten Interesse anzuregen vermöchte; aber an allerley trivialen Reflexionen und seitenlangen Raisonsnemens der modernsten Art fehlt es auf keiner Seite, und es ist gar erbaulich, wie doch die wendischen alten Reiden so christlich raisonniren. — Fast möchte *Rec.* vermuthen, er habe es hier mit einer weiblichen Feder zu thun. Irret er sich nicht, so darf er doch nicht alle Galanterie ganz verleugnen, und will daher das Compliment machen, daß die Sprache ziemlich so glatt ist wie matt; und das will wahrlich viel sagen. Den Stoff selbst will *Rec.* ganz unberührt lassen, und nur bemerken, daß nicht *Gottschalk* den Mord am Hochstare verübt, wie man dem Titel nach, wo Mord für Ermordung steht, glauben könnte, sondern daß er ermordet wird. Uebrigens ist hier von dem *Gottschalk* die Rede, welcher 1047 durch *Swen II.* das Wendereich an der Ostsee erhielt; aus welcher geschichtlichen Thatfache in diesem Romane, obgleich er *Gottschalk* mit der Tochter des Dänenkönigs sich verheirathen läßt, weiter kein Vortheil gezogen wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen*. Von Ernst Stiedenroth. Zwey Theile u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was der Vf. S. 72 fg. über das *sittliche Gefühl* sagt, hat des Rec. vollkommne Zustimmung; nur findet er den Anstoß, den der Vf. S. 74 fg. an der Annahme eines *sittlichen Triebes* nimmt, — weil dieser, da er so wenig, als jeder andre Trieb, von seiner eignen Negation oder von nichts ausgehen könne, eine *sittliche Organisation* voraussetzen würde, und weil bey seinem Vorhandenseyn nicht so viel Un*sittliches* zu sehen seyn könnte, als wirklich gesehen wird — nicht gegründet: denn der *sittliche Trieb* würde natürlich, wie alle andern Triebe, aus Bedürfnis entspringen, und wie diese bey *sinnlichen Trieben* allerdings aus der Organisation des Körpers hervorgehen, so bey dem *sittlichen* aus der ursprünglichen Einrichtung unsers Geistes. Dafs er sich nicht überall stark ankündigt, rührt daher, dafs seine Leitung schon Kenntniß voraussetzt, und zwar, weil sein Gegenstand ein unsichtbarer ist, grössere als der *sinnliche Trieb*, der jenen überdiß wegen seiner frühern Entwicklung und aus Gewöhnung oft überwiegt. Das Nichtvorhandenseyn der Sittlichkeit beweist so wenig dagegen, als der Selbstmord gegen den Naturtrieb der Selbsterhaltung; oder soll die Sittlichkeit sich nicht auf eine ursprüngliche Einrichtung unsers Geistes gründen, sondern bloß etwas Angebildetes seyn? — Der Vf. setzt dafür S. 75 die *Liebe* als Quelle des moralischen Gefühls; diese ist aber nichts anders, als ein geistiger Wunsch oder ein gefühltes Bedürfnis, also im Grunde dasselbe; sonst müßte man auch fragen: *woher* die Liebe? Das S. 76 darüber Gesagte ist dunkel. Die Liebe als Quelle der Sittlichkeit klingt und ist allerdings christlich und populär, aber nicht wissenschaftlich tief und bestimmt, schon wegen der Vieldeutigkeit dieses Worts, das beynahe gleich ist. Der Vf. findet es daher selbst nöthig, ihr S. 77 ein Regulativ beyzugeben, „die Betrachtung und Vorstellungsweise über die Welt und ihre Verhältnisse“, wodurch sie als bloße Gemeinnützigkeit zu sehr in das Gebiet des Verstandes gezogen wird. Deshalb will er auch die *Selbstliebe* (auch die *galäuterte*, gleich-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

mäßig vertheilte?) unter dem Namen des Egoismus (dessen zulässige Seite er doch später S. 229 selbst anerkennt) ganz verdrängt wissen, obgleich Christus sagt: „Liebe deinen Nächsten als *dich selbst*“, also nur einen erweiterten Egoismus verlangt, wie es denn überhaupt nur darauf ankommt, die Stellung seines Ichs zu Andern wohl zu erkennen und mit Gerechtigkeit zwischen beiden Theilen zu verfahren. — Die Entstehung der *sittlichen Vergeltung* und Strafe bleibt nach S. 78 noch immer ein ungelöstes und aus der Liebe wohl nicht zu lösendes Räthsel. Der Vf. leitet sie — welche unsichere Norm! — aus dem Contraste und der sinnlichen Enttötung ab. Auch die Handlungsweise, welche er S. 79 u. fg., zur Bestätigung seiner Basis des *sittlichen Gefühls* in der Liebe, zu Hülfe ruft, trägt vielmehr bey, sie zu verdächtigen. Wahrheit geht über Schonung; die Liebe kann dabey bloß die *Art der Beybringung* (von unangenehmen Ereignissen an gefährliche Kranke ist nämlich die Rede) bedingen. Rec. würde, wenn der Kranke in dem vom Vf. gesetzten Falle gleichwohl stürbe, sich nicht vergeben können, ihn mit seinem letzten Worte noch belogen zu haben; und die Tödtlichkeit einer Krankheit bleibt überdiß eine zu unsichere Berechnung, als dafs man davon einen Grund zur Beeinträchtigung der Wahrheit hernehmen könnte. Ja es kann mit der offenen und wohl angebrachten Aussage vielleicht das gerade Gegentheil bewirkt werden, wie diß — psychologisch wahr — nicht bloß Romanfchreiber benutzt haben, sondern auch das Buch, welches, namentlich in psychologischer Hinsicht, das wahrste ist, factisch erzählt. Der Vf. sey daher statt aller Gegenbeyspiele auf 2 Sam. 12, 18–23 verwiesen. — Nicht mehr beweist der letzte S. 80 angeführte Grund: denn nicht die *schuldige Liebe*, sondern die *schuldige Gerechtigkeit* verdoppelt die Pflicht — wenn das unbedingt Gebotene Grade zuläßt? — und zwar deshalb, weil hier auf der einen Seite kein Mißtrauen Statt findet, also keine Vorsicht gebraucht wird, und von der andern Seite eben das *Vertrauen* Mißbrauch erfährt. Vieles beruht überdiß in solchen Fällen auf bloßen Vorurtheilen und einer *falschen* Ansicht von der Heiligkeit der Pflicht. — Unzureichend ist ebendaher aus der Liebe, als dem Princip des *sittlichen Gefühls*, S. 80 die Erklärung der *sittlichen Zufriedenheit* und Unzufriedenheit geblieben. Erweise der Liebe sollen sie am meisten gewähren, und gewähren sie doch so oft nicht!

Hh

nicht! — Auch mischt aus gleichem Grunde der Vf., gleich Herbart, das ästhetische Element, die Schönheit, zu sehr in das Sittliche ein. So soll nach S. 77 unt. der Egoismus die Quelle der Sittlichkeit trüben, weil er von etwas Anderm ausgeht, als von der Liebe und der Schönheit. So soll auch die Scham seyn: „das Gefühl, welches die gegenwärtige innere der äußern Verletzung der *sittlichen Ehre* begleitet“, obwohl der Vf. selbst eingestehen muß, daß dasselbe „sich auch in *außer-sittlichen* Beziehungen einstellen könne“; ja vielmehr muß, besonders in intellectueller Rücksicht, bey sogenannten Blößen, die man sich giebt, ein Grund, warum die Scham über das Unschickliche oft größer ist, als über das Unsittliche“ (S. 87), wovon der Vf. den Grund darin sucht, daß das Unschickliche weniger zweifelhaft sey, als das Unsittliche(?) Rec. meint vielmehr, weil der Schein mehr auf jenes zu sehen und Mißgriffe hierin zu bemerken gewohnt ist, als der Vf. so weit, daß er S. 88 von der S. heroisch auftritt in solchen, wenn es nichts wissen will desselben verlangt!

Die Vollziehung der sittlichen Weisung um ihrer Schönheit willen, sey es nun, daß sich auch das Pflichtgefühl eingestellt hat, oder nicht, die Tugend ergeben. So soll, wenn „ein Schönes zerstört ist“, die Reue sich verstärken (S. 83), und zur Buße, nach S. 84, die Vorstellung einführen, daß durch einen Ueberschuss gegen das gewöhnliche sittliche Leben, bey dem man sich ziemlich wohl befindet (hier kommt gar das Angenehme herein), eine größere Unsittlichkeit ausgeglichen werden könne“, da die Buße doch eigentlich weniger gut machen, als die verdiente Strafe dulden und dadurch abbüßen will. — Aus diesen Erscheinungen zusammen läßt der Vf. S. 85 das Gewissen contruirt seyn, und ist gleich nicht zu leugnen, daß es keine ursprüngliche, angeborene Erscheinung in dem Menschen ist, sondern geistige Bildung ist es doch ein einfacher Act, nicht so schlimm um die Sittlichkeit in Aeußerungen erst dieß Alles hier gefordert wird, wenn es *rigefühl* (das sittliche sollte aber ohne Verzärtelung“ seyn, wie) setzt frühe Weckung der Liebe, Verzärtelung, und eine Schärfung und Handlung, wie in der Muster und der Bildung eines ideellen Lebens voraus.“ So wird auch das Gefühl fürs Schickliche S. 87 nicht dem ästhetischen, sondern dem sittlichen Gefühl beygezählt, als „durch zarte Rücksichten auf Andre in der Gesellschaft geboten, möge diese auf eine Sitte gestützt seyn, oder nicht.“ — Rec. erkennt die nahe Berührung des Sittlichen und Aesthetischen (abgesehen von dem Namen des Erlern, da es nicht mehr das bezeichnet, was Sitte ist, sondern was Sitte seyn sollte, also seine etymologische und historische Bedeutung in eine ideale und

philosophische umgesetzt hat) keineswegs, aber dann müßte das ästhetische Gefühl bereits erklärt seyn, wie es wohl überhaupt vor dem sittlichen abgehandelt werden sollte. Ueberhaupt aber klingt ihm die Theorie des sittlichen Gefühls, wenn er so sagen darf, zu verliebt; keusche Liebe veredelt, aber nur die Sittlichkeit *erleuchtend* durch Wachsamkeit über sich selbst, erzeugt aus dem Wunsche, sich nichts zu vergeben; es ist, als wenn man in einer geliebten Person ein höheres Wesen vor sich, Gott selbst vor Augen hätte. Der Vf. giebt später S. 105 selbst, daß Sinn für das Schöne nicht immer von einem lebendigen Gefühl für das Sittliche begleitet sey, und umgekehrt. Ganz richtig; aber dann sollte auch das sittliche Gefühl nicht von jenem abhängig gemacht werden.

Das *ästhetische Gefühl* will Rec. der Kürze wegen übergehen, zumal er gegen des Vfs. Theorie wenige Einwendungen zu machen hat. Nur die Definition desselben und einige Bemerkungen mögen hier stehen. Die erstere läuft nach S. 91 darauf hinaus, daß das *ästhetische Gefühl* eine Erkenntnisquelle sey, aus der dem Vorgesellten eine ideale Qualität beygelegt wird, die in ihm für sich allein nicht liegt, sondern die erst im Gefühle selbst aufsteht (letztere Bestimmung zur Erklärung der Verschiedenheit der Geschmacksurtheile). Eben so subjectiv lautet die Erklärung des Schönen auf der folg. S.: „es ist das Gleichniß und der Widerschein angenehmer, wenigstens vorherrschend angenehmer und für sich begehungsloser Zustände der Seele, und gefällt eben deshalb, weil der angespielte Zustand dem Gleichniß Trefflichkeit in sich beylegt.“ Der Grund davon liegt nach S. 93 vorzugsweise „im *Symbolisiren*, nämlich in der Verbildlichung des Innern durch das Aeußere, das Aeußern rückwärts durch das Innere (dieß ist wohl weniger eine Verbildlichung, als die *Auffassungsweise des Aeußern*, als eines Innern, z. B. des Schönen in der Natur, als eines Bildes von innern Zuständen), und eines Aeußern oder Innern durch ein andres bey ähnlicher Empfindung.“ Die *schönen Seelen*, die es nach S. 94 nach dem wahrsten Ausdrucke (im eigentlichen Sinne des Worts) geben soll, werden doch nur uneigentlich so genannt werden können, da das Schöne *scheinen* d. h. in die Sinne fallen muß, um ein solches zu seyn. Also dürfte wohl mehr von schönen Zuständen und Handlungen der Seele die Rede seyn, und auch dieß nur uneigentlich. Nach S. 96 sollen ein Cubus und noch mehr eine Kugel, Ordnung und Symmetrie, und nach S. 97 das Colorit und die Mannichfaltigkeit *für sich* schön seyn; allein sie können es bloß durch die Verhältnisse werden. Wenigstens beweist das hinzugefügte Beyspiel auch nur für einen Beytrag zum Schönen, während dagegen nach S. 98 die *Verschönerung* in eigentlichen Abbildern, als eine *Entstellung* der Wahrheit, unangenehm seyn soll, da sie doch als Idealisierung notwendiges Erforderniß ist, nicht allein um Portraits in das

das Reich des Schönen zu versetzen, sondern auch schon um der *bleibenden* Aehnlichkeit willen, die z. B. bey menschlichen Individuen durch die sklavische Nachahmung der Wirklichkeit nicht erreicht werden kann. Eben so ist die Behauptung, daß alles Große, selbst *wenn es sonst verwerflich wäre*, von Seiten seiner Größe ein ästhetischer Gegenstand sey (S. 99), nur halb wahr, so wie die darauf folgende, daß das *Erhabene* durch *alle* Künste hindurchgehe, in welcher Annahme wohl der Grund für die erstere mit liegen soll. Nach S. 102 endlich soll der Sinn für das Schöne sich am leichtesten für Musik bilden, aber wohl eher für den Weltinn des Auges, wo das Organ ebenfalls Antheil nimmt, wenigstens wenn die Bildung des Geschlechts der des Individuums gleich geht: denn bey diesem wird das Auge eher ausgebildet, als das Ohr, namentlich das musikalische Gehör. Auch spricht schon die Benennung Schön von Scheinen für die Vorherrschaft dieses Sinnes in Auffassung des Schönen.

Dieselbe Kürze muß sich Rec. bey dem *religiösen* Gefühl auflegen. Die Grundbedingung (S. 107) ist allerdings *timor*; aber Rec. zweifelt sehr, ob dabey das *bewusste* Wirken eines Wesens vorausgesetzt werde, da die Menschen größtentheils selbst unbewußt handeln. Der Entwicklungsgang des religiösen Gefühls ist wohl mit dem innern Grunde desselben verwechselt. Und doch führt der Vf., wie anderwärts, so gerade bey diesem Abschnitte, eine Sprache, die selbst bey der Wahrheit des Vorgetragenen, wo nicht Anmaßung verräth, doch bey einem jungen Wahrheitsforscher befremdet.

Ueber die *objectiv subjectiven* Gefühle theilt der Vf. mehr praktische Bemerkungen mit, die größtentheils trefflich und wahr sind. Nur dünkt Rec. die *Eitelkeit*, die nach S. 131 dem Begehren angehören soll, mehr in einem Gefühl der Selbsteigenschaft zu bestehen. Dagegen soll S. 147 vom *Hafs*, als Gefühl die Rede seyn, ist es aber mehr vom Hafs als Leidenschaft.

Die Theorie des Vfs. tritt wieder mehr hervor in der *sechsten* Abth. *Von dem Begehren und der Freyheit*; S. 168. Er ist schnell damit fertig, die Begierde; weil es nach seiner Ansicht nicht anders seyn kann, auf die Vorstellung zurückzuführen. Er geht von dem, nicht bewiesenen, Satze aus, daß es ohne Vorstellung keine Begierde (nämlich überhaupt kein Begehren) gebe, und meint; was begehrt werden solle, müsse also vorgestellt werden. Aber zur Bestimmung des Wesens der Begierde kommt es ja nicht auf ihr Object, sondern nur auf ihren innern Grund in der Seele an; oder ist das Verlangen nach Nahrung bey dem Kinde, das noch gar keine Vorstellungen hat, darum weniger ein Begehren, oder bleiben umgekehrt nicht tausend Vorstellungen begehrenslos? Der Vf. fühlt dies selbst, indem er zugeibt, die Begierde würde nicht anheben können, hätte das, was begehrt werden soll, seine Vollendung schon in der

Vorstellung; das Vorgestellte bedürfe also noch eine Ergänzung. Um diese anzunehmen, muß es, weil sonst die Begierde aufhörte, beharren, sich gegen die Verdrängung wehren, (was ist denn aber der Grund dieses Beharens?); darauf tritt die Befriedigung ein. Vorläufig wird daher S. 169 so definiert: „Die Begierde ist ein Vorgestelltes, welches sich gegen die Verdrängung wehrt, bis es seine Ergänzung an sich genommen hat.“ Die Hauptsache bleibt demnach noch zu erörtern, wie nämlich die Ergänzung zu denken sey? Darüber erfährt man aber nichts weiter, außer: „als eine neue (es fragt sich, *was für eine?*) Bestimmtheit des Vorgestellten und als seine Beruhigung in ihr“, und dann ein: „es versteht sich (vermuthlich in der Meinung, es verstehe sich von selbst, auf die nach S. 174 Andere verfallen sollen, „wenn sich etwas nicht von selbst versteht“, an welchem Orte er wahrscheinlich nicht an seinem oftmaligen Gebrauch dieser Redeweise dachte), daß in diesem ganzen Verlaufe die Gefühle seyn werden.“ Aber die Frage ist: *wo* zeigen sie sich und *wie?* ob bestimmend, oder begleitend, oder im Verfolge? Die Beantwortung dieser Fragen würde dem Vf. nicht in der Vorstellung, sondern im Gefühle den Grund der Begierde aufgezeigt haben. Gleichwohl wagt es der Vf., aus *dieser* Deduction noch (S. 170) folgenden allgemeinen Schluß für seine Ansicht zu ziehen: „aus ihrem Wesen geht von selbst hervor, daß die Begierde zugleich Gedanke (nun gar *Gedanke* statt Vorstellung) seyn wird, und der Gedanke wieder zugleich Gefühl seyn kann(?), so kann eins und dasselbe Gedanke, Gefühl und Begierde seyn, (aber ist nicht dieses Eine nach diesen Rücksichten etwas ganz Verschiedenes in der Seele, z. B. der Hunger, dessen Begriff oder Gedanke doch wohl wesentlich von seinem Gefühl und seiner Begierde verschieden ist?), und dieses Resultat ist der Schluß zur Abfertigung der Vermögen durch die entgegengesetzte dem innern Leben gemäße Ansicht.“ Scheint nicht vielmehr hiemit das durch die abstracten Bestimmungen der Vermögentheorie Gewonnene völlig wieder verloren zu gehen? Auf die Gefahr hin, von dem Vf. zu den Psychologen gezählt zu werden, „welche die gemeine Ansicht immer an Ungereimtheiten zu überbieten streben“, weil sie annehmen, daß ein Begehrensvermögen dem Vorstellungsvermögen zur Seite stehe, S. 168, kann sich Rec. durch solche absprechende Redensarten nicht überzeugt halten. Vielleicht kann der Vf. an einem Beispiele, das er S. 170 aufstellt, „das Gesandene weiter zu erleuchten“, noch lernen. Daher zu ihm noch einige Winke. Aus dem unangenehmen Gefühl des Durstes entsteht die Begierde zu trinken; ganz recht, aber nicht deshalb, „weil ein angenehmerer Zustand bekannt ist“, was der Vf. als Bedingung hinstellt, um der Begierde den Ursprung aus der Vorstellung zu sichern, sondern weil man vom unangenehmen Gefühle getrieben, und von der Natur wie das Kind zur Mutterbrust, zum Flüssigen und nicht zum brennenden Sande geführt wird, wenn man durstet; woher lernten die

Thiere sonst laufen? Käme aber auch die Vorstellung nothwendig hinzu: was entscheidet, das Frühere, oder „die durch das Verhältniß der Ergänzung zu dem unangenehmen Gefühl, welches gegenwärtig ist, getragene Vorstellung, welche die *Mittel*, wie man zu dem Trank gelangte (gleich als ob auch der Durst etwas Memorirtes oder Angelerntes wäre) *reproduciert*“? Die *Befriedigung* ist ja ihm selbst wieder eine Stillung des unangenehmen Gefühls, das freylich seiner Meinung nach die Vorstellung bloß trägt (?). Dafs nicht die Vorstellung dieselbe herbeyführt, sieht man ja wohl daraus, dafs Trägheit einen abhalten kann, zu trinken, obgleich er sich den angenehmen Zustand vorstellt. Die Vorstellung bewegt also nicht, sondern das überwiegende Gefühl selbst ist das Treibende. Doch eben diese Meinung wird S. 171 von dem Vf. nochmals zurückgewiesen, und aus welchen Gründen? weil es „dem Wesen des Begehrens nicht gemäß ist“ (das fragt sich ja eben erst), welches vielmehr aus der Bedürftigkeit einer Vorstellung entspringe, die zwar ein Gefühl zur Begleitung haben könne, aber nicht durch dieses, sondern durch ihren Inhalt allein das Begehren wecke. So hat der Vf. wenigstens wieder das Wort „Vorstellung“, ohne zu bedenken, dafs nicht das Object (der Inhalt der Vorstellung, wie es gleich vorher heifst) die Begierde weckt, sondern diese vielmehr jenes erst sucht, und dafs, wenn dazu eine Vorstellung nothwendig wäre, eben „die Bedürftigkeit“ (soll heißen *das Bedürfnis*, denn jenes wäre gleich Dürftigkeit) derselben als der innere Grund zu erklären war. Dasselbe gilt von dem S. 171 zum Beweise dafür, dafs die Begierde unmittelbar aus der Vorstellung hervorgehen könne, angeführten Beyspiele (denn als solches muß die Vorstellung, um nur *hereingezogen* zu werden, hier dienen); indem nicht ihr Lauf, sondern eben die „*entstandene Lücke*“, das gefühlte Bedürfnis, welches *Ergänzungsabhülfe*, Erledigung verlangt, der Grund der Begierde ist, und als solcher zu beachten war! Muß der Vf. selbst doch wenigstens so viel einräumen, dafs „der Anfang des Begehrens und Gefühls zusammenfalle“, da er diesem die Priorität nicht zugehen will; und auch in seinem letzten Beyspiele mit einem: „*verstände sich von selbst*“, ein unangenehmes Gefühl *zugleich* zulassen, weil er wohl sieht, es ist unzertrennlich. Aber wenn es auch hier unausbleiblich war, wo gerade dargethan werden sollte, dafs die Begierde lediglich aus der Vorstellung entspringe, so mußte das den Vf. schon auf das Richtigere hinführen, zumal da in dem frühern Beyspiele vom Durst die Vorstellung nicht nöthig war, sie also als *Accidens*, das Gefühl aber als *nothwendiges Bedingnis* erschien!

(Der Beschluß folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, b. Calve: *Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse*. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- u. Völkerkunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, herausgeg. von Johann Gottfried Sommer. Fünfter Jahrgang. Mit 6 Kpft. 1827. LVI u. 431 S. Sechster Jahrg. M. 7 Kupfer- u. Steintafeln. 1828. L u. 437 S. gr. 12. (4 Rthl.)

Der Verfasser dieser angenehmen und lehrreichen Jahreschrift, von der zuletzt in unsern Erg. Bl. 1826. Nr. 92. die Rede war, fährt fort, nach dem frühern Plan mancherley aus dem weiten Gebiet der Länder- und Völkerkunde nach neuern bewährten Schriftstellern mitzutheilen und durch geschmackvolle Kupfer zu veranschaulichen. So wenig angenehm es nun Vielen ist, zwey- und dreyimal dasselbe zu bezahlen, so ist doch nicht zu leugnen, dafs mehrere der größern Werke vielen Lesern des Taschenbuchs entweder gar nicht, oder nur in mageren Auszügen zu Gesicht kommen, und dafs ihnen also dieses Buch ein wahres Bedürfnis befriedigt. Wie sehr übrigens der Gedanke dieser Schrift auch dem Auslande gefalle, sieht man aus der Nachahmung oder vielmehr wörtlichen Uebersetzung des Taschenbuchs ins Englische unter dem Titel: *The Cabinet of foreign Voyages and Travels etc.* London 1825. und aus der Fortsetzung desselben unter dem wenig veränderten Titel: *The annual Cabinet of modern foreign Voyages and Travels etc.* Beiden Jahrgängen ist eine allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und vornehmsten geographischen Entdeckungen beygefügt, deren Quellen die in Paris und Deutschland erscheinenden geographischen Journale sind, und die das Zerstreuete lehrreich zusammenstellen, wenn auch nicht erschöpfen. Die andern Aufsätze schildern im fünften Jahrgange die Städte Peking, Peru und Valparaiso, Ungerns vornehmste Heilquellen, die Goldgruben bey Berehow und die Gewerfabrik zu Ißch in Rußland, Weddell's Reise nach dem Südpol, Anderson's Reise nach der Ostküste von Sumatra, die Balearischen Inseln und die Bhills im nördlichen Hindostan, so wie im sechsten Chili, die La Plata - Provinzen, die Insel Sardinien, den Vulkan Pele auf der Insel Owaehi, die englische Niederlassung zu Fort Dundas an der Nordküste von Neuholdland, Bagdad u. s. w. Auszüge aus Auszügen und eine Beurtheilung der Quellen, aus denen Hr. S. schöpfte, erwarten unsre Leser wohl schwerlich, und wir begnügen uns daher, ihnen das Daseyn der beiden neuesten Jahrgänge angezeigt zu haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März. 1828.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen.* Von Ernst Spiedenroth. Zwey Theile u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Abhandlung vom *Trieb* beginnt wieder mit Polemik. Der Vf. tadelt zuvörderst, daß man den Trieb vor der Begierde abzuhandeln pflege, und meint, eine solche Ordnung könne nur ohne psychologische Einsicht getroffen werden, weil man über das Wesen des Begehrens überhaupt im Reinen seyn müßte, wenn man sich über den Trieb, als eine Art desselben, verständigen wolle. Wer aber sieht nicht, daß das Wesen des Begehrens und Bestrebens überhaupt von der Begierde im engern Sinne, der Sprache zufolge, sich wesentlich unterscheidet, und daß diese so gut eine Art des Begehrens sey, als der Trieb selbst; daß der Vf. also, wenn seine Beschuldigung nicht geradezu unwahr seyn soll, ein *sophisma ambiguitatis* und zwar eine *fallaciam sensus compositi et divisi* begeht? Nennt er S. 187 doch selbst den Trieb eine *Grundlage der Begehrenungen*, welches Wort doch noch mehr den *sensum compositum* hat, als die Begierde. — Um ferner die Annahme zu bestreiten, daß der Trieb an sich noch auf kein bestimmtes Object gerichtet sey, die Jeder an sich selbst bestätigt finden kann, so oft er nicht weiß, was ihm eigentlich Befriedigung schaffen würde, wendet er dies so, als ob sie nichts anders auslege, als das Begehungsvermögen bestimme das Begehungsvermögen, etwas noch Unbekanntes und Unbestimmtes zu begehren, worin kein Verstand sey, — ohne zu bedenken, daß die Nöthigung dabey nicht aus der Lust gegriffen, sondern vom gefühlten Bedürfnis des organischen Leibes oder des Denkvermögens abgeleitet werde. Aber freylich das taugt nicht zu seiner einmal adoptirten Ansicht, daß Alles in der Seele sey und Alles auf Vorstellung beruhe! Wozu denn aber so absprechende Urtheile? Diese dienen in den Augen des Forschers wenigstens nicht zur Ueberzeugung, ja auch nicht zur Empfehlung! Ebenso verrückt er den Gesichtspunkt in Hinsicht auf die *Allgemeinheit* der Triebe der Erhaltung, Erweiterung, Nachahmung, Geselligkeit und Glückseligkeit, wenn er, um sie, die nicht zu seiner Deduction aus der Vorstellung passen wollen, unzulässig zu finden, S. 184 dagegen anführt, einem natürlichen Triebe müsse man gehor-

chen, nichts desto weniger werde der Trieb der Selbsterhaltung oft überwunden; der Nachahmungstrieb scheine denen zu fehlen oder geschwunden zu seyn, die überall auf Originalität ausgehen und jeden Schein der Hingegebenheit an das Gewöhnliche ängstlich meiden; der Erweiterungstrieb beuge sich nicht selten unter dem Streben nach größerer Beschränkung und nach Ruhe; der Geselligkeitstrieb habe nicht verhindert, daß Menschen sich in die tiefste Einsamkeit begaben; der Glückseligkeitstrieb habe auch nichts dawider, daß Einige mit offenen Augen (darum auch absichtlich?) in ihr Verderben gehen, und sich nicht entschließen können, die erkannten Mittel zur Glückseligkeit zu ergreifen, und daß Andere sich einer ideellen Sache opfern, ohne anzunehmen, sie würden durch das Opfer glücklicher, als durch den Versuch zu ertragen oder durch die Enthaltung. Gleich als ob er nicht wüßte, daß neben dem Gesetze der Sinnlichkeit noch ein höheres, und dies zwar freylich erst aus dem Zusammenwirken seiner entwickelten Geistesanlagen entstandenes Gesetz in dem Menschen wohne; oder wozu soll der Satz moralisch führen, daß man einem natürlichen Triebe gehorchen *müsse*, ohne ihn freywillig durch ein geistiges Gegengewicht beschränken zu können? — Um endlich *ursprüngliche* Seelentriebe zu leugnen, weil sie dann nicht Vorstellungen seyn könnten, behauptet er, der Trieb setze Organisation voraus, die nur der Leib, als ein Zusammengesetztes, besitze, während die Organisation der Seele erst allmählig durch die innere Bildung des Vorstellungslebens entstehe. Allein möge sie nicht von vorn herein mit der Geburt genau bestimmt seyn, sondern Entwicklung voraussetzen; bringt diese etwas in die Seele hinein, oder entfaltet sie nicht vielmehr die ursprünglichen Anlagen, und ist also der Ursprung derselben nicht gleichwohl in der Natur der Seele zu suchen? Der Vf. läßt auch selbst die körperlichen und geistigen Triebe in seiner Erläuterung sofort aus leiblichen und geistigen *Gefühlen* entspringen, und erklärt den Trieb überhaupt sodann S. 186 als „diejenige Vorstellung, Gefühlsvorstellung oder andre, die eine Erledigung sucht, oder sie sich geradezu schafft, ohne durch die Vorstellung der Art und Weise der Erledigung in die Form der Begierde getreten zu seyn, oder auch vielleicht nur treten zu können.“ Er bringt, man weiß nicht woher — es sey denn, weil er unmittelbar vorher vom *Erkenntnistriebe* gesprochen hat — die *Vorstellung* in die Definition herein, muß aber selbst eingestehen, daß es vornehmlich Gefühlsvor-

stellung (d. h. doch wohl nichts anders, als Wahrnehmung des Gefühls?) sey, und setzt nur, seine Ansicht zu retten, „oder andere“ hinzu.

Nach S. 192 soll die *Leiden/schaft* ihrem *Begriffe* nach nicht aus jeder Begierde entstehen können (gleich als ob der Begriff darüber entscheide, was die Leidenschaft seyn dürfe oder nicht, und nicht vielmehr selbst nach dem Wesen der Leidenschaft festzustellen wäre). Eine solche Begierde nämlich, die durch keine Phantasie zu erregen ist und einzig und allein dem an gewisse Zeiten gebundenen Bedürfnisse abhilft, kann nicht in Leidenschaft übergehen. Aber es giebt keine einzige Begierde, die nicht leidenschaftlich werden könnte, und eben aus dem natürlichen Grunde, weil auf alle die Phantasie Einfluß haben kann, auch wenn sie durch zeitliche (temporelle, momentane) Bedürfnisse erregt werden, namentlich was die *Mittel* der Befriedigung anlangt. Berührt dieß der Vf. doch selbst, wenn er S. 193 von *physiologischen* — (soll, wie öfters, heißen: *physischen*, denn aus der Physiologie entspringen sie nicht, und sollte es heißen: der Physiologie angehörigen, warum sagt er denn selbst in ähnlichen Fällen nicht psychologische, sondern psychische Ursachen?) — *Lagen*, aus welchen die Leidenschaften entspringen, spricht. — Gegen *Kant* polemisiert er S. 200 in sofern unbillig, als er ihm ohne Weiteres die Meinung zuschreibt, alle Leidenschaften seyen immer nur von Menschen auf Menschen, nicht auf Sachen gerichtet, und hinzusetzt: „Dieß ist ganz falsch.“ *Kant* unterscheidet von Leidenschaften, die er auf Personen bezieht, noch die *leidenschaftlichen Neigungen*, als auf Sachen gerichtet; und ist diese Eintheilung gleich willkürlich, so verdient doch *Kant* jenes Irrthums nicht bezüchtigt zu werden, den ihm der Vf. aufbürdet. — S. 201 heißt es: „den *letzten Quellen* nach sind die Leidenschaften theils *finnlich*, theils *geistig*, theils *gemischt*. Die *letzte Quelle* aber von allen ist die Sinnlichkeit; wenigstens mußte sich der Vf. deutlicher erklären, ob er meint: was sie erst dazu macht, oder worauf sie sich gründe, auf welche Triebe oder Gefühle.

Auf eine der schwächsten Parteen des ganzen Werks stößt man S. 252 ff. in der Lehre von der *Freyheit*. Mit Recht vindicirt sie der Vf., weil sie „eine psychische Qualität, sofern sie zur Erscheinung kommen kann, betrifft“, der Psychologie, obwohl sie der Metaphysik und noch mehr der Ethik auch angehört, und also nicht „rein-psychologisch“ ist, wenn man diese Wissenschaften nicht in das Gebiet der Psychologie hereinziehen will, wie der Vf. die letztre allerdings in seinen Untersuchungen und auch hier nicht genug ausgeschlossen hat. Die (gegründete oder ungegründete? Rec. meint aber, recht verstanden, das erstere) Ansicht *Kant's*, der die Freyheit in ein intelligibles Bewußtseyn setzt, weil in der Erscheinung sich nur Nothwendigkeit finde, abzuweisen, hat es sich der Vf. unflätig zu leicht gemacht, wenn er sagt: „Eine solche Bewußtseynstrennung findet sich aber nicht im menschlichen Geiste und kann sich nach der (d. h. des Vfs.) Lehre vom Bewußtseyn nicht finden.“ Auch er scheint demnach „an die Schwierigkeiten, die *Kant* zu jener Verletzung getrieben hatten“, nicht genug

gedacht zu haben, gleich Andern, die sie „durch das gemeine Bewußtseyn gegeben finden, in welchem sie auf keine bessere Weise gegeben ist, als die Vermögen.“ Das, was sich im Bewußtseyn für die Nothwendigkeit der Annahme von der menschlichen Freyheit findet — auch die sittliche Nothigung zu derselben und *Jacob's* religiöse Ansicht — nennt er nun den *Schein* der Freyheit, da doch nach des Vfs. eigener Ansicht das, was wir zu denken genöthigt sind, für uns *ist*, und wir selbst für das Seyn der Außenwelt keine andere Beweise haben. Er thut dieß aber vornehmlich, um nicht von einem Vermögen oder einer *Anlage* zur Freyheit sprechen zu müssen, und verrückt sich damit nicht nur den eigentlichen Gesichtspunkt, sondern auch den zu betrachtenden Gegenstand selbst, indem er nun an die Stelle der psychologischen Freyheit die ethische setzt, wie sich sogleich weiter zeigen wird. Wo nämlich *seine* Untersuchung von der Freyheit beginnt, fühlt er sich gedrungen, vorerst „die gemeine Vorstellungswiese zu berichtigen, als sey die Freyheit etwas der menschlichen Seele von Haus aus Eingewurzelter.“ „Wäre sie dieß, meint er, so könnte sie nicht verloren gehen, und müßte sich gleich anfangs zeigen. Auch das Kind wäre frey und der Trunkene nicht minder. Wie ließe sich ferner eine solche Freyheit in ihrer Aeußerung denken? Bestimmung durch irgend etwas wäre nicht, Ueberredung gäbe es nicht, denn was wäre das, welches überredet werden sollte? Mit welchem Auge sähe es, mit welchem Ohr hörte es? Die Freyheit, die etwas der Art sogar ausschließen sollte, wäre also das blindeste Zufallen, was gedacht werden könnte; und da auch dieses Zufallen nicht einmal subjectiv ursächlich und also nothwendig motivirt seyn sollte, so käme man auf eine nicht allein blinde und doch bestimmt gerichtete, sondern auch ursachlose Thätigkeit, welches das Unnützigste ist, was gedacht werden kann. Freylich soll die Freyheit nicht begriffen werden, aber sie darf doch wenigstens keine in die Augen springende Absurdität seyn.“ S. 255 f. Wer sieht dieser Declamation das Seichte nicht sogleich an, oder merkt es nicht vielmehr, daß der Vf. bereits die *ethische*, die gewordene und erworbene Freyheit im Auge hat, da die psychologische, oder die Anlage zur sittlichen Freyheit, allerdings nie verloren gehen kann, ohne daß der Mensch aufhört Mensch zu seyn? Denn der *Lasthafte* kann umkehren, und der, welcher die *Persönlichkeit* verloren hat durch Geisteszerrüttung, hat allerdings in der Erscheinung aufgehört Mensch zu seyn, kann auch (abgesehen, daß man die Form wegen des frühern Inhalts oder wegen der Möglichkeit der Heilung noch achtet) nicht als solcher behandelt werden, und wird es selbst rechtlich (juridisch) nicht. Gleichwohl müssen wir auch bey ihm annehmen, daß die Freyheit noch da ist und sich auch offenbart, wenn die Seelenstörung aufhört, schon bey lichten Intervallen oder doch im Tode; denn von *aussenher* kann sie nicht wieder kommen, wie sie auch von *aussenher* nicht in das Kind kommt, also *in ihm* seyn muß. Wie sie in ihm ist, und wie sie sich zur Thatfreyheit erhebt, das hatte der Vf. als Psycholog zu zeigen, hat er aber nicht gezeigt. Das Erstere lag ihm nahe, als er die pantheistische

sche Ansicht von der Freyheit anführte, aber ohne Weiteres verwarf, weil man sonst auch dem Thiere Freyheit zuschreiben müßte. Mag man indeß diese nicht anerkennen, so kann man ihm doch ein Analogon nicht abprechen, und dieses zu erforschen wäre auch für des Vfs. Ansicht von der Willkür — wovon nachher — zweckdienlich gewesen. Eben weil der Mensch alle zweifelhafte Radian der Thierseelen, wie ihre organischen Vorzüge, so weit dies möglich ist, in sich vereinigt, eben deshalb ist er menschlich frey. Zugleich würde so dem Vf. klar geworden seyn, daß der erweiterte Vorstellungskreis die Freyheit des Menschen bedingt, und dies würde sogar seine (Systems-) Ansicht begünstigt haben. Denn allerdings ist „Freyheit ohne Vorstellung ein Unding“; aber Vorstellung hat auch das Thier, und der Vf. geht offenbar zu weit, wenn er, seinem Systeme zu Liebe, daraus die Folgerung zieht: „Freyheit setzt nicht bloß Vorstellung voraus, sondern *alle Freyheit liegt im Vorstellungskreise*“, weil jede innere Seelenthätigkeit in ihm liegt“; und nun ohne Weiteres als Thatfache hinstellt: „Im Vorstellungskreise *gibt es eine doppelte praktische Freyheit, eine höhere und eine niedere*.“ Jene nennt er die sittliche Freyheit, diese die Willkür. Wir können dies zugestehen, wenn er *praktisch* bloß für: das Handeln anlangend, und *sittlich* bloß für: den Willen in moralischer Hinsicht betreffend annimmt. Allein er nimmt wenigstens die Freyheit der letztern Art für *ethische* oder *sittlich gute*, d. h. für die Freyheit des Sittlichen (Menschen) oder der Sittlichkeit; denn die sittliche Freyheit, die dem Vf. zufolge in dem vom sittlichen Urtheil gebilligten oder dem Urtheile nicht widerstrebenden Willen liegt, S. 256; oder nach S. 287 in dem einsichtigen Wollen oder in der thätigen sittlichen Einsicht ruht (mit dem ausdrücklich beygefüzten Gegensatze: „wer dem schlechten Willen hingegeben ist, ist in der Sklaverey“), die daher auch *verschiedne Stufen* hat und der zufolge Gott allein ganz frey ist, — ist offenbar die *gewonnene*, erworbene Freyheit, nicht die Anlage zu ihr, welche eben das Räthsel ausmacht. Ja es kann darüber gar kein Zweifel obwalten, da der Vf. S. 260 selbst erklärt: „sie, deren Wesen man bisher nicht gekannt hat“, auf deren Bedeutung man nie (?) verfallen ist, sie ist, *um es auf einmal herauszusagen, die wirkliche Freyheit*.“ Wem fällt nicht das *parturiunt etc.* ein? Denn er versteht die *libertas in actu*, wie unter der „scheinbaren Freyheit“ die *libertas in facultate*; scheint aber auch mit dem Worte „wirklich“ zu spielen, wenn es in der Folge heisst: „der Mensch ist also *wirklich (actu?)* oder *revera?* welches Letztere er bewiesen hat (wen glaubt) frey.“ Daß er die Freyheit in der *Aeußerung* abhandelte, erhellt auch noch aus dem Uebrigen; denn sie soll bedingt seyn „durch das *Selbstdenken*, zur Aufräumung von schädlichen Vorurtheilen und Erwerbung von Einsicht, (aber wenn nur Selbstdenker frey sind, so sind unstreitig die meisten Menschen unfrey, was Rec. nicht leugnen will, da er sogar den selbstdenkenden Verfasser von Vorurtheilen des Systems nicht frey sieht; so sehr er der Einsicht sich rühmt, aber eben nur in praktischer, nicht in psychologischer Hinsicht zugestehen kann) und durch *Selbst-*

betherrschung; aber diese ist ja nichts anders, als jene Freyheit selbst in ihrer Erscheinung, im Kampfe mit der Leidenschaft. Daß der Vf. sie S. 259 durch Uebung wachsen läßt, beweist schon, daß sie kein einfacher Bestandtheil der Freyheit sey; vielmehr wird S. 261 die Annahme, daß man frey sey, oder der Glaube an Freyheit, als Stützpunkt der Sittlichkeit und Selbstbeherrschung angegeben; es werden also Sittlichkeit (und das ist ebenfalls des Vfs. sittliche Freyheit) und Selbstbeherrschung coordinirt. — Die letzte Behauptung, daß der nämlich frey sey, der sich fest *für frey hält*, ist offenbar zu weit ausgedehnt, da ja auch der Sklave des Lasters sich für frey hält. Unter dem Glauben an Freyheit oder dem Scheine derselben *postulirt* aber der Vf., was zu erklären war und was er erklärt zu haben meint, die psychologische Freyheit, oder *Willkür*. Diese beseitigt er ganz kurz, obgleich er die *Hauptsache* in ihr um so weniger verkennen konnte, als er selbst behauptet, sie sey die Voraussetzung für die Entziehung der sittlichen Freyheit, die ohne sie nicht möglich sey. Warum behandelte er sie also nicht *zuverderst*, statt nun von seiner, wie er glaubt, sicher ersüßigen Höhe bloß dieses Licht ein wenig auf sie herab-schimmern zu lassen? Rec. gesteht gern, daß sich die eine ohne die andere nicht wohl erklären lasse, aber die Willkür forderte wenigstens eine bessere Darlegung, als die auf einer *halben* Seite vom Vf. gegebene: daß sie „den Zusammenhang des innern Lebens, wie er an der Wahrnehmung hängt und die Wirklichkeit bildet, *voraussetze*, daß diese darin eine zusammenhängende Richtung der Anstrengungen und Handlungen möglich mache, und daß sie den Menschen *vermöge seiner innern Bildung* (diese ist ja eben die unbekannte GröÙe oder Qualität, die zu lösende Aufgabe der Psychologie, und war von Seiten der Willkür hier die Aufgabe des Vfs.) vorzugsweise charakterisirt.“ Gleichwohl hat der Vf. eine so hohe Meinung von seiner Darlegung, daß er am Schlusse des Abschnitts glaubt annehmen zu dürfen, „mit dieser Ansicht und Einsicht (?) diesen solange behandelten Gegenstand von seinen Hemmungen befreit und *erledigt* zu haben.“ Ja es scheint, als ob er abichtlich das; was an Beweisen für fremde Ueberzeugung noch fehlt, durch einen vornehmen Ton habe ersetzen wollen, denn nachdem er die gewöhnliche — der Vf. nennt sie die *gemeine* — Vorstellungsweise, welche die Unbegreiflichkeit der Freyheit eingestieht, (ein Eingeständniß, zu welchem der Vf. durch die Religionsphilosophie auch gelangen dürfte), eine in die Augen springende *Absurdität* genannt hat, wozu er sie doch erst durch seine oben wörtlich angeführte Verdrehung gemacht hat, fährt er S. 256 fort: „Sooft die Freyheit auch hin und her behandelt ist, so ist sie doch noch niemals vollständig behandelt, und das Wichtigste und Wesentlichste ist unsers Wissens noch von Niemand gesehen, und konnte es auch erst dann, wenn man zuvor mit der innern Bildung der Seele bekannt war“, und meint, wie schon angeführt ward, daß Wesen der *sittlichen Freyheit* (wie sie von ihm als Güte des Willens oder gewordene Sittlichkeit dargestellt ist) habe man bisher noch nicht gekannt, worin sich doch wahrlich eine große Unkenntniß der philosophischen

Literatur oder eine vornehme Hinwegsetzung über dieselbe ausspricht; denn kurz zuvor hat er die Meinung: die Freyheit bestehe darin, daß man nach Gründen handeln könne, mit seiner Ansicht dem Wesen nach einstimmig gefunden. Und unter diesen Ausfällen läuft die gegründete Warnung mit unter: „die Annahme einer Einsicht für Alle muß vermieden werden.“ Man sieht, wohin Eingenommenheit für Systeme (fremde oder eigne) verleitet! Und wenn er in dem Zusätze, darauf habe man bey der Vermögenlehre niemals kommen können, einen neuen Triumph über diese anzudeuten scheint: so kann Rec. nicht umhin, ihn nochmals daran zu erinnern, wie seine Theorie von der Freyheit nur darum so gänzlich verunglückte, weil er es vermeiden wollte, von der Freyheit, als einem ursprünglichen, obwohl auf dem Zusammenwirken der höhern Geisteskräfte beruhenden Vermögen, oder von ihr als *Anlage* zu reden!

Da in der *siebenten* Abth.: *Von den Zuständen*, der Vf. selbst kurz ist, und diese überhaupt mehr in die Anthropologie als Psychologie gehören, so mögen darüber auch wenige Bemerkungen genügen. Der Vf. theilt sie in *reguläre* — Temperamente, Geschlechter und Alter — und in *irreguläre* — Schwächen und Störungen. Rec. vermißt bey den erstern den Schlaf und das Wachen, wenn er auch den Traum im Allgemeinen als Störung will gelten lassen, obgleich er oft nichts Andres, als ein ungestörtes Phantasiespiel ist, und eher von Störungen im Traume hätte die Rede seyn können. Ueber die *Temperamente* macht der Vf., besonders gegen einseitige Schilderungen derselben, einige wahre Bemerkungen; aber statt zu behaupten, daß „über keinen Gegenstand so viel *Unsinns* gesagt, auch keiner durch den Aberglauben so sehr in das Gebiet des *Unsinns* hineingeführt“ worden sey, S. 260, hätte Rec., der überhaupt mit solchen Complimenten nicht so freigebig ist und sich vielmehr überzeugt hält, daß Alles, was darüber gesagt worden ist, Sinn hatte, wenn es auch darum nicht wahr zu seyn braucht, lieber geradezu gestanden, daß die ganze Temperamentenlehre auf unsichern Gründen, namentlich unrichtigen Ansichten einer veralteten Physiologie beruhe, und lieber wegbleiben, denn wie ein verlegener und unbrauchbar gewordener Artikel noch im Register mit fortgeführt werden sollte. Höchstens müßte man noch von Seelenstimmungen und Erregbarkeit reden. Was der Vf. von der Veränderlichkeit, dem Wechsel, der Umwandlung und Mischung der Temperamente sagt, konnte, ja mußte ihn beynahe von selbst darauf führen. Wenigstens erlaube er uns, so lange er noch bestimmte Temperamente unterscheidet, die doch weit unbestimmter in einander verfließen, als die verschiedenen Thätigkeiten der Seele, auch diese abgefordert und als so viele Vermögen zu betrachten, oder seine Theorie in dieser Hinsicht für inconsequent zu halten. Oder unterschied der Vf. hier, weil sich ihm, wie bey den Sinnen, eine *äußere* Verschiedenheit darbot? Aber des Psychologen ist es, die *Geister* zu erforschen! — Wenn

der Vf. ferner S. 272 von den *Geisteschwächen* sagt: „sie gehen auf die Veränderung der gesunden Thätigkeiten des Geistes“; so ist dieses nicht nur unbestimmt ausgedrückt, sondern kann auch Veranlassung geben zu glauben, als ob der Vf. die Ursache davon in dem Geiste selbst suche. Und doch scheinen die darunter aufgeführten Arten: Melancholie, Hypochondrie, Laune, Vertiefung, Zerstreuung und Leichtsin, dem zu widersprechen, indem einige derselben gerade bey *starken* Geistern nicht selten sind. Die *Störungen* S. 276 setzt der Vf. mit Recht darein, daß bey ihnen die psychische Willkür entweder überhaupt, oder auf irgend einem Punkt aufgehoben ist. Aber, wenn er weiter behauptet, die Aufhebung der Willkür setze wieder ein verändertes Verhältniß der Seele zum Körper voraus, und daraus den Schluß zieht, daß alle Störungen unmittelbar durch das Organ bedingt sind; so ist dies nach des Rec. Erachten zu voreilig und auch mit des Vfs. Lehre von der Freyheit im besten Einklange. — S. 278 vermißt Rec. die im Inhaltsverzeichniß aufgeführten *Unpässlichkeiten*, gesteht aber auch, daß er sich nichts Bestimmtes darunter zu denken vermag. Wenn *ebendaf.* die Geisteskrankheiten als anhaltende Störungen aufgeführt werden, so scheint dagegen dem Rec. mehr die Krankheit das *genus* und die Störung eine *species* zu seyn. Wenigstens dürfte der *Blödsinn*, als in einem Mangel bestehend, mehr Schwäche oder organische Störung, als Geisteskrankheit seyn, in deren Begriffe sich das Merkmal der Dauer auch nicht einmal „gewöhnlich“ zu finden braucht.

Rec. hält es für überflüssig, noch ein Gesammturtheil auszusprechen, um so mehr, als seine vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen ein solches von selbst zu bilden und, nach diesen Belegen, zu begründen geeignet seyn dürften. Nur das muß er erinnern, daß ihm das Buch, da es einzelner trefflichen Gedanken überall voll ist — weshalb Rec. beyspielsweise nur auf die über das Gefühl verweist — noch nicht die allgemeine Anerkennung gefunden zu haben scheint, die es, trotz seiner verfehlten Tendenz, gleichwohl verdient. Vielleicht ist aber der Vf. durch seine in theoretischen Partien oft schwer verständliche, nicht kurz und bündig genug verfaßte Darstellung zum Theil selbst Schuld daran. Möge er selbst diese und die übrigen zum Theil mehr für ihn, als für andre Leser bestimmten Erinnerungen mit der unparteylichen Wahrheitsliebe aufnehmen, aus welcher sie hervorgingen, und dadurch sich überzeugen, daß Rec., trotz seiner abweichenden Ansicht, doch nicht zu denen gehört, die er S. 66 also beschreibet: „Jeder, der, statt von der Sache auszugehen, von den Irrthümern fremder Systeme, in denen er hängen geblieben ist, beginnt, wird nur das Verderben mehr und sich als blind Ablehnender zeigen. Denn eine neue Untersuchung der Sache weiß er ab, weil er sie selbst nie untersucht und sie nur im Licht des Irrthums empfangen hat; gegen andre Irrthümer aber hat er an den seinigen ein hinreichendes Bollwerk.“

Ernst Klotz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1828.

BAUKUNST.

TÜBINGEN, in Comm. b. Osander: *Handbuch der neuesten ökonomischen Bauarten.* Von Dr. C. M. Heigelin, Privatdocenten der Baukunst an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen. Mit 10 Kupfertafeln. 1827. IV u. 152 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Zuvörderst mögen einige Stellen aus der „Einleitung hier Platz finden. — „Der Begriff der ökonomischen Baukunst hat erst in der neuesten Zeit sich zu bilden angefangen, ungeachtet ökonomische Baukunst in einzelnen Ländern und Gegenden schon seit den ältesten Zeiten ausgeübt wurde, indem sie sich durch Bedürfnis und Noth von selber, wenn auch oft auf eine rohe und unvollkommene Weise, bildete.“

„Dieser Zweig der Baukunst unterscheidet sich von den andern wesentlich dadurch, daß es bey *Anlegung* wirthschaftlicher Gebäude vor allem darauf ankommt, der *Oekonomie* das *geringstmögliche Umtriebs-Kapital* zu entziehen. Die ökonomischen Gebäude müssen schon deshalb eine sehr einfache, mit geringen Mitteln zu erreichende, Construction erhalten; aber auch ein anderer Grund verlangt dieses: nämlich die *Wandelbarkeit der Oekonomie*. Es ist allgemein bekannt, wie viele äußere Verhältnisse auf die Unternehmungen der Fabrikanten, so wie auf den Wirthschaftsbetrieb der Güterbesitzer bestimmend einwirken; mehr oder weniger *vorübergehenden* Zwecken also dienen die Gebäude; es darf auch aus diesem Grunde kein hoher Werth in ihnen stecken, sie müssen durch das was sie dem Besitzer für den *Umbtrieb* (Betrieb?) seines Geschäfts oder seiner Wirthschaft leisten, sich so bald als möglich bezahlen. Dieses ist eine Wahrheit, welche aus dem praktischen Leben deutlich hervorgeht, aber manchen Baumeistern widerwärtig genug erscheint; denn dieselben wollen nur zu häufig gewisse Constructionsregeln auf alle und jede Arten des Bauwesens anwenden, kurz sie wollen, *anstatt der Oekonomie zu dienen, derselben Gewalt anthun.*“

„Sollen nun aber die ökonomischen Gebäude der angegebenen Bestimmung entsprechen, so ist hauptsächlich nothwendig, daß sie so viel als immer möglich mit denjenigen Materialien ausgeführt werden, die sich auf dem Grund und Boden des Besitzers vorfinden, oder wenigstens mit solchen, die am leicht-

testen herbeyzuschaffen sind; daraus bildet sich der *örtliche Charakter* der wirthschaftlichen Bauart. Wir finden denselben in vielen Gegenden aufs deutlichste ausgedrückt; überall hat er sich fast durch die Noth selbst gebildet, indem oft nur wenige Erfindung zu Hülfe kam. — — — Diese Fülle der mannigfaltigsten Constructionen zeigt uns den aufgestellten Begriff aufs lebendigste verkörpert. Wir überzeugen uns dadurch, daß wir uns an keine bestimmte Bauart binden dürfen, sondern sie aus den Bedingungen der Oertlichkeit entwickeln müssen. Das dürfen wir aber nicht übersehen, daß die Bauarten, die wir in den verschiedenen Gegenden finden, nicht gerade immer die vorzüglichsten sind, die sich für jene Gegenden anwenden ließen, vielmehr sind die allermeisten bedeutender Verbesserungen fähig, wenn sie auch im Allgemeinen auf ihre Oertlichkeit berechnet sind. — — —“

„Wie nun einerseits die Beobachtung der örtlichen Umlände und das Haushalten mit eigenem Material zur Wohlfeilheit des wirthschaftlichen Bauwesens nothwendig ist, so müssen andererseits die Constructionen so eingerichtet werden, daß so wenig als möglich die, immer kostspieligen, eigentlichen *Handwerke* in Anwendung kommen, und so viel als möglich durch die *Mitarbeit der Landleute* selbst geleistet werden kann.“

„Nach diesen Bestimmungen unterscheidet sich also die ökonomische Baukunst nicht nur von der, höheren und öffentlichen, sondern auch von der bürgerlichen sehr wesentlich, und es ist nothwendig, sie immer von diesem ihrem besondern Standpunkte aus aufzufassen. Die Zwecke der *Dauerhaftigkeit*, der *Feuersicherheit*, besonders der *Wärme und Trockenheit* und dadurch der *Ersparnis an Brennmaterial*, der *Gesundheit* u. s. w. müssen dabey beständig im Auge behalten werden. — — —“

„Der eifrige Wunsch, das ökonomische Bauwesen einem solchen Zustande näher zu bringen, hat mich bey einer langen Reihe von Versuchen geleitet, wovon ich die gemeinnützigsten Resultate durch diese kleine Schrift der allgemeinen Benutzung darbiete. — — —“

Gegen alles Vorstehende möchte wohl schwerlich etwas eingewendet werden können, da es fast nichts als Wahrheiten enthält, die gewiss von jedem vorurtheilsfreyen Baumeister, schon seit längerer Zeit, anerkannt sind; allein obgleich, nach einer solchen Einleitung, wohl erwartet werden könnte,

dafs der Vf. die *Dauerhaftigkeit* und die *Feuersicherheit*, bey den von ihm vorgeschlagenen Constructionen, nie aus dem Auge verloren hätte, so ist diess leider dennoch nicht der Fall, sondern nur zu oft geschehen. Als Belege für diese Behauptung mögen folgende Stellen aus dem Buche dienen.

S. 22. „Man mufs sich daher einen wohlfeilen Mörtel verschaffen, und diesen erhält man durch den Strafsenkuoth, welchem man blofs etwa $\frac{1}{5}$ Kalk zuzusetzen braucht. Aber auch dieser Mörtel kommt oft noch ziemlich theuer, so dafs derselbe gleichfalls mehr gekostet wird, als den Fundamenten gut ist. Man kann daher noch eine andere Art Mörtel bereiten, der in vielen Fällen noch weit wohlfeiler zu stehen kommt. Man nehme von der Erde, welche man aus dem Fundamentgraben genommen hat, und mische sie mit $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Kalk.“ Welche Begriffe mufs der Vf. vom Kalkmörtel haben!

S. 24 ff. „Man grabe das Fundament so aus, dafs es nach unten ziemlich schmaler wird als oben. — Man nehme nun im Durchschnitt ungefähr faufsgrofse, harte Steine (wie grofse Chausseesteine) und beschütte damit den Boden des Fundamentgrabens so, dafs eine Schichte dick Stein an Stein liegt. Diese Steine sind um so besser, je schärfere Ecken sie haben. Ist der Boden nicht vorher schon ziemlich feucht, so giefse man über diese Schicht überall etwas Wasser mit Handkübeln umher; das Wasser vertheilt sich durch die Steine gleichförmig, zieht sich zwischen denselben in den Boden hinab, und erweicht denselben. Nun mufs man eiserne Stämpfel mit Stielen aus eichenem Holz haben, jeden Stämpfel etwa 15 Pfund schwer, unten rund und breit. Mit diesen Stämpfeln stöfst man zuerst etwas leicht auf der Steinschicht umher und dann allmählig stärker, bis die Steine fest und tief sich in den Boden eingedrückt haben. Nun wirft man von der ausgegrabenen Erde eine Schicht von etwa $\frac{1}{2}$ Fuß darauf, sodann wieder eine der unteren gleiche Steinschicht, begiefst diese wieder mit Wasser, stöfst sie auf gleiche Weise fest, und so fort 3 bis 4 Steinschichten, je nachdem man ein bedeutenderes oder geringeres Gebäude zu gründen hat.“ Seine Bemerkungen zu dieser Stelle glaubt Rec. weglassen zu können.

Aber auch seine Beurtheilung, in der angegebenen Art, fortzusetzen, wäre ihm unerträglich. Nur um seine Leser davon zu überzeugen, dafs er sich durch das ganze Buch durchgekämpft habe, mögen noch folgende Bemerkungen hier Platz finden.

S. 26. Der Vf. hat sich „viel von dem keilförmigen Einspannen des Fundaments in den ganzen umgebenden Boden“ versprochen; — aber nicht daran gedacht, dafs der letztere doch wohl leicht durch Regen und Thauwetter erweicht werden könnte, und dann fast alle Widerstandsfähigkeit verlieren würde.

S. 80. Zur untersten Lage eines Fundaments sollen die Steine mit der *spitzigsten* Seite nach

unten kommen. Welche Begriffe mag Hr. Dr. Heigelin von der Statik haben?

S. 87. Die Balkenköpfe sollen schwalbenschwanzförmig bearbeitet werden, um als Anker zu dienen. — Bleiben denn die Balkenköpfe ewig jung und ewig grün? Und, wenn diess der Fall wäre, läfst sich denn das Mauerwerk zwischen den Balkenköpfen so genau, als dazu nöthig wäre, ausführen?

S. 45. Auf wie viel Höhe man zu den Schornsteinen Luftsteine brauchen darf, hat der Vf. nicht angeführt, und will sogar „zwischen den Wechsellin ein scheinrecht Gewölbchen aus gebrannten Backsteinen zwischen ein setzen.“ Rec. wünscht viel Glück bey einer solchen Bauart, die Hr. Dr. H. für *feuersicher* zu halten scheint.

S. 53. Rec. möchte wohl fragen, wie viel denn eigentlich das Hundert der hier beschriebenen Lehmquadern kostet?

S. 55. 57. 82. Immer wieder Strafsenkuoth unter den Lehm, und dann auch Kalk, um Quader zu bilden!

S. 70. Die hier beschriebene Art Pisewände aufzuführen, scheint Rec. sehr empfehlungswerth zu seyn.

S. 93. Haben denn die Wölbsteine auch im *Schlusse* den *meisten* Druck auf der *innern* Seite auszuhalten?

S. 104. Man zapft die Sparren in die Balken aus *Ungeschicklichkeit* ein?!!

S. 111. Die Verbesserung des Dachverbandes, welche in der hierzu gehörigen Fig. XLV. 2. angegeben ist, zeugt wieder von der Bekanntschaft des Vfs. mit der Statik.

S. 113. Sind denn die hier angegebenen Mängel der Bohlendächer die hauptsächlichsten?

S. 114. Hört denn bey Bohlendächern der Seitenschub auf?

S. 115—127. Die von dem Vf. angegebene Art der Eindeckung der Dächer hält Rec. für recht gut.

S. 128—136. Der hier beschriebene Dachstuhl hat viel Gutes, ist aber, dem Wesen nach, schon lange bekannt.

S. 148. Wir sollen die Fesseln der sogenannten *Symmetrie* zerbrechen. Wohl bekomm's!

Die sogenannten Kupfer scheinen nur Stein- druck zu seyn; sind aber, auf jeden Fall, herzlich schlecht.

GARTENBAU.

ILMENAU, b. Voigt: *Das Ganze der Ananaszucht, oder die verschiedenen Arten, wie man Ananas gezogen hat und noch zieht, von der ersten Einführung dieser Frucht in Europa bis zu den neuesten Verbesserungen in der Cultur derselben durch Hr. T. A. Knight.* Nach dem Eng-

Englischen eines Mitgliedes der Gartenbau-Gesellschaft zu London. Mit einem Steindruck, die besten Einrichtungen des Ananashauses und Gruben vorstellend. 1825. VI u. 175 S. 8. (16 gGr.)

Wäre diese Monographie wirklich, wie der Titel erwarten läßt, frey nach dem Englischen bearbeitet, abgekürzt und nur das wirklich Unbekannte in einem Auszuge gegeben worden, dann würden nicht so viel ermüdende Wiederholungen darin vorkommen und der Preis hätte dann um die Hälfte geringer angesetzt werden können. Es hat aber dem ungenannten Herausgeber gefallen, das Schriftchen, wie man dem Ganzen, auch ohne das Original zur Hand zu haben, gleich ansehen kann, wörtlich zu übersetzen, unbekümmert, ob es dem deutschen Lesern in dieser Gestalt zuzagen werde oder nicht. Doch findet dieser manches Interessante hier, und ob es uns gleich nicht an Anleitungen fehlt, um sich in der Zucht (nicht Treiberey, wie hier übersetzt ist,) dieser Königin der Früchte eines glücklichen Erfolges zu erfreuen, so hat doch die Zusammenstellung der Bemühungen berühmter Gärtner viel Angenehmes.

Der Vf. hat nämlich die Nachrichten über die verschiedenen in Europa bisher befolgten Arten diese Pflanze zu behandeln, gesammelt, hat die namhaft angeführten Schriften der berühmtesten Gärtner von 1761 — 1808 benutzt, und seine eigenen Beobachtungen bey denjenigen Gärtnern, welchen die Zucht dieser Frucht am besten gelungen ist, hinzugefügt. Von den außerhalb England über diesen Gegenstand erschienenen Büchern urtheilt er, ihrer wären wenige und von geringem Werthe, weil es den Gärtnern auf dem feilen Lande mit der Cultur der Ananas nie sehr gelungen wäre. (?) Prof. *Thouin* und *Bosc* werden als die vorzüglichsten französischen Schriftsteller über diesen Gegenstand angeführt, und *Kirchner* als der einzige Deutsche genannt, welcher 1796 darüber geschrieben habe. Hierauf nennt er die angeesehensten jetzt lebenden Erzieher dieser Pflanze in England, und schließt die Einleitung mit der Bemerkung, daß die Ananas auf dem feilen Lande in Rußland am meisten, in Frankreich und Deutschland selten und in Italien nur in einigen Gärten gezogen werde.

Das Ganze ist in fünf Kapitel getheilt. Das erste führt die Ueberschrift: Von der Ananas überhaupt, ihre Cultur in West- und Ostindien, Einführung in England und Holland. Die Ananas, *A. ovata* (*Bromelia A. Lin.*), hat den Namen von *Nana*, wie sie in Brasilien heist. Diese Art ist die einzige, welche allgemein und in beiden Indien, so wie in China in Ueberflus gezogen wird. Sie ist aus Westindien in Südamerika eingeführt worden. Die ersten Versuche, sie in Europa zu ziehen, scheinen gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts von *Le Cour*, einem reichen flamländischen Kaufmann zu *Drivoeck* in der Nähe von Leiden gemacht zu seyn.

Dieser verfahe 1719 die Gärten in England mit Ananas, obgleich dieselbe bereits 1690 als eine botanische Pflanze durch Benticke, nachherigen Grafen von Portsmouth, daselbst eingeführt war. Die ersten fruchttragenden wurden 1730 in Richmond gefunden. Die eingemachten Früchte waren aber schon im 16ten Jahrhunderte nach Europa, und besonders nach Holland und England gebracht worden.

Das zweyte Kapitel handelt von den Varietäten der Ananas. Hier werden 16 Arten derselben ausführlich beschrieben, und dann noch 7 genannt; zugleich wird aber auch gesagt: daß, wenn alle neue Arten aufgeführt werden sollten, die aus Westindien nach England gebracht würden, ihre Zahl gegen 40 ansteigen könnte. Dann wird noch das Bekannte über ihre Fortpflanzung erwähnt.

Im dritten Kapitel werden die außerhalb England gewöhnlichen Erziehungsarten der Ananas aufgeführt. In Holland hat sie der schon erwähnte *Le Cour* zuerst zum Fruchttagen gebracht. Er unterschied drey Arten, und beschrieb seine Erziehungsart in seinen Beobachtungen über Gärten 1737. Er erhielt erst nach drey Jahren Früchte. Die Deutschen lernten ihren Gartenbau von den Holländern. Wie es scheint, haben sie die Cultur der Ananas fast unmittelbar nach ihrer Einführung in Holland versucht. Dr. *Kaltschmidt* in Breslau erhielt 1702 viele Früchte, zuerst aber versuchte ihre Cultur Baron *Münchhausen* bey Hameln in Westphalen. Friedrich d. E. hatte zu Sanssouci einen Holländer zum Gärtner, durch welchen die Ananaszucht sehr glücklich betrieben wurde; aber nach des Königs Tode kam sie ganz in Verfall. In der Nähe von Petersburg und Moskau werden sehr viele dieser Früchte, und zwar vorzüglich durch britische Gärtner gezogen; die besten Warmhäuser sind von Leith oder London nach Petersburg gebracht worden. In Frankreich scheint man erst seit der zweyten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in den Königl. Gärten zu Versailles Cultur der Ananas angefangen zu haben. Die Früchte sind in Frankreich und Italien nicht so gut als in Deutschland, Britannien und Rußland. Die Ursache davon soll in dem Mangel von Wasser (?) und zu großer Hitze während der Nacht liegen. Auch in Schweden, Dänemark, Spanien und Portugal werden diese Früchte gezogen.

Das vierte und längste Kapitel handelt von den verschiedenen, vormals und gegenwärtig bey den praktischen Gärtnern in Britannien gebräuchlichen Erziehungsarten. Hier werden 15 Gärten aufgeführt, und bey einem jeden wird gesagt, welche Form er seinen Treib- und Folgehäusern, so wie seinen Gruben gegeben habe, welches Erdreich er für das beste halte, wie er die Pflanzen behandle, die schädlichen Insekten vertreibe, und welche Erfahrungen er in Hinsicht der Früchte, ihrer Größe, Güte und Zeit der Reife gemacht habe. Wenn sich nun auch in diesem Kapitel manches Lehrreiche findet, so giebt es auch Manches, was zu weitläufig abgehandelt wird, z. B. die Mittel gegen die schädlichen

lichen Insecten. In dieser Hinsicht ist gewiss wahr, was S. 124 behauptet wird: Ordnung und Reinlichkeit, und Sorgfalt für gesunde und kräftige Pflanzen sey das beste Mittel gegen die Insekten, und daß diese durch Begießen mit reinem Wasser und durch Anfüllung des Hauses mit Wasserdämpfen am sichersten vertrieben würden.

Das fünfte Kapitel enthält endlich neuerlich vorgenommene Verbesserungen in der Cultur der Ananas. Wenn man nun schon durch den Titel auf dieselben und namentlich auf die von *Knight* unternommenen aufmerksam und begierig gemacht worden ist, so findet man sich hier am meisten getäuscht, denn es werden nur Versuche aufgeführt, die nicht immer von glücklichem Erfolge begleitet wurden, und der Vf. giebt selbst den Rath, diesen erst noch abzuwarten, und unterdessen den früher genannten vorzüglichsten Gärtnern zu folgen. Die Versuche und Verbesserungen des genannten Präsidenten *Knight* bestehen hauptsächlich in Nichtgebrauch der Bodewärme, und in der Anwendung einer weit höheren Temperatur, während des Sonnenscheins, zu allen Jahreszeiten, als gewöhnlich angewendet wird. Des Abends spät nach jedem hellen und heißen Tage wurden die Pflanzen reichlich mit Wasser besprengt. Er giebt den Pflanzen Töpfe von 1 Fuß im Durchmesser, verpflanzt sie aber nicht, wie Andere, zur Herbstzeit in größere Töpfe, weil sie in dieser, und in der folgenden Jahreszeit wegen Mangel an Licht wenig Saft erzeugen, und also der Blüthe und Frucht viel entzogen wurde, weil die Pflanze nach der Versetzung neue Wurzeln bereiten muß. Er hatte immer gesunde und starke Pflanzen, welche, 15 Monate alt, Früchte ansetzten.

Hierauf folgen Nachrichten von Gärtnern, welche Dämpfe zur Erwärmung des Bodens und zur Heitzung der Treibhäuser mit ziemlich glücklichem Erfolge angewendet haben. Der beygegebene Steindruck veranschaulicht die dargebotenen Nachrichten gut.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

HALLE U. LEIPZIG, b. Reinicke: *Ueber die Theilnahme des Predigers an dem Religionsunterrichte in den Volksschulen.* Erörterungen, Beleuchtungen und Winke von *M. Karl Friedr. Zimmermann*, Prediger zu Burgscheidungen und Dorndorf. 1825. 62 S. 8. (6 Gr.)

Nachdem der Vf. die Uebertragung eines besondern Religionsunterrichts an den Prediger im Allgemeinen, und insbesondere die Anordnungen, welche die Sächsischen Schulordnungen und das Preussische Land-

recht darüber geben, gebilligt, auch die entgegenstehenden Einwürfe als ungenügend abgewiesen hat, verweilt er vorzüglich bey der Frage: „*Wie sich Prediger und Schullehrer in den Religionsunterricht theilen sollen?*“ Hier giebt es nun eine doppelte Antwort, man theilt sich entweder in den *Stoff*, oder in die *Schüler*. In ersterer Hinsicht könnte dem Schullehrer das reinbiblische und historische, dem Prediger das Dogmatische und Systematische des Religionsunterrichts übertragen werden, so daß der erstere nur Materialien gebe, der andere sie verarbeitete; oder man liesse die Kinder durch den Schullehrer erst in der Vernunftreligion unterweisen, und dann von dem Prediger das Christenthum darauf pflanzen; oder auch man unterschiede die göttlichen Offenbarungen nach der Zeitfolge, und liesse die Kinder erst in der alttestamentlichen und dann in der neutestamentlichen, oder endlich den Schullehrer in der Moral, den Prediger in der Dogmatik unterrichten. In der zweyten Hinsicht entstände eine Klassenabtheilung, in welcher dem Schullehrer die Anfänger, dem Prediger die weiter vorgedrungenen zugetheilt würden. Die erste Ansicht, die Theilung des Lehrstoffes, findet der Vf., man mag sie wenden wie man will, mit Recht unzulässig, und es bleibt daher nur die zweyte, daß Prediger und Schullehrer nach einer Klassenabtheilung die Schüler unter sich theilen, wobey nur die Gleichheit der Principien zu bewahren ist, so daß der Unterricht in den verschiedenen Abtheilungen doch in einem Geiste gegeben werde, worüber der Vf. zum Schlusse mehrere Winke giebt. Die Meinung des Rec. geht dahin, daß der Prediger von dem gewöhnlichen Religionsunterrichte in der Schule gänzlich zu entbinden, dagegen ihm ein desto sorgfältigerer *Confirmandenunterricht* zur Pflicht gemacht werden soll. Diesem Confirmandenunterricht wird nun hauptsächlich die Aufgabe gestellt, daß er die im Schulunterrichte gegebenen Materialien, von welcher Art sie sind, zu einem Ganzen gestalte, und eine geordnete und zusammenhängende Uebersicht der gesammten religiösen Ueberzeugungen erwirke. Hierdurch fällt nun gewissermaßen die Doppelantwort auf die Frage über Vertheilung des Religionsunterrichts zwischen Prediger und Schullehrer in eine zusammen, nämlich der Schullehrer ertheilt zwar den ganzen Religionsunterricht in allen Klassen, aber mehr analytisch, so daß er bey dem Einzelnen sich weiter aufhaltend, den Zusammenhang des Ganzen herauszusetzen sich weniger angelegen seyn lassen kann: der Prediger ertheilt ihn auch ganz, aber synthetisch, so daß die Elite von Schülern, die er vor sich hat, erkennt, wie aus den früher gesammelten Materialien das wohnliche Gebäude des Christenthums zusammengefügt werden kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER FÜR ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1828.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Perthes u. Besser: *Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters.* Von Anton Christian Wedekind, königl. Amtmann zu Lüneburg. Heft 1 u. 2. 1821. Heft 3 u. 4. 1823.

Der als gründlicher Forscher längst bekannte Vf. erläutert in diesen Heften eine bedeutende Reihe bisher im Dunkeln gelassener oder doch nicht hinlänglich aufgeklärter Stellen der Quellschriftsteller, und liefert damit einen wichtigen Beytrag zu der Geschichte und Erdbeschreibung des Mittelalters.

Das erste Heft enthält 10 Noten, und zwar: I. *Limes Saxoniae*, eine Nachweisung der unter Karl d. Gr. schon festgesetzten Reichsgrenze zwischen den Sachsen und Wenden. Es wird dabey *Adamus Bremensis* L. II. c. IX. zum Grunde gelegt und gezeigt, wie die frühern Ausleger die Grenze unrichtig zu bezeichnen dadurch verleitet wurden, daß sie den bey Adam v. Br. angeführten Grenzschloß Mestereiza für die Bille hielten. Der Vf. glaubt, daß entweder die drey Stunden von Lauenburg fließende Steinau, oder die zwey Stunden entfernte Linau für den in Rede stehenden Grenzfluß anzunehmen ist, und seine Meinung wird, neben den dafür besonders angeführten Gründen, noch dadurch bekräftigt, daß bey jener Bezeichnung des Anfangspunkts der Grenzlinie auch die übrigen von Adam angegebenen Punkte, ohne erzwungene Erklärung der Namen, sich nachweisen lassen. Die Grenzlinie wird mit großer Ortskunde bis an die Ostsee verfolgt, und am Schlusse der Untersuchung sind noch interessante Bemerkungen über den Umfang und die Abtheilung des transalpinischen Sachsens hinzugefügt. II. *Swithleiscranne. Cives Cocarescmiorum. Rara.* Hier äußert der Vf. seine Meinung über die Ortsbestimmungen, welche bey Wittichind *Ann.* L. III. ep. *Metz.* T. 1. p. 667. in der Erzählung der Streitigkeiten zwischen Herzog Hermann der Sachsen und seinen Gegnern Wichmann und Ecbert vorkommen. Es wird gezeigt, daß unter Swithleiscranne das jetzige Schwedt, welches nach Zeiler *contin. itiner. Germ.* p. 476 vormals den Namen Landscron führte, zu verstehen sey. Die *Cives Cocarescmiorum* setzt der Vf. in Oßfalen, und glaubt sie in der Gegend von Camern oder Sandau suchen zu müssen; für *Rara* aber Heft ermit Becard: *Taro*, und hält die

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1823.

sen Fluß für die Dosse, deren bey *Adam von Bremen* und *Helmiold* unter der Benennung *Doxa* Erwähnung geschieht. III. *Gonna Horfedal.* Wittichind führt diese Ortsnamen L. III. in der Erzählung einiger Vorfälle unter K. Otto I. in Baiern an. Obwohl der Zusammenhang der Erzählung nicht gestattet, die Oerter außerhalb der Grenzen Baierns zu suchen; so hielten doch frühere Schriftsteller das Kloster Zinna in Obersachsen für den erstern Ort und nahmen an, daß Horfedal bey Mainz gelegen habe; ein Beweis, wie wenig sorgsam man die ältere Geographie verfolgte. Der Vf. weist nach, daß beide Ortschaften, das jetzige Zenn oder Langen-Zenn und Rofsthal im Baiernischen Amte Cadolzburg liegen. IV. *Glandesmor.* Nach Dithmar von Merseburg drangen 994 Ascomannen in die Weser-Gegenden, plünderten die Gegend von Hadeln bis nach Leefum, wurden von einem gefangenen sächsischen, zum Wegweiser benutzten Ritter irre geführt und im Glandesmor niedergehauen. Während ältere Schriftsteller diesen Platz im Holsteinischen zu finden glaubten; weist der Vf. überzeugend nach, daß er zwischen der Ost- und Hamme, da, wo noch jetzt das Glinser-Moor sich findet, zu suchen ist. V. *Hesleburg. Seufun. Ala. Bisinfidi.* Als nach dem Ableben Kaisers Otto II. Herzog Heinrich von Baiern, mit dem Zunamen der Bärker, sich die kaiserliche Würde anzueignen suchte, auch ein Theil der Reichsfürsten ihn zu Quedlinburg, wo Heinrich 984 das Osterfest feyerte, versammelten sich, auf dem Saale, sich zu Aufrechthaltung kaiserlichen Otto III., gegen nach Werla, und der von hier aus jedoch nur eine vermitteln. Heinrich nach Baiern ab, und die erbitterten Fürsten ersürmten nun die Burg des mit Heinrich verbundenen Grafen Ecbert, *Ala*, und befreiten Adelheid, die Tochter des verstorbenen Kaisers. Herzog Heinrich, welcher die Grenze Frankens betreten hatte, lagerte bey *Bisinfidi*, um die Fürsten dieser Provinz für sich zu gewinnen, machte jedoch, als er den Zweck nicht erreichen konnte, sich verbindlich, den jungen König Otto III. auszuliefern. — Der Vf. zeigt, mit wie wenig Rücksicht auf den Zusammenhang der

Erzählung die darin benannten Ortschaften von frühern Auslegern in Schwaben, am Rheine, in Thüringen u. s. w. aufgesucht wurden. Er weist nach, daß Ala, Werla, Seufun und Hesleburg nicht in großer Entfernung von einander im alten Sachsen gelegen haben müßten; er nimmt Hesleburg für Aseburg bey Wolfenbüttel, Alaburg für Als- oder Oelsbur, drey Meilen von letzterm Orte entfernt; Seufun für Seesen im Braunschweigischen. — Die Burg Werla findet er mit Gruppen, Hüberlin und Andern bey Burgdorf im Hildesheimischen Amte Schladen. — Die obige hier zum Grunde gelegte Erzählung ist aus *Dithmar* gezogen. Sie kommt auch in dem vom Vf. selbst zuerst vollständig mitgetheilten *Chronicon Corbeiense* (Noten H. 4. S. 374) vor. Der Versammlungsort sächsischer Fürsten, welcher bey *Dithmar* Hesleburg heisset, führt in dem *Chronicon* den Namen Aseburg — und dadurch wird mehr noch bekräftigt, daß das Schloß Aseburg unweit Wolfenbüttel für den Ort der erwähnten Versammlung zu nehmen ist. Der Chronist bemerkt, daß die sächsischen Fürsten nach der Zerstörung der Alaburg auch die mit dieser im Darlingau belegene Burg Hebesheim angegriffen und von Grund aus zerstört hätten; und daraus erhellt ferner, daß, wie der Vf. anführt, die Burg Ala in Sachsen lag, obwohl Rec. nicht der Meinung ist, daß sie an dem Platze, woselbst jetzt Oelsburg liegt, zu suchen ist: denn dieser Ort lag nicht innerhalb des durch die Oker begrenzten Darlingau. Dem Vf., der den Schauplatz der Vorfälle so richtig bezeichnete, waren die bis jetzt nicht hinlänglich beschriebenen Burgen auf dem Elbe zwischen Wolfenbüttel und Schöningen: 1) über Evesen in dem Holze dieser Gemeinde, 2) bey Langeleben an dem noch jetzt sogenannten Alafelde, und 3) über Schöningen auf dem Gipfel des Berges, an dessen Fusse Warle, oder nach ältern Urkunden Werla, liegen, nicht näher bekannt. Die alten Schlösser sind in ihren Ruinen nicht zu verkennen, und viele,

tende Umbleibsel den soch der soch sein Ausicht richten, e Lage der igen Plätze nicht würde cht Seesen, r entfernte Es ist davon ergehenden Hebesheim er Meinung Ruinen der Evesen, mit umher, von Falke n tiefer an kenbar, zu zwischen

dem Elbe und der Asse bietet einen offenen Weg nach der untern Bude zu dar, und Stellen in diesem Thale heißen noch jetzt der Heerweg. VII. *Hamburg und Anschar. Diöcesan-Grenze von Verden.* Unter Hinweisung auf die Quellen geht der Vf. die Veränderungen durch, welche mit dem Bisthum Hamburg, vorzüglich unter Bischof Anschar, vorgingen, und wie mit jenen Veränderungen die Grenzen der bischöflichen Sprengel von Bremen und Verden sich erweiterten und verengten. Nach der Vereinbarung mit dem Bischof von Verden im J. 848 wurden die Grenzen von dessen Sprengel endlich genauer bestimmt. Der Vf. erläutert nun die damalige Grenzbezeichnung, mit Ausnahme des Theils von der Weser bis zu dem Ausflusse der Lahn in die Elbe, welcher letztere früher schon in des Vfs. Schrift: Hermann, Herzog von Sachsen u. s. w. — genauer verfolgt worden. Die mühsame sorgfältige Arbeit enthält gleichfalls einen höchst schätzbaren Beytrag zu der Geographie des Mittelalters: denn ohne vorgängige Bestimmung der Diöcesangrenzen wird eine genauere Bezeichnung der Gauen nicht gelingen. VIII. *Riide. Radi. Heilanga.* Kaiser Heinrich I. hatte den Ungern im J. 932 den gewöhnlichen Tribut verweigert und dadurch einen neuen Einbruch des feindlichen Heers veranlaßt. Nach Witichind und dem vom Vf. selbst im 4ten Hefte der Noten u. s. w. mitgetheilten *Chronicon Corbeiense* sammelte der König sein Heer bey Riide oder Radi im Gau Heilanga. Der Vf. zeigt nun, daß der benannte Ort und der Gau in der Gegend der Börden Mulsum, im Bremischen Amte Harlesfeld, und Heeslingen im Amte Zeven zu suchen sind, nicht aber da, wo Falke und Gercken sie, in den Lüneburgischen Aemtern Kneesebeck und Klötze, zu finden glauben. IX. *Terra Briseiae.* Die *Annal. breves de Landgrav. Thuring. ap. Eccard* S. 350 nennen unter den Landestheilen, auf welche Landgraf Ludwig der Heilige im J. 1226 die Eventualbelehnung erhielt, auch „*terram Briseiae, quantum expugnare valeret.*“ Die Chronikenschreiber nehmen diels für Preußen; der Vf. hebt indeß das Mißverständniß durch Mittheilung der darauf sich beziehenden Stelle aus der in der Bibliothek zu Hannover befindlichen Handschrift der Chronik von Reinhardshorn, woselbst es heisst: „*et terram pliffiae.*“ X. *Chronographie der Bischöfe zu Verden.* Hier giebt der Vf. Nachweisung über die Bischöfe von Verden, von Swibertus dem ersten Bischofe an bis auf Franz Wilhelm, welcher zur Zeit der Aufhebung des Bisthums durch den westphälischen Frieden lebte. Die Berichtigung des Verzeichnisses der Bischöfe ist um so wichtiger, da die Schriftsteller der mittlern Zeiten häufig Verden mit Verdün und Werden verwechseln. Zugleich enthält der Aufsatz viele für die Geschichte des Bisthums Verden sowohl, als für die Geschichte Deutschlands überhaupt wichtige Bemerkungen.

Das zweyte Heft enthält acht Abhandlungen. XI. *S. Ida ducissa.* Die Abstammung dieser Ida, deren Leben in *Lebnitz. Scr. Br. T. 1. p. 171 — 181* vor-

vorkommt, war zweifelhaft. Der Vf. benutzt neuere Quellen, besonders das von ihm selbst mitgetheilte *Chronicon Corbeienfe*, um die Verwandtschaftsverhältnisse und die Abkunft von Pipin von Héristall nachzuweisen, und legt zur Ueberlicht eine Stammtafel bey. Zugleich giebt er einige Scholien zu dem Leben der heiligen Ida, welche viele schätzbare Beyträge zu der Geschichte und Geographie des Mittelalters überhaupt enthalten. — Unter XII. *Hadwidis abbatisa* wird ferner die zu dem vorhergehenden Abschnitte mitgetheilte Stammtafel erläutert. Mit der ihm eignen Gründlichkeit zeigt der Vf., wie Haduvin, Abtiffin von Herford, Ludolf, Herzog von Sachsen, und die nachfolgende sächsische Kaiserfamilie zu dem Karolingischen Hause durch Bernhard, Sohn Karls Martell, in verwandtschaftlichen Verhältnissen stehen. XIII. *Ludolf und Oda in Rom.* — *Brunshausen.* Hier stellt der Vf. Untersuchungen über die Zeit der Stiftung des Klosters Brunshausen und über das Todesjahr des Stifters, Herzogs Ludolf, an, und erklärt sich für die Meinung, daß Ludolf im J. 864 gestorben sey. Am Schlusse sind einige Bemerkungen über die Besitzungen des Ludolfinischen Hauses in Ostfachsen um Gandersheim und an der Oker beygefügt. XIV. *Heinrich IV. in Canossa.* Hier werden die Tage bestimmt, auf welche die Bulse Königs Heinrich IV. zu Canossa fällt. Es waren die vom 25ten bis 28ten Jan. 1077. XV. *Equus in rheda.* Der Vf. erklärt den in einer Stelle der *Chronica Augustensis* (ap. Freher. T. 1. p. 349.): „*Burcardus hilderstatensis episcopus Luiticiorum provinciam ingressus, incendit, vastavit, avectoque equo quem pro Deo in rheda colebant, super eum sedens in Saxoniam rediit.*“ vorkommenden Ausdruck: *rheda* — welchen man bisher in: Wagen übersetzte. Er nimmt mit größerer Wahrscheinlichkeit an, daß *Rheda* ein Eigennamen und für den Sitz des Radegast, den Wendischen Ort Rhetra, oder wohl ursprünglich *Rheda* zu nehmen sey. XVI. *Henricus puer.* Den Historikern war bisher ein Sohn erster Ehe Heinrichs des Löwen, Namens Heinrich, unbekannt. Der Vf. giebt über diesen, durch einen Sturz vom Tische früh ums Leben gekommenen, Heinrich aus der sächsischen Fürstengeschichte und aus dem Nekrolog des Klosters zu Lüneburg Nachweisung, und äußert sich am Schlusse der Note über die Gründe, nach welchen Heinrich der Löwe von seiner ersten Gemahlin, Clementia von Zähringen, sich trennte. XVII. *Tod des Grafen Buthue vor Plön.* Nachdem hier die Vorfälle nach dem Tode des Wendischen Fürsten Gottschalk im J. 1066 und der Verrath, welcher dem ältesten Sohne desselben, dem Grafen Buthue, das Leben kostete, nach *Helmold* erzählt, auch aufmerksam darauf gemacht worden, wie durch eine kritische Bearbeitung der Geschichte der Kriege und Feuden zwischen den Sachsen und Wendem manches Dunkel in der deutschen Geschichte überhaupt gehoben werden würde, zeigt der Vf., daß die Uebergabe von Plön und die Niedermetzlung der Besatzung und des Grafen von den Schriftstellern

viel zu spät in das J. 1074 gesetzt worden. Er beweist, daß das Blutbad vor Plön am 8ten August 1071 erfolgte. XVIII. *Jojada, Prinzessin von Ungern.* Die Angaben über die Kinder und Enkel des 1063 verstorbenen ungrischen Königs Bela I. stehen, wie der Vf. zeigt, mit einander im Widerspruche und bedürfen, nach manchen fleißigen Forschungen ungrischer Historiker, noch jetzt einer schärfern Prüfung. Hier theilt er seine Ansichten über die Abstammung der ungrischen Prinzessin Sophie mit, die zuerst an Ulrich, Markgrafen von Krain und Istrien, und dann an den sächsischen Prinzen Magnus verheirathet war. Er ist sodann der Meinung, daß eine Tochter Königs Bela I., Nameus Jojada, nie gelebt hat, obwohl ältere und neuere Schriftsteller dies bisher annahmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

REISEBESCHREIBUNG.

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien.* Von Dr. G. H. Schubert. Erster Band. 1827. X u. 416 S. 8. (2 Rthlr. 4 gGr.)

Den Eingang zu dieser Reise macht ein Auszug aus einem Briefe an eine deutsche Prinzessin, welcher eine Art von Zueignung ist und uns zeigt, daß der Vf. mit dieser Hoheit in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen die Ehre und das Glück genießt; nach demselben, der etwas weitläufig und wenig interessant ist, kommt der Vf. zu den *Vorbereitungen zur Abreise*, welche nicht nur die Reisegesellschaft, sondern gleich mit die Abreise von Erlangen bis Lyon enthalten. Von Lyon geht es mit manchem, aber oft recht interessantem Abstecher — wie das Thal und die Quelle von Vaucluse, die Gardonbrücke, das römische Amphitheater u. s. w. bey Nismes, — über *Nismes, Montpellier* und *Cette*, über *Beaucaire, St. Remy* und *Aux* nach *Marseille*. In *Marseille* macht unser Autor einen längern Aufenthalt, geht sodann nach *Toulon*, von da besucht er *Hyer*, kehrt nach *Toulon* zurück und begiebt sich von hier aus zu Fuß nach *Nizza*, wo dieser erste Band schließt.

Der gelehrte und als einen bekannten größern, ins R d der Naturwissenschaften eins schon durch sein „Wanderbüchl i Reisebeschreiber befähigte V folgendes über vorliegendes hier die dem freundlichen Leser e ie die Reise selbst, welche es beschreibt, unter sehr verschiedenen Sternen und mit einem sehr verschiedenen Glücke entstanden und gemacht erscheint. Trüber Himmel und Sonnenschein dazwischen, auch ganze liebliche Tage; Poskutschen-Lärmen und Getöse, der Handelsstädte und dann wieder die Stille eines Paradieses; neugieriges und doch unverständiges oder halbverstandenes Betrachten von Gegenständen, für welche eigentlich der reine Sinn fehlte, dann wie-

wieder ein Ausruhen des Auges und Herzens an solchen Dingen, welche die ganze Seele füllen; Kälte und Hitze, selten die rechte, gute, mittlere Wärme: das sind die Leiden und Freuden des Buchs, so wie sie die seines Verfassers gewesen." Bey einer Reise, die wie diese so oft gemacht und beschrieben worden, ist es aber gerade höchst erfreulich, einen Reisenden berichten zu hören, der, wie S., mit einer Fülle der vielseitigsten Kenntnisse, mit einem fein beobachtenden Geiste und dem reichsten, tiefsten Gemüth sich auf den Weg machte; wenn auch sein Selbstzweck wohl nur Erholung von überhäuftten Arbeiten gewesen seyn mag. Rec. muß nach dieser Bevorwortung gestehen, daß, obwohl sich durch den ganzen Theil hin jene trefflichen Eigenschaften des Vfs. abspiegeln, er dennoch sich bey weitem nicht befriedigt gefühlt hat. Nicht als ob er große Ansprüche an wissenschaftlicher oder Kunst-Ausbeute gemacht, oder hinreißende Naturschilderungen erwartet, oder eine Menge ins Einzelne gehender Bemerkungen verlangt hätte; keins von alle diesen — und dennoch blieb das Gelesene unter seiner Erwartung. Worin dies aber gelegen? ist uns leichter zu fühlen, als zu sagen; indess einsehend, daß wo auch nur von leisem, bescheidenem Tadel gegen einen Trefflichen deutscher Nation die Rede seyn kann, solcher hinlänglich begründet werden muß, wollen wir dies versuchen. Zwey Dinge sind es, die in dem Buche gleichsam abwechseln, und die beide, auf die vorgetragene Weise, uns im Lesen und Betrachten des übrigen vielfältigen Nützlichen, Geistigen und Schönen störten. Das erste, eine gewisse zu lang ausgesponnene Naivetät, das andre, ein bey jeder und auch ohne diese Gelegenheit absichtliches Anklingen des frommen Tones. Der Vf. machte die Reise mit seiner Gattin, die sich hierbey eben so rüßig als überall freundlich und hilfreich zeigte; diese führt derselbe unter der recht hübschen, einfachen Benennung: die Hausfrau, ein. Aber nun ist nirgends eine Abwechslung mit Gattin, Frau u. s. w., und so fängt das so oft wiederkehrende Wort, nicht dessen Bedeutung, an zu langweilen. Wenn uns nun aber S. 89 u. 90 der alt bekannte Scherz auf saure Weinorten, den man gewöhnlich auf den Grüneberger Wein in Schlessen bezieht, lang (Schulwein, Strumpfwein und Drey-männerwein) erzählt und auf Jena bezogen wird, und wenn endlich auf ähnliche Weise mancher Witz angebracht ist, so slicht er doch fast überall nicht vortheilhaft gegen den ungesuchten Humor ab, der das Wanderbüchlein so erfreulich beseele. Den zweyten Gegenstand berührend: so kann sicher Niemand mehr Achtung gegen Frömmigkeit und frommen Sinn haben, als Rec. hegt, und gebührend erkennt er diese in der Gesinnung des Vfs.

an. Allein schon früher hat es ihn geschmerzt, daß auf den neuen Standpunkt, den dieser sich dadurch zu eigen gemacht, die Wissenschaft von ihm immer in das religiöse Gefühl gewaltsam hineingezogen wird und eben nicht dadurch gewonnen hat, wie denn, um nur Eins zu erwähnen, die Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften in den neuern Auflagen uns bedeutend gegen die erste zurückzuziehen scheinen. Auch im vorliegenden Buche hat der Vf. gar sehr oft, statt von Gegend, Kunst und Kenntniß der Natur, von seinen religiösen Ideen gesprochen, und dies dehnt er dann, immer mehr hineinkommend, zuletzt so weit aus, daß, nachdem er uns eine religiöse Unterhaltung zwischen zwey katholischen Geistlichen in der Diligence mittheilt, worin auch das alt-apostolische Glaubensbekenntniß vorkommt, er fortfährt: „Ich durfte da nicht schweigen. Auch ich, sagte ich, bin als Christ lutherischer Confession geboren und erzogen. Aber bis zu meinem letzten Hauche werde ich festhalten an jenem Wort des Lebens, an jenem alten Glaubensgrund der apostolischen Kirche, den Sie, mein Herr, eben ausgesprochen, und von dieser Gesinnung sind sehr viele meiner Glaubensgenossen in meinem Vaterlande. Freylich weiß ich gar wohl, daß, wie dies auch Ihrem Freunde bekannt scheint, manche meiner Confessionsverwandten von flachen Einwendungen und Zweifeln gegen die einfältige, göttliche Wahrheit hin- und herbewegt werden, welche ihren Grund in der thierisch-sinnlichen (?) Befangenheit unsrer Natur haben. Wenn es aber zuweilen scheint, als sey diese in unsern Tagen sehr allgemeine geistige Krankheit oder unruhige, innere Bewegung ausschließend nur unter den Protestanten einheimisch: so mag dieser Anschein wohl auch zum Theil darin seinen Grund haben, daß unter uns Protestanten alle, selbst die leichtesten und frechsten Einwürfe so laut und öffentlich ausgesprochen werden dürfen, wie dies bey manchen andern Confessionsverwandten wohl schwerlich möglich und erlaubt wäre.“ — So zwischen der Naivetät und den frommen Betrachtungen hin- und hergewogt, gelingt es selten, einen Ruhepunkt bey den andern recht interessanten Mittheilungen aus ältester und neuester Zeit, den Bemerkungen über wichtige Bauwerke und den Schilderungen der Natur und des Vfs. gemüthvollen Lebens in ihr, zu finden. Dessen ungeachtet sehen wir mit Erwartung dem zweyten Theile, welcher den Aufenthalt in Nizza und Italien mit Einschluß von Rom und Neapel enthalten soll, entgegen: denn trotz des Gerügten gestehen wir von Herzen gern ein, daß doch nur Wenige so lebendig, so einfach und wahr dabey zu schreiben wissen, als Schubert.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

SCHÖNE KÜNSTE

DRESDEN, b. Arnold: *Schriften von C. F. van der Velde*. 25 Bände. Dritte verbesserte Auflage. 1824 — 1827. 8. (21 Rthlr.)

Die Kritik hat keineswegs zur einzigen, nicht einmal zur Haupt-Aufgabe, den lebenden Schriftsteller durch Lob zu belehren und zu ermuntern, oder durch Tadel zu bessern. Wie selten auch wird dieser Zweck erreicht! Aufmunterndes Lob thut leicht die entgegengesetzte Wirkung, indem es einschläfert und hemmt; Tadel, wie gegründet er seyn mag, gilt für Feindseligkeit und Mißgunst, und die Schriftsteller-Eitelkeit weifs sich an dem freygebig gespendeten Beyfall wohlwollender Freunde zu erheben. — Der Hauptzweck aller echten Kritik ist vielmehr die rückfichtlose, von der Person des Schriftstellers ganz absehende Würdigung seiner Werke nach höhern Principien, wodurch ihre wahre Bedeutung aufgezeigt und ihnen ihre Stelle in der Reihe der literarischen Erzeugnisse einer Nation angewiesen wird, ohne dafs eben von Lob und Tadel in dem gewöhnlichen Sinne, als einseitigen Aeußerungen subjectiver Empfindung und individuellen Geschmacks viel die Rede seyn kann. Diels zugegeben, wird man die verspätete Beurtheilung der *van der Velde'schen* Schriften auch jetzt noch an der Zeit finden. Ueberflüssig wäre dieselbe nur dann, wenn ihnen durch den Untergang in der Fluth der Tages-Literatur bereits das Verdammungsurtheil gesprochen und mithin alle Bedeutung für die Gegenwart geraubt wäre. Dafs diels aber nicht der Fall ist, vielmehr diessen Schriften noch von einem grossen Publicum gehuldt wird, beweist unter andern deutlich genug die nach Verlauf weniger Jahre nöthig gewordene, vor Kurzem erst beendigte neue Auflage sämmtlicher Schriften dieses Verfassers, welche uns hier zur Beurtheilung vorliegt.

Band 1—3: *Erzstufen*, sechs Geschichten in drey Theilen, mehr oder minder angenehm, im Ganzen mehr. — Der erste Theil enthält: *Asmund Thyrsklingurson*, eine Erzählung aus dem letzten Fünftheil des siebzehnten Jahrhunderts. Eine isländische Geschichte, in der ein junger, kühner, löwenstarker Isländer bürgerlicher Abkunft durch Rettungen aller Art das Herz eines schönen hochgeborenen Fräuleins und zuletzt auch ihre Hand gewinnt. Mannichfaltige Naturerscheinungen und Lie-

bes-Abenteuer gewähren eine recht angenehme Unterhaltung, und versiehn sich auch ihrer hinlänglichen Kürze halber wohl einzuschmeicheln. — *Der Flibustier*. Eine spanische Seeräuber Geschichte mit etwas Liebe. — Zweyter Theil: *Die Trude Hiorba*, ein Märchen, in welchem weder Gold noch Silber und sonstige feenhafte Herrlichkeiten gespart sind, übriges von dem grossen Haufen der Dichtungen dieser Gattung keine hervorstechende Eigenthümlichkeit unterschieden. — *Gunima*, eine Hottentotten-Geschichte. Bis ein Weisses sich entschliesst, eine Gelbe zu heirathen, bedarf es in der Bücherwelt vieler Gefahren, Rettungen und bewundernswerther Hingebung von Seiten der Gelben. v. d. V. läst, um Gunima glücklich zu machen, alle Minen springen, benutzt alle wilden Thiere mit ihrer Wuth und erlässt dem Weissen keine Gefahr. Aus Allen befreyt ihn Gunima, die ihn endlich, was der Sache den Ausschlag giebt, um ihrem Edelmuth die Krone aufzusetzen, in der Wüste bey Wassermangel mit ihrem Blute trinkt. Giebt es dafür mehr oder weniger als eine Heirath, die dem Weissen ohnehin nicht schwer wird? — In einer der vielfachen Schreckensscenen erscheint ein *käsebleicher Hottentott*; schade, dafs solche Eindrücke vorübergehen! sonst wäre aus dem Gelben schnell ein Weisses geworden. Dritter Theil: *Die Tartarschlacht*. Eine Scene in Schlesien im J. 1241, während die Tartaren im Lande hausten. Die Hauptfigur, eine polnische Fürstin, ihrem ersten Gemahl geraubt oder von ihm verstoßen, was nicht deutlicher bezeichnet ist, hat sich mit einem schlesischen Edelmann vermählt; flüchtet, wenn es nöthig ist, ersucht sich in Polnischem Kostum auf dem Schlachtfelde, ohne dafs dem Leser deutlich wird, warum? und der hinterlassene Rittergemahl beschliesst aus Reue, deren Grund kaum angedeutet ist, sein Leben im Kloster. — *Axel*. Diese Erzählung aus dem dreyssigjährigen Kriege dürfte leicht die gelungenste in der Sammlung der Erzstufen seyn. Ein junger schöner Schwedischer Graf tritt in ein altadliges Haus als Stallknecht in Dienst, liebt, wird geliebt, erfährt Verachtung seines Standes, läst sich der Liebe wegen Alles gefallen, und schlägt sich mit Worten durch Kränkungen, mit dem Degen durch Schlachten bis zum Obristen, dem auch bald der Graf folgt, die Liebe krönt und die Heirath herbeyführt. Ausser einem vom Schrecken ergriffenen Magister, der *käsebleich* in den Saal tritt, leidet die kurze Erzählung an wenig Störungen.

Mm

Band

Band 4. *Prinz Friedrich* soll uns die Geschichte König Theodor's, des Prätextanten von Korfika geben. Ein überreicher, doch armseliger Inhalt windet sich zwischen Roman und Geschichte hindurch; welchem von beiden stiefmütterlicher begegnet ist, wäre schwer zu bestimmen. So viel bleibt gewiss: der als Gewand dienende Roman hat einen unzulänglichen Schnitt, und die Geschichte König Theodor's, der Hülle des Romans entwachsen, bahnt sich mühsam einen Weg, um ihren Platz zu behaupten. Fast dürfte man in anderm Sinne das Nämliche von dem Romane sagen, der in der Geschichte König Theodor's eben so überflüssig ist. Beide könnten selbstständig seyn, jedes in der ihm angemessenen Form. In v. d. V's. Behandlung ist kein Zweck erreicht, am wenigsten der der Unterhaltung. Raschheit mit Unwahrscheinlichkeit gepaart führen wie mit Dampfmaschinen von Begebenheit zu Begebenheit, und betäubend schnell verliert Prinz Friedrich eine Schlacht nach der andern, um nicht zu dem Throne zu gelangen, den sein Vater, König Theodor, durchaus erringen will. Ganz verzeichnet sind die beiden Heldinnen. Die Hauptperson, deren stumme Liebe den Sieg davon trägt, läßt, wie oft bey v. d. V., ihre Empfindung nur vermuthen, während die Andere mit pompöser Schönheit alle Mittel anwendet, ein Herz zu gewinnen, das sie nur erobern, nie besitzen mag. Historische Personen dürfen auf mildere Behandlung, ideale auf einnehmendere Anspruch machen.

Band 5 — 7. *Die Eroberung von Mexiko* in drey Theilen. In einem weiten Felde, fruchtbar an mancherley Geschichts - Utenfilien, wühlt und haust v. d. V. convulsivisch, gönnt sich im Reichthum des Stoffs bey keinem Ereignisse gehörige Ruhe, auch nur *Eins* der vielen durch oder auszuführen. Wie aus einem Füllhorne sind allerley Sachen und Säckelchen ausgestreut, die in losem Zusammenhange stehen. Der Leser windet sich durch den drey Bände durchschlingenden Stoff mühsam hin, und möchte des talentvollen Vfs. halber gern befriedigt seyn, gelangt aber nicht dazu, weil der zerarbeitete, nicht aber verarbeitete Stoff ihm nur Wünsche zurückläßt. Der Eingang des *ersten* Theils läßt einen kriegerischen Roman vermuthen, wenn auch nicht daran glauben, da es nun einmal v. d. V's. Manier ist, seine handelnden Personen auftreten zu lassen, wie sie sonst wohl abtreten. Die Gluth Aller reicht nicht aus, ob es gleich nur 3 Bändchen sind, die sie durchziehen soll. Im Donner der Kanonen geht Freundschaft, Liebe, Treue, Muth, Tapferkeit, Edelmuth unter und auf, ohne daß von dem Vielen etwas gehörig reif würde. Im galoppirendem Erobern verlinkt im zweyten Theil der erste, im dritten gehen die beiden vorigen unter. Die Krieger sind müde, die Liebenden haben ihre Liebe vergessen, und Cortez, der unschuldige Veranlasser der von der Veldischen Eroberung Mexiko's, stirbt, nachdem ihm Spanien seine Thaten und Verdienste schlecht gelohnt, ebenfalls müde und matt.

Band 8. *Der Malteser*, eine Erzählung aus der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Priester oder Ritter finden immer ihr Publicum, wenn der Mensch in ihnen kämpft und der Nimbus am Ende schwinden muß. Ein edler tugendhafter Held, der sich tapfer mit Gott Amor herumschlägt, sich der frommen Christenheit zu Liebe kreuzigt und segnet, den Aufgeklärten aber den Spafs macht, über das Brevier wegzuschielen, hat gewils gewonnenes Spiel. Ritter Paul, der natürliche Sohn eines Maltesers, wird von seiner sterbenden Jungfer-Mutter nach Malta geschickt zum Herrn Vater, den er nicht kennt. Dort soll er nach eignem Begehren dem geistlichen Orden einverleibt werden, verliert sich aber geschwind in eine — Nonne, die ihn fromm wieder liebt und stirbt. Nun ist es richtig. Man sieht ihn am Altare knien; der geistliche Vater schlägt ihn weinend zum Ritter; der weiße Mantel mit rothem Kreuze hängt um seine Schultern. Jetzt geht es gegen die Ungläubigen. Welche Masse von Heldenthum er nun ausübt, wie großmüthig er sich gegen seinen Feind Paolo (auch einen Bastard seines Vaters von einer Türkin) benimmt, ist unbeschreiblich. Auf der Insel Chios findet er endlich die Schöne, welcher sein Herz, nun schon unter dem Kreuze, zum zweyten Male unterliegt. Sie hält ihn für einen christlichen Kaufmann, und weil er Christus glaubt, wie sie, liebt sie ihn, ohne viel Umstände zu machen. Auf Chios geräth er in wunderbare Verlegenheiten, vernichtet ein ganzes Türkenheer, rettet die Geliebte auf sein Schiff, und kehrt mit ihr, von Ruhm und Wunden bedeckt, nach Malta zurück, wo ihm Papiere eingehändigt werden, die den Schleyer seines Schicksals lüften, ohne daß er sich dem Vater in die Arme werfen darf. Sein garstiger Bruder, auf den Sünden und Laster im Uebermaasse gehäuft sind, wird ins Kloster gesteckt und verspricht Besserung. Für die geleisteten Dienste unsers Helden leistet der heilige Vater auch das Seinige, entläßt ihn seiner Gelübde und unser Held wird glücklich mit seiner Dirne.

Band 9. *Die Lichtensteiner*, eine Erzählung aus den Zeiten des dreyßigjährigen Kriegs. „Die Phantastie“, heist es S. 196, „hat ihr buntes leichtes Gebäude aufgeführt auf dem festen Granitgunde der Geschichte, der Jetztwelt lebendig zu vergegenwärtigen die wilden Meinungskämpfe der schweren finstern Vorzeit und zu warnen vor den Rückfällen, mit denen die Zeit sich ewig wiederholend uns bedroht“; und in dem die Stelle des Vorwortes vertretenden Sonett: „der Christ erweise sich durch milde Duldung.“ Diese Lehre anschaulich zu machen; war also des Vfs. Absicht, und es ist ihm nicht abgelingen, durch Schilderungen von Gräueln aller Art Abscheu vor Glaubenskämpfen zu erregen. Durch alle jene Schreckensscenen zieht sich dann eine Liebesgeschichte mit allen möglichen Hindernissen und Untergang drohenden Gefahren, wobey endlich, da alle menschliche Hülfe verlag, der Himmel selbst mit Donner und Blitz ins Mittel tritt und die Liebe krönt.

krönt. Gelungen sind besonders die Scenen aus dem Familienleben und der Kinderwelt, in welche der Leser gleich anfangs eingeführt wird.

Band 10. *Die Wiedertäufer*, eine Geschichte aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Ein reicher Stoff, der von v. d. V. in eine armelige Form gekleidet und gewaltsam in einen Band zusammengedrängt ist. Auch hier ist kein Zweck erreicht, weder der des Romans, noch der Geschichte. Der Vf. läßt die Mord- und Gräueltthaten, welche die Wiedertäufer in Münster begehen, so rasch aufeinander folgen, daß sie nicht einmal Grauen, sondern nur Widerwillen erregen. Wäre die Erzählung rein-historisch, so hätte sie wenigstens das Verdienst; so aber schlingt und windet sich durch Mord, Usurpation, Verderbtheit der Sitten und Zügellosigkeit, durch alle Rubriken von Immoralität eine Geschichte mit Liebe, die nicht einmal eine Liebesgeschichte heißen kann. — Wohl hat der Tod dem Vf. die Feder zu früh aus der Hand genommen; die Wiedertäufer aber wären nie zu spät erschienen.

Band 11. führt den besondern Titel: *Die Patriar*; Bd. 12: *Guido*; Bd. 13 und 14: *Arwed Gyllenstierna*; Bd. 15 u. 16: *Der Böhmisches Mägdckrieg*; Bd. 17: *Das Liebhabertheater*; Bd. 18 u. 19: *Christine und ihr Hof*; Bd. 20: *Das Horoskop*; Bd. 21: *Die Heilung der Eroberungssucht*; Bd. 22: I. *Der Zauber-mantel*, II. *die Böhmisches Amazonen*; Bd. 23 und 24: *Die Gesandtschaftsreise nach China*. Der 25te Band enthält v. d. Veldes Lebenslauf und Briefe.

Eine ausführliche Angabe des Inhalts aller dieser viel gelesenen Schriften würde überflüssig seyn, eine gleichmäßige Beurtheilung derselben aber des Raumes zu viel erfordern. Rec. fügt daher nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzu.

Van der Velde wollte *historische* Romane schreiben, indem er seinen Erzählungen durchgängig einen aus der wirklichen Geschichte entnommenen Hintergrund gab. Zu seinem Nachtheile fordert er aber dadurch selbst zu einer Vergleichung mit dem ausgezeichnetsten Roman-Schriftsteller dieser Gattung auf, den unsre Zeit hervorgebracht: mit *Walter Scott*. Wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß v. d. V. die Geschichte kannte, und auf seine Weise verstand, auch für Zeit und Ort charakteristische Züge zusammenzulesen und sie an seinen Bildern als ein eigenthümliches Kostüm anzubringen weiß, so kann man doch auch nicht leugnen, daß bey ihm ein Bild ziemlich wie das andere aussieht; alle erinnern durch eine gewisse Familien-Aehnlichkeit an ihren gemeinschaftlichen Ursprung; weder Charaktere noch Situationen sind durchdrungen von dem eigenthümlichen Geiste der Zeit und Nation, welcher sie angehören. Wir sehen nicht lebhaftes Gealten aus einer lebendigen Wirklichkeit vor uns, sondern Theaterfiguren, denen der Vf. ihre Rollen beygebracht hat, und die sich Mühe geben, ihrer angemessensten Stellung,

ihrem fremdartigen Kostüm gemäß sich zu geben, aber doch immer verfräthen, daß sie eigentlich nicht sind, wofür sie gelten wollen. Mit einem Worte: wir sehen und fühlen uns nicht in der wirklichen, sondern in einer in des Vfs. Kopfe entsprungenen Romanen-Welt. Die verschiedenartigen Gegenstände werden auf dieselbe Weise behandelt, auch hinsichtlich der äußern Darstellung. Welchem Himmelsstriche, welcher Zeit auch die Vorgänge angeeignet seyn mögen: überall scheint zu Anfang eines Abschnitts der Mond oder die Sonne, je nachdem die Gemüther abendlich oder taglich gestimmt seyn sollen; Helden lehnen sich auf Schwerter, Rathsherren und Bürgermeister sitzen gedankenvoll; Staatsdiener statten Bericht ab, und nachdem das Räderwerk aufgezogen, läuft es gehörig bis zum nächsten Abschnitte, wo sich dann wieder ein neuer Steher, Sitzter, Denker u. s. w. findet. Dießes Stehen- und Sitzenlassen seiner Helden in genau beschriebenen Attitüden ist bey dem Vf. so zur herrschenden Manier geworden, daß sich selten ein Abschnitt findet, der nicht damit anfangt.

Uebrigens aber kann man von der Velden weder Erfindungs- noch Darstellungsgabe absprechen. Seine Begebenheiten drängen und häufen sich nur oft allzu sehr zum Nachtheil der Wahrscheinlichkeit, und stürmen auf die handelnden oder vielmehr leidenden Personen so gewaltsam ein, daß diese, davon erdrückt, sich unmöglich ruhig und klar entfalten können; ganz im Widerspruch mit der eigentlichen Aufgabe des Romans. — Die Diction, bis auf einige hier und da sichtbare Manier, ist gut, wenn gleich nicht ganz rein und gediegen. Der Vf. hat die Sprache in seiner Gewalt und hätte nur seine Herrschaft über dieselbe auch bis zur Unterdrückung mancher rhetorischen Floskeln ausdehnen sollen, die hier und da unangenehm stören. Im Ganzen kann man ihm das Prädicat eines guten Erzählers nicht versagen, dem es nicht selten gelingt, angenehm zu unterhalten: allein die eigentlich poetische Tiefe, die schöpferische Kraft, welche lebendige, mit dem Stempel der Wahrheit und Natur gezeichnete Gealten hervorzaubert, müssen wir ihm gänzlich absprechen, da sich in allen seinen Schriften davon keine Spur zeigt.

K. H.

- 1) HOLZMINDEN, b. Bohn: *Ueber den weisen Genus der Jugendfreuden*. Ein Lehrgedicht. Allen edlen Jünglingen Deutschlands gewidmet von *Friedrich Helms*. Zum Besten der Griechen. 1827. 92 S. 8. (12 gGr.)
- 2) GÜTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Die Thäler*; episch-idyllisches Gedicht von Dr. *Papc*. 1827. 237 S. 8. (1 Rthlr.)

Das erste dieser längern Gedichte ist eine sehr willkommene Gabe und wackern Lehrern und Erziehern um so erwünschter, je mehr die jetzige Jugend nach Genus strebt und so oft den wahren Genus

nufs verkennt. Der Vf. schildert die erlaubten Freuden der Sinne, die Freuden des Geistes und des Gemüths in drey Gefängen, warnt vor herrschenden Fehlern und trüben oder giftigen Genußquellen ernst und herzlich. Aber sein Gedicht hat auch poetischen Werth; es sind passende und zum Theil neue Bilder gewählt und die Verse zeichnen sich durch Rundung und Wohlklang aus. Darum möchten wir das Gedicht zum Vorlesen in Schulen und zu Declamationsübungen empfehlen. Eine Stelle zeuge von dem Gefügten:

Fliehe den Schwarm der Romane, geseugt vom ver-
sengten Gehirne

Lichtumflatternder Motten im Putz zernageter Lappen
Vom nasskalten Jammer im blühenden Schoosse getragen,
Bis ein erwärmender Blick der Verleger gereift ihn
hervorrufft.

Gleichwie Gefohmeißs zahllos, wenn feuchtwarm brütet
der Sommer

Kriechet am Kohl, und die Blätter bedeckt mit widri-
gem Unrath,

Bis sie das Haupt durchfrisst und das Herz der krän-
kelnden Pflanze.

Also wimmelt die Brut der befudelnden Aferromane
Stets vom Bücherverkäufen gepflegt und dem Bücher-
verleiher,

Weit durch Stadt und Gefild zu den Iesewüthigen Leuten.

Nr. 2. nennt sich ein episch-idyllisches Gedicht; allein zu einem Epos fehlt ihm die Objectivität, zu einer Idylle die Ruhe und Einfachheit. Der Ton der Klage, der sich vom Anfang bis zum Ende hindurchzieht, entbehrt des Reizes, weil der Held nicht Interesse genug erweckt. Er thut nichts, das ihm unser Herz gewinnen könnte, sondern jammert ewig, und weiß nicht, was er will. An einzelnen rührenden Scenen und lieblichen oder ergreifenden Darstellungen fehlt es jedoch nicht; auch sind die Hexameter im Ganzen nicht mißlungen.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Caroli Linnaei, Equitis stellae polaris, archiatri regii, prof. med. et rei herb. in Univerf. Upsal., Systema Vegetabilium. Editio decima sexta, curante Curtio Sprengel, Equite stellae polaris et Aquilae rubrae, prof. med. et rei herb. in Univerf. Hal. Vol. IV. Pars II. Curae posteriores. 1827. 410 S. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)*

Schon bey der Anzeige der vorhergehenden Bände dieses wichtigen Werks (A. L. Z. 1827. Ergänzt. Bl. Nr. 14. S. 109.) haben wir auf die Erscheinung der vorliegenden Ergänzungen aufmerksam gemacht. Sie sind, was in der Natur der Sache liegt und bey dem unermüdlischen Eifer des berühmten Vfs. sich nicht anders erwarten liefs, sehr zahlreich ausgefallen. Es kann der Zweck nicht seyn, sie hier ein-

zeln durchzugehen, da ein Jeder, der eine Uebersicht des Pflanzenreichs nach dem jetzigen Zustande der Wissenschaft zu erlangen wünscht, nicht ermangeln wird, sich das Ganze anzuschaffen, das, wegen des eben gerühmten Vorzugs, in keiner botanischen Bibliothek fehlen darf. Dafs die hier dargebotenen Nachträge und Berichtigungen systematisch und mit steter Beziehung auf die betreffenden Vorgänge auf einander folgen, versteht sich von selbst. Der S. 348 beginnende *Index auctorum in hoc opere citatorum*, welcher bis S. 385 geht, giebt nicht nur ein Verzeichniß der angezogenen Schriftsteller, sondern auch die Titel ihrer Hauptwerke. Bald ist das Geburtsjahr, bald das Sterbejahr, bald diese oder jene biographische Notiz beygebracht, wodurch dasselbe als ein schätzbarer Beytrag zur botanischen Literargeschichte betrachtet werden kann. Sind auch vielleicht hin und wieder die Vornamen mancher botanischer Schriftsteller, wie z. B. bey *Chaix*, der *Dominique* hiefs, ausgelassen und mancher andre unrichtig angegeben, wie z. B. bey *Willdenow*, wo das *Christian* in *Karl* verwandelt werden muß, so ist man doch vor den seltsamen Verstümmelungen in der Rechtschreibung der Namen und den Angaben der Büchertitel gelichert, die das von *de Candolle* herausgegebene *Systema naturale* verunzieren und auf eine wahrhaft belustigende Art in der Regensburger botanischen Zeitung gerügt worden sind. Der Hr. Professor *Spr.* hat sehr seltlich diese Gelegenheit benützt, um diejenigen Freunde der Wissenschaft zu nennen, deren Gefälligkeit seine ansehnliche Pflanzenammlung die meisten Bereicherungen verdankt. S. 386 sieht, wie bey den frühern Bänden, ein *Index generum*, in welchem nicht nur die angenommenen, sondern auch die blofs als Synonyme betrachteten Gattungen in alphabetischer Ordnung auf einander folgen. Endlich beschließt S. 403 ein *Appendix* diesen letzten Band, mit der Ueberschrift: *Henrici Schott fasciculus plantarum brasiliensium*, worin der Verfasser, Gärtner zu Wien, der in den Jahren 1817 und 1818 in Brasilien verweilte, 77 von ihm entdeckte brasilianische Pflanzen beschreibt. Die Handschrift war zu spät eingetroffen, um noch für die *Curae posteriores* benutzt zu werden. Als neue Gattungen werden hier aufgestellt: *Alseis*, *Dimorphandra*, *Myrrhinium*, *Acosmium*, *Exostyles*, *Melanoxylon*, *Afera*, *Othlis*, *Dasyneuma* und *Peridium*. Möchten doch diejenigen, die brasilianische Pflanzen bekannt machen, diese wohlbegründeten *Genera* berücksichtigen, damit die Namenverwirrung nicht auch dieser fruchtbaren Quelle sich bemächtigte. Diese Warnung erscheint um so mehr zeitgemäß, als jetzt an mehreren Orten in Europa neue brasilianische Gewächse beschrieben und mit botanischen Benennungen belegt werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) **HAMBURG**, b. Meldau: *Denkblätter der Predigten, welche in der Kirche zu St. Georg vor Hamburg gehalten sind*, von J. W. Rautenberg, Pastor daselbst. Sechste Sammlung. 1826. VIII u. 464 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

2) **Ebend.**, b. *Ebend.*: *Ch. S. Ulber's*, weiland Hauptpastors und Scholarchen zu St. Jacobi (soll heißen: Hauptp. zu St. Jac. u. Scholarchen) in Hamburg, Abzugs-Predigt zu Landshut und Anzugs-Predigt zu Hamburg. Neu herausgegeben von J. W. Rautenberg, Pastor zu St. Georg, Vorst. Hamb. 1826. 64 S. 8. (6 gGr.)

1) **W**ir waren entschlossen, dieser Denkblätter in unserer A. Literatur-Zeitung nicht wieder zu gedenken, da es sich mit Bestimmtheit voraussehen läßt, daß der Vf. derselben auf der Höhe seiner vermeintlichen Infallibilität auf die Ausstellungen eines tief unter ihm stehenden Beurtheilers keine Rücksicht nehmen werde. Aber wir erfuhren, daß ein geistreicher Lehrer der Homiletik auf einer deutschen Universität, durch frühere Anzeigen auf diese Predigentwürfe aufmerksam gemacht, dieselben mit Erfolg benutze, um seinen Zuhörern zu zeigen, wie man *nicht predigen* solle. Da wir nun glauben, daß auch dieser Jahrgang nicht wenig dazu geeignet ist, einen solchen *negativen* Nutzen zu gewähren, so wollen wir in aller Kürze über denselben berichten.

Herr Rautenberg ist diesmal in seiner Vorrede sehr bescheiden und bittet seine geliebten Leser um Nachsicht mit den Mängeln seiner Arbeit, die er auf den Grund zurückgeführt wissen will, daß „er's noch nicht ergriffen habe,“ und „noch nicht vollkommen sey.“ Nur auf ein Lob will er nicht verzichten, nämlich „daß er einen lebendigen (?) Stein in den Bau unserer evangelischen Kirche füge.“ Wir glauben ihn aber in dieser Hinsicht völlig beruhigen zu können; er ist *in seiner Art* wirklich nicht nur nicht zurückgeschritten, sondern fortgegangen und der Vollkommenheit sehr nahe. Wir finden auch in diesem Jahrgange dieselbe starre symbolische Orthodoxie, mit Verunglimpfungen solcher, die anders denken, als er, gepaart, dasselbe theatralische Hafchen nach dem Auffallenden und dem, was auf die Thränendrüsen wirkt, dieselben affectirten und oft geschmacklosen Bilder, dasselbe mystische Phra-

sengeklingel, wie in den früheren Geistesprodukten desselben. Zum Beweise und zur Ergetzung unserer Leser nur einige Proben:

Am Sonnt. Septuag. predigt der Vf. über den Satz: „Daß Gott uns selig mache aus Gnaden und nicht aus Verdienst;“ da geht es dann im zweyten Theile weidlich über diejenigen her, „die dawider murren,“ d. h. die Vernunftfreunde. Die Antwort, die seine Jünger diesen Widerwärtigen geben sollen, besteht vorzüglich darin (S. 86): „Gottes Wort lehrt einmal nicht anders,“ nämlich nach seiner mystischen Gnaden-Theorie. Ja er will sogar denen, die mit dem „ungefalzenen“ Einwurf vortreten, jene Lehre lege den Leuten die Hände in den Schoofs und sey ein Wiegenlied für ihre Sicherheit, zur Strafe für ihr „kindisches Geschwätz die Ruthe geben.“ Man sieht, wie gnädig ihn Gottes Gnade stimmt. — In der Predigt am 8. Sonnt. nach Trinit.: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten“ bemerkt er freylich selbst (S. 314), es sey betrübend, daß viele Leute es bey der Neigung zu andächtiger Betrachtung und sinnender Beschauung der Offenbarung des Herrn bewenden und mit aller ihrer Frömmigkeit doch das Leben an ihrer Stelle leer und öde lassen, so daß man schon auf ein glückliches Resipisciren des Vfs. hofft; aber noch in derselben Rede (S. 319) werden wir, mit Beziehung auf 1 Mos. 3 (man ersaune über die treffliche und treue Exegese dieser Stelle!) belehrt, „daß der Acker des menschlichen Herzens von Natur nur Disteln und Dornen trage,“ und S. 320: „daß die alte Natter des Hochmuths so leicht ihr Haupt wieder emporhebe und uns vorgaukele, daß unsere belobten Werke gut seyen,“ u. s. w. — Am ersten Weihnachtstage wirft Hr. R. die Frage auf: „Wer hat ein fröhlich Weihnachtsfest?“ Hierauf, meint er, antworte sein Text — wir finden in demselben kein Wort davon: — „Nicht Augustus und sein Hof, sondern Maria zu Bethlehem; nicht die Obersten zu Jerusalem, sondern die Hirten auf dem Felde; nicht die Geister der Finsterniß, sondern die Engel Gottes im Himmel.“ Daß Augustus keine Weihnacht gefeyert habe, glaubt jeder Hn. R. aufs Wort; es hätte auch wirklich mit einem Wunder zugehen müssen, wenn er es gethan; aber ihm darum vorzuwerfen, es sey bey ihm „finstern und schaurig, wüß und leer; Weihnachtsgäste können es nicht aushalten in seinem Palaß, da werde es ihnen grauen, wie in der Todtengruft“ ist eine große Ungerechtigkeit gegen den

Nn

Mann,

Mann, der nichts von Christo wissen konnte, oder ein allegorischer Unfinn, in den sich kein Vernünftiger finden kann. Kaum aber traut man seinen Augen, wenn man den sinnlosen Satz: Aug. feyert kein fröhlich Weihnachtsfest so übertragen sieht: „Nicht die Gewaltigen und Hohen, sondern die Demüthigen und Stillen haben ein fröhl. W.“ Mit den Gewaltigen und Hohen aber meint der Vf. „nicht bloß Könige und Fürsten“ (also diese sind für immer von aller Weihnachtsfreude ausgeschlossen), sondern alle die, „welche noch irgend trachten nach hohen Dingen, mit einem Worte, welche auch gern Kaiser wären, d. h. an der Stelle derer, welche durch Gold und Stand und Ansehen gewaltig sind in dieser Welt.“ — eine treffliche Definition von einem Kaiser! Auf ähnliche Weise geht es in dieser ganzen Predigt fort, die übrigens mit dem erhebenden Verslein anfängt:

„Gottlob, nun ist die Weihnacht da
In Ihrer Herrlichkeit!“ u. s. w.

In eine ganz eigene Verlegenheit geräth der Vf. in seiner Reformations-Predigt: „Zwey Merkmale der wahren Kirche Jesu.“ Da hat er Luther gelobt wegen der Freymüthigkeit, mit der er kämpfte gegen papistischen Glaubenszwang, und fährt dann mit Recht (S. 423) fort zu zeigen, das sey der Geist der Lutherischen Kirche. „Aufs Bestimmteste, sagt er, weist sie alle Menschen-Gebote und Machtprüche u. s. w. zurück und hält sich an das Wort des Herrn.“ Wie stimmt nun das mit der sonstigen Symbololatrie des Vfs.? Er sucht sich zu helfen. „Sie ist,“ fährt er fort, „weit entfernt, ihre Bekenntnisse zu verehren als kanonische Schriften von apostolischer Hand. Allein sie erkennt darin Zeugnisse und Regeln des Geistes Gottes aus der Schrift gezogen.“ Sind das etwa auch die Lehren: das Gewitter, Hagel, Viehierben vom Teufel hervorgebracht werden; das derselbe die Luft vergifte, dem Menschen keinen Bissen Brot gönne, dem Einen den Hals breche, den Andern erlaufe, oder wahninnig mache; das die bösen Geister als Gespenster erscheinen u. dgl.? „So wenig,“ sagt Hr. R., „sie dieselben (die Symbole) fehllos hält und ihrer Verbesserung webren will,“ (nun! das ist ja, was alle Vernünftige wünschen und was auch Luther in seinem Rath, wie das Studium der Theologie zu betreiben sey, befiehlt, nämlich unsere Bücher an der heil. Schrift, wie an einem Probiersteine zu prüfen!) „so wenig duldet sie doch eine Abweichung davon oder eine Veränderung darin“ (also soll es doch wieder bey dem Alten bleiben! Wer findet sich aus diesem Gewirre heraus!) „wenn dieselben nicht aus einem allgemein anerkannten vollkommeneren Verständniß des Wortes Gottes hervorgegangen sind.“ (Ach, wann wird das zu Stande kommen, so lange es noch Exegeten giebt, wie Hr. R. und Consorten!)

Doch wir brechen ab, um noch ein Lob über den guten und richtigen Druck, der bey solchen Pre-

dictentwürfen seltener ist, auszusprechen. Auch mit der Orthographie des Vfs. hat man Ursache zufrieden zu seyn, bis auf die sonderbare, immer wiederkehrende Schreibart der Wörter *Hofart* und *hofartig*, z. B. S. 18. 319. 403. Der Vf. denkt sich doch nicht etwa eine Etymologie von *Hof* und *Art*? Freylich hat *Heinsius* in seinem Wörterbuche diese Meinung, und verfährt consequenter, als Hr. R., indem er *hofartig*, nicht *hofartig* schreibt. Aber darum ist sie noch nicht die richtige. Es ist *Hoffart*, *hoffartig* zu schreiben, und diels von *hoch Fahrt*, hochfahrendem Wesen, abzuleiten. Unsere ältesten Dichter schreiben überall *Hochfahrt*. So *Friedr. von Logau* Sinnged. 1354. Vgl. *Lessings* Werke, Bd. 8. S. 178 und *Atelungs* Wörterbuch der hochdeutschen Mundart.

2) *Christian Samuel Ulber*, geb. zu Landshut in Schleien am 26. Aug. 1714, seit 1740 Prediger und seit 1741 Senior dafelbst, seit 1757 Hauptpastor der St. Jacobskirche zu Hamburg, wo er am 28. August 1776 starb, war bekanntlich ein für seine Zeit ausgezeichnete Geistlicher, der als Prediger und Dichter religiöser Lieder sich hohen und verdienten Ruhm erwarb. Nachrichten über ihn findet man in *Meusel's* Lexicon der von 1750 — 1800 verli. teutsch. Schriftsteller. XIV. S. 186; ausführlicher in: *Leben und Schriften Chr. S. Ulber's*. Hamb. 1777. 8. und in *J. O. Thieff's* Hamb. Gelehrtengeleh. Bd. 2, S. 243 ff.

Hr. R. hat nun zwey Reden dieses Mannes hier wieder abdrucken lassen, nämlich: dessen Abschiedspredigt zu Landshut: „Die weinende Liebe bey dem Abschiede eines Lehrers aus seinem Vaterlande,“ so wie dessen Antrittspredigt in Hamburg: „Das schwere Herz eines Seelenhirten bey der Uebnahme einer fremden Heerde.“ Keine Vorrede belehrt uns über den Zweck, den er dabey gehabt. Sie sind dem Hn. Dr. *Bückel*, dem Nachfolger Klefners, bey der Einführung in sein Amt (im Oct. 1826) mit einigen wenigen Worten zugeeignet. Wollte Hr. R. vielleicht dem Hn. Dr. *Bückel* dadurch die Art und Weise vorhalten, wie er sein Amt zu führen, oder ihm ein Mußer in die Hände geben, wie er seine Vorträge einzurichten habe? Dann hat er, glauben wir, seinen Zweck verfehlt; denn nach Allem, was wir von diesem würdigen Gelehrten hören und lesen, scheint er uns nicht der Mann zu seyn, der Verlangen trüge, sich nach veralteten Mustern zu bequemen, sondern es scheint sein Wahlpruch zu seyn: *αὐτὰρ ἑὸν βασίλειον ἑὸν ὀδόν*. Es hat auch der sel. *Ulber* an Einem Nachfolger genug, und dieser ist Hr. Rautenberg selbst, wie die Vergleichung der *Ulberschen* Denksätze (Entwürfe seiner Predigten, von denen es 18 Jahrgänge, Hamb. 1758 — 1775, giebt) und selbst der obigen beiden Reden mit Hr. R's. *Denksätzen*, in Hinsicht auf Phrasen, Anreden, Wendungen, Uebergängen, satzsam beweist. *Claus Harms* und *Ulber* sind offenbar die Muster, den

nen Hr. R. nachstrebt. Uebrigens würde der geistreiche *Ulber*, wenn er jetzt lebte, anders predigen, er würde mit seiner Zeit fortgeschritten seyn und nicht die Ergebnisse derselben in Bezug auf Wissenschaft und verfeinerten Geschmack im Kanzelvortrage eigenfönnig ignoriren, wie es Hr. R. thut, indem er im Jahr 1826 auf eine Predigt aufmerksam macht, worin der Redner sich mit folgenden Worten an seine neue Gemeinde wendet (S. 47): „Was sehe ich? Ein Haus voll Menschen, so eine kleine Welt vorstellet. So viele tausend Schafe, die sich um mich lagern. — Und wie verschieden sind diese Schafe! Da sind *fette* und *magre*, starke und schwache, gesunde und kranke, blinde und lahme, alte und junge, grofse und kleine, *kluge* und *alberne*, *alles unter einander*. Rosensträuche und *Distelbüsche*, Edelfeine und Kieselsteine, Gold und Blei, alles treffe ich auf dem Felde an, das ich zu bauen habe.“

Sollte übrigens der Herausg. noch einmal wieder daran denken, Proben der *Ulberschen* Beredsamkeit neu auflegen zu lassen, so empfehlen wir ihm vor allen dazu die in *Gözens* Kanzelreden Bd. 7, S. 215 ff. befindliche Predigt: „Jesus im Munde und der Teufel im Herzen.“ Diese dürfte in unsern Zeiten hie und da gute Wirkung thun.

THEOLOGIE

LEIPZIG, in Baumgärtners Buchh.: *Evangelischer Glaubensschild, oder vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren der beiden christlichen Hauptkirchen*, zur Selbstbelehrung und Befestigung in evangelischer Glaubensstreue. Von Ludwig Sackreuter, Freyprediger und Lehrer an der zweyten Stadtmädchenschule zu Darmstadt. Mit einem Vorworte von Dr. Ernst Zimmermann. (Auch mit dem Titel: *Katechismus der Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und evangelisch-protestantischen Kirche* u. s. w.) 1827. XXIV u. 264 S. 8.

Vertraut mit dem Geiste und den Bestrebungen der römisch-katholischen Kirche, wie solche zu unserer Zeit sich offenbaren, erachtet der ehrwürdige Vorredner dieser Schrift, Hr. Dr. Zimmermann zu Darmstadt, es für sehr nöthig, „dem unkundigen Theile der Zeitgenossen, mehr apologetisch als polemisch, die Acten des obwaltenden Streithandels in den mannigfachen Formen vorzulegen.“ Er freut sich in dieser Hinsicht der Theilnahme, womit die hierhergehörigen Schriften von Tzschirner, Bretschneider, Otto u. A. vom Publico aufgenommen worden sind, und macht seinen Lesern Hoffnung, daß sie bald auch von ihm eine Schrift erhalten werden, in welcher er, hauptsächlich für Theologie-Studirende, den Protestantismus und Catholicismus im Gegenfatze darzustellen beabsichtigt. Durch das vorliegende, sich seines Beyfalls erfreuende Werk

wünscht der Vf., der schon durch seine „kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 2te Aufl. Darmstadt 1825.“ rühmlichst bekannt ist, vorzüglich dem gebildeten Bürger und Landmanne, dem Volksschullehrer und den in ihren Kenntnissen schon ziemlich vorgerückten Confirmanden nützlich zu werden, und ihnen ein Buch zu geben, woraus sie sich über die abweichenden Lehren beider Kirchenparteyen selbst unterrichten und zur klaren Ansicht derselben gelangen könnten. Deshalb wählte er die katechetische Form, welche auch Hrn. Dr. Z. bey einer Darstellung dieser Art eigenthümliche Vortheile zu gewähren und besonders für die grofse Klasse derjenigen geeignet zu seyn scheint, welche sich über diesen Gegenstand zu belehren wünschen, ohne doch einem zusammenhängenden Vortrage die nöthige Zeit und Aufmerksamkeit widmen zu können. Als ein besonderer Vorzug dieser Schrift wird gerühmt, daß der Vf. jeden der abgehandelten Streitfatze nicht nur mit den nöthigen Schriftstellen, sondern auch mit den eigenen Worten der Bekenntnisschriften beider Parteyen belegte. — Diefem Plane gemäß, über welchen sich der Vf. selbst in einer besondern Vorrede noch ausführlicher erklärt hat, besteht die ganze Schrift, — außer einer *Einleitung* (S. 1—18), in welcher von der christlichen Kirche und von den Glaubensbekenntniss-Schriften oder symbolischen Büchern der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen, sowohl der lutherischen als der reformirten, Kirche gehandelt wird, — aus folgenden sechs Hauptabschnitten, mit den einem jeden untergeordneten Theilen. I. *Von der Kirche* (S. 19—79). 1) Merkmale derselben; 2) Oberhaupt der Kirche; 3) Priesterschaft und Geistlichkeit; a. Priesterschaft, Klerisey der katholischen Kirche; b. protestantische Geistlichkeit; c. Versammlungen der Geistlichkeit; d. öffentlicher Gottesdienst. II. *Von den Erkenntnisquellen des Glaubens* (S. 80—103). 1) Tradition oder ungeschriebenes Wort Gottes der katholischen Kirche; 2) Bibel oder das geschriebene Wort Gottes. III. *Von den Gegenständen der Verehrung und Anbetung* (S. 103—120). 1) Heiligenverehrung; 2) Mariendienst; 3) Bilderverehrung; 4) Reliquienverehrung. IV. *Von dem Menschen* (S. 121—147). 1) Ursprung und Fortpflanzung der Sünde (Erbünde); 2) Einfluß der Sünde auf den Willen; 3) Befähigung zum Guten durch die Rechtfertigung; 4) Gute Werke und deren Verdienstlichkeit. V. *Von den Sakramenten* (S. 148—253). 1) Im Allgemeinen; 2) im Besondern; a. von der Taufe; b. von der Firmelung; c. von dem Abendmahle und der Messe; d. von der Buße und dahin Einschlägigem (?); e. von der letzten Oelung; f. von der Priesterweihe; g. von der Ehe. VI. *Als Anhang* (S. 254—264) 1) das Glaubensbekenntniß vom Papste Pius IV., oder die Norm des katholischen Religionseides; 2) das Glaubensbekenntniß der evangelisch-protestantischen Kirche, abgefaßt von der evangelischen Kirchenbehörde des Großherzogthums Baden, bey Gelegenheit der Grün-

Gründung der neuen evangelischen Gemeinde zu Mühlhausen und Lehmingen. (Diese beiden Actenstücke sind mitgetheilt, weil sie nach der Meinung des Vfs. zur Wiederholung des im Buche Vorgetragenen dienen können.) — Nach einer sorgfältigen Prüfung dieser Schrift bestätigt Rec. sehr gern das vom Hn. Dr. Zimmermann über sie gefällte Urtheil, „dass man nirgends in ihr das Bestreben verkennen werde, Klarheit und Deutlichkeit mit Gründlichkeit, Wahrheitsliebe mit Leidenschaftlosigkeit zu verbinden.“ Nur scheint ihm der Vf. durch das an sich sehr rühmliche Bestreben, möglichst gründlich zu verfahren, zuweilen zu einer Ausführlichkeit verleitet zu seyn, die der Erreichung seiner lobenswerthen Absichten eher hinderlich als förderlich seyn möchte. Besonders glaubt er, dass, ohne den geringsten Nachtheil für eine gründliche Behandlung, die Zahl der Fragen hie und da beträchtlich hätte vermindert werden können, wenn der Vf. überall es sich zur festen Regel gemacht hätte, bey jedem von ihm behandelten Gegenstande, zuerst die Streitfrage, mit Hinzufügung der nöthigen historischen Aufklärungen, dann die Gründe der katholischen Kirche für ihre sich auf jene beziehenden Lehren, und hierauf die Gegengründe, nach Vernunft und Schrift, wenn gleich in catechetischer Form, doch nicht durch so viele Fragen zerstückelt, wie es hier öfter geschehen ist, so kurz als möglich vorzutragen. Die Anführung der eigenen Worte aus den öffentlichen Bekenntnisschriften der Katholiken und Protestanten mag immerhin als ein dieser Schrift eigenthümlicher Vorzug betrachtet werden. Ob es aber nöthig war, zuerst die Lehren selbst, als Antworten auf die vorgelegten Fragen, darzustellen und dann, als Belege, die oft unklaren Worte der symbolischen Bücher *in extenso* abdrucken zu lassen, dürfte man in Rücksicht auf die Leser, für welche dieses Buch bestimmt ist, wohl nicht ohne Grund bezweifeln. Noch weniger, als aus den katholischen, scheinen die Anführungen aus den protestantischen Bekenntnisschriften hier immer zweckmässig zu seyn. War es die Absicht des Vfs., wie er in der Vorrede sagt, durch diese Schrift die Uebereinstimmung der protestantischen mit der reinen Lehre Christi darzuthun: wie konnte er diese Absicht dadurch zu erreichen hoffen, dass er den katholischen Bekenntnisschriften die symbolischen Bücher der protestantischen und besonders der evangelisch-lutherischen Kirche gegenüber stellte? Enthalten denn diese durchgängig eine richtige Darstellung der reinen Lehre Jesu? — Ausdrücklich behauptet der Vf. (§. 20), dass der Inhalt der symbolischen Bücher der Protestanten nur in so fern dem Geiste des Protestantismus angemessen ist, als er mit der Vernunft und heiligen Schrift in Uebereinstimmung steht. Dass aber eine solche Uebereinstimmung nicht allenthalben Statt findet, wird von ihm selbst an mehreren Stellen seiner Schrift, wenn nicht mit klaren Worten ausgesprochen, doch verständlich genug angedeutet,

z. B. in seinen Darstellungen der Lehren von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, von der Kraft der Taufe. — Ohne alles und jedes bemerken zu wollen, was dem Rec. minder beyfallswürdig zu seyn scheint, erlaubt sich derselbe nur noch Einiges hervorzuheben. Bey der Ausführlichkeit, womit die Lehre von der Tradition (§. 119 — 142) behandelt worden ist, hätten die verschiedenen Arten derselben, unter welchen man die hermeneutische vermisst, wohl mit einigen Worten erklärt werden sollen. Wenn (§. 131) gegen die Behauptungen der Katholiken über die Mängel der heiligen Schrift gesagt wird, „das, was als religiöse Wahrheit, als Richtschnur des Glaubens und Lebens allen Menschen fromme, was also auf Belehrung (?), Besserung und Beruhigung Bezug habe, sey so bestimmt, lichtvoll und vollständig in ihr vorgetragen, dass es auch der Ungelehrte leicht zu fassen, zu behalten und auf sich anzuwenden vermöge.“ — so wird sich dies, mit Rücksicht auf die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche, nur dann erweisen lassen, wenn man annimmt, dass ein grosser Theil der in diesen Büchern enthaltenen Dogmen und Bestimmungen nicht zu den in der Schrift gegründeten practischen Religionswahrheiten gehöre. — Mit Recht dürfte die katholische Kirche es für eine unrichtige Vorstellung erklären, dass sie (nach §. 132) schliesse, „weil die Apostel schriftlich abfassten, worüber sie mündlich belehrt wurden, so finden solche mündliche Ueberlieferungen auch jetzt noch Statt, und sind auch jetzt noch nöthig.“ — Von der heiligen Schrift wird, in Beziehung auf die Tradition der Katholiken, §. 140 gesagt: „Als ein Buch göttlichen Ursprungs ist das darin unveränderliche Gotteswort über alle Menschenatzungen in Glaubens- und Gewissenssachen erhaben, — und darum macht uns nicht bloß unsre Vernunft, sondern auch die Schrift selbst das stete, treue Festhalten an ihren Lehren und Geboten zur unerlässlichen Pflicht.“ Werden die Gegner nicht hierin dieselbe *petitio principii* finden, die man ihnen zum Vorwurf macht, wenn sie behaupten, man müsse glauben, dass die Kirche unfehlbar sey, weil die Kirche solches lehrt? — Zuweilen vermisst man im Ausdruck die gehörige Deutlichkeit, z. B. S. 100, wo die Frage: „Warum eifert man in der katholischen Kirche so häufig gegen den freyen Gebrauch der Bibel?“ — also beantwortet wird: „Vorwand hierzu mußte die Schwerverständlichkeit derselben abgeben; allein der wahre Grund lag wohl nur darin, dass man die Beurtheilung vieler ihrer Lehrsätze und Gebräuche nicht nach dem Worte Gottes anstellen könne, dass solches wenigstens nicht von Jedermann geschehe.“ — Aus diesen wenigen Bemerkungen dürfte sich ergeben, dass, so schätzbar das vorliegende Werk auch schon in seiner gegenwärtigen Gestalt ist, dennoch bey einer zu erwartenden zweyten Auflage, durch eine sorgfältige Revision, noch Manches zu dessen Vervollkommenung werde geschehen können.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

THEOLOGIE.

HALLER, in d. Buchh. d. Waisenh.: *Handbuch für christliche Religionslehrer. Zweyter Theil. Homiletik, Katechetik, Pastoralwissenschaft und Liturgik.* Von Dr. August Hermann Niemeyer. Sechste neu bearbeitete Auflage. 1827. L. n. 444 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Homiletik, Katechetik, Pastoralwissenschaft und Liturgik. Von Dr. A. H. Niemeyer. Sechste neu bearb. Auflage.

Gegenwärtige Anzeige kann nicht den Zweck haben, unsere Leser mit dem Inhalte eines bereits in so vielen Auflagen dem Publicum vorliegenden klassischen Werks bekannt zu machen; sie wird vielmehr besonders auf dasjenige hinzuweisen suchen, was das hochverehrte Vf., ungeachtet seiner überhäuften anderweitigen Arbeiten und Geschäfte, abermals zur Verbesserung und Bereicherung dieses Werks geleistet hat, und was demselben eine neue Empfehlung giebt an das lehrbegierige Publicum, welches noch frey von den Verirrungen der Zeit, einem unverständlichen Scholasticismus oder trübennigen Mysticismus, theologische Wissenschaft in klarer und praktischer Darstellung zu schätzen weis.

Sowie der erste Theil dieses Handbuchs für christliche Religionslehrer, welcher die populäre und praktische Theologie enthält, in der sechsten Ausg. einem vieljährigen Freunde, dem bereits seit dem verstorbenen Superint. Dr. Krehl zu Pirna am Jubelfeste seiner funfzigjährigen Amtsführung gewidmet war, so hat der Vf. den vorliegenden zweyten Theil dieses Werks einem „vieljährigen bewährten Freunde, dem Hn. Conf. R. u. Prof. Dr. Wagnitz in Halle, am Tage der funfzigjährigen Jubelfeyer seines Predigtamts“ mit einer herzlichen gehaltreichen Zuschrift als Freundesgabe dargebracht, nachdem er selbst einige Monate früher sein akademisches Jubelfest unter den glücklichsten Auspicien gefeyert hatte.

Was nun das Verhältniß dieser neuen Ausgabe zu den frühern betrifft, so ist zwar, wie auch die neue Vorrede andeutet, im Wesentlichen des Plans und der Ausführung wenig verändert, doch ist fast keine Seite ganz dieselbe geblieben, und sowohl im Ausdruck als in der Behandlung einzelner Materien

Vieles bestimmter und vollständiger gefaßt worden. Die bedeutendsten Abänderungen und Zusätze finden sich indess in der Homiletik und Pastoralwissenschaft. Bey vielen Materien konnte der Vf. auf die ausführlichere Behandlung derselben in seinen schätzbaren *Briefen an christliche Religionslehrer* verweisen. Ganz neu gestaltet erscheint der letzte der Liturgik gewidmete Abschnitt, der diese jedoch nur als Theologie des kirchlichen Gottesdienstes, nicht als Geschichte desselben behandelt. In der beygebrachten Literatur sind zwar manche Nachträge zu bemerken, wofür einzelne an sich nicht werthlose, aber durch bessere übertroffene Schriften mit Recht weggelassen sind, da für Anfänger von der Angabe einer zu reichen Literatur in Compendien nicht viel Nutzen zu erwarten ist; sollte indess hin und wieder eine bedeutendere Schrift vermisst werden, so wird diese in den Vorlesungen leicht nachgetragen werden können. Das Werk selbst eröffnet eine „Vorbereitende Abhandlung über den Beruf und die gegenwärtige Lage des christlichen Lehrstandes, geschrieben im J. 1794, vermehrt im J. 1807; aufs Neue durchgesehen und erweitert im J. 1827.“ Besonderes Interesse gewährt ein am Ende beygefügtter Zusatz, der durch die neuen Erscheinungen in dem religiösen und kirchlichen Leben veranlaßt wurde und der als die Stimme eines so vieljährigen kenntnisreichen und umsichtigen Beobachters die höchste Aufmerksamkeit verdient. Der Raum erlaubt uns hier nur Einiges aus demselben anzudeuten. Der Vf. erkennt keineswegs, daß bey V itgenössen e sich ge t auch die und seine ur durch Umstände Aufregung die Studi renden einen wohlthätigen Einfluss gehabt habe, von welchem man in der Periode der sogenannten Aufklärung, die freylich mit Unrecht von den neuern Frommen und Erweckten als eine Periode gänzlichen Unglaubens, der Ruchlosigkeit und Gottlosigkeit bezeichnet wird, noch keine Spuren wahrgenommen habe. Soll indess diese neue Regsamkeit von wahrhaft segensreichem Erfolg und von Dauer seyn, so bleibt, dem Vf. zufolge, noch Manches zu wünschen übrig; zuvörderst, daß es der evangelischen Kirche unsrer Zeit besser ergehen möge, als

es bald nach der Periode der Reformation der Fall war, damit sie nicht aufs neue ein Kampfplatz von Streitigkeiten werde, wobey viel mehr an dogmatische Lehrrätze und Meinungen, als an das, was doch immer die Hauptsache bleibt, an das Gehaltseyn und Handeln im echten Geiste des Christenthums gedacht, ihres Hauptgebots aber, der *Liebe*, ganz vergessen werde. Mögen die Zeiten nicht wiederkehren, wo man den Werth eines Mannes und seine Würdigkeit zum Amt oft allein nach dem, was man Rechtgläubigkeit nannte, bestimmte und dadurch so oft Heuchelei und charakterlose Anbequemung an die Denkart derer, von welchen Amt und Brot zu erwarten war, veranlaßte, die dann, sowie sich die äußern Umstände änderten, gar bald wieder mit veränderter Maske hervortrat. Nächstdem muß der Einfluß mancher philosophischen Schulen unsrer Zeit auf die Theologie in allen ihren Theilen, namentlich auf die Behandlung und Darstellung der so einfachen und gerade durch ihre Einfachheit und Gemeinverständlichkeit so wohlthätig wirkenden Lehre des Christenthums, die Besorgniß erwecken, daß manche angehende Geistliche diese neue Weisheit aus den akademischen Hörsälen sogar in ihre kirchlichen Vorträge übertragen, wobey man alten dogmatischen Formeln einen Sinn unterlegt, der den Urhebern derselben durchaus fremd war, und jedem Uneingenommenen bey seiner auffallenden Unklarheit völlig fremd bleiben muß. In Beziehung auf den Streit zwischen rationalistischen und supernaturalistischen Ansichten, welcher letztern Vertheidiger sich neuerlich mit unwissenschaftlicher Polemik und verketzender Unduldsamkeit haben vernehmen lassen, äußert der Vf. mit Recht, daß beiderley Ansichten bey wissenschaftlicher Consequenz nicht zu vollständiger Einigung gebracht werden können, daß aber das Leben selbst von aller Einseitigkeit eines streng abgeschlossenen Systems zurückführe und der Geistliche durch den nähern Umgang mit seinen

ehenden Gemeindegliedern derselben und die dieser durch einfache, nicht entfernte Lehren darfst den Beobachtende Kampf in religiösem so weniger beunruhigt für Religion
1 Tag legt, und unter

Leistung einer höhern Regierung bey allem Wechsel der Denkweisen das Wahre nie ganz verdunkelt ist, auch die Religion nie ihre wohlthätige Wirksamkeit völlig verloren hat. „Wenn es aber, so schließt der Vf. diese Abhandlung, dem Unerforschlichen gefallen hat, so viele Menschen ihre eignen Wege — und welche Wege! — wandeln zu lassen, ohne daß uns die h. Schrift daran verzweifeln läßt, daß er sich einst Aller erbarmen werde; wenn selbst die Weisesten, nach dem Aussprüche des Apostels, Alles nur wie durch ein Glas, dunkel und fragmentarisch zu erkennen vermögen, wie kann man wägen, daß

es dem schwachen Menschen nur auf Einem Wege vergönnt sey, das Heil zu finden?“

In der hierauf folgenden gehaltreichen *Einsiedlung*: Ueber Bestimmung, Bildung und Pflichten christlicher Religionslehrer überhaupt, möchte wohl mancher Leser, der nicht das Glück hatte, den Vorlesungen des Vfs. über dies Lehrbuch beyzuwohnen, Einzelnes noch ausführlicher erörtert zu sehen wünschen, z. B. die Ideen zur Beförderung der Würde und Nützlichkeit des geistlichen Standes, welche nicht sowohl durch höhern Rang dieses Standes in der bürgerlichen Gesellschaft, wie Manche meinen, als vielmehr durch andere mit seiner Natur und seinem Wesen mehr zusammenhängende Mittel hervorgebracht werden könnte. Sehr anregend sind unter andern die hier beygebrachten Fragen: Wird nicht die schlechte Beschaffenheit so vieler Prediger hier und da recht sichtbar begünstigt? durch die oft so sehr geringe Sorgfalt bey ihrer Wahl, durch die noch allgemeinere Unzweckmäßigkeit ihrer Prüfung, durch die zu wenige Aufsicht auf ihre Amtsführung, durch die vernachlässigte Versorgung der Verdienten und Würdigen im Alter? — Sind nicht sehr viele Religionslehrer in einer Lage, die alle Thätigkeit ihres Geistes in kurzer Zeit abspannen muß? Scheinen nicht viele ihrer Amtsverrichtungen mehr da zu seyn, um ihnen etwas zu thun zu gehen, als sie zweckmäßig und nützlich zu beschäftigen? Sind die Vorgesetzten der Prediger in einer solchen Lage, daß sie ihre Bestimmung recht erfüllen können? Sind sie nicht oft nur die Handlanger der Consistorien? Können ihre Kirchenvisitationen den Hauptzweck erfüllen? — Würden nicht häufigere Zusammenkünfte und Synoden der Prediger eines Sprengels zu jenem wichtigen, auf Geistesbildung und Amtsführung gehenden Zweck von weit wohlthätigerem Einfluß seyn? — Ist es verantwortlich, ganze oft große Gemeinden, ja nicht selten eine ganze Generation unter der alleinigen Leitung eines Mannes zu lassen, den Jedermann als unwissend und sein Amt entehrend kennt, der aber klug genug ist, Excesse zu vermeiden, die Absetzung zur Folge haben könnten? (S. 16.)

Der erste Haupttheil umfaßt die Theorie des *homiletischen* und *katechetischen* Religionsunterrichts, letztere in beschränktem Umfange, da es bey der Katechetik weniger auf vervielfältigte Regeln, als auf praktische Anleitung und Uebung ankommt, die leider nur zu häufig vermisst wird. Ohne hier in das Einzelne einzugehen und die häufigen Nachbesserungen namhaft zu machen, bemerken wir nur, daß der Vf. auch bey den hier gegebenen Anweisungen von dem früher durch ihn bewährten Grundsatze, vermittelt des Verstandes auf das Herz zu wirken, nicht abgewichen ist. Da neuerlich von frommen Eiferern die Behauptung aufgestellt worden, daß Glaube an die auffallendsten von ihnen vertheidigten angeblich christlichen positiven Lehren lediglich von dem Willen eines jeden Hörers abhänge und daß Verwerfung derselben bloß Werk des bösen Willens sey,

sey, so hätte Rec. noch eine besondre Zurückweisung jenes Wahns hier beygebracht zu sehen gewünscht. Sehr beachtungswerth ist, was der Vf. am Schlusse dieses Abschnitts zur Empfehlung der, in neuern Zeiten oft so sehr vernachlässigten Katechistik sagt, da die Erfahrung lehrt, daß es weit mehr gute und fertige Prediger, als geschickte Katecheten gibt, und es weit leichter ist, sich auf einen Vortrag als auf ein Gespräch vorzubereiten. Die Hauptaufgabe jener gar nicht leichten Kunst bleibt immer, sich scheinbar von den Ideen der Schüler los zu lassen, und dennoch den Faden nie aus der Hand zu verlieren, um nicht in ein planloses Geschwätz zu verfallen. Das bloße Unterrichten in alten oder neuen Sprachen, Geschichte u. s. w. ist noch keine hinreichende Vorübung.

Der zweyte Haupttheil handelt von den Pflichten des Predigers in den allgemeinen und besondern Verhältnissen seiner Gemeinde, oder von der *Pastoralwissenschaft*. Dafs der Vf. von dem Inbegriff derselben die *Casistik* oder Lehre von den Gewissensfällen ausgeschlossen hat, wird man nicht missbilligen können, wenn man bedenkt, daß es weit vortheilhafter ist, auf allgemeine Grundsätze des weisen und gewissenhaften Verhaltens zu denken und daran die Urtheilskraft zu üben, um jene nach den verschiedenen Fällen zu modificiren, als für jeden einzelnen Fall eigne Gesetze zu schreiben. Es geschieht nur zu leicht, daß der, welcher immer Andre für sich denken läßt, durch die Aehnlichkeit der Fälle getäuscht wird, während geübter Wahrheitsinn und reiche Menschenkenntniß weit sicherer leiten. Dagegen wäre sehr zu wünschen gewesen, daß der Vf. einen Abriss des Kirchenrechts, welcher sonst mit der Pastoralwissenschaft verbunden zu werden pflegte, nicht gänzlich von seinem Plane ausgeschlossen hätte, da derselbe aus dem reichen Schatze seiner vielseitigen Kenntnisse und Erfahrungen über manche neuerlich in Anregung gebrachte kirchenrechtliche Gegenstände ein sehr willkommenes Licht zu verbreiten im Stande gewesen wäre. Von den vielen in diesem zweyten Haupttheile abgehandelten Materialien kann Rec. nur Einiges als besonders zeitgemäß hier andeuten: „Beruf zum Predigtamt“, wo das Vorurtheil von einem besondern göttlichen innern Rufe zu einem geistlichen Amte, so wie das mythische und heuchlerische Geschwätz von einem solchen in Antritts- oder Abschiedspredigten gerügt wird, während doch Jedermann die so sehr menschlichen und irdischen Absichten und Mittel kennt, die dabey mehr als alle Rücksicht auf Gottes Willen vorgewaltet haben; „Erhaltung der Achtung und des Vertrauens während der Führung des Predigtamts durch Unbefcholtenheit und das Musterhafte des ganzen, sowohl häuslichen als öffentlichen Lebens“; „Vorsichtigkeit in der Theilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen.“ Da dem Geistlichen hiebey auch die Meinung der Schwächern nicht gleichgültig seyn darf, so konnte die Theilnahme desselben am Tanz und Spiel gar nicht, am Schauspiel nur in manchen

Fällen und Verhältnissen, zulässig gefunden werden. „Unmittelbare Seelsorge“, deren Schwierigkeiten keineswegs alle Annäherung und weise Einwirkung auf einzelne Gemeindeglieder hemmen sollten. Unter den „Bewahrungs- und Förderungsmitteln der Sittlichkeit und Frömmigkeit“ werden auch Erbauungs- und fromme Vereine berücksichtigt. So wenig es für den Geistlichen rathsam ist, wie heftig sich selbst von jüngern geistlichen Eiferern berichtet wird, sich in die Zusammenkünfte der untern Stände in Trink-, Wirths- und Tanzhäusern einzudrängen und dort mit sehr zweydeutigem Erfolge ein gewisses Conforamt zu üben, oder die Anwesenden selbst fortzutreiben, so wenig darf er doch sogenannten Erbauungsstunden und Conventikeln seine nähere Aufmerksamkeit entziehen, besonders seitdem sie in den neuern Zeiten zu den furchtbarsten Verirrungen Anlaß gegeben haben. Wenn gleich der Vf. auch jene Vereine mit seiner bekannten Milde beurtheilt, so verkennt er doch nicht: Schon in der Absonderung liege eine Verführung zu geistlichem Stolz und Eibildung auf eine besondre Heiligkeit, und daher, wenn nicht zu Geringschätzung und härter Verdammung, doch zum mitleidigen Beseufzen derer, die nicht Theil nehmen mögen, oder nicht dieselbe fromme Sprache führen, und deren heitere Frömmigkeit von allem düstern Wesen und allem äußern Schein frey ist, häufig auch zu einem leeren geistlichen Geschwätz, das bey Mangel an Klarheit und richtigem Urtheil über den Sinn der h. Schrift nicht ausbleiben kann. „Wenn aber gar Ueberspannung und Ueberreizung der Gefühle zum herrschenden Ton wird, so ist erfahrungsmäßig keine Schwärmerey so groß, daß sie nicht darin Heerd und Nahrung finden sollte.“ (S. 302.) Im Folgenden wird sehr zeitgemäß auch darauf aufmerksam gemacht, was der Prediger in Beziehung auf die Wirksamkeit der Bibel- und Tractatengesellschaften zu beobachten hat, um Aberglauben und Schwärmerey zu verhüten. Mit Uebergang dessen, was über das Verhalten des christlichen Lehrers gegen einzelne Classen und Glieder seiner Gemeinde treffend bemerkt ist, wenden wir uns zu dem dritten Haupttheile des Ganzen, der Liturgik, oder der Lehre von dem Verhalten des Predigers bey der Leitung und Verwaltung des öffentlichen Gottesdienstes, um sie auf einzelne für die gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse höchst wichtige Ausprüche des Vfs. hinzuweisen. Da die Form des christlichen Cultus nicht auf positiven Vorschriften Christi beruht, auch seine ersten Schüler mehr nur gelegentlich, als durch vollständige Statuten, wie es gerade die Verhältnisse der ersten Gemeinen mit sich brachten, etwas darüber verordnet haben, so kann das Grundprincip der christlichen Gottesverehrung kein anderes seyn, als das in jener Lehre auf das deutlichste ausgesprochene, daß Gott, der ein Geist ist, nur auf eine geistige Weise, die alle Beziehung auf eine körperliche Natur ausschließt, verehrt werden könne (Joh. 4, 24.), und daß derselbe, als der Urheber aller

Dinge, über alle Bedürfnisse menschlicher Dienstleistung erhaben sey (Apost. 17, 24. 25.); und so kann die äußere Gottesverehrung nur die Bestimmung haben, theils die Lehre Christi, als den allervollkommensten, Gott und seinem Willen,

zu erhalten und zu vermeh-
religiosität auf die würdigste
d zu nähren. Nach diesem
ste gehört es nun auch zu
beständigen Gottesdienstes,
teverehrung der Predigt die
erde. Soll indess ihre Wir-
so bleibt unter andern zu
e Mannichfaltigkeit in den
ontäglichen Vorträge, mehr
stehenden Texten eintrete,
hr unbehaltam eingekleide-
werden. Hat doch schon
nt, „die Zuhörer nicht zu

martern und aufzuhalten mit langen Predigten.“
Dessen ungeachtet sollte nicht jeder Predigt ein be-
stimmtes, nie zu überschreitendes Zeitmaas vorge-
schrieben werden. (S. 371 f.) In der Abhandlung
über den Kirchengesang ist besonders beherzigungs-
lie Auswahl geistlicher

des neuen Gesangbuchs,
genwärtig darin zu ge-
geschmacklose Lieder,
e Musik bis zum wilden
d, vor andern hervor-
und Chorgesang wird
wie wenig der Haupt-

zweck allgemeiner Verständlichkeit und Erbaulich-
werde, besonders bey erklem,
ler Stimme und Fertigkeit im Ge-
mit üblich gewordener Unschick-
i der Gemeinde den Rücken zu-
er Vf. im Folgenden über Ver-
iente, Verbindung kirchlicher
räuche mit wichtigen Ereignis-
n —, Würde des äußern Got-
re hierher gehörende Gegen-
thält so viel Wahres und zeit-
dass Rec. ungern sich verlag,
r anzudeuten, um noch einigen

Raum für die „Schlussbemerkung über liturgische
Abänderung des Bestehenden“ übrig zu behalten.
Nicht nur der Inhalt des N. T., sondern auch die
Bekennnisschriften der evang. Kirche gestehen ih-
ren Vorständen das Recht zu, nach den veränderten
Zeitumständen und localen Bedürfnissen der Gemeinde
zweckmäßige Verbesserungen im öffentlichen Got-
tesdienste zu bewirken. „Sie machen es ihnen selbst
zur Pflicht, die Gemeinlieder durch mittelbare
oder unmittelbare Theilnahme daran zu dem Bessern

geneigt zu machen. Auch haben die weisen und
kräftigsten Regenten dies stets anerkannt und nie
ein unbedingtes Zwangsrecht bey liturgischen Ein-
richtungen oder Abänderungen verlangt“ (wiewohl
noch neuerlich unwissenschaftliche Eiferer jenen ein
solches fälschlich zu vindiciren gesucht haben). —
Auch da, wo man einzelnen Geistlichen die Befug-
niss zugesprochen würde, zweckmäßige Abänderungen
zu machen, würden sie sich doch zu hüten haben,
einen zu großen Werth, sey es auf alte oder neue
Formen der Agenden zu legen, da dies bald zu einem
eigenmächtigen Widerstreben, bald zu einer tadelhaf-
ten Neuerungsucht führt, und mit der wirklichen
nicht bloß eingebildeten Wichtigkeit der Sache für
den größten Theil der Zuhörer in keinem Verhält-
niss steht. — Bey den Anstalten des kirchlichen
Gottesdienstes glaubt Jeder aus dem Volk eine Stim-
me zu haben, und diese muß um der Erhaltung der
so kostbaren Denk- und Gewissensfreyheit willen
gerade von den Lehrern des Volks am ersten geach-
tet werden. — Die Abspannung, oft selbst körper-
liche Ermüdung und die daraus entstehende Unauf-
merksamkeit und Gleichgültigkeit tritt unfreilich da
am ersten ein, wo sich gewisse stehende liturgische
Formulare immer und immer wiederholen. Die
überschätzte *englische Liturgie* ist der beste Beweis
davon, wie eine solche bey Vielen ein ganz todter
Mechanismus wird und daneben die Zeit für den
Gesang und die Predigt so sehr verkürzt. Wie leicht
ein bewährter und geliebter Geistlicher unter dem
Schutze einer weisen Regierung Mißbräuche abzu-
schaffen vermöge, zeigt das Beyspiel des ehrwürdi-
gen A. H. Franke, der schon im Febr. 1699 von
dem Exorcismus an Spener schrieb: Diesen Todten
haben wir in der Stille beygesetzt. — Wir beschlie-
ßen diese Anzeige mit dem innigen Wunsche, den
gewiss jeder unterrichtete Leser mit uns theilen
wird, daß der ehrwürdige Vf. bey seinen so vielsei-
tigen seltenen Verdiensten auch ferner mit jugendli-
cher Kraft bis zur spätesten Lebensfrist seine schrift-
stellerischen so verdienstvollen Leistungen fortsetzen
möge.

NEUE AUFLAGE.

ERAVUT, in d. Keyser. Buchh.: *Lehrbuch der Geo-
graphie*. Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prin-
zen August von Preussen zunächst als Grund-
lage für den Unterricht in den Brigadeschulen
der Königl. Preuss. Artillerie bearbeitet von Wil-
helm Meineke, Premier-Lieutenant u. L. w.
Zweyte, umgearbeitete und vermehrte Ausgabe.
1827. Erste Abth. XVII u. 268 und zweyte Abth.
534 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.) (Siehe die Re-
cens. A. L. Z. 1825. Nr. 149.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON: *Lectures on the operative surgery of the eye: being the substance of that part of the authors course of lectures on the principles and practice of surgery, which relates to the diseases of that organ.* By G. J. Guthrie. 1823. 523 eng gedruckte S. 8.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Vorlesungen über die an den Augen vorkommenden Operationen war, wie der Vf. in der Vorrede sagt, der Wunsch seiner Zuhörer, ein Werk zu besitzen, welches sie in vorkommenden Fällen zu Rathe ziehen könnten, um daraus die Ansichten mehrerer Aerzte über einen Gegenstand kennen zu lernen, was aus den meisten englischen Werken über Augenheilkunde, die nur dasjenige berühren, was nach Ueberzeugung des Verfassers selbst das Empfehlenswerthe ist, nicht möglich wird. Dieser Wunsch kann, wenn vielleicht *Travers's* Werk theilweise angenommen wird, als ein sehr gerechter angesehen werden, und es verdient daher auch die Erfüllung desselben von Seiten des Vfs. alles Lob. Die Uebersetzung des *Weller'schen* Werks über Augenheilkunde hätte dem Bedürfnis abhelfen können, wenn sie nicht durch die unpassende Form, in welcher sie erschien, den Engländern zum Theil unbrauchbar oder doch wenigstens ihr Gebrauch erschwert worden wäre. Erfreulich muß es uns Deutschen seyn, in einem Werke, welches einer der ausgezeichnetsten Wundärzte Englands als ein Bedürfnis seines Vaterlandes anseht, vorzüglich *deutschen* Fleiß und deutsche Erfahrung benutzt zu finden; woraus aber auch von der andern Seite hervorgeht, daß dieses seinen Zweck rühmlichst erfüllende Werk für Deutschland nicht so allgemeines Interesse haben kann, als man vorher, bey der bloßen Ankündigung eines Werks über Augenheilkunde von *H. Guthrie*, erwartet hatte; weshalb auch eine deutsche Buchhandlung, welche sich durch Herausgabe zahlreicher Uebersetzungen ausländischer Schriftchen auszeichnet, keine Uebersetzung vorliegenden Werks gab, ungeachtet sie schon vor Erscheinung des Originals eine angekündigt hatte, um wenigstens jeder andern diese Gelegenheit zu rauben. Die getäuschte Hoffnung, gleichzeitig die Uebersetzung mit benutzen zu können, ist auch der Grund, warum Rec. so spät an die Anzeige dieses Werks gekommen ist, welches in England mit großem Bey-

Engänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

falle aufgenommen wurde, und von dem unter andern *Melin* sagt: es sey umfassend, enthalte Alles, was für einen Operateur zu wissen nöthig sey, und solle von jedem Wundarzte, der Glück in seinen Operationen zu haben wünscht, studirt werden.

Die Lage der Theile hat Hr. G. zum ordnenden Princip gewählt, und handelt daher zuerst von den Krankheiten der Augenlieder, dann der *Conjunctiva* u. s. w. mit Ausschluss derjenigen, die keine manuelle Hülfe erfordern, welche letztern er in einem eignen Werke zu beschreiben verspricht, sobald er ein andres über die Krankheiten der Harnröhre beendet haben wird. Bisjetzt ist es, soviel Rec. bekannt, noch nicht erschienen.

Das erste Kapitel handelt von der *Einwärtskehrung der Augenlieder* und kann einem, der die Ansichten der englischen Augenärzte überhaupt darüber nicht kennt, wohl ein Werk ziemlich verleiden, welches mit folgender sich und der Natur widersprechenden Definition anhebt: „Diese Krankheit (die Einwärtskehrung der Augenlieder) besteht in einer Einwärtskehrung oder falschen Richtung einer oder mehrerer Augenwimpern“ u. s. w. Hr. G. scheint hierbey gänzlich unbeachtet gelassen zu haben, daß Einwärtskehrung der Wimpern, welche man gewöhnlich mit dem Namen *Trichiasis* belegt, auch ohne Einwärtskehrung der Augenlieder vorkommen kann, mithin, wie es auch von Vielen geschieht, als eine eigenthümliche Augenkrankheit zu betrachten ist. Schon aus dem Angeführten geht hervor, daß es keineswegs im Allgemeinen gegründet ist, daß die Alten die Krankheit, wenn sie nur theilweise Statt gefunden hatte, *Trichiasis* oder *Trichosis* genannt hätten; *Distichiasis* hingegen, wenn sich eine doppelte Wimperreihe gebildet hätte, was doch wohl dann nur geschah, wenn die eine der beiden Reihen eine Richtung gegen den Augapfel genommen hatte. Endlich soll man sie *Ptoſis* genannt haben, wenn sie von Erschlaffung des Augenlieds herrührte. Man nannte aber nur den Vorfall des Augenlids so, keineswegs die bisweilen daraus entstehende Einwärtskehrung desselben. Es ließe sich noch Manches hierbey erinnern, wenn Rec. nicht fürchten müßte, für Deutsche zu bekannte Sachen zu sagen. Die Schilderung der Symptome des *Entropium* und der *Trichiasis*, von welchen vereint Hr. G. eigentlich spricht, indem er sie nicht von einander unterscheidet, ist vorzüglich; nur sind einige dabey angeführt, welche von gleichzeitig vorhanden andern Krankheiten herrühren, und daher durch eine

eine Verweisung hätten entbehrt werden können. Fast alle bekannten Methoden werden in ziemlich chronologischer Ordnung aufgeführt, vorzüglich aber die *Jüger's*, wie sie in *Hosp's* Dissertation beschrieben ist, ausführlich dargestellt. Die angeführten zwey Krankengeschichten, die drey Seiten füllen, hätten bey einem Werke dieser Art, obwohl sie sehr bemerkenswerth sind, wenigstens abgekürzt werden sollen. Unbegreiflich ist es Rec., wie G., bey einer anscheinend so genauen Kenntniß der *Jäger'schen* Methode, unmittelbar darauf sagen kann, daß er sie von der *Saunders'schen* nicht unterscheiden könne, welche er auf der folgenden Seite beschreibt, und gleich der *Jäger'schen*, wegen der entstehenden Deformität und unvollständigen Heilung verwirft. Die entstehende Verunstaltung ist aber nach *Jüger's* Methode oft sehr unbedeutend, während sie es nach der viel schwerer ausführbaren *Saunders'schen* allemal ist, und die Heilung nach *Jüger* ist stets vollständig, sobald bloß *Trichiasis* vorhanden ist, gegen welche die Abtragung des Wimperandes vorzüglich empfohlen, nicht sowohl gegen *Entropium*, welches G., wie im Eingange gezeigt wurde, mit diesem Uebel verwechselt. Nach deutlicher Beschreibung der Methoden *Crampton's* und *Helling's*, welche G. als in vielen Fällen ebenfalls unzulänglich erkennt, giebt er sein Verfahren an, nach welchem die leichtesten sowohl als die schwersten Fälle dieser Krankheit, die seit Hippokrates ein *opprobrium chirurgorum* gewesen sey, mit Sicherheit geheilt werden könne. Es ist, wie er selbst angiebt, eine Abänderung des *Crampton'schen*, von dem es sich wesentlich nur durch die Größe und Stelle der Schnitte unterscheidet. Besonders ist es, wie Rec., der Hn. G. selbst operiren sah; bestätigen kann, am untern Augenlide leicht ausführbar, und wird daselbst von G. auch in den leichtesten Fällen vorgenommen, was jedoch nicht zu billigen ist. Ueberhaupt erfährt man von Hn. G. zu wenig, wie man sich bey leichten Graden des Uebels verhalten soll, und durch die unglückliche Verwechselung der *Trichiasis* mit dem *Entropium* entsteht mannichfaches Dunkel.

Das zweyte Kapitel, welches von der *Erschlaffung des obern Augenlides* handelt, enthält nichts Bemerkenswerthes, als etwa die angehängten Krankheitsfälle, welche sehr wohl zur Erläuterung der verschiedenen Ursachen des Uebels geeignet sind.

Die *Auswärtskehrung der Augenlider*, der G. das dritte Kapitel widmet, giebt ebenfalls eine Würdigung der wichtigsten Ansichten über die Entstehung und Heilung dieses Uebels. Den Ursachen zufolge glaubt G. folgende vier Arten desselben annehmen zu müssen: 1) Eine von chronischer Entzündung abhängige, wobey zugleich Zusammensiehung der Haut und der Bedeckungen des Augenlides zugegen wäre; aber ohne vorhandne Narbe. 2) Eine von hitziger Entzündung abhängige oder unmittelbar auf sie folgende, mit Erschlaffung und Geschwulst der *Conjunctiva*. 3) Eine durch Zusammenziehung der äußern Haut in Folge einer Narbe auf oder in der unmittelbaren Nähe des Augenlides. 4) Eine durch

Lähmung bedingte. Rec. glaubt, daß es unrecht sey, bey den beiden ersten Graden so sehr auf die Entzündung Rücksicht zu nehmen, da sie auch bisweilen unabhängig von derselben vorkommen; auch wäre wohl noch diejenige Art anzuführen gewesen, welche bey alten Personen in Folge von Zerfressung der *Commissuren* der Augenlider entsteht. Uebrigens ist in diesem Kapitel wenig Eigenthümliches enthalten; Ausschneidung eines dreyeckigen Stücks aus dem Augenlide oder der wuchernden *Conjunctiva* und Aetzung derselben werden als die kräftigsten Heilmethoden empfohlen. Mit Unrecht übergeht G. die Angabe, ob bey der Heftung der Augenlider nach Ausschneidung des dreyeckigen Stücks das ganze Augenlid durchlöcher werden solle, oder nur die äußere Haut, oder diese und der Knorpel, und ob aus einem oder dem andern Verfahren Nachtheil entstehe, der gewiß von vielen Aerzten von Durchflechung des Knorpels gefürchtet werden dürfte. Auswärtskehrung des obern Augenlides beobachtete der Vf. seltner. Sie soll von den Griechen *Lagophthalmos* genannt werden. Rec. enthält sich vor der Hand des Urtheils, ob dies der Fall sey, muß aber vor dem Gebrauche des Worts in dieser Bedeutung warnen, da man ihm jetzt eine andre beygelegt hat, nämlich um Verkürzung des obern Augenlides ohne gleichzeitige Auswärtskehrung damit zu bezeichnen. Aus dieser Verwechselung mag es wohl auch herzuleiten seyn, daß G. das wahre Hassenauge, welches in vielen Fällen einer chirurgischen Behandlung recht wohl fähig ist, nur nebenbey erwähnt und unbegreiflicher Weise mit *Ectropium* verwechselt.

Der Betrachtung der *Verwachsung der Augenlidränder unter sich* und der *Augenlider mit dem Augapfel* schenkt der Vf. eine verhältnißmäßig nur kurze Betrachtung, vielleicht schon deshalb, weil er vermuthet, sie entliehe niemals in Folge von Krankheit, sondern sey nur als ein angebornes Uebel zu betrachten. Vollkommene Verwachsung soll nach ihm niemals vorkommen, sondern nur theilweise, indem wenigstens an dem einen Winkel eine Öffnung zu Einführung einer Sonde gefunden werde; er tadelt daher *Beer's* Eintheilung des Uebels in *perfectum* und *imperfectum*. Rec. kann aus eigener Erfahrung nicht über die letztere Behauptung entscheiden; theilweise Verwachsung der Augenlider von den Winkeln ausgehend, in Folge suppurativer Entzündung hatte er aber selbst zu beobachten Gelegenheit, und kann daher der ersten Behauptung des Vfs. nicht beytreten; in der That führt er auch bald darauf selbst ähnliche Fälle an und widerspricht so seinen eignen Behauptungen, wenn man nicht annehmen will, er habe vorher von dem *Anchyloblepharon perfectum* gesprochen, dessen Existenz er jedoch, wie eben erwähnt wurde, in Zweifel zieht. Das *Symblepharon* hält er, wie das *Anchyloblepharon*, für unheilbar, sobald es nicht bloß dünne Streifen sind, welche den Augapfel mit den Augenlidern verbinden. Das Verfahren *Himly's* scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn, er würde sonst eine nicht

nicht so ganz ungünstige Prognose gestellt haben. — Ueber die Wunden der Augenlider. — Ueber die Geschwülste am denselben. — *Encanthis*. — Das *Pterygium* beobachtete der Vf., übereinstimmend mit *Fabricius*, *Hildanus* und *Scarpa*, stets von dreyeckiger Gestalt, was jedoch den Beobachtungen des Rec. widerspricht, der auch bandförmige sahe, die sowohl hinsichtlich ihrer Structur als Anheftung an die *Sclerotica* völlig mit gewöhnlichen Pterygien übereinkamen. Die gänzliche Lostrennung großer Flügelfelle, wie *Beer* so oft that, billigt er nicht, da er, wie schon *Scarpa*, daraus bisweilen Narben entstehen sahe, welche die Bewegung des Augapfels hinderten; er rath daher, das *Pterygium* in einer Entfernung von 2 Linien von der Hornhaut zu durchschneiden, und von da aus nach der Hornhaut zu, loszutrennen. Ueber die Ursachen erfahren wir nichts, nur so viel glaubt der Vf. seiner vielfachen Erfahrung nach versichern zu können, daß chronische Augenentzündung nicht Veranlassung dazu giebt. Am Schlusse dieses Abschnitts werden noch die *Papulae malignae Beer's* erwähnt, die Hr. G. gleich Rec. nie zu beobachten Gelegenheit hatte, und endlich eine Art fleischige oder knorpliche Geschwülste, welche im Zellgewebe unter der *Conjunctiva* entstehen, und sobald als möglich mittelst der Operation entfernt werden sollten. — Ueber die Entfernung fremder Körper aus dem Auge und die Behandlung der Wunden des Auges wird nichts Neues beygebracht. Der folgende Abschnitt von den Geschwülsten in der Augenhöhle und der Hervortreibung des Augapfels enthält außer einer recht guten, aus eigener Erfahrung gegebenen Darstellung des Bekannten einen interessanten Fall von Aneurisma beider Augenarterien, welcher tödtlich endete. Krankheiten der Thränendrüse betrachtet G. als verhältnißmäßig sehr selten, und führt, dieß zu beweisen, die Meinungen vieler sehr ausgezeichneten Wundärzte an. Er selbst beobachtete unter 7000 Augenkranken aller Art nur einen Fall von Vereiterung der Thränendrüse. Gegen mancher Aerzte Behauptung ist er der Meinung, daß Scirrhus der Thränendrüse ohne allgemeinen Scirrhus des Auges vorkommen könne, und führt zum Belege zwey Fälle an, welche *Todd* und *O'Beirne* beobachteten, in denen gleichzeitig ein zweckmäßiges Verfahren angegeben wird, die Exstirpation der scirrhösen Drüse zu bewerkstelligen.

Das *Staphyloma* ist nach G. eine Hervortreibung des vordern Theils des Auges; vorzüglich der *Cornea*, welche sich dabey verdunkelt. Die Ursache besteht nach ihm in heftiger Entzündung, ohne weiter auf eine Erklärung des nähern Vorgangs einzugehen, was auch vielleicht bey dem jetzigen Zustande unsers Wissens am zweckmäßigsten war, da die bis jetzt damit gemachten Versuche nur gar zu sehr ihre Unstatthaftigkeit beurkundeten. So viel Rec. *Staphyloma* zu beobachten Gelegenheit hatte, so waren sie alle unter acuten Augenentzündungen, namentlich sogenannten purulenten entstanden. Das durchsichtige *Staphyloma* scheint G. ganz übersehen zu haben. Die größere Häufigkeit des *Staphyloms* im kindlichen Alter leugnet er, und glaubt, daß die größere Dicke

der Hornhaut um diese Zeit eher ein Schutzmittel gegen das *Staphylom* seyn müsse; vielmehr sucht er das sonst häufige Vorkommen des Uebels durch die Blattern zu erklären, die, vor Einführung der Vaccine, vorzüglich Kinder befielen oder ihnen eingepfist wurden. Rec. begreift nicht, wie die zwar dickere, aber auch schwammigere und weichere, der *Iris* näher liegende Hornhaut mehr Widerstand leisten soll, als eine festere, härtere und von der *Iris* entferntere, was überhaupt auch mit der täglichen Erfahrung nicht übereinzustimmen scheint; hierzu kommt noch, daß purulente Augenentzündungen, die G. selbst als den häufigsten Grund des Uebels ansieht, bey Kindern verhältnißmäßig am öftersten vorkommen, wenn wir die in den letztern Kriegen epidemisch herrschenden Augenentzündungen im Militär abrechnen wollen, die doch allem Anscheine nach immer mehr und mehr verschwinden werden. In Folge bloßer adhäsiver Entzündung glaubt G. nicht, daß Zusammenhängungen der *Iris* und *Cornea* entstehen können, sondern daß allemal Ulceration dazu erforderlich sey, wenigstens will er dieß jedesmal beobachtet haben bey den vielen Fällen, die er nach der sogenannten ägyptischen Lungenentzündung zu beobachten Gelegenheit hatte. Die größere Dicke der *Staphylome* bey Kindern leitet G. daher, daß die Hornhaut sich bey ihnen weit leichter wieder ersetze, während die Wiederauflegung durch die Verwachsung der *Iris* mit der Hornhaut vermindert werde, bemerkt jedoch selbst, daß diese Erklärungsweise manche Zweifel zulasse. Was G. über conisches Hornhautstaphylom sagt, zeigt, daß er es mit der sogenannten conischen Hornhaut (*conical cornea*) verwechselt, welche jedoch eine davon weit verschiedene Krankheit ist. Dessen ungeachtet hat er gewiß darin Recht, daß er die zur Bildung conischer *Staphylome* in Deutschland gewöhnlich angenommenen nähern Bedingungen als unstatthaft betrachtet. Die Ansichten v. *Walther's* und *Beck's* über diesen Gegenstand scheinen ihm unbekannt geblieben zu seyn. Zur Beseitigung der Krankheit empfiehlt er entweder Aetzmittel, oder den Schnitt. Die Benutzung der erstern nach seiner Methode scheint Rec. in manchen Fällen alle Beachtung zu verdienen, da sie von der *Richter's* abweicht, indem der Höllenstein so lange auf die Hornhaut gehalten werden soll, bis Durchbohrung derselben erfolgt. Von *Richter's* angeführtem Aufsätze über das *Staphylom* hatte G. wenigstens S. 121 u. 124 nicht selbst gelesen, da er *Scarpa* tadelt, ihn mißverstanden zu haben, was vielmehr mit unserm Vf. der Fall ist. Ebenso scheint dem Rec. die Vorschrift etwas unbestimmt, daß man bey kugligen *Staphylomen*, welche mit andern Augenbellen nicht complicirt sind, nur so viel wegschneiden solle, als nöthig ist, daß sich die Augenlider gehörig schließen können, denn es wird in den meisten Fällen nicht nachtheilig werden, etwas mehr hinwegzunehmen, während man, wenn dieß zu wenig geschah, oft die Operation nach Verlauf einiger Zeit wiederholen mußte, wie dieß z. B. von der des *Celsus* und *Scarpa* bekannt ist. — Ueber die Ausrottung des

des Augapfels und seiner Anhänge hat G. nur das Bekannte gut zusammengestellt, so wie zu Anfang dieses Abschnitts Einiges über Bildung vom Blutschwamm angegeben, den er, wie daraus hervorgeht, mit dem Markschwamm für identisch ansieht, besonders in Bezug auf die im Allgemeinen schlecht zu stellende Prognose.

Der nun folgende Abschnitt über den grauen Staar füllt 106 Seiten, enthält aber auch nicht bloß eine Anweisung, wie man vorhandnen grauen Staar operiren solle, sondern eine ausführliche Beschreibung des Uebels selbst. So gut diese im Ganzen ist, so glaubt Rec. doch nicht, daß sie in dieser Ausdehnung hier an der rechten Stelle sey, wenigstens hätten Einzelheiten, z. B. das Verhalten der *Iris* bey dieser Krankheit, nicht einer so großen Ausführlichkeit bedurft, um so mehr da das Meiste davon allgemein bekannt ist. Mit Unrecht legt G. sehr hohen Werth auf seine Ansichten über den letzterwähnten Gegenstand und sucht sie gegen *Larrey* und *Shaw* zu vindiciren; sie waren schon lange vor diesen von Vielen erkannt, was ja auch bey der Leichtigkeit, mit welcher sie sich der Beobachtung darbieten, nicht anders seyn konnte. Sehr Schade ist es, daß die Ideen des Hn. v. *Walther* über den Einfluß der Ciliarnerven auf die Bewegungen der *Iris* unserm Vf. nicht bekannt gewesen sind, es würde ihm Manches klarer und zu erklären leichter geworden seyn, ungeachtet seine Beobachtungen, die sich stets durch Reinheit und Unbefangenheit auszeichnen, auf die nämlichen Resultate geleitet hatte. — Mit Recht bekämpft G. die Eintheilung in reifen und unreifen Staar; fälschlich aber betrachtet er die Benennungen von *Cat. dendritica* und *choroidalis* als Staare bezeichnend, welche beide von Anhängung von schwarzem Pigmente ihren Charakter erhalten hätten. Die Eintheilung in idiopathischen oder constitutionellen und örtlichen oder durch Verwundung entstandenen Staar scheint dem Vf. von großer Bedeutung, in sofern sich daraus eine Vorherlage für das andre Auge nehmen lasse. Weder Scropheln, noch Syphilis, noch Gicht und Rheumatismus betrachtet er als einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung des grauen Staars habend, worin ihm jedoch Rec. wenigstens in Bezug auf die Scropheln nicht beystimmen kann, vielmehr aus mannichfacher Erfahrung vom Gegentheile überzeugt ist. Eine erbliche Anlage zum grauen Staare erkennt G. an. Was die Bildungsweise des grauen Staars anlangt, so hätte Rec. über den und jenen Punkt eine etwas vollständigere und genüendere Auskunft erwartet, was auch bey dem bedeutenden Umfange, welcher der Lehre vom grauen Staare gegeben worden ist, wohl hätte geschehen können. Ganz unerwartet folgt nun mitten in der Beschreibung des Staars ein kleiner Abschnitt über *Mückensehen*, und hierauf einer über die *Unterschiede zwischen Cataracta und angehender oder ausgebildeter Amaurose*. In Bezug auf das Erstere sagt Hr. G., es könne nie feststehend vorkommen, und sucht dessen Sitz in der Morgagnischen Feuchtigkeit und Linse, welche unsatthafte Ansicht *Demour's* jedoch

schon vom dem Hn. v. *Walther* zur Gntze widerlegt worden ist. Ueber die entferntern Ursachen desselben wird ebenfalls nichts angegeben. Hr. G. hält es für gefahrlos, da es nur sehr selten in grauen oder schwarzen Staar überginge, übrigens für unheilbar. Die Veränderung der Färbung der *Iris*, welche G. als dem *Glaucome* stets zukommend betrachtet, hatte Rec. nur in einigen Fällen zu beobachten Gelegenheit, und glaubt keineswegs, daß es ein gewöhnliches oder mit dem *Glaucome* wesentlich zusammenhängendes Vorkommen sey. Eben so wenig ist die Erweiterung der Pupille stets mit einer auffallenden Unregelmäßigkeit begleitet. Die Verziehung der Pupille nach den Seiten hält G. nur für eine zufällige Erscheinung. Rec. kann hierbey nicht umhin, den Irrthum des Vfs. zu rügen, daß er, besonders jetzt noch, die Ansichten *Beer's* und *Weller's* nach der Uebersetzung von *Monteath* als die der Deutschen überhaupt ansieht; übrigens thut er sehr unrecht, wenn er über ein oder das andre subtilere Kennzeichen eines Augenübels, welches sich vielleicht nicht allemal als solches bewähren sollte, spöttelt, da bey einem so zarten Theile, wie das Auge, auch feine Unterscheidungszeichen für die oft sehr ähnlichen, aber doch verschiedenen Krankheiten gesucht werden müssen, was besonders von *Beer* mit Glück geschah, wenn er auch in einigen etwas zu weit gegangen seyn sollte. Die Zeichen, welche G. als Merkmale vorhandnen *Glaucoms* bey gleichzeitiger *Cataracte* angiebt, sind nicht ganz statthaft und fallen mit denen mancher Arten von *Amaurose* ganz zusammen; besonders ist es falsch, daß allemal sehr heftige Schmerzen und fast stets Entzündung vorausgegangen seyn soll, was, ungeachtet es oft der Fall ist, doch eben so oft nicht der Fall seyn wird. Daß übrigens die Entzündungsform, welche *Glaucom* hinterläßt, am häufigsten gichtischen Charakters sey, wird G., wenigstens durch seine selbstgefalligen Worte, nicht widerlegen. Was über die Entzündung der *Choroidea* angegeben wird, um dadurch die Ansichten *Beer's* hinsichtlich der verschiednen Form der Pupille bey *Glaucom* hagerer oder fetter Personen zu beseitigen, stützt sich nicht auf einen einzigen deutlich erwiesenen Grund, wie denn sogar die Erweiterung der Pupille bey Entzündung der *Choroidea* noch nicht als unzweifelhaft betrachtet werden darf, wozu noch kommt, daß bey einer so heftigen innern Augenentzündung, wie sie der Vf. zur Bildung von *Glaucom* selbst annimmt, die *Choroidea* nicht leicht unentzündet bleiben dürfte, mithin Erweiterung der Pupille nach der Seite allemal beobachtet werden müßte. Wie durch Druck von hinten in Folge von Entzündung der *Choroidea*, sogar bey gleichzeitiger *Iritis* Erweiterung der Pupille bedingt werden soll, ist Rec. nicht wohl begreiflich. Die Anzeigen zur Operation des grauen Staars bey gleichzeitig vorhandenem schwarzem sind zu flüchtig und ungenügend angegeben. Ueber die Ursachen des Uebels wird nichts Neues angegeben, aber die Meinungen *Beer's*, v. *Walther's* und *Delpech's* angeführt und gewürdigt, sämmtliche aber als nicht genügend erkannt.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON: *Lectures on the operative surgery of the eye* — — By G. J. Guthrie u. f. w.

(Beobachtung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Eintheilung des grauen Staars ist der Vf. nicht glücklich gewesen, indem dadurch mehr Dunkelheit als Licht verbreitet werden dürfte. Er nimmt zwey Klassen, nämlich wahren und falschen Staar, an, und rechnet zur ersten diejenigen Arten, welche in der Linse oder Kapsel ihren Sitz haben, ohne mit Leiden der Iris oder andern benachbarten Theilen verknüpft zu seyn; zur zweyten diejenigen, welche mit Leiden der Iris oder benachbarter Theile in Folge von Entzündung verbunden sind (S. 227). Es ist die Unzulässigkeit dieser, schon zur Bezeichnung ganz anderer Zustände vergebenen Eintheilung so in die Augen fallend, daß Rec. sie nur zu erwähnen brauchte, und daran erinnert, daß die gleichzeitigen Leiden benachbarter Theile auf das Wesen des Staars selbst keinen Einfluss haben können, sondern nur Complicationen sind. Warum sie Hr. G. aus einem andern Gesichtspunkte betrachtete, ist Rec. unerklärlich, um so mehr, als er unmittelbar darauf sagt, man könne auch die Benennung von *complicirtem Staar* beybehalten, um dadurch das gleichzeitige Vorhandenseyn anderer wichtigerer Krankheiten, als: *Amaurosis*, *Glaucoma* u. f. w. zu bezeichnen. Wie kommt hierbey die Wichtigkeit ins Spiel? — Den Linsenstaar theilt Hr. G. in harten, stüßigen, weichen und käßigen Staar, welche letztern beide wohl ziemlich mit einander übereinkommen möchten; auch werden die Unterscheidungszeichen derselben in dem folgenden nicht weiter angegeben, sondern nur eine Darstellung der Kennzeichen des harten und weichen Staars gegeben, welche aber vorzüglich zu nennen ist. Die Zeichen des hinteren Kapselstaars sind weniger zuverlässig, und G. selbst fragt am Ende der Angabe derselben, ob nicht vielleicht die *hyaloidea* der Sitz der sogenannten *Cataracta capsularis posterior* wäre? Gegen Beer behauptet er, daß sich dieser Staar nur sehr langsam auf die Linse verbreite, wovon Rec. jedoch ebenfalls das Gegentheil beobachtet zu haben glaubt, welches sich auch schon aus der näheren Verbindung, in der die hintere Kapsel mit der Linse steht, im Voraus erwarten ließe. Was über

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Catar. punctata und *dimidiata* gesagt wird, ist un deutlich, und scheint auf einem Mißverständnisse des von Beer darüber Angegebenen zu beruhen. Der trockenhüßige Staar soll gewöhnlich weit fester mit dem Strahlenblättchen zusammenhängen als die Kapsel im gesunden Zustande, was doch wenigstens nur auf einige Stellen oder auf eine zu beschränken seyn dürfte. Das vorzugsweise häufige Vorkommen dieses Staars bey Neugeborenen, fand der Vf. durch seine Erfahrung nicht bestätigt, und Rec. mals damit übereinstimmen. Was über Erkennung der *C. spuria* gesagt wird, ist, da die Bestimmung dessen, was *Cataracta spuria* genannt werden soll, unrichtig ist, auch wenig brauchbar. Hr. G. scheint selbst mit seiner Ansicht nicht ganz im Reinen gewesen zu seyn, er würde sohst schwerlich so wesentlich verschiedene Formen der *Cataracta* als schlechthin falsche neben einander gestellt haben. Wir finden nämlich unter dieser Rubrik die *Cat. capsulo-lenticularis lymphatica*, *spuria purulenta*, *pyramidata*, *grumosa*, *trabecularis*, *cum bursa ichorem continente*, *putrida*, *arborescens*, *choroidalis*, wovon mehrere nicht einmal die Kennzeichen an sich tragen, die G. selbst von einem falschen Staare fordert.

Die Heilung des grauen Staars anlangend, glaubt G., daß nur leichte und kurze Zeit gedauerte Trübungen der Kapsel ohne Operation geheilt werden können. Was über Reife oder Unreife des Staars und über die Vorbereitung zur Operation gesagt wird, enthält zwar nichts Neues, ist aber gut zusammengestellt. Interessant, aber nicht recht an ihrem Orte, ist die aus dem *Asiatic Magazine* und *Review* entnommene Beschreibung der bey den *Hindoo*s üblichen Operationsweise. Zunächst wird nun von den Operationsmethoden gehandelt, mittelst welcher die verdunkelte Linse aus ihrer Lage gebracht wird; namentlich, 1) von der einfachen Niederdrückung, 2) von der Niederdrückung nach Scarpa und 3) von der Umlegung Willburgs und Beers. Sämmtliche Methoden werden gut dargestellt und beurtheilt, erstere gänzlich verworfen, letztere aber als die vorzüglichste überhaupt empfohlen. Beers und Scarpas Nadel hält G. für die brauchbarsten. Die von Langenbeck empfohlene *Reclination* durch die Hornhaut wird beföhrieben, ohne jedoch ein Urtheil über sie zu fällen. Die Ausziehung des Staars wird in geschichtlicher und technischer Hinsicht sehr genau und ausführlich beschrieben. Wegen der nach ihr zu fürstehenden

Qq

Ent-

Entzündung rath G. jedesmal acht Stunden nach gemachter *Extraction* einen dem Zustande des Operirten angemessenen Aderlaß zu machen, im Falle nicht schon wegen entstandener Schmerzen eher Bedürfnis dazu eingetreten seyn sollte.

Solchen Aerzten, die nicht mit beiden Händen gleich geschickt sind, empfiehlt Hr. G. bey Operation des rechten Auges die sitzende Stellung des zu Operirenden während der Operation in eine liegende zu verwandeln und hinter ihn zu treten. Jungen Aerzten rath er überhaupt die Rückenlage des Kranken, weil dadurch grössere Stetigkeit gewonnen wird, worin Rec. völlig mit ihm einverstanden ist, und glaubt, daß man die Rückenlage nicht bloß auf die *Extraction*, sondern in vielen Fällen auch auf Nadeloperationen erstrecken sollte. Eben so lobenswerth, wie über die bereits erwähnten Operationsmethoden, wird auch über die Zerstückelung des Staares sowohl mittelst Einführung der Nadel durch die *Sclerotica* als durch die *Cornea* gehandelt, und sodann auch noch ein eigener Abschnitt den gegen Kapselfaar gerichteten Operationsmethoden gewidmet, unter welchen jedoch nur die *Cataracta arida filiquata* und Kapselfachstaare verstanden werden, wie man aus dem Verfolg der Abhandlung erkennt. Sehr zweckmäsig wird zur Entfernung der genannten lederartigen Staare eine doppelte Operation empfohlen, ohne welche man gewöhnlich sein Ziel verfehlen möchte. Hr. G. bedient sich nämlich einer Nadel, die etwas weniger gekrümmt ist als die *Scarpa'sche*, führt sie hinter der Iris auf gewöhnliche Weise ein, sucht die verdunkelte Kapfel nach Möglichkeit von ihren Verbindungen loszutrennen, und in die vordere Augenkammer, oder wenigstens in die Pupille zu schieben. Einige Tage darauf, nachdem die Gereiztheit des Auges sich verloren hat, eröffnet er ein Viertel oder ein Drittel der Hornhaut, und zieht mittelst eines Häkchens oder einer kleinen Pinzette die verdunkelte Kapfel aus, und schneidet sie mit einer Schere ab, im Fall eine oder die andere Verbindung derselben sich bis durch die Hornhautwunde heraus, ohne abzureissen, dehnen sollte. Es ist dieses Verfahren, welches schon früherhin von Mehreren, unter andern von Jäger (*Radii script. ophthalmol. min. comment. V.*) ohne daß Hr. Guthrie dies anmerkt, empfohlen wurde, sehr zu loben, und in manchen Fällen das einzige Hilfsmittel. Die von Gleize, Gibbon und Andern empfohlene Vereinigung der Umlegung oder Zerstückelung mit der Ausziehung, verwirft G. mit Recht, ausgenommen in einigen unvorhergesehenen Fällen, und da, wo wegen hinterer *Synechie* eine Lostrennung mittelst einer Nadel nöthig ist, wo jedoch, nach Rec's Ansicht, in der Regel am meisten von der Umlegung zu erwarten seyn dürfte. Die verschiedenen Meinungen über *Cataracta congenita* werden recht genügend auseinandergesetzt und beurtheilt. Der Vf. fand, so weit seine Erfahrung reicht, immer Linse und Kapfel gleichzeitig verdunkelt, erstere weich oder flüßig. In der Bestimmung der Zeit, welche

bey dieser Art des Staares zur Operation zu wählen ist, folgt er *Saunders*, in der Wahl der letztern selbst aber, zieht er das Einführen der Nadel durch die *Sclerotica* dem durch die Hornhaut vor, was, wie Rec. überzeugt ist, aus mehreren Rücksichten Nachahmung verdient. Sollte die Kapfel nicht aufgesaugt werden, so wird deren Ausziehung durch die Hornhaut empfohlen. Sehr ausführlich und umfassend ist der Abschnitt von den Vor- und Nachtheilen der verschiedenen Operationsmethoden und deren Anwendbarkeit bey verschiedenen Arten des grauen Staares. Der Bildung eines nicht einseitigen Arztes gemäß giebt G. keiner Methode schlechthin den Vorzug, sondern räumt einer jeden unter gewissen Verhältnissen ihren Wirkungskreis ein. Dem widersprechend ist, daß er, ohne einen Grund anzugeben, der Meinung derjenigen betritt, welche glauben, das Gesicht werde durch die Ausziehung des Staares am vollkommensten wiedergegeben, wovon sich Rec. bis jetzt noch nicht hat überzeugen können, indem er es sowohl nach Umlegung als auch nach Zerstückelung so vollkommen wiederkehren sah, als man es nur immer nach einer Staaroperation zu erwarten berechtigt ist; versteht sich, daß hier nur von vollkommen gelungenen Operationen die Rede seyn kann. Uebrigens widerspricht Hr. G. S. 390 seiner Annahme selbst. — Die Nachtheile der Zerstückelung scheint G. etwas zu hoch anzuschlagen. So fand z. B. Rec., daß ein wider Vermuthen sehr harter Staar, nachdem die Kapfel zerrissen und er selbst nur wenig angebohrt worden war, sich nach wenigen Wochen völlig zur Zerstückelung eignete; auch kann der härtere Kern ohne Nachtheil reclinirt, der weichere Umfang aber der Auflösung überlassen werden. Die *Keratonyxis* setzt G. im Allgemeinen der *Scleroticonyxis* nach, nicht wegen der *Corneitis*; die ihre Gegner als eine häufige Folge derselben angaben, als vielmehr, weil man nicht so kräftig die Lostrennung der Kapfel bewirken kann, wenn sie unvorhergesehen fest gefunden werden sollte.

Einer nicht minder ausführlichen Betrachtung widmete der Vf. die Bildung der künstlichen Pupille, welche sich von S. 393 bis zu Ende des Werkes erstreckt, und mit einer geschichtlichen Darstellung dieser Operationsmethode beginnt, die, ungeachtet man sie so ausführlich hier nicht erwarten kann, doch in einem Handbuche der Art ihren Zweck nicht verfehlt. Nach kurzer Darstellung der verschiedenen Operationsmethoden folgt ein sehr gründlich gearbeiteter und von vieler Erfahrung zeugender Abschnitt die Prognose enthaltend, dem eine Klassifikation der Zustände des Auges, welche die in Frage stehende Operation nöthig machen, vorangeschickt ist. Wenn die Pupille nicht im Mittelpunkte der Iris angelegt werden kann, so hält G. die Theile in folgender Ordnung am passendsten: 1) den unteren etwas nach innen gelegenen Theil; 2) den inneren etwas unter dem Querdurchmesser gelegenen; 3) den unteren und äußeren. — Zur ersten Klasse rechnet er

er diejenigen krankhaften Zustände, welche auf Structur- und Functionsstörungen der Iris oder der Linse und ihrer Kapfel beruhen, wobey die vordere Augenkammer ihren natürlichen Durchmesser und der mittlere Theil der Hornhaut seine Durchsichtigkeit behält. Es bleibt hier Rec. undeutlich, warum die Leiden der Linse denen der Iris gleichgestellt wurden, da sie allein nie zur Bildung einer künstlichen Pupille veranlassen können, obwohl sie oft mit anderen Uebeln, welche dieselbe erheischen, gleichzeitig vorkommen, und dann sehr wichtige Rücksichten erfordern, ungeachtet die, welche der noch gesunden Linse und Kapfel bey dieser Operation zu widmen sind, sie an Wichtigkeit noch sehr übertreffen. Die *erste Klasse* zerfällt in zwey Arten, deren erstere a) diejenigen Fälle umfaßt, wo in Folge von Staaroperationen ein höherer oder niederer Grad von Pupillensperre erfolgt ist, mit oder ohne Abetzung von gerinnbarer Lymphe, und mit oder ohne Vorhandenseyn der Kapfel. Für diese Fälle hält der Vf. die *Corectomie Cheselden's* und die *Corectomye* am meisten angezeigt, und hat wenigstens in so fern völlig Recht, als kein anderer Fall sich für erstere Methode mehr eignen dürfte, ungeachtet Rec. die *Maunoir'sche*, vorzüglich wo Lymphausschwitzung hinter der Iris vorhanden ist, für zweckmäßiger hält, indem das so leicht erfolgende Abreißen der Iris vom Ciliarligamente bey der Operation mit dem Messer, in vielen Fällen unvermeidlich ist; und eine laterale Pupille einer centralen allemal nachsteht, um so mehr, wenn sie an einem nicht ganz schicklichen Orte entstanden seyn sollte. Hr. G. zieht in dem Falle, wo Lymphausschwitzungen oder Verwachsung mit der Kapfel vorhanden sind, die *Corectomye* der *Corectomie* vor, wie es aber scheint, nur zur Entschuldigung der misslingenden Versuche einer Einschnidung, wo Abtrennung vom Ciliarligamente erfolgt. Die Furcht, daß die Fibern der Iris sich nicht gehörig zurückziehen und die Sehe erweitern würden, kann bey der Maunoir'schen Methode durch die Richtung der Schnitte beseitigt werden. Die zweyte Art der ersten Klasse begreift „alle falsche (nämlich nach unserm Vf.) Staare, wo die Linse oder ihre Kapfel mit der Iris zusammenhängt und die Pupille verkleinert ist, in Folge von einfachen oder specifischen Entzündungen, wobey die Iris mehr oder weniger ihre natürliche Farbe und Gefüge behalten hat, an ihrer vorderen Fläche aber abgeplattet ist.“ Gegen diesen Zustand empfiehlt der Vf. Lostrennung des Staars und Zerstücklung derselben, so wie Einschnidung des Randes der Pupille im Fall sie zu klein bleiben sollte, oder sogleich die *Corectomie* nach *Cheselden* zu vollbringen. Rec. glaubt, daß die *Maunoir'sche* Methode auch in diesem Falle oft mit Vortheil angewendet werden kann, während es sehr schwer seyn mag, hinter der Iris, also ohne zu sehen, die völlige Verwachsung der Kapfel von der Iris zu trennen, ohne dabey letztere auf das Nachtheiligste zu verletzen; wozu noch kommt, daß häufig, und bey wirklichen sogenann-

ten falschen Staaren fast stets, die Pupille dermaßen verschlossen ist, daß die Eröffnung derselben durch bloßes Zerstückeln der Linse und Einschneiden ihres Randes nicht leicht erreicht werden dürfte. Das Verfahren *Adams*, die zu harte Linse durch einen großen in die Iris gemachten Schnitt in die vordere Augenkammer zu schieben und sodann zu *extrahiren*, wird mit Recht als ohne großen Nachtheil unausführbar verworfen. Hinsichtlich der Gestalt, Größe und Lage der Pupille zieht G. die mit dem Messer gemachte der durch *Maunoir's* Schere gebildeten vor, ohne jedoch nähere Gründe anzuführen. Nach Rec. Einsicht geschieht dies mit Unrecht, da alle drey angegebene Eigenschaften einen gleichen oder höheren Grad von Vollkommenheit mittelst der Schere erhalten können. Der hier eingeschaltete Abschnitt über die Nachbehandlung hätte lieber erst später folgen sollen, und enthält mehreres, was einen andern Platz verdient hätte. In jedem Falle läßt der Vf. 3—6 Stunden nach der Operation einen Aderlaß von 14, in einigen von 24—30 Unzen machen, um entstehender Entzündung vorzubeugen oder die vorhandene zu heben; er weicht hierin von Recs. Ueberzeugung ab, der bey Personen, die mit einer ausgezeichnet entzündlichen Anlage nicht begabt sind, einen prophylactischen Aderlaß, besonders von der Größe für nicht erforderlich, mithin für nachtheilig hält. Bey wirklich eingetretener Entzündung oder deren Spuren ist ein kräftiges Aderlassen, wie es G. empfiehlt, sehr zu billigen, nur glaubt Rec., daß Eröffnung der Armeen das der Temporalarterie ersetzt, wofür mehrerer Aerzte Erfahrungen sprechen; nicht zu gedenken der mannichfachen Unannehmlichkeiten, welche die *Arteriometrie* mit sich führt. Oertliche Blutentziehung durch Blutegel hält G. für weniger nützlich, als gewöhnlich angenommen wird. Den Nutzen ekelregender Arzneyen zur Verhinderung oder Minderung von Entzündung lehrten auch Rec. mehrfache eigene Erfahrungen.

Zur *zweyten Klasse* werden vom Vf. diejenigen Fälle gerechnet, „welche von Veränderung des Gefüges der Hornhaut abhängen, wobey die vordere Augenkammer in ihren Dimensionen fast oder ganz regelmäsig erhalten worden, und die Iris und Linse nebst Kapfel gesund ist.“ Sie hat eine Unterabtheilung erhalten, der aber keine andere entspricht, deren Zweck also dem Rec. undeutlich geblieben ist. Hr. G. beschreibet die dazu gehörigen Fälle folgendermaßen: „Die Hornhaut ist in Folge von Vereiterung, Verwundung u. s. w. theilweise verdunkelt (*Leucoma*), und verhindert so den Zutritt des Lichts oder macht das Gesicht undeutlich; die vordere Augenkammer, Linse und Kapfel sind aber naturgemäis.“ Es wird für diese Fälle vornehmlich die *Corectomie* empfohlen. Wohl wäre es in einem Handbuche zu erwähnen nöthig gewesen, daß man vor dem Schreiten zur Operation alle mögliche Versuche zur Aufklärung der Hornhaut, oder wenigstens zur Verkleinerung der Verdunkelung zu machen habe. Die zur

zur *Corectomie* empfohlene Methode ist die *Gibson'sche*, und man muß sich wundern, warum Anderer Verfahrensarten nicht einmal dem Namen nach erwähnt werden, welches letztere nur von der sehr ähnlichen *Walther'schen* und von der *Beer'schen* geschieht. Warum der Vf. der *Corectomie* in diesen Fällen schlechthin den Vorzug giebt, ist nicht angegeben, was um so mehr zu wünschen gewesen wäre, als die *Coredialysis* sich ebenfalls oft sehr erfolgreich unter denselben Verhältnissen gezeigt hat, ja von manchen Augenärzten der *Corectomie* noch vorgezogen werden dürfte. — Die dritte Klasse begreift diejenigen Zustände, welche von Vereinigung der vorgenannten Veränderungen mit einander abhängen, oder mit Verkleinerung der vorderen Augenkammer verbunden sind. Es werden davon sechs verschiedene Arten aufgestellt. In der ersten findet sich unbedeutende Anhängung der Iris an die Hornhaut, welche an dieser Stelle verdunkelt ist, die Pupille nach einer Seite gezogen und verkleinert, Linse und Kapsel durchsichtig; in der zweyten dasselbe, Linse und Kapsel aber verdunkelt. Wir finden zuvörderst eine sehr ausführliche Beschreibung der Geschwüre der Hornhaut, welche in dieser Ausdehnung hier nicht recht an ihrem Orte zu seyn scheint. Die empfohlenen Heilmethoden bestehen in Lostrennung des angewachsenen Stückes der Iris mittelst eines durch die Hornhaut eingeführten Staarmessers, oder in Einschneidung des Pupillenrandes mittelst einer Schere nach vorgängiger Eröffnung der Hornhaut; bey gleichzeitiger Verdunklung der Linse wird zu der *Chefelden'schen Corectomie* gerathen. Rec. ist mit diesen Empfehlungen wohl einverstanden, hätte aber gewünscht, daß der Vf., da Fälle der Art so häufig vorkommen, ihnen dieselbe umfichtige Beschreibung hinsichtlich der einzuschlagenden Operationen gewidmet hätte, wie den in den ersten Klassen begriffenen. Füglich hätte die von *Himly* empfohlene Verlegung der Pupille mit in Erwähnung gebracht werden sollen. — In der dritten Art ist die Iris *convex*, aber nicht an die durchsichtige Hornhaut anhängend, die Pupille fast geschlossen, und die vordere Augenkammer sehr verkleinert, oder beynahe ganz fehlend. Hr. G. empfiehlt für diesen Fall a) Niederdrückung oder Zerstücklung der Linse und Eröffnung einer künstlichen Pupille. b) Eröffnung der Hornhaut, Bildung einer künstlichen Pupille und Entfernung der Linse. c) *Coredialysis*. — Die vierte Art begreift die zur dritten gehörigen Fälle mit gleichzeitiger Verdunklung der Hornhaut, und Anhängung der Iris in der Gegend der natürlichen Pupille. Die fünfte die zur vierten gehörigen, mit gleichzeitigem Hornhautstaphylom, und noch vorhandener oder bereits entfernter Linse. Die sechste enthält die zu einem der drey vorigen gehörigen Fälle, mit Verdunklung der Mitte der Hornhaut, die so dick und groß ist, daß nur ein schmaler durchsichtiger

Ring übrig geblieben ist, und die wässrige Feuchtigkeit fast gänzlich mangelt. Die siebente die unter der sechsten begriffenen Fälle, wobey die Iris in Berührung mit der Hornhaut und nur das Segment eines kleinen Ringes durchsichtig geblieben, die vordere Augenkammer aber obliterirt ist. In der achten endlich finden wir die Fälle, die unter den obigen nicht begriffen wären, und eine verschiedene Heilart erfordern. Für den vierten Fall wird *Coredialysis* mit *Corectomie* vereinigt, oder da, wo nur ein geringer Theil des Randes der Pupille anhängend ist, *Corectomie* allein empfohlen, letztere jedoch immer mit vieler Vorseht, da häufig Structurveränderungen der Iris bey Verwachsungen gleichzeitig vorhanden sind. Für die sanfte Art, wo eigentlich statt bloßer Anhängung der Iris an die Hornhaut Vorfall derselben durch letztere gefunden wird, und die Iris also in einem sehr angespannten Zustande sich befindet, wird von G. *Corectomie* durch die Hornhaut angerathen; für den sechsten hingegen die von Deutschen zuerst für diese Fälle empfohlene *Coredialyse*, so wie bisweilen, jedoch stets mit weniger guter *Prognose*, die *Corectomie*. Bey der siebenten Art kann nur *Coredialyse* in Anwendung gebracht werden, und zwar nach Hn. G's Empfehlung mittelst *Langenbecks Coreonion* oder *Risingers* Haken. Es würde Rec. zu weit führen, auf die bereits viel besprochene Nützlichkeit dieser Instrumente einzugehen, die er in manchen Fällen, und auch besonders im gegenwärtigen, wo es eines Theils auf festes Fassen der Iris ankommt, und anderen Theils auf nicht Verletzen der vorderen sehr beengten Augenkammer, wohl anerkennt, ungeachtet auch nicht vergessen werden darf, daß gerade in dem beengten Raume das *Coreonion* auch nicht an seiner Stelle ist, und beide Instrumente in geschickten Händen völlig durch den Mohrenheimischen Haken ersetzt werden. Unter der letzten Art wird nur der Fall angeführt, wo die Hornhaut dermaßen verdunkelt ist, daß eine hinter ihr befindliche Pupille nutzlos seyn würde. Der Vf. versuchte zweimal, nach *Autenrieth's* Rathe, eine Pupille in der *Sclerotica* zu eröffnen, die sich aber beide Male mit völlig undurchsichtiger Materie ausfüllte.

Den Beschluß dieses vortrefflichen Werkes, welches sich besonders durch richtige und sorgfältige Auffassung der verschiedenartigen in der Praxis vorkommenden Fälle, so wie durch unbefangenes Anpassen der geeigneten Operationsmethoden auszeichnet, macht die Erklärung von fünf beygefüigten, sauber gestochenen und schön colorirten Kupfertafeln, deren erste zur Erläuterung der Operation des *Entropion*, die zweyte zu der des theilweisen und allgemeinen *Ectropium* und *Pterygium* bestimmt ist. Die dritte giebt recht sehr gute Darstellungen verschiedener Arten des grauen Staars, und auf der vierten und fünften sind Instrumente, besonders deutscher Augenärzte, und verschiedene Formen künstlicher Pupillen abgebildet.

Radius.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

PHILOSOPHIE.

SCHLESWIG, gedr. u. verlegt im Kön. Taubstummen-Institut: *Ueber humanes Leben.* Von Joachim Dietrich Brandis. 1825. XXXV und 335 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

In einem zweyten Theile der *Pathologie*, wozu ursprünglich das vorliegende Werk laut der Vorr. bestimmt gewesen, von Sprache, Gottesverehrung, Staat, Familien und Willensschaft überhaupt reden zu hören, kann auffallen, und es möchten die Grenzen der Disciplin überschritten scheinen. Da indessen jedem Autor frey steht, sich den Kreis seiner Gegenstände weiter oder enger zu ziehen, so ist hieraus kein besondrer Vorwurf zu entnehmen, und weil der Titel zugleich verändert worden, umfaßt er alles Anthropologische, Philosophische, Historische des Inhalts. Der Vf. bemerkt: das Leben überhaupt, und also auch das humane Leben, ist nur in seinen Manifestationen darzustellen, nicht als Substanz zu unterscheiden. Vielleicht haben die Anthropologen und Philosophen eben so sehr zu Verirrungen Anlaß gegeben, indem sie diesem Leben als eigne Substanz verschiedne formale Eigenschaften beylegen und so gleichsam eine menschliche Seele anatomiren wollten, als die Physiologen, wenn sie den Organismus in verschiedne Theile trennten und aus der Begrenzung der einzelnen Theile die Ursache dieser Begrenzung und das vegetative und animalische Leben selbst erklären wollten. Wir können sagen, auf diese oder jene Einwirkung der Außenwelt äußert sich das vegetative oder animalische Leben bestimmt in den einzelnen Theilen, um eine Einheit zu erhalten; auf eine andre Art äußert es sich, wenn diese Einheit gestört ist, aber die Ursache dieser Aeußerungen können wir in Form und Mischung der Theile nicht finden. Derselbe Fall ist es mit dem humanen Leben: Alles, was wir der Seele als Eigenschaften beylegen, Vernunft, Verstand, Witz u. s. w. sind relative Aeußerungen, die durch das Bestreben *Ein* Mensch zu seyn bestimmt, von den Umständen in der Außenwelt bedingt werden. Nur durch die Darstellungen dieser Bedingungen lernen wir dieses Leben kennen, nicht durch allgemeine Forschungen über seine nicht darstellbare Substanz. Die Hauptäußerungen des humanen Lebens wollte der Vf. auffassen, das Individuelle andern Disciplinen überlassen. Er hofft keiner philosophischen Schule, keiner religiösen Partey als

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

enthusiastisches Mitglied beygezählt zu werden, sondern will als Mensch zu Menschen reden. Sein Weg ist sonach derjenige der Beobachtung, welchen der Arzt ohnehin als den eigenthümlichen anerkennt, und den zu betreten niemanden gereuen darf, was für eine speculative Ansicht auf immer den Vorzug erhalte.

Im ersten Kapitel, welches vom vegetativen, thierischen und geistigen oder humanen Leben handelt, versucht der Vf. eine Definition des Lebens ziemlich im Sinne der neuern Naturphilosophie. „Leben ist das im Unbegrenzten, Absoluten (in Gott) begründete Streben, zu einem Zweck das Einzelne vom Ganzen zu trennen (abstrahiren) und wieder zu einer Einheit zu verbinden (combiniren). Sein Product ist nicht durch äußere Impulse mitgetheilte, sondern aus innerer Bestimmung angefangne Thätigkeit, durch welche ein *Ganzes* hervorgebracht und erhalten werden soll, das wir eine Individualität nennen.“ Bloß im Räumlichen bemerklich ist es vegetativ, mit Vorstellung und Willen (vielleicht besser Begierde) versehen, ist es thierisch, mit dem göttlichen Vermögen vereinigt, welches das Ganze zu erfassen (Gott zu erkennen) strebt, ist es menschlich. (Gott also die Totalität, die Indifferenz der Differenz u. s. w.) Im humanen Leben ist Gedanke, Persönlichkeit, freyer Wille; in ihm können nicht bloß materielle Reize, Apperceptionen und Vorstellungen, sondern auch Gedanken und Ueberzeugungen jede Lebensäußerung hervorrufen. Wenn die Individualität im Begrenzten neu dargestellt wird, heißt dies Fortpflanzung, welche nicht bloß ein Act des vegetativen Lebens allein, sondern des Ganzen ist, der natürlichen Anlage, des Gemüths, des Charakters. Im humanen Leben zeigt sich dabey die größte Veränderung und Mannichfaltigkeit. Doch giebt es auch eine andre Mittheilung des Lebens: im vegetativen Leben Ansteckung, im thierischen Sympathie, Abrihtung, im humanen Leben Enthusiasmus. So wie Ansteckung das thierische und selbst das humane Leben afficiren kann, ebenso kann auch Enthusiasmus auf das thierische Leben allein wirken. Der Vf. beruft sich auf die merkwürdige Anhänglichkeit der Thiere an gewisse Menschen. Je größer die einzelne Lebensäußerung durch vermehrten Reiz oder durch vermehrte Erregbarkeit ist, desto weniger können andre Lebensäußerungen im begrenzten Individuum zugleich Statt haben, desto weniger haben aber auch andre Lebens-

Rr
aufsc-

äußerungen Einfluß auf sie, und das im Absoluten begründete Leben kann in seiner ganzen Kraft wirken. Bey dem Menschen haben wir für das Vorherrschen einer einzelnen Ueberzeugung mannichfaltige Benennungen, der höchste Grad, wo alle Apperception und alle vegetative Bewegung des Organismus aufhören, heist Scheintod; wo nur noch die nothwendigsten vegetativen Thätigkeiten zur Erhaltung des Organismus Statt haben, Entzückung; ein geringerer Grad, wo Apperception der Außenwelt und Muskelbewegung, sofern sie mit der geistigen Ueberzeugung in Verbindung steht, möglich ist, Begeisterung; ein noch geringerer Grad, der nur vor allen übrigen thierischen und vegetativen Thätigkeiten vorherrschend ist, Leidenschaft. (S. 25.) Ist der Reiz, welcher diese heftige humane Lebensäußerung hervorbringt, willkürlich selbst gemacht, nicht in der Wahrheit gegründet, so heist die dadurch entstandne humane Thätigkeit Schwärmerey, sind aber selbst die äußern Producte dieser Lebensthätigkeit willkürlich nachgeahmt, Heuchelei. Welches Product durch solche geleigerte humane Lebensthätigkeit hervorgebracht werden kann, welche innere Ueberzeugung, und wie diese mit dem Absoluten im Verhältniß steht, also wahr, halb wahr, eingebildet oder gar unwahr ist, zu beurtheilen, liegt außerhalb der Grenzen der nur im Begrenzten Statt habenden Beobachtung Anderer, weil 1) der Ekstasirte und Enthusiasmirte selbst in einem dem Traume ganz ähnlichen Zustande lebt, und seine Ueberzeugung nur sehr unvollkommen in das vollkommen besonnene Leben übertragen kann; 2) der Beobachter nicht beurtheilen kann, was in diesen Erscheinungen wirklich geistiges Leben, was Schwärmerey oder gar Heuchelei ist; 3) keine Versuche als Gegenprobe weder mit uns selbst, noch mit Andern angestellt werden können. Der Vf. zieht hieraus den Schluß, der thierische Magnetismus mit allen seinen religiösen, hyperphysischen und physischen Formen werde auf ewige Zeiten ein freyes Feld bleiben, worauf Wahrheit und Betrug gleiche Rechte haben, wie er es von Anbeginn der menschlichen Gesellschaft gewesen ist. Die Lebensthätigkeit, wodurch wir die vegetativen, thierischen und humanen Tendenzen so moderiren, daß wir dem Prototypo der Menschheit in den verschiednen Lagen der Individualität am nächsten kommen, nennen wir Vernunft. Vernunft ist das Festhalten der individuellen humanen Bestimmung, sie ist also nichts von Außen Kommendes, nichts zu Lernendes, sondern sie ist das menschliche Leben selbst, wird, wie alles Leben, durch öftere Wiederholung seiner Äußerung (Uebung) vermehrt und gestärkt, sinkt bey Mangel an Äußerung in einen Schlummer, der andern Erregungen des Lebens freyen Spielraum giebt.

Das zweyte Kapitel handelt von den Äußerungen des humanen Lebens allein. Die nächste und deutlichste Äußerung des göttlichen Geistes ist die Sprache. Untersuchungen über ihren Ursprung dürften mit der Untersuchung über den Ursprung

des Menschengeschlechts in Eins fallen. Sprache war jedem Menschen seiner Natur nach eigen, von keiner göttlichen Offenbarung der Sprache ist irgend die Rede. Erst als man die thierische Natur des Menschen durch Anatomie, vermeinte Physiologie und Systematisiren der Naturkörper deutlicher zu erkennen glaubte, kam man auf die Idee, der Mensch habe sich bloß durch Lehre und Nachahmung aus dem Zustande der Thierheit zu der jetzigen Cultur emporgehoben. Die Sprache des humanen Volks wird auch die gebildetste seyn. Viel Unvollkommenes muß immer in der Sprache bleiben, weil in unsrer Bestimmung und Classification der Substanzen viel unvollkommen und zufällig bleibt und kein menschlicher Geist fähig ist, sie alle zu fassen. Dieses Streben des menschlichen Lebens, diese Einkung der Substanzen immer vollkommener, immer für die innere Ueberzeugung genugthuender zu machen, nennen wir Wissenschaft. Alle Wissenschaft ist Sprachstudium und ihr letztes Ziel ist Gott. Der Drang der humanen Mittheilung mußte Erfindungen veranlassen, derselben eine mehr bleibende Natur zu geben: Abbildungen, Hieroglyphen, Schriftsprache. Bey der Gottesverehrung unterscheidet der Vf. (Kap. 3.) die theosophische und moralische. Jene entspringt, wenn ein von der göttlichen Gabe der Humanität hoch Begeisterter mit Wort und That zeigt, daß er mit dem Ehrfurcht einflößenden Wesen in näherer Verbindung steht, so bildet sich ein Priesterstand und Theokratie. Die moralische Gottesverehrung bildete sich dort, wo die äußere Natur den Menschen größere Hindernisse der äußern Erhaltung entgegensetzte; jede menschliche Tugend erhielt ihren Gott. Judenthum und Christenthum verdienen besondre Erwägung: letzteres befreite die Menschheit von dem Fluche der symbolischen Formgesetze. Es ward bald ins Endliche hinabgezogen, der Glaube, das feste Zutrauen auf den Unendlichen ward zum Wahrhalten einzelner im Begrenzten geschehenen, von Menschen erzählten Thatfachen. Man vermehrte die äußern Zeichen, sie wurden wie die Symbole gemißbraucht, das Unendliche in das Vergängliche Begrenzte hinabzuziehen. Metaphysischer und logischer Scharf sinn sollte die einfache Lehre beseligen und begreiflicher machen. Die germanischen Völker theilen sich in zwey Classen: 1) die den römischen Staat eroberten und von griechischen und römischen Sitten erobert wurden, 2) die selbst nicht eroberten und nicht erobert wurden. Jene waren abhängiger von der Hierarchie, als diese. Luther's Reformation löste die Bande der Hierarchie, lehrte keine neue, durch spitzfindiges Gröbeln aufgefundene Dogmen.

Mit dem Staat beschäftigt sich das vierte Kapitel. Nicht eine kalte Logik hat die Menschen zusammengebracht und erst einen Societäts-Contract entworfen, nach welchem sie in Gemeinschaft leben wollten, sondern derselbe göttliche Geist, der Alles zu einer Einheit in der Idee zu vereinigen strebt, der das Zusammengehörige liebt und das Entgegengesetzte hasst, weil

weil er zugleich Theil und Zweck des Ganzen ist. Das, was das Ganze und alle seine Theile im Einzelnen zugleich fördert, nennen wir Recht. Im Aboluten, in Gott allein ist ungetrübt Wahrheit und Recht. In jedem Staate muß aber eine *endliche* menschliche Entscheidung des Rechts, eine Regierung seyn. Welche Regierungsform die beste sey, ist eine an sich höchst müßige Frage, da kein bestehender Staat zu einer andern Form ohne momentane Anarchie übergehen kann, und in der Anarchie thierische List und Gewalt stets unumschränkt walten. Kein Staat ist von seinem ersten Ursprünge an durch religiöse Tendenz und durch das geistige Princip Philosophie, Kunst und Wissenschaft weniger gebildet, als der römische. Um so mehr mußte er die humane Vereinigung in sich selbst suchen: Drang nach Gesetzen war die erste und lebhafteste Aeußerung der römischen Humanität. Jurisprudenz bildete sich im römischen Staat fast als das einzige Studium aus, man wollte damit das ganze menschliche Leben mit allen seinen möglichen Verhältnissen und Vorfällen in Gesetzen anticipiren und es im Umriss darstellen. Dieses sank vor dem Feudalsystem und der Hierarchie. Vor ihnen flüchteten Handel, Künste und Handwerker in die Städte, es verbreitete sich der Geist der Corporationen, Bürgerfinn, Industriegeist. Die Entdeckung von Amerika brachte in das Staatsleben einen merkantilischen Geist, in monopolisirenden Handelsgesellschaften lag der Keim einer völligen Umsfaltung der europäischen Humanität. Durch sie entstand ein neuer Götzendienst, Nationalhandel und Nationalcredit genannt, der mit unerbittlicher Grausamkeit mehr Menschenopfer und mehr Hingeben der ganzen Individualität in seine Willkür forderte, als irgend eine Hierarchie (?). Der Vf. erwähnt der britischen und holländischen Ostindischen Compagnie, so wie der französischen. Oestreich errichtete 1719 eine Compagnie des Orients, Dänemark errichtete mehrere Compagnieen, mehr oder weniger folgten andre Staaten oder suchten zu folgen. Banken entstanden, mit ihnen Papiergeld. Man könnte mit Recht das Papiergeld das Grab des Feudalsystems und des germanischen Industriegeistes nennen. Es kam ein unglaubliches Geschwindleben in den Staat, ein Fabrikenfinn und Fabrikenystem, welche der Vf. nicht von günstiger Seite schildert. Armuth und Drang nach Reichthum und Luxus standen neben einander. Der Absatz der Production wird verkümmert. So ist überall die eigentlich germanische Freyheit zum Theil verloren gegangen, die nicht im Antheil an der Regierung des Staats, nicht in repräsentativer Legislation, sondern in dem freyen und möglichst gesicherten Gebrauche des Eigenthums jeder Art besteht. Unverkennbar ist, daß diejenigen Länder, welche, vom germanischen Geiste beseelt, der Hierarchie früher am meisten widerstanden, auch von dem Selbstmorde der Staaten durch Veränderung der äußern Staatsform am meisten frey geblieben sind; in dem Verhältniß am meisten, als ihre geographische und politische Lage ihnen jenes Streben nach National-

reichthum und Nationalcredit am wenigsten zuließ. Die Kenntniß der Harmonie in allen Theilen, als des eigentlichen Lebens des Staats, nennen wir Aufklärung. Wie aber der eine Organismus sich nicht die Formen des andern aneignen kann, so ist es thöricht, sich diese oder jene Staatsverfassung zu wünschen. Das Bestehende ist das Beste, weil es so geschaffen ist; durch Aufklärung in den einzelnen Theilen und nur durch diese kann es vervollkommenet, durch menschliche gewaltthätige Abänderung immer gestört werden, durch menschliche gewaltthätige Abänderung immer gestört werden. (Versehen wir den Vf. recht, so empfiehlt er allmähliche Reformen statt Revolutionen, und gewiß mit gutem Grunde. Jedoch der Ausdruck, das Bestehende sey das Beste, könnte nach seiner vollen Anwendung auch gegen jede Reform gerichtet seyn, und für die Möglichkeit der letztern wäre doch wohl Eine Staatsverfassung vorzüglicher als die Andre, also auch wünschenswerther. Revolution ist ein aus dem Gefühl unerträglichen Unglücks hervorgegangnes zweytes Unglück, oft größer als das erste.)

Weil der Mensch hilfloser als alle Thiere geboren wird (Kap. 5.), so geschieht die Entwicklung seines Lebens in der Familie. Man könnte das Menschengeschlecht in drey Hauptfamilien theilen: 1) wo die Erlangung der äußern Bedürfnisse leicht ist und gern Andern aufgebürdet wird, Kastenverhältniß, väterliche absolute Autorität; 2) wo die Existenz mühsam der Natur abgewonnen werden muß: hier ist Sklaverey ursprünglich fremd, der Vater übt nicht allein die Autorität. Nur diese Völker waren allein im Stande, die Erde zu einem gemeinschaftlichen Wohnplatz der Menschen zu machen, sich durch fruchtbare und unfruchtbare Zonen zu verbreiten; 3) wo nomadisches Leben Statt findet, welches der Perfectibilität am wenigsten fähig ist; der Hausvater ist alleiniger Herr, Polygamie ist allgemein. Aus der Vermischung und mannichfaltigen Reaction dieser verschiednen häuslichen Humanität ist die gegenwärtige Cultur der Völker entstanden. Indier hatten Kasten, Griechen und Römer nicht; sie lernten von Andern. Zur Bildung einer Familie scheinen folgende äußere Bedingungen erforderlich: zuvörderst Eigenthum, dessen Unveränderlichkeit ältere Gesetzgeber erstrebten, das Lehnssystem wirkte am wohlthätigsten auf Deutschland, die Erblichkeit des Lehns vereinigte die Familie und das Eigenthum inniger, als es Lykurg's Gesetze bewirken konnten. Der Vf. giebt einige Tabellen über die Vertheilung des Grundeigenthums in Frankreich, England, Preußen und den dänischen Staaten. In Frankreich sind Grundeigenthümer die Hälfte der Volkszahl, in England kaum $\frac{1}{3}$, in Preußen $\frac{1}{4}$, in Holstein $\frac{1}{10}$. In England ist der siebente Einwohner arm, in Dänemark der zwey und dreyßigste, in Preußen und Frankreich wahrscheinlich nicht der achtzigste oder hundertste. Auch die Zahl der Verbrechen glaubt der Vf. auf größere oder geringere Verfallitität des Eigenthums zurückführen zu können. In der Ehe, als einer zweyten Be-

Bedingung der Familie, ist Monogamie das Natürlichste, nur wo thierisches Verlangen die Humanität überstimmt, kann Polygamie eintreten: Das gemeinschaftliche Bündniß muß mehr wie irgend ein andres unauflöslich seyn. Jede Ehescheidung ist auf gewisse Art ein Bekenntniß, daß man das Bündniß nicht menschlich, sondern thierisch eingegangen ist. Es muß mit religiöser Feyerlichkeit geschlossen werden. Kinder sind integrierende Theile der Familie, deren Zerstreuung gute Erbschaftsgesetze vorbeugen sollten. Knechte gewähren der Familie Hülfe. Sklaverey stand mit Luxus und dem dadurch veranlaßten Handel in genauem Verhältniß.

(Der Beschluss folgt.)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Exped. d. Annalen, b. Hofr. Schmidt, im Königl. Ministerium d. Innern u. d. Polizey: *Annalen der Preussischen innern Staats-Verwaltung*. Herausgeg. von K. A. v. Kamptz, Königl. wirklichem Geheimenrathe und Director. Erster bis elfter Band. 1817 — 1827. gr. 8.

Vor dem J. 1810 wurden in Preussen alle eigentlichen Gesetze und alle Verordnungen der Minister, so wie die der Provinzial-Behörden einzeln gedruckt und den betreffenden Beamten zugefertigt, und wenn auch ein Theil dieser Verordnungen in der Edicten-Sammlung später abgedruckt ward, so blieb diess doch unvollständig. Erst im J. 1810 erschien die Gesetzsammlung, worin die wirklichen Gesetze, und bald darauf die Amtsblätter, worin auch die Verordnungen der Ministerial- und Provinzial-Behörden abgedruckt wurden. Hiermit war dem Publicum Gnüge geschehen. Allein den Beamten fehlte noch eine Sammlung der von den Ministerien und Provinzial-Behörden erlassenen Verordnungen und Instructionen, welche nicht sowohl das Publicum als den Beamten interessirten. Diese waren zwar in den verschiedenen General-Akten enthalten, aber mitunter sehr schwer zu finden und nicht einmal Jedem zugänglich.

Diesem allgemein gefühlten Bedürfnis hat der K. Preuss. wirkliche Geheimerath Hr. v. Kamptz in Berlin seit dem J. 1817 mit gleicher Verdienstlichkeit, wie diess bey der Justiz-Verwaltung durch seine rühmlichst bekannten Jahrbücher geschehen, für das Verwaltungs-Fach abgeholfen. Schon die Eintheilung der Materien zeugt von der lichtvollen Klarheit, welche in allen Arbeiten des Herausg. sich findet. Die einzelnen Verordnungen sind nämlich nach folgenden Rubriken geordnet: I. Allgemeine Verwaltungs-Sachen, enthaltend z. B. Ressort-Verhältnisse, Rang- und Dienstverhältnisse der Beamten unter sich, die Qualifikation zu den verschiedenen Aemtern u. s. w. II. Verhältnisse zu auswärtigen Staaten III. Staats-Einkünfte, mit folgenden Unterabtheilungen: A. Fi-

nanz-Verwaltung im Allgemeinen, B. Steuern, C. Forst- und Jagd-Verwaltung, D. Post-Verwaltung, E. Bergwerks-Regal u. s. w. IV. Landes-Cultur. V. Cultus. VI. Oeffentlicher Unterricht. VII. Communal-Wesen. VIII. Polizey, mit folgenden Unterabtheilungen: A. Polizey im Allgemeinen, B. Ordnungs-Polizey, C. Post-Polizey, D. Sicherheits-Polizey, E. Polizey gegen Unglücksfälle, F. Armen-Polizey, G. Gewerbe-Polizey, H. Bau-Polizey, I. Wege-Polizey u. s. w. IX. Medicinalwesen. X. Militair-Sachen.

Nach diesen Rubriken geordnet erscheinen nicht nur die sämmtlichen von den Ministerien an die betreffenden Provinzial-Behörden erlassenen General-Verfügungen, sondern auch die an einzelne Behörden ergangenen Verordnungen. Ausserdem aber auch die wichtigern in den Amtsblättern enthaltenen Verordnungen und Instructionen der Ober-Präsidenten und Landes-Collegien, mit Ausnahme alles dessen, was sich allein auf die Rechtsverwaltung bezieht, weil dafür die Jahrbücher des Herausg. bestimmt sind.

Die für jeden Jahrgang beygegebenen Register sind so zweckmäfsig angeordnet, daß sie den Gebrauch dieses verdienstlichen Werks für den Beamten aufs höchste erleichtern. Zuerst nämlich wird ein chronologisches Register gegeben, worin der kurze Inhalt der betreffenden Verordnung noch ausser dem Datum angegeben ist. Diese Inhalts-Uebersichten finden sich im Werke selbst jeder Verordnung vorgedruckt und erleichtern bey ihrer Kürze den Gebrauch dieses Werks außerordentlich. Ausserdem aber ist jedem Jahrgange ein Sachregister beygegeben, wo man mit der grössten Vollständigkeit auf diejenigen Seiten des Werks hingewiesen wird, wo über den verlangten Gegenstand etwas vorkommt.

Doch auch das Wissenschaftliche ist über dem Praktischen nicht vergessen worden, indem der zweyte Abschnitt jedes Hefts für Staatswissenschaft bestimmt ist. Dieser Abschnitt enthält zuvörderst: *auswärtige Gesetzgebung*; worin aber nur allgemeine wichtige Geetze, oder solche aufgenommen worden, welche, als in Nachbarstaaten Gültigkeit habend, dem diesseitigen Beamten wichtig seyn dürften. In einem zweyten Abschnitt: *Literatur*, giebt der Herausg. zwar nur kurze, aber treffende Beurtheilungen interessanter Schriften, welche auf die Staatsverwaltung Bezug haben, mitunter auch nur Anzeigen von dergleichen Schriften.

Auf diese Weise besteht dieses höchst dankenswerthe Unternehmen bereits über 10 Jahr, indem vierteljährlich ein Heft und alljährlich ein Band derselben erscheint. Jährlich wird über den Ertrag des Werks Rechnung abgelegt, weil der Hr. Herausg. den Ueberschuss zu namhaften wohlthätigen Zwecken verwendet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

PHILOSOPHIE.

SCHLESWIG, gedr. u. verlegt im Kön. Taubstummen-Institut: *Ueber humanes Leben.* Von Joachim Dietrich Brandis u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von der Wissenschaft handelt das *sechste* Kapitel. Der Mensch ist mit wenig Instinktwissen geboren. Die Wissenschaft, als eine durch Vernunft bestimmte und durch den Verstand dargestellte Einheit, wird durch Sprache und Schrift Gemeingut für das ganze Menschengeschlecht. Wo die Natur dem Menschen Alles ohne viele Mühe darbietet, wird der Geist auf die Ahnung einer absoluten Einheit alles Seyns gerichtet, Begeisterte geben Offenbarungen, Priester bewahren diese, das Gemeinleben geht nicht vom Individuum auf das Ganze, sondern vom Ganzen auf das Individuum. Der Vf. berührt den Unterschied der orientalischen und griechischen Wissenschaft des Mittelalters, der Araber u. s. w., und sagt von der Metaphysik: Sie will nicht das Unbegrenzte vom Begrenzten trennen, sondern sie will dem begrenzten Forscher die allgemeinsten Gesetze des Lebens und jeder einzelnen Abtheilung seiner Manifestationen lehren. Sie ist eben so abgeneigt, in das Unbegrenzte Differenz (Individualität) zu bringen (Mythicismus), als die letzte und unbegrenzte Ursache aller Manifestationen (Leben) ganz zu leugnen, und Alles auf Wechselverhältnisse des Begrenzten (Materialismus) zurückzuführen. Kant machte die ersten Versuche, eine Metaphysik der Sitten und Naturwissenschaften aufzustellen; vielleicht würde eine Metaphysik des ganzen gestirnten Himmels, der Sonnensysteme, der Erde, der Thiere und der Pflanzen, der Theologie, des Staats, der Familie u. s. w. von Nutzen seyn können. (S. 295.)

Das letzte Kapitel ist der Wechselmanifestation des vegetativen, animalischen und humanen Lebens gewidmet. Circulation der Säfte, Nerven, Sinnesorgane sind Erfordernisse des thierischen Lebens. Nachforschung nach einem Centralorgan ist grundlos, eben so unsinnhaft die Annahme besondrer Organe für einzelne humane Aeusserungen. Alle Manifestationen des Lebens sind nur Ein Bestreben, die Individualität zweckmässig zu erhalten; hierin ruht die Heilkraft der Natur. Schlaf ist die tägliche Erscheinung der Wechselwirkung des vegetativen und

animalischen Lebens. Das Leben des einzelnen Theils ist dasselbe, wie das Leben des Ganzen, es ist dasselbe Streben zur Erhaltung der Einheit. Schmerz ist Vorstellung der Hindernisse, welche dem thierischen Leben entgegenstehen, den Organismus zweckmässig zu verändern, so dass die Einheit des Ganzen erhalten werde. Das Leben des einzelnen Theils mit seinen Anomalien verhält sich zum ganzen Bewusstseyn, wie sich die einzelne Vorstellung der Außenwelt mit dem dadurch erregten Verlangen und Abscheu zu demselben verhält. Jedes Verlangen oder Abscheu, wenn es plötzlich ohne deutliche Vorstellung ins Leben eintritt, erregt Schreck, er kann alle Lebensäusserungen aufhören machen (*Apoplexia*), oder alle thierischen Lebensfunctionen aufheben, weil die Sinne mit der höchsten Anstrengung, aber ohne Einheit streben, eine bewusste Vorstellung hervorzubringen (*Eclasis*). Wo das Bewusstseyn der Gegenwart aufgehoben ist, kann die Rückerinnerung Vorstellungen machen, wie im Traum. Beym Menschen kann sich dieses unvollkommene Bewusstseyn und Traumvorstellung auch mit der Besonnenheit in Verbindung setzen. Die Traumgestalt wird dadurch zu einer Person, welche die äussere Außenwelt erkennen, selbst in der Rückerinnerung sich vorstellen, aber mit dem eignen Bewusstseyn und Besonnenheit nicht vergleichen kann. Der höchste Grad dieser Erscheinung ist den Aerzten unter dem Namen Traumwandeln (Somnambulismus) bekannt, geringere Abstufungen erscheinen in den verschiednen Arten der Melancholie. Der Vf. macht hierüber sehr anziehende Betrachtungen, unterscheidet den durch Apperception in der Außenwelt und den durch Apperception im Gemeingefühl verursachten Schreck, erwähnt des Zustandes, welcher nahen Tod anzeigt, wenn das Gemeingefühl in der Gegenwart gänzlich aufhört und nur noch in der Rückerinnerung sich mit den vollkommen wachen Sinnen zu Vorstellungen verbindet, wodurch der Mensch den Charakter eines überirdischen, aus dieser Zeitlichkeit bereits abgechiednen Wesens erhält. Eine grosse Klasse von Heilmitteln erhöhen deutlich das thierische Leben und beschleunigen Desiruction und Reproduction, wie Wein und Opium. Es wird solcher Zustand auch von dem obersten Regulator, dem humanen Leben, bestimmt, ohne dass wir sagen können, dass dieses durch das narkotische Mittel afficirt wird, und man sagt mit Recht, dass man im Rausch am

am besten den Charakter eines Menschen kennen lernen, nicht weil der Charakter *afficiert* wird, sondern weil er so lange wie möglich dem verworrenen Halbtraume entgegenstrebt. Die menschliche Seele — als jener göttliche Odem, der die Menschen zum höhern Urquell alles Seyns, zur Gottheit emporhebt — kann wohl selbst nicht krank werden, psychische Krankheiten sind, wenn eine Störung den Odem Gottes hindert sich zu manifestiren. Krank hönnte man nur die Seele nennen, wenn bey *vollkommenem Bewusstseyn* und bey vollkommener Vegetation die Besonnenheit inhuman geworden wäre; dann hiesse es aber nicht mehr Krankheit, sondern Verbrechen, Bosheit, Sünde. Die Mittel, diesen Zustand zu heilen oder ihm zuvorzukommen, sind göttliche und menschliche Gesetze, die vegetativen und animalische Lebensäußerungen zu moderiren, so daß sie das Bewusstseyn nicht stören, sind Arzneymittel. Ursprünglich kann das humane Leben nicht krank seyn, d. h. kein Verbrecher oder Boshafter wird als solcher geboren, in gewisser Rücksicht ist also jeder Verbrecher auch ein physisch Kranker. Rechtspflege und Arzneykunde kommen hier auf einer Grenzscheide zusammen, die von einer oder der andern Seite leicht überschritten wird, da sie ihrer Natur nach nicht ganz genau bezeichnet werden kann. Wie das Gesetz den freyen Willen durch das *du sollst* bestimmt, und ihn dadurch über das animalische und vegetative Leben zum Herrn macht, so kann auch der Arzt sich an das humane Leben wenden, dieses aufregen und veranlassen, daß es auf das vegetative und animalische Leben einwirkt. Es ist sein Hauptstudium, diesen Grundsatz auf individuelle Fälle anzuwenden, es kann ihm nicht gelehrt werden, sondern es ist das Resultat seiner humanen Liebe für den Kranken, diese kann den Kranken selbst nach und nach dahin bringen, sein eigener Arzt und Meister über seine kranken Lebensäußerungen zu werden. Aber allein darf er dabey nicht stehen bleiben, sondern kann bey allen Krankheiten der vegetativen und animalischen Lebensäußerungen, durch zweckmäßige Erregungen, durch Diät und Arzney mildern und heilen. Vom humanen Leben aus alle Krankheiten heilen zu wollen, führt auf unnützes Lehren und Predigen, oder gar zu einem Charlatanismus, der von Anbeginn der menschlichen Gesellschaft, in Tempeln, Höhlen, auf Gräbern und neuerlich — in Magnetisirkuden unnütz geübt, und manchen Arzt fast kränker als seine zu Heilenden gemacht hat. Mit diesen, der wahren Empirie und eines philosophischen Arztes sehr würdigen Worten schließt der Vf. sein Werk.

PHYSIK.

PRAG, b. Haase: *Handbuch der Naturlehre*, entworfen von *Cassian Hallaschka*. Dritter Theil. 1825. VI u. 255 S. 8. mit einer Tafel in Stein-druck. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Rec. hat sein Urtheil über die beiden ersten Bände des vorliegenden Handbuchs bereits in diesen Blät-

tern (A. L. Z. 1825. Nr. 242.) ausgesprochen; wenn man in diesem Bande auch erkennt, daß der Vf. Gegenstände behandelt, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigt hat, so glaubt Rec. doch keineswegs, daß er denselben empfehlen könne: der Anfänger wird von vielen Gegenständen verworrene Begriffe bekommen, und wollte man uns auch einwenden, daß dieses Werk in der Hand eines tüchtigen Lehrers, welcher die Fehler verbessert, sehr viel Gutes leisten könne, warum dann nicht Schriften benutzen, in welchen dieselben Gegenstände besser vorgetragen sind? Ohnehin ist ja Vieles in diesem Lehrbuche aus *Muncke's* auch äußerlich weit besser ausgestatteten Lehrbuche entlehnt, aber durch Zusätze des Vfs. oder Auslassungen andrer Sätze entstellt; eine Behauptung, welche wir sogleich näher beweisen wollen.

Die Schrift zerfällt in vier Abschnitte: I. Eintheilung der Oberfläche des Himmels und Bestimmung der Kreise auf demselben. S. 1—114. II. Mathematische Geographie. S. 114—162. III. Physische Geographie. S. 163—220. IV. Atmosphärologie. S. 220 bis 255. Diese Eintheilung ist die gewöhnliche und weicht von der in *Muncke's* Lehrbuche in sofern ab, daß dieser I. und II. zusammenstellt; III. und IV. sind dagegen bis auf kleine Nuancen ebenso, wie bey *Muncke*, obgleich sich freylich hier, wie in den meisten übrigen Lehrbüchern fragen liesse, ob denn die Atmosphärologie nicht auch zur physischen Geographie gehöre. So behandelt *Muncke* die Temperatur der Erde nicht, wie es dem Rec. zweckmäßiger scheint, in der Meteorologie, sondern in der physischen Geographie; eben dieses thut unser Vf. Während dagegen in der Vertheilung des Raums, welchen die einzelnen Theile einnehmen, in *Muncke's* Lehrbuch ein gewisses von der größern oder geringern Menge der bekannten Sätze abhängendes Verhältniß ist, wird ein solches bey unserm Vf. gänzlich vermisst. So nimmt bey *Muncke* die Meteorologie nahe $\frac{1}{4}$ von dem zweyten Bande ein, bey unserm Vf. nur etwa $\frac{1}{6}$, was doch für ein Handbuch der *Physik* wohl zu gering ist.

Wir haben bereits erwähnt, daß *Muncke's* Lehrbuch die Quelle ist, welche der Vf. größtentheils bey dieser Schrift wörtlich abgeschrieben hat; wir haben aber auch zugleich bemerkt, daß der Vf. zuweilen den Text geändert hat. Wir wollen dieses nur an einigen Stellen zeigen: denn sollten wir alle durchnehmen, so könnte unsere Anzeige leicht mehrere Stücke dieser A. L. Z. füllen. Ein Zusatz und zugleich eine Fortlassung findet sich in der Bestimmung der Gestalt der Erde durch die Pendelmessungen. *Muncke* sagt nämlich S. 37: „Ein Mittel zur scharfen Bestimmung der Pendellängen lehrte *Zach*.“ Unser Vf. ändert diesen Satz auf S. 144 auf folgende Art um: „Ein Mittel zur scharfen Bestimmung der Pendellängen lehrte *zuerst* *Her Freyherr v. Zach*, dann *Biot*.“ Woher weiß der Vf., daß *v. Zach* *zuerst* ein genaues Verfahren gab? doch wohl schwerlich aus der von ihm citirten Abhandlung *v. Zach's*? dieser sagt ja selbst in der ge-

nann-

nannten Abhandlung, daß bereits *Borda* ein Jahr vor ihm ein sehr genaues Mittel zu dieser Untersuchung gegeben habe. Was ferner den Zusatz „dann *Biot*“ betrifft, so steht derselbe eben so fest, denn *Biot* geht ja selbst, er habe *d'après la méthode de Borda* beobachtet. — Ferner giebt *Muncke* und nach ihm unser Vf. einen Auszug aus *Laplace's* Untersuchung der ältern Messungen in der *Mécanique céleste*. Wenn man darnach die Pendellänge in Peru mit denen in höhern Breiten vergleicht, so erhält man für die Abplattung, wie sich unser Vf. auf S. 145 ausdrückt, „im arithmetischen Mittel $\frac{1}{255}$; und mit diesem arithmetischen Mittel stimmen andre Vergleichenungen ziemlich überein.“ Dann heißt es sogleich, nach den Beobachtungen *Duperrey's* sey diese GröÙe $\frac{1}{257}$. Daß diese Zahl mit der obigen nicht *ziemlich übereinstimmt*, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; aber der Vf. hat es in diesem Falle für gut befunden, einiges von *M.* Gesagte fortzulassen. *M.* fährt nach der eben mitgetheilten Stelle nämlich fort: „So giebt Paris mit Petersburg“ u. s. w.

Nicht immer hat es dem Vf. gefallen, die Anmerkungen *M's.* ganz zu benutzen. So hat *M.* ein sehr vollständiges Verzeichniß der Vulkane gegeben, dieses fehlt bey unserm Vf.; ferner führt *M.* auf S. 164 unter den verschiednen Hypothesen über die Entstehung der vulk. Eruptionen zuerst die durch Schwefelkiese an, und theilt dann die übrigen mit; unser Vf. sagt jetzt auf S. 197: „die fortdauernde Gluth in dem Innern der Vulkane wird ohne Zweifel durch entzündete große Schwefelkies-, Alaunschiefer- und Steinkohlenlager unterhalten“ u. s. w. Uebrigens sagt *M.*, daß die Heerde sehr tief unter dem Granit liegen, während unser Vf. dieselben „an der Grenze zwischen den Gang- und Flötzgebirgen“ sucht, eine Behauptung, die man wohl schwerlich in einem 1825 erschienenen Werke suchen dürfte und die ihren Grund wahrscheinlich in den von *Muncke* S. 164 genannten brennenden und über dem Granit liegenden Steinkohlenlagern hat.

Die Zahl der Druckfehler ist sehr bedeutend und wird den Anfänger, für welchen diese Schrift bestimmt ist, häufig verwirren. Unter den vielen Fehlern, welche dem Rec. aufgefallen sind, erwähnt er folgenden auf S. 249: „Ueber das Wesen des Nordlichts giebt es viele Meinungen, unter welchen die des Hn. *Plac. Heinrich* die wahrscheinlichste, nach welcher das Nordlicht eine Luftentwicklung aus der Menge des Polarkreises als natürlichem Lichtmagnete ist.“ Rec. hatte die Schrift von *Heinrich* über Phosphorescenz gelesen, erinnerte sich aber nicht, eine ähnliche Behauptung gefunden zu haben, daß nämlich der Polarkreis, eine fingirte Linie, ein Lichtmagnet und in Menge vorhanden sey, und daß sich aus ihm Luft entwickle. Endlich löte auch hier *Muncke* das Räthsel; dort heißt es nämlich S. 214: „Nach einer sinnreichen Hypothese hält *Plac. Heinrich* das Nordlicht für eine Lichtentwicklung aus der Menge des Polarkreises als natürlichem Lichtmagnete.“

Das Gesagte wird wohl hinreichen, den Geist dieses Werks zu beurkunden.

L. F. K.

GESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Osander: *Geschichte der französischen Staatsumwälzung*, von *A. Thiers*. Uebersetzt von Professor Dr. R. Mohl in Tübingen. Fünfter Band. 1827. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Erzählung geht in dem schon angezeigten Geiste fort, vom Juni bis Nov. 1793. Sie rollt nicht rasch dahin wie *Mignet's* Worte, die nur die Gestaltungen in ihren großen Umrissen und die Gesamtbewegung in ihrem Drang und Widerstande klarer, als bey seinen Vorgängern erkennen lassen. Die Handlung verbirgt die Handelnden und die Hauptstadt Frankreich. Hier vernehmen wir dagegen meist aus dem eignen Munde der Handelnden, was sie dachten und wollten, und mit den Worten der Berichte die Lagen in Frankreich. Robespierre spricht nicht am besten, aber für die Stimmung der Zuhörer und für den gewählten Augenblick am treffendsten; und wie er dann mit starrem Sinn und kalter Berechnung zur Gewalt über den Convent und im Heilathaus kommt, wird es immer blutiger und schauerlicher in Frankreich. Es ist ein praktischer Kopf von der fürchterlichsten Art: das Mittel, das am schnellsten zum Zweck führt, ist ihm das rechte und das beste; aber um deswillen ist ihm auch das bloß leidenschaftliche Handeln zuwider, und so hat er den Schein des Gemäßigten den Tollköpfen gegenüber, wie diesen Schein auch seine Jacobiner den Cordeliers gegenüber haben. Viele ertrugen die Anstrengung des leidenschaftlich bewegten und nachdenkenden Geistes nicht, sie starben an der Entzündung, wie jetzt vor unsern Augen Canning. Die ruhig verständigen und arbeitsfleissigen Bürger hatten sich vergeblich der öffentlichen Sachen annehmen wollen. Sie hatten keine Geschäftübung, die großen Städte keine Verbindung unter einander. In der Hauptstadt allein verband man sich auf das Regieren, hatte man durch ganz Frankreich offenkundige und geheime Verbindungen, war man in dem Besitz aller Hebel der Staatsgewalt und der Werkstätten der Kriegskunst. Das Alles machte es dem starren Robespierre möglich, den Convent, die Hauptstadt und ganz Frankreich vor ihm zittern zu lassen, während Carnot den Plan und die Mittel zum großen Kriege bereitete. Die guten und verständigen Bürger hatten die Schreckenszeit gehandelt, die über sie kam; alle Städte, die selbstständiges Gefühl bewahrt hatten; wollten mit den Waffen und durch Verbindung unter einander die Gewalt an die rechtlichen, anständigen Leute bringen, und eine feste Gemeinordnung zur Gewähr eines glücklichen Freistaats gründen. Aber sie geriethen dadurch mit den alten französischen Ideen von dem Königthume und von der Hauptstadt, als dem Sitze aller Macht und Herrlichkeit, zugleich aber mit den revolutionären Einrichtungen, wodurch die Lande in Departemente zerschnitten und die Gewaltmittel der Hauptstadt noch vergrößert waren, in Widerspruch, so wie mit dem Volksgefühl, daß in der Vendee wie bewußtlos in das alte zurückstürmte. Sie konnten sich nicht

nicht verständigen und die Hauptstadt liefs ihnen keine Zeit dazu. Die Jacobiner verdrängten mit Hülfe einer Gemeineordnung, worin jeder Erwachsene Stimmrecht hatte, die wackern Männer aus den Stadträthen, schreckten sie von der Theilnahme an den öffentlichen Sachen durch das Gesetz über die Verdächtigen ab, welches zu willkürlichen Verhaftungen den freyesten Spielraum gab, und die grossen Blutgerichte zu Paris wurden überall nachgeahmt. Dennoch vermochte die Hauptstadt ihren Sieg über Frankreich ohne Waffengewalt, ohne Zerstörung von Lyon, der mächtigsten Stadt nach ihr, nicht zu vollenden, und in der Hauptstadt selbst fielen die Girondisten als Siegesopfer. Die Guillotine in ihrer fortdauernden Bewegung verbürgte nun die Ruhe in Frankreich und sie verbürgte zugleich den Werth des Papiergeldes. Keine Künste, keine Strafen hatten die Entwerthung des Papiergeldes verhindern können, bis es die Todesstrafe that, in Verbindung mit den ungeheuren Arbeiten und Lieferungen, welche der Krieg erforderte, und die noch immer besser im Papiergelde, als gar nicht bezahlt wurden.

Die Bauern mußten zu Zwangspreisen liefern, zu Zwangspreisen verkaufen, und hatten statt Abgabenerleichterung eine vermehrte Steuer- und Gemeinelaß zu tragen. Die Handwerker und Kaufleute mußten auf gleiche Weise liefern und verkaufen und gezwungene Anleihen bezahlen. Der Adel verlor überdißs grossentheils sein Besitzthum, und fand vor den unerhörten Verfolgungen keinen andern Schutz, wenn er nicht fliehen wollte und konnte, als unter den französischen Fahnen. Während die Hauptstadt und in ihr Robespierre an der Spitze Frankreich so in Gehorsam und Gewalt hielt, ward sie nahe und das französische Gebiet überall von Feinden bedroht. Aber die Feinde ließen Carnot Zeit, aus Paris eine Waffenstätte und aus Frankreich ein Lager zu machen. Das Aufgebot in Masse verwandelte sich in eine Aushebung von 300,000 rüfzigster und grossentheils gebildeter Leute, die eben deswegen den französischen Heeren eine ganz andre Seele gaben, als die feindlichen Heere hatten, und diesen offenbar überlegen wurden.

Man muß zugleich über die Leiden und die Leistungen des französischen Volks ersaunen, und wer wird nicht bedauern, daß Frankreich dem Geist und bösen Willen unterlag, womit die Hauptstadt, obgleich sie in Blut gebadet, erfüllt blieb. — Die Früchte des damaligen Sieges sind der Hauptstadt durch alle folgenden Ereignisse erhalten, aber sie dürfte nun doch in den französischen Landen mit andern Augen als früher betrachtet werden, und sie könnte wohl durch ein stilles und leises aber anhaltendes Streben in den Landen nach selbstständi-

gem und eigenthümlichem Seyn und Leben in Verluste kommen, deren Folgen sich gar nicht berechnen lassen.

Es soll nun noch ein echt französischer Zug von den Girondisten nach ihrem Todesurtheile mit den Worten des Vfs. erzählt werden. „Beym Abgehen aus dem Gerichtssaale stimmten sie alle mit einem Male die Marseiller Hymne an:

Das blutige Beil der Tyrannen
Schwebt über unserm Haupt.

Ihre letzte Nacht war herrlich. Verginaud hatte Gift, er warf es aber weg, um mit den Freunden zu sterben. Sie setzten sich zu einem gemeinschaftlichen Mahle, bey dem sie Alle bald heiter, bald ernst, bald beredt waren. Brissot und Genoué waren nachdenklich und still; Verginaud sprach mit innigem Bedauern von der sterbenden Freyheit, und mit hinreißender Beredtsamkeit über das Loos des Menschen. Ducos sagte Verse, welche er im Gefängniß gemacht hatte, her, und Alle sangen Lobgesänge auf Frankreich und die Freyheit.“

Aus dem Verfolg werden die Leser sehen, in welchen Vorstellungen Vf. und Rec. abweichen. „Am folgenden Tage den 31sten Oct. drängte sich eine ungeheure Menge, um sie zu sehen. Sie sangen auf dem Wege zum Blutgerüste die Marseiller Hymne, wie sie die Soldaten auf dem Wege gegen den Feind sangen. Bey der Ankunft auf dem Umwälzungsplatze stiegen sie von dem Karren und umarmten sich unter dem Rufe: Es lebe die Freyheit! Sil-lery bestieg zuerst das Blutgerüst, und nachdem er das Volk, in welchem er noch immer die schwache betrogene Menschheit achtete, ernsthaft gegrüßt hatte, empfing er den Todesstreich. Alle ahmten ihm nach und starben mit Würde. In 31 Minuten schlug der Henker diese berühmten Häupter ab, und zerstörte in diesen wenigen Augenblicken Jugend, Schönheit, Tugend, Talent. So war das Ende dieser muthigen Bürger, welche ein Opfer ihrer großmuthigen Träumereyen wurden. Sie kannten weder den Menschen und seine Fehler, noch wußten sie ihn in einer Umwälzung zu leiten, zürnten dem Volke, daß es (?) nicht besser sey, und wurden von ihm (?) vernichtet, weil sie sich ihm (?) beständig (?) entgegensetzten. Ehre ihrer Asche! Nie haben so viele Talente, so viele Tugenden (?) in einem Bürgerkriege gegläntzt, und man muß ihnen nachrühmen, daß wenn sie auch die gewaltsamen Mittel nicht begriffen, welche Frankreich allein retten konnten (?), ihre Gegner sich mehr aus Leidenschaft, als aus Einsicht (?) für dieselben entschieden. Nur denjenigen aus der Bergpartey könnte man höher als sie stellen (?), der sich für diese Mittel aus bloßer Staatsklugheit (!) und nicht aus Haß entschieden hätte.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

PHYSIK.

Wien, b. Heubner: *Anfangsgründe der Physik, als Vorbereitung zum Studium der Chemie*, von Dr. Benjamin Scholz. Dritte Auflage. 1827. XVI u. 769 S. 8. mit 5 Kupfertafeln. (8 Rthlr. 16 Gr.)

Vorliegendes Lehrbuch, von welchem die früheren Ausgaben in den Jahren 1815 und 1821 erschienen, zeichnet sich vorzüglich durch Vollständigkeit und Einfachheit der Demonstrationen aus, und gehört nach dem Urtheile des Rec. zu den besseren Lehrbüchern, welche wir in Deutschland besitzen. Hauptfächlich glaubt Rec. es denjenigen Lesern empfehlen zu müssen, welche ohne hinreichende mathematische Kenntnisse zu besitzen, die wichtigsten Sätze der Physik kennen lernen wollen. Eine Vergleichung dieser Ausgabe mit der zweyten zeigt, mit welcher Liebe der Vf. die neueren Entdeckungen nachgetragen und wie sehr er sich bemüht hat, weniger richtige Ansichten zu verbessern. Da es wohl sehr wahrscheinlich seyn möchte, daß von diesem Lehrbuche in einigen Jahren eine neue Auflage erscheint, so will Rec. nach einer kurzen Angabe, weniger des ohnehin bekannten Inhaltes als des Verhältnisses, in welchem der Raum steht, welchen die einzelnen Theile der Physik in dieser Schrift einnehmen, Bemerkungen über einige weniger richtige Behauptungen hinzufügen.

Zuerst handelt der Vf. von dem Wesen und den Grundkräften der Materie und den damit in nächster Verbindung stehenden Eigenschaften der Körper S. 9—190. In diesem Theile werden die Gesetze der Mechanik, der Cohäsion, der Crystallisation und der chemischen Verwandtschaft mitgetheilt. Sodann kommt der Vf. zur Betrachtung der Imponderabilien und zwar handelt er nach des Rec. Ansicht sehr zweckmäßig zuerst von der Electricität S. 190—286; hierauf vom Magnetismus und Electromagnetismus S. 287—346; vom Lichte S. 346—422; von der Wärme S. 423—532. Im dritten Hauptabschnitte betrachtet der Vf. die Atmosphäre S. 533—638; im vierten die Akustik S. 643—708. Ein Nachtrag S. 704—749 enthält eine Vergleichung der Maasse und Gewichte und ein sehr ausführliches alphabetisches Register beschließt das Werk.

In der Lehre vom Pendel spricht der Vf. auf S. 66 von dem Einflusse des Schwingungsbogens auf

die Dauer der Oscillationen und fährt dann fort: „wenn jedoch die Schwingungsbogen kleiner als 15° sind, so wird der Unterschied, seiner Unbedeutendheit wegen, erst nach vielen tausend Schwingungen bemerkbar.“ Diese Behauptung ist nicht richtig; denn zuerst möchte es wohl sehr schwer seyn, ein Pendel zu construiren, welches freyhängend viele tausend Schwingungen machte, da bekanntlich an unseren Uhren der Mechanismus so eingerichtet ist, daß die Weite stets dieselbe bleibt, also die Oscillationen nicht aufhören; nehmen wir dagegen ein freyhängendes mit möglichster Sorgfalt construirtes Pendel, dessen wohlpolirte Schneiden auf achatsnen Unterlagen ruhen, so findet man nach 100 und noch weniger Schwingungen schon Unterschiede, die sich sehr wohl wahrnehmen lassen. — Auf S. 67 giebt der Vf. eine Tafel für die Länge des Secundenpendels an verschiedenen Punkten. Da dieselbe nur ältere Beobachtungen enthält, so wird es gewiß sehr zweckmäßig seyn, wenn er diese Größen bey einer neuen Ausgabe völlig streicht und dafür einige von den neueren Messungen Biot's, Kater's, Sabine's und anderer Gelehrten giebt. Auch liesse sich die Erfahrung, welche Richer in Cayenne machte und welche hier eben so unrichtig als in den meisten dem Rec. bekannten Schriften vorgetragen wird, nach der Originalabhandlung Richer's verbessern, wie dieses Rec. bereits an einem andern Orte ausführlicher gezeigt hat (Hertha, Februar 1827. S. 76). — Die Beschreibung der Luftpumpe auf S. 111 ist wohl zu kurz und ohne Abbildung nicht verständlich. — Sehr ausführlich ist in diesem ersten Theile die Lehre von der chemischen Verwandtschaft abgehandelt.

In der Lehre von der Electricität erwähnt der Vf. S. 195 den Fundamentalsatz, daß sich $\pm E$ und $+E$ abstoßen, dagegen $+E$ und $-E$ anziehen. Der Beweis des Vfs. möchte indessen wohl wenigen Lesern verständlich seyn; es sollen nämlich zwey Glasröhren so lange mit demselben Körper gerieben werden, bis sie in *gleichem Grade electrisch* gemacht sind; eben so sollen eine Glasröhre und eine Siegelackstange mit Flanell so lange gerieben werden, bis *beide gleiche Grade* von E zeigen; nach demjenigen aber, was bis dahin über die Electricität gesagt worden ist, weiß der Leser ja noch nicht, wie er *gleiche Grade* von E bestimmen könne; außerdem ist zum Beweise dieses Satzes keinesweges erforderlich, daß die Electricitäten gleich stark seyen. Warum wählt hier der Vf. nicht den einfachen Versuch, ein Korkkugel-

kügelchen an einem Seidenfaden zu befestigen, und diesem das geriebene Glas und Siegellack abwechselnd zu nähern?

Bey der Erklärung der Phänomene, welche der Electrophor zeigt, ist der Vf. gewiss nicht allgemein verständlich. Wird nämlich (§. 164. S. 219) der Deckel auf den — electrifchen Harzkuchen gesetzt, so stellt er seine obere Belegung vor, erhält daher die Electricität der berührten Harzfläche durch Vertheilung oder zeigt — *E*; hiernach könnte man indessen glauben, als ob der ganze Deckel — *E* erhielte, da doch nur die obere Fläche — *E*, die untere dagegen + *E* hat. Eben dieses gilt von der Erklärung der Erscheinung, daß der berührte und dann isolirt aufgehobene Deckel + *E* zeigt. „Durch das Reiben wird der Harzkuchen negativ electrifch; der darauf gelegte Deckel kommt also in einen — Wirkungskreis und wird deswegen an seinem oberen Theile — electrifch, ohne jedoch von seiner natürlich electrifchen Materie das Gerinreste zu verlieren, weil ein flacher Leiter von einem Nichtleiter *E* weder annimmt, noch solche an ihn abgibt. Durch das Berühren mit einem Leiter geht aus diesem in den scheinbar negativ electrifchen Deckel + *E* über (daher der Funke) und der Deckel erhält nun nebst seiner natürlichen *E*. auch diesen Zuwachs, scheint aber, weil dieser Ueberfluß von dem negativen Wirkungskreise des Harzkuchens gebunden wird, natürlich electrifch“ (§. 165). Aufgefallen ist dem Rec. in dieser Erklärung zuerst, daß der Vf., welcher die Erklärungen größtentheils nach dem dualistischen Systeme giebt, hier plötzlich die Sprache Franklins annimmt; sodann aber ist der Vorgang selbst nicht ganz richtig aufgefaßt. Es scheint nämlich, als ob bey Berührung des auf dem Kuchen liegenden Deckels der Funke durch + *E* entstehe, welches aus dem Kuchen in den Deckel und aus diesem gegen den Finger kommt. Indessen binden sich + *E* auf der untern Seite des Deckels und — *E* des Kuchens, daher ist — *E* auf der oberen Seite des Deckels frey und kann nach außen wirken, deshalb der Funke bey Annäherung des Fingers in welchen dieses — *E* übergeht. Jetzt scheint der Deckel unelctrifch, weil nun + *E* vom — *E* des Kuchens gebunden wird, so wie aber der Deckel fortgenommen wird, diese Bindung also aufhört, so wird hier + *E* frey. Das eben Gesagte gilt *mutatis mutandis* auch von dem folgenden, Rec. will indessen dabey nicht verweilen, sondern verweist auf die treffliche Abhandlung von *Wilke* (Schwed. Denkschr. Bd. 39. S. 54) und *Volta* selbst (*Collezione dell' Opere di Volta*. Florenz 1816. Th. I. Bd. I. S. 103 flg.). — Der Entdecker der unipolaren Leiter heist auf S. 247 fälschlich *Erdmann* statt *Erman*. — Die in krySTALLISIRTE Körpern durch Erwärmung erzeugte Electricität wird etwas zu kurz behandelt. Es werden hier nicht einmal alle Phänomene erwähnt, welche der Turmalin zeigt; so sagt der Vf. nicht, daß der Turmalin bey einer Temperatur welche niedriger ist, als die einige Grade über 0 liegende seine Polarität um-

kehrt (*Hauy Minéralog.*, 2te Ausg. Bd. I. S. 202). Unrichtig ist es ferner, wenn der Vf. auf S. 285 sagt: „nur der Turmalin und Boracit erhalten durch Erwärmung Polarität:“ denn unter den vom Vf. genannten Mineralien fand *Hauy* die Polarität im Mesotop, Prehnit und Sphe; bey *Galmey* (aus der Gegend von *Aix la Chapelle* und Freyburg im Breisgau) entdeckte derselbe schon eine Umkehrung, wenn er von — 11° bis über + 4° erwärmt wurde (*Minéralog.* I. 201); eben so fand *Breithaupt* in dem vom Vf. genannten *Helvin* vier Axen (Auswahl a. d. Schriften der unter *Werner's* Mitwirkung gestifteten Gesellschaft für Mineral. zu Dresden, Bd. II. S. 182 Anm.). Es würde uns hier zu weit führen, diese Eigenschaften an den übrigen vom Vf. genannten Mineralien nachzuweisen; wir fügen nur noch hinzu, daß sich auch dieses Verzeichniß noch sehr durch die Untersuchungen von *Brewster* vervollständigen läßt (*Schweigg. N.R.B.* XIII).

In der Lehre vom Magnetismus sagt der Vf. S. 289: „In welchem Verhältnisse die Abnahme der magnetischen Kraft erfolge, ob im Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen, wie *Coulomb* und *Brédone* durch Versuche gefunden haben wollen, ob im Verhältnisse ihrer Würfel, nach der Meinung Anderer, ist noch nicht ausgemacht.“ Eine Bestätigung des ersten Gesetzes und einen Grund für das zweyte giebt *Hansteen* (Untersuchungen u. s. w. S. 146). — S. 297 wo *Hansteen's* Untersuchungen über den täglichen Gang der magnetischen Intensität mitgetheilt werden, hätten auch wohl die Beobachtungen von *Christie* eine Erwähnung verdient. — S. 299 erfahren wir, daß sich auch in *Wien* die retrograde Bewegung der Magnetnadel gezeigt hat; es war dort nämlich seit 1815 vier Jahre hindurch die Abweichung 15° 8' W., am Schlusse des Jahres 1820 aber 16° 1'. — Eben daselbst ist der Zusatz nöthig, daß die angegebenen Stunden für die Extreme in der Richtung der Magnetnadel nur für unsere Gegenden gelten. — Unrichtig ist der Ausdruck S. 301: „In einigen Gegenden nahe am Aequator ist die Neigung fast 0 und die Inclinationsnadel steht dort fast horizontal.“ Die Neigung ist wirklich 0, wie der Vf. auf der folgenden Seite selbst sagt. — Uebrigens vermißt Rec. in der Literatur dieses Abschnittes die Erwähnung von *Hansteen's* größerem Werke; auch ist es dem Rec. aufgefallen, daß der Vf. bey mehreren Beobachtungen von *Parry* die Länge des Beobachtungsortes nicht angiebt, da doch diese in der Nähe des Magnetpoles von großer Wichtigkeit ist. Es hätte auch erwähnt werden können, daß *Parry* nördlich von dem amerikanischen Pole fortgelte, und daß er durch eine Gegend kam, wo die Abweichung 180° war, wenn er diese GröÙe selbst auch nicht unmittelbar beobachtete.

Die Lehre vom Electromagnetismus enthält die wichtigsten Thatfachen; so weit diese dem Vf. bekannt seyn konnten. Jedoch hätte auf S. 338, wo der Vf. über die Folge der Körper in der thermomagnetischen Kette spricht und die Versuche *Seebeck's* mit denen *Cumming's* vergleicht und hier den Ein-

Einfluss der Temperatur erwähnt, wohl bemerkt werden können, dass *Cumming* durch übermäßige Erwärmung die Polarität der Kette umkehrte.

In der Optik folgt der Vf. im Allgemeinen dem Emanationsysteme, er giebt jedoch die Erklärung vieler Phänomene auch nach der Undulationstheorie. — Die S. 351 erwähnte Methode die Stärke des Lichtes durch Schatten zu messen, rührt nicht von *Rumford* her, man kannte dieselbe schon viel früher und namentlich stellte *Lambert* die meisten seiner Messungen nach derselben an. — S. 368 sagt der Vf., dass die doppelte Strahlenbrechung nicht mit dem Hauptgesetze der Lichtbrechung übereinstimme, indem der gebrochene Strahl mit dem einfallenden nicht immer in Einer Ebene liege und sogar der senkrecht einfallende Strahl einen Winkel von $6^{\circ} 12'$ mit dem Einfallslothe macht. Hiernach könnte man fast glauben, dass beide Strahlen eine Abweichung vom Gesetze des Snellius zeigten, was dem auf S. 367 Gesagten widersprechen würde; es findet ferner der mitgetheilte Winkel von $6^{\circ} 12'$ nur bey dem Kalkspathe Statt. Auch die auf dieser Seite gegebene Erklärung *Biots* ist im Allgemeinen die von *Malus*; zweckmäßiger scheint es dem Rec., dasjenige, was der Vf. hier über die Polarität sagt, bis zur Lichtpolarisation zu versiparen. — Zu §. 258 bemerkt Rec., dass schon vor *Fraunhofer* *Arago* fand, dass die Newtonischen Farbenringe polarisirt seyen und dass *Brewster* etwas Aehnliches an blau angelaufenem Stahle bemerkte (*Treatise on new philos. Instrum.* Edinb. 1813. S. 345). — In dem Abschnitte über *Photometrie* (S. 422) werden die Untersuchungen von *Lambert* nicht einmal genannt, da doch *KlÜgel* von diesem sagt, es sey die Photometrie von ihm mit einem Male der Vollkommenheit so nahe gebracht, wie sonst nie eine Wissenschaft von einem einzigen Manne (*Friesley* Gesch. d. Opt. S. 312).

In der Lehre von der Wärme hätte auf S. 426 erwähnt werden können, dass das Eis als Eis bey der Abnahme der Temperatur wieder die gewöhnlichen Gesetze der Ausdehnung befolgt. — Wenige Leser möchten den wahren Sinn von folgendem Satze auf S. 429 verstehen: „die folgende Tafel giebt — die lineare Ausdehnung an, welche nachstehende starre Substanzen durch das Erwärmen bis zum Siedepunkte des Wassers erliden, wenn ihre Länge bey dem Schmelzpunkte des Eises gleich 100000000 gesetzt wird.“ So ist diese GröÙe bey Flintglas 1,00081166. Die Länge bey 0° ist ja gleich 1 und nicht 10° ; es ist ferner die für Flintglas mitgetheilte GröÙe die Länge bey 100° C, so dass diese Tafel nicht die *lineare Ausdehnung* von 0° bis 100° , sondern die *Länge der Körper* bey 100° C giebt, die bey $0^{\circ} = 1$ gesetzt; sollte die Ausdehnung von 0° C bis 100° C gegeben werden, so müsste 1 vor allen mitgetheilten GröÙen fehlen. — Zu S. 453, wo eine Tafel über die specifische Wärme gegeben wird, bemerkt Rec., dass die specif. W. des Wasserdampfes, die des Wassers als Einheit angenommen, nach den Versuchen von *la Roche* und *Bérard* nicht 0,847 ist,

wie diese GröÙe in allen vom Rec. verglichenen Schriften mitgetheilt wird, sondern dass die specif. Wärme desselben 0,837 beträgt; es ist nämlich die specif. Wärme der atmosphärischen Luft 0,2669, und diese als Einheit angenommen die des Wasserdampfes 3,136; wird diese mit Wasser verglichen, so ergiebt sich $0,2669 \times 3,136 = 0,8369984$. — Die Anm. S. 495 wo der Vf. die Entstehung des Thaues nach *Wells* und die Eisbereitung in Bengalen mittheilt, gehört zweckmäßiger in das Kapitel von der strahlenden Wärme.

In dem folgenden Abschnitte, welcher von der Atmosphäre handelt, sagt der Vf. S. 535: „Nach angestellten Beobachtungen gelangen wir 0,75 des senkrecht auf die Atm. fallenden Sonnenlichtes bis auf die Oberfläche der Erde.“ Hier muss nothwendig zugesetzt werden: „selbst bey heiterm Himmel etwa.“ Denn nach *Bouguer's* Versuchen über die Stärke des Mondlichtes (nicht Sonnenlichtes) in $66^{\circ} 11'$ und $19^{\circ} 16'$ Höhe findet *Lambert* 81 Strahlen, nach eigenen Versuchen L's. kommen nur 59 Strahlen auf die Oberfläche der Erde (*Photometria* S. 396). Uebrigens hängt diese GröÙe von sehr vielen Nebenumständen ab, wie sich Rec. durch eine Menge von Versuchen mit einem *Leslie'schen* Photometer überzeugt hat. — Bey der blauen Farbe des Himmels auf S. 537 fehlen die Untersuchungen von *v. Humboldt*. — Sehr vollständig ist das, was der Vf. über die Erwärmung der Atmosphäre und die Schneegrenze sagt; indessen wird auf S. 541 den Versuchen von *Pictet* über die Temperatur in verschiedenen Höhen ebenfalls ein zu großes Gewicht gegeben. Da man sich bey Berechnung von Temperaturen einzelner Orte gewöhnlich auf diese Untersuchungen beruft, so erlaubt sich Rec. hier einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche bisher gar nicht beachtet sind. Schon *Saussure* widerlegte bekanntlich mehrere Folgerungen aus diesen Beobachtungen, indem einige der gebrauchten *Thermometer in der Sonne hingen*, wie *de Luc* in seinem Streite mit *Saussure* selbst zugiebt (*Idées sur la Météorol.* T. II. S. 352 u. 360), ohne dass sein Zusatz, dass die Strahlen der Sonne das als Spiegel wirkende Thermometer nicht merklich erwärmten (*en faisant ombre de loin avec mon doigt sur la boule de mon thermomètre, je ne le faisais pas baisser sensiblement* (!!!)), etwas beweist. Bey weitem wichtiger für die Meteorologie sind die wenig bekannten Beobachtungen von *Six* (*Philos. Trans.* 1784. S. 428). Nach 41tägigen Beobachtungen war bey einem 6' vom Boden entfernten Thermometer das *Min.* 2° , 6 C, das *Maxim.* 7° , 9 C; bey einem 110' hoch hangenden das *Min.* 3° , 1 C, das *Max.* 7° , 1 C, und so beträgt der Unterschied nur etwa $\frac{1}{2}^{\circ}$ C, während diese GröÙe gewöhnlich zu $2\frac{1}{2}^{\circ}$ C. angenommen wird. —

In der Lehre vom Barometer scheint das über die Schwankungen desselben Gesagte zu dürftig zu seyn, da der Einfluss des Wetters auf seinen Stand kaum zwey Seiten füllt. Eben so werden gewiss wenige Leser durch das über die Winde Mitgetheilte be-

befriedigt werden. Wenn hier auch das Wichtigste von den Passatwinden in der Kürze ziemlich vollständig mitgetheilt wird, so ist doch das über die Mouffons Gesagte zu unvollständig; es werden nur die wenig bedeutenden Mouffons an einem Theile der Küste von Brasilien erwähnt, ohne daß die weit wichtigeren im indischen Oceane auch nur genannt werden. Deslo vollständiger dagegen ist der folgende von den physisch-chemischen Eigenschaften der Atmosphäre handelnde Abschnitt, namentlich wird hier die Art, wie Oxygen und Stickstoff neben einander existiren, sehr ausführlich untersucht.

In §. 392, wo der Vf. die Hygrometer beschreibt, wäre es am zweckmässigsten gewesen, zugleich den Apparat *Daniell's* zu erwähnen und auf diesen nicht erst später zu kommen. Uebrigens scheint hier die Bemerkung, daß *Soldner* die Idee zu einem Schwefelätherhygrometer schon vor einer Reihe von Jahren angab, nicht am unrechten Orte zu stehen.

Das was der Vf. S. 683 über den *Nebel* sagt, scheint eine Berichtigung zu erfordern. Nachdem nämlich die Thaubildung nach *Wells* angeführt ist, erwähnt der Vf. jene schwache Nebelschicht, welche sich an solchen Orten zeigt, wo es sehr reichlich thauet und leitet dieselbe aus der Erkaltung des Bodens her. „Erstreckt sich diese Abkühlung des Bodens höher, wie z. B. im Frühlinge und Herbste, so bildet das in Bläschenform abgetrennte Wasser die *Nebel*“ u. s. w. Die Ursachen indeffen, welche jenen Nebeln bey der Thaubildung (*haze* der Engländer) und den Nebeln im engern Sinne (*fog*) zum Grunde liegen, scheinen verschieden zu seyn. Ueber Wiesen ist die Luft am Tage nahe mit Dämpfen gesättigt worden, bey der Strahlung am Abende werden der Boden und die ihm zunächst liegenden Schichten der Atmosphäre stärker erkaltet als die höheren, und daher erfolgt jener schwache Nebel, weil in der Atmosphäre mehr Dampf vorhanden ist, als sie zu behalten im Stande ist; bey den eigentlichen Nebeln dagegen ist der Boden stets wärmer als die höheren Luftschichten, und es erfolgt der Niederschlag nur deshalb, weil die Atmosphäre mehr Dampf aufnehmen soll, als dieses vermöge ihrer Temperatur geschehen kann. — In der am Schlusse des Abschnittes gegebenen Literatur vermisst Rec. die Beyträge von *Brandes*.

Auch der letzte Abschnitt, von der Akustik, so wie der Nachtrag sind sehr vollständig. Das Register erleichtert den Gebrauch dieses Werkes.

L. F. Kämtz.

STUTTGART, b. Gebr. Mäntler: *Anleitung zur Er-richtung und Untersuchung der Blitz-Ableiter*

(*Blitz*), für Bauverständige, Bau- und Feuer-schauer und Gebäude-Inhaber. Herausgegeben von (vom) Berg-Rath Dr. *Hehl*, der physikalischen Societät in Göttingen u. l. w. Mitglied VI u. 54 S. 8.

Der Vf. der obigen Schrift, welcher im Königreiche Württemberg eine große Anzahl von Blitzableitern entweder errichtet oder untersucht hatte, wurde von dem Ministerium des Innern aufgefordert, eine Anleitung zu verfassen, wodurch die auf dem Titel genannten Personen in den Stand gesetzt würden, die Blitzableiter zweckmässig zu errichten. Man darf demnach keine ausführlichen theoretischen Untersuchungen in diesem Werke erwarten, da der Vf. in diesem Falle offenbar seinen Zweck verfehlt haben würde; wohl aber wird der Techniker manchen brauchbaren Wink, manche gute Erfahrung in demselben finden. Unter den verschiedenen Blitzableitern (Schienen, Drahtgeflecht und Stabeisen) giebt der Vf. denen aus Stabeisen den Vorzug, da dieselben die wohlfeilsten sind und am leichtesten reparirt werden können; den Auffangestangen giebt er im Durchschnitte eine Länge von 12 Fufs; zur Ableitung nimmt er halbzöllige Eisenstäbe. — Da ein Jeder, welcher sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, auch weiß, welche Punkte in einer Schrift über denselben behandelt werden müssen, so würde es überflüssig seyn, die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte hier mitzutheilen.

PÄDAGOGIK.

CHUR, b. Dalp: *Neuer Tugendspiegel, oder Anekdoten und Charakterzüge aus dem Jugendleben denkwürdiger Personen alter und neuer Zeit*; mit einer Auswahl verwandter Dichtungen. Zunächst in Bürger Schulen zum Vorlesen, oder auch neben der Schule zur Unterhaltung, Belehrung, Nachahmung und Warnung bestimmt, von *Joh. Friedr. Franz*, evangel. Pfarrer zu Mogelsberg im Canton St. Gallen. — Schulausgabe mit einem Titelkupfer. 1827. XII u. 351 S. 8. (14 gGr.)

Der etwas langathmige Titel dieser Jugendschrift sagt hinlänglich, was man darin zu suchen hat, und wozu es benutzt werden kann. Rec. weiß auch nichts weiter hinzuzufügen, als daß er diese moralische Beyspielsammlung zweckmässig gefunden; wenn auch manche darin mitgetheilten Züge schon in andern Schriften gestanden haben und darum nicht neu sind. Am meisten nehmen die Nachsicht der Leser in Anspruch die von der eigenen Muse des Vfs. dargebotenen poetischen Stücke.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

GESCHICHTE.

Freiburg, b. Herder: *Allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniss bis auf unsere Zeiten*, für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet von *Karl v. Retzsch*, Großherzogl. Bad. Hofr. u. Prof. zu Freiburg. *Siebenter Band*. X u. 557 S. (ohne Jahrszahl.) *Achter Band*. 1826. XIV u. 644 S. *Neunter Band*. 1826. XV u. 869 S. 8.

Es gehört zu den wichtigsten Erscheinungen in unserm Zeitalter, daß nicht nur der Sinn für Geschichte überhaupt weit mächtiger aufgeregt und über die gesamten gebildeten Volksklassen verbreitet, sondern auch der wissenschaftliche Anbau der Geschichte eben so durch gründliche Geschichtsforschung, als durch gediegene Geschichtsschreibung gefördert ward. Auf diese wichtige Erscheinung lenkte der Rec. des oben genannten Werks, bereits bey der Beurtheilung der ersten sechs Bände desselben, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter. (Jahrg. 1819. Nr. 11 — 13 und 34 — 36.) In kurzen Umrissen gedachte er der Veränderungen und der durchgreifenden Umbildungen, welche der Anbau und die Darstellung der allgemeinen Geschichte seit den drey letzten Jahrhunderten und namentlich seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts erfuhr. Er zeigte, wie die allgemeine Geschichte anfangs, nach dem sogenannten Viermonarchieensysteme, von den Theologen als *ancilla theologiae* behandelt ward; wie sie darauf — besonders die Geschichte der Deutschen, doch bloß einseitig als Reichs- nicht als Volks-Geschichte aufgefaßt, — den Publicisten als Hülfswissenschaft für das römische und für das deutsche Staatsrecht gedient habe; wie sie dann, besonders seit *Ernesti's* Zeiten, fast ausschließlich den Philologen zufiel, die sie kritisch sichteten und zunächst die Welt des Alterthums sorgsam bearbeiteten, ohne doch — mit Ausnahme der Britten — eine höhere Ahnung ihres politischen Lebens und ihres pragmatischen Geistes zu fühlen, bis endlich in *Schlözer's* Mann kam, welcher, bey der Eigenthümlichkeit seines Geistes, mit der Tiefe und Fülle seines philologischen und geschichtlichen Wissens, mit der Schärfe seines politischen Blicks und Tactes, und mit der Kraft, Lebendigkeit und Feuergluth seiner stilistischen Darstellung, eine neue Bahn in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung brach.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

So wie aber selbst noch in unsrer Zeit die geistvollsten Männer im Felde der Geschichtsschreibung angefeindet und mit dem Kartätschenfeuer der Mikrologie begrüßt werden, so erging es auch vor ungefähr 50 Jahren dem kühn seine eigne Bahn einschlagenden *Schlözer* von seinem *ältern Collegen Gatterer*, einem Manne, dessen Verdienste um die Geschichte nicht geschmälert werden sollen, wenn er gleich von seiner Erbitterung und Leidenschaftlichkeit gegen den *jüngern Schlözer* sich fortreißen ließe, als er von diesem in seiner bisherigen Domaine sich gestört und angegriffen fand. Dieser Kampf zwischen *Gatterer* und *Schlözer*, dessen Actenstücke viele der jetzt lebenden jüngern Geschichtsschreiber kaum gelesen haben dürften, ward aber in der That der *Wendepunkt* für die Behandlung der allgemeinen Geschichte; denn seit dieser Zeit giebt es eine doppelte Behandlungsweise derselben: die des *Fleisses* und die des *Geistes*. Rec. meint damit keineswegs, als ob der Fleiß den Geist, oder der Geist den Fleiß ausschloße: allein Jeder, der kein Fremdling in der Literatur des Anbaus der allgemeinen Geschichte blieb, weiß es, daß die kritischen Forscher und fleißigen Sammler gewöhnlich, bey der Aufspeicherung und Mittheilung ihrer Massen, des philosophischen und politischen Geistes und namentlich der *Gabe der Sprache* ermangelten. Ihre Perioden gleichen nicht selten der Behandlung des Klopffleisches in den Küchen. Dagegen mag es wohl auch bisweilen geschehen, daß die geistvollen Männer, welche in der allgemeinen Geschichte die Lösung der unermesslich großen Aufgabe an die Staaten und an die gesamte Menschheit selbst erkennen, und mit der Fülle ihres tief ergriffenen Geistes über die Reinheit und Gediegenheit der stilistischen Darstellung gebieten, das etymologische und grammatische Ergebniss eines einzelnen Kritikers übersehen, oder ein Citat vernachlässigten, wodurch entweder ein dreytausend Jahre alter Name eine neue Schreibung erhielt, oder nach dem Umsturze der bisher bestandnen geschichtlichen Thatfachen eine Hypothese mit allem Scheinglanze der Neuheit versucht ward. Rec. ist nicht gemeint, diesen kritischen Arbeiten ihr Verdienst zu schmälern; er warnt aber nur vor der vorschnellen Aufnahme solcher neuen Ansichten (und kämen sie aus der Feder eines *Niebuhr* oder *Müller*) in die beglaubigte Geschichte, bis sie die Feuerprobe zweyer Jahrzehnte bestanden haben.

Un

Der

Der Vf. des vorliegenden Werks bewahrte sich, mit dem ihm einwohnenden sichern Tacte, vor der übereilten Annahme solcher neuen Hypothesen in sein Werk, selbst auf die Gefahr, deshalb verkannt und schonungslos behandelt zu werden. Es lag nicht in seinem Plane, eine *kritische* Weltgeschichte, sondern eine *für denkende Geschichtsfreunde* zu schreiben. Er ging, bey seiner gediegenen Arbeit, von gründlicher Geschichtsforschung aus, ohne doch die Versicherung zu geben, daß er die *gesamten* Quellen der alten, mittlern, neuern und neuesten Geschichte selbst gelesen habe. Denn welcher Geschichtsschreiber unsrer Zeit, selbst mit Einschluss des unermesslich reichen Sammlers, *Johannes v. Müller*, und der außerordentlich beleseften Forscher, *Beck's* und *Schlossers*, dürften wohl von sich rühmen, daß sie *gleichmäßig* die Quellen des Alterthums, wie die der mittlern und neuern Zeit, und eben so wörtlich die Urkundenwerke des *Dumont*, *Roussët*, *Martens* u. f. w., wie den *Herodot*, *Livius*, *Thucydides*, *Polybius* u. a. und die *gesamten scriptores medii aevi* durchgelesen hätten! Jeder ausgezeichnete Historiker der neuern Zeit beschränkt sich, bey der Unermesslichkeit des angehäuften Stoffs, gewöhnlich mit seinen Forschungen ausschließend und mit Vorliebe auf gewisse Zeitalter; der Eine widmet seine Kraft der Welt des Alterthums bis zum Untergange des Römerreichs im Abendlande; ein Anderer setzt die kurze Zeit eines Menschenlebens an die Erforschung und Darstellung des Mittelalters, und lebt und weht in den Quellen der Geschichte der germanischen, slavischen, byzantinischen und arabischen Völker; ein Dritter wird durch die Richtung seiner Individualität zu dem in sich abgeschlossenen Kreise der drey letzten Jahrhunderte, von der Entdeckung des vierten Erdtheils an bis zum Anfange der französischen Revolution hingezogen; und ein Vierter — erzürnt über die große Vernachlässigung der unermesslich wichtigen Thatfachen *der neuesten Zeit* — beschließt, in das Chaos der einzelnen (in unzähligen Sammlungen für die neueste Geschichte zerstreuten Urkunden, Memoiren, beyläufig mitgetheilten) Nachrichten und widersprechenden Meinungen, Licht, Ordnung und Zusammenhang zu bringen.

Versteht Rec. den Vf. des vorliegenden Werks recht, so hat er — ohne doch unbekannt mit den Quellen des Alterthums und des Mittelalters zu seyn — die *neuere* und *neueste* Zeit zum eigentlichen Gegenstande seiner vieljährigen und selbstständigen Forschung gewählt; denn namentlich hier entfaltet er den ganzen Reichthum seiner gelehrten Kenntnisse. — Dazu kommt aber ein zweytes Verdienst, das bloß die Leidenschaftlichkeit übergehen und ihm absprechen kann: die *eigenthümliche Ausprägung und Gestaltung der Ergebnisse fremder und eigener Forschung zu einem in sich harmonischen Ganzen*, das nur von einem so gründlichen Forscher, von einem so tiefen Kenner der feinsten Schattirungen und Verzweigungen des innern und äußern Lebens der erloschenen, wie der noch bestehenden Staaten, und von einem so kreftigen Geschicht-

Schreiber, wie der Vf. ist, ins Daleyn gerufen werden könnte. Der entschiedne und durch keine feindselige Ausstellung gegen den Vf. zu verwischende Grundcharakter seines nun in *neun* Theilen vollendeten Werks ist: der edle, feste, männliche, freymüthige Geist, der in dem Ganzen waltet; die innere organische Einheit, zu welcher er dieses Ganze erhob; der tiefe psychologische Blick, mit welchem er Personen und Thatfachen auffasste; der richtige politische Tact, nach welchem er durchgehends das hervorhebt, was Völker und Staaten vorwärts oder rückwärts bringt, es sey am Throne der Monarchen, oder in den Sitzungssälen republikanischer Regierungen, oder in den Camarilla's verwickelt; und die Lebendigkeit, Fülle und Kraft der Darstellung, durch welche er die Leser unwillkürlich ergreift und mit sich fortreißt; denn ewig wahr bleibt es: *pactus est, quod disertum facit, et vis mentis*. Nur mit wenigen neuern Geschichtsschreibern theilt der Vf. das Verdienst, auf *Schlözer's* Bahn der Geschichtsschreibung fortgeschritten zu seyn, und dadurch den Sinn für pragmatische Geschichtsbehandlung über die gebildeten Stände der gebildeten Völker verbreitet zu haben. Mögen daher auch dem Vf. in einem Werke von *neun* Bänden einzelne Fehler, Lücken und Missethate nachgewiesen werden können: wer es redlich mit der Geschichte selbst, mit der Fortbildung derselben nach Geist und Leben und mit der weitern Verbreitung einer geistvollen Geschichtsbehandlung unter den höhern Classen der bürgerlichen Gesellschaft meint, wird dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sein Werk *mehr Licht* als Schatten enthält, daß es einen sehr ehrenwerthen Platz in der geschichtlichen Literatur behauptet, und daß es, wie die neuen Auflagen desselben beweisen, bereits viel Gutes im weiten Kreise gebildeter Leser bewirkt hat und fortan noch immer mehr bewirken wird. Mit diesem lohnenden Bewußtseyn, das der Geschichtsschreiber nur durch das lebhafteste Interesse sachkundiger Männer und gebildeter Leser an seinem Werke gewinnen kann, darf der Vf. dieses Werks getroßt auf seine Anstrengungen zurückblicken, und durch die fast ungetheilte Anerkennung, welche seinem Werke in allen Gauen Deutschlands wiederfuhr, sich beruhigen und entschädigt finden für leidenschaftliche Angriffe, die dem Geiste seines Werks eben so wenig nachtheilig seyn werden, wie vor ungefähr zwey Jahrzehnten das literarische Halsgericht über *Heeren's* „Ideen.“ Denn ein Mann, wie der Vf., wird, bey einer neuen Auflage seines Werks, das, was in den Ausstellungen an demselben auf geschichtlichem Grunde beruhte, verbessern und berichtigen, dagegen aber mit irrden Ritttern, die gegen Windmühlen sechten, nicht in die arena treten; er wird sich damit beruhigen, daß nur der Mann von Geist den Mann von Geist zu erkennen und richtig zu würdigen vermag.

Uebrigens hält es Rec. für Pflicht, sogleich am Eingange seiner Beurtheilung es auszusprechen, daß er die Bearbeitung der anzuzeigenden *drey letzten* Thei-

Theile des Werks von Rotteck noch höher stellt, als die der ersten sechs Theile, aus dem einfachen Grunde, weil die ganze Behandlung des geschichtlichen Stoffs der neuern und neuesten Zeit und die höhere Farbengebung in der künstlerischen Form es verkündigt, daß den Forschungen und dem Gemüthe des Vf. diese Zeit noch näher lag, als die Welt des Alterthums und des Mittelalters. Denn je inniger das Gemüth von den großen Aufgaben und Zwecken des Staatslebens sich ergriffen fühlt, je tiefer der politisch geschärfte Blick in die unermesslichen Folgen der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Kirchenverbesserung, der allmählichen Gestaltung Europa's zu der festen Form eines in sich eng verbundenen Staatensystems, der Emancipation Amerika's aus den Colonialverhältnissen der alten und alternden Welt und in das unverkennbare Streben aller gesitteten Völker der beiden cultivirtesten Erdtheile nach festen Verfassungsformen für die neue Gestaltung des innern Staatslebens, eindringt; desto eigenthümlicher muß auch, in Angemessenheit zu allen diesen wichtigen Gegenständen, die Behandlung der neuen und neuesten Geschichte aus den Händen eines solchen Mannes, wie Rotteck ist, hervorgehen.

Rec. fühlt, daß dies von ihm ausgesprochene Urtheil des Beweises bedarf. Er kann ihn nicht besser führen, als aus den vorliegenden drey Bänden selbst.

Er giebt zuerst den allgemeinen Aufriss derselben. Der *siebente* Band hebt an *von der Entdeckung beider Indien* und endigt mit dem Jahre 1648. Der *achte* Band umschließt den Zeitraum *von dem westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution*. Der *neunte* Band beginnt mit dem *Anfange der französischen Revolution* und schließt mit der *heiligen Allianz im Jahre 1815*. Darf Rec., der gegen die Abgrenzung dieser Zeiträume keine Einrede zu machen hat, sich eine Bemerkung erlauben: so ist es die, daß der Vf. mit dem Jahre 1815 *endigt*. Wenigstens hätte er das thatenreiche Jahrzehend bis 1825 noch mit aufnehmen sollen.

Der *siebente* Theil zerfällt in die *Einleitung* und *sieben Kapitel*. (Warum nicht lieber: Abschnitte?) Mit Umsicht erklärt sich der Vf. in der Einleitung über den allgemeinsten Charakter der neuen Geschichte, über die Vergleichung mit dem Charakter der alten und mittlern, über die Eintheilung in (die genannten drey) Perioden. Darauf wird der Begriff des *europäischen Staatensystems* entwickelt, gebaut auf die Idee des *politischen Gleichgewichts*. Am Schlusse der Einleitung wird der *Methode* für die neue Geschichte gedacht. — Nicht ganz kann Rec. dem Vf. in der *Vergleichung* der neuen Zeit mit der alten und mittlern beystimmen, wenn er sagt: „In der alten und auch in der mittlern Zeit treten, obwohl auf einem beschränkten Schauplatze, mehr *einzelne* imponirende Gestalten auf, als in der neuern. In dieser springen meist nur *Sachen* hervor, in jenen aber *Personen*, und zwar Personen von erhebender Charaktergröße, und lebenskräftiger, oft ans Ideale

grenzender Individualität.“ — Rec. will den — eben durch die Entfernung von uns größer erscheinenden — Individuen der alten und mittlern Zeit weder Größe noch Glanz absprechen: allein der Vf. würde ungerecht gegen die drey letzten Jahrhunderte werden, wenn Männer, wie *Columbo, Albuquerque, Karl V., selbst Cortez und Pizarro, Friedrich der Weise, Luther, Zwingli, der sächsische Moritz, Wilhelm der Oranier, Gustav Adolph, Wallenstein, Bernhard von Weimar, Richelieu, Mazarin, Karl Gustav, Wilhelm III., Peter I., Friedrich II., Joseph II., Pitt, Napoleon, Canning u. A.* nicht eben so viel gelten sollten, als *Alexander, Marius, Sulla, Julius Cäsar, Attila, Karl der Grosse, Otto I., Gregor VII.* und Andere. Rec. denkt dabey nicht zunächst an die *sittliche* Größe, welche aber auch in der Welt des Alterthums und im Mittelalter dünn genug gefäet war. Er wollte nur die neue und neueste Zeit vor dem Verdachte retten, daß sie an hervorragenden Geistern hinter den frühern Jahrtausenden der Geschichte zurückstände. Doch der Vf. hat ja selbst in den vorliegenden drey Bänden den Heroen der neuern Zeit ihr Recht widerfahren lassen!

Sehr richtig erklärt sich der Vf. über das (von vielen neuern, namentlich geschichtsunkundigen, Politikern verkannte) *System des politischen Gleichgewichts* (Th. 7. S. 10), und unverkennbar hat der höhere politische Standpunkt, aus welchem der Vf. die neuere und neueste Geschichte faßt, seine Unterlage in der Idee des Systems des politischen Gleichgewichts. „Es blieb nichts übrig, sagt der Vf., als an die Stelle der zur Zeit noch unerreichbar gleichen Gewährleistung der Rechte wenigstens ein *Gleichgewicht der Kräfte* zu setzen, wornach es keinem Einzelnen möglich wäre, die übrigen zu überwältigen und die etwaige Präpotenz des Einen Gewaltigen durch das Gegengewicht von mehreren vereinbarten Schwachen in Schranken gehalten würde.“

Im *ersten* Kapitel führt der Vf. die *Quellen* und die *Chronologie* auf, und giebt dann eine Uebersicht der *Weltlage* bis zum J. 1648. Im *zweyten* Kap. schildert er die Entdeckung Amerika's und des Wasser-(See-)weges nach Ostindien; im *dritten* die Reformation; im *vierten* die politische Geschichte Europa's zu Karl's V. Zeit; im *fünften* die Zeiten Philipp's II. u. III.; im *sechsten* die Zeiten des 30jährigen Kriegs; im *siebenten* die Geschichte des Nordens und Ostens; im *achten* die Geschichte einiger einzelnen Länder (der Schweiz, Italiens, Persiens); im *neunten* handelt er von den Fortschritten der Kunst und Wissenschaft.

Die Masse des behandelten Stoffs und der Reichtum eigenthümlicher Ideen sind so groß, daß der Rec. in Verlegenheit ist, was er ausheben und den Lesern der L. Z. mittheilen soll, um sein Eingangsweise ausgesprochenes Urtheil zu belegen. Doch wählt Rec., als Protestant, die von dem Vf., als Mitglieder der *katholischen Kirche*, (S. 163) gegebene Darstellung *Luther's* und der *Kirchenverbesserung* Sie

Sie wird theils die hellen Grundsätze des Vfs., theils die von dem Rec. gerühmte, lebendige und kräftige stilistische Form verknüpfen. „Auf der von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen neu-gegründeten hohen Schule zu Wittenberg lehrte dieser — von gemeinen Aeltern (1483 zu Eisleben) geborne, an der Universität zu Erfurt gebildete, früh durch Talente, Wissenschaft und Kraft ausgezeichnete — Augustinermönch Luther die Theologie mit wohlverdientem Beyfall. Der Unfug der Ablassprediger rief ihn aus dem engen Hörsaale auf den welt-historischen Schauplatz. Die 95 Sätze, die er am Allerheiligenabend (richtiger wohl: Vorabend) 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg gegen den Ablass anschlag, sind die Grundlage einer weltverändernden Umwälzung geworden. Der Inhalt dieser Sätze, ja selbst der Inhalt der meisten spätern Lehren Luther's — etwa jene vom *Primat* und dann einige nur der *Schultheologie* angehörige ausgenommen — ist von der Art, daß heut zu Tage alle verständige Katholiken theils laut, theils wenigstens im Stillen, sich gleichfalls dazu bekennen; und es würde, falls die Anmaassungen Roms und das Verderbniß der Kirche heut zu Tage noch *dieselben* wären, wie sie zu Luther's Zeit gewesen, ein in *seinem* Geiste *heute* auftretender Reformator des Beyfalls von *neun Zehntheilen* der Katholiken versichert seyn. Gleichwohl hat das Brandmahl der *Ketzerey*, womit die herrschende Kirche Luthern und seine Anhänger bezeichnete, und davon abgeleitet, Sectengeist, Vorurtheil, Gewohnheit, in der neuesten Zeit endlich noch Hals einer mächtigen Partey gegen alles Freysinnige und ängstliche Ahnung eines politischen, wie kirchlichen Revolutionen einwohnenden, gemeinschaftlichen Princip's den Standpunkt der Würdigung des großen Reformators und seines wunderähnlichen Werks verrückt. In den Ansichten über beide herrschten meist nur Leidenschaft, Engherzigkeit, Unduldung, einseitiges Vergöttern und Verwerfen; man sucht vergebens nach Ruhe und Klarheit.“ Uebersehen darf dabey nicht werden, daß das dem *siebenten* Bande beygegebene Titelkupfer *Luthern auf dem Reichstage zu Worms* darstellt.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Neuere Vorträge über Religion und Christenthum*, zu Beleuchtung des segensvollen Einflusses des Christenthums auf die Bildung des jugendlichen Gemüths; zunächst für die Zöglinge der Hochschule gehalten und auch andern gebildeten Lesern gewidmet von Dr. Joh. Christian Friedr. Steudel, ordentl. Lehrer d. Gottesgel. 1825. XX u. 395 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Obige Schrift ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Zunächst ist es schon ihre Form. Denn wir erhalten

hier keine Predigten, auch nicht einmal Homilien, sondern freyere Vorträge über die wichtigsten Gegenstände der christlichen Religion, die sonst nur in eigentlich geistlichen Reden oder in Erbauungsbüchern abgehandelt zu werden pflegen. Keinem dieser Vorträge liegt, wie in gewöhnlichen Predigten, ein biblischer Text zum Grunde, und dennoch finden sich häufig Aussprüche der h. Schrift in ihnen zur Beistätigung historischer Gegenstände sowohl, als zum Beweise moralischer und religiöser Wahrheiten. In keinem treten die Hauptgedanken und noch weniger das eigentliche Thema der Rede so bestimmt und deutlich hervor, wie es die Homiletik von den Producten der geistlichen Beredtsamkeit fordert; und doch stehen sie unter einander in einem eben so engen Zusammenhange, als jeder Einzelne für sich betrachtet ein Ganzes ausmacht, und ein sicherer Gedankenfortschritt in ihm sichtbar ist. Aber auch ihr Inhalt, welcher im Allgemeinen auf dem Titel bestimmt angegeben ist, nimmt das Interesse ungewöhnlich in Anspruch. Denn der akademischen Jugend in einer Reihe von Vorträgen gleichsam einen zusammenhängenden Unterricht über die christliche Religion zu ertheilen, wie wir ihn hier mit beständiger Rücksicht auf den näher bezeichneten Zweck finden, ist ein zwar nicht neues, aber so schwieriges Unternehmen, daß man begierig ist zu erfahren, wie weit die Ausführung desselben dem Vf. gelungen sey. Wir würden sehr ausführlich seyn müssen, wollten wir an einzelnen Gegenständen zeigen, daß und warum wir dem Vf. unsern Beyfall versagen müssen. Darum sey nur im Allgemeinen bemerkt, daß, wie sehr wir auch seinen redlichen Eifer für Religion ehren; wie gern wir ihm auch das Talent einräumen, daß er von gewissen historischen Momenten des Christenthums, die Manchem ganz unfruchtbar zur Erbauung erscheinen, recht praktische und selbst überraschende Anwendungen zu machen versteht; wie lobend wir es auch anerkennen, daß er den Hauptzweck seiner Vorträge immer fest im Auge behält, wir dennoch sein Bestreben, seine bekannten dogmatischen Ansichten als rein-christliche und den heiligsten und dringendsten Bedürfnissen der Menschen vollkommen entsprechende darzustellen, für verfehlt erklären müssen, auch überzeugt sind, daß er bey einem großen Theile seiner Zuhörer seine wohlgemeinte Absicht eben so wenig erreicht haben wird, als zu erwarten steht, daß er sie bey seinen Lesern erreichen wird. Trotz dem aber enthält das Buch ungemein viel Gutes, namentlich einen Schatz von Ideen für praktische Religionslehrer; weshalb wir es solchen besonders empfehlen: denn sie werden sich auch am wenigsten durch die Sprache des Vfs. abschrecken lassen, die allerdings zuweilen hart und schwerfällig ist. Den Gebrauch des Ganzen erleichtert sehr eine Inhaltsanzeige der 27 Vorträge, die ausführlich genug ist, um ohne große Mühe jeden wichtigern Gegenstand zu finden, über welchen sich der Vf. ausgesprochen hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

GESCHICHTE.

FREIBURG, b. Herder: *Allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten*, — bearbeitet von Karl v. Kotteck u. f. w. Siebenter bis neunter Band u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unsere Leser erinnern sich, was neulich die Abtrünnigen der protestantischen Kirche, und selbst die kalten geschichtlichen Kenner innerhalb derselben, der Kirchenverbesserung in politischer Hinsicht Schuld gegeben haben. Von ihr seyen, so sagt man, blutige Kämpfe ausgegangen; sie habe das demokratische (wohl gar das demagogische) Princip unter die Staaten Europa's gebracht. Hören wir dagegen den Vf. (S. 208): „Die Reformation hat der Kriegsflamme bloß eine andre Richtung und einen andern Stoff gegeben; aber die von ihr erzeugten Kriege waren minder betrübend, weil nach Geist und Zweck edler, als die gemeinen Herrscherkriege, auch — obgleich freylich viele unlautre Politik sich ins Spiel mischte — dennoch im Erfolge wohlthätig, ja heilbringend. Die innere und äußere Freyheit der Nationen, das Gleichgewicht im europäischen Staatensysteme wurde errungen durch sie, und auf tiefgehender Grundlage befestigt. Denn nicht nur haben sie die Präponderanz des gedoppelten Hauses Oestreich zernichtet, nicht nur die Selbstständigkeit der minder mächtigen Staaten gerettet, und der politischen wie der kirchlichen Tyranney einen Damm gesetzt: sondern sie haben die Völker selbst, als welche hier der Ideen willen und aus eigem lebendigem Antriebe, nicht bloß als Waffenknechte der Herrscher, auf den Kampfplatz traten, im Gemüthe erhoben und der Freyheit gleich fähig als würdig gemacht.“ — Solche Belege werden hinreichen, das von dem Vf. ausgesprochne Urtheil zu bestätigen, daß der Vf. seines Stoffes mächtig, tief von demselben durchdrungen und völlig dazu geeignet war, denselben nach eigenthümlichen — nicht entlehnten oder abgeschriebenen — Ansichten zu einer selbstständigen Form zu gestalten. — Doch hören wir den Vf. auch noch darüber, was denn wohl erfolgt wäre ohne Reformation? — „Wenn, wie ohne sie wahrscheinlich geschehen wäre, das Haus Oestreich den bereits weit gediehenen Bau einer Weltherrschaft zu Stande gebracht hätte, dann wäre mit der allge-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

meinen Freyheit auch die schönere Civilisation erstarben, die edlern Mufen wären entflohen und die Weisheit hätte nirgends mehr eine bleibende Stätte gefunden. Kein Despotenreich, zumal kein Weltgebietendes — diess redet die Geschichte mit hundert Zungen — duldet, etliche frivole Künste und einige Realdisciplinen abgerechnet, die freye Forschung der Wissenschaft in seinem Schooße, keines der Philosophie allem Unrechte gefährliches Licht.“

„Aber wäre auch Europa nicht Eines Monarchen, sondern mehrerer oder vieler Gewaltigen getheiltes Erbe geblieben, nimmer hätte es ohne Reformation der höhern Erkenntniß Früchte gebrochen. In eben jener Zeit war schon eine furchtbare Verschwörung gebildet gegen das aufstrebende Licht. Geistliche und weltliche Häupter, die künftigen Wirkungen desselben ahnend, gereuete es der Ermunterung, welche sie früher der Wissenschaft gegeben, und beschloßen, ihr möglichst enge Schranken zu setzen. Und mit nichten war solches Beginnen bloße Reaction wider den der mißbrauchten Wissenschaft zur Last gelegten drohenden Gang der Reformation. Die Bücherzensur hatte ja schon Papst Alexander VI. eingeführt, und vor Luther's Erscheinung (nämlich schon 1516) hatte Leo X., sonst als Mufenfreund gepriesen, scharfe Verordnungen erlassen wider die aus dem Griechischen, Hebräischen oder Arabischen übersetzten Bücher. Die längst gegründete Inquisition allein, deren Herrschaft allgemein zu machen der Papst unablässig strebte, würde hingereicht haben zur Erstückung jedes emporstrebenden Lichts. Wäre die Gewalt des Papstes unangefochten und ausgebreitet über die ganze lateinische Kirche geblieben, welche Zufluchtsstätte wäre (hätte) dann der verfolgten Wissenschaft noch offen gestanden? Wahr ist's, nach dem Ausbruche der Reformation wurden noch strengere und sorgfältigere Maaßregeln getroffen, den Geist der Menschen in Unmündigkeit zu erhalten; aber nicht die Reformation hat diess verschuldet. Sie hat bloß den Anlaß gegeben, daß die Hierarchie, überhaupt die Willkürherrschaft, deutlicher ihre Stellung erkannte und unverhüllt ihre Richtung aussprach. Früher oder später wäre diess gleichwohl geschehen: denn unvereinbar bleiben für immer Tyranney und Licht.“

Unsere Lesern kann es nicht entgehen, daß der Vf. mit Geist schreibt; daß solche gediegene Urtheile nur die Folge tiefer geschichtlicher Forschungen seyn können, weil man etwas völlig aufgefaßt und begriffen

Xx

griffen haben muß, bevor man mit Sicherheit darüber zu urtheilen vermag, und daß, was der allgemeinen Geschichte des Vfs. hier und da an Namen- und Zahlenmassen abgehen dürfte, eben durch diesen eigenthümlichen Geist und hohen politischen Gesichtspunkt des Vfs. weit aufgewogen wird, so daß — bey der jährlich anschwellenden Masse der sogenannten Weltgeschichten, welche sich die Buchhändler in unsern Tagen fabrikmäßig bestellen, — es nur sehr wenige geschichtliche Schriftsteller geben dürfte, welche, nach diesem Geiste und nach diesem politischen Tacte, mit dem Vf. auf Eine Linie gestellt werden können.

Der achte Band, welcher die Geschichte von 1648 — 1789 umschließt, behandelt dieselbe in 16 Kapiteln. Vóran kommt ein Blick auf die Quellen, auf die Chronologie und auf die allgemeine Weltlage dieser Zeit. Die übrigen Kapitel ordnet der Vf. unter drey Abschnitte: 1) *Die Zeiten Ludwig's XIV.* (Ludwig's Kriege, die Revolution in England, spanischer Erbfolgekrieg, nordischer Krieg); 2) *von Ludwig's XIV. Tode bis zum östreichischen Erbfolgekriege*, und 3) *von da bis zur französischen Revolution*. Rec. braucht nicht zu erinnern, welche wichtige Gegenstände und Individuen in den Kreis dieses Zeitraums fallen: Ludwig, Cromwell, Wilhelm III., Peter I., Karl XII., der Janzenismus, die Congresse, die pragmatische Sanction, der Krieg über die polnische Königswahl, Türkenkriege, östreichischer Erbfolgekrieg, Maria Theresia, Friedrich II., siebenjähriger Krieg, Katharina II., Theilung Polens, Joseph II., die nordamerikanische Revolution u. a.

Rec. wählt, statt der trocknen Aufzählung von Begebenheiten, die jedes geschichtliche Lehrbuch enthalten muß, und statt des Abrechnens mit dem Vf. über Einzelheiten, die oft nur mikroskopisch ausfallen würden, einige Beyspiele von der Art, wie der Vf. die Begebenheiten zu allgemeinen Uebersichten gestaltet und ihnen die höhere politisch-pragmatische Ansicht abgewinnt. So bey dem Falle der Stuarts in England (S. 161): „Jacob II. fürchtete nichts. Die Nation, ihrer Freyheit durch seine Edicte beraubt, eingeschüchtert durch seine Strenge, im Zaume gehalten durch eine starke Waffenmacht und bey der gesteigerten Schärfe der Polizeyaufsicht zu jeder freyen Bewegung unfähig, ja selbst der Freyheitsgedanken fast schon entwöhnt, bot ihm das angenehme Schauspiel asiatisch-todter Ruhe und Unterwürfigkeit dar, das heils ersehnte Ziel der Stuarts. Der Thron, auf den Grundsäulen der absoluten Gewalt besetzt, schien außer Gefahr der Erschütterung. — In diesem Augenblicke stürzte er ein. — Am 6ten Nov. 1688 landete der Erbstatthalter an Englands Küste. — In kurzer Frist erklärte sich der hohe und der niedere Adel und auch das Volk in vielen Grafschaften für den Prinzen. Selbst die Armee, vom allgemeinen Nationalgeiste fortgerissen, zeigte dieselbe Gesinnung. Die Lords Colchester, Lovelace u. a. gingen mit ihren Truppen zum Prin-

zen über. Auch der berühmte Lord Churchill (nachmals Herzog von Marlborough), durch des Königs Gunst vom Pagen zum Pair erhoben, verließ seinen Gebieter, mit ihm der Herzog von Grafton, Karls II. natürlicher Sohn, und Andere. Der König, durch solchen Abfall erschreckt, zog sich eilig von Salisbury zurück gegen London. Da verließ ihn auch sein Eidam, der Prinz Georg von Dänemark, und dessen Gemahlin, die Prinzessin Anna, des Königs geliebteste Tochter, nicht minder der junge Herzog von Ormond, jener von Sommerfett und viele mehr. Täglich erscholl neue Zeitung des Abfalls. Selbst die Universität Oxford fiel ab. Da erkannte der König das Heillose des Tyrannenspruchs: *oderint, dum metuant*. Das Band der Unterthänigkeit, welches bloß Furcht, nicht aber Liebe gewunden, zerriß schnell bey der Loosung der Freyheit. Je härter man den Nationalwillen zusammenpreßte, desto gewaltiger macht er sich Luft im ersten Augenblick der Entfesselung.“ — So übt der Vf. die schwere geschichtliche Kunst, mit der Darstellung der Thatfachen das Urtheil über dieselben in Eins zu verbinden und die Gefahren des Reactionssystems für Throne und Staaten factisch zu verknüpfen, was weit tiefer wirkt, als das bloß oberflächliche politische Raisonement. — Gern verweilte der Rec. bey den höchst gelungenen Schilderungen Friedrich's II., der Aufhebung des Jesuitenordens, Joseph's II., Katharina's II., der nordamerikanischen Revolution u. a.; allein er hat noch über den neunten und letzten Band zu berichten, und unsre Leser werden seiner Versicherung glauben, daß der Vf. sich gleich zu bleiben versteht.

Der neunte Band behandelt die thatensichere Zeit von 1789 — 1816 auf 869 Seiten; ein Beweis, daß er die hohe politische Bedeutsamkeit dieser Zeit erkannte und nicht mit der naiven Aeußerung anderer Historiker sich begnügte, entweder daß unsre Zeit noch nicht reif sey, über die letzten 40 Jahre zu urtheilen (als ob die Alten nicht auch ihre Zeit geschildert und eben dadurch der Nachwelt unsterbliche Verdienste geleistet hätten!), oder daß man in allen Zeit- und Flugschriften darüber Auskunft (aber welche!) finden könne. Mit Ernst und Freymüthigkeit, ohne welche es keine Geschichte, sondern eine bloß chronologisch geordnete Schaur von böhmischen Glasperlen giebt, behandelt der Vf. den Zeitraum, den wir Alle verlebten. Er gehört keiner politischen Partey und Schule an, weil er über den Begebenheiten steht, und deshalb weder den Fortschritt zum Bessern in unsern viel bewegten Tagen, noch die Kunst und die Kraft des Reactionssystems verschweigt, durch welches der geistige Fortschritt eines halben Jahrhunderts der Menschheit für immer verkümmert werden soll. — Nach der lehrreichen Einleitung handelt der Vf. von den Ursachen der französischen Revolution, schildert im Einzelnen die Zeiten der constituirenden Versammlung, des Nationalconvents, des Directoriums, der Consularregierung und des Kaiserthums, abgetheilt in die

die beiden Abschnitte vor und *nach* dem Brande von Moskau. Zuletzt der „*heilige Krieg*“, der *heilige Bund*, der *Wiener Congress* und der *deutsche Bund*. — Rec., kein Fremdling in der geschichtlichen Literatur dieser *neuesten* Zeit, darf versichern, daß an Freymüthigkeit des Urtheils nur wenige der gleichzeitigen geschichtlichen Schriftsteller mit dem Vf. verglichen werden können; daß dieser aber, ungeachtet dieser Freymüthigkeit, nie die Grenzen des Anstandes und der Mäßigung überschreitet, wenn er gleich den Dunkelmännern nicht gefallen kann. Hoffentlich beruhigt er sich darüber! Denn *woher* soll noch in einer bedenklichen Zeit die Stimme der Wahrheit verlautbaren? Aus der Philosophie? wo Kantianer, Fichtianer, Schellingianer, Hegelianer u. A. sich gegenseitig mit dem Interdict belegen? Aus der Politik? wo zwischen *Haller* und *Raumer*, zwischen *Pfaffschifter* und *Krug* nie ein Einverständnis der Grundsätze denkbar bleibt? Einzlig also aus der unbestechbaren und unwiderlegbaren *Geschichte* kann die Wahrheit stammen, vor welcher sich *jede* Parthey, *jede* Secte anerkennend beugen muß. Dies ist die schwere Aufgabe, dies aber auch das schöne Loos des Historikers, sobald ihm Menschenfurcht nicht den Mund verschließt und er immer der ewig reinen und heiligen Wahrheit opfert. — Der Vf. nun schrieb die Wahrheit, ja er trug sie oft mit Rembrandischen Farben auf, selbst auf die Gefahr, verkannt und angefeindet zu werden. Rec. hebt einige kürzere Stellen aus. Die erste (S. 807), wo der französische Senat (April 1814), unter Talleyrand's Vorsitz, den Kaiser Napoleon entthront: „Die Welt erstaunte ob dem Uebermaße der Frechheit des Senats. Er, der bisher das anterwürfigste Werkzeug, ja der zuvorkommende Gehülfe aller bösen Thaten Napoleons und dessen kriechendster Schmeichler gewesen; Er, bloß zur *Erhaltung* der Verfassung eingesetzt und jenseits dieses Auftrags durchaus ohne Gewalt und Recht, vermals sich jetzt, die *Entthronung* des Herrn auszusprechen, vor welchem er bisher in sklavischer Demuth sich gebückt, und schwere Anklagen gegen denjenigen zu erheben, den er bisher in ununterbrochener Anbetung vergöttert hatte — *Talleyrand* gab dem Princip dieses Verfahrens den Namen *Legitimität*.“ — Vom *Congresse zu Wien* sagt der Vf. (S. 841): „Der Congress, weil er die *Macht* zu entscheiden befaß, erschien auch als bekleidet mit dem *Rechte* dazu; jedenfalls aber *verpflichtet* zu einer dem *Rechte* und dem *Gesammtinteresse* gemäßen Entscheidung. Hierfür bleibt er *verantwortlich der Geschichte*. Ihr sind *Geist* und *Principien* der zu Wien gefaßten Beschlüsse anheim gefallen zur freyen Beurtheilung.“ — Bey *Russlands* Vergrößerung durch die Entscheidungen des Congresses sagt der Vf. (S. 845): „Den russischen Riesen liefs man über die Weichsel schreiten und gab ihm Preussens und Oestreichs Seiten, also das Herz von Europa preis, während man gegen Frankreich ängstlich mit Bollwerken sich umgab und überall der *vergangnen* Gefahren, deren

Erinnerung gespensterartig schreckte, nirgendß aber der *zukünftigen* gedachte.“ — Die letzte Stelle bezeichne (S. 861) das Urtheil des Vfs. über den 13ten Artikel der deutschen Bundesacte. „Dieser Artikel enthält eigentlich den *Lohn* für die vieljährigen Opfer und Leiden des getreuen, loyalen, unter allen Stürmen und Verführungen unerschüttert an Fürst und Vaterland hängenden Volks, den Ersatz für Gut und Blut, das es, zumal im heiligen Kriege und mit so glorreichem Erfolge, daran gesetzt, das nicht zu verweigernde Anerkenntniß seiner vorangeschrittenen Geistesbildung und der dringlichsten Forderung einer großen Zeit.“

Es giebt in den bessern Menschen eine heilige Flamme, die ihr Ziel in dem grenzenlosen Ideale des Besserwerdens unsers Geschlechts nach der Individualität seiner Völker und Staaten findet, und ihre *geläuterte Richtung* durch die Thatfachen der Geschichte erhält, um sich die Verirrung nach den beiden Extremen zu ersparen, die von der Wahrheit und dem auf Erden Erreichbaren *gleichweit* abliegen. Diese heilige Flamme zu nähren, zu läutern, und hell und wohlthätig — nicht verlöschend und zerstörend — aufstrahlen zu lassen den Geschlechtern, die *nach uns* kommen werden: — das ist die große Aufgabe der Geschichtschreibung unsrer Zeit. Der Vf. hat *diese* Aufgabe im tiefsten Selbstbewußtseyn gefühlt; er hat nach ihrer Verwirklichung gestrebt; er hat viel, sehr viel für diese Verwirklichung gethan; — und deshalb blüht ihm der frische Kranz des Verdienstes bey Mitzeit und Nachwelt!

RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Cawitzel: *System des gemeinen Civilrechts im Grundrisse*, zum Behuf von Pandecten-Vorlesungen. Von Dr. W. M. Rosberger, Commissions-Rath. 1826. VI u. 144 S. 8. (1 Rthlr.)

Groß ist bereits die Menge von Systemen, Grundrissen, Lehrgebäuden und Tabellen, welche das römische Recht erläutern sollen, sich aber meist immer mehr und mehr von dem so einfachen Justinianischen Plane der Institutionen entfernen. Darum nahm Rec. die vorliegende Schrift mit Vorurtheil, wenigstens als etwas Ueberflüssiges, in die Hand; doch überzeugte er sich bald von der Gedicgenheit der Arbeit, und erkannte einen würdigen Schüler des großen eleganten Civilisten und Praktikers *Haubold*, welcher gewissermaßen dessen System fortgesetzt hat, welches derselbe mit seinen *lineamentis doctrinae Pandectarum* (Lipf. 1814.) vor dem Ende seines Lebens beabsichtigte, wie dies seine im letzten Winter-Semester 1823—24 begonnene Pandecten-Vorlesung deutlich ergiebt. Dem Vf., dessen gelehrte Dissertation: *Commentarius ad l. 16. §. 8. D. de poenis*, Lipf. 1808. in den Göttinger gelehrten Anzeigen sehr vortheilhaft recensirt ist, und der sich auch nachher als Praktiker in Leipzig ausgezeichnet hat, ist es nach des Rec. Meinung ziemlich gelungen, in *Haubold's* Plan

Plan einzudringen und sein System in dem Geiste desselben aus- und durchzuführen.

Er hat außer der Einleitung, die eine recht vollständige Literatur enthält, das Ganze in einen allgemeinen und besondern Theil geschieden. Der erstere handelt 1) von den Rechtsquellen, und 2) von den Rechtsverhältnissen. Der besondre Theil a. vom Personenrecht: 1) im Allgemeinen; 2) von der Ehe, deren Schließung, Trennung und rechtliche Wirkungen; 3) das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern, in Ansehung seines Umfangs, seiner Wirkung, der Entstehung und Aufhebung der väterlichen Gewalt; 4) von der Vormundschaft, ihre Begründung, Verwaltung und Beendigung. b. Das Sachenrecht, ohne Rücksicht auf Erbfolge: 1) im Allgemeinen; 2) an sich; 3) Eigenthum; 4) Rechte an fremden Sachen. c. Das Erbrecht: 1) eigentliches Erbrecht, Dotation, Erwerbung; Rechtsmittel, die aus dem Erbrechte entstehen; 2) Legate und Fideicommiss; 3) die dem Erbrecht, den Legaten und Fideicommissen gemeinsamen Lehren, als: von Nebenbestimmungen, letzten Willensordnungen, von privilegierten letzten Willensverordnungen, von den Mängeln und Hindernissen derselben, und von den sogenannten *bonis ereptis*; 5) von dem *Jus accrescendi*; 6) von der Eröffnung, Auslegung und Vollstreckung letztwilliger Verordnungen. d. Von den Obligationen und Actionen: 1) Obligationen im Allgemeinen, aus Verträgen, aus widerruflichen Handlungen, *ex variis causarum figuris*, von den aus fremden Verträgen und Handlungen entstehenden Obligationen und Klagen, endlich von der Aufhebung und dem Aufschieben der Obligationen; 2) Actionen. Hierzu gehört: das Verbot der Selbsthülfe, Klagen und Interdicte, Einreden, die Modificationen der Rechtsverhältnisse, welche durch das Bestrittenseyn herbeigeführt werden. e. Die *Restitutio in Integrum* 1) überhaupt; 2) deren einzelne Arten.

Dieses System zeichnet sich durch Einfachheit aus und entfernt sich weniger, als die sonst gewöhnlichen, von dem Justinianischen Plane. Zu rühmen ist besonders die Beyfügung der Quellen; zu wünschen wäre es gewesen, wenn dieselben noch specieller angegeben wären, oder wenn der Vf. gar die Beweisstellen gleich abgedruckt beygefügt hätte. Doch dies würde den Plan dieses Werks überschritten haben, welches nur ein Grundriß zum Behuf der Vorlesungen seyn sollte und das leidige Dictiren bey den academischen Vorlesungen erspart, welches immer mehr überhand zu nehmen scheint, und von dem man nur sagen kann, daß der Student doch wenigstens etwas im Heft hat, wenn er auch nichts im Kopfe mit nach Hause bringt.

SCHÖNE KÜNSTE.

LIXENITZ, b. Leonhardt: *Phantasie-Gemälde aus dem heiligen Lande*, von Heinr. Friedr. Frhn.

v. Bruiningk, zweytem Prediger an der evangel. Kirche zu Landeshut in Schlessien. Nebst einer Chartre von Palästina und einem Anhang, zur Verdeutlichung des Textes, in Bezug auf Geschichte und Sitten der Juden. 1827. 276 S. 8. (1 Rthl. 12 gGr.)

Der Vf. hat bey diesen Phantasiegemälden unfreilig die beiden Strauß'schen Werke: *Die Taufe im Jordan* und *Helon's Wallfahrt nach Jerusalem*, im Sinne gehabt, wenigstens sind sie aus einem und demselben Geiste hervorgegangen. Rec. ist kein Freund von Ausschmückungen der heil. Geschichte durch hinzugefügte Phantasiebilder; ihm ist das einfache evangelische Wort lieber: indessen will er denjenigen, die damit sich nicht begnügen und eine ästhetischere Erbauung haben müssen, ihre Freude an ähnlichen Schöpfungen nicht verleiden, nur muß er verlangen, daß die mit den Personen der heil. Geschichte in Verbindung gebrachten Charaktere zu jenen passen, und daß das ganze Gewand und Kleid übereinstimmend sey mit der damaligen Zeit. Das Erstere findet nun wohl in Hn. v. Br. Gemälden Statt, aber nicht immer das Zweyte. Nur zu oft reden die auftretenden Personen, wie er selbst, der evangelische Prediger in Landshut. Dies gilt namentlich von des Priesters Zacharias Vorlesung und ähnlichen philosophischen Stellen. Die Verse des Vfs. mögen recht gut gemeint seyn, aber es fehlt ihnen an dichterischer Genialität und Vollendung in der Form; z. B. gleich das Weibelied, welches anfängt:

Deines Menschenlebens Fest, o Welterlöser,
Singt der fromme Christ ein ewiges Hohenlied:
Immer inniger und seliger und größer
Wandelt der Gedanke hin in dem Gebiet,
Das du Himmelscher! auf ödem Staube
Hingebaut, und wo ein sel'ger Glaube
Sein Jehovahblümchen dankbar brieht,
Wo die Liebe Hochzeitskränze flicht.

In demselben Liede kommen auch vor: „vom Geist behauchte Zungen“, und ähnliche ungelenke Ausdrücke. — Auch die Prosa des Vfs. ist an manchen Stellen zu hochtrabend poetisch. Der Anfang der ersten Phantasie hätte den Rec. fast von dem ganzen Buche zurückgeschreckt, als er Folgendes las: „Als die Zeit herannahete, daß Messias kommen sollte, da ruhte die ganze sittliche Kraft des Menschengeschlechts in einer allgemeinen Sehnsucht, und diese gebar den großen Weltseufzer: Ach daß es besser werden möge! Man lese die Furcht und Reue athmende Liturgie dieses Weltseufzers in dem Gebet des Manasse. Und dieser Seufzer drang durch die Wolken, und siehe, da zeigte der Finger der Vorsehung auf den Glockenschlag der Erscheinung des Heilandes!!!“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

- 1) MÜNCHEN, b. Thienemann: *Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt* von Joh. Andreas Schmeller. Beygegeben ist eine Sammlung von Mundart-Proben, d. i. kleinen Erzählungen, Gesprächen, Sing-Stücken, figürlichen Redensarten u. dergl. in den verschiedenen Dialekten des Königreichs, nebst einem Kärtchen zur geographischen Uebersicht dieser Dialekte. 1821. XII S. Vorr., 8 S. Inhaltsverzeichnis (ohne Seitenzahlen) u. 568 S. Text. 8. (2 Rthlr.)
- 2) STUTTGART U. TÜBINGEN, b. Cotta: *Bayerisches Wörterbuch*. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders in seiner ältern Lande vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit *urkundlichen Belegen*, nach den Stammfylben etymologisch-alphabetisch geordnet von J. Andreas Schmeller. *Erster Theil*, enthaltend die Buchstaben A, E, I, O, U; B; P; D; T; F; V. 1827. XVIII u. 640 S. 8. (3 Rthlr.)

Für jeden Freund gründlicher Sprachforschung muß es eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn, wie das Gebiet des deutschen Sprachstudiums, besonders nach zwey lange vernachlässigten Seiten hin, in unsern Tagen zusehends an Ausdehnung und Anbau gewinnt. Wir meinen die *historische* und die *geographische* Seite: den geschichtlichen Entwicklungsgang der Sprache, und die mannichfache Gestaltung derselben in den einzelnen Provinzen des Vaterlandes. Man begnügt sich nicht mehr damit, die in der herrschenden Schriftsprache gültigen Wörter, Formen und Redeweisen aufzustellen und aus dem Sprachgebrauch oder allgemeinen Denkgesetzen Regeln und Vorschriften für deren Anwendung abzuleiten; man sieht sich nach einer festen Grundlage für das so doch immer in der Luft schwebende Gebäude um; man forscht dem Ursprung und der historischen Entwicklung des vorhandenen Sprachstoffes nach, und verfolgt den nach allen Seiten hin sich verzweigenden Baum bis zu seinen Wurzeln. Eben so überschreitet man die engen Grenzen der in die *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1828.

so genannte hochdeutsche Schriftsprache aufgenommenen Sprachstoffe und Formen, und durchforcht den davon ausgeschlossenen, darum aber nicht untergegangenen Wörterfchatz in den mannichfaltigen Modificationen, welche die Sprache in ihren verschiedenen Mundarten erleidet. Erst durch diese beiden eng verwandten Bestrebungen gewinnt auch die Theorie der heutigen Schriftsprache Licht und Leben. Diese erscheint, wenn man sie mit ihrem ganzen historischen und geographischen Umfange zusammenhält, nur als die Ruine eines im Sturme der Zeit halb zerstörten Gebäudes. Historische und dialektologische Forschungen aber liefern uns den Plan des Baumeisters in die Hand; wir sehen uns nun im Stande, die Lücken zu ergänzen, das gefaltlos Erscheinende zu formen, kurz, den Zusammenhang der einzelnen Trümmer wieder zu erkennen, und im Geiste das ganze Gebäude in seiner ursprünglichen Regelmäßigkeit und Schönheit uns wieder herzustellen. So tritt Geletzlichkeit an die Stelle der Regellosigkeit, Nothwendigkeit an die Stelle der Willkür; und so nur kann auch der Weg gebahnt werden zu einer wahrhaft *philosophischen* Erforschung und Darstellung unserer Sprache in ihrem jetzigen Umfange.

Wer diese Ansichten mit Rec. theilt, wird sich mit ihm des Erscheinens eines jeden Beytrages zur Erweiterung und Befestigung unserer Kenntniß der deutschen Dialekte und somit gewiß auch der vorliegenden Werke erfreuen, die durch Gründlichkeit der Forschung, durch Reichhaltigkeit und erschöpfende Vollständigkeit des Inhaltes zu einer wahrhaften Bereicherung unserer sprachwissenschaftlichen Literatur werden.

Der im Gebiete der deutschen Sprachkunde gründlich gelehrte Vf. nennt Nr. 1 einen „Versuch einer historisch-geographisch-grammatischen Darstellung der deutschen Sprache, so wie sie in einem beträchtlichen Theile von Süddeutschland ins Leben tritt,“ und spricht seine Arbeit von Fehlern und Mängeln nicht frey. Wie tief er aber von dem Gefühle des Werthes und der Wichtigkeit solcher Forschungen durchdrungen ist, mögen einige Stellen aus der Vorrede beweisen. Vollkommen wahr und treffend ist unter andern die Bemerkung (S. VII): „dass die der größeren Masse eines Volkes eigene Sprache, so wie sie von Jahrhunderten zu Jahrhunderten wechselnd ins Leben tritt, eine Thatsache ist, in welcher sich das geistige, wie das körperliche Seyn und

und Thun des Volkes und der Zeit mehr als in irgend einer andern darstellt, und dafs daher solche Thatfachen eben so sehr verdienen, kommenden Geschlechtern zur Vergleichung und Belehrung überliefert zu werden, als so manche andere, die den gewöhnlichen Inhalt unserer Fürsten- und Völker-Geschichten ausmachen." Eben so treffend widerspricht der Vf. denjenigen, welche bey dem ernststen Wunsche, dafs auch die große Masse sich bilde, von der Ansicht ausgehen, dafs zu diesem Ende die althergebrachten Eigenheiten derselben als so viel Hindernisse erst zu beseitigen und auszumerzen seyen, indem er behauptet: „dafs man, um ein Volk in Masse höher heben zu können, dasselbe erst recht verstehen, dafs man seine Eigenheiten als Fundamente benutzen müsse, um Besseres darauf zu bauen; dafs es also nicht klug sey, sie zu verachten und auf ihre Vertilgung auszugehen, sondern dafs man sie vielmehr pflegen müsse, damit sie desto minder der Veredlung widerstreben, ja dafs sie selbst einen organischen Uebergang bilden zu dem, wovon sie früher der schroffen Gegensatz zu seyn schienen. — Eine nicht geringere Bedeutung legt Hr. S. den Mundarten in sprachwissenschaftlicher und historischer Rücksicht bey. „Mir stehen, sagt er (S. VIII), die Mundarten neben der Schriftsprache da, wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrathe schon gewonnenen und gereinigten Metalles, wie der noch ungelichtete Theil eines tausendjährigen Waldes neben einer Partie desselben, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lufthayn geregelt ist. Wenn die Erscheinungen der Mundarten gewöhnlich so betrachtet werden, wie der gemeine Einwohner Italiens, Griechenlands die Trümmer und Ruinen betrachtet, die ihn allenthalben umgeben, nämlich mit der ärmlichen Rücksicht, wie sie etwa aus dem Wege zu räumen, oder allenfalls wozu sie zu verwenden, zu benutzen wären: so können sie auch anders, ja mit einem Anklang von jenem Hochgefühl betrachtet werden, mit welchem die Reste einer grauen Vorzeit freylich nur den ergreifen, der von einer andern Seite her mit ihnen bekannt ist.“

Wer mit so richtigen Ansichten von dem hohen Werthe und Interesse der mundartlichen Volkssprache zugleich so gründliche Kenntnifs des gesammten deutschen Sprachgebietes und so unermüdeten Forschungs-Eifer verbindet, wie der Vf., hat wohl ohne Zweifel entschieden Beruf zu solchen Arbeiten, und man sieht sich nicht getäuscht, wenn man sich von ihm etwas Vorzügliches verspricht.

Viele Notizen hat der Vf. durch Selbsthören und Selbstsehen auf wiederholten Wanderungen durch die meisten Gegenden des Königreichs gesammelt; andere mit Bewilligung der Militärbehörden durch planmäßige Vernehmung neu eingereichter Conscripten, als einzelner Repräsentanten ihrer Dialekte, sich zu verschaffen gesucht. Dabey ist seine Arbeit nicht wenig gefördert worden durch thätige Theilnahme mancher Freunde der vaterländischen Spra-

che, denen er in der Vorrede Dank sagt; und endlich hat er die verschiedenen in dies Gebiet einschlagenden gedruckten Arbeiten namhafter Gelehrten sorgfältig benutzt. Rec. giebt hier den Haupt-Inhalt nach der von dem Vf. befolgten Ordnung kurz an, woraus die Reichhaltigkeit dieser Werke und der Gewinn, welcher daraus der Wissenschaft zuwächst, sich deutlich genug ergeben wird.

Erster Abschnitt: Aussprache. Erstes Kapitel: Sprache. Aussprache. Mundarten. Germanische Haupt-Mundarten. Hochdeutsche Haupt-Mundart. Mundarten des Königreichs Bayern. — Zuerst werden Namen oder *Lexicalien* von *Formen* oder *Grammaticalien* unterschieden. Dann folgen Bemerkungen über Entstehung, Bildung, Umfang der Sprachlaute. „Auf jeden Fall (S. 3) mußte das Körperliche, die Aussprache, dem Geistigen, der Bedeutung vorangehen, und nur in dem Maasse, als sich jenes entwickelte, konnte sich dieses mit demselben verbinden und so ins Leben treten.“ Rec. wäre geneigt, die Sache umzukehren. Das zunehmende geistige Vermögen, die Erweiterung und Vervielfältigung der Begriffe trieb den Menschen, die ihm angeborne Fähigkeit der Hervorbringung von Sprachlauten zur Fertigkeit auszubilden, und so die mögliche Anzahl von Lauten und Lautverbindungen innerhalb eines gewissen durch National-Eigenthümlichkeit und dieselbe bedingende äussere Einflüsse abgegrenzten Kreises für die erwachenden, durch sprachliche Objectivirung aber erst ins Leben tretenden Begriffe sich zu schaffen. Es läßt sich nicht denken, dafs die Ausbildung der körperlichen Sprechfertigkeit dem Bedürfnis derselben zur Bezeichnung geistiger Begriffe, als ein bloßes leeres Spiel mit Lauten vorangegangen wäre. Auch will dafs der Vf. nicht sagen, der S. 2 selbst bemerkt: „Es ist kaum anzunehmen, dafs der Mensch, ehe er noch eine Sprache hatte, sich schon der Aussprache erfreute.“ — S. 4 Entlehnung von *Sprachen* und *Mundarten*. — S. 5 werden *drey germanische Sprachstämme* unterschieden: der *Niederdeutsche*, *Hochdeutsche*, (hier für das gewöhnliche *Oberdeutsch* gebraucht), und der *Nordische* oder *Skandinavische*. Den *Hochdeutschen* theilt der Vf. wieder in den *Ober-* und *Mitteldeutschen* Dialekt. In Oberdeutschland unterscheidet er *drey Hauptabstufungen*: den *Oberrheinischen*, *Westfleischen* und *Ostfleischen* Dialekt, deren geographische Ausdehnung und Grenzen (S. 6. 7) sehr genau angegeben werden mit Rücksicht auf ihre Uebergänge ins Mitteldeutsche. Sodann wird näher bezeichnet, welchen dieser Dialekte die einzelnen Provinzen des Königreichs Bayern angehören. Die insbesondere auf das Königreich Bayern berechneten Nebenbenennungen waren zu leichterem Verständigung allerdings nöthig. Allein man sieht leicht, dafs eigentlich die politische Ländertheilung nicht zugleich für die Ausbreitung der Dialekte bestimmend ist; dafs für diese eine eigene, von der politischen mehr oder weniger unabhängige Eintheilung Deutschlands nöthig, und eine Bearbeitung

tung der deutschen Dialektologie nach solchen, nur aus diesem Gesichtspunkte gezogenen natürlichen Grenzbestimmungen streng genommen, allein eine wahrhaft wissenschaftliche wäre. — *Zweytes Kapitel: Schreibung der hochdeutschen Dialekte. Alte hochdeutsche Schreibung. Jetztige hochdeutsche Schreibung. Etymologische, für dieses Werk angenommene Schreibung.* In dem currenten Text des vorliegenden Werkes folgt der Vf. der herrschenden Orthographie; für alle diejenigen Wörter und Formen hingegen, die als bloß *Oberdeutsch* ins Auge gefaßt werden sollen, gebraucht er eine besondere Schreibung, welche möglichst der *alten* hochdeutschen angepaßt ist und zum Unterschiede der *neueren*, die *etymologische* genannt werden kann. Es folgen S. 11 ff. *Vocal-Bezeichnungen*, und S. 16 ff. *Consonanten-Bezeichnungen*, in welchen die etymologische Schreibung von der gewöhnlichen abweicht. Hier werden die in der neuhochdeutschen Orthographie vermischten, etymologisch aber von verschiedenen Lauten und Lautbezeichnungen ausgehenden Buchstaben durch zweckmäßige Bezeichnungen, die wir nicht einzeln anführen können, wieder gefondert, und so überall auf ursprüngliche Aussprache und Schreibung zurückgedeutet. — *Drittes Kapitel: Bezeichnung der heutzutage bey dem gemeinen Volke des Landes üblichen Aussprache.* Nach der im vorigen Kapitel dargestellten etymologischen Schreibung, nicht nach der jetzt herrschenden gemischten neuhochdeutschen Orthographie muß jeder heutige gemeine Dialekt Hochdeutschlands, d. h. die bey dem Landvolk in ununterbrochener Tradition forterhaltene Aussprache bemessen und beurtheilt werden. Zur Darstellung der provinciellen Aussprache aber sind die gewöhnlichen Buchstaben des Alphabets bey weitem nicht hinreichend. Der Vf. hat daher für nöthig gefunden, alle Wörter, Formen und Laute, insofern sie als bloß der gemeinen örtlichen Aussprache angehörig ins Auge gefaßt werden sollen, durchgängig mit *lateinischen Buchstaben* zu bezeichnen, überdiß die Lautverschiedenheit der Vocale durch *Accente* bemerkbar zu machen, und für gewisse Eigenheiten der Aussprache eigene willkürliche Zeichen festzusetzen. Diese Zeichen werden S. 23 ff. kurz aufgeführt. Der Vf. unterscheidet die mundartlichen Laute sehr fein, und ist in der Wahl der Zeichen für den Ausdruck der einzelnen Laut-Modificationen größtentheils so glücklich und so consequent, daß wir wünschen, es möchte auf seine Darstellung derselben bey ähnlichen dialektologischen Werken Rücksicht genommen und das auch in andern Mundarten Brauchbare beybehalten werden. Es ist an keine deutliche, leicht verständliche Darstellung mundartlicher Aussprache durch die Schrift zu denken, bevor es zu einer Uebereinkunft in dieser Hinsicht gekommen, und so eine eigenthümliche feststehende Orthographie für Dialekte geschaffen ist. — *Viertes Kapitel: Eigenheiten der Dialekt-Aussprache in Betreff der Vocale.* — *Fünftes Kapi-*

tel: Eigenheiten u. s. w. in Betreff der Consonanten. Alle Laut-Schattirungen, wie sie in den verschiedenen Gegenden Bayerns vorkommen, werden sehr sorgfältig und genau aufgezählt und mit Beyspielen belegt. Nur ist es schwer, bey so großer Vereinzelung eine Uebersicht zu gewinnen, und zumal das Charakteristische in der Aussprache der verschiedenen Gegenden, jene Einzelheiten zu einem Gesamtbilde verbindend, aufzufassen. Jedoch erleichtert der Vf. diese Arbeit durch die S. 427 ff. gegebene geographische Zusammenstellung der Dialekt-Eigenheiten. — *Sechstes Kapitel: Aussprache der eigenen Namen. Accentuirung.* Fremde Wörter, deren Bedeutung nicht aus ihren Bestandtheilen abzunehmen, und die, als in verständliche Theile und Formen unzersetzbar, dem Volke ein leerer Klang sind, erleiden im lebendigen Verkehre mannichfache Veränderungen; so vorzüglich die aus dem Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Altdeutschen entnommenen *Taufnamen*, von denen der Vf. eine alphabetisch geordnete Reihe von Beyspielen aufstellt (S. 164—168) meistens höchst seltsame, ganz unkenntliche Verästelungen.

(Der Beschluß folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Oehmigke: *Postille oder Predigt-Sammlung über die Evangelien sämmtlicher Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahres, zum Gebrauch bey der häuslichen Andacht und zum Vorlesen in evangelischen Kirchen, von Ernst Sigismund Ferdinand Schultz, erltem ev. luth. Prediger an der Sophienkirche zu Berlin. 1825. /X u. 748 S. 4. (3 Rthlr.)*

Der Vf. spricht sich in der Vorrede über die mannichfachen Veranlassungen aus, welche ihn zur Herausgabe dieser Postille bewogen. Er entschied sich aber vorzüglich, „ein Predigtbuch nach seinen Gedanken herauszugeben, weil er unter den vorhandenen, trotz aller ihrer Vortrefflichkeit, keins fand, welches dem Bedürfnisse entsprochen hätte, das er durch seinen Rath zu befriedigen hatte.“ Unter den neueren Postillen kennen wir freylich keine, welche in dem Geiste der vorliegenden abgefaßt wäre; indessen wenn wir so etwa einige 70—80 Jahre und noch weiter zurückgehen, treffen wir ähnliche nicht eben so selten an, und diese möchte vor jenen nur voraus haben, daß sie in Sprache und Darstellungsweise mehr dem Geschmacke und den Fortschritten unserer Zeit angepaßt ist. Doch der Vf. sagt (Vorr. IV): „Auf eine Rechtfertigung der in diesem Buche enthaltenen christlichen Ansicht lasse ich mich nicht weiter ein. Der redliche Freund der Wahrheit und Bibelforscher wird es nicht verkennen, daß ich bemüht gewesen bin, die Lehre unseres Herrn und seiner Apostel (mehr wohl, müssen wir hier bemerken, die Lehre der Apostel über Christum, als dessen Lehre selbst)

selbst) rein und unverfälscht nach der Schrift darzustellen, (sollte richtiger heißen; nach den mitgetheilten Ansichten von gewissen kirchlichen Dogmen, die oft gewaltsam genug aus der Schrift entnommen werden müssen,) nichts von derselben wegzuthun und nichts hinzuzufügen, (beides können wir nicht unbedingt zugeben: denn allerdings ist gar vieles aus der Schrift an den Stellen weggethan, wo es sich nicht mit den Ansichten des Vfs. vertrug, oder vielmehr unberücksichtigt geblieben, und das nichts hinzugefügt sey, mag der Vf. ehrlich glauben, wir indessen müssen anderer Meinung seyn,) das ich aus derselben Süßes und Bitteres, Niedererschlagendes und Stärkendes gegeben und Buße und Gnade gepredigt habe." Er versichert aber, „dass diese seine Vorträge die innerste Ueberzeugung auch seines Geistes und die tiefste Zuversicht seines Herzens aussprechen, und dass er zu diesem seinem Glauben durch ernstliches Nachdenken über das Werk der Erlösung durch Christum und durch die mannichfachen Erfahrungen seines Lebens gelangt und in demselben befestigt worden sey;" daher täuscht er sich denn wenigstens nicht in uns, wenn er erwartet, dass die „welche des Herrn Wort und Person anders erkannt haben, als ihm offenbar geworden sey, ihn mit Liebe richten werden." Denn wir ehren eine jede Ueberzeugung, wenn sie sich ehrlich und aufrichtig, wie hier ausspricht, ohne jedoch zugeben zu können, dass sie durchweg die richtige sey. Nach dem so eben Bemerkten dürfen wir kaum hinzufügen, dass die Freunde eines Christenthums, welches Offenbarung und Vernunft gleich ehrt und in Uebereinstimmung zu bringen sucht, in dieser Postille weit weniger ihre religiösen Bedürfnisse berücksichtigt und befriedigt finden werden, als diejenigen, welche fest an den Buchstaben der kirchlich-symbolischen Dogmatik sich halten und dabey eine wenigstens leise Hinneigung an die Mystik unsrer Tage lieben. Alle Predigten sind übrigens, wenn wir von dem Standpunkte des Vfs. ausgehen, praktisch, und die bey weitem größere Anzahl ist es auch überhaupt; die Sprache ist populär, herzlich, eindringlich; die Disposition ist fast überall kunstslos; die homiletische Kunst würde manche gegründete Ausstellungen an vielen Vorträgen zu machen haben; eine gute Anzahl nähert sich in der Form mehr den Homilien. Die Predigten sind überhaupt lang, wie es uns dünkt, bisweilen zu lang, und namentlich gilt das von vielen Eingängen, die ihrer eigentlichen Bestimmung schon deshalb nicht entsprechen können, weil sie zu viele Gedanken enthalten, und bisweilen als eine für sich bestehende kleine Abhandlung erscheinen. Der Vf. bekennt selbst (Vorr. V.) „dass gewiss die allermehrsten

dieser Predigten auch mit Hinweglassung der Eingänge ein Ganzes machen, und rath, sie daher in den Kirchen wegzulassen, welche die erneuerte Agenda angenommen haben," die bekanntlich vorschreibt, die Predigten ohne Eingang zu beginnen. — Auf die Angabe und nähere Beurtheilung einzelner Predigten können wir uns nicht einlassen. — Der Druck ist deutlich, und, unbedeutende Fehler ausgenommen, auch correct. Das Papier aber könnte wenigstens etwas weißer seyn.

SCHÖNE LITERATUR.

BRASLAV, b. Gräson u. Comp.: *Allemannische Lieder*, von Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Zweyte vermehrte Auflage. 1827. 96 S. 8. (12 gGr.) (Vor uns liegt auch eine erste Auflage in 12., erschienen 1826 zu Fallersleben.)

Der Vf. dieser lyrischen Gedichte in schwäbischer Mundart hat sich schon durch einzelne Mittheilungen der Art in Zeitblättern bekannt gemacht, und wir müssen ihm ebenfalls das ihm von mehreren Seiten zu Theil gewordene Lob zuerkennen. Er hat unverkennbar lyrisches Talent überhaupt; davon zeugen die meisten dieser Lieder, welche zarte Liebe, Heimath, Frühling und heitern unschuldigen Genuss zum Gegenstande haben. Auch fehlt ihnen nicht der leise Anflug von Naivetät, welcher Hebel's Dichtungen so berühmt und beliebt gemacht hat. Einiges erklingt im Volksliedertone. Eine gute Zugabe ist das erklärende Wörterverzeichnis, welches jedoch nicht ganz vollständig ist. Wir theilen eins der kürzesten zur Probe mit.

Rosgilge (Rosenlilie).

Rosgilge! vo de Berge
Rüefi's nab in's tiefe Thal,
Und i sings im Feld und Walde,
Lehr's am Busch der Nachtigall.

Rosgilge! noah und ferne
Fern und noah und allzit!
Won'i bi, woan i wandle
I vergiß die niene nit.

Will mer wilters an der Früehlig
Gilge nit no Röss ge,
Rosgilg' ick meh as beides,
As der ganz'i Früehlig meh!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

- 1) MÜNCHEN, b. Thienemann: *Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt* von Joh. Andr. Schmeller u. f. w.
- 2) STUTTGART U. TÜBINGEN, b. Cotta: *Bayerisches Wörterbuch.* — — Von Joh. Andr. Schmeller. Erster Theil u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyter Abschnitt: Formen. In den Vorbemerkungen zeigt sich der Vf. als gründlicher, philosophischer Denker. Sehr zweckmässig ist es, dass er, um die verschiednen grammatischen Eigenheiten der Bayerischen Mundart nicht abgerissen und vereinzelte, sondern überall in ihrem organischen und historischen Zusammenhange mit den Thatfachen der Schriftsprache, also in ihrem wahren Lichte darzustellen, die ganze deutsche Declination und Conjugation im Gerippe mit auführt, wobey in manchen Stücken J. Grimm's deutsche Grammatik mit Recht zum Grunde gelegt ist. — S. 185. *Declination.* Die declinirbaren Redetheile folgen in der Ordnung auf einander, wie sich ihre Declination besser und vollständiger erhalten hat: *Pronomina, Adjectiva, Substantiva.* Die beiden Declinations-Arten werden bloß durch die Benennungen *erste* und *zweyte* Decl. unterschieden. Warum behielt der Vf. nicht Grimm's bezeichnende Namen „*starke* und *schwache* Decl.“ bey? — *Erstes Kap. Erste Declinationsart. A. Pronomina.* Den mannichfaltigen vollen dialektischen Flexionsformen der Personalia stehen immer die abgekürzten suffigirten zur Seite. Auf den großen Reichthum an Interessanten, für deutsche Sprachkunde folgereichen Bemerkungen, welche dieses und die folgenden Kapitel enthalten, kann Rec. hier nur im Allgemeinen aufmerksam machen. — S. 217. *B. Zahlwörter.* — S. 225. *C. Nomina adjectiva.* — *D. Nomina substantiva.* Die Eintheilung könnte hier wohl genauer und übersichtlicher seyn. — S. 245. *Zweytes Kap. Zweyte Declinationsart.* Diese Declinationsart verlangt in der Regel, dass dem Worte, welches nach derselben flektirt wird, als dem bestimmten, ein andres, welches nach der ersten abgeändert wird, als bestimmendes vorangehe. *A. Pronomina. B. Adjectiva. C. Substantiva.* Wir machen im Vorbeygehen aufmerksam auf die (nach S. 264) in den Bayerischen Dialekten gebräuchlichen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Nominative: *Glauben, Haufen, Namen, Samen, Willen*, die von Neuem Empfehlung zur allgemeinen Aufnahme in die Schriftsprache verdienen. — S. 284. *Drittes Kap. Dialektischer Gebrauch der Casus. Dialekt-Eigenheiten in Betreff des Genus. Comparativa. Diminutiva.*

S. 305. *Conjugation. A. Einfache Conjugationsformen. Viertes Kap. Anwendung der Verba:* a) der nicht umlautenden, b) der umlautenden Verba. — S. 320. *Fünftes Kap. Beumlautung der Verba.* Die Beumlautung schreitet regelmässig von *a* gegen die Zungenvocale *e* und *i*, oder gegen die Lippenvocale *o* und *u*; dann von den Lippenvocalen *o* und *u* gegen die Zungenvocale *e* und *i*, und durchaus nicht in umgekehrter Richtung fort. Nach dieser genetischen Reihenfolge der Vocale geht bey den meisten hieher gehörigen Verben das *Präteritum* dem *Präsens* voran. Sieben Classen dieser Verba werden unterschieden, von jeder ein Muster-Verbum in den 4 Charakterformen angegeben: z. B. *lug, gelegen, ligen, lig*, und von diesen die übrigen Formen abgeleitet. Wir geben hier nur die Charakter-Vocale dieser vier Hauptformen nach den verschiedenen Classen.

	<i>Praet.</i>	<i>Supin.</i>	<i>Praes.</i>	<i>Imperat.</i>
Cl. I.	<i>a</i>	<i>e</i>	<i>i</i>	<i>i</i>
— II.	<i>a</i>	<i>e</i>	<i>e</i>	<i>i</i>
— III.	<i>d</i>	<i>o</i>	<i>e</i>	<i>i</i>
— IV.	<i>a</i>	<i>a</i>	<i>e</i>	<i>i</i>
— V.	<i>a</i>	(<i>u</i>) <i>o</i>	<i>i</i>	<i>i</i>
— VI. (<i>ai</i>)	<i>i</i>	<i>i</i>	<i>ei</i>	<i>ei</i>
— VII.	<i>o</i>	<i>o</i>	<i>ie</i>	<i>eu</i>

Nach des Vfs. Ansicht, für welche mehrere Gründe sprechen, ist von allen hieher gehörigen Verben das *Präteritum* in seiner einfachsten Form die Wurzel. Danach schlägt er vor, dieselben *Präterital-Verba* zu nennen; diejenigen hingegen, als deren Wurzel das *Praesens* erscheint, *Präsential-Verba*. Von S. 326 an folgt ein Verzeichniss der Verba jener 7 Classen, welche noch in den Bayerischen Dialekten theils mit allen ihren Formen, theils nur mit einzelnen üblich sind; wo neben vielen mit der Schriftsprache übereinstimmenden auch sehr viele eigenthümliche Formen vorkommen. — S. 335. Ein Paar Dutzend umlautende Verba weichen von denen der genannten 7 Classen ab, indem 3 ihrer Charakterformen: *Supinum, Infinitiv* und *Imperativ*, ein und denselben Vocal führen, und nur das *Präteritum* ei-

Zz

einen verschiedenen; so *fahren, fallen* u. f. w. Diese werden in 2 Classen getheilt: VIII. *graben, gegraben, grab, grub, grube*; IX. *schlafen, geschlafen, schlaf, schlief, schliefse*. Hier verhalten sich die Vocale des *Präteriti* zu denen der 3 andern Charakterformen durchaus nicht wie Grundlaute zu Umlauten, sondern umgekehrt wie modificirte zu ursprünglichen. — S. 361. *Sechstes Kap. Uebergang der Verba aus der umlautenden in die bloß umendende Conjugation*. — S. 371. *B. Zusammengesetzte Conjugationsformen*. *Siebentes Kap. Supinum der Verba, verbunden mit Hilfs- oder andern Verben*: a) mit *seyn* und *haben*; β) mit *werden*; γ) *Supin der intransitiven Verba verbunden mit kommen*. — *Infinitiv und Particip. praesens, verbunden mit Hilfs- und andern Verben*. — S. 386. *Achtes Kap. Bemerkungen über die Neunformen des Verbum insbesondere*.

S. 393. *Adverbia*. *Neuntes Kap.* Auch die *Präpositionen, Conjunctionen und Interjectionen* faßt der Vf. damit zusammen. Die meisten *Adverbia*, wo nicht alle, zeigen das Gepräge einer ursprünglichen Identität mit irgend einer der bisher abgehandelten Wörter-Classen. Danach werden unterschieden: *Pronominal-Adverbia* (da, wo, nicht, nichts, daß u. f. w.); *Adjectiv-Adverbia* (alle, nahe, erstens, links u. f. w.); *Nominal-Adverbia* (abends, halben, wegen, anstatt u. f. w.); *Verbal-Adverbia* (Formen wie *bittende, schläffende*; vielleicht auch: *ja, gar, sehr, genug* u. a.). — Ferner werden unterschieden: *Adverbia, mit pronominaler und präpositionaler Bedeutung zugleich*, und *Adverbia mit bloß präpositionaler Bedeutung*, und die verschiedenen Weisen der Verbindung der Präpositional-Adverbia mit andern Redetheilen durchgegangen. — Die *Conjunctionen* sind *Pronominal- oder Präpositional-Adverbia*, die auf ganze Sätze deuten. Die *Interjectionen* lassen sich eintheilen in *pronominale* (bloß auf eine Gemüthsstimmung hindeutende), und *nominale* (einen Laut nachahmend benennende).

S. 401. *Lexical-Formen*. *Zehntes Kap. Lexicale Bildung der Nomina*. A. *Der Nomina aus Nomina*. B. *Nomina aus Verben*: a) *aus Präteriti der verschiedenen Classen*, b) *aus Supinen*, c) *aus Infinitiven*, d. h. aus der Präsens-Form der Verba. — S. 418. *Elftes Kap. Lexicale Bildung der Verba*. *Vorsyllben. Nachsyllben*.

S. 427—432. *Zusammenstellung der verschiedenen Numern, unter welchen die einzelnen Dialekt-Eigenheiten aufgeführt sind, nach dem geographischen Vorkommen und Zusammenhange dieser Eigenheiten*. Eine sehr nützliche Zugabe, da die Anordnung in dem Buche selbst, wie man aus dem Obigen erieht, durchaus grammatisch ist. Wollte der Vf. die Dialekt-Eigenheiten nun auch geographisch zusammenstellen, so hätte er das ganze Buch vollständig noch einmal, nur in andrer Ordnung geben müssen. Eine solche Verdoppelung wird Niemand verlangen. Doch wäre eine kurze Uebersicht

der Haupt-Resultate, die sich aus einer solchen geographischen Uebersicht für die Charakteristik der verschiedenen Mundarten ergeben, gewiß eine wünschenswerthe, ja, um auch von diesem Gesichtspunkte aus eine vollständige Kenntniß der Bayerischen Dialekte zu erlangen, eine unentbehrliche Arbeit, die nun der Leser sich selbst machen muß. — Auf jene Zusammenstellung bezieht sich übrigens die beygegebene, mit Sorgfalt gearbeitete kleine Karte, die nur Flüsse und Flußgebiete darstellt und durch Buchstaben auf die geographische Eintheilung der Dialekte zurückweist.

Die von S. 433—568 folgenden *Mundart-Proben* machen den praktischen Theil des Buchs aus, indem sie die Anwendung des Vorgetragenen anschaulich zeigen. Sie tragen daher nicht wenig zur lebendigen Kenntniß der Mundarten bey, und sind größtentheils auch ihrem Inhalte nach unterhaltend und charakteristisch.

Nr. 2. An die grammatische Darstellung der Bayerischen Mundarten schließt sich nun das von gleicher Gründlichkeit und umfassender Sprachkenntniß zeugende, so wie mit gleichem Sammler- und Forscherheisse angelegte und einem großen Theile nach bereits ausgeführte *Wörterbuch*. Dieses ist nicht bloß ein *Idiotikon* über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrücke, sondern zugleich ein *Glossarium* über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen. Wie sorgfältig der Vf. nicht allein die gesammte hier einschlagende Provinzial-Literatur, sondern überhaupt die Denkmäler der Literatur und Sprache unsrer Vorzeit für seinen Zweck durchforcht hat, zeigt schon das S. XI fg. der Vorrede gegebene Titel-Verzeichniß der benutzten und in abgekürzter Form citirten Schriften, und jede Seite des Werks selbst bestätigt es. Die große Reihe von altdutschen Glossarien, welche der Vf. in handschriftlicher Sammlung besitzt und für sein Werk verglichen hat, macht den Wunsch in uns rege, es möge ihm gefallen, diese ganze für das Studium der alt-deutschen Sprache so überaus wichtige Sammlung für den Druck zweckmäßig zu ordnen und herauszugeben. Durch die Zerstreuung dieser, auch der gedruckten Classen in verschiednen, zum Theil schwer zugänglichen Werken wird die Benutzung derselben nicht wenig erschwert. Auch würden sie durch eine zweckmäßige Zusammenstellung einander gegenseitig Licht geben. Niemand aber wäre zu einem solchen Unternehmen geeigneter, sehr Wenige nur in gleichem Grade geeignet, wie der Vf.

In dem vorliegenden Wörterbuche sind die Ausdrücke *etymologisch-alphabetisch*, nämlich so geordnet, daß der Vocal oder Diphthong der Stammsylbe erst nach dem oder den ihm folgenden Consonanten in Berücksichtigung kommt. Das Nähere muß man in den Vorbemerkungen des Vfs. selbst nachsehen. Als Gründe dieser ohne Zweifel für jedes wissenschaftliche Wörterbuch zweckmäßigen Anordnung führt der Vf. 1) den innern wissenschaftlichen

lichen Zweck eines solchen Wörterbuchs an, 2) die äussere praktische Brauchbarkeit einer Sammlung von Ausdrücken, die in ihren Formen selten so fest und bis auf den einzelnen Buchstaben geregelt dastehen, als dies bey denen der vollkommen fixirten jetzigen Schriftsprache der Fall ist. Uebrigens soll, um den Leser selbst der Mühe des etymologischen Auflösens und des Einordnens in die von dem Vf. befolgten Reihen zu überheben, dem Werke ein schlechthin alphabetisches Register über alle darin vorkommende Ausdrücke beygefügt werden. Auf diese Weise wird einestheils selbst die bloß mechanische Brauchbarkeit dieser Sammlung gesichert seyn, andernteils ist durch die Auscheidung der Wörter in etymologische Reihen dem Verfasser eines dereinstigen Vergleichungs-Wörterbuchs aller Deutschen, oder vollends aller Germanischen Idiome gewissermassen in die Hände gearbeitet. — Der Buchstabe P ist gleich nach B, T nach D, V nach F, Q nach K gestellt — eine Einrichtung, die gewiss Jeder billigen wird, wer weifs, wie diese Buchstaben in den alten und neuen Mundarten unsrer Sprache alterniren.

In Allem, was das Grammatische der vorkommenden Ausdrücke betrifft, wird häufig auf das unter Nr. 1: angezeigte Werk verwiesen. Auch sind alle dialektischen oder veralteten Ausdrücke dieses Wörterbuchs nach der in jenem Werke näher begründeten *etymologischen Orthographie* geschrieben, von welcher wir oben das Nöthige berichtet haben. — Um nebenbey auch die wirkliche gemeine Aussprache der Mundart-Wörter da, wo es wesentlich schien, mit anzudeuten, sind die nämlichen besonders Schriftzeichen gewählt, die in der Grammatik näher erläutert und hier (S. VIII. fg.) nebst ihren Bedeutungen verzeichnet stehen. In der Regel ist nur die Bayerische und Oberpfälzische Aussprache beygesetzt; die der übrigen Gegenden läßt sich aus den Angaben der Grammatik leicht ergänzen.

Der Vf. verspricht (S. X.) ausser dem oben bemerkten streng alphabetischen Wort-Register dem Werke noch ein Verzeichniß beyzufügen über alles das, was in Bezug auf häusliche und religiöse u. s. w. Sitten und Gebräuche, auf Landwirthschaft und Gewerbe, auf Münzen, Maasse und Gewichte, Gerichts- und Polizeywesen, auf historische Thatfachen u. s. w. im Werke vorkommt. Dies Verzeichniß wird bey der Fülle einzelner im Werke zerstreuten Notizen, welche die genannten Gegenstände betreffen, ohne Zweifel einen interessanten Beytrag zur vaterländischen Sitten- und Culturgeschichte liefern, und somit das Wörterbuch auch andre Forderungen, als die des bloßen Sprachforschers befriedigen. — Bey allen Ausdrücken des lebenden Dialekts, bey welchen sich der Vf. nicht auf die Zeugenschaft seines eignen Ohrs berufen konnte, hat er seine Gewährsmänner genannt. Die Vorrede enthält eine bedeutende Liste derjenigen Männer, die ihn mit Beyträgen unterstützten, verbunden mit der nähern Anzeige der Gegenden, auf welche dieselben sich beziehen. — Uebrigens bescheidet sich der Vf.

gern, nichts unbedingt Vollständiges geliefert zu haben: „Sammlungen solcher Art“, sagt er S. XVIII., „wird man wohl nie als geschlossen ansehen dürfen; viel ist für sie schon gewonnen, wenn sie nur einmal angelegt sind; alles Mögliche, wenn sie nie ganz aufgegeben werden.“

„Und so sey denn“, schließt der Vf. seine Vorrede und wir stimmen ihm mit vollster Ueberzeugung bey, „jedem Bayerischen und deutschen Landmann eine bisher minder zugängliche Vorrathskammer seiner reichen Sprache aufgethan, und ein Bilderlaal des in der Sprache abgedruckten mannichfaltigsten Volkslebens jedem Menschenbeobachter, der dieses auch in mancher seiner Nacktheiten zu schauen Lust und Beruf haben kann!“ — Rec., dem der Raum es verbietet, auf das Nähere des Inhalts einzugehen, schließt mit dem Wunsche, daß kein gründlicher Sprachforscher die in beiden angezeigten Werken dargebotene reiche Fundgrube für den vaterländischen Sprachschatz insbesondre, aber auch für das Sprachstudium im Allgemeinen unbeachtet und unbenutzt läßt, und das Beyspiel des trefflichen Vfs. viele mit gleicher Liebe zur Sache, aber auch mit gleich sorgfamer Umsicht und gründlichen Kenntnissen ausgerüstete Sprachforscher in andern Gegenden Deutschlands zur Nachfolge erwecken möge.

K. H.

CHEMIE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Grundriss der Chemie*, von Dr. J. Andr. Buchner, Hofrath u. Prof. an der Königl. Bayer. Universität zu Landshut, Mitgl. mehr. Akadem. u. gel. Gesellschh. *Erster Band.*

Auch unter dem Titel:

Vollständiger Inbegriff der Pharmacie in ihren Grundlehren und praktischen Theilen. Ein Handbuch für Aerzte und Apotheker. *Dritten Theils erster Band.* Mit einer Kupfertafel. 1826. 688 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der verdienstvolle Vf. liefert in dieser Schrift abermals einen erfreulichen Beweis seiner unermüdeten literarischen Thätigkeit. Ordnung, Deutlichkeit und Gründlichkeit, welche Hr. B. mit Recht als Hauptfordernisse des guten Unterrichts betrachtet, sind auch in dieser Schrift nicht zu verkennen, wenn auch, was die erste betrifft, Manches Manchem dabey anstößig seyn dürfte.

Dieser *erste* Band zerfällt in *drey* Abschnitte. Im *ersten* nennt Hr. B. *Chemie* die Wissenschaft vom Wesen der natürlichen Dinge — was eben nicht unsern Beyfall hat —; das, was aber hier über den Nutzen, die Eintheilung, die Geschichte und Literatur der Chemie gesagt ist, hat Rec. sehr befriedigt.

Im *zweyten* Abschnitte werden die Gesetze des chemischen Processes betrachtet: die chemischen Grundkräfte, die chemische Verwandtschaft, die stöchiometrischen Grundsätze, der Lebenschemismus, die Gährung, Verkohlung und Einäscherung; dann

dann die chemischen Operationen im Allgemeinen; wo Rec. die Mittel, die Wärme zu erhöhen, vorzüglich deutlich und lehrreich vorgetragen angetroffen hat; ferner die chemischen Elemente und ihre Bezeichnungen überhaupt. Was der Vf. über Feuer, Luft, Wasser, Erde, die chemische Terminologie und die chemischen Zeichen sagt, ist ausführlich und deutlich.

Im dritten Abschnitte (der synthetischen Chemie) werden die *Imponderabilien*: Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus, abgehandelt. Auch diese wichtigen Punkte sind sehr belehrend vorgetragen. Nur kann Rec. der an der 146ten S. aufgestellten Vermuthung nicht beytreten: „dass in den prismatischen Farben, welche durch verschiedene Brechung und Reflexion der ungefärbten Lichtstrahlen entstehen, vielleicht ein unwägbares Minimum von einer andern Substanz mit dem Lichte in Verbindung getreten sey“; was, wie B. glaubt, sich aus der Färbung der Flamme durch verschiedene Substanzen schließen lasse. Auch halten wir die S. 189 aufgestellte Hypothese über die Causalverbindung, in welcher Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus zu einander stehen, viel zu gewagt.

Hierauf folgen die *Ponderabilien*: Sauerstoff, Wasserstoff (Knallgas, Wasser, oxydirtes Wasser), Stickstoff (atmosphärische Luft, Salpetersäure u. f. w., oxydirtes Stickgas, Ammoniak). Was die hier aufgestellte Behauptung betrifft, dass die Urmischung der Luft vielleicht nicht terrestrisch, sondern cosmisch sey, so hält Rec. *Prévost's* Ansicht (*Bibliothèque universelle*, II. 194.) in Beziehung auf die (scheinbare) Unveränderlichkeit des Menge-Verhältnisses in der atmosphärischen Luft für naturgemässer. — Die S. 243 geäußerte Vermuthung, dass diejenigen, welche vom Einathmen des oxydirten Stickgas unangenehme Zufälle erlitten, kein reines Gas hatten, hat schon *Wurzer* (*Van Mons journ. de Physique etc.* P. V.) vor 24 — 25 Jahren bestätigt. — Chlor (Chlorsäure, oxydirte Chlorsäure u. f. w.); Jod (Jodsäure, u. f. w.); Schwefel (Hypochlorsäure, Hypochlorsäure); Selen (Selenäure, Phosphorsäure, oron (Boronwasser, urborongas, Borax, Kohlenoxydgas, Xanthogensäure u. f. w.) und deutlich vorge-

tragen.

Die S. 377 aufgestellte Vermuthung, dass der Pyrophor (wie der Platinschwamm im Knallgas)

durch einen electrochemischen Process wirke, scheint Rec. keine große Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Kohlenwasserstoffoxyde und Azotide überhaupt; Gährung, Verkohlung und Verbrennung. — Eintheilung der Kohlenwasserstoffoxyde und Azotide. — Amphotere Kohlenwasserstoffoxyde. — Amphotere Kohlenwasserstoff-Azotide. — Kohlenwasserstoffsäuren. Kohlenwasserstoffschwefel-Säure. Kohlenwasserstoffphosphor-Säure. Kohlenstickstoff-Säure. Untersäuren. Alkaloide. Unterbasen. — Die amphoteren Kohlenwasserstoffoxyde, so wie die Kohlenwasserstoffsäuren, sind in der größten Vollständigkeit vorgetragen. Manche sind schon wieder (als eigenthümliche Körper) verschwunden. Manches wäre schon hier wieder — bey dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft — nachzutragen.

Rec. findet keinen Anstand, dieses Handbuch zu den bessern zu zählen, die wir besitzen. Es wird nicht bloß angehenden Aerzten und Apothekern, sondern auch reifern Männern, zumal solchen, welche durch äußere Umstände verhindert waren, sich stets im Bereiche der jüngsten Entdeckungen zu halten, von entschiedenem Nutzen seyn, indem sie hier das Neue und Allerneueste ausführlich mitgetheilt kennen lernen.

NEUE AUFLAGEN.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Stylistisches Elementarbuch oder Erster Cursus der Stylübungen*; enthaltend: eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine große Anzahl Aufgaben, sowohl zu einzelnen Vortrügen, als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, nebst einer Reihe Beylagen über Grammatik, Tinkturen u. f. w. für Anfänger im schriftlichen Vortrage und zur Selbstbelehrung bestimmt von Ch. F. Falkmann, Fürstl. Lippischen Rath u. Lehrer am Gymnasium zu Detmold. Zweyte verbesserte u. vermehrte Auflage. 1828. X u. 282 S. gr. 8. (12 gGr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1824. Nr. 218.)

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Materialien lateinischer Stilübungen für die höhern Classen der Gelehrtenschulen* zusammengetragen und mit Uebersetzungswinken versehen von August Grotesend, Conrector am Königl. Hannoverschen Pädagogium zu Hildfeld u. f. w. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1828. X u. 242 S. 8. (12 gGr.) (Siehe die Recens. Ergänz. Bl. 1827. Nr. 96.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AARAU, b. Sauerländer: *Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften. Erster bis neun und zwanzigster und neun und dreissigster Theil u. s. w.*

(Fortsetzung der in Nr. 77. d. A. L. Z. abgebrochenen Recension.)

Wir richten unsern von nun an etwas eilfertigeren Blick auf Th. XIII. (352 S.) *Des Schweizerboten Spruch und Schwank*. Th. XIV. (320 S.) *Des Schw. — Beschlufs. Das Goldmacherdorf*. In des Schw. Spr. u. Schw. erscheint Hr. Z. als humoristischer Schriftsteller, welchem ein reiches Maass von Witz und Laune zu Gebote steht, und der jetzt in komischer Einkleidung und auf dem Wege der Ironie und des Scherzes, dann wieder in ernstem Tone, in beiden Fällen aber auf eine ohne Commentar verständliche Weise das Volk über eine Menge ihm frommender und Noth thuender Dinge zu belehren, ihm eine große Anzahl nicht oder nicht hinlänglich bekannter Wahrheiten ans Herz zu legen, seine Vorurtheile aufzudecken, seine Thorheiten, aber zugleich auch den Unverstand, die Lächerlichkeit und Verkehrtheit so mancher Andern, die, ohne zu wissen warum, *alto supercilio* auf das Volk herabzublicken, mit Inbegriff der Spiessbürgerlichkeiten der kleinen und grossen Städte des kleinen Landes, um das es sich handelt, zu beleuchten und zu züchtigen weis. Zu Begründung dieses Urtheils verweisen wir neben andern auf folgende Aufsätze: *Allergnädigst-unterthänigstes Gespräch zwischen dem Kaiser von Japan und seinem Leibschuhputzer Habakuk Pumper*, oder ausführlicher Beweis, dass alle Schweizer hochgeborne Baronen sind; nebst dem Gutachten des belagten H. P. über die Preisfrage des K. v. J.: *Auf welche Art und Weise können die Bürger einer Gemeinde nach und nach sehr reich werden, ohne alle Arbeit und Mühe?* *Send schreiben der Frau Land-Stadt- und Platz-Majorin A. B. Quokli an die Feuerspritzen-Leutenantin an der vordern Stange*, nebst der Reise der erstern um die Stadt; *Calenburgerisches Amtsblatt; Denkschrift eines Handwerkmanns an seinen Sohn*, der in die Fremde wanderte; *die verkehrte Welt*, in zwölf Bildern; *Unterredung mit dem Wiederhall am Jura*, u. a. m. Gleichwohl gehören die Witzworte des Vfs., was er mit den meisten witzigen Köpfen gemein hat, nicht immer gerade zu den schlagenden. So sind uns z. B. die

Wortspiele mit „hochgeboren“ und „steinreich“ (Th. XIII. S. 67) etwas schal vorgekommen, und es mag vielleicht der lustige Ton des Boten hier und da, wie z. B. Th. XIII. S. 46 u. ff., ferner S. 65, zum Unfeinen, um nicht zu sagen Gemeinen, herabfincken. Auch wird uns das *Send- und Klageschreiben der Jungfrau Petronella P.* und das *Send schreiben der gross- und hochgebornen Frau Landmajorin A. B. Q**, *Lichtenberg's Briefe von Mägden, die über Literatur urtheilen*, eben so wenig verleiden, als wir über dem Schreiben des *Hans Greg. Haselstock, Zimmermann und Schulmeister zu B.*, den Anflatz der gedachten Humoristen, *über den Nutzen und Kurs der Stockschläge, Ohrfeigen und Hiebe bey verschiednen Völkern*, vergessen werden. Es ist übrigens dieser Sp. u. Schw. d. Schwb. seinem ganzen Inhalte nach eine Auswahl von Artikeln aus dem *aufrichtigen und wohlverfahnen Schweizerboten*, einem von Hn. Z. seit etwa fünf und zwanzig Jahren herausgegebenen, zur Stunde noch in zwey- bis dreytausend Exemplaren cursirenden Volksblatte; von solchen Artikeln nämlich, welche, auch getrennt von den Augenblicken und Umständen, unter denen sie zuerst ans Licht traten, verstanden werden können, und nicht bloß auf Angelegenheiten des Tages und des Jahres oder auf Gegenstände einzelner Gesetzgebung und Politik Bezug haben. Zuerst im Schweizerboten erschien auch das *Goldmacherdorf*, welches als eine Universal-Anweisung zu einem dauerhaften, auf eine regelmässige Lebensart, gute Oekonomie, Abstellung der Proceße, Bekämpfung von mancherley Vorurtheilen, verbesserte Einrichtung der Gemeindeverwaltung, Abstellung der schlechten Wirthschaft mit den Gemeindegütern, Liquidation der Gemeindefchulden, gute Bewirthschaftung der Gemeindewaldungen, Sorge für hilflose Kranke durch eine Armenanstalt, Abstellung der Erbbettler und Müßiggänger, Vertheilung der Gemeindeweiden, Verbesserung der Grundstücke u. a. m. sich gründenden Wohlstande und Wohlbefinden der Dorfgemeinden und zugleich als ausführlicher Commentar zu den Worten Th. XIII. S. 10 zu betrachten ist: „*Ich will euch lehren Gold machen*. Man kocht's in der Schweiz aber nicht in Töpfen, sondern zieht's mit dem Pfluge aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holt's aus dem Viehstall, oder aus dem Walde, wo es am Baum wächst. Versteht mich wohl! Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser, als Constitutionen-Macherkünste, und dergleichen.

Aaa

Und

Und ich will euch auch das Geheimniß lehren, lustig (vergnügt) zu leben und selig zu sterben."

Th. XV. (387 S.) *Sehnſucht nach dem Schauen des Unſichtbaren. Alamontade. Blätter aus dem Tagebuch des armen Pfarr-Vikars von Wiltſhire. Die Bohne.* Th. XVI. (382 S.) *Das Gaſtmahl des Lebens. Die Prinzessin von Wolfenbüttel. Der Blondin von Namur.* Th. XVII. (366 S.) *Agathokles, Tyrann von Syrakus. Die Verklärungen. Der Faſcha von Buda. Florette, oder die erste Liebe Heinrichs IV.* Th. XVIII. (324 S.) *Harmonius. Der todte Gaſt. Das Abenteuer der Neujahrsnacht.* Th. XIX. (328 S.) *Die Gründung von Maryland. Jonathan Frock. Die weiblichen Stufenjahre.* Th. XX. (333 S.) *Diocletian in Salona. Rückwirkungen, oder wer regiert denn? Der Feldweibel. Die Nacht in Brezwezmühl.* Th. XXI. (367 S.) *Der Narr des XIX. Jahrhunderts. Die Herrnhuterfamilie. Die Walpurgisnacht. Der Fürstenblick. Der Abend vor der Hochzeit.* Th. XXII. (384 S.) *Der zerbrochene Krug. Der Millionär. Das Beth. Irländische Briefe. Herrn Quint's Verlobung.* Th. XXIII. (336 S.) *Kleine Urjachen. Tantchen Rosmarin. Die Reise wider Willen.* Th. XXIV. (408 S.) *Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen. Hans Dampf in allen Gassen. Das blaue Wunder. Es ist sehr möglich. Das Loch im Ärmel. Die Liebe der Ausgewanderten.* Die Gesamtheit dieser Bände der Zichokke'schen Schriften bildet eine Sammlung der Form nicht weniger, als dem Inhalte nach sehr abwechslungsreicher, größtentheils angenehm und in lebhafter Schreibart, auch, wo solches Noth ist, nicht ohne Begeisterung vorgelegener Erzählungen, romantischer Dichtungen, und, was zwar nur von wenigen gilt, Nachbildungen, welche theils durch Eigenthümlichkeit der Erfindung und Anlage, theils durch den reichen Stoff, den sie zu philosophischen, auch tiefer gehenden Reflexionen darbieten, so wie durch die Gewalt, womit sie das Gemüth zu den Höhen des Ueberinnlichen hinziehen, dann wieder durch die angenehme Beschäftigung, die sie der Phantasie im Kreise dieser, zwischen Klagheit und Unklugheit nach allen Richtungen einhertummelnden irdischen Welt gewähren, so wie durch andre preiswürdige Eigenschaften sich, mit wenigen Ausnahmen, nicht bloß über das Mittelmäßige erheben, sondern zu dem Vorzüglichen gehören, was die neuere Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Dafs wer Schauerliches oder Schwankartiges sucht, bey einer Romanen-Galerie von solchem Umfange eben so wenig leer ausgehe, als wer komische Abenteuer, derbe Satire und Spott liebt, versteht sich von selbst. Als die Krone der ganzen Sammlung betrachtet Rec. den *Alamontade*, der, zuerst im J. 1802 gedruckt, seither in vier Auflagen in die Welt zerstreut, dem Leser nun nochmals mit einigen nothwendigen Veränderungen dargeboten wird. Die Hauptabsicht des Vfs. bey Abfassung dieses, mehr der philosophischen, als der romantischen Literatur angehörenden "Büchleins", zufolge seiner eignen Erklärung in dem ein-

leitenden Vorworte, dahin, in den vielen Heimlich-kranken, die und deren inneres Leiden er durch Umgang kennen gelernt, und die von Zweifeln umfungen, ihren Gott und ihre Lebensfreude verloren hatten, den heiligen Glauben und den Mut, der Tugend wieder aufzurichten und gewissermaßen selbst die Erklärung zu den Worten des Psalms zu liefern, der als Prolog zu der Geschichte des A. dienen mag:

"Ich bin, weil Gott! Ich werde seyn, weil Gott! Anbetung ihm und Liebe!
Mein ist die Seligkeit, weil Gott die Seligkeit!"

Auch A. war, wie so mancher Andere, in langsamen und darum desto anwidertlicheren Zugs in die Wirbel des Skepticismus hineingezogen und von einer peinigen Ungewissheit hinsichtlich auf den Werth seines Lebens und seines zukünftigen Schicksals umhergetrieben worden. Er hatte seinen Gott aus seiner Welt verloren, und lange Zeit, beband und sich selbst in seinem eignen Daleyn belästigend, in der Zukunft lebenslose Finsternis hinausgestarrt; dann aber auf dem Wege der selbstthätigen Vernunft, deren Ideen wir, entgegen den Behauptungen des Weltweisen von Königsberg, ihren constitutiven Gebrauch wenigstens nicht gänzlich abschreiben möchten, sich aus den Irrgängen der Zweifelsucht gerettet, mit edeln Banden wieder an die Welt geknüpft und sich zu dem trostvollen Glauben emporgehoben, dafs der Sinnenmensch umsonst zittere, wenn sein Irdisches, die Erscheinung im Staube zerfällt; dafs die Urkraft in ihm, das Denkende und Lebende, das selbstthätige Ich fortdaure im Reiche der Kräfte in der wunderbaren Geisterwelt; dafs ein Gott sey, eine Unsterblichkeit und eine Selbstthätigkeit des denkenden Ich. Der im Unglück ergraute A. stirbt, nachdem sein Geist nach Jahr und Tag den Sieg errungen, unwähnt seines letzten Wunsches, der Wiedersehens seiner Geliebten, in der frohen Zuversicht, dafs die unsterbliche Liebe der ihm verwandten Seele den unsterblichen Geist durch die frohlockende Ewigkeit führen werde; seine ruhrende Geschichte aber ist geeignet, den Leser die Selbstständigkeit seines Geistes, seine Befreyung von der Gewalt des Vergänglichen (S. 275) als Bestimmung desselben erkennen, und in der Stunde der Versuchung die wankende Hoheit derselben retten zu lehren durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken, rein zu seyn, wie Gott. — Wir übergehen den letztern Theil des XV. und den XVI. Band, um aus dem XVII. die *Verklärungen*, als eine durch Behandlung und Einkleidung eines zwar häufig besprochenen, aber noch lange nicht erschöpften Gegenstandes mehr als gewöhnlich anziehende Erzählung herauszuheben. Dieser Gegenstand sind die Geheimnisse der innern Welt; jene von dem gesunden Leben abweichenden, weniger durch die äufsern Sinne gebundenen oder gehemmten Zustände, in denen viel tiefer liegende Kräfte unsrer Natur erwachen, deren Wirklichkeit von einem viel erhabenern Umfange ist, und in denen, wie ein berühmter

ter und liebenswürdiger Philosoph unsrer Tage sich ausdrückt, *das noch unangebildeten Organe eines höhern Lebens* (das Hr. Z. S. 152 ein reines, inneres, wahres, unbeschränktes nennt, wovon das irdische Wachen nur ein Theil ist) *sich offenbaren, das aber nur dann seine hohe Schwinge regt, wenn das stärkere Leben des jetzt noch übermächtigen irdischen Daseyns gehemmt ist.* Dafs das Trostwort der liebenswürdigen, aber gemäß der Natur ihres Zustandes etwas überspannten Gräfin Hortensia an den Urheber ihrer Verklärungen: *Mein Emanuel, hoffe!* (S. 225), wenn auch nach manchem harten und grausamen Kampfe, zuletzt doch noch in diesem *äußern*, an die Formen von Raum und Zeit gebundenen Leben in Erfüllung geht, dürfte wohl von wenigen Leserinnen des Vfs. mißbilligt werden. Zu den Mittheilungen aus den *Gesprächen* des freundlichen Greises *Harmonius* im XVIII. Bande über das Eintreten der Geister in andre Verhältnisse, welches sie, ohne Veränderung ihres Wesens an sich, nach göttlicher Ordnung in der Zukunft erwartet; über die hinsichtlich des Steigens und Fallens seines Selbst naturnothwendig entscheidende Stärke und Schwäche des heiligen Willens, des sich bewußten Geistes, die seinen Himmel und seine Hölle ausmacht; über sein unendliches Fortschreiten zur Vollendung, die neuen Verbindungen einzugehen von den Geistern und Seelen mit neuen Kräften u. s. w., bildet die in ihrer Anlage eben so wenig, als in der Ausführung mißlungene Erzählung: *der todte Gast*, welche die lächerlichen Folgen des Aberglaubens ins Klare setzt und zeigt, wie derselbe zuweilen sogar seine unterschiednen Feinde an sich selbst und ihrer vermeintlichen Aufklärung irre machen könne, einen schneidenden Gegensatz. *Das Abenteuer der Neujahrsnacht* liefert ein mit Treue dem Leben entnommenes Bild des von Vielen beneideten, tausendfach verwickelten Hoflebens, in welches der auf einem Maskenballe die Rolle des Prinzen, welcher inzwischen das Nachtwächteramt übernommen hat, spielende Nachtwächter kaum einige Blicke geworfen hat, als er sich (S. 269) zu dem Bekenntniß veranlaßt fühlt: „Das also wäre der Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wende ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bey den Erdgöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden, bey Nachtwächterhorn und Webstuhl, bey Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, diese Götter führen ein Leben wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehrere Bübereyen gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe.“ Die Gewandtheit, mit der sich der unschuldige Nachtwächter in die Rolle des Prinzen zu versetzen und als solcher sich aus so manchen gottlosen Händeln, in die er während einer halben Stunde verwickelt wird, zu ziehen weiß, könnte vielleicht einigermaßen auffallen, wüßte man nicht aus S. 241, dafs Philipp neben seinem Nachtwäch-

ter - Vicariat bey einem Gärtner in der Lehre stand, und dafs ihm, einem hübschen Burichen von 26 Jahren, vornehme Frauen, denen er bestellte Blumen in die Häuser trug, bloß seines Gesichts wegen, ein Stück Geld mehr gaben, als jedem Andern, der eben solch ein Gesicht nicht aufweisen konnte. Im XIX. Bande hat den Rec. die *Geschichte des armen Dulders Jonathan* vorzüglich angesprochen, der, ausgesessenen von dem Volke der Irasaiten, aus welchem er stammt, ausgesessenen durch seine Herkunft von den Chirrim, unter beiden Nationen ein Fremdling, in keinen häuslichen und bürgerlichen Kreis seiner Zeitgenossen gehörend, mit Religion im Herzen von den Religionen der Menschen verfolgt und schweigend geachtet, ohne etwas Andres verbrochen zu haben, als dafs er von einem Volke abstammt, welches durch die seit Jahrtausenden von aller Welt auf ihm lastende Verachtung oft verachtungswürdig geworden ist, zuletzt noch glücklich genug ist, ein von ihm längst geliebtes Mädchen die Seinige nennen zu können, das christlich genug denkt, um die Frau eines Juden werden zu wollen, eingedenk des Wortes des Herrn, dafs Gott nicht die Person ansieht, sondern dafs in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm sey. — Der Geist, in welchem die *Rückwirkungen* (Th. XX.), deren Stoff aus den Zeiten der „königlichen Anarchie unter Ludwig XV“ hergenommen ist, geschrieben sind, charakterisirt sich am besten mit den durch die Erzählung selbst ihre Auslegung erhaltenden Worten Colas (S. 178), welcher dem Cardinal Bernis auf seine Frage: Wer regiert denn? zur Antwort giebt: vielleicht Kammermädchen, Kesselflicker, Copisten, Frauen der königlichen Staatsräthe; vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutscher und dergleichen Waare; heute Dieser, morgen Jener. Wo kein festes, ehernes Gesetz herrscht, da herrscht der Zufall. Zwischen der Nothwendigkeit des Gesetzes und dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Ministerien und der König selbst sind am Ende nur Vollstrecker und Werkzeuge fremder Einfälle.“ Und die Folgen von diesem Allem? diese hält uns allen der Jammer-Spiegel der neuesten Geschichte in einer Reihe der traurigsten Bilder vor Augen. Auf die schauerlich komischen Abenteuer der *Nacht in Brzezewicz*, zu denen sich in der *Walpurgis-Nacht* (Th. XXI.) ein lustiges Gegenstück aufge stellt findet, folgen und scheinen uns vorzüglich bemerkenswerth: *Der Narr des XIX. Jahrhunderts* und *die Herrnhuter-Familie*. Jener Narr ist ein Mensch, der zwar seine Sitten den allgemeinen allzu grell gegenüber stellt, übrigens die Albernheiten und Abgeschmacktheiten, die Künsteleyen, Unnatürlichkeiten und Verzerrungen des jetzt lebenden Geschlechts lächerlich, schädlich, unnatürlich und verächtlich findet und eben darum, ob schon er in Manchem nicht Unrecht hat, noch im 19ten Jahrhundert, in welchem es (S. 71) an dem Heldenmuth der Vernunft fehlt, zu den einfachen, ewigen Ordnungen Gottes zurückzukehren, von

solchen, die ihn in mancher Rückficht an Thorheit leicht übertreffen möchten, als Narr behandelt wird, ungeachtet er (wenn auch an der Form, in welcher er einhertritt, Manches auszufetzen seyn dürfte,) im Grunde der Vernunft gemäß lebt, sich nicht gegen bestehende Verfassungen und Gesetze vergeht, Niemandem ein Leid zufügt, Vielen Gutes erweist und nie das wahrhaft Sittliche und Anständige verletzt. Manches wahre und beherzigungswerthe Wort dieses Aufsatzes möchte Rec. nicht bloß in die Wüste gesprochen wissen. In der *Herrnhuter-Familie* wird einleuchtend genug dargethan, wie das, was die Herrnhuter Gutes haben, eigentlich nichts Anderes sey, als das allgemein christliche, wie unstatthaft ein Kirchlein in der Kirche sey, was für unchristliche Gefinnungen solchen Absonderungen oft zum Grunde liegen und meist durch sie befördert werden. In dem Hn. *Wermuth* findet sich ein mit geschickter Hand entworfenes Bild eines Herrnhuters aufgestellt, nicht wie er *seyn sollte*, sondern wie es sehr häufig *seyn mag*; womit übrigens weder das Verdienstliche dieser Religionspartey in Abrede gestellt, noch sie insgesammt und ohne Unterschied für Schwärmer und Abtrünnige, oder für geistlich stolze und kopfhängerische Egoisten und Scheinheilige erklärt seyn sollen. Viel Kurzweil und Unterhaltung gewähren durch ihren grösstentheils komischen Inhalt die fünf Erzählungen des XX. Theils. In dem *Millionär*, der, ernsthaften Gehalts, dem Range nach leicht obenan stehen dürfte, finden sich der reiche Menschenfeind *Morn* und der menschenfreundliche *Engelbert*, der die Entbehrlichkeiten entbehren will, um für diejenigen Ueberflus zu haben, denen das Unentbehrliche mangelt, einander auf lehrreiche Weise gegenübergestellt. *Jener*, sey es nun aus Rache an der seine Verdienste verkennenden Welt, oder aus Furcht vor der Schlechtigkeit des großen Haufens, sich seine eigne Welt bauend, setzt sein Glück darin, mit seiner Familie ein Ganzes zu bilden, und von Allem umringt, was Natur, Kunst und Wissenschaft Schönes und Hohes gewähren können, nichts von der Welt draussen und ihrer Verdorbenheit zu wissen und nichts mit ihr zu schaffen zu haben. *Dieser*, statt zu klagen und zu jammern, greift verständig an und bessert thätig aus, behandelt die Menschen bloß als Irrende und sucht sie auf den rechten Weg zu bringen, nicht sie selbst befehlend, sondern ihre Verkehrtheit. Woran es liege, daß es so wenig Engelberte gebe, wird dem Leser, der solches nicht ohnehin wissen sollte, am Schlusse gesagt. Es liegt daran, daß der große Haufe der Weltreformatoren nur die Einsicht, nicht die That, Lobreden aber keinen Muth für die Tu-

gend hat und selbst mit allen den Erbärmlichkeiten behaftet und beladen ist, gegen welche er eifert.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WINTERHUR, b. Steiner: *Die Abendglocke*. Eine Quartalschrift zur christlichen Erbauung von Georg Gefsner, Pfarrer und Professor. *Erstes* Heft. 1827. VII u. 98 S. *Zweytes* Heft. 111 S. 8. (4 Hefte 1 Rthlr. 4 gGr.)

An Erbauungsschriften hat unsre Zeit keinen Mangel, und doch bringt jedes Jahr neue hervor. Nun, sie mögen immerhin erscheinen, wenn sie nur ihren Zweck erreichen und wahrhafte christliche Erbauung fördern! Die Absicht des Hn. G. ist edel und gut: die christliche Wahrheit will er im Geiste herrschend und im Wandel wirksam sehen, und bietet zu diesem Zwecke die in vorliegenden Heften enthaltenen Aufsätze dar, von welchen die meisten von seiner eignen Hand sind. Sein Christenthum ist streng das biblisch-kirchliche; jedoch ist er von der christlichen Liebe beseelt, die den Anders-Denkenden nicht verketzert, sondern zu belehren trachtet. — Die poetische Einleitung macht auf poetischen Werth keinen Anspruch. Es ist nichts als gereimte Prosa, wenn es heisst:

Dann wird deinem Innern die geistige Nahrung,
Die dich für Gott und den Himmel belebt.
Du machst, wie die Mutter, die sel'ge Erfahrung,
Daß Glauben an Christus den Geist erhebt;
Daß die göttliche Wahrheit den Hunger stillt,
Und Gott uns jede Verheißung erfüllt.

Der Inhalt ist: *Erstes* Heft. Die Abendglocke von Friedland — tägliches Gebet. — Briefe über die Verallgemeinerung der Christenthumswahrheiten mit Beyseitlassung des Eigenthümlich-Christlichen. — Die Fürbitte Jesu für die Seinigen. (Joh. 17.) — Die Sorge Jesu für die Seinigen lehrt uns für die Unfrigen sorgen — Ueber den Schluss des Gebets Jesu Joh. 17. — Predigt von K. über Röm. 1, 16. *Zweytes* Heft. Religiöser Sinn und Menschenliebe, der Weg zu höherer Begnadigung vor Gott. — Das Höchste für den Menschen liegt im Christenthume. — Die wichtigsten Beförderungsmittel des Christenthums. — Bemerkungen und Entwicklungen von Ephes. 1 u. 2. — Briefe über einige Hauptlehren des Christenthums. — Kindliche Ergebung in Gottes Willen. — Osterpredigt von K. über Joh. 11, 25 — 27.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AARAU, b. Sauerländer: *Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften. Erster bis neun und zwanzigster und neun und dreissigster Theil u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aus dem XXIII. und XXIV. Bande, die meist ebenfalls der scherzhaften und, wie Tantchen Rosmarin und einige Andere, der muthwilligen Gattung angehören, und vermöge der Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit ihrer Form und Einkleidung, abgesehen von den Nutzanwendungen für einzelne Leser, durchgehends zu einer angenehmen Erholung geeignet sind, will Rec. einzig noch der beiden, zwar ganz ungleichartigen Stücke: *Kleine Urfachen*, und: *Hans Dampf i. a. G.* erwähnen. Wie es mit der ersten Erzählung gemeint sey und was darin besprochen werde, faßt sich am füglichsten in die Aeußerungen Heuwen's und Roderich's am Schlusse zusammen. Dieser glaubt sie beide vom Himmel erkoren, um an ihnen es offenbar werden zu lassen, daß der Mensch nichts durch sich sey, und sein Verhängniß, dem er umsonst zu entweichen versuche, Alles aus ihm mache." *Jener* erklärt den Menschen, der, als Geist, Herr sey in seinem geistigen Reiche und da unantastbar, wenn er es seyn wolle, für mächtiger als das Schicksal, und sich selbst als lebendigen Zeugen hiervon. Dafs übrigens auch er die Gaben des Schicksals, die ihm in einem anständigen Aemtden und der schönen Gabriele zu Theil werden, nicht verachtet, stürzt seine These nicht um, und ist dem Gange des kleinen, munter gehaltenen Romans vollkommen angemessen. Auf den Hans Dampf i. a. G. endlich macht Rec. vorzüglich darum aufmerksam, damit wer immer, auch *aufser* Lalenburg und Schilda, *aufser* Hammelburg und Klein- und Groß-Gescheit, in andern Krähwinkel-Herbergen und -Staaten des 19ten Jahrh., von väterlicher oder mütterlicher, oder auch beid-älterlicher Seite dem zahlreichen Geschlechte der Hans Dampfe angehören könnte, sich des ihm durch *Hans Dampf den Großen*, mit dessen Erhebung zur Consularwürde die Geschichte endet, für mancherley Lächerlichkeiten, Gebrechen und Tollheiten eröffneten, reichlich versehenen Arzneykassens nach Maaßgabe seines Bedürfnisses, bedienen möge. — *A. in.* Th. XXV.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

(351. S.) *Der Flüchtling im Jura. Der Freyhof von Aarau.* Th. XXVI. (368 S.) *Der Freyhof v. A.* Fortsetzung. Th. XXVII. (383 S.) *Der Freyhof v. A.* Beschluss. *Addrich im Moos.* Th. XXVIII. (350 S. nebst alphabetischem Register über alle XXVIII Thele.) *Addrich im Moos*, zweyter Theil. Diese drey, zuerst in den *Erheiterungen* und dann unter dem Titel: *Bilder aus der Schweiz*, erschienenen Romane mögen nicht weniger, vielleicht noch mehr Leser und Leserinnen gefunden haben, als die meisten übrigen Schriften des Vfs., der auch in diesen Dichtungen seinen Hauptzweck, eine angenehme; Geist und Einbildungskraft von Zeit zu Zeit lebhaft aufregende Unterhaltung mit vieler Geschicklichkeit zu verfolgen weifs. Durch die Lebendigkeit seiner Darstellung und den Contrast der vorkommenden, theils romantischen, theils schweizergeschichtlichen, größtentheils Aufrührs-Scenen bleibt das Interesse des Lesers fortwährend gefesselt, und dem Vf. kommt auch in diesem Zweige seiner Schriftstellerey seine genaue Kenntniß des Landes sowohl, in dessen Gebirge und Thäler er den Schauplatz seiner Erzählungen versetzt hat, als auch der ältern und neuern *Geschichte* eben dieses Landes trefflich zu Statten. Unter den von ihm in die Scene gesetzten Bildern findet Rec. mehrere sehr gut und mit lebhaften Farben gezeichnet. Zu diesen gehören im *Flüchtling i. Jura* der *Naturforscher* (Th. XXV. S. 20 ff.); im *Freyhofs von Aarau*, der seinen Stoff aus dem Kriege der Eidgenossen gegen Zürich und Oesterreich in der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. entlehnt und den Leser größtentheils in das Gebiet der Geschichte versetzt, dann aber in vergnüglicher Abwechslung ihn seiner Täuschung von Zeit zu Zeit sich wieder bewußt werden läßt, und wie z. B. durch den vielen Zigeunerspuck, der in dieser Geschichte getrieben wird, durch das Wiederfinden des Frhn. *Jörg v. Ende* in der Person *Lollhard's*, u. a. m. an die Wunderwelt der Romane erinnert: *Die Urfula* (ebendaf. S. 321 u. 322), an welcher jedoch die Ruhe und Ergebung, womit (Th. XXVII. S. 19 u. ff.) ihr tiefgekränktes, rachedurstiges Gemüth sich in das Unabänderliche zu fügen bereit ist, eintigermassen befreidet. Der *Skeptiker Isenhofer*, welcher zu *Lollhard*, einem schwärmerischen Gemische von Naturphilosophie und frevelvoller Frömmigkeit (Th. XXVI. S. 201) [den wir beyläufig fragen möchten, wie denn die *Vernunft*, die im Tode untergeht, und das göttliche Selbst, das

Bbb

das nicht untergehen soll (Th. XXVI. S. 205), von einander geschieden seyen], und zu dem von der Macht des bösen Gewissens und dem Gedanken an die nie ausbleibende Strafe der Sünde niedergedrückten *Rüdiger* einen anziehenden Gegenatz bildet; — im *Addrich* im *Moos* der *Schwede* (Th. XXVII. S. 144), den man leibhaftig vor sich zu sehen und seine Worte zu vernehmen glaubt; und endlich *Addrich* selbst, im Grunde, wiewohl nicht ohne mancherley Unterbrechungen, der Hauptheld der nach ihm benannten Geschichte; ein finsterner und störrischer, mit sich und seinem Daseyn zerfallener, mit der Weltordnung grollender Unglücklicher, der nie das Leben, noch das Leben ihn verstanden hat, seine Geburt eine Sünde, einen Mißgriff des Schicksals nennt, und zuletzt in einem Nebel, der noch dichter ist, als derjenige, welcher sein trostloses Gemüth befangen hält, durch einen Sturz vom Felsen den Tod findet. Hinwieder können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß nur Hr. Z. in diesen Romanen, und zwar ganz vorzüglich in seinem *Addrich von Moos*, häufig bloß den Effect zu seinem Hauptaugenmerk zu machen, auf das Glänzende loszugehen und nach ergreifenden Eindrücken zu haschen scheint. Ueber solchem Thun aber, in Verbindung mit einem ebenfalls im A. v. M. besonders auffallenden Streben in Sprichwörtern, schneidenden Gegensätzen, Gleichnissen und Bildern zu sprechen, von denen manche, wie z. B. wenn A. v. M. sich des Ausdrucks bedient: „sicher, wie eine Laus zwischen zwey Daumen“ (welche höchst widrige Laus auch Th. XXVI. S. 200 gleich nach *Seraph* nochmals vorkriecht), eben nicht zu den feinsten gehören, sieht man die Wahrscheinlichkeit und Einfachheit der Darstellung nicht selten Noth leiden und den Vf. in das Gebiet des Schroffen, Ueberspannten und der Natur weniger Angemessenen, wenn auch nicht geradezu Unnatürlichen, hinüberschreiten. Stellen, wie Th. XXVI. S. 90 u. ff., S. 360 u. ff., Th. XXVII., S. 209, 247, 328 u. ff., 360 u. ff. u. a. m., mögen diesen unsern, vielleicht auch noch die eine und andre von Hn. Z. kleinern Erzählungen treffenden Tadel rechtfertigen. Dessen ungeachtet ist nicht zu zweifeln, daß auch diese Dichtungen den Geschmack besonders der Leserinnen von lebhafter Phantasie und beweglicherm Geiste in vollem Maasse, wenn auch mitunter durch Abenteuerlichkeiten, befriedigen werden.

Th. XXIX. (340 S.) *Der Baierschen Geschichten erstes und zweytes Buch.* Th. XXXIX. (334 S.) *Abelino.* Auf diese zwey Bände gedenkt Rec., sobald die zwischenein noch fehlenden erschienen seyn werden, kürzlich zurückzukommen.

Das Format der Ausgabe ist bequem und gefällig. Auch mit Druck, Lettern und Papier kann man gar wohl zufrieden seyn. Den mäßigen Preis können wir ebenfalls nicht unerwähnt lassen. Mö-

ge der wackere Verleger durch diese seine Billigkeit vor den räuberischen Klauen der Nachdrucker, die ihn schon so oft und so empfindlich geschädigt haben, auf die Dauer gesichert bleiben!

Druckfehler in einer folgenden Ausgabe zu verbessern sind, neben andern, folgende: Th. VI. S. 143. General *Alttermatt*. Th. X. a. d. Titelbl. *Kritinismus*. Th. XXI. S. 185. *biatern*. Th. XXVI. S. 236. *Trülley*.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN U. LEIPZIG, in d. Arnold. Buchh.: *Sämmtliche Schriften von Gustav Schilling.* Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. *Erster bis zehnter* Band. 1828. kl. 8. (Subscr. Pr. auf sämmtliche 50 Bde. 10 Rthlr.)

Eines Gefühls, worin Bedauern und Unwillen sich mischen, kann man sich in der That nicht erwehren, wenn man sieht, daß ein *Nachdrucker-Unternehmen* die nächste Veranlassung geworden ist, die uns die begonnene Sammlung der Schriften eines Mannes verschafft, dessen Romane und Erzählungen seit mehr als 30 Jahren ihren wohlverdienten Ehrenplatz in unsrer Literatur behaupten. Wäre es nicht an sich ein Genuß, reiche Geistesgaben durch Mittheilung den Mitlebenden zu weihen, so würden unter uns äufere Aufmunterungen dazu nicht sehr reizen können, und sie werden es in Zukunft immer weniger thun, wenn die Richtung, welche jetzt die buchhändlerische Betriebsamkeit nimmt, den Markt mit wohlfeilen Lesewaaren aller Art zu überschwemmen, nicht in dem Uebermaasse ihren Untergang finden sollte. Dem Schriftsteller, der eine lange Laufbahn ehrenvoll zurückgelegt hat, ist es ein natürlicher Wunsch, die Gaben, wodurch er das Wohlwollen der Zeitgenossen gewonnen hat, der Nachwelt in der besten Gestalt, die ein gereifter Geschmack und ein verfeinertes Kunsturtheil ihnen geben können, als Vermächtniß zu hinterlassen. Aber kaum hat er die nachbessernde Hand angelegt, so sieht er einen Nachbar mit gieriger Hand über die Grenzelangen, um ihm den gerechten Lohn seiner Mühe zu verkümmern, weil in jenes Nachbars Lande zwar die einheimischen literarischen Erzeugnisse unantaßbar sind, wie jedes andre Eigenthum, was aber jenseit des Grenz-Schlagbaums wächst, rechtmäßige Beute ist. Heil der erleuchteten und erleuchtenden Regierung, die es jetzt in ihre Hand genommen hat, durch Uebereinkünfte mit andern deutschen Staaten die ersten wirklichen Schritte zur Herbeyführung eines Rechtszustandes in der literarischen Republik und zur Beschützung des schriftstellerischen Eigenthumsrechts zu thun, das ohne allen Zweifel vorhanden ist, was auch sophistische Zungendrescherkünste, nach Verrückung des richtigen

tigen Gefühlpunkts, dagegen gern vorbringen wollen. Mögen dieser würdigen Verbindung immer mehrere Regierungen sich anschließen, und möge man vor allen Dingen auch in süddeutschen Staaten die Hand dazu bieten! Dann kann es endlich wohl auch zu einem für alle *verbündeten* deutschen Staaten gültigen Gesetz kommen, und kommt es dazu, so wird der preussischen Regierung der Ruhm gehören, den todten Buchstaben der Bundesacte beseelt zu haben.

Schilling's Schriften sind schon lange Gegenstände räuberischer Angriffe gewesen, weil die Wespen die guten Früchte zu finden wissen. Die große Anzahl von Erzählungen, die er seit dem Roman *Guido von Sohnsdom*, womit er (1791) auftrat, uns geschenkt hat, ist auch in zahlreichen Nachdrücken vervielfältigt worden, und noch hat er die *zweyte* Reihe der 1810 angefangnen, auf 100 Bände angelegten Sammlung seiner Schriften nicht geschlossen, als ein Nachdrucker in Heilbronn einen wohlfeilen Abdruck *jener* Sammlung zu liefern anfängt. Dieses Unternehmen ist es, was den Verfasser bewog, seine sämmtlichen Schriften nach der neuen Durchsicht, die er ihnen gewidmet hat, herauszugeben. Will man des Vfs. Sorgfalt und sein reges Streben nach Vollendung kennen und schätzen lernen, so muß man seine von 1791 bis 1810 einzeln erschienenen Romane in der umgebildeten Gestalt betrachten, welche die Mehrzahl derselben in der frühern, bis jetzt zu 94 Bänden angewachsenen Sammlung erhalten hat, und nun in der neuen erhält. Rec., in dessen Jugendjahre die Erscheinung der Erstlinge dieses Schriftstellers fiel, hat mit lebhaftem Antheil den Pfad im Auge behalten, auf welchem *Schilling* sich zu dem ausgezeichneten Erzähler ausbildete, den wir jetzt in ihm besitzen; und so sehr seitdem seine Forderungen an Werke dieser Art sich gesteigert haben, so hat er doch die alten Bekannten in der neuen Gestalt, worin der Vf. sie ihm wieder vorführte, meist immer anziehend und seiner Theilnahme werth gefunden. Es ist bekannt, daß *Schilling's* Erstlinge, z. B. sein *Guido von Sohnsdom*, *Clärchens* Gesandnisse u. a., zwar schon jene reiche Ader einer erfinderischen Phantasie zeigten, die ihn nie verlassen hat, so wie eine scharfe Beobachtung des Menschenherzens, eine glückliche Auffassung und kräftige Schilderung menschlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, dabey aber auch jene üppig sprudelnde Kraft, die über die Grenze des Schönen oft beleidigend hinausgeschweifete, jene Mängel der Anlage, jene Ungehörigkeiten in der Ausführung, welche auf Rechnung eines unausgebildeten Kunstverstandes kamen, jene Verirrungen einer feurigen Phantasie endlich, die erst durch höhere Weihe veredelt werden und in der sittlichen Charis eine Wächterin erhalten mußte. Es wären Sünden, worein nur die Kraft verfallen konnte. Früher — der Vf. hat es selber gefühlt, wie seine Umbildungen verra-

then — konnte eine Mutter sehr viele seiner Darstellungen nicht ohne Beforgniß auf dem Tische ihrer Tochter sehen, später hat jene Charis seine bildende Hand geleitet. Hat er von den frühern Vorzügen nichts verloren, so kommt nun zu jener Erfindsamkeit seines fruchtbaren Geistes auf die Stufe, die er jetzt erreicht hat, das Verdienst eines verständig entworfenen Plans, sichere und scharfe Charakterzeichnung, psychologische Feinheit und Tiefe in der Darlegung der Motive und die Ergebnisse gereifter Menschenbeobachtung, heitre Laune und scharfer Witz, eine lebendige und gedrängte Darstellung.

Die Schriften des Vfs., wie sie auch in der vor uns liegenden Lieferung gemischt sind, bestehen theils aus größern Romanen, theils aus kleinern Erzählungen. Scherz und Ernst wechseln in jenen, und auch darin sind sie treue Gemälde des Lebens. In den kleinen Erzählungen zeigt sich eben so oft die Kunst des Vfs., der Ton eines milden und sinnigen Ernstes anzuschlagen, der aus einem kräftigen und begabten Gemüthe heraufklingt, ohne in matte Sentimentalität zu verschwimmen, als auch die Gaben, uns komische Gebilde vorzuführen, ohne den Scherz herbeizuzerren oder gemein zu werden. Unter diesen Erzählungen finden sich unstreitig mehrere der trefflichsten Darstellungen des Vfs., die sich durch gefällige Rundung und gewinnende Anmuth der Ausführung auszeichnen, ja selbst in denjenigen, die bloß aus einigen anziehenden Situationen bestehen, ohne den Reiz einer spannenden Verwicklung, zeigt sich die glückliche Gabe des schaffenden Geistes, die sich nicht verleugnet, wenn auch der Pinsel nur flüchtige Züge auf die Leinwand wirft. Rec. hat schon angedeutet, daß bereits in der früher begonnenen Sammlung mehrere der größern Erzählungen umgearbeitet worden sind, und diese Umbildung bestand meist in einer Abkürzung der ältern Darstellungen, die der üppigen Auswüchse und der müßigen Scenen freylich viele hatten. Vergleicht man aber die vorliegende neue Ausgabe mit der zunächst vorhergegangenen Bearbeitung, so wird man überall neue Beweise der Strenge finden, die der Vf. gegen sich übt, und des gereiften Kunsturtheils, das ihn leitet. Gleich der erste Roman, womit die neue Sammlung sich eröffnet: „*Das Weib wie es ist*“, kann zum Beyspiel dienen. Die 394 Seiten der ersten Ausgabe von 1800 wurden im J. 1810 um mehr als 100 S. verkürzt, und auch jetzt fand der Vf. noch Vieles wegzuschneiden, Manches zu mildern, zarter zu verhüllen oder zu veredeln, wovon der Rec. bey genauer Vergleichung, besonders mit der zweyten Ausgabe, auf jeder Seite Beweise gefunden hat. In der ersten Ausgabe fand man in des Vfs. Emma in mehreren Stellen gewiß nur das Weib, wie es allenfalls seyn kann. Vergebens sucht man z. B. die abstoßende Scene zwischen Herold und Sophie im Wirthshause Und

Und wie gut find die unerfrenlichen Mißthöne aufgelöst, die man früher in der Scene zwischen Emma und ihrem Manne vor seiner Abreise mit der üppigen Lieblerin fand! Eben so vortheilhafte Veränderungen hat der „*Liebedienst*“ im 4ten und 5ten Theile dieser Sammlung erfahren, und Rec. freute sich, hier unter andern auch mit der eben so überflüssigen, als die Haltung des Ganzen störenden Scene (II, 63. der ersten Aufl.), wo der Vf. die lusterne Kammerjungfer in eine widrige Beziehung zu ihrem Gebieter bringt, verschont zu bleiben. Er würde aber auch die unzarten Herzensangelegenheiten der Nebenfigur Anne - Rieckchen schwerlich einer so ausführlichen Schilderung gewürdigt haben, als es noch in dieser neuen Bearbeitung (V. 127 ff.) zu lesen ist. Auch „*Launen im Bade*“ (Bd. 2.) und der Roman: Die „*Ignoranten*“, dessen ersten Theil der 10te Band vorliegender Sammlung enthält, zeigen überall die Spuren der glücklich bessernden Hand. Wir erkennen es gern an, daß die Abkürzungen, welche der Vf. in allen Erzählungen, zumal in den größern, gemacht hat, der Darstellung im Ganzen mehr Leben und Kraft geben: zuweilen mußten wir jedoch wünschen, er hätte hier eine neue Tinte aufgesetzt, dort die Farben mehr verschmolzen; besonders schienen uns in dem Roman: *der Liebedienst*, der sonst in Anlage und Ausführung so viele Vorzüge hat, die Uebergänge zuweilen zu schroff zu seyn, und der Vf. bey dem Streben, in der Anordnung seiner Parteen durch Contrasten zu wirken, die leichte Ueberflichkeit der Geschichte und den ruhigen Gang der Entwicklung zuweilen gestört zu haben. Mit Vergnügen geben wir endlich dem Vf. das gerechte Zeugniß, daß die Sorgfalt, die er immer dem Ausdrucke widmet, auch in dieser neuen Uebersetzung sichtbar ist, und daß er in einem Zeitpunkte seines schriftstellerischen Lebens, wo Andre gewöhnlich versteift und in eine handwerkthümliche Form fest gebannt sind, unfre bildsame und dem geistreichen Darsteller sich willig fügende Sprache immer geschickter und kräftiger beherrschen lernt. Bey diesen Vorzügen und diesem immer regen Streben, übersieht man nachsichtiger einige nicht zu billigende Sprachformen, die dem Vf. entschlüpfen, und nur wer streng gegen denjenigen seyn will, der gegen sich selber so löblich streng ist, wird sich wundern, während stets mit dem Dativ gefügt zu finden, oder an dem *Wisperrn* Anstoß nehmen, wo er lieber flüstern oder lispeln hörte, oder in dem bekränken eine über-

flüssige Sylbe zu finden, oder Lebende lieber erbleichen als verbleichen lassen. — Wir haben die vier größern Romane, welche die vorliegende Lieferung der neuen Sammlung enthält, bereits genannt. Die übrigen Bände füllen mehr (17) kleine Erzählungen, die früher meist unter Gesammttiteln erschienen sind. Die *Neuntöchter* — *Wie ich ward* — *Was ich ward* — *Der selige Moritz* — *Der Landstand* — werden viele Leser in dieser Auffrischung gern noch einmal genießen. Eine auszeichnende Erwähnung fordert das gefällige Aeußere dieser neuen Ausgabe, und bey diesem Vorzuge verdient der ungemein billige Preis jeder Lieferung von mehr als 120 Bogen, der bey Vorausbezahlung auf das Ganze noch ermäßigt wird, eine besondere Beachtung.

FORTSETZUNGEN.

NÜRNBERG, b. Riegel und Wiefsner in Comm.: *Regesta five Rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC*, e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta juxtaque genuinam terrarum scriptisque diversitatem in Bavarica, Alemannica et Franconica synchronistice disposita cura Caroli Henrici de Lang, sacrae coronae Bavaricae Equitis aurati. Vol. IV. Pars I. II. 1828. XII und 782 S. 4. (Siehe die Recensf. A. L. Z. 1823. Nr. 77. und Erg. Bl. 1824. Nr. 108.)

GRIMM, b. Götschen und Beyer: *Erzählungen und kleine Romane*. Von Friedrich Kind. Fünftes Bändchen. 1827. 444 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.) (Siehe die Recensf. A. L. Z. 1822. Nr. 123. Ergänz. Bl. 1823. Nr. 2. 1824. Nr. 72. und 1827. Nr. 60.)

ILMENAU, b. Voigt: *Jahrbuch der neuesten und wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen* sowohl in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Hauswirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen und ausländischen Literatur. Herausgegeben von Heinrich Lang. Vierter Jahrgang. Erfindungen vom Jahre 1823. 1828. VIII u. 800 S. 8. (geh. 2 Rthlr.) (Siehe die Recensf. A. L. Z. 1825. Nr. 207. und Ergänz. Bl. 1827. Nr. 126.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR- ZEITUNG

May 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: *Philologischer, historischer und kritischer Kommentar über die Geschichte des Begräbnisses, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu*, nach den Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas, nebst einer Beylage, von Dr. Joh. Valentin Henneberg, Pfarrer zu Eberstedt und Sonneborn im Gotha'schen. 1826. VIII u. 144 S. 8. (16 gGr.)

Der anzusehende Kommentar wurde, dem Vorworte zufolge, von dem Verf. nach denselben Grundsätzen bearbeitet, welche er bey der Herausgabe seines im Ganzen mit Beyfall aufgenommenen *Kommentars über die Leidensgeschichte* (A. L. Z. 1823. Nr. 216) befolgte. Sie sind, wie der Titel angiebt, die der grammatisch-historischen Interpretation, und wenn hier und da fast zu viel psychologische Erörterungen vorkommen, so erinnert dieß an Dr. Paulus, als dessen Schüler sich Hr. H. bekennt. So wenig nun auch im Allgemeinen gegen jene Grundsätze einzuwenden ist, und so gern wir dem Vf. auch darin Recht geben, daß bey der Bestimmung des n. t. Sprachidioms eine sorgfältige Berücksichtigung des syrischen Sprachgebrauchs, welche er häufig anzuwenden sucht, von nicht unbedeutendem Gewicht sey, so schließt dieß doch keinesweges Verschiedenheit der Ansichten über die richtige oder unrichtige Anwendung derselben aus, und in dieser Hinsicht dürfte sich an unsern Kommentare noch Manches ausstellen lassen. Auch bemerkt man ungern, daß der Vf. nicht überall Selbstständigkeit bewährt, und, obgleich er viel Belesenheit zeigt, doch nur eine geringe Ausbeute an neuen, eigenthümlichen Ansichten darbietet.

Das Ganze zerfällt in sieben Abschnitte. Nach der synoptischen Nebeneinanderstellung des Textes der drey ersten Evangelisten (der jedoch bey dem 2ten und 3ten Abschnitte fehlt) folgen kürzere oder längere allgemeine Bemerkungen entweder über das Verhältniß derselben zu einander und zu den Quellen, aus denen sie geschöpft haben sollen, wohin außer der Tradition auch schriftliche Urkunden gezählt werden, ohne daß sich jedoch eine bestimmte Erörterung darüber fände, oder über die historische Glaubwürdigkeit der gegebenen Nachrichten. Daran schließt sich die eigentliche Erklärung.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Was zuvörderst den Text betrifft, so war kritische Untersuchung und Berichtigung desselben wohl nicht des Vfs. Zweck. Jedoch finden sich zuweilen dahin gehörige Bemerkungen, die aber ohne allen Plan eingestreut und nicht gehörig begründet sind. So heist es zu Matth. 27, 8: τὸ σῶμα fehlt zwar in B, L, 1, 36 u. a., doch ist es wohl mit Recht beyzubehalten; zu Luk. 23, 53 wird zwar der Zusatz des Cod. D angeführt, aber nicht vollständig; zu v. 54 desselben Kap. wird die Lesart παρασκευῆς für richtiger erklärt, aber in den Text ist sie nicht aufgenommen und nach Gründen für jene Meinung sucht man vergebens. — Mangelhaft ist auch die Interpunktion. Matth. 27, 58 ist das Komma hinter πλάτῳ, so wie v. 59 nach ὡσὶν unnöthig. Der Vf. fühlte dieß wohl; denn er läßt es Mark. 15, 45 in gleichem Falle weg; doch steht es wieder v. 46, während es Luk 23, 53 nach αὐτό in derselben Verbindung wieder fehlt. Durchaus verwerflich ist Luk. 23, 50 — 52 interpungirt; denn aus welchem Grunde steht vor δὲ v. 51 ein Kolon und vor οὗτος v. 52 ein Komma? u. s. w. Die Sache ist keinesweges gleichgültig. Abgesehen davon, daß es auch für den Ausleger des A. T. rathlich ist, die Interpunktion möglichst zu vereinfachen und sich in dieser Hinsicht an die Grundsätze zu halten, welche in neuerer Zeit von dem trefflichen J. Bekker, namentlich bey seiner Ausgabe des Thucydides, geltend gemacht worden sind, so ist doch wenigstens Konsequenz hier unerläßliche Bedingung.

Nicht minder ungenau ist an vielen Stellen die Erklärung. Weniges möge genügen. — Bey ὅπλα zu Matth. 27, 57 heist es, das Wort bedeute im N. T., wie bey den Klassikern, die Zeit gegen Untergang der Sonne; zur Bestätigung wird unter andern Stellen Mark. 1, 32 aufgeführt, wo aber der Beysatz ὅτε ἔδν ὁ ἥλιος gerade für die andere Bedeutung: die Zeit nach Sonnenuntergang bis zum völligen Einbruch der Nacht beweist. Ueberdies lieft das Etymol. unter ὅπλα nicht ἡ ἀκολουθοῦσα sondern ἡ ἐπακολουθοῦσα ἀπὸ τῶν ἐργῶν (S. 646, 2). — μαθητεύειν soll, wie Matth. 27, 57, so auch c. 13, 52 intransitive Bedeutung haben und hier lesen wir: πᾶς γραμματεὺς μαθητευθεὶς τῇ βασιλείᾳ τῶν οὐρανῶν. — v. 59 wird λαμβάνειν durch „Hinwegbringen“ erklärt und auf Matth. 4, 6. 11, 29; Joh. 19, 38, verwiesen. Obgleich die letztere Stelle mit der obigen zum Theil parallel ist, so folgt daraus doch nicht, daß λαμβάνειν hier so viel sey als εἰλεῖν und was

was die beiden übrigen Stellen (ἐπὶ χειρῶν ἀραυῶσαι und ἄρατε τὸν ζυγὸν μου ἐφ' ὑμᾶς) beweisen sollen, sieht Rec. wenigstens nicht ein. — Bey ἤδη zu Mark. 15, 42 steht: „da schon“; als ob es diels an und für sich bedeutete! Oder sollte hier noch gelehrt werden, wie die Genitivi absoluti zu übersetzen sind? — Eben daselbst wird v. 44 εἰ durch „dafs“ erklärt und dafür Luk. 17, 2 angeführt (λοῦτε λέει αὐτῷ εἰ μύλος ὀνικὸς περικύπτει περὶ τὸν τράχηλον αὐτοῦ); aber wer sieht nicht, dafs diese Stelle von ganz anderer Art ist?

Bey Manchem hätte der Vf. sich weit kürzer fassen können; vgl. die Bemerkungen über πλοῦσιος und σῶμα zu Matth. 27, 57 und 58. Wenigstens hätte, wenn nun so ausführlich erklärt werden sollte, bey Matth. 14, 12, welche Stelle der Vf. zum Beweise dafür beybringt, dafs σῶμα s. v. a. πῶμα sey, nicht übersehen werden dürfen, dafs dort wahrscheinlich πῶμα selbst gelesen werden mufs. (Vgl. Schulz: Die Lehre vom Abendmahl, S. 91), so wie bey dem mancherley Unnöthigen, was über ὁψία beygebracht wird, *Ruhnken's* treffliche Bemerkung zu *Timaeus* S. 75 nicht erwähnt ist.

Auch sieht man nicht überall, nach welchem Principe der Vf. das entsprechende hebräische Wort vergleicht. Er scheint es ganz dem Zufalle zu überlassen; ja nicht selten werden (vgl. die Bemerkung zu Mark. 15, 45) alttestamentliche Stellen ohne allen Zweck ausgedruckt. Nur wo aus dem hebr. Sprachgebrauche für die lexikalische oder grammatische Erklärung des N. T. Etwas gewonnen werden mag, ist das Zurückgehen auf jenen fruchtbar. Dasselbe gilt für die Vergleichung des Syrischen. Hier hat uns, die zu große Ausführlichkeit abgerechnet, die Bemerkung zu ἐσχήμων bey Mark. 15, 43, dem nach dem Vf. *ܐܫܚܝܬܐ* (vgl. Apogesch. 13, 50 und Matth. 27, 57) entspricht, gefallen; weniger sagt eben daselbst die Vergleichung von *ܐܫܚܝܬܐ* mit προσδέχεσθαι zu, auf die der Vf. fust, um προσδέχεσθαι τὴν βασιλείαν τοῦ Θεοῦ zu erklären: „seine Neigung und Aufmerksamkeit auf die Lehre vom Gottesreiche hinrichten.“ Denn Matth. 11, 3 u. Luk. 7, 19 ist προσδέχομαι in der Bedeutung von προσδοκᾶν, die Hr. G. hier nicht zulassen will, gebraucht und der Zusammenhang stimmt ebenfalls dafür.

Nach dem ersten Abschnitte folgt eine etwas schwülftig abgefasste Einschaltung unter der Ueberschrift: „Rückblicke auf Joseph von Armatha;“ welche hier sehr unzuweckmäfsig erscheint.

Als Probe des zuweilen vernachlässigten Stils bemerken wir folgenden Satz (S. 31): „Hier fragt sich zuerst, ob Joseph von der Aeußerung Jesus (über die Aufferstehung) etwas gewußt habe, welche, wenn sie anders von Jesus gemacht worden ist, nach Matth. 20, 19, Luk. 18, 32 den Jüngern des engern Vereins von Jesus ganz im Geheimen ge-

macht wurde, und wurde sie gemacht, so scheinen diese sie nicht verstanden zu haben.“

Die Beylage ist ein Exkurs zu Mark. 15, 44; in welchem, mit sorgfältiger Benutzung aller nur einigermaßen dafür beyzubringenden Gründe, der nicht wirkliche, sondern nur scheinbare Tod Jesu erwiesen werden soll.

An auffallenden Druckfehlern ist kein Mangel; auch fehlt es in Hinsicht der Schreibung an Consequenz. Während im griechischen Texte die Eigennamen klein geschrieben sind, haben sie in den bey der Erklärung angeführten Stellen große Anfangsbuchstaben; bey den hebr. Wörtern sind die Lesezichen bald gesetzt, bald weggelassen; die angeführten chaldäischen Wörter und Redensarten haben bald die Vokale, bald fehlen sie. Sollte der Vf., wie er am Ende der Vorrede andeutet, einen Kommentar über die Leidensgeschichte ganz nach Johannes folgen lassen, so wird er wohl thun, sich vor solchen Ungenauigkeiten zu hüten und überhaupt mehr den Anforderungen einer strengern Kritik zu entsprechen suchen müssen. Dafs dann auch die Accente nicht fehlen dürfen, braucht Rec. wohl nicht zu erinnern.

LEITZIG, b. Hartknoch: *De Modorum usu in N. T., quaestiones grammaticae pars prima, indicativum usum explicans*. Scripsit et — publice defendit Car. Henr. Adalb. Lipsius, Grossenhennersdorf - Lufatus, Ph. Dr., LL. AA. M. et Scholae Thomanae Collaborator. 1827. 94 S. 8. (9 gGr.)

Das besondere Studium der Grammatik des N. T., sagt der Vf. in der *Einleitung*, ist zwar in den neuesten Zeiten glücklich begonnen, bedarf aber noch vieler Arbeit, um zur Vollendung zu gelangen, weil dabey ausser dem N. T. selbst auch die spätern griechischen Schriftsteller, die Apokryphen des A. und N. T., die apostolischen Väter, die hebräische und syrochaldäische Sprache, aus welcher die n. t. Schriftsteller vieles entlehnt haben, zu berücksichtigen sind. Bey seinen Untersuchungen, welche sich fast über alle Theile der Grammatik erstrecken, und deren er noch einige, z. B. über den Coniunctiv, über die Propositionen u. s. w. herausgeben wird, hat der Vf. noch nicht alle diese Hülfsmittel benutzen können, einige auch, z. B. das Hebräische, aus welchem sich für die *Modi* nichts schöpfen läßt, bey dieser ersten Untersuchung absichtlich liegen lassen, besonders aber zu den Regeln viele Beyspiele gesammelt und theils zu zeigen gesucht, wie die Sprache des N. T. von der Ausdrucksweise der Profanschriftsteller abweicht, theils in welchen merkwürdigen Punkten sie mit ihr übereintrifft. Rec. kann nicht umhin, in dieser Probelerierung einen recht fleissig gearbeiteten und brauchbaren Beytrag zur Grammatik des N. T. anzuerkennen. Die Regeln sind, grösstentheils nach *Hermann's* und *Winer's* Vorgang, deutlich

lich und nicht selten bestimmter, als bey dem letzteren vorgetragen, die einzelnen Fälle gehörig unterschieden und classificirt, die Beyspiele aus dem N. T. oft so reichlich gegeben, daß die völlige Inductionen werden, und, obwohl einige Gegenstände, z. B. das *Fut. conjunct.* im N. T., vielleicht auf immer problematisch bleiben, mit hinlänglich bestimmtem und doch nicht anmaßendem Urtheil erklärt; auch findet der Vf. nicht selten Gelegenheit, die Bemerkungen neuerer Grammatiker und Kritiker, z. B. *Fritzsche's* zu ergänzen und zu berichtigen. Wir wollen daher, nur wenige Bemerkungen einschaltend, da ausführliche Discussionen hier nicht am Orte seyn würden, kurz anzugeben suchen, was er über den Gebrauch des Indicativs lehrt.

§. 1. *Indicativ, wo ein Wunsch ausgedrückt wird.* Bekanntlich hat im Griechischen der Indicativ diese Bedeutung, wo man weiß, daß das Gewünschte nicht geschehen sey oder geschehen werde, am häufigsten *ὡς* mit der Partikel *εἴθε* und einem *infinit.*, wovon das N. T. abweicht, indem es das Augment wegläßt und *ὅτε* ohne es irgend nach Verschiedenheit der Personen und des Numerus zu verändern, als Wunschpartikel mit dem *indicat. finitus* gebraucht.

§. 2. *Indicativ in der überlegenden Frage.* An Statt des *conjunct.* steht auch im N. T. das *fut. indicat.* 1) wo man bey sich selbst überlegt; 2) wo man andere fragt, was man thun soll, wonach in mehreren Stellen die ursprüngliche Lesart herzustellen ist, besonders in der Redensart: *τί θέλεις ποιῆσαι*; 3) noch allgemeiner bey der Ungewißheit, wo die Profanschriftsteller schreiben: *οὐκ ἔχω τί ποιῶ*; vgl. Luc. XI, 6. XII, 17. Phil. I, 22 ein unleugbares *fut.*; 4) in zwey Stellen, wo *fut. indic.* an Statt des *conjunct.* ermahnend steht, 1 Tim. VI, 8. Jac. IV, 13. (Eigentlich ist es hier *optative* oder *imperative* zu nehmen, wie auch sonst im Griechischen gewöhnlich, an letzterer Stelle aber ein damit völlig zusammentreffender Hebraismus.)

§. 3. *Indicativ in der Redensart: οὐδέ τις ἐστίν, ὅς ποιεῖ.* Auch hier hat das N. T. den Indicativ mit den Profanschriftstellern gemein, doch lassen diese die Negation *μή* darauf folgen, das N. T. dagegen immer *οὐ*; daß es aber je diese Redensart mit dem *conjunct.* verbinde, ist sehr zweifelhaft und kann kaum aus Luc. VIII, 17 bewiesen werden, wo man vielmehr wird lesen müssen: *ὁ οὐ μή γνωσθῇ καὶ εἰς παντὸς ἔλθῃ*, so daß der *Conjunctiv* von *οὐ μή* herrührt.

§. 4. *Indicativ nach Zeitpartikeln.* Daß *ὅτε*, *ἐπεὶ*, *ἐπειδὴ* mit dem Indicativ stehen, ist bey den Profanschriftstellern eben so gewöhnlich, wie im N. T. Aber wider den Gebrauch der erstern hat im N. T. auch *ὅταν* den Indicativ bey sich, wie auch die spätern Griechen es gebrauchen. *ὡς* steht alenthalben mit dem *indic. praes.* in der Bedeutung: *so lange als, während*, wenn die Handlung schon in der Gegenwart vorhanden ist und sicher fort dauert; daher hätte *Fritzsche* Matth. V, 28 nicht *εἰ* in *ἡ*

verändern sollen; auch bleibt dies *praes. indic.* nach *ὡς*, *ἄχρι*, *μέχρι*, wenn das *praes.* wie im Deutschen für das *fut.* steht.

§. 5. *Indicativ in Bedingungssätzen.* Sehr oft folgt *εἰ* mit dem *indicat.* der allgemeinen Regel, daß es gesetzt wird, wo man eine Bedingung als wirklich Statt findend annimmt; die scheinbaren Ausnahmen davon sind dadurch zu erklären, daß es dabei immer auf die Ansicht des Redenden ankommt, wie Joh. XV, 20 recht deutlich zeigt. *Elmsley* hatte unrichtig behauptet, *εἰ* könne keine andere Negation, als *μή* bey sich haben und bilde mit *οὐ* immer einen Solöcismus; aber *Hermann* bemerkt richtig, *εἰ*, *οὐ* stehe da, wo die Negation dem *verbo* angehöre. So ist es auch im N. T., wo fast immer *εἰ* *οὐ* steht; (— zu den Beyspielen S. 26 gehört auch noch Luc. XVI, 11. 12, was sich S. 27 unter andre verirrt hat —) doch ist die Regel dahin auszudehnen, daß es gebraucht wird, wo ein contradictorischer Ausspruch im Satze ist, wenn sich auch die Negation nicht bloß auf das *verbum* beschränkt. Dagegen steht *εἰ* *μή* im N. T. fast nur, wo es gar nicht vermieden werden konnte, z. B. wo es *nisi* bedeutet, wo eine Opposition ist, (die jedoch durch Nachlässigkeit des Schriftstellers auch wohl *οὐ* hat,) u. s. w. *ἐάν* steht im N. T. nicht selten mit dem *indicat.*, wovon sich nur bey Griechen, die später sind, als jenes, Beyspiele finden, was sich daraus erklärt, daß die Schriftsteller des N. T. die Sprache des täglichen Lebens schrieben, aus welcher späterhin manches in die Schriftsprache überging. Betrachtet man die Bedingungspartikeln im Allgemeinen, so kommen im N. T., wie bey den Profanschriftstellern, nicht bloß Sätze vor, in welchen der Nachsatz fehlt, sondern fast eben so häufig solche, wo bey *ἐπεὶ* der fehlende Vorderatz aus dem Vorigen zu suppliren ist; und zwar zuweilen mit der Partikel *ἐάν*.

§. 6. *Indicativ nach Partikeln, welche einen Zweck anzeigen.* Nur die Partikeln *ἵνα* und *μή* kommen hier in Betracht, da im N. T. keine andern, welche einen Zweck bezeichnen, mit dem *indicat.* verbunden werden. Was nun zuvörderst *ἵνα* betrifft, so ist unleugbar, daß es mit dem *fut. indicat.* vorkommt, (worin man eben so richtig einen Hebraismus erblicken könnte, als es mit dem Griechischen der Profanschriftsteller übereinstimmt) wie wenigstens drey Stellen, in welchen keine Varianten sind (1 Cor. IX, 18. Ephes. VI, 3. Apoc. XXII, 14) beweisen. In vielen andern aber haben nicht nur die *codd.* ein *fut. conjunct.*, sondern dieses ist auch von den Kritikern und Auslegern bis auf die neueste Zeit aufgenommen worden; doch macht die Analogie des spätern Griechischen und die Beschaffenheit der Stellen im N. T. selbst und ihrer Varianten die Existenz eines *fut. conjunct.* so zweifelhaft, daß mit vielen ältern und neuern Kritikern anzunehmen seyn möchte, es sey nur von den Grammatikern und Abschreibern gebildet worden. Eine große Menge jener Stellen wird daher, auch nach *ἵνα*, ein *fut. indicat.* erhalten müssen, wenn auch bey einigen *aor. coni.*

conl. erforderlich ist. Es steht aber *iva* mit dem *fut. (indicat.)* wo die Sache als wirklich zukünftig, mit dem *coniunct.*, wo sie ohne nähere Zeitbestimmung als gegenwärtig gedacht wird; doch ist der Unterschied nicht immer genau zu halten. Die Griechen setzen *iva* mit dem *indicat. imperf.*, *plusquamperf.* und *aor.*, wo angezeigt wird, was unter einer Bedingung geschehen wäre: im N. T. steht aber da der *coniunct. der tempora perfecta*, dagegen kommt *iva* zwey Mal im N. T. mit dem *indic. praes.*, vielleicht als Idiotismus, vor. — *Mh* hat bey den Griechen, wo etwas wirklich Geschehenes, Geschehendes oder Bevorstehendes bezeichnet wird, stets den *indicat.*, insbesondere 1) wo es so viel ist als *iva mh*, wofür im N. T. *mhnote* mit dem *indicat. fut.* steht; 2) wo die *verba* des Fürchtens, der Vor-sicht u. s. w. vorhergehn, wo es im N. T. eben so ist, nur daß der *coniunct. praes.* gebraucht wird, wenn man die befürchtete Sache als gegenwärtig denkt. Ferner hat *mh* bey diesen *verbis* die *tempora perfecta* im Indicativ, wenn man sagen will, das Befürchtete sey schon eingetroffen, und das *praes. indic.* wenn man die angedeutete Sache für wahr hält, wie beides sich im N. T. findet.

§. 7. *Indicativ nach od mh*. Besonders ist hier der Unterschied des Gebrauchs vom *fut. indic.* und *aor. coniunct.* zu bemerken, welcher im N. T. fast ganz mit dem übereinkommt, was Hermann von diesen *temp.* im Altgriechischen gesagt hat. Im N. T. hat nämlich *od mh* das *fut. indic.* nach sich, wenn die verneinte Sache nicht einer unbestimmten, sondern einer schon bestimmbar Zeit des Eintreffens angehört, nur daß diese nicht, wie dort, eine entfernte zu seyn braucht; auch wird dadurch etwas in der Zukunft Dauerndes ausgedrückt; der *coniunct. aor.* steht bey unbestimmbar oder allgemeinen Zeitangaben, wo die Handlung nicht von Dauer ist. Es zeigt sich hier mithin fast kein anderer Unterschied vom griechischen Sprachgebrauche, als daß *od mh* im N. T. oft den Nachdruck: „*keinesweges*“ verliert, welchen er bey Profanschriftstellern hat.

§. 8. *Indicativ in der indirecten Rede*. Im Gebrauch desselben stimmt das N. T. mit dem Griechischen überein; doch kommt überhaupt, wie in der Volkssprache (zumal wenn sie hebraisirt,) natürlich ist, die indirecte Rede selten vor. Der Ausdruck ist doppelter Art: 1) Indicativ, wenn der Redende selbst die Sache als wahr angiebt; 2) Indicativ, welcher aus Verwechslung oder Vermischung der directen und indirecten Rede entsanden ist.

§. 9. *Indicativ bey der Partikel av*. Bekanntlich wird bey den Griechen *av* mit dem Indicativ gebraucht 1) bedingungsweise, um anzugeben, daß etwas geschähe, wenn etwas anderes geschähe, was

aber nicht geschieht; 2) ohne Bedingung, um das was der Indicativ als gewiß auslagen würde, zweifelhaft zu machen. Bey dem ersten Falle können nur *aor. imperf.* und *plusquamperf.* vorkommen, in verschiedener Zeitbestimmung, worin das N. T., obgleich es die Regel sonst beobachtet, etwas abweicht, indem z. B. *imperf.* steht wo man *aorist.* erwarten sollte. Uebrigens wird hier, wie bey den Griechen, *av* auch ausgelassen. In Hinsicht des zweyten Falles nimmt *Fräzische* nicht ganz richtig an, daß dabey immer eine Wiederholung der Handlung zu denken sey: denn darauf passen weder im Griechischen noch im N. T. alle Stellen; aber sehr häufig kommt der Fall in einem relativen Satze vor, und zwar bey verschiedenen *temporibus*, obwohl auch hier *av* ausgelassen werden kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Sonnewald: *Cölesinens Morgen- und Abendandachten*. Ein Andachtsbuch für Gebildete aller Confessionen von *Caroline B.*... geb. F.... 1827. 210 S. 12. (12 gr.)

Ein guter, klarer und innig-religiöser Geist spricht sich hier aus, und das Ganze ist zart – weiblich gehalten. Ton und Sprache geben selten Anstoß, nur ein paarmal kommen gezielte Wendungen vor. Es finden sich Morgen- und Abendbetrachtungen, zum Theil mit Gebetsausgängen für eine Frühlings-, eine Sommer-, eine Herbst-, eine Winterwoche; dann für Feste und einzelne merkwürdige Tage; auch eine Abendmahlsandacht. Meistentheils sind sie kurz und gedrängt.

NEUE AUFLAGEN.

1) LANDSHUT, b. Krüll: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluss des Handels-, Wechsel- und Seerechts*, von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geh. Hofrath und Professor zu Heidelberg. Dritte umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. In zwey Abtheilungen. 1827. XVI u. 900 S. gr. 8. (4 Rthlr.) (Siehe die Recenf. A. L. Z. 1824. Nr. 150 u. Ergänz. Bl. 1826. Nr. 31.)

2) DRESDEN, in d. Arnold. Buch.: *Anweisung zum Waldbau*, von Heinrich Cotta, Königl. Sächs. Oberforst Rath, Director der Kön. Forstakademie und der Königl. Forstvermessung, Ritter u. s. w. Vierte verbesserte Auflage. 1828. Mit 2 Kpfrtaf. XXVIII u. 413 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (Siehe die Recenf. A. L. Z. 1818. Nr. 220.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

RECHTSGELEHRTHEIT.

HEIDELBERG, b. Mohr: *Archiv für die civilistische Praxis*. Herausgegeben von Dr. E. v. Löhr, Geh. Reg. R. u. Prof. zu Gießen, Dr. C. J. A. Mittermaier, Geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg, Dr. A. Thibaut, Geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. Neunter Band. 1826. 438 u. 196 S. 8.

Diese mit Recht auch von Geschäftsmännern sehr geschätzte Zeitschrift bleibt, wie deren Inhalt er giebt, unverändert ihrer ursprünglichen Richtung getreu. Folgende Abhandlungen sind in dem vorliegenden Bande enthalten: I. *Zur Lehre von der Besitzung und insbesondere über die usucapio pro herede*. Vom Hofr. Rosshirt in Heidelberg. Ueber die *Usucapio pro herede* existiren bekanntlich drey Hauptansichten unter den Rechtsgelehrten. Nach der ersten findet die *usucapio de herede* nur zu Gunsten des wahren Erben Statt, der mit der Hinterlassenschaft eine Sache in den Besitz erhält, die nicht zur Erbschaft gehört und auch von dem Erblasser nicht befaßt wurde, so daß von diesem die Besitzung angefangen wäre. Nach der zweyten Ansicht findet der *titulus pro herede* allein dann Statt, wenn jemand im guten Glauben steht, Erbe zu seyn, und deshalb die einzelnen Erbschaftsachen in Besitz nimmt, folglich dieselben, da er nicht Erbe ist, nur durch Besitzung eigenthümlich erwerben kann. Die Vertheidiger der dritten Ansicht behaupten endlich, *pro herede usucapire* man sowohl als *wahrer Erbe* die dem Erblasser nicht zugehörigen Sachen, wie als *vermeintlicher Erbe* die dem Erblasser zugehörigen und nicht zugehörigen Sachen. Der Vf. sucht nun zu zeigen, daß diese letztere Ansicht die richtige sey; er befreit aber daneben auch die von den Anhängern derselben hinzugefügte Beschränkung, daß der wahre Erbe sich gegen den vermeintlichen immer mit der *hereditatis petitio* helfen könne. II. *Bemerkungen über die Verbindlichkeit der Vormünder, die Mündel-Capitalien verzinslich auszuleihen*. Vom Prof. Marezoll in Gießen. Vorzüglich interessant sind hier die Bemerkungen über Novell. 72. c. 6. 7. 8., deren praktische Anwendbarkeit der Vf. behauptet, und was über das dort erwähnte *laxamentum temporis* gesagt ist. Der Vf. erklärt solches dahin, daß es sehr natürlich gewesen, dem Vormunde, wenn er auf eignes Risiko und ohne Verpflichtung dazu die

Mündelgelder auf Zinsen legen sollen, irgend ein Vortheil in dieser Beziehung zuzusichern, wodurch die ohne gesetzliche Verpflichtung zum Beßen des Mündels übernommene Gefahr gewissermaßen compensirt worden sey. Dieser Vortheil habe nun wohl darin bestanden, daß, wenn der Vormund ein Jahr hindurch die Capitalien verzinslich auf eigne Gefahr und auf eignen Namen angebracht habe, er dem Mündel nur die Zinsen von 10 Monaten habe zu bezahlen gehabt, wogegen er die Zinsen von den übrigen beiden Monaten für seine Mühe und sein Risiko selbst habe behalten dürfen. III. Ueber das *Beneficium non deducta deducendi und non probata probandi*. Vom O. A. R. Spangenberg in Celle. Ausgeführt wird hier: 1) daß bey diesem *beneficio* diejenigen Fälle sorgfältig zu unterscheiden sind, bey welchen, *ihrer Natur nach*, eine Einwirkung der Desertion oder Präclusion denkbar ist, und daß bey allen solchen *Novis*, bey denen eine solche Einwirkung nicht möglich ist, auch von keinen Wirkungen der Desertion oder Präclusion die Rede seyn könne; 2) daß, den Vorschriften des jüngsten Reichsabschieds nach, auch in Fällen der ersten Art, in zweyter Instanz, ohne alle Rücksicht auf Desertion des Beweisterrains oder auf Präclusion, neue Beweismittel beygebracht und ausgeführt werden können, falls nur von dem Producenten beschworen wird, daß er dieselben in erster Instanz nicht gekannt oder bezubringen nicht nöthig erachtet habe; 3) daß jedoch die Desertion und die Präclusion allerdings jenes *beneficium* unstatthaft machen, wenn durch die Provinzialgesetzgebung eine *peremptorische* Beweisfrist, sey es ihrer Eigenschaft, oder zugleich auch ihrer Zeitdauer nach, vorgeschrieben seyn sollte. IV. Ueber das gesetzliche Pfandrecht der Kinder an dem Vermögen ihres Vaters wegen der *bona materna und materni generis*. Von Löhr. Der Vf. bestreitet die Existenz dieses Pfandrechts, indem er die *const. 8. §. 4. 5. de secundis nuptiis* und von dem durch Leo eingeführten Pfandrecht an dem Vermögen der Mutter zur Sicherheit der *lucra nuptialia* versteht, welches durch Justinian nur auf das Vermögen des Vaters ausgedehnt sey, wenn dieser zur zweyten Ehe schreitet, und zwar nicht allein, wenn die Kinder *jui juris* sind, sondern selbst alsdann, wenn sie sich noch in der *poteſtas* ihres Vaters befinden; und nicht allein zum Vortheil der Kinder, sondern auch zum Vortheil der Enkel, V. Ueber Vergleiche nach

rechtskräftigen Erkenntnissen. Vom Dr. Goldschmidt zu Frankfurt a. M. Gegen Thibaut (Bd. VIII. Nr. 12. des Archivs) wird die Gültigkeit solcher Vergleiche auszuführen gesucht; indessen spricht diese Ausführung eher für Thibaut's Ansicht, als gegen dieselbe, wie Thibaut unten in Nr. 22. sehr bündig gezeigt hat.

VI. Ueber die Verzinsung illiquider Schulden, besonders mit Rücksicht auf die Quarta Falcidia, von Thibaut. Eine durch einen sehr verwickelten Rechtsfall veranlaßte Abhandlung, welche ganz gelesen zu werden verdient, und nicht füglich eines Auszugs fähig ist.

VII. Bemerkungen aus der Lehre von den Substitutionen. Von Löhr. Zunächst über die Wirkungen der sogenannten *quasi pupillaris substitutio*. Eine Vertheidigung der von dem Vf. früher geäußerten Meinung, daß die Substitution nur für dasjenige Vermögen wirke, welches von dem Substituierenden herkomme, gegen Thibaut. Dann wird untersucht, wem quasi pupillarisch und wem pupillarisch substituirt werden könne, und gezeigt, daß das fr. 87. D. 28. 6. der Ansicht nicht entgegenstehe, nach welcher der Pupillar-Substitut des zweyten Grades berufen werden soll, wenn der Substitut des ersten Grades vor dem Pupillen hinwegfällt.

VIII. Der neue Entwurf der Civilproceßordnung des Königreichs Baiern, in prüfender Vergleichung mit der neuen Proceßordnung für das Waadland, und mit Berücksichtigung andrer neuerer Gesetzgebungen. Von Mittermaier. Eine Fortsetzung der im Bd. VIII. Nr. 17. enthaltenen Untersuchungen.

IX. Ueber die Errichtung der Servituten durch Vertrag. Vom Prof. Schmidlein zu Landshut. Gegen die von dem Vf. in seiner Inauguraldisputation ausgeführte Ansicht hatte sich Prof. Zimmermann erhoben, der Vf. dagegen an Dr. Michelsen in dem Archiv Bd. VIII. Nr. 14. einen Vertheidiger gefunden. Dessen ungeachtet hat der Vf. noch eine Selbstvertheidigung für nöthig erachtet, und gewiß mit Recht.

X. Ueber den Zweck der Donatio propter nuptias. Vom Prof. Burchardi in Kiel. Sehr scharfsinnig wird der Begriff der *donatio propter nuptias* darin gesetzt, daß sie ein von Seiten des Bräutigams oder Ehemanns, oder eines Andern für ihn, zu dem Zwecke ausgesetzter Vermögenstheil sey, daß die Frau, wenn die Ehe durch den Tod des Mannes getrennt wird und Kinder vorhanden sind, den *Ususfructus* oder *Quasiusfructus* daraus erhalte. Sie ist also eine bedingte Schenkung eines *Ususfructus* und gehört in gewissem Sinne auch zu den Schenkungen auf den Todesfall, von denen sie sich jedoch durch die Unwiederruflichkeit unterscheidet. Bey dieser Begriffsbestimmung kann es nun nicht als etwas Seltsames und Unbegreifliches erscheinen, daß, so lange der Mann lebt, die Frau (einige besondere Fälle ausgenommen) nichts von der *donatio propter nuptias* bekommt; denn, weder während der Ehe, noch im Fall der Scheidung, noch bey dem Tode der Frau tritt je die eigentliche Bedingung dieser Schenkung ein. Zugleich findet dadurch das Justiz-

nianische Veräußerungsverbot der *praedia propter nuptias donata*, seine einfache Erklärung.

XI. Beitrag zur Begründung eines allgemeinen Grundsatzes für die Berechnung der Appellationssumme nach gemeinem deutschen Proceßrechte, und Anwendung desselben auf die Frage: in wiefern der Proceßkosten wegen Rechtsmittel zulässig sind. Vom Prof. Linde zu Gießen. Für das gemeine deutsche Proceßrecht wird folgender Grundsatz aufgestellt: „Die Größe der Appellationssumme ist immer aus den Proceßordnungen der einzelnen Länder, die Grundsätze für deren Berechnung aber sind nur dann aus den Reichsgesetzen zu entnehmen, wenn die Landesgesetze darüber nichts Anderes festgesetzt haben. Mithin ist auch nur dann die Appellation wegen der Proceßkosten allein gestattet, wenn solches die Landesgesetze erlauben.“

XII. Ueber die Verpfändung einer fremden Sache. Von Meyer (Vf. des scharfsinnigen Commentars über das neue Württembergische Pfandgesetz. Stuttgart 1825.) in Stuttgart. Die Verpfändung einer fremden Sache, welche weder ausdrücklich auf den Fall des Erwerbs bedingt wird, noch stillschweigend durch ihre Allgemeinheit eine solche Bedingung enthält, ist ungültig, obgleich die Gesetze nicht verlangen, daß die verpfändete Sache dem Verpfänder als strenges Eigenthum gehöre, und sogar eine mit der *Actio Publiciana* gleichetzte *bonae fidei possessio* für hinreichend erklären, um dem Pfandrechte, den Befugnissen des Verpfänders gemäß, Kraft zu verleihen. Erlangt der Verpfänder nachher das Eigenthum der Sache, so gelangt das Pfandrecht selbst dadurch zur Kraft; jedoch namentlich gegen dritte Berechtigte und durch eine Einrede, nämlich die *exceptio doli*, die ihm der Pfandberechtigte in gutem Glauben, d. h. derjenige, welcher, ohne die Eigenschaft der Sache zu kennen, ein Pfandrecht zu erlangen glaubte, entgegengesetzt kann. War er nicht in gutem Glauben, oder ist im Besitz der Sache, so steht ihm bloß die Retention zu. Aus diesen Grundsätzen werden verschiedne hier einschlagende Fragen erörtert, und zugleich in fr. 41. *de pign. act.* verschiedne Lesarten vorgeschlagen, um diese mit dem ausgeführten System in Einklang zu bringen.

XIII. Einige Bemerkungen über das Nachbarrecht. Vom O. A. R. Spangenberg. Aus fr. 8. *si servitus vindic.* wird folgende Theorie abgeleitet: Jeder kann auf seinem Grundstücke vornehmen, was ihm beliebt, nur mit der Einschränkung, daß er nichts auf das fremde Grundstück *immittiren* darf, was dasselbe oder die Bewohner desselben belästigt. Als Belästigung zur Begründung eines Klagerichts ableiten jener Bewohner kann aber das nicht angesehen werden, was die Folge der gewöhnlichen Benutzung (des gewöhnlichen Lebens) ist; wohl aber, was die Folge einer *aussergewöhnlichen* Benutzung (der Errichtung von Apparaten zu besondern Zwecken) ist, und eine solche Belästigung der letztern Art muß sich der Eigenthümer des fremden Grundstücks nur dann gefallen lassen, wenn sein

sein Gegner hierzu eine Servitut erworben hat. Als *aufsergewöhnliche* Belästigung für den Eigenthümer sind aber alle widrigen Ausflüsse zu betrachten, welche aus der Betreibung eines *besondern Gewerbes* durch den Nachbar entstehen, obgleich sie an und für sich nur *gewöhnliche* Folgen dieses Gewerbes sind. Immer muß jedoch das Immittirte etwas Körperliches seyn; denn, wenn durch die Folgen des Gewerbes des Nachbarn nur die Sinne, wie z. B. Gesicht, Gehör, Geruch afficirt werden, ohne daß man sagen kann, es werde dadurch etwas Körperliches dem fremden Grundstück oder dessen Besitzer zugeführt, so kann die Abhülfe dieser Unbequemlichkeiten nicht gerichtlich, sondern höchstens nur in dazu geeigneten Fällen, durch Anrufung der Polizey bewirkt werden. XIV. Das neue Schwarzburg-Sondershausische Gesetz über das Verfahren in geringfügigen bürgerlichen Rechtsfachen. Mit (sehr treffenden) Bemerkungen von Mittermaier. XV. Ueber das sogenannte *testamentum rusticorum*. Vom Prof. Marexoll. Es sind besonders drey Punkte, worüber man streitet, nämlich: für welche Personen das Privilegium bestimmt ist? worin eigentlich das Privilegium bestehe? und: wer bey entstehenden Streitigkeiten über die Statthastigkeit dieser privilegierten Testamentsform den Beweis zu führen habe? Der Vf. sucht nun zu zeigen: 1) daß nicht der Stand oder das Gewerbe, sondern lediglich der Aufenthalt auf dem Lande, außer den Städten, also *der Ort*, wo testirt wird, allein zu berückichtigen sey; 2) daß zunächst diejenigen Formen, welche die *Ortsgewohnheit* mit sich bringt, die hier als Gesetz gelten soll, mögen sie mit den gemeinrechtlichen zusammenstreffen, oder davon abweichen, beobachtet werden müssen. Außer diesen Formen gehöre außerdem zur Gültigkeit des Testaments, auch wo die Ortsgewohnheit es nicht mit sich bringe, daß die zuzuziehenden Zeugen zum Zeugnisse ausdrücklich berufen seyen, daß regelmäßig sieben Zeugen zugezogen werden sollen, indessen, wenn nicht so viele aufzutreiben sind, weniger, jedoch nicht unter fünf (so daß also, wenn sechs aufzutreiben sind, fünf nicht hinreichen), und daß diese Zeugen schreibkundig seyn und unterschreiben müssen, und wenn nicht sieben schreibkundige Personen vorhanden seyn sollten, die schreibkundigen für die schreibkundigen, in Gegenwart derselben, unterschreiben sollen; 3) daß der eingesetzte Erbe nicht nur zu beweisen habe, daß der auf dem Lande testirende Erblasser die *Consuetudo loci* beobachtet habe, sondern auch, daß neben der Ortsgewohnheit auch den Vorschriften des gemeinen Rechts, wie sie Justinian für die *rustici* aufstellt, genügt sey. XVI. Ueber den Beweis der Eigenthumsklage. Vom Criminalgerichtsassessor Henjchel zu Dermbach. Der Vindicant beweist, nach der hier vorgetragenen Theorie, im Allgemeinen nur seinen gerechten Erwerbstitel, und in Gemäßheit dessen legitimen gehabten Besitz (*traditionem rei ex justa causa*). Der Beweis dieses Be-

sitzes selbst kann ihm bey der Vindication eines Legats und in dem Fällen nicht zugemuthet werden, wo der publicianische Kläger davon frey war. Steht dem Vindicanten ein ebenfalls mit gerechtem Titel erworbener, folglich als Eigenthum qualifizirter Besitz entgegen, so kann er nur dann obliegen, wenn er der vom Gegner eigenthümlich erworbenen Sache *replicando* einen rechtlichen Fehler in Beziehung auf sein, des Vindicanten früheres Eigenthum nachweist, nämlich: daß die fragliche Sache zur Zeit, wo der Vindicant sie als Eigenthum besaß, von einem Dritten *mala fide* veräußert wurde, und in Folge dessen auf den Beklagten oder nunmehrigen Contravindicanten kam. Hiergegen kann sich der Beklagte oder Contravindicant schützen: 1) mit der *exceptio* oder *duplica rei venditae et traditae*, wenn die Sache nach der Veräußerung im bösen Glauben wieder an ihren ersten Herrn, und dann *ex justa causa traditionis* wieder an den Beklagten gekommen war; 2) mit der Präscription von 3, 10, 20 oder 30 Jahren, je nachdem der Vindicant von seinem damaligen Eigenthum und der Entfremdung seiner Sache unterrichtet war, oder nicht; 3) mit dem Privilegium des Fiscus, wenn er von diesem erworben hatte. Dem Vindicanten selbst könnte die Präscription nur dann ein Vorrecht geben, wenn der Beklagte, als Contravindicant, gegen ihn ein *vitium dominii* nachzuweisen unternähme, was aber meistens ganz überflüssig seyn dürfte, da jenen schon sein simpler Titel schützt, indem das durch Präscription erworbene oder besessene Eigenthum ebenso wenig, wie das vom Auctor erworbene, einen besondern Vorzug des Angriffs gewährt. Will der Vindicant ebenso, wie bey der *hereditatis petitio qualificata* geschieht, seine Replik, daß das Eigenthum des Beklagten in Beziehung auf den Kläger fehlerhaft sey, antioipiren, so steht ihm dieses natürlich frey; jedoch gehört diese Qualifikation nicht zum Wesen der Eigenthumsklage im Allgemeinen, sondern sie ist an sich bloß Replik oder Schutzbehauptung gegen die Contravindication. XVII. Ueber die herzoglich Nassauische Untergerichtsordnung vom 13ten Dec. 1825. XVIII. Gehen die Erben des nach der Delation aber vor der Acquisition verstorbenen Legatars dem Substituten vor, oder nicht? An einem Rechtsfall erläutert vom O. A. R. Zimmern in Jena. Der Vf. giebt den Erben des Legatars den Vorzug. XIX. Steht dem Pfandschuldner das *beneficium excussionis reale* zu, wenn er seinem Gläubiger neben der Generalhypothek eine *specielle* bestellte? Vom Dr. Hepp in Heidelberg. Der Vf. sucht sehr gelehrt auszuführen, daß die *conat. 9. de distract. pignori* auf das Bestimmteste den Satz ausspreche, daß der Pfandschuldner, wenn er mit der hypothekarischen Klage aus der Generalhypothek belangt wird, das sogenannte *beneficium* oder die *exceptio excussionis realis* habe. XX. Ueber fr. 3. §. 7. *de adim. legat.* Von Demselben. Der Widerspruch dieser Stelle mit fr. 10. pr. *de reb. dub.*, so wie erstere in der Florentina lau-

lautet, wird dadurch gelöst, daß der Vf. hinter *dicemus* ein Fragezeichen zu setzen vorschlägt. **XXI. Beiträge zur Lehre von dem Editionseide.** Von *Mittermaier*. Auf überzeugende Art wird dargethan: 1) daß, wenn ein *Decret pure*, ohne des Editionseides Erwähnung zu thun, auf Editionsspflicht erkennt, der Pflichtige noch immer befugt sey, den Editionseid zu leisten, so daß man annehmen müsse, in jedem solchen auf Edition erkennenden *Decrete* liege stillschweigend die Alternative für den zur Edition schuldig Erkannten, entweder zu ediren, oder den Editionseid zu schwören; 2) daß ein Beamter, einem amtlichen Verding, daß das Actenr mit Beziehung auf ihn aber mit einem be-, schuldig sey. **XXII. richtskräftige Urtheile.** Nr. 6. **XXIII. Ueber einer im Proceß be-**

L. R. Spangenberg in Gültigkeit dieses Ver-, schäft. Vom Dr. Böh- neuerlich aufgekom- vertrag, vermöge des- nt verbindlich macht, ch dessen Wahl, wel-

che derselbe ihm jedoch an einem bestimmten Tage zu eröffnen hat, entweder eine gewisse Anzahl von Staatspapieren zu einem im Voraus festgesetzten Preise abzuliefern, oder aber eine gleiche Menge von ebendenselben zu einem ebenfalls verabredeten, jedoch höhern Preise zu beziehen. Derjenige, welcher sich zu erklären hat, ob er die Staatspapiere abliefern oder beziehen wolle, heißt der *Wähler*, der andre Contrahent hingegen, welcher sich die Wahl gefallen lassen muß, wird der *Steller* genannt. Die ganze musterhafte Abhandlung dient zur Ergänzung des Beilagehefts zum 8ten Bande (*Bender* über den Verkehr mit Staatspapieren). **XXVII. Bemerkungen über Lieferungs- geschäfte in Staatspapieren.** Vom Prof. *Seuffert* in Würzburg. Auch einige treffliche Bemerkungen über einen gegenwärtig so viel besprochenen Gegenstand. — Diesem Bande ist gleichfalls ein mit besondern Seitenzahlen versehenes Beilageheft beygegeben, welches eine sehr gründlich bearbeitete Abhandlung des Hn. Prof. *Vollgraff* in Marburg enthält und betitelt ist: *Revision verschiedener deutsch-rechtlichen Theorien, namentlich über die Persönlichkeit fast aller deutschen Rechte, über die eigentliche Bedeutung der Gewehr, über Besitz, Eigen, Lehn, Leihe, Zins-, gut, Pacht und Regalität, insonderheit aber über*

den eigentlichen juristischen Charakter der sogenannten Reallasten. Allerdings verdient diese Abhandlung eine sorgfame Prüfung, welche aber nicht für die engen Grenzen dieser A. L. Z. gehören kann; ausgehoben möge hier nur werden, daß der Vf. nur zwey Gattungen von wirklichen Reallasten, d. h. wo die Grundstücke selbst als Verpflichtungsobjecte erscheinen, anerkennt, nämlich die *Deichlasten* deichpflichtiger Ländereyen und diejenigen *Realservituten*, welche ganz nach römischem Rechte zu beurtheilen sind, d. h. wo Grundstücke Subjects gewisser Rechte und Pflichten sind, oder wo einem Grundstücke an einem andern Grundstücke ein Recht zusteht.

NEUE AUFLAGEN.

HELMSTEDT, in d. Fleckeisen. Buchh.: *Lehrbuch der polizeylich-gerichtlichen Chemie*, von *Wilhelm Hermann Georg Remer*, der A. K. und W. W. Doctor, Königl. Preuss. Medicinalrath und erstem ordentl. Professor der Medicin zu Breslau u. s. w. Zwey Bände. Dritte, vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. 1827. zusammen XVIII und 834 S. gr. 8. (4 Rthlr.) (Siehe die Recens. Ergänz. Bl. 1813. Nr. 108.)

BRUNN, b. Amelang: *Gemeinnütziges Wörterbuch zur richtigen Verdeutschung und vollständigen Erklärung der in unserer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke.* Für deutsche Geschäftsmänner, gebildete Frauenzimmer und Jünglinge bearbeitet von *Joh. Chr. Vollbeding*. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1828. 586. S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.) (Siehe die Recens. Ergänz. Bl. 1818. Nr. 64.)

Ebenda., b. Hays: *Chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte* (von 1789 bis Ende 1827). Nebst einer Uebersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der ältern, mittlern und neuern Geschichte. Herausgegeben von *Karl Stein*, Königl. Preuss. Hofrath und Professor. Vierte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1828. XIV u. 420 S. 16. (1 Rthlr. 8 gGr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1811. Nr. 83.)

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhne: *Cornelius Nepos de Vita excellentium Imperatorum*. Mit Anmerkungen von *Joh. Heinrich Bremi*. Vierte, berichtigte Ausgabe für Schulen. 1827. XXVIII u. 428 S. gr. 8. (1 Rthlr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1800. Nr. 132.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Kummer: *Grundsätze der allgemeinen Diätetik*. Zu akademischen Vorlesungen entworfen von C. L. Klose, außerordentl. Professor der Arzneywissenschaft zu Breslau u. s. w. 1825. XXIV u. 325 S. gr. 8. (1 Rthl. 20 gGr.)

Nach dem Vf. ist Diätetik die Lehre von allen denjenigen Verhältnissen und Bedingungen, unter welchen die Einflüsse, denen der Organismus, und vorzüglich der menschliche, während des Lebens unterworfen werden kann, (mit Ausnahme der Arzneymittel und chirurgischen Heilkörper) sich vortheilhaft für ihn in Betreff seiner Gesundheit bewähren. [d. i. kürzer: die Lehre von den günstig auf die Gesundheit einwirkenden Einflüssen (mit Ausnahme der Heilkörper und chirurgischen Heilmittel) ist Diätetik.] Sie zerfällt in die Gesundheits-erhaltungskunde (*hygiene*), in die Kunst Krankheiten vorzubeugen (*prophylaxis*), und in die Kunst Krankheiten durch sie zu heilen (*diatitotherapy*). [Die Definition des Vfs. erscheint uns zu weit, da nach ihr auch die Therapie und Chirurgie offenbar zur Diätetik gehören, welche nur als selbstständig entwickelte Zweige derselben anzusehen wären. Sprachgebräuchlicher, wortgemäßer und auch logischer erscheint uns der Begriff der Diätetik nach Feiler, von Büttner und Conradi als bloße *hygiene*, wo dann nur der gesunde Mensch als Gegenstand der Diätetik angesprochen wird, während *prophylaxis* und *diatitotherapy* der Pathologie und Therapie verbleiben. Beyläufig bemerken wir hier, daß wir nicht ganz in die mehrmaligen Klagen des Vfs. über den jetzigen Verfall der Diätetik mit einstimmen können, indem sie bey ihrer jetzigen größern Einfachheit nicht so umständlich, und bey der schnellern und sicherern Therapie der meisten acuten Krankheiten nicht so wichtig erscheint, als früherhin, da die diätetischen Mittel durch pharmaceutische gewöhnlich leicht zu ersetzen sind und nur einen mehr negativen Werth haben.] Quellen der Diätetik. Differenz zwischen ihr und der Aetiologie: letztere ist theoretisch, jene praktisch; die allgemeine Therapie lehrt Krankheitsgattungen heilen, wozu Diätetik und *materia medica* die Mittel liefern. Nutzen und Werth. Geschichte: sie zerfällt in 5 Perioden; die erste geht bis auf Hippokrates, die 2te bis auf Galen, die 3te bis zur Salernitanischen Schule, die 4te bis auf Sanctorius, in der 5ten leben

wir von da ab. Literatur; [S. hin bey den einzelnen Abschnitten] nützlich; doch vermessen wir ginnelle hierher gehörige Schreits-Katechismus und Jeandingungen, wenn Einflüsse heHeilsame Einflüsse. I. Cdie Uebung desselben darf beyringen Anlagen nur gering; mehr sinnliche Gegenstände e sene ihr Urtheil schärfen. F nismäßig das Gemüth mehr bilden. Bey Schwärmerey ; standes. Bey reizbarem Nervensystem und schwächlichem, unentwickeltem Körper müssen die Geistes-thätigkeiten gemindert, im umgekehrten Falle gehoben werden. B. Gemüth: Leidenschaften sind immer nachtheilig, nur bey Phlegmatischen ist zuweilen stärkere Gemüthsaufregung heilsam; absichtlich herbeygeführte Leidenschaften passen in der Therapie nur bey Nervenkrankheiten und Blutflüssen unter gehöriger Vorsicht. C. Der Wille: muß rein und feil seyn. Sinnenthätigkeit: in Kachexien muß sie erhöht, bey Nervenreizbarkeit beschränkt werden. [Der ganze Abschnitt über die geistigen Einflüsse ist vom Vf., nach unsrer Meinung, zu allgemein abgehandelt worden; es wäre zweckmäßig gewesen, die verschiedenen geistigen Beschäftigungen, in sofern sie auf alle oder doch auf viele Menschen anwendbar sind, speciell aufzuführen, z. B. die gesellschaftliche Unterhaltung, das Reisen, das Lesen, das Schauspiel, leichte mechanische Beschäftigungen u. a. ähnliche geistige Erholungen. Eine große Menge solcher zweckmäßigen Materialien hätten die Erschöpfung in bloßen Formen verhindert.]

II. Körperliche. A. Atmospäre. 1) Die Luft: Reine, oft erneute Luft nützt Gesunden und allen Kranken; in Kachexien paßt sauerstoffreiche, bey großer Irritabilität der Athmungsorgane sauerstoffarme Luft. Irrespirables Gas. Stickstoffgas; kohlenlaures Gas; oxydirtes Stickgas; Wasserstoffgas; gekochtes, geschwefeltes Wasserstoffgas; letzteres soll in der Lungenschwindfucht nützen. Mephitische Gase; Kuhliall-Luft, Erddunst. Die gasförmige Salzsäure und oxydirte Salzsäure dienen als Räucherung bey Contagien. [Die Salzsäure gehört nicht in die Diätetik, auch die übrigen Gase größtentheils nicht; die Chlorine durfte aber, da sie jetzt als einfacher Stoff überall anerkannt ist, nicht mehr als oxydirte Salzsäure aufgeführt werden.] Feuchtigkeit

der Luft; Schwere derselben. Winde. 2) Die Atmosphären. Wärme; warme Bäder: sollen bey Asphyxie nützlich seyn; [ihre große Heilsamkeit bey eingeklemmten Brüchen ist nicht aufgeführt]. Kaltes Wasser [dessen Wirkksamkeit, vorzüglich als Eis, bey Puerperalfieber und Magenentzündung innerlich gereicht; äußerlich als Umschläge bey Blutungen; die kalten *douche* auf die Magengegend oder das Rückgrad bey den stärksten Nervenzufällen, sind vom Vf. nicht mit aufgeführt]. Man bade Vormittags [doch warte man, der Ausdünstung wegen,

em Aufstehen; überbewege sich viel in je man häufig heraus, hineinzugehen; die e frottiren]. Licht. ich nicht, diess zeigt die Natur den Mondgebornen ist mäsiges *fjander* durch den hat). Elektrizität.

r. 1) Bewegung des dem Sonnengeflecht gewöhnlich Nachts
2) Klima: warmes

paßt für Reproductions-, kaltes für Nervenkrankheiten; Bergklima für träge, flaches für indifferente, tiefes für reizbare Subjecte. Erzeugnisse der Erde. 1) Der 3 Naturreiche: a) Nahrungsmittel. Menge: Kinder und Greise müssen mehr flüssige, Männer mehr feste Nahrung genießen. Bey Mißbildung der Brust und des Bauchs, bey Vollblütigkeit, Nervenreizbarkeit, zu starker Ernährung, Anlage zu Dyscrasieen paßt wenig Nahrung. Flüssige Nahrungsmittel sind nur bey der Wassersucht zu untersagen [im Allgemeinen auch nicht, denn man findet fast immer trockne, braungelbe Zunge und starken Durst; sichere Zeichen von der Zündlichkeit der Krankheit, nur in sehr geschwächten Körpern, und scheinbar ist die Schwäche um so größer, da das angehäuften Wasser alle Thätigkeiten darniederdrückt. Auch beweist die Erfahrung sehr häufig, daß vieles Trinken Wassersüchtige herstellt, indem völlige Genesung derselben durch vieles Fliedertee-, Salveythee-, (Peterli- und Wacholderthee gar nicht einmal gerechnet) Buttermilchtrinken, vieles Obsteffen u. dergl. Dinge mehr, sehr häufig erfolgt]. Zunge und Gekröse rechnet der Vf. nicht zu den Fleischspeisen. Auch Kindern sind Fleischspeisen nicht nachtheilig. Fleischspeisen bey dem Wechselfieber werden untersagt [ist nur so lange erforderlich, als der *Status gastricus* da ist, meist also nur in den ersten 8 Tagen; später können sie sogar nützen]. Butter paßt bey Neigung zu Verstopfung als Frühstück. Wildes Geflügel: ist reizend und leicht verdaulich; am leichtesten die Hühnerartigen, dann die Schnepfenartigen; am schwersten verdaulich sind die Wasservögel. [Der Schnepfendreck besteht aus lauter Bandwürmern, mit welchen die Eingeweide dieses Vogels wie vollgestopft sind; der eigentliche Schnepfenmist ist weder gebrauchbar, noch anderweitig zubereitet eine Delicatesse.]

Die Amphibien sind ohne Gallerte und Fett [mehrere wirken stark auf den Schweiß.] Fische. Insecten: Krebse. Würmer. [Der Honig befördert den Stuhlgang; der beste kommt von den Lindenblüthen, vorzüglich wenn die Bäume auf Bergen stehen.] Vegetabilische Kost. [Das Buchweizenmehl ist sehr leicht verdaulich, und die Grütze ist eins der besten Mittel bey der Hungerkur.] Kartoffeln; [ihre Ernährungsfähigkeit stellt der des Roggens nicht gleich, sondern verhält sich nur wie 2:5; übrigens sind sie bey gehöriger Reife, vorzüglich wenn sie auf Sandboden gezogen wurden, leicht verdaulich, und belästigen den Magen und die Eingeweide nur durch ihre Masse und den vielen Koth, den sie geben.] Möhren; [ihr Brey und ausgepreßter Saft wird bey Krebsgeschwüren angewendet.] Rosinen; [ihre Haut ist schwer verdaulich und blähend.] Eine Pomeranze mit der Rinde vor dem Anfall genommen, heilt das Wechselfieber; [diese Heilungsweise ist roh empirisch.] Kürbisse [enthalten viel Zuckerstoff]. Bey dem Obste hat der Vf. die sogenannten Obilcuren (Trauben-, Kirschen-, Erdbeeren-, Johannisbeeren- u. f. w.) nicht mit aufgeführt, welche bey schlanken, reizbaren Jünglingen oft von großem Nutzen sind.] Wasser; [auch die neuerlich von *Cadet de Peaux* empfohlne Wassercur, die oft sehr heilsam wirkt, ist nicht angegeben.] Essig; [er löst den Faserstoff des Bluts durchaus nicht auf. Auch wirkt er, nach *Orfila*, bey Vergiftungen durch *Opium* und andere *narcotica* nachtheilig.] S. 264. 265 sagt der Vf.: man zieht (zur Bereitung der Liqueure) den Weingeist über Pflanzensäfte, z. B. Himbeeren-; [dies ist falsch, man mischt sie bloß zusammen.] Kaffee; [sein Nutzen, den Durst mehr als jedes andere Getränk zu stillen, ist nicht angegeben. Bey Vergiftungen durch Weingeist ist ein starkes Decoct, innerlich und in Klystiren beygebracht, das einzige, direct wirkende Gegengift.] Thee; [ist fetten, vollfastigen Subjecten mit venösen Blutanhäufungen nachtheilig; er erhält zwar munter, beruhigt aber nicht, wie der Kaffee.] Chocolate; [sie wirkt am besten im Winter bey strenger Kälte, da sie gleichzeitig stark erwärmt und nährt.] Ein Glas Wasser Morgens ist zwecklos; [bey heissem Blute im Jünglingsalter und vielem Sitzen oft sehr heilsam.] Ueber Mahlzeiten [läßt sich noch hinzufügen: eine Mahlzeit muß mindestens eine halbe Stunde dauern; das Kauen erhält die Zähne und befördert die Verdauung; heißes Essen und Trinken schadet immer, die natürliche Temperatur ist milchwarm oder kalt; für alte, zahnlose Subjecte passen Breye; zu vieles Trinken während des Essens verdünnt die Speisen zu sehr; bey dem Essen muß man sich nicht durch Lesen oder andere geistige Geschäfte abziehen lassen.] Kleidung; am besten ist linnene; [kann für unser Klima und für die jetzigen Windjahre, wo man fast überall nur Rheumatismen sieht, nicht zugegeben werden.] Wohnung. [Mit Unrecht werden Windöfen empfohlen, da sie zu schnell heiß und kalt werden. Des Schlafzimmers wird nicht gedacht.] Athmen. Bey Schlaf des Mannes; [wird

er überhaupt nicht ausgeübt, so vertrocknet der Körper in sich (gilt auch vom Weibe); wird er plötzlich nicht mehr ausgeübt, so entstehen alle Symptome einer Retention, gewöhnlich sehr starkes Kopfweg oder Lungenauswurf, beide gewöhnlich nur durch den Bey Schlaf heilbar. Als Nervenreiz und Nervenberuhigung ist der Bey Schlaf unersetzbar, obgleich man in neuern Zeiten nur die nachtheiligen Folgen des zu häufigen Bey Schlafs zu kennen scheint.] Schwangere sollten sich des Bey Schlafs enthalten; [Wigand hat den großen Nutzen des Bey Schlafs für Schwangere gezeigt.] Reiten; [paßt vorzüglich für Starkknochige, reizlose, asthmatische Männer].

Was die Schrift im Allgemeinen betrifft, so entspricht sie ihrem Zwecke, ein Leitfaden für akademische Vorlesungen zu seyn, gewiss größtentheils, da sie die Gegenstände der Diätetik sehr gut geordnet ziemlich vollständig vorträgt, ohne den Lehrer in seinen Erläuterungen zu beschränken. Dessen ungeachtet hätten wir manche Abschnitte vollständiger gewünscht, damit sie nicht als bloße Abtheilungen daständen; auch eine genauere Diätetik der verschiednen Altersstufen, vorzüglich des heissen, reizbaren und Jünglingsalters wäre zweckmäfsig gewesen. Die mehrmaligen Druckfehler: Erathismus, Phranitis, Amaurosa sind störend; auch steht S. 205 *Mytilus edilis* für *Mytilus edulis*; ebenda *dactylus pholas* für *Pholas Dactylus* [der Bohrwurm]; S. 221. Reizger für Reizker; S. 222. Esdragon für Esdragon und Porri für Porré; S. 237. Rusch für Ruysch. Recht viel Zweckmäfsiges über Diätetik überhaupt hätte der Vf. aus Ritter's Aufsätzen im Russ'schen Magazin (Band 9. Heft 1. Bd. 10. Heft 2. und Bd. 14. Heft 2.) entnehmen können.

R. H.

NUMISMATIK.

PARIS, b. Renouard: *Recherches historiques et géographiques sur les Médailles des Nomes ou Prefectures de l'Egypte*, par J. F. Töchon d'Annecy, Chev. de la Légion d'honneur, Membre de l'Institut royal de France (Académie des Inscriptions et belles-lettres) de l'Académie des Sciences de Turin etc. 1822. 4. Mit dem lithogr. Bilde des Verfassers.

Der Werth, welchen die vorliegenden *Recherches hist. et géographiques* für die Numismatik oder Nomen-Münzen haben, ist so allgemein und bedeutend, daß eine nähere Anzeige und Auseinandersetzung derselben den Numismatikern nicht unwillkommen erscheinen dürfte, so schwer auch den Rec. der Vorwurf der Saumseligkeit treffen kann. —

Ohne einen weitem Blick in das Innere des Werks zu thun, bürgen uns schon die Worte: „*de l'imprimerie royale*“ dessen Gediegenheit, indem, wie bekannt ist, nur durch ihren wahren Werth ausgezeichneten Werken dieser Vorzug zu Theil wird.

Wenn es immer für die Wissenschaften ein grosser Verlust ist, wenn Männer, die sich in irgend

einem Zweige derselben ganz vorzüglich durch Talente und unermüdete Thätigkeit hervorgethan haben, nach einer Reihe von Jahren ihr gemeinnütziges Leben schliessen: um so empfindlicher muß der Verlust seyn, wenn Männer in der Blüthe ihres Alters, in dem Augenblicke, wo die Wissenschaft so viele und so wichtige Dienste von ihnen zu erwarten das Recht hat, — wenn sie in der Mitte eines erfolgreichen Wirkens uns durch den Tod entrissen werden. Einen solchen Verlust hat die literarische Welt, haben zunächst die Numismatiker zu beklagen in dem zu früh gestorbenen Verfasser des vorliegenden Werks, welches zwar noch von ihm ganz vollendet und revidirt, durch Hn. St. Martin aber, dem wir auch einige Notizen über des Autors Leben verdanken, der Welt übergeben worden ist.

Töchon sammelte selbst nicht nur Münzen, sondern auch verschiedene andere Gegenstände des Alterthums, und legte hiermit den Grund zu seiner berühmten Münz- und Antiken-Sammlung, welche bis an sein Ende der allgemeine Versammlungsort aller fremden und eingebornen Gelehrten blieb. — Er bearbeitete in dem vorliegenden Werke ein ganz besonderes Feld der Numismatik nicht nur mit Glück in seinen gelehrten Untersuchungen, sondern auch mit einer Klarheit und Ueberzeugung, die selten in Werken dieser Art seines Gleichen finden möchte.

Die ausgebreiteten archäologischen Kenntnisse des Vfs., der Besitz einer eignen Münzsammlung, die eben in dem Fache, dessen kritische Bearbeitung er sich vorgenommen, so reich ist, das Mitwirken endlich auswärtiger Numismatiker liessen in voraus auf etwas Vollkommenes schliessen.

Fast alle europäischen Münzsammlungen schickten Abdrücke ihrer Nomen-Münzen an Töchon zu Paris. Er benutzte sie, theils die unedirten von ihnen durch Abbildung und Beschreibung bekannt zu machen, theils zum Vergleiche mit und unter einander, um viele schlecht conservirte Bilder herzustellen, mangelhafte Inschriften zu ergänzen und besser lesen zu können. — Hierin ging der Vf. mit einer solchen Umsicht und Bescheidenheit zu Werke, daß wir seinen Forschungen die überraschendsten Resultate verdanken.

Ueber das Wesen der Nomen-Münzen, ihre Unterscheidungszeichen von den griechischen und römischen Königs- und Kaifermünzen giebt uns der Vf. gleich im Eingange seiner *Recherches* die nöthigsten Erläuterungen, und nachdem er den Nutzen, welchen diese Classe von Münzen besonders für die Geographie Aegyptens einleuchtend gemacht, verbreitet er sich über die Zahl der *Nomi*, die so verschiednen, wie ihre Namen von den Classikern angegeben werden. — Plinius z. B. giebt uns einen *Nomos*, der *Ombites* heisst, den wir aber in Ptolemaeus Geographie nicht finden. Hingegen lesen wir wieder einen *Nomos* mit Namen *Nitriotes*, den weder Ptolemaeus noch Plinius in ihre Werke aufgenommen haben, von Herodot nichts zu erwähnen, der (lib. II. §. 165 u. 166.) eine Menge Nomen aufzählt, welche den spätern Schriftstellern unbekannt geblieben zu seyn scheinen. Und hier

hier werden wir nicht selten durch die unbedeutendste Münze zu Resultaten und Aufschlüssen geleitet, die wir so häufig bey den alten Schriftstellern vergebens suchen, oder die sie uns nur sehr unvollständig und karg überliefert haben.

Eine wahre *Doctrina* der Nomen-Münzen finden wir in dem Abschnitte, wo der Vf. S. 15 seine allgemeinen Regeln über diese Classe Münzen aufstellt, welche wenige Ausnahme zulassen. Von den Münzen, welche er unter Nr. I. als *solche* bezeichnet, die den Namen der *Hauptstadt* des *Nomos*, und nicht *jeder* des *nomos* selbst führen, war nur eine Einzige der Numismatik bekannt, die von *Naucratis* nämlich. Unser gelehrter Vf. edirt noch eine zweyte, mit dem Namen *Hypselis*, von welcher an seinem Orte. Für die Münzen unter Nr. II. mit dem Namen des *Nomos* findet man Alles in fünf Punkten höchst klar und lehrreich dargestellt. Unmittelbar hierauf behandelt der Vf. umständlich die falschen Münzen (*Médailles suspectes*), welche auch unter den Nomen ihr Unwesen seit so langer Zeit und mit so viel Glück getrieben haben, T. berichtigt überall die Irrthümer, in welche sich die bekannten Gelehrten *Vaillant*, *Hardouin*, *Zoëga*, der Abbé *Belley* und Viele der neuern Numismatiker durch diese Münzen führen liessen; — Er zeigt die Unhaltbarkeit ihrer Gründe, die Quellen, aus denen die irrigen Schlüsse der genannten Männer wahrscheinlich entsprungen seyn dürften, und überzeugt endlich den Leser von den richtigern Ansichten, die nur das Ergebniss der Forschungen eines so wissenschaftlich gebildeten Mannes seyn konnten, als den sich uns T. in diesem Abschnitte vorzugsweise bewährt.

Leichter ist es gewiss, eine noch unbekannte Münze oder irgend ein anderes antikes Monument zu ediren, als eine alte, gleichsam durch die Länge der Zeit herrisch gewordene Meinung über einen für antik gehaltenen Gegenstand, sey es Münze oder Statue, zu bekämpfen und zu widerlegen: denn hier hat man es mit zwey Feinden zu thun, mit dem Betrug und mit den unrichtigen und falschen Ansichten, zu denen man durch die List moderner Nachbildner geführt wurde.

Nachdem der Vf. den Abschnitt von den *Médailles suspectes* geendet, geht Er zur Beschreibung und Beurtheilung derjenigen über, an deren Echtheit kein Zweifel Statt findet, und theilt hierbey Aegypten in *Ober-* und *Unterägypten*, jenes wieder in *Thebais* und *Heptanomis*, und dieses in die Nomen des *westlichen*, *östlichen* und des *eigentlichen Delta's* ein. Die erste Abtheilung Oberägyptens: Thebais umfaßt 14 Nomi, die zweyte Heptanomis 8, das weilt. Delta 4, das östliche 5 und das eigentliche Delta 18, im Ganzen 49 verschiedene Nomen.

Es ist bekannt, daß die Nomen-Münzen zu den seltensten gehören, und daß oft in der vorzüglichsten Münzsammlung sie in sehr geringer Anzahl angetroffen werden. Umso mehr tritt der Werth des vorliegenden Werks hervor, dessen Vf. bemüht war, alle existirenden Nomi mit ihren verschiedenen Münzen bekannt zu machen und zu erklären. Dies ist Hr. T. auch gelungen, und nach unsrer Ueberzeugung gebührt seinem Werke ein ausgezeichnete Rang unter allen Monographien, welche die numismat. Literatur aufzuweisen hat. Sollte wohl noch auf dem Felde, welches unser Vf. bearbeitete, irgend eine ergiebige Nachlese können gemacht werden, so ist sie von *Turin* zu erwarten, wo die große Drovettische Sammlung ägyptischer Gegenstände auch eine Anzahl von 68 Nomen-Münzen enthalten soll *).

Unter den 14 Nomen der ersten Abtheilung Oberägyptens, Thebais, führt T. S. 54 den *Nomos Ombites* zuerst auf, und liefert die Zeichnung einer interessanten, bis heute noch einzigen Münze dieses Nomos. Sie führt den Kopf Kaiser Trajan's, und ein Krokodil am Reverse mit der Inschrift: OMBIT. LIA. Diese seltne Münze fand ein deutscher gelehrter Reisender auf der Insel Elephantine, *Eduard Rüppel* aus Frankfurt a. M., und machte sie später dem gleichzeitig in Aegypten reisenden Dr. *Burkhardt* zum Geschenk **). Hr. *Hammer* gab zuerst Nachricht von dieser Münze in den Fundgruben des Orients. Sie befindet sich nun in der k. k. Münzsammlung zu Wien, wohin sie mit der großen Sammlung ägyptischer Gegenstände des Hn. Dr. *Burkhardt* gekommen ist. — Der zweyte *Nomos* dieser Abtheilung ist *Apollonopolites*. T. macht uns mit einer Medaille dieses Nomos aus gr. Bronze bekannt, welche in seiner Sammlung sich befindet und dem K. Trajan angehört. Der Typus des Reverfes bietet jedoch nichts Ungewöhnliches, sondern stimmt vielmehr genau mit jenen auf den Münzen minderer Größe dieses Nomos überein, welche alle den Sperber, als einen in diesem Nomos sehr verehrten, dem Apollo geweihten Vogel zu ihrem Normal-Typus tragen.

Von dem uralten hundertthorigen *Theben* führt der Vf. vier Münzen auf, von denen zwey bereits bekannt, die eine unedirt und die andere nur eine Restitution durch T. ist, indem sie bis jetzt immer zu *Diospolis parva* gelegt wurde. Von diesem alten ehrwürdigen Theben, welche numismat. Ausbeute hätte man wohl nicht eher erwarten können, als diese einzigen vier kleinen Münzen, die uns nur den Namen noch bewahrt haben, und die Gewissheit, daß zur Zeit der Römer-Macht jener Nomos unter dem Namen *Diospolis magna* bestanden hatte: denn wohl sahen die Römer schon kaum mehr die Spuren der ehemaligen Herrlichkeit und Pracht des alten Thebens.

(Der Beschluss folgt.)

*) Der sehr geschätzte Hr. Conservator jener Sammlung *Car. St. Quintino* wird durch die Bekanntmachung dieser Nomenmünzen der Wissenschaft einen großen Dienst erweisen.

**) Rec. hatte Gelegenheit, im J. 1821 diesen kenntnißreichen Mann in Italien zu sprechen, wo er ihm die Geschichte jenes Münzfundes erzählte. Damals war Hr. *Rüppel* eben von seiner ersten Reise zurückgekommen und rüßete sich zu einer zweyten Expedition in jenes Land.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

NUMISMATIK.

PARIS, b. Renouard: *Recherches historiques et géographiques sur les Médailles des Nomos ou Prefectures de l'Egypte*; par J. F. Töchon d'Anncy etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir gehen zu dem Nomos *Tentyrites* über, von dem der Vf. behauptet, es existiren nur zwey Münzen, deren eine in seinem eigenen Kabinette, die andere aber im Königlichen zu Paris. Rec. erinnert sich aber deren zwey in der K. K. Sammlung zu Wien gesehen zu haben, und ist im Stande, noch ein fünftes Exemplar aus seinem eigenen kleinen Münzvorrath aufzuzählen.

Der Nomos *Thinites* giebt uns bey Töchon S. 88 zwey verschiedene Gepräge. Ein sehr gut erhaltenes Exemplar der auf bezeichneter Seite zuerst abgebildeten Münze, welches Rec. vor sich liegen hat, entscheidet mit für Beschreibung, so wie wir sie bey Töchon lesen. Die Kehrseite stellt nämlich eine bekleidete Figur mit einer Strahlenkrone vor, die auf der ausgerichteten Linken ein kleines Bild der *Dea Spes* trägt. Mehrere Numismatiker haben diese Medaille in ihre Werke mit der unrichtigen Beschreibung aufgenommen, wie sie im Cataloge des Museums Tiepolo steht *), wo der Redacteur jenes Catalogs einen doppelten Kopf an der Figur der Kehrseite wahrzunehmen glaubte, welches zu den Bemerkungen Zoëgas über *Mercur bifrons*, die erste Veranlassung gab. Auf des Rec. Exemplar ist deutlich nur der einzige, mit einer Strahlenkrone geschmückte Kopf des Sonnengottes der Aegypter zu sehen.

Die zweyte in Abbildung gegebene Münze hat das Bild der Göttin *Spes* zum Typus, und es unterliegt nun um so mehr keinem Zweifel, daß dieß die nämliche Göttin sey, welche die Figur der vorhergehenden Münze auf der Hand trägt, und zwar in derselben Stellung, wie wir sie auf der zweyten Münze die ganze *Area* des Reverfes einnehmen sehen. — So wie diese eben erwähnte Münze des Nomos *Thinites*

bis jetzt unedirt war, so verdanken wir dem Vf. für den Nomos *Panopolites* gleicherweise einen neuen Typus, den er durch die S. 91 Nr. 2 in Kupfer gestochene Münze bekannt macht. — Sie hat Hadrians belorbeernten Kopf auf der einen, und ein Krokodil auf der andern Seite mit der Umschrift *ILANO...* in der *Exergue* L. *IA* (ii). Der Typus dieser Münze ist für den Nomos *Panopolites* nicht ohne Interesse. Der Vf. vergleicht das auf der Münze vorkommende Thier genau mit jenem, welches wir auf den Münzen von *Lethopolis* zu sehen gewohnt sind, und welches das der *Latona* geheiligte *Ichneumon* ist. — Töchon bemerkt jedoch einen tüchtigen Unterschied in der Bildung beider Thiere, und glaubt in jenem auf der Münze von *Panopolis* die Spitzmaus erkennen zu müssen, welche, wie uns *Strabo* sagt, bey den *Athribiten* verehrt wurde, und die auch in dem Nomos *Panopolites* sicher in hoher Achtung gehalten wurde.

Den Nomos *Antaeopolites* bereichert der Vf. mit zwey bis jetzt unbekannten Münzen: Der ersten erwähnt zwar *Mionnet* in seiner *Description des médailles* S. 515 u. 516 des 6ten Theils; allein er beschreibt sie nicht ganz genau, daher Töchon dieses Versehen hier verbessert. Die zweyte der genannten Münzen ist aus der Sammlung des ehem. Schwed. Gefandten Hn. v. *Palin* in Constantinopel.

Für den Nomos *Hypopolites* sehen wir drey verschiedene Gepräge. Jenes der ersten Münze vom K. *Trajan*, zeigt uns auf der Kehrseite den Namen der Stadt *ΥΦΛΑΗ*, und nicht den des Nomos. Diese Münze ist mit jener von *Naucratis* die Einzige, welche uns, bis jetzt, diese Eigenheit darbietet, und erscheint in T's. Werke zum ersten Male. Die beiden folgenden Münzen sind vom K. *Hadrian*, und tragen nicht wie jene *Trajan's* den Namen der Stadt *Hypselis*, sondern jenen des Nomos: *ΥΦΛΑΗΤΗC*. Es ist allerdings bemerkenswerth, daß nirgends von Hadrian Nomen-Münzen angetroffen werden mit dem Namen der Stadt; — sollte dieser Regent nur stets für den Nomos, und nie für dessen Hauptstadt gemünzt haben?

Bey dem Nomos *Lycopolites* sehen wir die bekannte Münze, wo *Serapis* stehend auf seiner R. ein

un-

*) Musci Theupoli antiqua numismata, p. 880

unbestimmtes Thier hält (*animal incertain*), so nennt es der Vf. in der Beschreibung des Typus, obwohl er in der Zeichnung (mehr seinen eigenen Augen trauend) die Umriffe eines kleinen Vogels sehen läßt — so wie sie auch auf den beiden Exemplaren des Rec. deutlich zu erkennen sind. — *Vaillant* beschreibt in seinem Werke über die gr. Kaiser-Münzen *), und in seinem *Aegyptus numism.* **) dieselbe Münze aus dem Museum *Fesch*, und hält das kleine Thier auf der Hand *Serapis* für einen Hirsch, so wie auch *Mionnet*. — Weniger auffallend wäre es, wenn man an der Bildung desselben mit *Sestini* eher einen *Wolf* hätte erkennen wollen, da dieses Thier in diesem Nomos göttlich verehrt wurde und sein symb. Cultus auf *Anubis* und *Mercur* Bezug hat.

Obgleich *Zoëga* und *Vaillant* in den genannten Werken noch einige andere verschiedene Typen anführen, so zweifelt der Vf. dennoch, ob es außer seiner Münze noch andere abweichende für *Lycopolis* gäbe. *Vaillant* beschreibt unter andern eine Münze, wo *Serapis* die *hasta pura*, (welche auf *Tôchons* Exemplar fehlt,) in seiner L. hält. Für die Existenz einer solchen Münze spricht das wohlerhaltene Exemplar, welches in der kleinen Sammlung des Rec. sich befindet, und das er ohne Anstand dem Nomos *Lycopolites* zuteilt.

Sehr scharfsinnig sind *Tôchons* Bemerkungen über die Existenz zweyer Städte Aegyptens mit dem Namen *Arfinoites*, S. 127, und er giebt seine Gründe an, warum er die sechs Münzen, deren Abbildung uns gegeben wird, jener von beiden Städten anweist, welche früher *Crocodylopolis* hieß, und nur später aus Schmeicheley gegen *Arfinoe*, Gemahlin *Ptolem. Philadelphus*, den Namen *Arfinois* angenommen hat.

Da in den früheren Beschreibungen der Münzen des Nomos *Memphites* bey *Haverkamp*, *Zoëga*, *Hardouin*, *Mionnet* u. s. w., sich einige Versehen eingeschlichen haben, so giebt uns *Tôchon* in der Ordnung, wie sie in *Mionnet* vorkommen, nicht nur allein deren genaue Abbildung, sondern auch eine verbesserte Beschreibung, wodurch alles, was bisher unsicher und zweifelhaft war, verschwindet und festgestellt wird.

Mit *Heliopolis* beginnt der Vf. die Reihe der Nomen Unterägyptens im Osten des Delta, und hier restituirt er diesem Nomos die Münze, welche *Vaillant* aus dem königl. Kabinette zu Paris edirte, und irrig *Pinamys*, einer unbedeutenden Stadt Aegyptens anwies. —

Bey dem Nomos *Arabia* unterscheidet *Tôchon* weislich die Münzen des Nomos von jenen des eigentlichen Arabiens, die aber in den meisten Münzbüchern vermengt werden. Nicht minder interessant

sind des Vfs. Ansichten über *Pelusium*, in der Eigenschaft als Hauptstadt eines Nomos, dessen Name uns unbekannt ist; und seine angestellten Vergleichen in dieser Beziehung mit *Alexandria*, Aegyptens Hauptstadt, die aber noch nicht die Hauptstadt ihres nammentragenden Nomos gewesen, indem *Hermopolis parva* diesen Rang befaß.

Von dem Nomos *Sethroites* verdanken wir Hn. *Tôchon* die Abbildung und Beschreibung der Münze unter Nr. 2, welche sich im brit. Museum und im Kabinette des Vfs. befindet. Sie erscheint hier zum ersten Male.

Seite 161 sehen wir die seltene Münze in Abbildung, durch welche Hr. *Ramus*, Direktor des Kgl. Dänischen Münzkabinetts, die Numismatik mit einem neuen Nomos bereicherte, den wir nur aus *Ptolemäus* kennen. Er heist *Neouth*, und dessen Hauptstadt *Panephysis*. Der Avers enthält die gewöhnliche Aufschrift: *AYT. KAI. TPAI. AAPIA. GEB.* Das Brustbild *Hadrians*. Den Revers bildet *Serapis* stehend, auf seiner L. ein vierfüßiges Thier haltend, die Umschrift: *NEOYT. L. IA.*

Der Vf. spricht hierauf von den Nomen *Mendesius*, *Leontopolites*, *Bubastites* und *Athribites*. Bey dem letztgenannten Nomos machen wir auf die M. aufmerksam, deren Bild S. 176 zu sehen ist. Sie erscheint hier aus der Sammlung des Hn. *Allier de Hauteroche* zum ersten Male; so wie ebenfalls die Münze des darauf folgenden Nomos *Prosopites*, aus dem Museum *Borgia*, S. 181, die aber übrigens mit jener, welche *Patin* aus dem Museum *Mauroceno* beschreibt, gleichen Typus hat. — Mit nicht minderm Interesse sehen wir die Abbildung einer Münze des Nomos *Phthemphe* S. 184, welche als ein zweytes Exemplar von jener des *Père San Clemente* betrachtet werden kann, womit er die Numismatik zuerst bereicherte. —

Der Nomos *Phtheneoles* wurde den Numismatikern durch eine Münze bekannt, welche *Eckhel* im J. 1775 aus dem *Hedervarer Kabinette* edirte. Lange Zeit blieb ihr Typus der Einzige für diesen Nomos *Tôchon*, welcher die Abdrücke aller Nomenmünzen, somit auch jene, im Kabinette des Grafen *Viczay* zu *Hedervar* vor sich liegen hatte, liefs die angeführte Münze neuerdings in Kupfer stechen, und zwar mit größerer Genauigkeit, als dies der Fall bey *Eckhel* ist ***). Für diesen Nomos giebt uns der Vf. zwey neue Typen. Die niedliche kleine Münze S. 202 unter Nr. 1 hat *Harpokrates*, über dem Kelche einer Lotusblume sitzend zum Typus; — auf der andern Münze ebenfalls von *Hadrian*, sehen wir zum ersten Male zwey Sperber erscheinen, wobey *Tôchon* einer stichtigen Vermuthung Raum giebt, in dieser Hieroglyphe *Mars* und *Venus* bezeichnet zu sehen.

Zu

*) Numism. Graec. Imperial. p. 55.

**) pag. 207.

***) Numi veteres anecd. pl. XV. Nr. 21.

Zu den bedeutendsten Nomen ist jener von *Sais* zu zählen. — *Sais*, die Hauptstadt Unter-Ägyptens, ist in vieler Beziehung merkwürdig und berühmt; theils als Residenz ihrer Könige, theils als der Ort, wo der Aegypter seiner *Neitha* die vorzüglichste Verehrung brachte. — Der Cultus, den hier diese *Neitha* - *Athene* hatte, drückt sich auch als Typus auf den Münzen dieses Nomos aus. Man sieht nämlich das Bild der Minerva mit Speer, Schild und ihrem symbolischen Vogel. — Wir verweisen hier auf die seltene Münze Hadrians dieses Nomos in Großbronze mit: *CAITHC.NOMOC L.Z. S. 206*; wobey *Tóchon* bemerkt, sie sey mit jenet von Hermopolis die einzige dieser GröÙe, welche wir unter den Nomen - Münzen K. Hadrians kennen. Diese Medaille unterscheidet sich bedeutend von den übrigen dieses Regenten, welche sämmtlich 8ter GröÙe und von immer gleicher Epoche (*L. IA*) sind. Dieser letzte Umstand und dann die Aehnlichkeit dieser Münzen unter sich, welche auf ein gleichförmiges System, dem man bey der Ausmünzung zu folgen schien, schließen lassen, geben dem Vf. zu der Ueberzeugung Veranlassung, daß diese Münzen auf Befehl der Regierung in Cours gesetzt worden seyen, um die Nomen, oder wenigstens deren Namen zu bestätigen und zu verewigen, welche unter Hadrians Regierung des 11ten Jahres in Aegypten bestanden.

In wiefern des Vfs. Meinung hierüber gegründet ist, wagt der Rec. nicht zu beurtheilen, indem er eine Münze von demselben Regenten und demselben Nomos vor sich hat, welche nicht für die unbedingte Annahme jener Meinung spricht; da sie, worauf es hier eigentlich ankommt, nicht die gewöhnliche Epoche *L. IA* sondern das Jahr 17 (*L. IΞ*) deutlich und unbestreitbar aufgeprägt hat. Durch sie ist zugleich die Münze bestätigt, welche *Zoëga*: *Nomi Aegyptii*, S. 138 Nr. 354 aus dem Pariser Kabinete edirte, und wobey *Tóchon* sagt S. 208:

„*Nous remarquons, à cette occasion, que Zoëga cite du cab. du Roi à Paris, une médaille de petit bronze, à laquelle il donne une date fautive, L. IT (sic!) [an 17]. Nous pouvons affirmer que cette médaille n'existe point au cabinet du Roi. Nous avons vu plusieurs autres exemplaires absolument semblables et toujours sous la date L. IA.*” —

„*Cette médaille avec l'an 17 seroit trop importante contre notre manière d'envisager l'émission de toutes ces petites monnoies d'Hadrien, pour que nous eussions négligé d'y porter une attention particulière, et nous pouvons affirmer que nous n'avons rien rencontré de semblable.*”

Zu den bisher unedirten Münzen gehört ferner jene des Nomos *Naucratis*, von *Ant. P.*, mit

welcher uns *Tóchon* S. 215 aus dem brit. Museum bekannt macht. Die weibliche Figur der Kehrseite trägt eine Schlange auf ihrer Rechten (den bekannten *Agathodämon*) und die *hasta pura* in der Linken.

Nur *Plinius* allein nennt *Naucratis* auch unter den Nomen, während die Uebrigen nur von einer Stadt *Naucratis* sprechen. Auch die Aufschriften der Münzen lassen uns über diesen Punkt im Ungewissen: denn das nicht ausgeschriebene Wort *NAYKPA*... kann eben sowohl der Name der Stadt *NAYKPATIC* als jener des Nomos *NAYKPATIC* seyn. Ueberhaupt liegt noch so Manches im Dunkel, welches nur mit der Zeit, und allein durch die Münzen die nöthige Aufklärung erhalten kann. —

Wie nützlich die Nomen - Münzen auch für die Orthographie der Namen der verschiedenen Statthalterschaften sind, sehen wir bey mehreren vorkommenden Fällen, vorzüglich bey dem Nomos *Cabasis*, wo uns die Münzen desselben richtigen Namen geben, der in den Manuscripten und an andern Orten bald *Capastis*, *Cabalst* und *Cabazza* geschrieben ist.

Mit gewohnter klarer Einsicht giebt *Tóchon* seine Bemerkungen über den Nomos *Gynaecopolis* (dessen *Strabo* und *Plinius* in seiner Nomenklatur erwähnt). Ueber die Möglichkeit der Identität von *Gynaecopolis* mit dem Nomos *Andropolis*, theilt der Vf. die Ansicht des *Cellarius*, welcher glaubt, daß *Gynaecopolis* in Folge der Zeit seinen Namen in *Andropolis* verändert habe.

Die auf der 225ten Seite abgebildete Münze von Hadrian mit *GYNAIK*... spricht weder für, noch dagegen: nur so viel lernen wir aus ihr, daß im 11ten Jahr der Regierung dieses Kaisers (welches dem 128ten unserer Zeitrechnung entspricht) der Nomos seinen Namen noch nicht verändert hatte. Diese Namensänderung muß zur Zeit des Ptolemaeus, unter den Antoninen vor sich gegangen seyn; da kein Schriftsteller vor Ptolemaeus von einem Nomos *Andropolis* spricht; alle späteren aber, von Ptolemaeus an, des Nomos *Gynaecopolis* nicht erwähnen. Eine Münze von *Antoninus Pius* könnte am sichersten jeden Zweifel über die Namen *Gynaecopolis* und *Andropolis*, so wie über den Zeitpunkt, in dem Ptolemäus seine Geographie geschrieben, heben. —

Bey den Münzen des Nomos *Menelaïtes* sehen wir S. 231 eine der 4ten GröÙe aus dem franz. Kabinete zum ersten Male in Abbildung. Ihr Typus enthält auf dem Revers die auf diesen Münzen gewöhnliche Darstellung Harpokrates, dessen Unterleib sich in einen Krokodils-Schweif endigt. *Tóchon*

don bemerkt hiebey die verschiedenen Abweichungen in dieser Vorstelluug: bald sehen wir den Schweif dieses Thieres mit Haaren, bald mit Schuppen bedeckt. Auf den Münzen Trajans und Hadrians sieht man die beiden Hinterfüsse des Crocodils; auf jenen der Kaiser Antoninus und Maro Aurel's bemerkt man deren drey. —

Der Vf. schliesst die Folge der Nomen mit dem von *Marsotes*, welchen Plinius *Marsotes Lybiae* nennt, vermuthlich um dadurch seine nahe Lage an der lybischen Grenze anzudeuten. Wir sehen hier die beiden bekannten Münzen von *Hadrian* und *Antonin* in Kupfer gestochen. Die erstere von Hadrian ist zwar schon bey Mionnet beschrieben, allein hier erscheint dieselbe zuerst in getreuer Abbildung.

Als *Anhang* dienen diesem, — in jeder Beziehung vorzüglichem Werke, — zwey Tabellen; wovon die erste die Namen der *Nomi* giebt, welche uns durch *Herodot*, *Strabo*, *Plinius* und *Ptolemaeus* überliefert worden, mit Angabe jener, welche auf dem *D'Anvill'schen* Atlas zu finden sind, und von denen sich Münzen bis auf unsere Zeiten erhalten haben; — die zweyte aber die Varianten der Namen der *Nomi* enthält, so wie sie in den zehn Manuscripten des Plinius auf der Königl. Bibliothek zu Paris vorkommen.

Tôchon d'Annecy hat in dem Abschnitte über die „*Médailles suspectes*“ (S. 23) durch seine gründlichen Forschungen der Numismatik einen wesentlichen Nutzen gewährt. Was bis auf ihn über die Nomen: *Pinamys* - *Heroopolites*, *Oasis*, *Nicopolites* *Canopus*, *Heptanomis* und *Lybia* noch im Dunkeln war, gewann durch ihn seine Aufklärung. Von der anderen Seite wurden die Grenzen der Wissenschaft durch mehr als zwanzig neue Münzen erweitert, deren Abbildung und Beschreibung wir dem Vf. verdanken *).

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. POSEN, b. Mittler: Dr. *Martin Luthers Gedanken über die Musik*. Zur Beförderung des Kirchengelanges aus seinen Werken gesammelt und mit Anmerkungen und Beylagen begleitet von *Friedrich Adolph Beck*. 1826. 8. (12 gGr.)

Die Zusammenstellung der Stellen Luthers über die Musik mußte allerdings demjenigen willkommen seyn, welcher seine Liebe für diese Kunst gern durch die religiöse Ansicht eines solchen Heroen, wie *Luther* war, bekräftigt und durch den genialen Blick und Ausdruck desselben erhellt und aufgeklärt sieht. Zugleich mag eine solche Sammlung die Erzieher der Jugend in den Volksschulen zur Beförderung des Gelanges, besonders des religiösen, ermuntern.

Zuerst giebt Hr. B. Luthers Abhandlung über die Musik, *Encomium Musices*, in einer alten Uebersetzung, welche nach Forkel von Luther selbst herrühren soll (am Schlusse seines Vorworts theilt er selbst das lateinische Original mit), dann folgt sein Gedicht, *Frau Musica*, deutsch; dann die einzelnen Aeusserungen Luthers über die herrliche Kunst, welche nicht schwer seyn konnte, zusammenzubringen, da die Register zu Luthers Werken bis ins Einzelne gehen. Da wir jedoch die Walchsche Ausgabe nicht zur Hand haben, so können wir auch nicht sagen, ob der wohlmeinende Herausgeber auch alles benutzt hat.

Diese authentischen Aussprüche Luthers würden nur einen sehr kleinen Raum eingenommen haben, wenn nicht Hr. B. dieselben durch ein breites Vorwort eingeleitet, und sie mit höchst überflüssigen Citaten und zur Sache nicht gehörigen Anmerkungen, welche wiederum mit Beylagen versehen sind, die ihm dann zu neuen Anmerkungen Gelegenheit gegeben haben, ausgestattet hätte.

*) 1) *Nomos Ombites*, numus unicus ex M. Austr. 2) *N. Apollonopolites*, Nr. 1 et 2. 3) *N. Latopolis*, Nr. 2 ex M. Franciae — und Nr. 2 ex M. Allier-Hauteroche. 4) *N. Diospolis magna*, Nr. 4 ex M. brit. 5) *N. Thinites*, Nr. 2 ex M. Fr. 6) *N. Panopolites*, Nr. 2. 7) *N. Antaeopolites*, ex M. Tôchon. 8) *N. Hypselis*, Nr. 1. 9) *N. Aphroditopolis*, Nr. 5, ex M. Tôchon. 10) *N. Gynaecopolis*, Nr. 1 et 2, ex M. M. Fran. et Tôchon. 11) *N. Ermopolites*, Nr. 5, ex M. Tôchon. 12) *N. Heracleopolites*, Nr. 2. 13) *N. Sethroites*, Nr. 2, ex M. brit. 14) *N. Athribites*, Nr. 1, ex M. Allier de Hauteroche. 15) *N. Prosopites*, Nr. 6, ex M. Borgia. 16) *N. Phteneotes*, ex M. Tôchon. 17) *N. Naucratis*, Nr. 4, ex M. brit. 18) *N. Gynaecopolis*, ex M. Tôchon. 19) *N. Menclaites*, Nr. 4, ex M. Fr. 20) *N. Marsotes*, Nr. 1, ex M. M. Fr. et Tôchon. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

OEKONOMIE.

STUTTGART U. TÜBINGEN, b. Cotta: *Hortus graminis Woburnensis, oder Versuche über den Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und andrer Pflanzen, welche zum Unterhalte der nützlichern Hausthiere dienen*; veranlaßt durch Johann Herzog v. Bedford. Mit vielen Abbildungen der Pflanzen und Samen erläutert, womit diese Versuche gemacht wurden, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; nebst Angaben über die besten Gräser für die dauernden Weiden, bewässerten Wiesen, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten von Georg Sinclair, übersetzt von Friedrich Schmidt. 1826. XIX u. 418 S. gr. 8. m. Kupf. (3 Rthlr. 12 gGr.)

Kein Theil der Landwirthschaftskunde hat sich bis jetzt weniger wissenschaftlich ausgebildet, als die Lehre von dem Anbau der Gräser. Zwar kennen wir eine Menge Grasarten, die sich zum Anbau qualificiren sollen; die Nahrhaftigkeit aber einer jeden Art für sich; welche Arten sich für eine jede besondere Bodenmischung passen und die reichste, die nahrhafteste und dabey zugleich den ganzen Sommer hindurch eine gleiche Weide geben, dieß ist noch wenig erforscht. Ausserdem daß man die Weiden mit Kleearten, mit Honig- und Raygras besäet, überläßt man es größtentheils überall der Natur, Futterkräuter zu erzeugen. Der Uebersetzer verdient also Dank, daß er uns mit den Versuchen des Herzogs von Bedford bekannt macht, die über diesen Gegenstand sehr interessante Aufschlüsse geben und hoffentlich nähere Untersuchungen in dieser Hinsicht veranlassen werden.

Der eben gedachte letzter verstorbene Herzog von Bedford, welcher so viele Untersuchungen im Gebiete der Landwirthschaft anstellte, verschaffte sich eine Menge Samen und Pflanzen von natürlichen Gräsern, die in dem Garten und Park von Woburn Abbey in 4 Fuß große, mit Brettern eingefasste Quadrate gepflanzt und angefaet wurden. Die in den Quadraten eingeschlossene Erde wurde herausgenommen und andere theils einzeln, theils gemischt dafür hineingelegt, um den verschiednen Gräsern denjenigen Boden anzuweisen, den man ihrem

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Wachsthum am förderlichsten hielt; zugleich veranstaltete man mehrere Abweichungen in den Mischungen, um die Wirkungen der Erdarten auf das Gedeihen der Gräser zu erforschen. Die Erdarten wurden nach *Humphry Davy's* Anleitung chemisch untersucht; die Gräser wurden in verschiedene Perioden ihres Wachstums geschnitten und das Gewicht ihres Ertrags genau bemerkt, um auszumitteln, wann sie ihre höchste Vollkommenheit erreicht hatten. Auch suchte man ihre nährenden Eigenschaften theils durch chemische Analysen, theils durch Füttern verschiedener Thierarten zu erforschen.

Der erste Abschnitt beschreibt die Art, wie alle diese Versuche angestellt wurden. — Die nährenden Bestandtheile der Gräser (Schleim, Zucker, Eyweiß, bittere Extract und vegetabilische Säuren). Dann folgen belehrende Beschreibungen der botanischen Kunstwörter mit Steindruck-Tafeln verfinnlicht, nebst Beschreibungen des Baues der Gräser; ferner Durchschnitte-Perioden, wann 200 Grasarten, mit welchen Versuche angestellt worden, ihren Samen zur Reife bringen. Der unüberwindliche Hang der Gräser, gemeinschaftlich mit einander zu leben, macht es unmöglich, sie lange Zeiten einzeln anzubauen und völlig reinen Samen zu erhalten. Der Same der Samenhändler ist daher selten ganz rein. Die allgemeine Anordnung und das classifirte Verzeichniß der eigentlichen Gräser ist nach *Jaume St. Hilaire* entworfen und enthält von S. 45 bis 180, — 1500 verschiedene Arten und Abarten, wovon circa 150 in Großbritannien einheimisch sind. Sodann werden die Analysen von 12 verschiednen Erdarten angegeben, in welchen Versuche vorgenommen wurden. Neben diesen Analysen vermiffen wir ungern die wasserhaltende Kraft des Bodens und eine Beschreibung des Untergrundes unter den Versuchsbeeten, da Versuche ohne eine Angabe dieser Umstände nie hinreichend belehrend sind. Ein und derselbe Boden auf einen andern Untergrund gebracht, vermindert oder erhöht dessen Werth, da es bekannt ist, *daß der Sand, welcher in dem feuchten Klima Englands zu Weizen und Pferdebohnen geschickt ist, in Deutschland nur mit Roggen bestellt werden darf.*

Zweiter Abschnitt. Von den Gräsern und andern Pflanzen, welche den Ertrag der reichsten natürlichen Weiden bilden. Um zu erforschen, wie ein

al-

alter reicher Weideboden sich ändern, wenn er mit Korn befielt würde, wurde der Rasen bis auf 5 Zoll tief aufgerissen, die Erde von den Gräsern befreit, getrocknet und hierauf analysirt. 400 Gran enthielten 102 Gran Kalk und kieselhaltigen Sand von verschiedener Feinheit, 160 Gr. (?) kohlenfauren Kalk, 55 Gr. zerfetzliche vegetabilische Materie und Wurzeltheilchen, 50 Gr. Kieselrde, 25 Gr. Thonerde, 4 Gr. Eisenoxyd und 4 Gr. lösbare vegetabilische Materie und schwefelsauren Gyps.

Nachdem dieser Boden 5 Sorten: Hafer, Kartoffeln, Gerste, Rüben und Weizen getragen hatte, und jede Spur des Rasens verschwunden war, wurde er aufs neue untersucht. Er bestand nun aus 100 Gran Kalk und kieselhaltigem Sande (beynahe wie zuvor); 48 Gr. zerfetzliche vegetabilische Materie, durch Feuer zerflöhrbar; 159 Gr. kohlenfauren Kalk (beynahe wie zuvor); 57 Gr. Kieselrde; 26 Gr. Thonerde; 5 Gr. Eisenoxyd (vermehrt) und 3 Gr. lösbare vegetabilische und salzige Materie. Bedeutend hatte sich also blofs die vegetabilische Materie vermindert. Auffallend ist die Menge kohlenfauren Kalks; es ist schon ein starker Mergel, der so viel Kalk enthält. Die Fortsetzung dieses Versuchs in Hinsicht des Ersatzes durch Dünger mufs Rec. übergehen.

Der verschiednen Gräser und andrer Pflanzen, welche den Ertrag der reichsten natürlichen Weiden in England ausmachen, sind 26. Im Frühling und auch einen grossen Theil des Sommers findet man nämlich: *Alopecurus pratensis*, *Dactylis glomerata*, *Festuca pratensis*, *Phleum pratense*, *Anthoxanthum odoratum*, *Holcus avenaceus*, *Vicia sepium*, *Lolium perenne*, *Bromus arvensis*, *Poa annua*, *Avena pratensis*. Im Sommer und Herbst kommen hauptsächlich vor: *Avena flavescens*, *Hordeum pratense*, *Cynosurus cristatus*, *Festuca duriuscula*, *Poa trivialis*, *Poa pratensis*, *Holcus lanatus*, *Trifolium pratense* und *repens*, *Lathyrus pratense*, *Festuca glabra vel duriuscula*. Im Herbst sind hauptsächlich zu benutzen: *Achillea millefolium*, *Agrostis stolonifera*, *Palustris* und *Triticum repens*. Ausserdem findet man *Ranunculus*, *Plantago*, *Rumex* u. s. w. Sodann folgen die Versuche in den oben genannten Quadraten selbst. Bey dieser Untersuchung wurde bemerkt: a) der Ertrag im Frühling vom Quadratfufs, b) zur Zeit der Blüthe, c) zur Zeit der Samenreife, und d) an Nachmahd. Das Gewichtsverhältnifs und die nährenden Bestandtheile dieser einzelnen Ertragsarten, so wie der Gewichtsverlust des Grases bey seiner Verwandlung in Heu, wurden sorgfältig ausgemittelt. Die Untersuchungen erstreckten sich über 138 Gräser und Futterkräuter, und sind höchst lehrreich; man lernt Gräser als bedeutend kennen, die früher wenig geachtet wurden; dagegen wieder andere, die zwar in den Weiden prangen, aber entweder wenig Ertrag geben, oder wenig nährenden Theile enthalten. Wir können hier nicht näher auf die Resultate der Untersuchungen mit einzelnen

Gräsern eingehen, wir wollen indessen auf einzelne Punkte aufmerksam machen. Wenn es bisher selten gelungen ist, eine ursprünglich gute Narbe eines reichen Weidebodens, wenn er aufgebrochen worden und wieder zur Weide ausgelegt werden soll, zu ersetzen, so rührt dies daher, dafs man nicht die Samen derjenigen Gräser zur Saat nahm, die dem Boden eigenthümlich sind und früher den Ertrag der schätzbaren Weide ausmachten. Da die Gräser, wie schon oben bemerkt wurde, nur in Gesellschaft gut gedeihen, da ferner auf den besten Weiden Gräser mit andern Pflanzen, namentlich Kleearten, vermischet vorkommen (auf einer guten Wiese des Herzogs v. Bedford waren auf einem Quadratfufs 22 Grasarten; auf einer zweyten waren auf demselben Raume 940 Gräser und 56 Kleepflanzen), so ist es vortheilhaft, auf denselben Raum mehrere Gräser zu säen. Der Vf. giebt deshalb S. 249 eine Tafel für das Verhältnifs, in welchem der Same verschiedner Grasarten zur Anlegung dauernder Wiesen gemischet werden soll.

Dritter Abschnitt. Ueber die Gräser und andre Pflanzen, welche trockenem, sandigem und hoch liegendem Boden eigenthümlich sind.

Vierter Abschnitt. Von den Gräsern, welche natürlich auf feuchtem Boden, oder in Sümpfen, so wie auch auf periodisch überschwommenem Lande und bewässerten Wiesen wachsen.

Fünfter Abschnitt. Von den verschiednen Gräsern und andern zur Wechselwirthschaft tauglichen Pflanzen. Hierher gehören die Pflanzen, welche in der kürzesten Zeit oder innerhalb 2 Jahren zur Vollkommenheit gelangen, breite und saftige Blätter haben und nicht schnell Samen tragen. Gewächse dieser Art erschöpfen den Boden am wenigsten. Der Vf. hat das Verhältnifs der Erschöpfung nachstehender Gewächse auf zwey verschiednen Wegen auszumitteln gesucht, und zwar: 1) nach dem Gewichtsverhältnifs des Ertrags von einem Acker; darnach erhält er: Mangold, *Beta cicla* 25; Kohl, *Brassica oleracea* var. 25; weisse Rüben, *Brassica rapa* 16; Kartoffeln, *Solanum tuberosum* 15; Kohlrabe, *Brassica oleracea* var. 14; schwedische Rübe, *Brassica rapa* var. 13; gelbe Rübe, *Daucus carota* 11. 2) Darnach, wie sie Nahrungsstoff von einem Acker hervorbringen, gestaltet das Verhältnifs sich bedeutend anders, und dies dürfte das richtigere seyn: Kartoffeln 63, Kohl 42, Mangold 28, gelbe Rüben 24, Kohlraben 17, schwedische Rüben 16, weisse Rüben 14. Nächst diesem erfolgt eine ähnliche Untersuchung der Klee-, Wicken- und Grasarten, die der Vf. für die Wechselwirthschaft passend hält, in Beziehung auf ihren Ertrag und auf ihre Nahrhaftigkeit, wie schon im zweyten Abschnitt von den Gräsern, für einen reichen Boden angedeutet ist.

Es würde zu weit führen, alle Resultate und Folgerungen, die der Vf. aus seinen Versuchen ablei-

leitet, insonderheit in Hinsicht der verschiednen Futterkräuter und Grasarten, die er zur Mischung mit den Kleearten vorthellhaft hält, auch nur andeuten zu wollen; Rec. muß also in dieser Beziehung auf das Buch selbst verweisen.

Endlich geben zwey Anhänge Auskunft über die in England hier und da gebräuchliche Art der Verpflanzung des Rasens und über die Gräser, welche das beste Stroh zu Strohhüten, nach Art der Livorner, geben.

Das bisher Gesagte zeigt hinreichend, daß aus diesem Buche viel zu lernen ist; es bleibt aber noch viel zu erforschen und zu wünschen übrig, z. B. die Verträglichkeit der Gräser und Futterkräuter untereinander, welche Arten einander die Nahrung entziehen oder sie für einander bereiten; welche Mischung der Grasarten und Futtergewächse untereinander auf einer jeden *verschiednen Bodenart* nach dessen verschiednem Reichthum am besten fortkommen; ob die Pflanzen und Gewächse, die nicht zu den Gräsern gehören, die man auf allen, sowohl reichen als mageren Weiden und Wiesen findet, auch etwa nothwendig sind, um dem Boden Stoffe zu entziehen, die den edlen Gräsern nachtheilig sind, oder ob sie Nahrungsstoffe für die edlen Gräser durch die Exhalation ihrer Wurzeln vorbereiten? wahrscheinlich sind sie nicht umsonst da, da die Erfahrung lehrt, daß sie sich nicht ausrotten lassen. Ferner wäre noch zu erforschen, in welchem Verhältniß die Gräser den Boden ausziehen, wenn sie abgemäht und verfüttert, und in welchem Verhältniß sie ihn verbessern, wenn sie abgeweidet werden?

Uebrigens scheint dem Rec. die Art des Vfs., die Beschaffenheit des Bodens bloß vermittelt chemischer Analysen zu bezeichnen, für den praktischen Gebrauch nicht anwendbar. Die *Zusammensetzung* der Bodenarten sind in ihren *verschiednen Verhältnissen* nicht nur unendlich vielfach, sondern sie sind es auch in Hinsicht des Untergrundes, worauf sie ruhen, in Hinsicht des Klima's, der Umgebung, des verschiednen Abhangs nach den Himmelsgegenden, der Höhe über dem Meere, des Schutzes u. i. w.; es hält also schwer, Folgerungen für seinen eignen Betrieb aus solchen Versuchen mit einiger Sicherheit zu ziehen. Alle Forschungen verfehlen ihren Zweck, wenn man keine bestimmte Anhaltspunkte hat, vermittelt welcher man solche Versuche mit seinen eignen Erfahrungen vergleichen kann. Für den praktischen Gebrauch dürfte es viel richtiger seyn, außer der gewöhnlichen Beschreibung der Bodenarten, nach *Crome's* Anleitung zur Kenntniß des Bodens, durch Bemerkung der hauptsächlichsten wildwachsenden Pflanzen die Natur und die Fruchtbarkeit des Bodens zu bezeichnen. Es wird wahrscheinlich noch lange dauern, ehe wir dahin kommen, nach Art des Frhn. v. Voght den Reichthum des Bodens in Zahlen auszudrücken. Würden die landwirthschaftlichen Schriftsteller über

eine solche Scale der Agrometrie einig, so würden ähnliche Versuche, wie die in diesem Werke beschriebenen, erst recht fruchtbringend werden können.

Papier und Druck ist gut, und der Preis bey der Menge von Steinabdrücken (60 Quartblätter) äußerst billig.

THEOLOGIE.

GRIMM, b. Götschen-Beyer: *Religiöse Ansichten und Wünsche eines Laien*. — Allen Freunden der Vernunft und Wahrheit zur ernstlichen Prüfung und zur Stiftung des innigsten Vereins vorgelegt von C. G. Philalethes. 1825. XII und 807 S. 8. (14 gGr.)

Wir glauben es dem Vf. gern, daß die reinen, religiösen Ansichten, welche er in dieser Schrift niedergelegt hat, ihm sehr werth sind; ehren es, daß er so inniges, herzliches Interesse an den erhabnen Wahrheiten der Religion nimmt; freuen uns, daß er in ihnen unter den furchtbarsten Stürmen des Unglücks Trost und Seelenruhe gefunden hat, und finden selbst seinen Wunsch sehr natürlich und menschenfreundlich, daß sie auch das Eigenthum Anderer werden möchten; daß überhaupt die Edelsten, ohne Rücksicht auf unwesentliche Unterscheidungslehren, sich zu einem Bunde vereinen möchten, der nichts Anderes, als die Förderung wahrer Aufklärung und Frömmigkeit bezweckt. (S. Vorr. und S. 800 ff.) Theilen wir doch diesen Wunsch mit ihm und nehmen dankbar Alles an, was zur Verwirklichung desselben beytragen mag. Freylich aber müssen wir dabey zugleich wünschen, daß besonders die zu diesem Endzweck erscheinenden Schriften sowohl der Form als Materie nach geeignet seyn mögen, reine Religionskenntniß zu verbreiten und die Gemüther mit Liebe für die Religion zu erfüllen. Was nun vorliegendes Werk betrifft, so räumen wir dem Vf. unbedenklich ein, daß er von den Vorurtheilen eines in äußern Formen erstarrten Dogmatismus ziemlich freye, richtige und helle Ansichten vom Christenthum, so wie von Religion überhaupt und von den einzelnen Lehren derselben im Allgemeinen darin niedergelegt hat, daß sie also in dieser Beziehung wohl geeignet ist, seinen guten Absichten zu entsprechen; aber desto weniger können wir mit der Form zufrieden seyn. Der Vf. will kein Dichter seyn, er ist es auch wirklich nicht, und dennoch hat er seine Betrachtungen in Reime eingezwängt, welche jedem Gebildeten den Genuß derselben sehr verleiden. Es ist nun einmal das dichterische Gewand ohne eigentliche Poesie dem richtigen, unverdorbenen Gefühl zuwider, und die gereimte Prosa ist und bleibt ein Unding, zumal wenn sie, wie auch hier zuweilen, z. B. S. 88: „Und erhob ihn (den Knaben) kräftig

tig für das Leben — Auf der Wissenschaften *Blumenbahn* — mit einzelnen poetischen Redensarten durchwebt ist. Hätte es daher doch dem Vf. beliebt, sich der prosaischen Schreibart zu bedienen, und etwa der mittlern, (seine Reime bewegen sich meist nur in der niedrigen,) er würde sein Werk dadurch um Vieles genießbarer gemacht und seine gute Absicht um so sicherer erreicht haben. „Die nackte Wahrheit“, wie er (Vorr. S. VI.) sich zu rechtfertigen sagt, „im einfachsten Gewande, wird sich durch die ihr inwohnende Kraft schon Eingang in die Herzen ihrer Freunde zu verschaffen wissen.“ Das wird sie allerdings, und noch mehr, sie wird sogar, sie kann wenigstens auch solche gewinnen, welche ihr noch nicht befreundet sind: denn bey ihren Freunden hat sie eigentlich schon Eingang gefunden. Aber warum hat er ihr nicht dieses einfachste Gewand gegeben, zumal er selbst fühlte, daß der Reim ihm Fesseln angelegt, die er oft nicht glücklich zu lösen vermochte. Denn wenn er (S. IX.) sagt, „er habe den Reim, unter andern Gründen, auch um deswillen der ungebundenen Rede vorgezogen, weil er das Auffassen und Behalten seiner religiösen Ansichten erleichtern solle: so können wir diesen angeführten Grund in Betrachtung des Vorbemerkten nicht gelten lassen. Flickwörter, Härten, Verflöße gegen das Metrum, die sich in großer Menge finden, wollen wir, um Raum zu ersparen, nicht anführen, und nur Eine Stelle mittheilen, die zu den besten gehört, um unser ausgesprochenes Urtheil über die Schreibart des Vfs. zu bestätigen. S. 89 heist es:

Der hat in der That sehr viel gewonnen,
Der dem unschuldvollen Kinde gleicht;
Ja, so mancher Gute geht von hinnen,
Und hat diese Höhe nicht erreicht.
Denn durch Kunst und Wissenschaften glänzen
Heist noch keineswegs veredelt seyn;
Ach! sehr oft wirkt leider unser Wissen
Störend auf den Seelenfrieden ein.
Mit der Zahl der Lebensjahre wachsen
Auch zugleich die Leidenschaften mit,
Und so Mancher, der rasch vorwärts schreitet,
Thut fürs Jenseits auch nicht einen Schritt.
Männer, deren Namen die Geschichte
Zu den ersten ihrer Zeiten zählt,
Haben trotz des Ruhms, den sie erwarben,
Doch den Zweck des Daseyns ganz verfehlt.
Denn Gelehrsamkeit ist nicht die Quelle,
Aus der immer Völkersegen fließet,
Und der Geist mit Kenntniß ausgerüstet,
Oft nicht der, der wahres Glück genießt.

Es finden sich aber noch viel mattere Stellen, und wir wählten gerade diese, weil sie eine Wahrheit ausdrückt, die auch zu unsrer Zeit so unbeachtet bleibt. Ueberhaupt hätte der Vf. seine Gedanken weniger ausspinnen sollen, dann würden sie auch in dieser unglücklich gewählten Form an Eindringlichkeit noch Etwas gewonnen haben. Er spricht zwar in der Vorrede von der Kürze die in seinem Plane gelegen; wir haben sie jedoch nirgends finden können. — Die Schrift zerfällt in mehrere Abschnitte. Der erste, welcher der gelungenste ist, hat die Ueberschrift: *Natürliche Religion, oder kurze Betrachtungen über Gott, Zukunft, Bestimmung des Menschen u. s. w., wie sie aus einem vernünftigen Nachdenken hervorgehen*. Er enthält einzelne Betrachtungen mit besondern Ueberschriften, z. B.: *Es ist ein Gott. — Gott ist das vollkommenste Wesen und kann als solches nichts Unvollkommenes wollen*. Am Ende einer jeden stehen passende Stellen aus der heil. Schr. zur Bestätigung ihres Inhalts. Von diesen sagt der Vf. in der Vorr. (S. VII.) sehr auffallend: „Ich bemühte mich, die Vernunftreligion nach meinen Vorstellungen in ihren wichtigsten Beziehungen kurz und deutlich vorzutragen, und verband damit am Ende eines jeden Abschnitts, *so widersprechend dies auch scheinen mag*, die nöthigen Beweisstellen aus der heiligen Schrift“ u. s. w. — Wir können kaum begreifen, wie es widersprechend scheinen solle, daß man Wahrheiten der Vernunftreligion aus der heiligen Schrift beweisen wolle. Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: *Geoffenbarte Religion. — Alter Bund, oder kurze Betrachtungen über einige der wesentlichsten Theile der Offenbarungen des A. T., wornach die übrigen bewährt werden können*. Dritter Abschnitt. *Geoffenbarte Religion. Neuer Bund, oder Betrachtungen über die wesentlichsten Lehren des N. T.* Wiewohl diesen *wesentlichsten Lehren* unter andern *Elisabeths Schwangerschaft* (S. 200) gehöre, ist uns nicht einleuchtend. Ueberhaupt hat uns in diesen beiden letzten Abschnitten die Reimerey des Vfs. am wenigsten zusagen wollen, weil durch dieselbe die antike, von Jugend auf so lieb gewonnene Gewand der biblischen Erzählungen wirklich verunstaltet ist. Eigenthümliche Ansichten, von denen der Vf. in der Vorrede spricht, haben wir eben nicht gefunden, ausgenommen etwa einige unhaltbare, z. B. über die unmündigen Kinder und Blödsinnigen in jener Welt. Denn die typischen und allegorischen Deutungen, welche er den Alttestamentlichen Geschichten und Lehren hin und wieder giebt, wird er wohl nicht für *Ansichten* ausgeben wollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

REISEBESCHREIBUNG.

BERLIN U. STETTIN, b. Nicolai: *Briefe aus Sicilien.* Von *Justus Tommasini*. Mit einer Karte von Syrakus. 1826. 380 S. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Dieses Werk scheint in Deutschland wenig gekannt zu seyn. Ist etwa der ganz italienisch klingende Name des Vfs. daran Schuld, — oder gar der den Inhalt nicht genau bezeichnende Titel? Was den letztern anlangt, so wäre die Ueberschrift: Briefe über Sicilien, allerdings genauer, als der gewählte. Sollte das höchst anziehend geschriebene Buch keine Uebersetzung seyn, wofür es nicht leicht Jemand halten kann, dann deuteten die in demselben entwickelten Ansichten, die ganze Darstellungsweise, kurz Alles auf einen Deutschen, unter einem italienischen Namen verborgenen Verfasser. Selbst die S. 4 u. 300 enthaltenen Aeußerungen bekräftigen es ausdrücklich. Diese Umstände reizten den Rec. zu mancherley Nachforschungen, deren Ergebnisse ihn belehrten, daß diese Briefe von einem aus Schwerin gebürtigen, sich jetzt in Rom aufhaltenden Gelehrten, dem Hn. Dr. *Johann Heinrich Westphal*, herühren. Bey der Anzahl von Werken, die man über das trinakrische Eiland besitzt, wird man in einer Reisebeschreibung, die nur vier Monate des J. 1822 umfaßt, nicht viel Neues erwarten dürfen; wohl aber versprechen wir dem Leser eine lebendige Schilderung aller von dem Reisenden besuchten Orte und der von ihm beobachteten Sitten und Gebräuche. Er scheint uns überall richtig gesehen, ohne Vorurtheile, obgleich als entschiedener Protektant, beobachtet und ohne Uebertreibung den Eindruck wiedergegeben zu haben, welche die vielen fremdartigen Gegenstände auf ihn hervorbringen mußten. Ist es denn nicht auch ein wahrer Gewinn, einmal eine Reisebeschreibung nach einem Theil von Italien zu erhalten, worin etwas Anderes siehet, als eine Aufzählung der angetroffenen Gemälde und abgedrohenen Kunsturtheile? Gewiß. Das vorliegende Werk zeichnet sich gerade durch seine Localitäten, die Treue der Bilder, den fließenden Stil vor vielen seines Gleichen aus. Der Vf., der nach S. 270 nichts weiter beabsichtigte, als mit Beseitigung aller Bücherweisheit und Gelehrsamkeit in der schönen Natur zu leben und mit dem schönen Geschlecht umzugehen, belehrt ohne zu ermüden, beobachtet mit Scharf sinn und verräth überhaupt

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

einen höchst gebildeten Geist. Schade, daß er die Frauen selbst in den Nonnenklöstern auffucht, wodurch S. 278 ein förmlicher Roman sich entspinnt. Die Moral dieser Fabel lautet: „Also bey dem Lieben nur kein Ernst und bey dem Heirathen keinen Scherz, dann wird Alles gut gehen.“ Freylich spielen die Klöster eine gewaltige Rolle in einem Lande, das bey einer Bevölkerung von anderthalb Millionen *sechszigtausend* (!) Geistliche und in der einzigen Stadt Syrakus 196 (!) *Klöster* zählt. Dieser Krebs schaden verzehrt auch die besten Kräfte des eben so schönen als unglücklichen Landes. Er erklärt hinreichend den elenden Zustand des größtentheils den Händen unwissender Klosterbrüder anvertrauten Unterrichts der Jugend, bey welchem, um mit dem Vf. zu reden, „man die strengste Stallfütterung eingeführt hat, damit ja keiner für sich selbst suche und vielleicht etwas anderes genieße, als was man für gut befindet, ihm zu geben.“ Man begreift bey diesem Pfaffenheere den niedern Stand der eigentlichen Cultur, die dicke Finsterniß, die fast allenthalben verbreitet und mit Sorgfalt gepflegt wird; die wahrhaft abschreckende Sittenlosigkeit, die von den Geistlichen ausgeht (S. 305). Die Sicilianer sind ohnehin ein sehr träges Volk, ohne alle Industrie (S. 112). Dazu kommt die zweckwidrigste aller Verwaltungen (S. 114. 136), die das Land vollends zu Grunde richtet und den schreyenden Gegensatz der blaffen, ausgehungerten Gestalten mit der üppigsten Natur hinreichend erklärt. Was Wunder, wenn dann der Sicilianer im Gefühl seines Elendes ausruft: „*Siamo ridotti al estremo della miseria!*“ Trotz dem entschiedensten Unabhängigkeitsgeiste hat die Nation jetzt, so wenig als unter ihren frühern Erbohern, den Karthaginensern, den Römern, den Gothen, den Arabern, den Normannen, den Spaniern und Deutschen Ansprüche auf politische Freyheit: denn es gebricht ihr an Kraft, sich von den Banden der ärgsten Pfaffenherrschaft zu befreien. Dessen ungeachtet ist dort Alles ganz anders als in Italien, Alles viel südllicher. Wer Sicilien bereisen will, muß vermeiden, es ganz zu Fusse zu thun. Schon der schlechte Zustand der Landstraßen wird ihn von einer ungewohnten Sitte abhalten. Uebertrieben ist aber, was von der mit einer Reise durch die Insel verknüpften Gefahr gesagt worden, und es wird S. 191 nachgewiesen, daß dem Prof. *Schweigger* aus Königsberg selbst bey dem ihn betroffenen Unglück das Meiste zur Last fällt. Mit mehr Vor-

Hhh

sicht

sicht hätte auch er getroffen das „*cantabit vacuus coram latrone viator*“ auf sich anwenden können. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir wenigstens den Weg bezeichnen, den der Vf. genommen hat. Er beginnt mit einer Beschreibung von *Palermo* und seiner 130,000 Einwohner, deren öffentliches Treiben und Weben ein immerwährendes Karneval bildet. Mit der herrlichen Umgebung, der schönen Lage an einem gegen Nordost offenen Meerbusen zwischen den mächtigen, drey Stunden von einander entfernten Felsen *Pellegrino* und *Catalfano*, bilden die schmutzigen Straßen und deren verpestete Luft den unangenehmsten Gegensatz. Erst S. 89 geht die Reise weiter über *Morreale* (*Monte-reale*), *Sala di Partenico* nach *Trápani*, in dessen Nähe die Ueberreste des alten Tempels von *Segeste* und die geringen Ueberbleibsel eines Theaters und einer alten Stadt besucht wurden. Die Stadt (*Trápani*) treibt einen ausgebreiteten Handel mit Meersalz und verarbeiteten Korallen. *Marsála*, auf dem alten Vorgebirge *Lilibäum*, jetzt *Capo Boeo*, gelegen, hat ihren Namen von den Sarazenen erhalten, indem sie ihn *Marfa-Alláh* (Gotteshafen) wegen des schönen Hafens nannten, den indessen Kaiser Karl V. wegen der Barbaresken verschütten ließ. In *Mazzara* war der Gasthof so überaus schlecht, daß hier, wie noch mehrmals in der Folge, das von dem Erzbischof von Palermo, dem Kardinal Gravina an alle Klöster Siciliens mitgegebene Empfehlungsschreiben dem Reisenden gar sehr zu Statuten kam. Keine fünf deutsche Meilen davon liegen, bey *Campobello*, die Steinbrüche des alten *Selinunt*. Zu dem, was S. 126 von den Alterthümern von *Selinunt* gesagt wird, finden sich reichhaltige Nachträge in *Pietro Pisani's Memoria sulle opere di scultura in Selinunte ultimamente scoperte*. Palermo 1823, in den *Offervazioni sulle antichità in Selinunte illustrate dal Sig. Pietro Pisani*. Poligrafia Fiesolana 1825, und in *Herrmann Ringanum's* letzthin erschienenen Schrift: *Selinus und sein Gebiet*. Eine Abhandlung der Erd- und Völkerkunde Siciliens. Mit 1 Karte und andern Abbildungen. Leipzig 1827. Von der *palmosa Selinus*, wie Virgil sagt, führte der Weg über *Castelveterano*, ein gar elendes Nest, nach dem schön gelegenen *Sciacca*, mit 12,000 Einwohnern, in dessen Nähe die im Alterthum berühmten *Thermae Selinuntinae* befindlich sind. S. 140 wird *Girgenti* (Agrigent) beschrieben, wo der Domherr *Panittieri* eine auserlesene Sammlung von in der Gegend gefundenen alten Vasen, und der Maler und Architect *Politi* eine reiche Sammlung von verkäuflichen Alterthümern besitzen. Von den Alterthümern des Orts ist der *Tempio della Concordia* als Vignette auf dem Titelblatte abgebildet. Nach Besichtigung des in der Nähe befindlichen Schlamm-speyenden Berges, die *Makaluba* genannt, verließ der Vf. die Küsten, um ins Innere des Landes zu dringen, über *Caltanissetta*, einen hübschen Ort, der sich schon leidlich wieder erholt hat von der in der letzten Constitutionscomédie durch die palermitani-

sehen Patrioten erfahrenen Plünderung, — *Castrogiovanni*, den hochgelegenen Mittelpunkt Siciliens, das zwar 15,000 Einwohner zählt, aber kein einziges Wirthshaus besitzt; — *Calatagirone*, nächst *Palermo* die hübscheste Stadt auf der ganzen Insel, mit einem guten französischen Gasthofe; — *Modica*, das sich allein durch die S. 196 beschriebenen reichen antiquarischen Sammlungen des Barons *Giudica* auszeichnet; — die Troglodytenstadt im Thale von *Ispica*; — *Spaccafurno*, wo, wie in *Castelveterano*, der lebendige Felsen statt des Steinpfählers dient; — *Pachino*, das auf der Südspitze der Insel, *Capo Passaro* ehemals *Pachynum*, liegt, und *Noto*, auf der jetzigen Stelle erst nach dem Erdbeben vom J. 1693 erbauet. Von S. 209 an folgt die ausführliche Beschreibung vom alten und neuen *Syrakus*, wovon ein Plan nach dem des Cav. *Mirabella* gezeichnet, dem Buche als Zugabe dient. Die Ersieigung des Aetna, im Lande allgemein *il Mongibello* genannt, ward von der *bella Catanea* aus unternommen, einer Stadt, die bekanntlich aus und auf Lava erbauet ist. Dieser Ort besitzt die berühmteste Universität in Sicilien, was aber nicht viel sagen will, das seit dem Tode des Prinzen *Biscari* verwaiste Museum für sicilianische Alterthümer und das trefflich eingerichtete Cabinet des Barons *Gioeni* für Mineralogie und Conchylien. Nach einem etwas längern Aufenthalt in *Catania* wurden auf dem Rückwege berührt: *Acì Reale*, eine hübsche Stadt mit etwa 15,000 Einwohnern und nicht ohne Handel; das Fischerdorf *Giardini Taormina* (*Tauromenium*) mit mancherley Alterthümern, und *Messina*, wo einige Tage verweilt ward. Die Stadt zählt 40 — 50,000 Einwohner, der Hafen ist vorzüglich und aus diesem Grunde auch stark besucht. Drey Tage wurden zu einer kleinen Reise nach *Milazzo* und der Insel *Stromboli* oder *Strongoli*, mit mancherley Gefahren zur See verwendet. Bey der Ueberfahrt nach *Reggio* (S. 851) fand sich eine Gelegenheit, das bekannte Naturphänomen der Meer-spiegelung (*Mirage*) wahrzunehmen, das Hr. W. auch im Norden und namentlich auf den Küsten der Orlée und auf dem Bodensee beobachtet hat. Die Rückkehr nach *Messina* ward über die kleine Stadt *Scilla*, deren Bewohnerinnen als vollendete Schönheiten gepriesen werden, hart an der alten *Skylla* vorbei, ohne jedoch die Stelle der *Charybdis* näher bezeichnen zu können, wofür der sogenannte *Calofaro*, ein Strudel dicht bey dem Leuchthurm, angenommen wird — und über dem *Capo Pelorio* vollendet. Fast noch besser als das erste Mal gesehen dem Vf. sein S. 361 geschilderter wiederholter Aufenthalt in *Catanea*, von dem, wie von *Syrakus*, S. 376 noch Mehreres beygebracht wird. Bey Erwähnung des Bachs der *Cyane* (*la Fisma*) einige Worte über die darin in Menge wachsende Papyrusstaude, aus welcher der Ritter *Landolina*, nach der Weise der Alten, sehr schönes weißes Papier machte; ein Geheimniß, das er aber mit ins Grab genommen hat. Als Probe von der sicilianischen Mundart theilt der Vf.

Vf. S. 242 die Uebersetzung von Horaz's vierter Ode des ersten Buchs mit. Sie ist von *Meli*, der für den berühmtesten aller sicilianischen Dichter gilt, und dem zu Ehren, wie wir hinzufügen können, eine eigne Denkmünze erst vor wenigen Jahren geprägt ward.

LITERATUR - und SPRACHKUNDE.

- 1) PARIS, b. Didot: *Choix des Poésies originales des Troubadours*. Par M. Raynouard. 1816 — 1821. T. I. XXXII u. 447 S. T. II. CLXIV u. 819 S. T. III. 475 S. T. IV. 476 S. T. V. VIII u. 476 S. T. VI. LXVIII u. 412 S. 8.
- 2) TOULOUSE, b. Cadet: *Le Parnasse occitanien ou Choix des Poésies originales des Troubadours, tirées des manuscrits nationales*. 1819. XLIX u. 404 S. 8.
- 3) ZWICKAU, b. Gebr. Schumann: *Die Poesie der Troubadours*. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt von Friedrich Diez, außerordentl. Prof. an d. k. Preuss. Rhein-universität. 1826. XX u. 360 S. 8. (1 Kthl. 16 Gr.)

Das harte Urtheil, das mehrer Kritiker über *Mil-lot's Histoire littéraire des Troubadours* sogleich bey dem Erscheinen derselben (1774) fällten, wurde vierzig Jahre lang von ~~den~~ Seiten wiederholt, während die französischen und nicht-französischen Literatoren und selbst die gelehrten Verfasser der spätern Bände der *Histoire littéraire de France* Millot's Werk als das vollständigste und bequemste benutzten und copirten, zuweilen ohne die Quelle zu nennen, aus der sie schöpften. Nach der Herausgabe von *Raynouard's Choix des poés. orig. des Troubadours* war die Kritik ohnehin entschieden, daß *Mil-lot's* mittelmässige Arbeit nun völlig überflüssig und unbrauchbar geworden sey. Was ist das Wahre an der Sache? Der fleissige *Sainte-Palaye* hatte eine unzählige Menge von Gedichten der Troubadours gesammelt, viele vollständig, manche nur theilweise, je nachdem er sie für anziehend hielt oder des Sinnes der oft dunkeln Sprache Herr wurde, übersetzt und einzelne Bemerkungen beygefügt; er erreichte sein Ziel jedoch bey dieser gelehrten Bestrebung so wenig, wie bey mehreren andern, z. B. seinem Glossar der altfranzösischen Sprache, und seine Papiere gingen in *Millot's* Hände über, der sich seinem Charakter gemäß (*d'Alembert* nannte ihn den bescheidensten Mann, den er je gekannt) über seine Arbeit aussprach, daß eine Arbeit, wie diese, seinen Studien und Neigungen fremd war, daß er an Liebesliedern wenig Geschmack fand, daß er das Ganze eher als historische Vorarbeiten zu betrachten gesonnen war, und daß er *Sainte-Palaye's* Papiere bloß ordnete, seinen Uebersetzungen zuweilen nachhalf und das *Langweilige der Untersuchungen* durch die vorgefundenen Bemerkungen sich ersparte. Man kann kaum einfacher, bescheidner, naiver sich ausdrücken.

Er maßt sich nicht an, das Provenzalische zu verstehen, über die Sprache der Troubadours neues Licht zu verbreiten und den eigenthümlichen Charakter der Poesie derselben alleitig zu ergründen: durch die Biographien und die Werke der Dichter wollte er ein Bild von ihrer Poesie und dem Culturzustand jener Zeit geben, und diese Aufgabe hat er nach Kräften gelöst. Rec. behauptet, daß keins der drey anzuzeigenden Werke überhaupt, oder doch in der Art, wie sie sind, erschienen seyn würde, wenn *Sainte-Palaye's* und *Millot's* Vorarbeiten nicht gewesen wären. *Cuique suum*.

Unser Zeit konnte das schwache Abbild, welches jede, auch die beste Uebersetzung von dem Kunstcharakter der provenzalischen Poesie gewährte, kaum genügen; wir wollten die Originale kennen lernen und uns an der Quelle über alles das unterrichten, was auf die Kunst und das Leben der Troubadours Bezug hat. Dieses Bedürfnis fühlte *Raynouard* und suchte ihm durch das unter Nr. 1. verzeichnete Werk abzuheffen. Im südlichen Frankreich (zu Brignoles, also in der eigentlichen Provence) geboren und erzogen, und vertraut mit dem Dialect der Provenzalen, später zu Paris im Besitz aller Handschriften *Sainte-Palaye's* sowohl, wie der Originale in der königl. Bibliothek; durch seine literarischen Verbindungen und seinen Ruf in den Stand gesetzt, sich den größten Theil der in Frankreich, der Schweiz und Italien zerstreuten Handschriften provenzalischer Dichter zu verschaffen, und erfüllt von Liebe für seinen Gegenstand, wie es sich von ihm, dem Dichter, erwarten liefs, begab er sich an die eben so ausgedehnte als schwierige Arbeit, um in einem Fache neue Bahn zu brechen, in welchem bisher so wenig geschehen war. Denn, wenn auch von pragmatischen Dichtern selbst, namentlich von *Ugo Faidit* und *Raimond Vidal*, Einiges über die Grammatik der provenzalischen Sprache, angedeutet, von *Bastero* in seiner *Crusca provenzale* mancherley darauf Bezügliches berührt worden war: so hatte man doch vorher jene Notizen weder näher geprüft, noch versucht, die Formenlehre dieser Sprache vollständig aufzustellen. So nothwendig es war, daß der Herausgeber einer Auswahl provenzalischer Gedichte mit sich selbst über den philologischen Theil des Studiums ins Reine kam, so zweckmässig war es, dieser Literatur durch vorbereitenden Unterricht und eine ausgedehnte Beyspielsammlung, welcher eine wörtliche Uebersetzung beygegeben war, gewissermaßen Freunde zu erwerben und sie für das Studium derselben zu bilden. Dies war die Aufgabe des ersten Bandes des *Raynouard'schen* Werks.

Der Vf. stellt zuerst *historische Proben des Alterthums der Romanischen Sprache* auf. Wir müssen uns sogleich gegen seine Bezeichnung „*Romanische Sprache*“ erklären. Romanisch (*romans* oder *lingua romana*) wurde zwar auch die Sprache der Troubadours genannt: was aber nannte man nicht Ro-

Romanisch? Bey *Du Fresne* sind viele hierher gehörige Stellen gesammelt; *A. W. v. Schlegel* hat sie schon in seinen *Observ. sur la litt. prov.* vermehrt; daran schliessen sich noch folgende:

*Ki touz soter se faisoient
Ki Casun a sun fiz aprent,
Si en Latin nel set entendre
Ici le pot en rumains aprendre*

(*Bennet Coll. Libr. Cod. 405, 24. fol. 317 a.*) In *Robert de Brune's Chronicle*, ed. *Hearne*, heisst es S. 106:

*Frankis spech is cald romanoe,
So fais clerkes qnd man of Frances.*

Bey *Warton* (*Hist. of Engl. poet. 2. Edit. T. 1. S. 82*) ist folgende Stelle aus einer Handschrift mitgetheilt, welche die Sprache, deren sich *Groffteste* in seinem sogenannten *Chateaud'amour* bediente, entschuldigen soll: „*Et quamvis lingua romana coram clericis saporem suavitatis non habeat, tamen pro laicis qui minus intelligunt opusculum illud aptum est.*“ Wie weit diese Bezeichnung östlich und westlich von der eigentlichen Provence umgriff, ist bekannt. Es ist daher kein Zweifel, daß der Ausdruck zu allgemein sey: muß man nun den Namen *Limosinisch* als zu speciell und den *Occitanisch* als ein von den Neuern erfundenes Behelfswort gleichfalls verwerfen, so ist die Bezeichnung *Provenzalisch*, deren man sich während oder doch kurz nach der besten Zeit der Poesie der Troubadours bediente und die auch, geographisch betrachtet, charakteristischer ist, denn jede andere, als die passendste anzusehen. — Das Alterthum der romanischen Mundarten hat R. genügend dargethan. Die bey *Mabillon* (*Anal. vet. S. 170 u. 171*) angeführten Litaney-Responen: „*Ora pro nos*“ und „*Tu lo juva*“ sind freylich geringfügig; auf erstere legt *Mabillon* selbst gar keinen Werth, da nicht anzunehmen ist, daß man, wie doch die mitgetheilten Formeln besagen, zugleich „*ora pro nos*“ und „*ora pro nobis*“ gesprochen. Der Mißgriff fällt um so leichter dem Abschreiber anheim, je vielfachere Gestalten das schon in den Handschriften aus dem Xten Jahrh. oft seltsam gestaltete *vob* und *noß*, später in den Manuscripten annahm. Das „*Tu lo*“ (bey *Mabillon* l. l. „*tulo*“) weicht allerdings sehr von den Responen in den Litaneyen ab, indessen kommt, R's Behauptung entgegen, *tu* in alten Litaney-Responen mehrfach vor (s. *Canisii* *Antiq. lect. Vol. II. p. III. S. 202 fg.*). Aehnliche Ansicht hat *Rec.* von des Vf. fernern Citate (S. IX), wo Franken oder Gothen, Bewohner der südlichen Provinzen von Frankreich und „Soldaten des *Commentiolus*“ die merkwürdigen Worte: „*Torna, torna, fratre, retorna*“ ausgerufen haben sollen. Zuverlässig hätte der gelehrte Vf. wohl andeuten können, daß *Du Fresne* bereits nicht

nur diese Stelle (l. v. *retornare*) angeführt, sondern auch die ganz unhistorische Vermuthung geäußert hat, *torna* sey von „*Germanis vel Francis nostris*“ in Gallien eingeführt worden! Dann ist, wie schon *Schlegel* bemerkte, *torna* der regelmäßige Imperativ eines in der spätern Latinität aufgenommenen Verbums (*Observ. sur la lit. provençale*, S. 48); es bleibt also nur *fratre* statt *frater*, und die Verletzung dieser zwey Buchstaben mag dem Copisten leicht anheimfallen. — S. X. finden wir Hn. R. durch die vorgefaßte Idee des hohen Alterthums der romanischen Sprache noch weiter irre geführt. Nach der hier aus *Aimoin* mitgetheilten Stelle sprach sogar der Kaiser *Justinian* schon romanisch. Die Originalstelle, welche, nebenher bemerkt, nicht zu S. 71, wo bloß das Wörtchen *daras* zu belegen war, gehörte, sondern S. X. ihren Platz finden mußte, lautet so: *Augustus efficitur Justinianus, qui nihil moratus, collecto exercitu contra barbaros est profectus et commissa pugna, fugatisque hostibus, regem se eorum cepisse gavisus est. Quem in solis regni iuxta se sedere fecit, et ut provincias, quas Romanis eripuerat, sibi restitueret imperavit. Cui ille, non, inquit, dabo. Ad hoc Justinianus respondit: Daras. Pro cuius novitate sermonis civitas eo loci constructa est cui Daras nomen est.* *Aimoin*, lib. 2. cap. V. Die letzte Phrase erklärt den unschuldigen Scherz so vollkommen, daß Hr. R. Anstand nehmen mußte, dieselbe, wenigstens bey Führung seines Beweises l. c., mitzutheilen, weshalb wir denn vielleicht auch die Originalstelle an einem so unpassenden Ort finden, und da, wo es auf den Beweis ankam, mit einer englisirten französischen Uebersetzung abgefertigt werden. — Gegen die folgenden Beweistheilen haben wir nichts einzuwenden; die von S. XXV mitgetheilten Ansichten einiger Neuern, die in diesem Felde eben nicht sehr bewandert waren, konnten zur Ersparnis des Raums wegbleiben und befähigen Beweisen Platz machen, die der Vf. besonders in den Städtegeschichten des südlichen Frankreichs hätte finden können, in welchen noch köstliche Schätze für den Historiker wie für den Sprachforscher zerstreut sind. Wenn sich keine Beweise einer, den bisher bekannten sprachlichen Denkmälern vorhergehenden, allen Galliern gemeinschaftlichen Sprache (und, wie wir hinzusetzen möchten, einer Cultur der Poesie) auffinden lassen, welche als der Stamm der zwey im 9ten Jahrh. sich trennenden Mundarten des südlichen und nördlichen Frankreichs angenommen werden können: so bleiben diese Städtegeschichten die besten Belege für unfres Vf's. Ansicht, sowohl wegen des Alters der Urkunden, wie auch wegen der früh fixirten Formenlehre des Provenzalischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

LITERATUR und SPRACHKUNDE.

- 1) PARIS, b. Didot: *Choix des Poésies originales des Troubadours*. Par M. Raynouard u. f. w.
- 2) TOULOUSE, b. Cadet: *Le Parnasse occitanien ou Choix des Poésies originales des Troubadours, tirées des manuscrits nationales* u. f. w.
- 3) ZWICKAU, b. Gebr. Schumann: *Die Poesie der Troubadours* — — dargestellt von Friedrich Diez u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Einleitung folgen *Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane*, in welchen die Grammatik dieser Sprache vor dem Jahr 1000 darzustellen zum ersten Male in dieser Ausdehnung versucht wird. Die Ansichten des Vfs. über die Bildung der neuen Sprachformen sind kurz folgende: 1) das Substantiv der neuen Sprache bildete sich, indem die charakteristische Endung des lateinischen Accusativs oder zuweilen die des Nominativs wegblieb (*Art*, *hom* von *Artem*, *homo*), oder in der Endsylbe ein Vocal ausfiel (*corps* von *corpus*); bey manchen Wörtern machte die Contraction ein, die Härte der Consonanten aufhebendes *e* am Ende nöthig (*oracle* von *oraculum*); andere Wörter behielten die lateinische Endung. Das Adjectiv hat sich wie das Substantiv gebildet. Der Artikel ging aus dem lateinischen *ille*, *illa* etc. hervor; der Genitiv und Dativ nimmt *de* und *a* als Ersatz der verlorenen Biegung, während Nominativ und Accusativ, bereits in den meisten Wörtern durch das Daseyn oder Nichtdaseyn des *s* (*amig*s, *amig*, ersteres Nom. letzteres Accusativ einfacher Zahl, von dem lateinischen *Amicus*, *amicum*; *amig*, *amigs*, Nom. u. Acc. plur., von dem lateinischen *amici*, *amicos*) unterschieden, den Artikel zu genauerer Bezeichnung des Gegenstandes zu sich nehmen, wie das spätere Latein *ille* und *iste* bereits häufig angewendet hatte. Die Fürwörter traten theils mit Abkürzungen theils unverändert aus dem Lateinischen über. 2) Das Zeitwort mußte sich Abkürzungen und Zusammenziehungen eben so sehr fügen wie Hauptwort und Fürwort. Das Futurum weicht ganz vom Lateinischen ab und wird durch Zusammensetzungen des Infinitivs, des Zeitworts und des Präsens von *aver* gebildet; dieses Hülfszeitworts bediente man sich gleichfalls, die vergan-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

genen Zeiten, und *esser* und *estar*, das Passiv zu bilden. 3) Die Partikeln erlitten dieselben Veränderungen, welchen die übrigen Redetheile unterworfen wurden.

Als das wichtigste stellt sich hier die Bildung der Casus nach dem Muster der zweyten Declination der Lateiner heraus, da die Sprache der Troubadours derselben ganz treu geblieben. War die Regel, nach der man hier verfuhr, vor Raynouard unbekannt? Fast sollte es so scheinen, denn unser Vf. sagt nicht mit einer Sylbe davon, daß jemand vor ihm etwas Aehnliches gesagt habe. Es ist möglich, daß er die Entdeckung gemacht hat, wenn es gleich fast unmöglich scheint, daß sie jemanden entgehen könne, der einige Seiten Romanisch mit Aufmerksamkeit liest. Ug Faidit und Raymon Vidal haben jedoch die Regel schon gegeben. Bastero (*La crusa Provenz.* S. 139) führt folgende Stelle an: *E non se pot connoisser ni triar l'accusatiu del nominatiu, sino que per so, que l'nominatiu singulars quan es masculis, vol S en la fin, e li altri cas no l'volen. E l'nominatiu plurals no l'vol e tuit li autre cas volen lo en lo plural.* — Wie mit den beiden angedeuteten Arten zu decliniren noch eine dritte, dem Lateinischen näher stehende bey einzelnen Wörtern bestand, scheint dem Vf. entgangen zu seyn. *Hom* und *om* (*homo*) kommen z. B. als *nom. sing.* in dem alten Gedichte über Boethius (nach Raynouard gegen Ende des 10ten Jahrh. verfaßt) v. 92, 102, 107, 176 und 225 vor; *ome* als *Accus. Sing. ibid.* v. 126; f. auch *Parn. Occit.* S. 27; *omne* als *Nom. plur. ib.* v. 172, 228 und 233; *omes* als *Accus. plur. ib.* v. 85 u. 154. *Hom* gehört zu den Wörtern, welche, ihrer ursprünglichen Form gemäß, das *s* im *Nom. Sing.* verwarfen; die Troubadours find dieser Regel größtentheils getreu geblieben; so sagt Bernhard von Vendatorn:

*Nuls hom non pot hen chançar
Sans amar.*

Auch die Dehnung des Wortes in den andern Casus der einfachen Zahl, die wir im alten Gedichte über Boethius finden, haben die Troubadours beybehalten; der Graf von Poitiers z. B. sagt:

*Que miels foren cavalguats
De nuls homs a viden.*

Die Ableitung der romanischen Haupt- und Beywörter vom lateinischen Accusativ hat A. W. v. Schlegel (*Observ. sur la lit. prov.* S. 57 ff.) zu bestreiten

lii
ver

verfucht; seine Gegengründe sind jedoch ohne Halt, und wenn er den Ablativ statt des Accusativs als Normal-Casus setzen will, so finden sich bey einzelnen Wörtern dieselben Schwierigkeiten, wie R's Hypothese sie bietet. *Corps* z. B., schon im Gedichte über *Boethius* vorkommend (v. 28, 181 u. f. w.), zeugt eher für R's Annahme; so das oft gebrauchte *deu*, *nom*, *cap*, *peitz* (von *deum*, *nomen*, *caput*, *pectus*). R's Annahme in dieser Hinsicht beschränkt sich durch seine eigene Darstellung, die Hr. v. Schlegel zugeben scheint, daß das Volk, das die Vulgarsprache redete, nicht immer genau gewußt habe, welchen Casus es verstümmelte. Der Beweis davon liegt sogleich in dem bekannten Schwur Ludwigs des Deutschen, wo z. B. der Accusativus *eccisum meum fratrem Carolum* durch „*cist meon fradre Karlo*“ wieder gegeben ist. Man vergleiche die erste beste Stelle in den viel spätern Poesien der Waldenser (vom J. 1100):

*En aquel temp fo Abram, baron placzent a dio,
E engrenu un patriarcha dont foron li Judio:
Nobla gent foron aquilh en la temo de dio etc.
La nobla Leyezon. v. 139 — 141.*

Man sieht hier nicht nur das Willkürliche in Behandlung der lateinischen Casus, sondern auch das Vergehen der Regel des Nachlauts im Nominativ.

Die Behauptung des Vfs., S. 68, daß die dritte Person der einfachen Zahl des Präsens Indic. sich „*par la suppression du T des Latins*“ bilde, hat R. selbst später (S. 264) wieder beschränkt. Das Gedicht über *Boethius*, hatte ihn widerlegt: es finden sich da folgende Wörter: *sunt* (neben *son* und *sun*) v. 21 und 218; *ant* (auch *an*) v. 77; *estant*, v. 76; *prent*, v. 132; *pot*, v. 172, 177 ff.; *pent*, v. 192. Wie weit herab sich dieses T erhalten hat, weiß der Vf. I. I. selbst nach, und nimmt seiner Behauptung somit ihre Allgemeinheit, welche wir anfechten. Eben so wenig möchte haltbar seyn, was Hr. R. S. 77 über das Zeitwort *aver* vorbringt. Es heisst hier: *Tandis qu' Habemus, Habetis ont produits Avem, Avets, on peut s'étonner que Habeo, Habes, Habet aient été remplacés par Ai, As, A, et Habui par Aig, etc. et que la consonne g ait dominé dans plusieurs temps et notamment dans le participe passé Agut. Pour expliquer ces anomalies, j'observerai que les Goths avoient deux manières d'exprimer Avoir; c'étaient les verbes Haban et Aigan. Le verbe Aigan faisait au part. présent Aigands; la première personne du présent de l'indicatif était au singulier Aih et au pluriel Aigum. Il est vraisemblable que ces formes du verbe gothique Aigan ont introduit dans la langue romane, et le présent de l'indic. Ai, As, A, et les autres temps où le g domine, Agui, Agues, Agut etc.* Der Vf. bedenke, daß man im Romanischen auch *Ha*, er hat, statt *A* geschrieben findet (*La nobla Leyezon* v. 44, 109, 213, 441 u. a. m.) so wie *Ei* statt *Ai*, welches *Ai* oder *Ei* sich zu *habeo* verhält, wie *au*, ich höre, zu *audio*; *dei*, ich muß, zu *debeo*; *lau*, ich lobe zu *laudo*. Aehnliche Bey-

spiele s. *Adrian's Grunds. zu einer prov. Gramm.* S. 51. Dafs mah in *Agui, aguis* etc. das lateinische *habui*, *habuisti* nicht verkennen kann, während *aig*, ich hatte (in den Handschriften gewöhnlicher *aic*), sich nach denselben Grundätzen der neuen Sprache umgeformt, wie *bec*, ich trank; *dec*, ich mußte; *moc*, ich bewegte; *poc*, ich kannte; *sec*, ich setzte; *tec*, ich halte oder hielt, u. v. a.; und das *part. pass. agut* den romanischen Participien *begut* (getrunken), *degut* (gedurft), *pogut* (gekonnt), *tengut* (gehabt oder gehalten) u. f. w. ganz ähnlich gebildet ist; nicht weniger ist das angeführte *agues*, ich hätte, aus *habuissim* entstanden.

Die nun folgende Grammatik der romanischen Sprache (oder wie der Vf. richtiger auf dem Titelblatte des ersten Bandes sagt, der Sprache der Troubadours) ist diejenige Leistung des gelehrten Raynouard, welche wie als die schwierigste, so als die wichtigste sich darstellte. Er hat die Aufgabe mit seltener Umsicht, Sachkenntniß und Genauigkeit gelöst und sich dadurch um die Sprachwissenschaften in hohem Grade verdient gemacht. Je aufrichtiger unser Lob ist, desto weniger schmälern einzelne Ausstellungen das ehrenvoll und mühsam errungene Verdienst des Vfs., der in diesem Felde zuerst den Weg gezeigt und durch seine Anthologie weitere Forschungen veranlaßt und erleichtert hat. — Je schwieriger es war, über die Aussprache des Provenzalischen zu reden, desto eher mußte für die dieser Mundart ganz Unkundigen einiges Andeutende gesagt werden. Die unvollständigen Angaben *Bastoro's* (*crusca* prov. S. 119. ff.) und einige Bemerkungen von *Rochevade* (*Essai d'un glossaire occitan. Préface* p. XLVIII, ff.) sind nur geeignet, uns fñhlen zu lassen, daß hier noch Schwierigkeiten genug sich finden. S. 110 spricht der Vf. von dem Artikel und dessen Gebrauch in den verschiedenen Casus. Bey dem Dativ. Femin. *a la* ist nicht bemerkt, daß man auch *al* statt *a la* sagte; z. B. *al dia clar* (Ged. v. *Boeth.* v. 60); *al ombra d'un telh* (*Gavauda. L'autre dia* etc.): S. 120 scheint dies der Vf. jedoch andeuten zu wollen. *El* ist nicht als *Dat. masc. sing.* anzusehen, sondern steht immer statt *en el*; das Beispiel, das Hr. R. S. 112 anführt, spricht am besten gegen seine Theorie:

*Amicx, ben leu deman morras,
E doncx pos seras mes el vas,
Aver pueis que te faria?*

deutsch: „Freund, vielleicht wirst du morgen sterben und folglich, nachdem du in das Grab (*en el vas*, was der Franzose freylich durch den Dativ [*au tombeau*] giebt) gelegt seyn wirst, was wird dir dann Besitzthum (*avor*) helfen?“ So im Ged. über *Boeth.* „*El Capitoli . . . veng lo reis*“ (In das Capitol kam der König). — In der Abhandlung über die Declination vermißt man manches. Der Vf. spricht nur von Wörtern, die im *Nom. sing.* und *Acc. plur.* das *s* haben, und in den übrigen Casus es wegwerfen; die das *s* in allen Casus behalten; die sich auf *aire*, *eire* und *ire* endigen, und die weiblichen auf *a*. Nie-

Niemand hatte mehr Mittel um sich, jene Lehre von dem Wegfallen und Nichtwegfallen des auslautenden *s* sicher zu stellen, als unser Vf.: offenbar geht er zu weit, wenn er S. 122 behauptet: „*Au singulier l's final attaché à tous les subst. mascul. et à la plupart des subst. fem. qui ne se terminent point en a, désigne qu'ils sont employés comme sujets, c'est-à-dire qu'ils remplissent la fonction du nominatif ou du vocatif; et l'absence de l's désigne le régime direct ou indirect.*“ Der Ausnahmen von dieser Regel giebt es so viele, daß durchaus angenommen werden muß, man habe häufig entweder bloß den Wohlklang bey dem Gebrauch dieses *s* zu Rath gezogen oder sich nicht überall und immer der Regel gefügt. Betrachten wir die Wörtchen *joi*, *cor* und *amor*, die fast auf jeder Seite der Handschriften vorkommen; Beyspiele mögen sprechen: „*Tals joi m'es promes*“ (solche Freude ist mir versprochen), *moncuc. Brquan* etc. Man frage das Ohr, ob es hier R's Regel folgen und *jois* lesen will? „*Ara no m'val joi*“ — „*Joi mi dona razo*“ etc. — „*Mon joi es doblatz.*“ *Garauda. Desentparatz* etc. „*Amors e joi s'i enclau*“ (wörtlich: Liebe und Freude schließt sich darin [in dem Schlosse] ein, das Schloß umschließt Liebe und Freude). *P. Vidal. Mon cor* etc. *Tan ric joi non m'atanh.* *Balaun. Mon vers* etc. *Tan m'es-dos* (füß) . . *el joi.* *P. d'Alvernhe. De jost* etc. — In dem Gedicht von *Peyrols: Manta gent* etc., kommen *cor* und *cors* als Accus. Sing. vor. Die erste Strophe eines andern Gedichtes von ihm fängt an: „*Quant Amor trobet partit mon cor del sen pensamen;*“ die zweyte: *Amors, tan vos ai servit;* der Nominativ verwarf also das *s*, der Vocativ behielt es, wogegen die vier ersten Strophen eines Gedichtes von *Barjols (Parnasse Occit. S. 96)* mit dem Vocativ „*Amor*“ anheben. So finden sich die Eigennamen unzählige Male ohne das auslautende *s* im Nom. und Voc. — *Flor* ist nicht selten die Nominativform, z. B.: *Folh e flor s'expandis.* *St. Antoni. Lo clar temps* etc. — Eben so wenig will sich *Ram* der R'schen Regel fügen. In der provenzalischen Uebersetzung des neuen Testaments (K. Bibl. zu Paris, Nr. 8086) ist die Stelle Matth. 24: *Cum jam ramus ejus* etc. durch die Worte: *Cò ja li ram de lui* etc. wiedergegeben; der Nom. plur. müßte *ram* heißen und doch sagt *Alazais de Poiragues: E son sec li rams pels plais.* (*Parn. Occit. S. 27.*) — Wir fragen ferner: wie sind Wörter zu decliniren, die auf *i*-endigen? *Borneill* sagt in dem Lied: *No pòsc sufir* etc.:

*Una noich (Nacht) sommiei en pascor (im Frühling)
Tal somni que m'fex esbaudir....*

El somi tenc a grand folor....

Crei (ich glaubte) que l'sommi fia versatz etc.

Wollte man in der letzten Zeile lesen: „*qu'el somni*“ (daß in dem Traume), so würde diels von wenigem Belang seyn, da wir bey R. selbst Wörter auf *i* in allen Casus finden. *L'evangelì di* (das Evangelium sagt) Bd. 2. S. 86 u. 109. *Demoni* ib. S. 113 als Nom.; S. 90 als Accus.; *lo servici, al judici,*

ib. S. 106 *li vici* als Acc. plur. *ib. S. 118* *lei* (*ley*) als Nom. und Acc. *ib. S. 82, 85, 87* u. f. w. — Unter den Wörtern die mit *e* endigen, bieten manche auf *aire* etc. eine doppelte Form des Vocativs; *paire, maire, fraire, aire, Peire* etc. behalten ihre Form in den abhängigen Casus; die auf *-atge* fügen sich nicht immer der Regel, z. B.: „*Era un lengatge entre tota la gent*“ (*R. Bd. 2. S. 80*) „*Tot l'unan lignage anava a perdieion*“ *ib. S. 85* „*De lignage de rey*“ *ib.* — „*Li tengatge* (nom. plur.) *foron*“ etc. *ibid. S. 81.* — „*Saupron li lengatge*“ (acc. plur. „*Sie verstanden die Sprachen*“) *ib. S. 93.* — Eben so geht *verge* (*virgo*) durch alle Casus der einfachen Zahl; in der vielfachen nimmt es durchweg ein *s* zu sich: *verges* oder gewöhnlicher *verjes.* — S. 120 meint der Vf. die ursprünglich mit einem *s* endigenden Wörtern allein seyen unveränderlich; es ist mit vielen andern Wörtern eben so: in der *Nobla Leyczon* (v. 409 u. 410 heist es: „*Tuit li papa e tuit li aba.*“ „*Es un segnor dio local*“ etc. (Es ist ein Herr Gott, der ..) *ib. v. 444.* „*Local es un segnor de li segnor*“ (der Herr der Herren *ist*) *Lo novel Sermon R. Bd. 2. S. 108,* wo *senhor* in dem nächstfolgenden Vers auch als Accus. Sing. zu finden ist. — Diese Beispiele, welche sich noch sehr vervielfältigen ließen, werden schon hinreichend beweisen, nicht sowohl daß die vier Declinationen unsers Vfs. nicht alle Fälle einschließen, als daß die neue Sprache sich nicht immer einer so grossen Regelmäßigkeit fügte, wie Hr. R. an ihr zu preisen öfter Gelegenheit nimmt. Da es zu weit führen würde, der provenzalischen Grammatik auf diese Weise zu folgen, so gehen wir zu dem zweyten Bande des R'schen Werkes über, wo der Vf. über die *Poesie der Troubadours* und die *Minnchöhe* spricht, sodann *ältere Denkmale der romanischen Sprache* mittheilt und ihre *verschiedenen Richtungsarten* untersucht. Da hier vorzüglich das unter Nr. 3 verzeichnete Werk eingreift und zu Vergleichen Veranlassung giebt, so vermeiden wir Wiederholungen, wenn wir beide Werke zusammenstellen.

R. will, nach S. III, vorerst eine Vorstellung von dem ritterlichen und poetischen Geist, von dem anziehenden und sinnreichen Talent, dem Lebendigen und Ergreifenden, dem kühn und ernst Kräftigen der Poesie der Troubadours geben, indem er eine Uebersetzung verschiedener Bruchstücke aus ihren Werken mittheilt. Eine solche freye prosaische Uebersetzung giebt aber nirgends den Geist eines poetischen Kunsterwerkes wieder, und wir finden hier nur nach einem gewissen Systeme zusammengestellt, was wir bey *Millot* aus drey Bänden zusammensuchen müssen. Die Uebersetzung R's hat auch nur geringe Vorzüge vor der in *Millot's* Werke, wie ein Beyspiel beweisen soll. Die Gräfin *de Dia* singt (*A chantar m'er* etc.):

*Valer me deu mos pretz e mos parages
E ma beutat e plus mas fis corages:*

*Per qu'ieu vos m'en lai en es vost' estoges
Esta canço que me sia messatges.
E vol saber, lo meut dels amics gens,
Per que m'etz vos tan fers ni tan salvatges,
Si us o fai far orgolhs o mal talens*).*

Millot, T. I. p. 173. Raynouard, T. 2. p. XLII.

Si mon mérite, ma naissance, ma beauté ne vous parlent point assez en ma faveur, rendez justice à mon cœur: vous n'en trouverez jamais aussitendre. Quelque part que vous soyez, je vous envoie cette chanson pour messager. Je veux savoir, mon noble et bel ami, pourquoi vous m'êtes si cruel. Êtes-vous fier? est-ce aversion?

Je devrais compter sur mon mérite et sur mon rang, sur ma beauté, encore plus sur mon tendre attachement; aussi je vous adresse, cher ami, aux lieux, où vous êtes, cette chanson, messagère et interprète d'amour; oui, mon beau, mon aimable ami, je veux connaître pourquoi vous me traitez d'une manière si dure, si barbare? Est-ce l'effet de la haine? est-ce l'effet de l'orgueil?

So gedehnt und schleppend, wie hier, sind die meisten Uebertragungen R's. Anders verhält es sich mit der Abhandlung über die verschiedenen Dichtungsarten der Troubadours, welche den zweyten Band beschließt und eine lehrreiche Vorarbeit für weitere Untersuchungen, wie Hr. Diez sie anstellte, abgeben mußte.

Der letztere setzte sich in seinem Werke hauptsächlich vor, „die eigenthümlichen Züge und Verhältnisse, welche die Kunst und das Leben der provenzalischen Dichter bezeichnen, aufzufassen und durch die wichtigsten Zeugnisse bewahrheitet hervorzustellen.“ S. XIII. Er erörterte zuerst das Geschichtliche, verbreitete sich dann über Form und Inhalt der Liederpoesie, worauf er die erzählenden und belehrenden Gedichte der Troubadours betrachtet und mit Untersuchungen über das Verhältniß der provenzalischen Poesie zu der des Auslandes schließt; ein Anhang theilt sprachliche Bemerkungen und einige provenzalische Gedichte mit. Rechnet man jene Erörterung über das Verhältniß der provenzalischen Poesie zu der altfranzösischen u. s. w. ab, so hat sich R. über alle diese Beziehungen mehr oder weniger ausführlich geäußert, und es fragt sich, in wie fern die Hauptgesichtspunkte der beiden Schriftsteller übereinstimmen.

In der Abhandlung über Geist und Schicksale der Poesie der Troubadours (S. 13—84) geht Hr. D. seinen eigenen Weg. Nachdem er eine gebildete und kunstmäßige Poesie im südlichen Frankreich aus der Sittenverfeinerung des Adels sich entwickelnd und durch die ersten Kreuzfahrten sich ausbildend nachgewiesen und das Unzulängliche der Beweise für

das Bestehen förmlicher poetischer Gesellschaften und eigentlicher Kunstschulen dargethan, sucht er den Begriff von Troubadour und Jongleur zu fixiren. Er sagt S. 32: Man nannte *Jongleurs* alle die, welche aus der Poesie oder Musik ein Gewerbe machten, Troubadours aber, welche sich mit der Kunstpoesie beschäftigten, wes Standes sie immer seyn mochten, gleichgültig, ob sie zu eigener Lust, oder um Lohn dichteten. R. hat die meisten hierhergehörigen Stellen (Bd. 2. S. 157—162) zusammengestellt und ziemlich unbestimmt gelassen, ob man bey den Bezeichnungen Troubadour und Jongleur immer einer festen Regel gefolgt sey oder nicht: S. 160 lesen wir: „Les jongleurs... composaient eux mêmes des pièces de la musique et méritaient ainsi de prendre rang parmi ces poètes (den Troubadours nämlich);“ und S. 161: „L'art du jongleur était très-inférieur à la profession du Troubadour.“ Es ist kein Zweifel, daß man in Süd-Frankreich die Dichter, Sänger u. s. w. ohne Unterschied *Jongleurs* genannt hat. Gr. Riquier's Gesuch an den König von Castilien, im Anhang zu D's Werk mitgetheilt, zeigt dies hinreichend; er sagt: „In Spanien nenne man alle, die Instrumente spielten, *Jongleurs*, die Poffenreißer *Remondadors*, die Troubadours *Segriers* an allen Höfen, in der Provence aber hießen alle *Jongleurs*.“

— Adordenes

*Es pre ben en Espanha...
Hom apela joglars
Totz sels dels esturmans,
Et als contrasfanzs
Diz hom remondadors,
E ditz als trebadors
Segriers per totas cortz...
Pero tug son joglar
Apelat en Provença etc.*

An einer andern Stelle bittet er den König, „daß diejenigen, welche das wahrhaftige und echte Dichten verständen, und Lieder und Canzonen und andre gute Gedichte zum Nutzen, Unterricht und Belehrung, dauernd für alle Zeiten, machten, nicht gleicherweise mit den Jongleurs benannt werden möchten.“

*„Sels, que en saber
De Trobar fers e ver
E fan vers e canços
E dautres trobars boz
Per profeitz e per seix
E per ensenhamens
Durables per tot temps
Que no fan assemps
Ab los joglars nomnats.*

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Lesart *valer me deu* ist dem übelklingenden „*Valer m' dega*,“ (v-u-u) dem R. folgend, weit vorzuziehen. „*Vuelh*“ R. „*vol*“; „*mieus*“ R. „*meus*“; „*belhs*“ R. „*bels*“; „*Amics*“ R. „*Amics*“ sind bedeutende Varianten; die letzte Zeile ließ man auch: „*No fai si fies orguelhs o mals talens* und R. zog sie vor (Bd. 3. S. 25). „Ob euch so thun läßt Stolz oder Uebelwollen,“ scheint uns besser als das, nach „*vuelh saber*“ sogleich wiederkehrende „*No fai*“ etc., des Uebelklangs, der durch die vielen *e* entsteht, nicht zu gedenken.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

LITERATUR- und SPRACHKUNDE.

- 1) PARIS, b. Didot: *Choix des Poésies originales des Troubadours*. Par M. Raynouard etc.
- 2) TOULOUSE, b. Cadet: *Le Parnasse occitanien ou Choix des Poésies originales des Troubadours, tirées des manuscrits nationaux* etc.
- 3) ZWICKAU, b. Gebr. Schumann: *Die Poesie der Troubadours* — dargestellt von Friedrich Diez u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Man gestand den Dichtern am Ende des 13ten Jahrhunderts, wo *Guiraut Riquier* lebte, noch keinen Namen zu, der sie von den Jongleurs unterschieden hätte; kein Wunder daher, wenn die Biographen der Troubadours im 14ten Jahrh. es mit diesem Namen nicht genau nahmen und man daher auf Widersprüche stößt. *Arnaut Daniel* wird Jongleur genannt, und doch gehört er gewiß zu den Dichtern, welche sich „mit der Kunstpoesie“ beschäftigten; wie denn auch die Biographen ihn „gentil hom, avin e cortes“ nennen und sagen, er habe Freude am Dichten gefunden (*deleitet se en trobar*) und viele gute Canzonen gemacht; er sey am Hofe des Königs Richard von England gewesen und daselbst von einem andern Jongleur, der behauptete, in schwerern Reimen zu dichten (*com el trobava expus caras rimas*), zum Wettstreit aufgefordert worden u. f. w. *Cercamons* wird von seinem Biographen (R. Bd. 5. S. 112) Jongleur und (ib. S. 251) Troubadour genannt. Von *Elias Fonsalada* heisst es (ib. S. 142), er sey auch (nämlich wie sein Vater) Jongleur, kein guter Troubadour, sondern Novellendichter gewesen. *Elias fo joglars altrefsi; no bon trobaira, ma noellaira fo*. Man füge hier noch dasjenige bey, was Hr. D. selbst S. 30 u. f. beybringt, um sich zu überzeugen, daß man in der Provence keinen Unterschied zwischen Jongleur und Troubadour zu machen pflegte. Genau genommen giebt Hr. D. diess selbst zu: denn welcher Unterschied ist wohl zwischen einem armen Teufel, der sich um Lohn mit der Kunstpoesie beschäftigt, und einem andern, der aus der Poesie ein Gewerbe macht? Daraus, daß man so häufig „bon, mailler, trobaira, trob. de vers, de tempsos (Canzonen), trob. de bons sirventes“ etc. zusammengestellt findet (I. R. Bd. 5. S. 155, 166, 166, 244, 291, 300, 301, 334, 377, 436

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

u. f. w.), und aus der Betrachtung des Zeitworts *trobar* in unzähligen Stellen der Dichter und Biographen (dahin gehört auch, was von *Perari* gesagt wird: „intendet de trobar proensal“, I. R. Bd. 5. S. 147), läßt sich wohl folgern, daß Troubadour oft den Dichter im engsten Sinne des Worts, den lyrischen Dichter bezeichnen sollte, während Jongleur den Dichter, Sänger, Spielmann u. f. w. umfaßte, wie *joculator* in diesem Sinne denn auch in der spätern Latinität gebraucht worden. (S. *Du Fresnoe* h. v., *Warton* Hist. of Engl. Poetry, T. 2. p. 153, wo nach einer Handschrift die Jungfrau Maria einen Priester ihren *joculator* nennt u. f. w.) Wenn Hr. D. S. 32 *Sordel's* Worte für seine Behauptung anführt, so ist zu bemerken, daß *Sordel* nicht sagt: er nähme nichts, sondern: „er nähme nichts, wovon er Schande haben ren, don anta m eschaia“, h war (er spricht von seinen alien stammte, wo die Namen is sinnverwandt waren, wie *juratori* gesammelten Stellen u. a.) und *G. Riquier's* Worten Gedicht hervorgeht:

„Hom los (joglar) apel busos,
Ce fa en Lombardia.“

(Man nenne die Jongleurs *Bouffons*, wie man in der Lombardey thut.)

Sehr lobenswerth sind die Zusammenstellungen in Beziehung auf den Kunstbereich der Dichter und Spielleute, deren äußere Verhältnisse, die Art, wie man sie belohnte und ehrte, die Gönner derselben und die Ursachen des Verfalls und Untergangs der Poesie, an welche sich eine Darstellung des Charakters der einzelnen Zeiträume der provenzalischen Poesie anschließt. Wenn hier von den Geschenken die Rede ist, welche die Dichter erhielten, darf nicht übergangen werden, was die Handschriften von *Sordel* sagen, der in die Provence kam und von dem Grafen und der Gräfin der Provence „un bon castel e moiller gentil“ erhielt. Unter den Gönnern der Dichter in Südfrankreich möchten, der Vollständigkeit wegen und damit man nicht glaube, der höchste Adel gehöre nur dahin, *Uc de Mataplana*, zugleich Troubadour, und „*Savaric de Malleo*“ noch zu nennen seyn. Von *Gaubert* oder dem Mönch *de Puégibot* heisst es in den Biographien, er sey „zu dem gegangen, wohin alle diejenigen kamen, welche durch edles Benehmen Ehre oder Wohlthaten zu

Kkk

zu erlangen wünschten, zu dem kühnen und tapfern *Savaric de Malleo* (Mauléon), und dieser habe ihn mit dem Nöthigen ausgerücket, um als Dichter auftreten zu können." — Unter den Spaniern, welche unfre Dichter begünstigten, nennt D. nur Regenten-namen; der wunderliche Dichter *Richartz de Berbesieu* fand, als er nach dem Tode seiner Gönnerin nach Spanien ging, in dem „*valen baron don Diego*“ einen edeln Beschützer, bey dem „er lebte und starb.“ Wer dieser Don Diego war, ist unbekannt; er ist ohne Frage derselbe, dessen auch *Peire Vidal* in dem von *Raynouard* mitgetheilten Gedicht (Bd. 5. S. 346) gedenkt, wo man noch mehrere andere hierher gehörige Namen finden kann.

Der zweyte Abschnitt (S. 84 — 121) behandelt die Form der Gedichte der Tr., bey welchem Gegenstand, wie Hr. Diez S. 104 bemerkt hat, die oben genannte Darstellung R's. nicht übersehen werden konnte. In wie weit die Darstellung wesentlich abweicht, werden wir sehen. Wo es sich von dem Unterschied zwischen *vers* und *chanfos* handelt, folgt D. den Untersuchungen R's.; die merkwürdige Stelle des *Aimeric de Pegulha* (R. Bd. 2. S. 178) wird auch hier mitgetheilt; der erstere hat aber durch die in dieser Stelle angedeutete Regel und durch Vergleichung der Gedichte, welche die Dichter selbst „*vers*“ nennen, nicht nur die fast durchgehends männlichen Reime, sondern die vier Hebungen als das Charakteristische dieser Dichtform erkannt. R's. Irrthum gründete sich auf das Mißverstehen des Wortes „*vers*“, das in der von ihm als Beleg angeführten Stelle nicht „Lied, sondern „Wahrheit“ bedeutet. (S. Diez Gesch. d. Poësie d. Tr. S. 107). Ueber den Charakter der „*canfoneta*“ kann kein Zweifel obwalten; Hr. D. fügt R's. Beweisstelle, daß *Canfoneta* und *chanfos* oft für dasselbe Lied bezeichnen, eine neue zu. Seiner Bemerkung beystimmend, daß dieser Ausdruck meist einer leichtern, dem „*vers*“ sich nähernden Form gelte, kommt, außer den von ihm angeführten Liedern, noch das liebliche wohlklingende Gedicht (f. R. Bd. 5. S. 283) zu Hülfe:

Camjat ai mon confirier etc.

Dafs „*Sönet*“ gleichfalls für *Canzonette* gebraucht wurde, beweist dafs bey R. Bd. 5. S. 285 — 287 abgedruckte Gedicht. — Ob die Halbcanzone stets weniger Strophen gehabt, als die Canzone, oder ob sie gleiche Strophenzahl mit der letztern haben konnte, wird unentschieden bleiben müssen, bis mehr Gedichte der Art aufgefunden worden sind. Nicht weniger unbestimmt ist der Ausdruck „*cobla*.“ „*Coblas*“ (eigentlich „Strophen“) scheinen überhaupt von Liebesliedern nicht unterschieden worden zu seyn; da sie immer in Strophen abgetheilt waren, so mochten sie daher den Namen „*Coblas*“ haben. Man sehe das Gedicht, von welchem R. (Bd. 2. S. 174) die ersten vier Zeilen anführt:

*Aissi cum es bella fil de cui chan
E belhs son nom, sa terra e son castelh,*

*E belh siey dig, siey sag e siey semblan,
Vuelh mas coblas mevon totas en belh;
E dig vos be, si ma chanfos valgues
Aitan cum val aiselha de cui es,
Si venfera totas cellas que son,
Cum ilh val mais que neguna del mon.*

(R. Bd. 5. S. 500.)

Man kann hier „*coblas*“ durch „Strophen“ oder „Lied“ geben; das folgende „*chanfos*“ drückt nichts Anderes aus. Wie *chanfos* (Liebeslied) gebraucht, im Gegensatz zu *Sirventes*, tritt es, was schon R. anführte, deutlich hervor in den Worten des Dichters *Raimon Gaucelm*:

— *Aquest es*

Tals que sap far coblas e sirventes.

(R. Bd. 5. S. 575.)

Die „*coblas de solatz*“, von denen im Leben des *Peire de Maensac* die Rede ist, waren gewiß nicht mehr und nicht weniger, als Ergießungen eines glücklichen Liebhabers; durch die „*coblas amorosus*“ (R. Bd. 5. S. 249 lieft *coblas et amarasas*) und das häufig in den Biogr. vorkommende Zusammenstellen von *coblas* und *chanfo*, als seyen sie wesentlich verschiedene Dinge, wird nichts widerlegt, da man weiß, daß die Biographen es in solchen Dingen nicht genauer nahmen, als viele der Dichter, deren Leben sie aufzeichneten. — Was nun das *Sirventes*, das Klagelied, die Canzone, Passirolle, das Tag- und Abendlied, das Descort u. f. w. anbelangt, so ist Diez *Raynouard* gefolgt. (S. dessen *Choix etc.* T. 2. p. 180 fqq.)

Hr. D. behandelt in dem folgenden Abschnitte (S. 122 — 194) den Inhalt der provenzalischen Liebeslieder, und zeigt nicht nur große Belesenheit in den Werken der Troubadours, sondern auch beym Wiedergeben einer großen Auswahl von Stellen aus denselben ein seltnes Uebersetzer-Talent und feinen Geschmack.

Bey dieser Darstellung ist indeffen so wenig, wie bey der folgenden, welche die nicht lyrischen Dichtarten (S. 195 — 232) nennt und erläutert, zu übersehen, wieviel Hr. *Raynouard* durch seine Bemerkungen im zweyten Bande des *Choix des Poësies originales des Troubadours* unmittelbar und durch die folgenden Bände mittelbar vorgearbeitet hatte. Wir hätten gewünscht, Hr. Diez wäre öfter der einfachen Darstellung *Raynouard's* gefolgt. Dieser theilt z. B. das *Sirventes* in das persönliche, moralische und politische (Bd. 2. S. 207), und setzt den Charakter jedes einzelnen kurz auseinander; Hr. D. sagt (S. 176): „Wir theilen das *Sirventes* in das politische, das moralische und persönliche —“, worauf er jede Abtheilung im Allgemeinen und dann im Besondern charakterisirt, was zu Wiederholungen führt: wir ziehen die Eintheilung von R. vor, weil das persönliche *Sirventes* ohne Zweifel das älteste ist, das politische aber zuweilen an die Gren-

Grenzen des persönlichen und moralischen an-tireift.

Wie wacker Hr. D. übersetze, mag folgende Stelle (S. 186), der wir das Original vorsetzen, beweisen:

*Ai! fals clergue, messongier, traidor,
Perjur, lairo, putanier, descrezen,
Tant faitz de malz cascun jorn a prezen
Que tot lo mon avezet mes en error:
Anc Sans Peire non tenc aaptal en Fransa,
Ni ses renou, anc tenc drech la balanfa
Da hautat; no faitz vos pas senblan,
Que per argen anatz a tort vedan,
Pueys n absolveiz, pueys no datz empachier.
Pueys ses argen no y trob om desliurier.*

Ha! falsche Pfaffen ohne Scheu und Scham,
Meineid'ge Ketzer, freche Räuberbrut,
Mit eurem unverhohlenen Frevelmuth
Habt ihr die Welt gehürrt in tiefen Gram!
Wer denn Sanct Petrus Frankreich je zur Plage
Mit Zins und Wucher? — nein, des Rechtes Wage
Handhabt' er treu; das sieht' euch nimmer an,
Wenn man euch zahlt, so sehlendert ihr den Bann.

Die Darstellung des Hn. D. über das Verhältniß der provenzalischen zur auswärtigen Literatur (S. 232 bis 282) zeichnet sich durch Gründlichkeit und Bescheidenheit der Forschung aus. Wenn in den sprachlichen Ansichten (S. 285 — 328) auch wenig Neues gefunden wird, so sind sie doch wegen der Einfachheit und Klarheit in der Entwicklung des Gegenstandes sehr lobenswerth. Die im Anhang aus Pariser Handschriften mitgetheilten Gedichte endlich sind gewiss allen Freunden des Provenzalischen in jeder Hinsicht sehr willkommene Zugaben zu dem *Parnasse Occitanien* und *R's. Choix etc.*, dessen folgende Bände wir noch zu betrachten haben.

Der dritte Band enthält eine nach den Dichtern geordnete Auswahl von Canzonen, Klage-, Schäferliedern u. s. w.; auch die Canzone, in sofern sie sich auf Liebe bezieht, ist nicht ausgeschlossen (f. z. B. S. 279). Die Hülfsmittel des Herausg. waren umfassend genug, um einen reinen Text zu liefern: auch hat Hr. R. hierin sehr viel geleistet, zuweilen aber wohl auch fehlgegriffen. S. 23 liest er z. B. in dem Liede: *Ab joi etc.* Str. 1. v. 8:

„Ni ai en cor que m n'estraila“ (—u—u—u—u).

Sinn und Versmaafs scheinen in folgender Lesart besser gewahrt zu seyn:

„Ni ai cor que me n'estraila.“

ib. Str. 2. v. 1 u. 2:

*Mout mi platz, quer fai que val mais,
Sel qu'ieu plus desir que m'aisa.*

Der *Parn. Occit.* läßt, einer bessern Lesart folgend, das Comma nach „mais“ weg und setzt „ai“ statt „plus.“ — ib. Str. 3. v. 8 will der Sinn eine Tren-

nung des „Non in „No n“ (Non en). Eben so ist Str. 4. v. 5 die Lesart im *Parn. Occitanien*:

Prec li que n aia crezenfa“

für die bey *Raynouard*:

Prec li non aia entendenfa“

zu setzen: denn 1) läßt sich dem zwar vielsdeutigen „entendenfa“ doch die Bedeutung nicht unterlegen, die ihm Hr. R. hier geben zu wollen scheint; 2) muß eine Grille der Gräfin *de Dia*, welche dieses Lied gedichtet, beachtet werden: in den drey ersten Strophen schliessen den 5ten und 6ten Vers die Wörter:

<i>verais</i>	<i>retrais</i>	<i>presenza</i>
<i>verais</i>	<i>retrais</i>	<i>presen</i>

Diese Wunderlichkeit verfolgt unsre Dichterin sogar, mit einer Ausnahme nur, durch alle Strophen und Verspaare ihres Gedichts; warum sollte sie also ohne allen Grund aus der Rolle fallen und

entendenfa
crezen

sich folgen lassen, da

crezenfa
crezen

so nahe lagen? Dafs Hr. R. in dem letzten Vers „fi us platz“ schreibt und diels von den übrigen Worten trennt, wo der *Parn. Occit.* „fi us vostratec.“ hat, ist ganz richtig.

Man wird aus diesen Bemerkungen, die sich nur auf ein sehr kurzes Lied beziehen, leicht sehen, dafs noch manche Zweifel zu lösen bleiben, wie tief auch R. in die Kenntniß dieser Sprache eingedrungen ist, und dafs hier die Mittheilung der abweichenden Lesarten, in sofern sie bedeutend sind, ganz unerläßlich ist.

(Der Beschlufs folgt.)

HEIDELBERG,
Mineralreic

Vorträge,
schulen, f

von S. C. v. Leonhard, Geheimenrathe und Prof.
an der Universität zu Heidelberg. 1825. XIV u.
860 S. (2 Rthl.)

Jemehr man li
vorwärts schreitet,
Hülfswissenschaften,
betrieben werden!

Gewerben
auch ihre
r rationell
inen wich-
tigen Platz unter diesen nimmt ohne Zweifel die
Mineralogie ein, und wenn ihr tieferes Studium für
den Bergmann unerläßliches Bedürfnis ist, so werden
den Landwirthe und Forstleute, Architekten und
Hydrauliker, Aerzte und Apotheker, Juweliere
und Fabrikanten, Kaufleute und Materialisten, Künst-
ler

ler und Handwerker den vielartigen Nutzen aus derselben ziehen, abgerechnet, daß diese Wissenschaft für jeden Gebildeten eine Quelle mannichfacher Belehrung ist. — Dieß ist überall anerkannt, und man hat der Naturgeschichte des Mineralreichs daher auch in Gymnasien und Realschulen, so wie in Privat-Erziehungsanstalten, unter den verschiednen Lehrfächern eine Stelle eingeräumt. — Wenn es bisher an einem recht brauchbaren und den neuesten Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Lehrbuche für diesen Behuf fehlte, so hat Hr. v. L. in dem vorliegenden Werke diesem Mangel abzuhelpen gesucht, und es ist ihm dieß nicht minder gelungen, als bey seinem *Handbuche der Oryktognosie*, Heidelberg bey Mohr, 1821. und der *Charakteristik der Felsarten*, Heidelberg, b. Engelmann, 1824, aus welchen das vorliegende hinsichtlich der Reihenfolge, sowohl der einfachen Mineralien, als auch der Felsarten, ein gedrängter Auszug ist. Jene beiden größern Werke sind als Commentare des vorliegenden anzusehen und können in den Händen der Lehrer zu weitem Entwicklungen Anlaß bieten. — Voran geht dem Werke eine kurze Einleitung; dann folgt im *ersten* Abschnitte die oryktognosische Propädeutik, Kennzeichenlehre u. s. w. — In dem System der einfachen Mineralien befolgt v. L. sein schon früher in dem Handbuche der Oryktognosie (von welchem schon vor längerer Zeit eine neue Auflage erschienen ist) aufgestelltes, auf chemischen Principien beruhendes System. — Den Namen der Mineralien sind die vorzüglichsten Deutschen und die französischen Synonymen beygefügt worden, in der Beschreibung der Substanzen sind die am meisten hervortretenden herausgehoben, die schwieriger zu untersuchenden Merkmale so wie die weniger praktischen sind, dem Zwecke des vorliegenden Leitfadens gemäß, ganz weggelassen worden, eben so etymologische Erklärungen; von den Fundorten finden nur die wichtigsten eine Stelle. Dagegen ist überall der Gebrauch der Mineralien in den Künsten und Gewerben angegeben.

Der *zweite* Abschnitt des Werks enthält das Geognosische und Geologische; er handelt von den Verhältnissen des Erdkörpers im Allgemeinen, von der Außenfläche desselben, von der ihn umgebenden Luft und dem Wasser, von den auf die Umänderung der Erdrinde einwirkenden Ursachen und Kräften, von den Bestandtheilen der Erdrinde, von der Schichtung und Lagerung, von den Gängen und Lagern, von den Verfeinerungen, von den Zeitabschnitten in der Gebirgsbildung und der Classification der Gebirgsarten; dann folgt eine Uebersicht der Gebirgsformationen nach Hn. v. Humboldt und die Reihenfolge der Felsarten, wie sie von Rec. in der Anzeige der „*Charakteristik der Felsarten*“ in frühern Numern dieser Blätter mitgetheilt worden ist. — Den Beschluß macht eine kurze

Uebersicht von den verschiednen Hypothesen über die Entstehung der Erde und über das Weltalter. — Ein deutsches und ein französisches Register erleichtern den Gebrauch des auch im Außern gut ausgestatteten Buchs, dem noch 2 Kupfertafeln, welche Ansichten von außern Gebirgs- und von Lagerungs-Verhältnissen enthalten, beygefügt sind. — Rec. kann nach genauer Prüfung dieses Werks nicht umhin, dasselbe Schulmännern und allen denen, welchen daran liegt, sich mineralogische Kenntniß zu erwerben, als ganz besonders brauchbar und vorzüglich zu empfehlen.

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Charakteristik der Felsarten*. Von S. C. v. Leonhard, Geheimenrathe u. Prof. an der Universität zu Heidelberg. Für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Dritte Abtheil.: Trümmer-Gesteine. Lose Gesteine. Kohlen. 1824. XVII — LXXX u. 173 S. 8.

Mit vielem Vergnügen geben wir jetzt dem mineralogischen Publicum Rechenschaft von der dritten Abtheilung dieses trefflichen Lehrbuchs, dessen beide erste Abtheil. in der A. L. Z. 1824. Nr. 53. und Erg. Bl. 1824. Nr. 110. angezeigt worden sind. Voran gehen dieser Abth. auf den Seiten XVII — LXXX eine Uebersicht der verschiedenen Felsarten nach ihrer Reihenfolge, welche zugleich als Inhalts-Verzeichniß dient; dann folgt eine Classification der Felsarten nach Hn. Alex. Brogniart, darauf die des verewigten Hauy, und endlich eine Uebersicht der in beiden Erdhälften beobachteten Gebirgsformationen, nach unserm berühmten A. v. Humboldt.

Die in dieser dritten Abth. beschriebenen Felsarten sind folgende: Trümmer-Gesteine: 64. Grauwacke; 65. älterer Sandstein, nebst dem Urfels-Trümmergestein; 66. Kohlen-Sandstein; 67. Bunter Sandstein; 68. Quader-Sandstein; 69. Green sand; 70. Ironsand; 71. Molasse; 72. Nagelfluß; 73. Knochen-Trümmer-Gestein; 74. Tapanhoacanga; 75. Trachyt-Trümmer-Gestein; 76. Bimsstein - Brekzie; 77. Trass; 78. Vulkanischer Tuff; 79. Pausilippstuff; 80. Peperin; 81. Trappstuf; 82. Leuzit - Trümmer - Gestein. — Lose Gesteine: 83. Gerölle; 84. Grufs; 85. Sand; 86. Magneteisen-Sand; 87. Walkererde; 88. Asche; 89. Löß; 90. Lehm; 91. Rapilli; 92. Vulkanischer Sand; 93. Vulk. Asche. — Kohlen. — Ein sehr ausführliches Register beschließt das Werk, über welches Rec. nur noch die in einer Sitzung der Stockholmer Wissenschafts-Akademie geäußerte Meinung des berühmten Hn. v. Berzelius anzuführen sich erlaubt, indem er sie in jeder Hinsicht theilt, nämlich: „daß es durch geologische Erudition und Vollständigkeit eine sehr ausgezeichnete Stelle in der Literatur einnehme.“

E R G Ä N Z U N G S B L Ä T T E R
Z U R
A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G

May 1828.

LITERATUR- und SPRACHKUNDE.

- 1) PARIS, b. Didot: *Choix des Poésies originales des Troubadours*. Par M. Raynouard etc.
- 2) TOULOUSE, b. Cadet: *Le Parnasse occitanien ou Choix des Poésies originales des Troubadours, tirées des manuscrits nationales etc.*
- 3) ZWICKAU, b. Gebr. Schumann: *Die Poesie der Troubadours* — — dargestellt von Friedrich Diez u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der vierte Band der *Choix des Poésies des Troubadours* v. Raynouard giebt Canzonen, historische Klagelieder, Kreuzlieder, historische Sirventesen, gemischte Sirventesen und moralische und religiöse Gedichte. Vielleicht ließen sich über manches, auf die Anordnung nach der Folge der Begebenheiten, welche die Gedichte zunächst veranlassten, Bezügliche, oder mit Unrecht unter die genannten Titel Geschobene (wie kommt z. B. die Fabel S. 366 unter die „*Sirventes divers*“, wenn man nämlich die Form berücksichtigt; das *Sirventes* ist stets in Strophen abgetheilt, das bekannte „*Fadet joglar*“ ausgenommen, wo der Dichter jedoch selbst den unpassenden Namen zu verantworten hat) Einwendungen vorbringen; wir nehmen aber mit Dank das in reicher Fülle gebotene Material an, das zu sammeln und zu läutern unendlich schwerer war, als die Sichtung, welche zur Zeit noch willkürliche Ansichten nicht ausschließen kann.

Ein Abdruck der Biographien der Troubadours war ein Bedürfnis, das in der neuern Zeit um so stärker sich aufdrang, je ungenauer und unvollständiger Millot's Werk in diesem Bezug sich darstellte und je mehr man geneigt werden mußte, *Nostradamus* und *Crescimbeni* gänzlich zu verabschieden. Der fünfte Band des R'schen Werks enthält, neben diesen Biographien der Troubadours in der Originalsprache, eine sehr schätzbare Sammlung von provenzalischen Dichtwerken, theils vollständig, theils fragmentarisch, welche in den frühern Bänden nicht füglich Platz finden konnten. Die Dichter sind hier alphabetisch aufgeführt, und da griff Hr. R. bey der Wahl des bezeichnenden Namens zuweilen fehl: so muß man, das Leben des *Cigala* suchend, wissen, daß er *Lanfranc* hieß; die Gräfin *de Dia*, der Dauphin von *Auvergne* sind unter „*Comteffe*“ und „*Dauphin*“ nachzuschlagen u. dgl. m. Eben so ist zu tadeln, Ergänzt. Bl. zur A. L. Z. 1828.

daß manche Bruchstücke von Gedichten zu unbedeutend, andere so bruchstücklich sind, daß sie zu nichts dienen, als einen leeren Raum auszufüllen. Sehr lobenswerth und belehrend sind die jedesmaligen Nachweisungen auf *Nostradamus*, *Crescimbeni*, *Bastero*, *Millot* u. f. w. Der sechste und letzte Band endlich enthält eine „vergleichende Grammatik der Sprachen des lateinischen Europa's, in ihren Verhältnissen zu der Sprache der Troubadours.“ R. ist der Ansicht, daß das Französische, Spanische, Portugiesische und Italienische nicht unmittelbar aus dem Lateinischen stamme, sondern dem Wesentlichen nach aus der Sprache der Troubadours hervorgegangen sey. Man hätte also bis zu der Zeit, wo jene Idiome eigenthümlich geschieden auftreten, in Italien, Spanien u. f. w. die Sprache der Troubadours gesprochen? Die vielen, dem Lateinischen näher als dem Provenzalischen liegenden Formen der neuern Südsprachen hätten sich erst später wieder gefunden, d. h. die Völker hätten das Lateinische vergessen, um es später wieder zu lernen? Aus dem Provenzalischen *madeira*, *moure*, *po*, *verge* oder, wie es auch geschrieben wird, *versza*, *estuzi*, *ilha* u. f. w. hätten sich wie durch ein Wunder die guten alten Formen *materia*, *movere* (oder *muovere*, span. und port. *mover*), *popolo* (*pueblo*, *povo*), *virgine* (*virgen*, *virgem* und *virgo*), *studio* (*estudio*, *estudo*), *isola* etc. in den Südsprachen wieder gebildet? — Eine Untersuchung dieser Art scheint dem Rec. überhaupt in einem Werke an der unrichtigen Stelle, welches eine „Auswahl von Gedichten der Troubadours“ zu geben verspricht. Da dieser Ansicht R's. überdies schon anderwärts triftige Gründe entgegengesetzt worden sind, so mag es dabey sein Bewenden haben.

Von Nr. 2. *le Parnasse occitanien* ist Herausgeber Hr. v. *Rochegude*, französischer Contre-Admiral, wohnhaft zu Albi. Seine Sammlung enthält gegen 200 provenzalische Gedichte, von denen mehr als die Hälfte auch in *Raynouard's Choix etc.* abgedruckt wurden. Man vermisst fast durchgehends die Sorgfalt und Umsicht in der Behandlung des Textes, welche Hr. *Raynouard*, im Besitz mehrerer Handschriften, anwenden konnte. Da er jedoch von jedem der vorzüglichern Troubadours eins oder mehrere Gedichte und eine abgekürzte Biographie in der Originalsprache mittheilt (die Numern der Handschriften, die er verglichen, sind überall nachgewiesen) und diese Anthologie kaum den zwölften Theil des Preises von

von Raynouard's Werk kostet, so bleibt ihm stets das Verdienst, R's Sammlung mehr vervollständigt und den Unbemittelten ein brauchbares Handbuch der provenzalischen Literatur geliefert zu haben. Um das Studium der Sprache der Troubadours hat er sich noch besonders verdient gemacht durch die Herausgabe seines Buchs:

Essai d'un Glossaire Occitanien, pour servir à l'intelligence des poésies des Troubadours. Toulouse 1819. 8. (LIV u. 334 S.)

Etymologien geben oder seine Angaben mit Originalstellen belegen zu wollen, war nicht seine Absicht: letzteres geschieht jedoch hier und da, sonst wurden die verschiedenen Bedeutungen einfach neben das provenzalische Wort gesetzt und zuweilen der ihm entsprechende lateinische Ausdruck beygefügt. Die abweichenden Formen der Zeitwörter sind überall aufgeführt worden — ein Verfahren, das man, davon ausgehend, das es sich hier von einem ersten Versuch handle und das der Herausg. besonders ein augenblickliches Bedürfnis befriedigen wollte, nur billigen wird. Wenn aber der Vf. gleich gewissenhaft und sorgfältig zu Werke ging, so wird doch ein flüchtiger Durchblick des ersten Buchstabens hinreichen, das Lückenhafte dieses Glossars darzuthun. Zuerst sprechen wir von einigen Wörtern, welche er angegeben aber nicht erklärt hat. „*Adur*“ heisst hart, und wird jetzt noch im portugiesischen und im genuesischen Dialect als Beywort gebraucht, während die Spanier es nur noch adverbialisch anwenden (in der Bedeutung kaum, schwerlich). *Los aganos*, wahrscheinlich Geschwulst der Halsmandeln. *Agazalh* von *agazalhar*, schön thun, freundlich seyn, auch sich erniedrigen. *Agrecei*, ohne Zweifel einerley mit dem veralteten *agreza* der Spanier, Saft von Citronen oder ähnlichen Früchten. *Agrimen*, *Agrimonie*. *Anclot*, wofür auch *ancora*, der Anker; *anclar*, ankern u. s. w. *Arailar*, verkleinern, schwächen, vereiteln. *Aym*, ich strebe, er, es strebt, von *aymar*. „*Vas vos mon cor aym*“, deutsch: nach Euch strebt mein Herz. — Unter den in diesem Buchstaben ganz übergangenen Wörtern nennen wir: *Abbat* (auch *abat*), *abadia*, *abans* (vor, vorher), *abus*, *abaysar*, *acatar* (kaufen), *accent*, *accés*, *accident*, *acompanhar*, *accreifamen* (Zuwachs), *activitat*, *aculhir*, *acuelhir*, *aculhit*, *aculhimen* (Empfang), *acus* (klage du an), *activitat*, *aderdre* (anhängen), *adjuda*, *adossir* und *adoussar* (verfüßen), *adymplir* (genug thun), *adolefcent*, *adreg* (neben *adrech*, recht), *adversari* (der Gegner), *adzamortar* (schwächen, tilgen), *adzautir* (verschönern), *affinar* (endigen), *affinitat*, *affolir* (bethören), *affront*, *agel* (Engel), *agnel* (Schaf), *aginolhar* (auf die Knie werfen), *aiga* (Wasser), *ailhors*, *aillors*, *aintz* (vielmehr), *aize*, *aitantos* (alsbald), *ajudar*, *alb*, *albir* (Kummer), *alegre*, *alegrier* (Fröhlichkeit), *allor* und *alhors* (anderswo), *alfor* (höher), *alt*, *amaror* (Bitterkeit), *ambiguitat*, *amagrescisc* (es gefällt),

amenar, *amenitat*, *amon* (oben), *amonefianza* (Er-mahnung), *ample*, *annal*, *antiquitat*, *antresca* (Darstellung, Composition), *apilhar* (nehmen), *aplanar* (der Erde gleich machen), *apropriar* (sich nähern), *apte*, *aciditat*, *ardre* (brennen), *ars* (gebrannt), *as* (auch), *assalt*, *asseramar* (sich beeilen; vielleicht ist bey Raynouard, *Choix* etc. Bd. 2. S. 211 *asseramar* und nicht *assermar* zu lesen); *asiduitat*, *assietgamen* (Belagerung), *asolvament* (Losprechung), *atalentamen* (Verlangen), *au* (mit; s. *Nobla Leycz.* v. 195.), *aurar* (auch in der Bedeutung bitten zweymal in der *Nobla Leycz.* vorkommend), *aussur* (erheben), *auferitat*, *auvon* (sie sollen hören), *auz* (hoch), *aux* (höher), *avangeli* (das Evangelium), *aval* (unten), *aviditat*, *avoleza* (Feigheit), *avoleri* (Ehebruch), *ayga*, *ayp* u. s. w.

GESCHICHTE.

WARSAU, b. den Piaren: *Res gestae Principum et Regum Poloniae per Vincentium* (Kadlubkonem) saeculo XII et XIII. enarratae, quibus accedit Chronicon Polonorum per Dzierzvam Saeculi XIII. Scriptorem compositum. Editio repetita ad fidem codicum, qui servantur in tabulario Societatis Regiae philomathicae Varsoviensis. Pars I. 304 S. Pars II. 193 S. 1824. 8.

Den Codex des *Vincentius Kadlubek*, welchen der Graf Kuropatnicki der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau geschenkt, nach des Bischofs Prazmowski Ansicht aus dem 13ten oder 14ten Jahrh., hält der Herausgeber Graf Hippolit Kownacki für die älteste bekannte Handschrift, und giebt sie nun auf Kosten des Grafen Zamoyski, Präses des Senats, des Bischofs von Kalisch, Kozmin, der Grafen Vincent Krasinski, Ministers Staszcz, Grafen Pac, Gr. Joseph Sierakowski, Niemcewicz und Gr. Titus Dzialynski (S. VI.) heraus. Oben steht der Text dieser Handschrift, unten der Auszug, welchen Dzierzwa gemacht, den Lengnich als einen verkürzten Kadlubek herausgegeben 1749. Schade ist es, daß Hr. K. kein *fac simile* des Codex beygefügt, um von dem Alter dieser pergamentenen Handschrift gleich augenscheinlich zu überzeugen. S. 3 werden die 19 Codices aufgeführt, die Graf Ossolinski beschrieb; S. 4 noch 4 dazu angegeben, 2 in der Warschauer Universitäts-Bibliothek, 1 des Grafen Joseph Sierakowski, 1 des Grafen Dzialynski 1400. *Codices scholasticos* will Graf H. K. diejenigen Handschriften genannt haben, welche zum Schulgebrauche commentirt worden; *librarios*, welche für Privatbibliotheken geschrieben worden sind. Die Warschauer pergamentene Handschrift des Grafen Kuropatnicki hat keine Abtheilungen; aber der Herausg. findet es für gut, sie in 2 Theile zu sondern: 1) *Colloquium*, 2) *Fragmenta*. S. 6. Auch meint Graf H. K., daß die Gelprechtsform der ersten drey Bücher des Kadlubek eine bloße Erdichtung des Kadlubek selbst sey, um nach seiner Meinung gefälliger zu erzählen, und daß

dafs er von allen 4 Büchern der VI. sey. Rec. ist auch dieser Meinung und stimmt auch gern der Aeusserung des Herausg. S. 15 bey, dafs *Kadlubek* in der Jugend diese Chronik geschrieben, und zwar noch lange vorher, ehe er Bischof geworden; sonach ist der letzte Theil später nachgetragen. Der erste Theil endigt hier mit dem ersten Kapitel des 4ten Buchs, welches hier als *Epilogus* vorkommt; der zweyte Theil fängt mit dem 2ten Kap. an und endigt, wie *Herburt's Dobromiler* Ausgabe, mit dem 25ten Kap. Das vierte Buch nennt Gr. H. K. *fragmenta duo*, nämlich Kap. 2 — 17. und dann 19 — 21. Dazwischen von den Worten: *Fuit autem hujus auctor concordiae etc.* S. 795 bis Ende des 18. Kap. S. 797. ed. Lips. 1712. fol. *ad calcem Dlugossi* heisst hier dieses Stück *annexa*. Druck und Papier sind schön und auch correct. So hat Gr. H. K. ein grosses und neues Verdienst sich um die polnische Geschichte erworben, dafs er so verbessert den *Kadlubek* herausgegeben und die Vergleichung auch mit dem *Dzierzwa* erleichtert hat. Der verschiedene und bedeutend den Sinn verbessernden Lesarten ist eine grosse Menge da, und so wird auch *Kadlubek* weit verständlicher, als sonst. Indefs dürfen doch die Lesarten anderer *Codices* nicht so hintenangelassen und verachtet zu werden verdienen, als es hier geschehen zu seyn scheint. Der Rhediger'sche Codex in Breslau von 1441 hat fast die nämlichen Lesarten, wie der Warfchauer des Grafen *Kuropatnicki*, ob er gleich dem Aeussern nach in der Briefform und Kapiteleintheilung der *Dobromiler* Ausgabe ähnlich ist. Oft enthalten jüngere gute Handschriften bessere Lesarten, als ältere, die schlechter sind. *Taluski's* vermeintliches Autographon des *Kadlubek* Codex GCLXXVI. hat schon Graf *Offo-linski Wiad.* S. 595 als einen papiernen Codex für eine ungegründete Muthmafsung erklärt. Hier S. 2 sieht es so aus, als wenn dieses möglich gewesen. Ein papierner Codex vom J. 1205 — 1208 ist nicht denkbar; aber sicher war auch dieser Codex, der vermuthlich nun in Petersburg sich befindet, viel jünger. Die Lesart S. 2. ed. Varf.: *secundus ne fascium exciperat in se periculum*; ist offenbar falsch. Der Breslauer 1441 hat *fascium*, andre *Codices* lesen *fascus*, noch andre *fascini*, *fastidiae* statt *fastidii*, und *Nicolaus von Lathowycz* 1451 versichert, in zwey Handschriften diese Lesart gefunden zu haben. Man mag nehmen, was man will, so paßt dieses besser, als *fascium periculum*.

Ueber den *Dzierzwa* hat Gr. H. K. seine eigne Ansicht S. 23 — 25. „*Warszewicki* in seinem kleinen Buche: *Dialogus de Origine Gentis Nominis Poloni* (zugleich mit seinen *Paradoxis*, Romae, apud Aloysium Tanetum, 1601. Cracoviae, ap. Lazarum, 1598) nennt ihn zuerst *Mierzwa*, und von ihm erfuhr auch *Hariknoch* und *Braun* etwas von diesem Schriftsteller. *Lengnich* gab ihn zuerst, wie oben gesagt, heraus, und der Augenschein lehrt es, dafs dies ein Auszug aus *Kadlubek's* Chronik ist, jedoch nur, wie Gr. H. K. zeigt, bis 1198; denn nirgends nennt *Dzierzwa* seine Quelle, sondern er citirt andre Gewährsmänner: *Chronicas Romanorum*, *annales Po-*

lonorum, *de passione S. Stanislai*, endlich doch im *fragmento Casimiri* (II.) *vidit enim Vincentius Kadlubkonis Episcopus Cracoviensis, qui scripsit hoc.*“ S. 84. Th. II. „Das Uebrige, meint Gr. H. K., sey Zusatz von einem Franziskaner-Mönch in Lublin bis 1288. Aus dem Umlande aber, dafs *Dzierzwa* nichts davon erwähnt, dafs *Vincentius Kadlubek* ein Mönch zu Andrejow, 8 Meilen von Krakau in einem Cistercienser-Stift geworden 1212, ergebe sich von selbst der Schluss, dafs *Dzierzwa* vor 1212 geschrieben.“ — Ob dieser Schluss so ganz richtig sey, weifs Rec. nicht. *Dzierzwa* konnte ja aufhören, wenn es ihm beliebte, zu schreiben, und er kann in einem weit spätern Zeitalter gelebt haben, als *Kadlubek*. Noch sind von ihm zu wenig Handschriften bekannt. Ueberhaupt weifs man von ihm so viel als gar nichts. Auszüge aus ältern Werken macht man gewöhnlicher Weise nicht sogleich auf der Stelle. *Florus*, der Epitomator des *Livius*, lebte über 100 Jahre später als *Livius*, und *Justinus* 150 Jahre später als *Troyus Pompejus*. Nimmt man noch dazu, dafs *Dzierzwa* sehr unnütze genealogische Gespinnthe von dem Ursprunge der Polnischen Nation von Noah bis *Negno* aus eigner oder fremder Erdichtung in *Kadlubek's* Werk einschleibt, so wird man nicht glauben können, dafs er während der Lebenszeit eines so geachteten Bischofs dies zu thun gewagt hätte. — *Dzierzwa* mufs also nothwendiger Weise wenigstens 100 oder 200 Jahre später es gethan haben, als er sein Machwerk mit den Worten des *Kadlubek's* zusammenstoppelte. Aus manchen Ausdrücken, z. B. *fabla* statt *szabla*, Säbel S. 112, *Szemomisl* oder *Semonisl* statt *Liemimisl*, *Semomysl* S. 89, möchte Rec. fast glauben, dafs dem Epitomator D. die slawakisch - ungrische Orthographie geläufiger war, als die polnische — Solche Ungarismen kommen besonders noch häufiger im zweyten Theil vor: *Dux Lodomeriae Romanus* S. 68, *Lodimirio* statt *Wladimiro* S. 73. Freylich kommt auch im *Kadlubek* S. 68 *Laudimiria* statt *Wladimiria*, S. 69 *Laodimirus* statt *Wladimirus* vor, aber diels können auch nur Namensverdrehungen seyn, die mehr lateinisch klingen sollen, die vielleicht nicht einmal von *Kadlubek*, sondern seinen spätern Abschreibern herkommen.

Die Worterklärung schwieriger Stellen aus dem *Catholicon* des *Johannes de Balbis*, welches von 1460 bis 1480 an zwanzig Mal gedruckt worden, aus dem *Calepin* und einer commentirten Handschrift der Missionarien in Warschau sind nicht von gleichem Werthe. Einige sind trefflich, andere aber scheinen wohl nicht von Gr. H. K. herzukommen und verunsalten diese sonst recht gute Ausgabe des *Kadlubek*. *Bonea* S. 62. Rec. will lieber *Boga*, ein Reifen lesen, wie *Cosmas*, *Bogusfal*. *Amicus* soll mit *amitinus* eins seyn. Es heisst nur überhaupt: Blutsfreund. *Confiteor* von *Conficio* soll *Joh. de Baks* abgeleitet haben. Der gelehrte Dominikaner 1284 hat so etwas wohl nicht gethan. Man findet das bey ihm nicht; wenn man nachschlägt. Aus dem *Calepin* wohlbekannte Sachen anzuführen, war wohl auch eben keine so nöthige Arbeit.

Sulzbach, b. v. Seidel: Erinnerungen aus den Zeiten und dem Leben Eugen's Herzogs v. Leuchtenberg, nach authentischen Quellen von *Heinrich Seel*. Mit zwey Stammtafeln und einem Register. 1827. XII u. 492 S. 8. (2 Rthlr.)

Wenn diese Lebensbeschreibung ein Gemälde wäre, so würden darin Napoleon und sein Kriegsgetümmel und sein Hofstaat im Vordergrunde erscheinen, im Hintergrunde der Feyerzug des unvermählten Vicekönigs Eugen von München nach Mailand und seine Besitzungen als Herzog von Leuchtenberg.

Die Schreibart ist selbst da nicht anziehend, wo sie sich nach gelungenen Mustern richten konnte, und wenn sie sich frey bewegt, so kommt es zu Aeusserungen wie folgende: Napoleons zweyte Ehe war noch nicht einer tüchtigen Buhlschaft gleichgehalten (1813), wodurch später die Heiligkeit seiner Legitimität zertrümmert werden sollte. Uebrigens wird den Lesern gefallen, daß der Vf. mit Fleiß und mit Wärme gearbeitet hat.

Der Herzog v. Leuchtenberg ist nicht in der Schule, sondern an der Werkstätte, im Lager und am Hofe erzogen. Als sein Vater und seine Mutter verhaftet waren, brachte man ihn bey einem Tischler in die Lehre. Eugen ward von seinem Vater vor der Hinrichtung dem General Hoche empfohlen und wanderte als 14jähriger Knabe zu den Leichenfeldern der Vendée, doch bald zurück nach Paris in die Schule. Aber hier war seines Bleibens kaum ein Jahr. Sein Stiefvater Napoleon nahm ihn mit nach Italien, nach Aegypten und wiederum nach Italien, nach Deutschland und nach Rußland. Eugen sah und lernte den Krieg. Es glückte ihm dann, während Napoleon's Niederlagen im J. 1813 die Oesterreicher von der Eroberung der Lombardey abzuhalten, und ehrenvoller, als der entscheidende Sieg, ist für ihn, daß er der Verführung widerstand. Hierüber findet sich in der Schrift Folgendes: „Ein österreichischer General bot dem Vicekönig im Namen der Allirten die Krone von Italien an, und dieses Anerbieten kam von höherer Hand und ward öfter wiederholt. — Bey der kaiserl. Regierung war schon von Eugen für die Throne von Portugal, Neapel und Polen die Rede gewesen. Mit Bescheidenheit äußerte er sich stets, lieber Vicekönig zu bleiben. — Unerfütterlich blieb Eugen bey den geheimen Anträgen der Allirten auf dem Pfade der Pflicht und Ehre, die ihn unsäglich gemacht haben.“ — „Alexander erkannte den hohen Werth Eugen's, er zählte ihn zu seinen Freunden, und ging regelmäsig mit ihm (zu Paris) beynah jeden Tag Arm in Arm spazieren. Er wollte ihm bey Vertheilung der Staaten die Oberherrschaft über Genua verschaffen. Josephine schlug diesen Antrag aus auf Ansichten eines dirigirenden Diplomaters, der ihr fälschlich Hoffnung zu etwas Besserm machte. Er begehrte in Wien für Eugen ein souveraines Land mit wenigstens 300,000 Unterthanen; doch vergeblich. Seiner mächtigen Verwendung verdankte der Prinz die Erhaltung seiner Güter in der Lombardey und im Kirchenstaate, wie auch eine Dota-

tion von 50,000 Seelen im Neapolitanischen. Die unerwartete Landung Napoleon's machte, wenn auch nicht in den Gefangenen, doch wenigstens in den öffentlichen Zeichen derselben und in dem politischen Interesse des Kaisers von Rußland für Eugen ein unglückliches Ende. Es war damals von Seiten Oesterreichs sogar ernstlich angetragen, sich der Person Eugen's als eines Schreckbildes zu bemächtigen, und ihn auf einer ungerischnen Festung in sichere Haft zu bringen. Eugen war einer der einüchtvollsten, muthigsten Feldherren dessen, gegen den ganz Europa sich wieder bewaffnen mußte, um ihn zu stürzen; Eugen war N's. anhänglicher Stiefsohn und zählte noch viele Freunde in Italien; Gründe genug für Oesterreich, den gefürchteten Prinzen in dieser neuen Verwicklung der Dinge seiner persönlichen Freyheit zu berauben. Da eilte aber Max Joseph, der edelmüthige Monarch, Eugen's zärtlicher Schwiegervater, voll Unwillens zu dem K. von Oesterreich, und stellte ihm vor, daß Eugen vertrauensvoll unter seinem Schutze, unter seiner Garantie nach Wien gekommen sey und diese doch nicht verletzt werden dürfte. Das Blut verstärkte diese Forderung der Gerechtigkeit, und so blieb Eugen auf sein und des K. von Baiern Ehrenwort frey. — Es hatte bekanntlich auch damals noch fast alle Deutsche eine beynahe siberhafte Abneigung gegen die Franzosen ergriffen, die nicht selten diejenigen, welche besonders davon entbrannt waren, zu ungerechten, rohen und grausamen Aeusserungen veranlaßte. Prinz Eugen hatte unter diesen Verhältnissen viel zu leiden.

Ueber die Besitzungen des Herzogs ist der Vf. ausführlich, erwähnt aber des Vertrags von 1816 über die Güter im Kirchenstaate nicht, sondern sagt: „Was davon in der Mark Ancona lag, wurde ihm zur Vollziehung der am 12ten April zu Fontainebleau abgeschlossenen Convention der verbündeten Mächte und Kraft der Beschlüsse des Wiener Congresses, schon vor der Uebergabe der Marken an den Papst ungeschmälert zugestellt. Zugleich verlangte Eugen aber auch die im Herzogthum Urbino gelegenen eigenthümlichen Güter, dieselb jährlich nicht minder auf 200,000 Fr. rentirten, deren gerechtester Ausantwortung jedoch bis zur Stunde von dem röm. Hofe widersprochen wurde.“ Die Besitzungen in der Lombardey wurden für 7 Mill. Fr. an Oesterreich, und die in Neapel für 5 Mill. Fr. abgetreten, und dagegen das zum Fürstenthum erhobene Königreich für 5 Mill. Fr. als ein Mannlehen angekauft. Ausserdem besitzt das Haus Leuchtenberg noch das Schloß Malmaison, die Güter Laferte und Navarra in Frankreich und Zuckerplantagen auf Martinique; ein Landgut im Thurgau, das Schloß Ismaning im Starkreise und das Palais zu München. Dieses liefs Eugen einfach und gleichmackvoll erbauen, und es wurde mit seinen Umgebungen ein freundliches Asyl und ein neues Vaterland für eine Menge Unglücklicher, die verbannt worden waren, oder sich selbst verbannen mußten. Hier vermißten so Viele weniger schmerzhaft den Boden, auf dem sie geboren wurden, und dem sie einen Theil ihrer Existenz gewidmet hatten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris: *Musée de sculpture antique et moderne, par M. le Comte de Clarac. Zweyte Lieferung.*

Von der zweyten Lieferung dieses Werkes, dessen erste wir Nr. 116 der A. L. Z. vor. J. angezeigt haben, eilen wir um so mehr Rechenschaft abzulegen, als wir über den raschen und glücklichen Fortgang dieser in der That preiswürdigen Unternehmung uns Glück zu wünschen allerdings berechtigt sind. Diese zweyte Lieferung enthält 48 Kupfertafeln, mit derselben Sauberkeit und Sorgfalt ausgeführt wie in der ersten Lieferung, und S. 241—448 erklärenden Text, welcher die Fortsetzung der in der ersten Lieferung S. 237 angefangenen Beschreibung des Louvre und der Tuilleries ist. Abgesehen davon, daß diese beiden Gebäude, das Louvre, als das ältere, und die Tuilleries, in Bezug auf Geschichte der neuesten Architectur von nicht gemeinem Interesse sind, haben beide gewissermaßen eine welthistorische Bedeutung erhalten, so daß ihre Beschreibung und Geschichte auch für den Ausländer anziehend und wichtig seyn muß; weshalb wir glauben, daß unsere Leser einen kurzen Auszug aus dem hier nach fleißiger und gewissenhafter Benutzung aller vorhandenen Quellen Mitgetheilten nicht ohne Theilnahme aufnehmen werden. Für die ältere Geschichte des Louvre sind mit großem Nutzen einige alte Pläne und Handzeichnungen benutzt worden, von denen einer besonders angeführt zu werden verdient, der das Louvre in seiner Gestalt unter Karl V. darstellt. Er enthält eine Abbildung von Paris, in einen Teppich gewirkt, der zwar selbst zur Zeit der Revolution verloren gegangen, sich aber doch noch für uns in einer früher davon abgenommenen Handzeichnung erhalten hat. Mehrere dieser Pläne werden durch interessante Abbildungen deutlich gemacht. Daß überhaupt Hr. v. Clarac's Darstellung für die ältere Topographie von Paris durch so viele mit dem Gang seiner Untersuchung eng verbundene Bemerkungen wichtig ist, braucht nur angedeutet zu werden.

Einigen historischen Nachrichten nach soll an der Stelle des damals mit Wald noch bedeckten Seineufers, die jetzt das Louvre einnimmt, ein Jagdschloß gestanden haben, dessen Gründung, freylich nicht mit verbürgter Gewisheit, Chilbert I., zwischen 511—538, zugeschrieben wird (siehe S. 245). Die Richtigkeit dieser Angabe bezweifelt Hr. v. Cl. selbst, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.*

(wenigstens ist von dem Namen *Louvre* noch keine Rede,) wie auch die Nachricht, daß dieses Schloß, nach und nach befestigt, bey den Einfällen der Normannen, von denen bekanntlich Paris viel zu leiden hatte, zerstört worden wäre. Selbst die Ableitung des Namens *Louvre* ist ungewiß: von den vielen Erklärungen ist jedoch die auch vom Herausgeber gebilligte die wahrscheinlichere, daß er eine Corruption von *Lupara* sey, welches allerdings in der ältesten Zeit der Name dieses Gebäudes war. Er wird zurückgeführt auf die häufige Jagd von Wölfen, die sich ehemals nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch besonders in der Nähe von Paris vorfanden. (Hierbey konnten einige interessante Auszüge aus Chroniken bey *Ducange* unter dem Worte *luparius* benutzt werden.) Die Etymologie hätte noch mehr Wahrscheinlichkeit erhalten durch eine Zusammenstellung des Worts *Lupara* (*Louvre*) mit *Louviers* oder *Louvetiers*, wie die Wolfsjäger (*luparii*) bey den ältesten französischen Schriftstellern genannt werden. Der Name *Louvre* selbst findet sich schon in den Zeiten von Philipp August, welcher das Louvre durch einen großen Thurm und andere Werke im J. 1204, als eigne Schutzwehr gegen Paris, befestigte. Dieser Thurm diente zugleich als Staatsgefängnis und hieß *Tour Ferrand*, nach einem Grafen von Flandern, welcher der erste war, welchen Philipp August in denselben einsperren liefs: späterhin hieß er schlechthin *grosse tour* oder *tour neuve*. Bey dieser Gelegenheit wird von der Sparsamkeit Philipp Augusts S. 250 erzählt, daß das Stroh, das in den Zimmern des Louvre während der Anwesenheit des Fürsten gebraucht worden, sobald er es mit seinem Gefolge verlassen, einem darüber erlassenen Edicte zu Folge, der Universität anheim fiel, wo es gebraucht wurde, um die Sitzplätze der Schüler zu bedecken. Solche Bequemlichkeiten können wir von den Hörsälen unserer heutigen Universitäten noch nicht rühmen. Uebrigens wird sich unter dem Louvre zur Zeit Philipp Augusts niemand etwas anderes als ein schwerfälliges, unformliches, mehr zum Schutz als zur bequemen Wohnung bestimmtes Gebäude denken können, das noch von aller Verzierung entblößt, bloß dem Bedürfnis entsprach, und selbst noch nicht einmal eigentliche Wohnung der französischen Könige war. Interessant ist die S. 252 mitgetheilte Beschreibung des Louvre in dem zwar weit-
schweifigen, aber der Anmuth nicht entbehrenden *Roman de la Rose* von *Guillaume de Lorris* (d. 1265).
M m m
Er

Erst Karl V., welcher den Thron im J. 1564 bestieg, und theils aus Prachtsucht, theils aus Liebhaberey Paris mit vielen schönen Baulichkeiten verzierte, worunter selbst die Bastille, anfangs eine *maison de plaisance*, gehört, wurde das Louvre durch Anbau nicht nur mit der Stadt verbunden, sondern auch selbst erweitert und verschönert, unter andern selbst mit schönen Gartenanlagen versehen, wovon die Details mit großer Wahrscheinlichkeit ausgemittelt werden, die für den Franzosen wohl, aber nicht für den Ausländer Interesse haben und daher billig unangeführt bleiben. Um den Geist des dabey angewandten Baustils zu bezeichnen, wird die Bemerkung hinreichen, daß Treppen und Portale schon bereits mit Statuen verziert wurden. Hr. von Clarac hat nach Muthmaßungen und Nachrichten eine Ansicht des Louvre entworfen, wie es zu Ende des 14ten Jahrh. gewesen seyn mag, auf Pl. 8 E, welche Platte aber noch nachgeliefert werden soll. So viel scheint dabey gewiß zu seyn, daß noch jetzt manche Distribution der Säle im Untergeschoß dem alten Plane in dieser Zeit entspricht, was z. B. von der jetzt sog. *Salle des Caryatides* gilt. Es enthält diese ganze Darstellung manche nicht unerhebliche Winke und Nachrichten für die Geschichte der einzelnen Kunstzweige im 14ten Jahrh. Eben so wichtig sind auch manche eingestreute Bemerkungen für eine Geschichte der Moden und des Luxus in dieser Zeit; siehe S. 324 flg. Sehr interessant endlich ist das von S. 326 an über die *Tour de la librairie* des Louvre Gesagte. Nach einem Catalog, von Karl des Vten Bibliothekar *Gilles Mallet* 1373 angefertigt (jetzt noch auf der Königl. Bibliothek zu Paris befindlich), bestand diese Bibliothek in 909 köstbar in Sammt, Seide oder Maroquin gebundenen und mit vielem Geschmeide verzierten Bänden, einer Anzahl, die für die damaligen Zeiten gewiß sehr beträchtlich zu nennen ist. Die meisten Handschriften war Karl V. selbst anzuschaffen bemüht gewesen, indem er nur zehn oder, nach Andern, zwanzig Bände in der Bibliothek seines Vorfahren vorgefunden hatte. Sehr zu bedauern ist es, daß der Vf. des angeführten Catalogs bey Beschreibung der Bücher sich fast nur an das Aeußere der *Columina* hält, und nur sehr selten den Inhalt und den Verfasser derselben angiebt. S. 328 wird ein Facsimile der Handschrift Karls V. mitgetheilt. Diese Büchersammlung übrigens, welche sich in Schränken hinter bemalten Glashüren befand, war, man höre! dem gelehrten Publicum Tag und Nacht geöffnet, und es waren, um des Nachts daselbst arbeiten zu können, in dem Büchersaale silberne Lampen und Leuchter angebracht. Giebt es von solcher Liberalität heut zu Tage ein Beispiel? wo man, wenigstens an einigen Orten, beynahe bemüht ist, durch officiële Beschränkungen dem Tage sein Licht zu entziehen. Ueber den Bestand dieser Bibliothek lassen wir von Clarac S. 332 selbst sprechen: „*On n'y trouve, en général, que des ouvrages de théologie, de droit, d'astrologie. La traduction des Politiques d'Ari-*

stote, celle de quelques historiens Latins, sont les ouvrages anciens les plus considérables; pas de poètes grecs; et en poètes latins, il n'y avait qu'Ovide, Lucain; en philosophes, que Boèce, dont la Consolation y est répétée plusieurs fois. On y aurait vainement cherché les oeuvres de Cicéron, de Virgile, et les auteurs grecs. Mais cette collection était assez riche en romans en prose et en vers, en eccrivains sur la chronologie, sur l'histoire générale, sur l'histoire d'Espagne et d'Angleterre, mais principalement sur l'histoire de France: c'était sans doute celle à laquelle le roi Charles V. attachait le plus de prix. On trouvait encore dans cette bibliothèque plusieurs exemplaires de la première traduction de Ysaïe-Live, celle de l'historien Josèphe, Solin, la Cité de Dieu de Saint-Augustin; Salluste, la Conjuraison Katherine (Conjuración de Catilina); quelques exemplaires des Commentaires de César; Suétone, Valère-Maxime, et Frontin; quelques ouvrages sur l'histoire d'Orient, sur les croisades; la vie de Mahomet, celle de Godefroi de Buillon (Bouillon); une très-vieille histoire de France en vers gascons, celle du Prêtre Jehan; les ouvrages de Marc Paul, les testamens des rois de France, la vie de plusieurs d'entre eux, des traités où l'on discutait les affaires des papes et les limites de leur puissance. La plupart des ouvrages sur l'astronomie, l'astrologie, la médecine, étaient traduits de l'arabe. La Bible et des livres de piété composaient aussi une grande partie de cette bibliothèque. Mais ce qui peut paraître assez singulier, c'est qu'il y manquait beaucoup d'eccrivains de l'antiquité connus en France à cette époque, et que cite souvent Christine de Pisan, qui avait une grande érudition et connoissait bien les auteurs. Je croirais volontiers qu'on ne voulait admettre dans la bibliothèque du Louvre que des exemplaires d'une très-belle exécution, et que peut-être il n'y avait pas d'assez beaux manuscrits des auteurs cités par Christine.“ Diese für ihre Zeit in ihrer Art gewiß einzige Bibliothek, die vielleicht nur durch die der Sorbonne (siehe S. 330) übertroffen wurde, hatte leider das Schicksal, nach Karls V. Tode durch Umstände, welche von Clarac S. 333 angiebt, eben so schnell wieder zerstört zu werden, wie sie entstanden war, so daß sich jetzt in der Kgl. Bibliothek nur noch sehr wenige Bände davon vorfinden, welche S. 334 namhaft gemacht werden, unter welchen von alten Schriftstellern sich nur noch französische Uebersetzungen des Livius, Valerius Maximus, Julius Cäsar und Augustinus befinden.

Bis auf wenige Veränderungen blieb das Louvre in diesem Zustande bis auf Franz I., dem, einem Pracht und Kunst liebenden Fürsten, in einer Zeit der allgemeinen Blüthe der Kunst das alterthümliche gothische Ansehen seines Schlosses nicht mehr behagen konnte. Schon bey einem Besuch Karls V., den er mit seinem Gefolge im Louvre beherbergte, wurden viele augenblickliche Veränderungen vorgenommen, bis endlich der Plan gefaßt wurde, das Louvre ganz umzubauen, und auf den Grundmauern

mauern des alten Gebäudes ein neues aufzuführen, wovon die Ausführung dem damals berühmten Architekten *P. Lescot* aufgetragen wurde, der sich zu Gehülfen *Jean Goujon* und *Paul Ponce*, beide vorzügliche Bildhauer, nahm. Die Zeit, wann der Bau angefangen wurde, läßt sich nicht mehr ausmitteln, und es ist nur gewiß, daß er unter mehrern Nachfolgern Franz I., in deren Regierung die Lebenszeit Lescot's fiel, fortgesetzt wurde. Der Plan, wonach gebaut wurde, ist leider verloren gegangen, und man weiß nur, daß er darauf hinauslief, ein von geschmackvollen Seiten eingeschlossenes Viereck darzustellen, wobey man vorzugsweise bemüht war, die innere Seite des Gebäudes, die in den Hof ging, auf Kosten der äusseren, mit Säulen, Statuen u. s. w. zu verzieren. Dieser Putz, von dem sich einiges bis auf unsere Tage erhalten haben soll, erleidet mit Recht den Vorwurf von Ueberladung und Mißverhältnissen, Fehler, die dem Geschmack und Stil der damaligen Baukunst eigen waren und weniger dem Architekten zur Last fallen. Derselben Fehler machte sich auch *Philibert de Lorme* schuldig bey dem Bau der Tuileries, welche, noch während am Louvre gebaut wurde, in der Nähe desselben an einem Platze, wo sich *fabriques de poteries et des tuileries* befanden, auf Veranlassung der Catharina von Medicis zu bauen angefangen wurden. Die Fehler übrigens, welche den Tuileries zur Last gelegt werden können, und wovon *von Clarac* S. 346 fg. mit richtigem Geschmack die wesentlichsten namhaft macht, kommen nicht alle auf Rechnung des Baumeisters *de Lorme*, dessen Plan nach seinem Tode von seinem Nachfolger verändert ward. Auch hatte es gar nicht in dem ursprünglichen Plane gelegen, die Tuileries mit dem Louvre durch die bekannte *Gallerie du Louvre* zu verbinden, was damals sogar durch die Localität unmöglich gewesen zu seyn scheint: im Gegentheil scheint Catharina bey dem Bau dieses neuen Gebäudes die geheime Absicht gehabt zu haben, durch die dem Louvre gegenüber aufgeführten Tuileries dasselbe als das Werk Franz I. und Heinrich II. aus Neid und Mißgunst zu verdunkeln und in den Schatten zu stellen.

Unter den Nachfolgern Heinrichs II. erfuhr das Louvre wiederum große Veränderungen, indem man bey dem Fortbau sich immer neuer Pläne anderer Architekten bediente. In diese Zeit fällt der Anbau an der einen Seite, in dessen Unterstock jetzt größtentheils das *Musée des antiques* befindlich ist. Dieses war vorzüglich unter Heinrich IV. der Fall, welcher den Gedanken faßte, das Louvre mit den Tuileries durch eine große Gallerie zu verbinden, obwohl jedoch dieser Plan vielleicht schon unter Heinrich II. zu Stande kam. Als Baumeister bey diesem Werk, welcher wenigstens dasselbe vollendete, wird *Mézau* genannt. Weiter herab unter Ludwig XIII. wurden wieder bedeutende Veränderungen mit dem Louvre vorgenommen, mit Hülfe des Baumeisters *Le Mercier*, dem Paris auch viele andere berühmte Bauwerke verdankt, wie z. B. das sog. *Palais Royal*, früher *Palais Cardinal*, auch *Palais de Richelieu* genannt. Die nun am Louvre vorgenommenen Veränderungen bestanden im

Wesentlichen darin, daß das ganze Viereck erweitert und die *St. Germain l'Auxerrois* gegenüber gelegene Hauptfacade mit seinem Eingang nach der Stadt zu angelegt wurde. Letztere jedoch, welche Ludwig XIV. in ihrem Plan zu kleinlich vorkam, und ganz ungeändert werden sollte, wurde der Gegenstand der leidenschaftlichsten Discussionen, bis man endlich, da keiner der vielen von französischen Architekten verfertigten Pläne genügend befunden ward, sich bestimmen ließ, den berühmtesten Architekten der damaligen Zeit, *Bernini* aus Rom, mit unendlichem Aufwande nach Paris kommen zu lassen und ihm den Plan und die Ausführung des Baues zu übertragen. Die Arbeit ward begonnen unter vielen ungünstigen Umständen, bald aber durch den Heimgang *Bernini's* nach Rom nicht nur unterbrochen, sondern da der Plan eigentlich allgemein mißfallen hatte, ganz ausgesetzt und nun wiederum nach einem neuen Plan eines Arztes, *Claude Perrault*, der schon vor *Bernini's* Herbeiziehung eingereicht, aber verworfen worden war, fortgearbeitet. Der Grundstein zu diesem neuen Werke ward von Ludwig XIV. den 17. October 1665 gelegt. Nun ging man mit der größten Thätigkeit an das neue Werk, und wirklich nach Verlauf von fünf Jahren war die große Hauptfacade bereits vollendet. Für den Architekten wird die genaue, vom Hn. *von Clarac* S. 374 fg. mitgetheilte Angabe aller Maassverhältnisse dieser Facade sammt der bey allen ihren Fehlern dennoch erlaunenswürdigen Colonnade, die bis in das kleinste Detail verfolgt werden, von nicht geringem Interesse seyn, zumal da sie in dieser Vollständigkeit zum Erstenmale bekannt gemacht wird, wobey nicht bloß der Plan des Baumeisters, sondern auch noch neuere Messungen an dem Local selbst zu Rathe gezogen wurden, so daß die Richtigkeit der Messungen verbürgt werden kann. Die übrigen noch unvollendeten Theile des Louvre wurden gleichfalls nicht lange darauf noch unter Leitung *Perrault's* der Vollendung ziemlich nahe gebracht. Allein ganz vollendet wurde auch diese Arbeit nicht, und die Vorliebe, welche Frankreichs verschwenderischer Monarch für Versailles faßte, scheint der hauptsächlichste Grund der Gleichgültigkeit gewesen zu seyn, mit welcher später der alte Sitz der Könige von Frankreich von Ludwig XIV. behandelt wurde. Das Prachtgebäude blieb nicht nur unvollendet, worüber sich sehr laute Klagen öffentlich in Pamphlets hören ließen, sondern es schien sogar durch ungeahnete Verwüstungen, selbst durch officielle Verunstaltungen seinem Ruin entgegen zu gehen. Und so würde dieses Gebäude, wie manche andere derselben Art, ein Raub der Zeit durch Vernachlässigung und Gleichgültigkeit unfehlbar geworden seyn, wenn nicht Hr. *von Marigny*, Director der Königl. Bauten, im Jahr 1755 eine Königl. Ordonnance zur Wiederherstellung des Louvre in seinen vorigen, wenn auch noch unvollendeten Zustand ausgewirkt hätte. Ja Ludwig XV. faßte den Entschluß, das Louvre aus seinem kläglichen Zustande, wovon S. 391 fg. die Details angegeben werden, nicht nur zu befreien, sondern es sogar endlich auszubauen, womit *Gabriel*, ein damals

mals berühmter Architekt, beauftragt wurde. Allein auch diese Bemühungen blieben ohne Erfolg, wovon der Grund nicht deutlich angegeben wird, und obwohl Ludwig XVI. sich gleichfalls für dieselbe Idee interessirte, so begreift man doch, warum dieselbe unausgeführt bleiben mußte. Das Schicksal dieses Gebäudes ist in der That merkwürdig und Hr. v. Cl. sagt treffend von ihm S. 396: „*on dirait que sa construction doit durer autant que la monarchie, et que chaque souverain attache du prix à y ajouter quelques pierres, sans oser y placer la dernière.*“ Um sich ein Bild von der Verwüstung des Gebäudes unter Ludwig XVI. zu machen, wird angeführt, daß der Schutt in dem innern Hofe die erste Etage beynahe erreichte: jedoch wurde noch unter dieses Fürsten Regierung der Hof gereinigt.

(Der Beschluss folgt.)

NATURGESCHICHTE.

JENA, b. Schmid: *Lehrbuch der Botanik*. Herausgegeben von Dr. F. S. Voigt, Großh. S. W. Hofrath, ord. Professor der Heilkunde und Botanik, und Direktor des botanischen Gartens zu Jena. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. 1827. X u. 485 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Die erste Ausgabe dieses Lehrbuches erschien im J. 1808. Sie ward ihres nicht ganz passenden Titels — *System der Botanik* — ungeachtet, in diesen Blättern (A. L. Z. 1808. Nr. 326. S. 574) als eine der vorzüglichsten Einleitungsschriften zur Kräuterkunde bezeichnet. Dies ist sie in diesem Augenblicke noch: denn der Vf. hat redlich die Fortschritte der Wissenschaft seit jener Zeit benutzt. Ihm gebührt unbestritten das Verdienst, in Deutschland der erste gewesen zu seyn, der die Ansicht von der Metamorphose der Pflanzen, die genauere Darstellung des sogenannten natürlichen Pflanzensystems, die Lehre von der muthmaßlichen Entstehung der Gewächse (*Phytogenie*) u. d. m. in ein Lehrbuch der Botanik aufgenommen hat. Diese Gegenstände erfreuten sich freylich seitdem vielfältiger Bearbeitung und haben nicht mehr den Reiz der Neuheit; sie blieben indessen für die Wissenschaft immer hoch wichtig. Sonst ist die frühere Anlage und Ordnung beybehalten worden, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Worte über das botanische Studium nunmehr den Anfang machen. Ohne sich von Linné's unsterblichen Grundsätzen zu entfernen, mußte die Kunstsprache (*Terminologie*) wesentliche Verbesserungen erfahren. Die S. 219 versuchte neue Anordnung der natürlichen Familien befriedigt selbst den Vf. nicht. Bedenkt man aber, wie alle dergleichen Zusam-

menstellungen, ihrer Natur nach, nur willkürlich seyn können und von Zwang und Willen gleich abhängig bleiben, so wird man diese Reihenfolge als einen dankenswerthen Beytrag anerkennen müssen der nahe an Anarchie grenzenden Willkür in Aufzählung der natürlichen Familien Einhalt zu thun. Ob aber ein solcher Versuch überhaupt in ein Lehrbuch gehört? — ist eine Frage, die durchaus verneint werden muß. Wo Ausführlichkeit durch die engen Grenzen eines Lehrbuches ausgeschlossen ward, ersetzen fruchtbare Winke oder einzelne auf die neuesten Ergebnisse sich beziehende Noten ihre Stelle. Bey der botanischen Kunstsprache kommt, wie es sich von selbst versteht, auch das *Nectarium* vor. Die S. 107 versuchte Darstellung dieses Organs entspricht nicht ganz der unübertroffenen Ansicht des verstorbenen Rectors Sprengel, der ganz sachgemäß dabey *Nectarium proprio sensu, Nectar, Nectarotheca, Nectarilyma* und *Necturostigma* unterschieden wissen will. Bey den Farbenzeichnungen S. 136 folgt der Vf. mit edler Selbsterleugnung der einmal üblichen Kunstsprache, und nicht, wie er dazu wohl befugt war, seiner lehrreichen Schrift: *Die Farben der organischen Körper*. Jena 1816. & Die Seite 169 angezogene Schrift: *G. R. Boekher, Commentatio de plantis in memoriam cultorum nominatis*, ist nicht 1790 sondern 1799 erschienen. Sie hat im *Magasin encyclopédique*, Paris 1810, T. IV, S. 271, bedeutende Ergänzungen erhalten. Mit unverkennbarer Liebe und mit umfassender Belesenheit sind die Abschnitte von der Entstehung der Pflanze, der Geschichte derselben und ihrer geographischen Verbreitung ausgearbeitet, obgleich hin und wieder darin Anklänge vorkommen, die an die seltsame Sprache der Naturphilosophen erinnern. So z. B. lautet der §. 97 wie folgt: „Deshwegen nehmen wir an, das Licht sey ein wesentlicher Bestandtheil der organischen Körper, es sey das irdische Substrat des bildenden, Formen schaffenden, und alle in dem Wasser gelösten Irdischen zusammen.“ Es ist zwar schätzbar, daß der Vf. immer auf die betreffende Literatur aufmerksam macht; denn schon in der Vorrede wird mit Recht bemerkt, wie alles wissenschaftliche Studium der Botanik mit guten Büchern beginnen müsse; doch vermißt man bey Aufzählung derselben eine gewisse Ordnung, die allein solche Uebersichten erst fruchtbar macht. Man sehe z. B. die S. 320 aufgezählten Floren. Auch sollte man kaum glauben, daß der Vf. sie alle näher geprüft habe. Wie könnte sonst, um nur ein Beyspiel anzuführen, *G. Krauer's Prodrömus florae Lucernensis* 1825 zu den „besten Floren aller Länder der Erde“ gezählt werden, da er nichts weiter als ein bloßes Namen-Verzeichniß ist? Statt des S. 455 beginnenden *Index generum* hätten wir ein eigentliches Inhaltsverzeichniß erwartet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS: *Musée de sculpture antique et moderne*, par
M. le Comte de Clarac. Zweyte Lieferung.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zur Zeit der Republik sollte das Louvre ein Tempel und Werkstätte der Künste werden, und es wurde den Künstlern zur Wohnung überlassen, wovon bey der grossen Unordnung in allen Verfügungen und öffentlichen Maassregeln die natürliche Folge war, dass durch Willkür aller Art das Gebäude mehr zerstört als erhalten ward. „*Le Louvre*, berichtet Hr. v. Cl. S. 397, *fut envahi; c'était une ville prise d'assaut, livrée au pillage* (der Künstler, wohl-gemerkt), *et que chacun se partageait à son gré. Une jeunesse effrénée, que rien ne pouvait retenir, remplissait de nombreux ateliers, qu'elle abandonnait pour se livrer à toute l'impétuosité de ses jeux, on de ses attaques contre des écoles rivales. Chacun s'établissait dans le lieu qui était à sa convenance. On bâtissait des maisons entières dans des salles qui n'étaient pas terminées etc.* Dieser Barbarey, auf die freylich etwas spät das Gouvernement aufmerksam wurde, wurde endlich Einhalt gethan, indem das Louvre von allen überflüssigen Bewohnern gesäubert und zur Aufstellung der theils schon vorhandenen, theils in den Kriegen mit Italien erbeuteten Kunstwerke bestimmt wurde. Mit Ausführung des letztgenannten Plans ward der Architect Raimond beauftragt, und nach dessen Tode Percier und Fontaine, durch welche der Grund des sogenannten *Musée national* im Louvre gelegt wurde, und von welchen die prachtvolle Verzierung und Anordnung der Säle herrührt, in welchen noch jetzt die Antiken aufgestellt sich befinden. Ja man entschloß sich sogar, wiederum den Ausbau des ganzen Louvre aufzunehmen, und man sah glücklicherweise endlich ein, dass man, um es einigermaassen zu vollenden, sich an die Plane Lescot's und Perrault's halten, und mit Beachtung dieser, so weit es möglich, fortbauen müsse. Diese Arbeit ist erst seit Kurzem vollendet worden, und so bietet jetzt das Louvre ein Modell gewissermaassen dar, woran alle Fehler und Tugenden der verschiednen französischen Kunstschulen aller Zeiten sichtbar sind, wodurch es aber gerade für den studirenden Künstler selbst eine wichtige Schule der Belehrung wird.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Hr. v. Cl. geht nun von S. 401 an in eine genaue Beschreibung des Gebäudes nach allen seinen einzelnen Theilen ein, so wie es nämlich jetzt vorhanden ist, zu deren Verständigung zahlreiche Abbildungen dienen; und so interessant auch dieser Theil des Werks vorzüglich für die Kunst- und Künstlergeschichte des 18ten und 19ten Jahrh. ist, so können wir diese Partie hier doch nicht weiter verfolgen. Unfre Relation würde für denjenigen, der das Louvre kennt, überflüssig, und für den Nichtkenner unverständlich seyn. Ausserdem bleibt auch diese ganze Beschreibung v. Cl's. in dieser zweyten Lieferung noch unvollendet. Da es nicht nöthig zu seyn scheint, nochmals darauf aufmerksam machen zu müssen, von welcher Wichtigkeit diese Lieferung für die Geschichte der Architectur im Allgemeinen und überhaupt für die der Künste in Frankreich aller Zeiten ist, so wünschen wir diesem Werke nur noch baldigen Fortgang, und es werde nur noch bemerkt, dass auch manche andre Notizen und gelegentliche Abschweifungen von Interesse vorkommen, von denen wir einige auszeichnen wollen.

Von S. 255 an finden wir einen langen Excurs über den Zustand der Künste, vorzüglich der Baukunst in Frankreich in dem 13ten, 14ten, 15ten Jahrh., wobey freylich das, was über die gothische Baukunst, wie sie noch fälschlich hier genannt wird, wohl Niemand befriedigen wird, der die Quellen Untersuchungen darüber auch nur einigermaassen kennt. Wenn man dieses v. Cl. zu Gute halten muss, so wird dieß bey folgenden Worten eines Franzosen noch weit mehr der Fall seyn müssen. S. 256: „*car nous aussi, dans le midi de la France, nous possédons en grand nombre des monumens antiques qui prouvent que jadis nos architectes et nos sculpteurs pouvaient aller de pair avec ceux de Rome, de l'Italie, et peut-être de la Grèce.*“ Dagegen unterschreiben wir die S. 259 gemachte Bemerkung über die Unzuverlässigkeit der Zeichnungen in dem bekannten Werke des Grafen Cicognara, wozu noch zu vergl. S. 422. — S. 353 wird ein Gedicht aus dem 12ten Jahrh., die Schlacht bey Roncevaux darstellend, erwähnt, wovon eine baldige Uebersetzung von dem Besitzer desselben, Hn. Bourdillon, vorläufig angekündigt wird. Ebenso wird S. 434 im Voraus auf das Erscheinen von zwey grossen Kupferwerken aufmerksam gemacht, von denen das eine die Sculpturen des Jean Goujon und Paul Ponce, das andere die des Parthenon auf der Burg von Athen in grossen

Nnn

Maa-

Maassen wiedergeben wird. Der Herausgeber ist der geschickte Zeichner *Vauthier*. — S. 384 fg. theilt v. Cl. ein authentisches Actenstück mit, welches für die Geschichte des Luxus zur Zeit Ludwigs XIV. in der That von großem Interesse ist. Es enthält eine officiële Verzeichnung der Summen, welche unter Ludwig XIV. vom J. 1664—1690 auf königliche Bauten verwandt oder vielmehr verschwendet wurden. Nachdem unter Bernini's Leitung der Bau des Louvre unendliche Summen bereits gekostet, wird man ersaunen zu erfahren, daß Perrault's Bau wodurch das Louvre noch immer nicht vollendet ward, jedoch mit eingeschlossen das auf die Tuileries in dieser Zeit vom J. 1664—1679 Verwandte 10,608,969 Livres betrug. Noch mehr wird man aber ersaunen, ja sich dabey eines gerechten Unwillens nicht erwehren können, wenn aus eben diesem Actenstück berichtet wird, daß neben diesen Bauten auf die Erhaltung und Verschönerung von Versailles *et ses Dépendances* von 1664—1690 die Summe von 81,151,414 Livres verschwendet wurde. Das Pumpwerk zu Marly, ohne die eigentliche Wasserleitung, hatte 8,874,864 Livres gekostet. Und ausserdem verursachte das Innere von Versailles noch andre Kosten. Alles zusammengekommen, sammt dem Aufwand für die Tuileries und das Louvre, und nach dem jetzigen Frankensfuß berechnet, giebt die Summe von 189,623,629 Fr. 77 Centim. Rec. unterdrückt bey diesen Angaben Betrachtungen, die wohl auch Hr. v. Cl. im Stillen gemacht hat und jeder Leser dieser Blätter machen wird. — Ferner zeichnen wir noch aus, S. 423 fg., eine umsichtige Diatribe über den Einfluß der italienischen Kunst auf die der Franzosen im 16ten Jahrh., von dem man allerdings wird zugestehen müssen, daß er mehr nachtheilig als nützlich gewirkt hat. Freylich übten auf französische Künstler gerade solche Italiener einen Einfluß aus, an denen man schon eine allmähliche Verirrung und Abweichung von dem einfachen und natürlichen Stil der frühern Sculptur wahrnimmt.

F. O.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Homiletische Bearbeitung aller Sonn-, Fest- und Feyertäglichen Evangelien für den Kanzelgebrauch*. — Ein praktisches Hand- und Hilfsbuch für Stadt- und Landprediger, von Sam. Baur, königl. Würtemb. Decan u. Pfarrer zu Alpeck u. Göttingen bey Ulm. 1826. *Erster* Band. 714 S. *Zweiter* Band. 768 S. *Dritter* Band. 838 S. *Vierter* Band. 812 S. gr. 8. (10 Rthlr. 16 gr.)

Wiederum ein homiletisches Werk des so viel und schnell schreibenden Hn. B., über welches man nicht als dasselbe Urtheil sprechen kann, welches

für alle seine Geistesproducte gilt, nämlich daß sie Spuren genug von einem nicht ganz gemeinen Talente des Vfs. tragen, daß sie aber bey der großen Flüchtigkeit, womit sie stets hingeworfen werden, im Ganzen kaum Mittelmässiges geben, oft genug hinter diesem zurückbleiben. Das gegenwärtige Werk, — um von seinem Umfange und Wesen im Allgemeinen zuvörderst Kenntniß zu geben, — liefert lediglich ausführlichere und kürzere Predigtdispositionen über die Evangelien des Jahrs, dergleichen wir seit dem Beginn des letzten Viertels im vorigen Jahrhundert in unübersehbarer Menge und bey weitem zur Uebersättigung empfangen haben, und die sämtlich von der Art sind, daß, wenn dergleichen ein Prediger, wäre er auch mit Arbeit noch so sehr überladen, nicht binnen ein Paar Mussestunden, — und so viel wird ein Jeglicher doch wohl haben? — wenigstens eben so gut niederschreiben könnte, es nicht verdienen würde, Prediger zu seyn. Ueber ein jedes Evangelium findet man zuerst meistens 8 oder 9 ausführlichere Entwürfe und Dispositionen, dann zweytens etwa ein Dutzend sogenannter Grundrisse und Skizzen; drittens meistens eben so viele Themen mit Angabe der Theile; endlich viertens noch Andeutungen und Winke. Das ist der Plan für jedes Evangelium, und man sieht, wie gar Vieles man hier haben kann.

Rec. will, um die Leser mit dem Einzelnen bekannt zu machen, aus allen 4 Bänden Evangelien ausheben, so wie sie sich darbieten. — Im ersten Bande finden wir am Feste der *Erscheinung Christi* 1) folgende *Entwürfe*: Die Gemeinde der Heiligen in der Kirche Christi; daß das Benehmen laienhafter Menschen bey Vollbringung des Bösen eine merkwürdige Rechtfertigung der Tugend enthalte (*immer?*); wider die ängstliche Erwartung trauriger Zeiten und Schicksale; die Aehnlichkeit der frühern und spätern Schicksale Jesu; von den großen Vortheilen, welche früh erduldeten Beschwerden dieses Lebens für uns haben können; die Gefahren in unserer Kindheit und Jugend; daß es Gott ein Leichtes sey, die Anschläge der Bosheit zu vernichten (*wer zweifelt daran?*); über die rechte Verehrung Jesu und ihre seligen Folgen; es ist ein Glück, ein Christ zu seyn. Dann folgen 11 Grundrisse und Skizzen: z. B. wie sehr wir Urfacen haben, unser Christenthum über Alles hochzuschätzen; das Anschauen des sternenvollen Himmels, als *Stärkung* eines freudigen Glaubens an Gott (hier wird diese *Stärkung* nicht gezeigt, sondern nur so abgetheilt, daß uns dies Anschauen ein erfreuliches *Licht* gebe über das Daseyn Gottes, über Gottes unendliche Weisheit, über Gottes grenzenlose Macht und über die Art, wie Gott sein Herrscherrecht ausübt; der letzte Punkt liegt schon mit in 2 und 3, und man sieht schon aus dieser Angabe, wie leicht sich der Vf. das Disponiren macht); von der Menschenkenntniß, Beschaffenheit und Werth der Andacht u. s. w. An diese

diese schliessen sich 12 Themen mit Angabe der Abtheilungen; und sodann noch, wenn wir richtig gezählt haben, 34, sage vier und dreyssig Themen ohne Angabe der Theile; diese hat man unter den Andeutungen und Winken zu verstehen. Unter den *Entwürfen* enthält besonders der über das *Benahmen der Lasterhaften* u. s. w. manches gut Gedachte; aber das Thema ist nicht richtig behandelt: denn der *erste* Theil, der das Benahmen der Lasterhaften bey Vollbringung des Bösen darstellen soll, giebt in den einzelnen Sätzen schon das, wodurch die Lasterhaften die Tugend rechtfertigen, und es bedurfte des *zweyten* Theils, worin gezeigt werden soll, wie hiedurch die Wahrheit und Würde der Tugend und die Wohlthätigkeit derselben zur Beglückung des menschlichen Geschlechts gerechtfertigt werde, eigentlich nicht. Uebrigens hat der Vf. eben so wenig im *zweyten* Theile die Merkwürdigkeit dieser Rechtfertigung, als im *ersten* Theile das allgemein gezeigt, daß die Lasterhaften sich scheuen, unästhetische Grundsätze aufzustellen, ihre unästhetischen Handlungen zu verbergen u. s. w.; leider findet man nicht selten das Gegentheil. Weit dürftiger sind dagegen die übrigen Entwürfe ausgefallen: z. B. „Es ist ein Glück, ein Christ zu seyn, 1) weil das Christenthum uns würdig von Gott denken lehrt; 2) weil wir Jesum als Gottes Sohn, als den Heiland der Welt erkennen; 3) weil wir als Christen den Geist Gottes als Beförderer des Christenthums und alles Guten kennen! Wen möchte so Etwas befriedigen?

Aus dem *zweyten* Theile heben wir das Evang. am *ersten Oftertage* aus. Die Entwürfe und Dispositionen handeln: *über den Einfluß der Auferstehung Jesu* auf unsre Tugend und Beruhigung, indem sie *erstlich* die Unerläßlichkeit der Tugend beweise, und das vollkommenste, der Nachahmung würdigste Muster in Jesu aufstelle; den höhern Beystand zeige, welcher der Tugend zu Theil wird; bey gewissenhafter Pflichtübung auf einen sichern Erfolg rechnen heisse, und die Rechtfertigung der verkannnten Unschuld verbürge. Nur dieser letztere Punkt steht mit der Auferstehung Jesu im Zusammenhange, die übrigen nicht, und am wenigsten hat der Vf. diesen Zusammenhang gezeigt. Ueberdies kann man, wegen der einwirkenden äussern Umstände, in welchen man befangen ist, auch bey der gewissenhaftesten Pflichterfüllung, nie auf einen *sichern Erfolg* rechnen. — *Zweytens* aber soll, nach der Angabe des Theils bey dem Thema, die Auferstehung Jesu uns beruhigen; doch die Abhandlung selbst beschränkt dies *auf den Trost* bey den Leiden dieses Lebens, und bemerkt, daß die Auferstehung Jesu uns von der unendlichen Liebe Gottes, — von einer weisen und gerechten Weltregierung, von der Gnade Gottes gegen reinige Sünder (fällt mit dem *ersten* zusammen), von dem segensreichen Einflusse der Noth auf unsre Wohlfahrt und von einer frohen Unsterblichkeit jenseits des Grabes überzeuge; *überzeugen* aber kann uns die Auferstehung Jesu von dem

Allen nicht, daher diess auch der Vf. weder erweisen konnte, noch erwiesen hat; auch sieht nur der 2te und 5te Punkt mit der Auferstehung Jesu in näherer Verbindung. — Die übrigen Sätze heissen: warum und wozu feyern wir das Fest der Auferstehung Jesu? (Das Thema ist verfehlt, und die Sache versteht sich eigentlich von selbst); vom Glauben an Jesum, den Auferstandnen; er ist fest gegründet; er ist kraftvoll (was kann er nicht sonst noch mehr seyn?); Jesu Auferstehung, der Triumph des Christenthums (die Theile sind nicht richtig ausgedrückt); die Auferstehung Jesu giebt unserm Glauben an Unsterblichkeit die *nöthige* Vollendung (das Wort *nöthig* ist hier müßig); die *schmachvolle* (?) Hinfälligkeit des menschlichen Geschlechts verklärt durch die Auferstehung Jesu (unpassend und widersprechend ausgedrückt!); wie sehr der Glaube an ewige Fortdauer für uns Bedürfnis ist; der Glaube an den auferstandnen Jesus als der Sieg, der die Welt überwindet: im Leben, im Leiden, im Sterben (wie flach und trivial!). Unter andern heisst es hierin: „er schützt uns gegen *muthlose* Verzagtheit“; giebt es etwa eine muthvolle? Trostgründe an den Gräbern unserer Lieben aus der Auferstehung Jesu. — Nun folgen 14 Skizzen, 10 Themen mit den Theilen und 29 bloße Themen oder Andeutungen. Wenn es hier unter andern S. 544 heisst: daß auch die *göttliche* Weisheit durchaus nichts *gegen* das Evangelium Jesu *vermöge*, so ist uns das gar dunkel oder beruht nur auf einem Druckfehler, wonach das *göttlich* in *menschlich* verwandelt werden muß; eben so unrichtig ist es gesagt: daß *selbst* der Tod unsers Leibes unserm geistigen Leben nicht schaden könne. Dieser kann begreiflich dem geistigen Leben gerade am wenigsten *schaden*.

Aus dem *dritten* Theile greifen wir das Evangelium am Feste *Johannis des Täufers*. Wir finden hier zuvörderst 9 Entwürfe, von welchen der *erste* über christliche Bildung handelt, und diese nach ihrer Beschaffenheit, nach ihrem Werthe und nach den zu ihr führenden Mitteln betrachtet. Diesem Thema war der Vf. nicht gewachsen: denn statt daß es hier darauf ankäme, zu zeigen, was *christliche* Bildung eigentlich sey, und die *Christlichkeit* der Bildung besonders auszuzeichnen, giebt er nur an, daß sie die Sorge für das Wohl des Körpers der *Kinder* (als ob *solche* Bildung bloß auf Kinder beschränkt sey), für den Geist und für Herz und Gemüth umfasse; aber diess ist auch heidnische und jüdische Bildung. Dann will er ihren Werth darin zeigen, daß sie *allein* uns den Menschen und sein Geschlecht in ihrer *echten* Menschenwürde darstelle (hier hätte wieder zuerst gezeigt, was *echte* Menschenwürde sey, und dann der Satz erwiesen werden müssen; dieser Satz ist aber offenbar wiederum zu viel umfassend!) und daß sie die sicherste Quelle aller menschlichen Wohlfahrt sey; letzteres geschieht besonders dürftig und gilt viel zu allgemein. — Nun giebt er *Mittel* an zur Bildung, die ebenfalls nur die

Jugend berücksichtigen und nur das ganz Gewöhnliche berühren. — Die folgenden Entwürfe handeln von den wichtigsten Lebensumständen Johannis des Täufers (nicht eben dem Evangelium gemäß); daß auch scheinbar zufällige Umstände (*bey*) unsrer Geburt oft von großer Wichtigkeit sind. Dieß läßt sich, auch wenn man das *scheinbar* wegstreicht, recht wohl erweisen; aber der Vf. entspricht in den Theilen seinem Thema nicht, denn in diesen zeigt er lediglich: wie wichtig es uns seyn müsse, geboren zu seyn 1) von gesunden Aeltern, 2) unter glücklichem häuslichen Verhältniß (wie breit!); 3) in einem wohlgeordneten Staate, und 4) in Zeiten des Friedens. Dieß ist allerdings sehr erfreulich: aber ist nicht auch wohl das Gegentheil von Wichtigkeit? Und hat der Vf. nicht höchstens nur einige Beyspiele für den aufgestellten Satz geliefert? Doch wir würden zu viel Raum hinwegnehmen, wenn wir so mit den übrigen Entwürfen fortfahren wollten. Darum mögen die Hauptsätze derselben hier bloß angegeben werden: Die christliche Religion führt auf den Weg des Friedens; die große Pflicht der Aeltern, ihre Kinder zu erziehen; das ganze Leben des Christen ein Gottesdienst; von der Theilnahme an der Freude unsrer Brüder (die Theile heißen: 1) wir können daran Theil nehmen; 2) *wie* gewöhnen wir uns dazu? Aber wir können nicht bloß, sondern wir *sollen* auch daran Theil nehmen). Die Erfordernisse und der Werth einer guten Nachbarschaft. Hierauf folgen wieder 11 Skizzen, unter welchen wir die über den Einfluß der Gottesfurcht auf die Freuden des häuslichen Lebens als die beste auszeichnen möchten; dann 12 Themen mit, den Theilen und 29 Winke.

Auch in dem *vierten* Bande haben wir keinen Entwurf unter allen gefunden, der sich in aller Rücksicht über die Mittelmäßigkeit erhöhe; viele stehen darunter, manche tief darunter. Wir schlagen gleich die zweyte Predigt am 13ten Trin. auf; sie handelt von der *Beschaffenheit* und dem *Werthe* eines *guten Herzens*. Das Thema giebt demnach schon die beiden Theile an, aber der Vf. macht gleichwohl drey: er zeigt zuerst, was ein gutes Herz *nicht* ist (wie allgemein und unendlich! denn wie *viel* ist ein gutes Herz *nicht*?); fer-

ner: worin es wirklich bestehe; und endlich: welchen großen Werthes habe. Es sey aber 1) nicht ein *gewisser* (?) Mangel an Kraft, auch nicht ein eingeschränkter Verstand (der Vf. meint Geisteschwäche, die den Schein von Gutmüthigkeit giebt); auch nicht ein *weiches* Herz (wenigstens nicht *bloß*; übrigens gehört die Bemerkung des Vfs, daß Menschen, die dem Trunke oder der Wollust ergeben sind, insgemein schneller Rührungen fähig seyen, nicht hierher, da dieß Nervenschwäche, aber keine *Weichherzigkeit* ist); doch auch nicht ein *allzu* gefälliges Wesen!! (Wie *unbestimmt* und *schwankend*!) Nun höre man 2) *wora* es bestehe? nämlich: in Reinheit von *bösen* (?) Lüssen und Begierden; und in einer allgemeinen und unbedingten Liebe zu Allem, was an sich selbst gut ist. Wie ungenügend, wie wenig dem Wesen eines *guten* Herzens entsprechend! Und wie dürftig bezeichnet der Vf. 3) den Werth eines guten Herzens damit, daß es alle Menschen veredle und so (wie denn?) nothwendig im menschlichen Leben sey (wie trivial zugleich!). Wir werfen noch einen Blick auf die *Reformations-Predigten*, welche uns S. 666 u. f. dargeboten werden. Die erste befriedigt am meisten, wiewohl die Zusammensetzung von Einfachheit und Verständlichkeit, Reinheit und Würde, Bedeutsamkeit und Wirklichkeit wohl passender gewesen wäre. — Wenn aber der Vf. in der zweyten Predigt, wo er frohe Ansichten für die Verbreitung des reinen Evangeliums außerhalb und innerhalb der evangelischen Kirche giebt, meint, daß es mit der öffentlichen Verketterung ganz anders geworden sey, als ehemals, und von einer großen Geistesentfesselung unter den Katholiken spricht, und in unsrer Kirche die Bibelgesellschaften und das Streben nach besserer Erkenntniß für diese Hoffnung *geltend* machen will, so scheint er mit den Zeichen der Zeit ziemlich unbekannt zu seyn. Das Thema der dritten Predigt: Was evangelische Christen besitzen und was sie sich nicht rauben lassen — ist doch viel zu allgemein und unbestimmt; und die *Theile* des Themas der vierten: Die Reformation sey 1) ein großes Werk; 2) nicht nur Menschenwerk, sondern auch Gotteswerk; 3) daraus folgt für uns eine doppelte Verpflichtung — sind ganz unlogisch.

Berichtigung.

In Nr. 48. der Erg. Bl. sind folgende Druckfehler zu ändern: S. 332 Z. 6. 1. *auf der* Z. 20. 1. *den* statt der Z. 24. 1. *Gabe* S. 383 Z. 16. 1. *Laura* st. *Launen* S. 384. Z. 5. 1. *mehrere*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ILMENAU, b. Voigt: *Neuer Nekrolog der Deutschen.*
Vierter Jahrgang, 1826. Erster und zweyter
Theil. 1828. XXVIII u. 1136 S. 8. (4 Rthlr.)

In unserer Anzeige des dritten Jahrgangs 1825 (A. L. Z. 1827. Erg. Bl. Nr. 92. S. 735.) war gerügt worden, daß bey *Barbafey* (dritter Jahrg. N. 272) nicht das benutzt sey, was *Dohm's* Denkwürdigkeiten über die Rolle enthalten, die dieser Mann bey dem Gesandtenmord zu Rastadt gespielt hat. In der Vorrede erinnert der Verleger, der diesmal wiederum der Herausgeber ist, daß in allen 5 Bänden von *Dohm's* Denkwürdigkeiten nichts von *Barbafey* vorkomme, und überhaupt *D's* merkwürdiger Official-Bericht nie erschienen sey. Rec., indem er nur im Allgemeinen auf die Sache deuten wollte, hat allerdings weniger die 5 erwähnten Bände der Denkwürdigkeiten selbst, als vielmehr deren Fortsetzung verstanden, die in demselben Verlage unter dem Titel: *Christian Wilhelm von Dohm nach seinem Willen und Handel, von W. Gronau*, 1824 erschien; wo laut Vorrede v. *Dohm's* Schicksale mit dessen eignen Worten erzählt werden. Dieses treffliche Buch enthält S. 335 eine historisch begründete Darstellung der schauderhaften Begebenheit, die das Ende des Rastadter Congresses bezeichnete. Es enthält aber auch S. 614 u. f. umständliche Nachrichten von dem Antheil, den der Obrist v. *Barbafey* daran genommen hat. *D's* amtlicher Bericht über den an der französischen Gesandtschaft in der Nähe von Rastadt verübten Raubmord ist S. 597 als Beylage wieder abgedruckt; denn er erschien zuerst kurz nach dem Vorfall im *Häberlin'schen* Archiv. So viel über diesen Punkt. Wir freuen uns übrigens über diese einer gewiss wohlgemeinten Kritik gewidmeten Aufmerksamkeit um so mehr, als andere von uns früher gegebenen Winke bey dem vorliegenden Jahrgange benutzt worden sind, wie z. B. die Bezeichnung der beiden Bände als Theile, und nicht als bloße Hefte, und das Weglassen von aus dem Regenten-Almanach entlehnten Abbildungen, an deren Stelle diesmal die Portraits des unvergeßlichen *Mahlmann* und des Malers *Alfred Heideloff* traten. Wir können es nur billigen, daß, ohne die Mannichfaltigkeit und die Vollständigkeit zu beeinträchtigen, noch mehr, als in den frühern Jahrgängen, den einzelnen Aufsätzen bestimmte Schranken angewiesen wurden. Dies

lag ohnehin in der Aufgabe eines Nekrologs, der sich schon dadurch von den eigentlichen Biographien unterscheidet. Weil aber dieser neue Jahrgang auf das erfreulichste die Ausführbarkeit eines deutschen National-Nekrologs bekrundet, mußte der Russe *Karamsin* davon ausgeschlossen bleiben. Er fand S. 800 eine unverdiente Stelle. Würde der Herausg. nicht Anstand nehmen, dem im Berliner Conversationsblatt 1827. Nr. 234. S. 935 abgedruckten Lebensabriss des schwedischen Bibliothekars *Lorenzo Hammarsköld* (geb. den 7ten Apr. 1786, gest. den 15ten Oct. 1827) in dem folgenden Jahrgang des Nekrologs einen Platz zu gönnen, wenn gleich diesem Ausländer nachgerühmt wird, daß er mit der deutschen Literatur in allen Fächern vertraut war und in deutschen Zeitschriften vielseitige Beyträge geliefert habe? Allerdings müssen die einmal festgestellten Grenzen auch festgehalten werden; selbst wenn künftig der Tod in den Reihen merkwürdiger Deutschen weniger unerfülllich wüthen sollte, als im J. 1826, in welchem er nicht weniger als 671 solcher bekannt gewordenen Opfer forderte. Davon sind 72 in der ersten, 216 in der zweyten und 383 in der dritten Abtheilung aufgeführt. Die erste Abtheilung: „*ausführlichere Nachrichten*“ beginnt aber mit dem Nekrolog des bereits im J. 1825 verstorbenen Naturforschers *Freyreiss*. Er gehört eigentlich gar nicht in den vorliegenden Jahrgang. Dies beweist aufs Neue die Nothwendigkeit, entweder von Zeit zu Zeit, etwa alle fünf Jahre, Supplementbände zu der für die Geschichte so werthvollen Sammlung zu liefern, oder wenigstens den Voratz aufzugeben, daß ein jeder Jahrgang des Nekrologs einem bestimmten Jahre entspreche. Wir wollen uns einzelne Bemerkungen erlauben. Biographische Aufsätze, wie der S. 27 über *Friedrich Gottlob Breithaupt*, haben in unsern Augen einen nur sehr geringen Werth: denn sie schildern mehr die Gefühle des Verfassers, als den Verstorbenen. Auch ist es uns nicht klar, was unter „*Thränenschatten*“ und andern schwülfigen Ausdrücken verstanden werden soll. Dafür gehören die eigenthümlichen, d. h. nicht aus andern gedruckten Quellen entlehnten Lebensbeschreibungen von *Falk* S. 46 (dessen Lehrer aber *Gralath* und nicht *Grelatte* hieß), *Gabler* S. 80, *Weinbrenner* S. 100, *J. H. Voss* S. 171, *Nicolai* S. 211, *Schuback* S. 272, v. *Globig* S. 283, v. *Hennings* S. 292, *Lange* S. 317, *C. M. v. Weber* S. 324, *Lumpert* S. 354, v. *Weiller* S. 371, *Bul-*

Balbach S. 434, Schumann S. 446, Manfo S. 478 u. m. A. unbestritten zu den gelungensten biographischen Schilderungen. Was S. 253 von dem in Luzern als noch nicht bestehenden reformirten Cultus gesagt wird, hat sich seitdem zu Gunsten der zahlreichen dort wohnenden Protestanten geändert: denn sie besitzen jetzt eine eigne Kirche und selbst einen eignen Pfarrer. In der Lebensbeschreibung des Generals Grafen v. Benningfen wird zwar S. 561 behauptet, daß die Verlesung in der Nacht vom 23ten auf den 24ten März 1801 noch nicht völlig aufgehellt sey; der Vf. findet aber in dem diesjährigen Jahrgange der *Penelope* die genauellen Aufschlüsse über die Rolle, die der Graf v. Benningfen dabey spielte. Diese Nachrichten sollen sogar aus den eignen Papieren des Grafen geschöpft seyn. In dem Aufsatze über Neumöcke S. 609 tadeln wir den fremdartigen, nicht zur Sache gehörenden Ausfall über den Unterschied der Stände, den Adel, die hohe Geburt und die Gelehrsamkeit. Bey dem Nekrolog des Grafen Philipp Karl zu Oettingen-Wallerstein S. 720 ist die von seinem langjährigen Freunde, dem Hn. Hofrath Schalles zu Landshut herrührende Nachschrift, ihres bittern und scharfen Tons ungeachtet, interessant. Auch in der zweyten Abtheilung: „kürzere Nachrichten“ sehen manche werthvolle eigenthümliche und als solche mit * bezeichneten Lebensumrisse. Es hat uns gefreut zu sehen, wie unter andern S. 875 einer der höchsten preussischen Staatsbeamten, der Hr. Oberpräsident Merkel in Breslau, einem ehemaligen Untergebenen, dem Regierungsrathe Friesse, ein wohlverdientes Andenken widmet. Zu der in psychologischer Hinsicht höchst merkwürdigen Notiz über den Polizeyrath Ekart zu Berlin könnten ergänzende Bemerkungen aus des Criminalraths Hützig's bekannter Zeitschrift geschöpft werden. In die dritte Abtheilung: „kurze Nachrichten“, ist Mancher gerathen, der es wohl verdient hätte, in einer der beiden ersten einen Platz zu finden. Vielleicht war dessen Keiner würdiger, als der S. 1106 genannte Graf v. Lepel, einer der gebildetsten Männer seines Zeitalters. Bey dem mannichfaltigen Stoff, den sein Leben zu einer biographischen Schilderung darbietet; bey der Bedeutbarkeit seiner Leistungen im Fache der Kunstgeschichte und dem innern Werthe seiner seltenen Schriften hoffen wir, daß der Herausg., aus ähnlichen Gründen wie bey Freyzeis (s. die Note zu S. 1), ihm eine ausführliche Schilderung in dem nächsten Jahrgange des Nekrologs widmen werde. Ohnehin dürfte es nicht schwer fallen, bey den Angehörigen des Grafen v. Lepel die dazu erforderlichen Materialien zu erhalten. Seine Vornamen waren Wilhelm Heinrich Ferdinand Karl. Sollte dieser unser Vorschlag nicht berücksichtigt werden können, dann gebührt ihm eine Stelle in dem ersten der oben erwähnten Ergänzungsbände zum Nekrolog, in welchen dann auch Friedrich Purtsch aufzunehmen seyn dürfte. Dieser berühmte Botaniker war keineswegs, wie es in der botanischen Zeitung,

Regensburg 1827. I. S. 192 behauptet worden, in Sibirien geboren, sondern zu Grossenhayn in Sachsen den 4ten Febr. 1774, wie dessen leiblicher Bruder es S. 491 des zweyten Bandes dieser Zeitschrift (1827) nachgewiesen hat. Sie liefert auch eine Lebensbeschreibung des Kaiserl. Russischen wirklichen geheimen Staatsraths Frhn. Marschal von Bieberstein. Dieser Letzte war aber nicht, wie im Nekrolog S. 1013 gesagt wird, den 11ten August 1766 zu Aarberg im Kanton Bern, sondern am 10ten Aug. 1768 in Stuttgart geboren. Auch starb er nicht den 5ten Oct., sondern den 11 Jun. 1826.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Schuboth: *Margaretha, Dronning til Danmark, Norge, Sverrig*. (Margaretha, Königin zu Dänemark, Norwegen, Schweden). Mit der Königin Bildniß und dem königl. Wappen. 1824. XII u. 167 S. 8. (1 Rthlr.)

Sollte Hr. C. F. Wichmann, der sich unter der Vorrede als Vf. dieser Schrift genannt hat, mit derselben, wie Rec. vermuthet, zum ersten Male vor dem Publicum als Schriftsteller auftreten: so dürfen sich die Freunde des Studiums der vaterländischen Geschichte Gutes versprechen von seinen fortgesetzten Bemühungen zur Verbreitung ihrer Kenntniß. Nicht nur die Wahl des Gegenstandes, der noch von keinem dänischen oder andern Schriftsteller mit der Ausführlichkeit, die er verdient, bearbeitet worden ist, sondern auch die Art seiner Behandlung im Ganzen genommen, kann zum Beweise dienen, daß es Hn. W. weder am äußern, noch am innern Berufe zu solchen historischen Untersuchungen und einer gefallenden Mittheilung der Resultate seiner Bemühungen gebricht. — Die Vorrede beginnt mit einem Gleichniß, worin der Vf. der *Calmar-Union* das Wort redet. Nicht übertrieben ist in diesem Betracht die Nebeneinanderstellung einer österreichischen *Maria Theresia*, einer russischen *Katharina d. Gr.* und unsrer *Margaretha*, der Königin dreier Reiche, deren vereinte Unterthanen „durch die bewundernswürdigen Gaben einer großherzigen Frau bey der Feyerlichkeit zu *Calmar* dahin gebracht wurden, dem Könige *Erich* als ihrem gemeinschaftlichen Herrscher zu huldigen.“ (S. VII.) Ueber die Verschiedenheit der Beurtheilung, welche sich diese Königin, oder, wie *Margaretha* mit bescheidner Berücksichtigung der Zeitumstände sich selbst lieber nannte: „*Erbin von Dänemark*“ und: „*des Dänenkönigs Waldemar Tochter*“, gefallen lassen mußte, kann man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß dieses von jeher das Schicksal aller Herrscher und Herrscherinnen war, die durch Talente, Tugenden, Verdienste und große Unternehmungen sich vorzüglich auszeichneten. Der Vf. beruft sich nur auf die Urtheile neuerer Geschichtschreiber, eines *Lagerbring* und *Granberg* unter den Schweden, eines *A. G. Carstens* und *Hegewisch* unter den Dänen; und in sofern die Nachwelt in diesem Stück meist gerechter ist,

ist, als die Mitwelt, so gereichen allerdings die vortheilhaften Aeusserungen von diesen, zumal von den Schweden, der Königin mehr zum Ruhme, als alle Lobpreisungen von ihren Zeitgenossen, denen dann bekanntlich großer Tadel entgegengesetzt wurde. Aber auch einer ihrer wärmsten Verehrer unter den Dänen, nämlich der berühmte *Holberg*, verschweigt es nicht, daß ihr der sogenannte *Rückenschatz* (eine von dem Rücken eines jeden Thiers zu eriegende Abgabe) und die dem jungen König *Erich* gegebene Lehre: „*Schweden* soll dich nähren, *Norwegen* kleiden, *Dänemark* beschützen“ (f. *dänische Reichshistorie*, Th. 1. S. 621), nebst andern Dingen zum Vorwurf gemacht worden; ob er gleich das Meiste solcher Beschuldigungen auf Rechnung der ungünstigen Vorurtheile der Schweden gegen sie, als eine dänische Prinzessin, schreibt. Zu dem, was *W.* aus *Sven Lagerbring's* Gesch. von Schweden zu *Margarethens* Lobe S. VIII. anführt, hätte noch aus dessen *Abriss der schwedischen Reichshistorie* bemerkt zu werden verdient, daß dieser Schwede ihr S. 37 f. mehr Verstand zuschreibt, als allen Unionskönigen, und die gehäßige Deutung des gekrönten großen O auf der *Oerebro'schen* Münze geradezu für ungerecht und ungereimt erklärt. Mit großer Unbefangenheit und Gerechtigkeitsliebe drückt sich über sie der Schwede *Granberg* in seiner *Geschichte der Calmarunion* aus: „Niemand hat ihr die Verdienste der Schlaueit abgesprochen; nur schwedische Geschichtschreiber verlagen ihr die des Herzens.“ (S. IX.) Das Letzte geschah doch erst in spätern Zeiten; und die Beschuldigungen, womit man ihrer Ehre zu nahe trat, widerlegen durch ihre Ungereimtheit sich selbst. „Sind wir, sagt *Gr.*, von der fliehenden Zeit zu Richtern über die Thaten derer berufen, welche vor uns den großen Schauplatz verließen, so gebührt es uns, eine Unparteilichkeit zu zeigen, welche einmal unsre Nachkommen untersuchen und wonach sie vielleicht bestimmen werden, welche Vorurtheile wir besiegen.“ Das von *Carstens* gefällte und S. XI. angezogene Urtheil über *Marg.* findet sich in seiner den *Schriften der k. dän. Gesellschaft d. Wissenschaften*, Bd. X. S. 104 f. einverleibten Abhandlung: *Aufklärung der Frage: ob es der Kön. Marg. als ein Staatsfehler zur Last gelegt werden kann, daß Graf Gert mit Schleswig belehnt wurde?* Auch an ihm hat sie einen besonnenen Vertheidiger. *Hegewisch* hält sich mehr an ihr, die Unvergänglichkeit ihres Namens verbürgendes Werk, die *Calmarunion*, wovon er sagt: „sie war ein Phänomen in der Politik, wie es die von *Karl d. Gr.* unternommene Verbindung der Donau mit dem Rhein in der Staatsökonomie war. Beide zeigen, daß die Menschen aller Zeitalter, selbst der unwissenschaftlichen und barbarischen, großer Ideen fähig sind, zu deren Ausführung aber die bloße natürliche Geistesstärke nicht ausreicht, sondern daß dazu überdies noch eine Menge erworbener Kenntnisse erforderlich ist.“ Und auch diese werden nicht zum Ziele führen, wenn ungünstige Zeitumstände unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen. Der Mangel

an vollständigen und zuverlässigen Nachrichten aus dem in so manchem Betracht dunkeln Mittelalter macht übrigens eine ganz sichere Charakteristik der *K. Margarethe* unmöglich: aber mit Recht sagt *W.*, was wir von ihr wissen, zeigt, „daß der Norden keinen größern Regenten, der mit so festem Schritte dem vorgetrockneten Ziele sich näherte, gesehen hat. Auch die Fehler, von denen sie nicht frey war, verdunkeln nicht den Ruhm ihrer Regierungskunst.“ Auf wissenschaftliche Vollständigkeit seiner Charakteristik leistet der Vf., der nur in einigen treuen Zügen eine Periode in der Geschichte des Nordens darstellen wollte, welche, als eine seltne Erscheinung, die Bewunderung jedes aufmerksamen Beobachters für die handelnde Person, wodurch das ganze Werk in Gang gesetzt wurde, erregt, ohnehin Verzicht. Zu einer solchen Vollständigkeit würde es freylich nothwendig gewesen seyn, die Quellen nachzuweisen, aus denen er die erzählten Thatfachen geschöpft, oder wenigstens die Hilfsmittel namhaft zu machen, deren er sich zu seiner Arbeit bedient hat. Dies ist aber, wenn man die oben erwähnten Urtheile schwedischer und dänischer Chroniker über *Margarethe* und die *Calmarunion* ausnimmt, nirgends geschehen. Ob nun gleich seine Schrift in diesem Betracht mit *Behrmann's* Geschichte des Königs *Christian II.*, ausgearbeitet nach Documenten, Kopenh. 1815. die Vergleichung nicht aushält: so ist Rec. Hn. *W.* doch das Zeugniß schuldig, daß er, was sein Titel verspricht, geleistet hat; daß seine Darstellung *Margarethens* mit dem, was die besten schwedischen, dänischen und deutschen Historiker von ihr sagen, übereinstimmt; und daß er seinen Zweck: „die Leser mit Begeisterung für die große Königin zu erfüllen, indem er dieselben durch die merkwürdigsten Begebenheiten ihres Lebens führt“, sicher erreichen wird. Eine kurze Uebersicht des Inhalts der Schrift möge zeigen, wie der Vf. seinen Gegenstand behandelt hat.

Die *Einleitung*, deren Umfang (S. 1—64) zu dem der Abhandlung selbst im Mißverhältniß steht, macht den Leser auf den Zustand des Nordens schon in dem Zeitalter der Einführung des Christenthums aufmerksam. Der Vf. handelt von der Verbindung, worin die verschiedenen nordischen Nationen unter einander standen; von der glücklichen Lage der Bauern oder Güterbesitzer, welche eigentlich das Volk ausmachten und in den Gerichtsversammlungen entschieden, was die Könige zu des Landes Wohl vorzunehmen hatten; von dem bedeutenden Einflusse des Clerus, der die königliche Gewalt, wo sie in Despotismus ausarten wollte, zu den gesetzlichen Grenzen zurückführte; vom Adel, der sich in Norwegen niemals zu der Uebermacht erhob, die er in Dänemark und Schweden zu erlangen wußte; von den langwierigen und den nordischen Reichen zu so großem Nachtheile gereichenden Unruhen, welche durch die holländischen Grafen herbeygeführt wurden; von der Macht und den grenzenlosen Freyheiten und Vorrechten, welche sich die Hansestädte, besonders seitdem das Meklenburgische Haus den schwedischen Thron be-

sals,

fals, in Schweden zu verschaffen wußten; und endlich von den furchtbaren Pestkrankheiten, womit Europa in der Mitte des 14ten Jahrh. heimgesucht wurde; und die im J. 1348 durch ein Schiff, das schon seine ganze Besatzung verloren hatte, aber noch voll von Waaren war, nach *Bergen* gebracht wurden, von wo sie sich schnell durch den ganzen Norden verbreiteten. Nach dieser Einleitung, die wenigstens dazu dient, dem mit der nordischen Geschichte Unbekannten einen Begriff von den Schicksalen und der Verfassung des Nordens während der letzten Jahrhunderte vor dem Zeitalter der K. *Margar.* zu geben, wendet sich der Vf. zu seinem Hauptgegenstande, und schildert S. 65 f. der K. *Margar. Familienverhältnisse und Ehe mit Hagen*, des K. von Schweden *Magnus* Sohn, welche in ihrem 10ten Lebensjahre vollzogen wurde. Sieben Jahre später, 1370 gebar sie *Oluf. Margarethe*, als *Oluf's Vormünderin* S. 75 f. Die Klugheit, womit sie 1376 zu *Stigelse* ihres Sohnes Wahl zum Könige von Dänemark und Norwegen mitten unter den Gefahren, welche ihr von Seiten des Adels, der Hansestädte und des starken Anhangs der Grafen von *Holstein* drohten, zu leiten wußte, so, daß sie sofort zur Vormünderin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes ernannt wurde, liefs im Voraus erwarten, was man sich von ihrer Geistesgegenwart und Entschlossenheit für die Zukunft versprechen durfte. *Margarethe vereinigt den Norden zu einem Staatskörper.* S. 86 f. Auf diesen Abschnitt, den wichtigsten der ganzen Schrift, hat *W.* eine vorzügliche Sorgfalt gewendet und es dem Leser in bündiger Kürze deutlich gemacht, mit welcher Mäßigung, Vorlicht und Gewandtheit die Königin alle obwaltenden Umstände so zu leiten und zu benutzen wußte, daß selbst der frühe Tod ihres Mündels *Oluf* der Gelangung zum Ziele ihrer Bestrebungen, der Vereinigung der drey Königreiche in Ein ihrer vormundschaftlichen Regierung untergebenes Drillingreich, eher beförderlich als hinderlich werden mußte. Zur Probe von der Darstellung des Vfs. theilt Rec. den Schluss dieses Abschnitts mit. „Niemand (S. 110) wurde durch die Vereinigung der 3 nordischen Reiche in eine so beunruhigende Ungewissheit über ihre künftigen Rechte gesetzt, als die Hansestädte. Ihrer Aufmerksamkeit entging nicht die Kraft, welche dem Norden aus dieser Vereinigung zum Widerstande gegen des Bundes monopolistische Wirksamkeit zu wachsen konnte. Bald nach der Calmarunion wurde eine Versammlung in Lübeck gehalten, welche ihre Deputirten nach Dänemark mit Anträgen an die Königin in Betreff des Handels schickte: sie fanden bey ihr keine großen Schwierigkeiten. Nur auf *Roslock* und *Wismar* war sie übel zu sprechen; doch verglich sie sich auch mit diesen am 8ten Sept. 1399 zu *Nykjöping*. — Auch gegen die Seeräuber wurde ein Bündniß geschlossen. Diese hatten ihren Aufenthalt besonders auf *Gulland* und machten die See so unsicher, daß alle Verbindung zwischen den Ost- und Westgegenden der Ostsee

gänzlich unterbrochen wurde. Der Handel des Handelsbundes litt durch sie großen Verlußt, indem friedliche Kaufmannsschiffe aufgebracht wurden und man sogar die Fahrt nach *Schonen* zum *Heringsfang* aufgeben mußte. Die *Vitalianer* unterschieden nicht zwischen Feind und Freund, bemächtigten sich des Einen und des Andern Güter, behandelten mit Grausamkeit die Gefangenen, setzten sie in mit eisernen Stacheln versehene Tonnen u. s. w. Da aber ganz Schweden in *Margarethes* Gewalt gekommen war, wollte sie auch *Gulland* von den Räubern reinigen, und sendete also *Algot Magnussen* und *Abraham Brodersen* mit einer Armee nach der Insel. Diese nahmen zwar einen Theil der Insel ein und belagerten *Wisby*; aber die Besatzung in der Burg hielt sich tapfer; und da Kaiser *Wenzel* glaubte, den deutschen Orden beschützen zu müssen: so legte er die Sache durch Gesandte bey. — Die wiederholten Aufforderungen der Hanseaten zu *Margarethes* Beystand, um diese allen Handel zerstörenden Freybeuter auszurotten, wurden zwar mit der Versicherung, gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen zu wollen, erwiedert: aber gegenseitiges Mißtrauen scheint die Ursache gewesen zu seyn, daß es ohne besondere Wirkung blieb“ u. s. w. *Der Margarethe Verhältniß in den Schleswigschen Angelegenheiten* S. 112 fg. Je verwickelter diese durch des Grafen *Gerhard* in einer Schlacht gegen die *Ditmarföder* gefundenen Tod wurden, desto mehr Anlaß gaben sie der Königin, von ihrer sich immer gleichbleibenden Besonnenheit und Mäßigung sprechende Proben abzulegen. *Margarethes Verdienste um die innere Regierung des Staats* S. 130 fg. Zwar befolgte sie ihres Vaters Regierungsgrundsätze; doch nicht mit der Hitze und dem Stolze eines *Waldemar Atterdags*. Die Aristokratie fand an ihr einen mächtigen Widerstand, weniger die Hierarchie: weil sie klug genug war, einzusehen, wie unentbehrlich ihr der Clerus zur Ausführung ihrer wichtigsten Unternehmungen war. Selbst eine Frau von Verstand, Festigkeit und dem besten Willen, ward es ihr leicht, eine glückliche Wahl weiser Rathgeber zu treffen. *Margarethes Charakter.* S. 149 f. Ehrbegierde war ihr eigen: aber sie wußte sie zu beherrschen und gab ihr eine ihren Völkern unschädliche Richtung. In den Vorzügen des Geistes glich sie dem Vater, in denen des Herzens übertraf sie ihn; daher folgte man ihrer Leitung mit so viel Vertrauen und Bereitwilligkeit. — Als *Beylage* erhält man S. 157 fg. eine kurze Biographie der heil. *Brigitta* (St. *Britta*) und S. 161 fg. den *Calmar'schen Unionsact*, den schon *Holberg* (Th. 1. S. 502 — 505) mitgetheilt hat. Das vorgelegte Brustbild der Königin ist von *Lahde*, man weiß nicht, nach welcher Zeichnung? gestochen. Mehr männlich, als weiblich, sind die Gesichtszüge; aber die Sanftmuth drücken sie doch aus. — Hn. *W.* gebührt die Anerkennung des Verdienstes, einen dankenswerthen Beytrag zur Geschichte des nordischen Mittelalters geliefert zu haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

THEOLOGIE.

1) HERBORN: *Ueber den Mysticismus, dessen Begriff, Ursprung und Werth. Siebente Jahresschrift des Nassauischen Seminars zu Herborn. Von J. Spicker. 1825. 58 S. 4.*

2) JENA: *De momento quod ad sacrorum institutionem adtulerit Theologia mystica. Oratio in mem. August. Confess. ex leg. beneficii Lynckeriani habita a Guil. Weissenborn, Cand. Theol. 1825. 48 S. 8.*

(Vgl. Erg. Bl. 1828. Nr. 25.)

Nr. 1. Bey dem Vortrag der Pastoraltheologie in dem Seminarium für Prediger zu Herborn hielt es der seitdem verstorbene Vf. für besonders wichtig, auf das Festhalten des rationalen Weges bey dem Studium der Theologie aufmerksam zu machen, und so suchte er dafür auch durch genauere Darstellung des diesem entgegenstehenden mystischen Lehrweges zu wirken. So wie die Denkart des verewigten Vfs. sich in seinen übrigen Schriften ausgesprochen hat, so zeichnet sie sich auch hier aus durch das Bestreben, Licht mit Wärme zu vereinigen und vor Allem das Wahre aufzufinden und festzuhalten, wobey er keineswegs vergiftet, was dem Gefühl und dem Gemüthe angehört, unangetastet in seinen Rechten stehen zu lassen und anzuerkennen. Mit dieser Gesinnung sucht er hier die Auswüchse des Mysticismus streng zu trennen von der reinen Idee der Religion, ohne doch diese in ein bloßes todtcs Begriffssystem zu verwandeln, ohne das Unbegreifliche, bloß dem Glauben Anheimfallende in der Religion zu verkennen. Wenn aber der Vf. von dieser Gesinnung ausgehend auch größtentheils den richtigen Punkt getroffen hat, so möchte doch ein bestimmteres Aussprechen, ein zusammenhängenderes Darstellen derselben, kurz mehr Klarheit und Feliigkeit der Begriffe zu wünschen seyn. Der Vf. äußert sich oft ganz fragmentarisch, ohne daß man deutlich sieht, wie ein Satz mit dem andern zusammenhängt.

Sogleich im ersten Abschnitt: *Vom Mysticismus überhaupt*, vermißt man eine gewisse Klarheit, Consequenz und selbst Tiefe und Gründlichkeit der Untersuchung. Wie flach ist z. B. gleich die Bemerkung, womit die Abhandlung beginnt, daß der Mysticismus, weil es keinen deutlichen Namen dafür gebe, wahrscheinlich auch nicht aus der menschlichen

Natur hervorgegangen seyn könne: denn sonst würde auch die sonst so reiche deutsche Sprache einen Namen dafür gefunden haben. Da müßte ja auch Religion, Theologie, Philosophie, Poesie, Musik und wie viele andere Dinge sonst noch nicht in der menschlichen Natur begründet seyn: denn für alle diese gebrauchen wir fremde Wörter. Der Vf. sucht sodann überhaupt zu zeigen, daß der Mysticismus nicht aus der menschlichen Natur entsprungen, sondern durch Kunst in ihr gepflanzt sey, weil damit zugleich über die Haltbarkeit und den Werth desselben entschieden sey. Es bedarf aber gar sehr einer nähern Erklärung, was es eigentlich bedeute: aus der menschlichen Natur hervorgegangen seyn. Es kann sich nämlich einestheils auf die menschliche Natur ihrer ursprünglichen *Anlage* nach beziehen, andernteils auf die *Entwicklung* derselben. Im erstern Sinne kann wohl Niemand leugnen, daß der Mysticismus in der Natur des Menschen gegründet sey: denn eine Anlage dazu muß in ihm seyn, weil er sonst gar nicht in ihm entstehen könnte, und es läßt sich daher wohl nicht mit dem Vf. so geradehin behaupten, daß er „durch Kunst in ihn gepflanzt sey“: denn durch Kunst allein läßt sich nichts aus dem Menschen hervorbringen, wozu nicht die Anlage in ihm ist. Es ist aber bey der Untersuchung über das Wesen des Mysticismus gerade das Wichtigste, diese Anlage zum Mysticismus in der menschlichen Natur zu erforschen; und nur aus dieser letzten psychologischen Quelle lassen sich dann mit Schärfe die Grenzen bestimmen, durch welche sich der Mysticismus von einer gefunden Denkart unterscheide, indem sich hier aus der wahren Bestimmung der Anlage zeigen läßt, wie sich die dieser Bestimmung gemäße Entwicklung der Anlage von derjenigen unterscheide, welche sich im Mysticismus entwickelt hat. Und hier ist es, wo dann die zweyte Frage in Rücksicht kommt, ob nämlich der Mysticismus mit einer naturgemäßen, gefunden Entwicklung der ursprünglichen Anlagen übereinstimme, die nach einer gründlichen Erforschung seiner psychologischen Quelle leicht entschieden wird verneint werden können. Diese zwey Bedeutungen aber unterscheidet der Vf. nicht, und bemüht sich auch nicht, die psychologische Quelle des Mysticismus aufzufinden, wodurch seine Untersuchung über denselben an Bestimmtheit und festem Grund nothwendig verliert. Die Naturwidrigkeit des Mysticismus sucht er nun weiter dadurch zu deduciren, daß er ihn als ein reines Gegentheil der

Ppp

Phi-

Philosophie darstellt. Die Philosophie nämlich wolle Klarkeit und Selbstbewußtseyn, der Mysticismus aber Dunkelheit und Bewußtlosigkeit. „Da nun unser Geist, fährt er (S. 7) fort, seiner Natur und Bestimmung nach Alles auf klare und deutliche Vorstellungen zu bringen gleichsam genöthigt ist: so kann der Mysticismus nicht als eine natürliche Anlage, sondern er muß als Etwas betrachtet werden, was durch Kunst in ihn gebracht ist.“ Gegen diesen Gegensatz von Philosophie und Mysticismus läßt sich aber, obgleich ihn der Vf. für allgemein zugestanden hält, doch noch Manches einwenden, und selbst die aus Grävell (Werth der Mystik, S. 119) aufgeführten Gegensätze enthalten manches Unrichtige, z. B. gleich der erste: daß „Philosophie von anerkannten Wahrheiten ausgeht, und daraus folgert, was zu folgern ist, Mystik aber nichts voraussetzt, sondern ihre Anschauungen als Thatfachen voraussetzt“, denn die Anschauungen des Mystikers sind eben Voraussetzungen, die er für allgemein anerkannt hält, und manche der Voraussetzungen des Philosophen können eben so unrichtig und eben so wenig allgemein anerkannt seyn, als die des Mystikers, wenn er sie auch für allgemein anerkannt hält; ja die Philosophie kann einestheils selbst mystisch seyn, so wie man andertheils seine Ueberzeugungen ganz ohne alle Philosophie erworben haben und aussprechen kann, ohne deshalb ein Mystiker zu seyn. Hierauf folgt nachstehende, durch das Vorhergehende jedoch noch nicht hinlänglich begründete Definition des Mysticismus (S. 8): „*Hang, sich sowohl im Theoretischen wie im Praktischen nicht an die natürlichen Denk- und Willenskräfte zu halten, sondern mehr auf übernatürliche Einflüsse zu bauen.*“ Der Ausdruck *Hang* sollte nach des Vfs. Absicht theils das den unserm Geist zugetheilten Denkgesetzen Widersprechende andeuten, theils die Ausdehnung des Mysticismus nicht bloß auf die Religion, sondern auch auf andre Wissenschaften bezeichnen. Daß die erstere Bedeutung wirklich in dem Ausdruck *Hang* liege, bezweifelt Rec.: denn es scheint, als liesse sich eben so gut von einem Hange zum Guten reden, als zum Bösen; eben so z. B. von einem Hang zum Wohlthun, zur Arbeitsamkeit u. s. w., als zum Trunk, zum Spiel u. s. w. Ferner möchte mit diesem Ausdruck der Mysticismus auch einen zu weiten Begriff bekommen: denn einen *Hang* zum Wunderbaren und Uebernatürlichen kann auch der ganz Vernünftige haben, wenn er ihn nur beherrscht. Mysticismus aber ist eine *wirkliche Ueberzeugung* von der Möglichkeit übernatürlicher Einwirkungen, oder, um zugleich das Praktische des Mysticismus mit zu bezeichnen, eine *wirkliche Denkart und Gesinnung*, welche in jener Ueberzeugung befangen und dadurch bestimmt ist. Sehr wahr jedoch und beachtenswerth ist der Gedanke, daß der Mysticismus gar nicht allein auf die Religion zu beschränken sey, sondern auch in vielen andern Wissenschaften sein Spiel treibe, wie der Magnetismus, die Alchymie, die Astrologie, die Schatzgräberey und gewisse obscure Ansichten von der Jurisprudenz und der

Geschichte beweisen. Im zweyten Abschnitt, mit der Ueberschrift: *das Mysteriöse in der Religion*, wird der Mysticismus noch genauer bestimmt durch den Unterschied zwischen dem *Mysteriösen* und dem *Mystischen*. Die genaue Feststellung dieses Unterschiedes ist sehr wichtig für die richtige Bestimmung des Verhältnisses zur Religion. Nur auf diese Weise nämlich kann man sich auf der einen Seite vor einer einseitigen Polemik bewahren, welche, indem sie im Eifer gegen die Dunkelheit des Mysticismus, in der Religion Alles begreifen und erklären will, das innerste Wesen der Religion selbst zerstört, und auf der andern Seite doch die willkürlich und ohne Grund in der Vernunft erdachten Geheimnisse, in denen Gefühl und Einbildungskraft sich ergehen, streng abweisen. Das *Mysteriöse* in der Religion ist nach des Vfs. Bestimmung dasjenige Geheimnisvolle in der Religion, was die Vernunft als nothwendig und als der beschränkten menschlichen Natur angehörig anerkennt, und auf diesem Unergründlichen ruhen die höchsten Wahrheiten der Religion, die Begriffe der Welt, des Menschen und Gottes, deren Daseyn wir zwar anerkennen, deren innere Beschaffenheit und Ursprung wir aber nicht begreifen und durch nichts erklären können. Zu diesen Mysterien zählt aber der Vf. außer jenen unmittelbaren Vernunftwahrheiten wohl nicht ganz consequent auch den *Offenbarungsglauben*: denn dieser schließt das *Mystische* als ein übernatürlicher und übervernünftiger Glaube wieder in sich, während das *Mysteriöse* immer rational und in den Grenzen der Natur bleiben muß. Der dritte Abschnitt: *Der religiöse Mysticismus*, beschreibt näher *Ziel, Mittel und Beglaubigung* des Mysticismus. Das *Ziel* aller Mystiker ist *Vereinigung oder Gemeinschaft mit Gott*, und dieses Ziel ist ein übernatürliches, also mystisches Ziel dadurch, daß nicht bloß eine moralische Vereinigung des Willens, sondern eine psychische, wohl gar physische darunter verstanden wird, welche unter den *Formeln* der Gemeinschaft mit Christo, dem heiligen Geist, dem innern Licht u. s. w. gedacht oder ausgesprochen wird. Doch auch selbst der Glaube an eine moralische Vereinigung mit Gott kann mystisch seyn, wenn darin die Möglichkeit einer absoluten *Einheit* des menschlichen Willens mit dem göttlichen liegt, oder wenn jemand diese absolute Einheit wirklich schon erreicht, den eignen Willen ganz in den Willen Gottes hingegeben zu haben glaubt (so bey dem heil. Bernhard). Auch eine solche Vereinigung muß ja als übernatürlich betrachtet werden, in wiefern man das Beschränkte und Bedingte der menschlichen Natur berücksichtigen muß. — Das *Mittel* zu diesem übernatürlichen Ziele muß natürlich auch ein übernatürliches seyn, nämlich *Passivität*, welche, bald theoretisch, bald praktisch, durch verschiedne Grade (Laienstand, Mönchthum, Quietismus, Nihilismus) von mehr oder weniger strenger Verleugnung der natürlichen Kräfte zuletzt in offne Feindschaft gegen die eigne Natur ausgeht. Was die *Beglaubigung* des Mysticismus betrifft, so zeigt der Vf., daß der-

derselbe sich nicht einer *discursiven* Beweisart aus Erfahrungen und Beyspielen, wie z. B. von großer Seelenruhe und Resignation, oder von plötzlichen Bekehrungen u. dgl., die man nicht natürlich erklären zu können glaubte, bedienen dürfe, sondern daß der consequente Mystiker sich nur auf *intuitive* Beweise, auf Anschauung durch inneres Licht, Gefühl, Offenbarung u. s. w. berufen dürfe, wodurch freylich nie ein Dritter überzeugt werden könne, weil jene immer ganz subjectiv bleiben. Am allerwenigsten aber dürfte die Mystiker aus der h. Schrift Beweise für sich schöpfen: denn abgesehen davon, daß diese ihnen keineswegs beystimmt, so sind die Mystiker, bey ihrer durchaus unrichtigen Auslegungsmethode vermittelst des innern Lichts oder des frommen Glaubens, nicht einmal fähig, die h. Schrift zu verstehen und zu gebrauchen. Der vierte Abschn. von den *Quellen des Mysticismus* enthält zuerst eine historische Uebersicht der Geschichte des Mysticismus, die keines Auszugs fähig ist, über die aber im Allgemeinen bemerkt werden muß, daß sie zu fragmentarisch ist, und ohne die Hauptpunkte derselben hervorzuheben und den Zusammenhang nachzuweisen, was auf eben so geringem Raum geschehen konnte, nur zufällig in das Einzelne hineingreift, und bey dem Unwesentlichen oft sogar ins Specielle geht. Was das Einzelne betrifft, so scheint (S. 39) unrichtig angenommen zu seyn, daß das Mönchthum und der Quietismus bey den Indiern, besonders den Braminen aus dem persischen Dualismus hervorgegangen sey; dieser hat dort nie geherrscht, sondern vielmehr der strengste Pantheismus. Ferner wird (S. 40) der h. Bernhard sehr mit Unrecht ein philosophischer Kopf genannt. Im Mittelalter sind gerade die wichtigsten mystischen Secten, die Katharer, Albigenser, Waldenser, Begharden, Fratricellen u. s. w. gar nicht genannt. Die Quäker dagegen können nur sehr entfernt für Geistesverwandte der Ketzler zu Orleans ausgegeben werden (S. 41), deren Mysticismus manichäisch-gnostisch und aus orientalischen Speculationen entstanden zu seyn scheint, während die Quäker mehr aus dem Buchstaben der Bibel schöpfen und gegen die Speculation gerade feindselig gerichtet sind. Der Vf. zieht aus dieser Uebersicht der Geschichte des Mysticismus die Schlussbemerkung (S. 43), daß jedem Mysticismus ein historischer, von außen beygebrachter Glaube, nämlich der von dem radicalen Verderben und Unvermögen, zum Grunde liege. Allein dieser Glaube ist ja nicht historisch; es ist eine Vernunftidee und kann eben so gut auch philosophisch gefunden werden, wie bey Zoroaster. Daß jedoch damit der Ursprung des Mysticismus noch keineswegs erklärt sey, weil immer noch ein inneres Reizmittel zur Annahme dieses historischen Glaubens vorausgesetzt werde, gesteht der Vf. selbst zu; und dafür findet er dann jene drey Dinge, die Fichte als Wurzeln alles Bösen überhaupt betrachtete: Feigheit, Faulheit und Falschheit, womit auch in der That drey sehr bedeutende Ursachen des Mysticismus genannt sind. — Noch spricht der Vf. im

fünften Abschn. von dem *Werth der Mystik*. Die Vertheidiger der Mystik haben gewöhnlich einen wahren und einen falschen Mysticismus unterschieden, um alle nachtheiligen Wirkungen desselben dem Letztern zuzuschreiben; dagegen zeigt der Vf., daß nach dem aufgestellten Unterschiede zwischen dem Mysteriösen und Mystischen eine wahre Mystik nicht anerkannt werden könne, und daß jene schönen Wirkungen, welche man dem Mysticismus zuschreibt, nicht diesem, sondern vielmehr dem Mysteriösen angehören; daß dieses, d. h. der reine religiöse Glaube, das Herz erwärme, die Sittlichkeit belebe u. s. w., nicht aber der Wahnglaube, die Superstition, die Verzückungen, die ihm beygemischt sind (S. 49). Mit lebhaften Farben schildert hierauf der Vf. die schrecklichen Wirkungen des Mysticismus in der Geschichte und im Leben; er zeigt, daß er die Moral stets verunreinigt, ja zur Verachtung derselben geführt habe; daß er die Kirchengeschichte zu frömmelnder Spielerey herabziehe; daß häufig Sinnlichkeit und Geschlechtslust sich einmische; daß er am furchtbarsten unter Ungelehrten wüthe, wo er die tollsten Schwärmereyen und den rasendsten Fanatismus erzeugt und oft selbst zu empörenden Verbrechen föhrt. Der Vf. schließt seine, mancher Mängel ungeachtet, sehr empfehlungswerthe Abhandlung mit der sehr wahren und passenden Bemerkung, daß Natur und Gnade nicht als feindselig und widersprechend zu betrachten, sondern ihrem wahren höhern Sinne nach Eins seyen: eine Bemerkung, deren Beherzigung unendlich viel unnützen Streit unter den Theologen beylegen und unendlich viel Mißverständnis aufheben könnte.

Nr. 2. Der von dem Vf. zum Gegenstand seiner Rede gewählte Gedanke ist sowohl an sich interessant, als auch zeitgemäfs. Man kann den großen und vortheilhaften Einfluß der Mystiker auf die Bewerkstelligung der Reformation recht wohl zugestehen, ohne doch deswegen den Mysticismus überhaupt zu billigen. Am wenigsten aber haben die Mystiker unserer Zeit Ursache, daraus günstige Folgerungen für sich zu ziehen, und etwa auch sich als die Vorgänger einer neuen Reformation zu betrachten: denn theils sind die Verhältnisse ganz anders als damals, wo der Katholicismus mit seinem Glaubenszwang und Aberglauben zu bekämpfen war, während unsre Mystiker in dem Rationalismus ihren Feind sahen, theils ist auch unser Mysticismus weit verschieden von dem damaligen: denn während der Mysticismus jener Zeit aus Fülle der geistigen Kraft, die nur eine falsche Richtung nahm, hervorging, ist der jetzige aus Schwäche und Schläffheit des Geistes entstanden; während jene Mystiker von einem Sinn für Freyheit beseelt, eine freyere Religions-Ansicht erstrebten, Licht und Wahrheit hochachteten und gegen die kirchliche Despotie vertheidigten, suchen die unsrigen Wahrheit und Freyheit zu unterdrücken und streben vielmehr, Finsterniß und Geistesdespotismus wieder geltend zu machen. Aber diese so viel verwerflichere Eigenthümlichkeit unserer neuern Mystiker

Mytiker muß uns nicht ungerecht machen gegen die bey weitem edlern und achtungswürdigern Mystiker, welche der Reformation vorausgingen, und darum freuen wir uns, den Vf. sich über dieß so häufige Vorurtheil erheben zu sehen. Er hat bey der Behandlung seines Gegenstandes eben sowohl Fleiß und Kenntnisse, als Geist und Urtheil bezeuget.

Nachdem der Vf. (bis S. 8) das Wesen des Mysticismus, aus der Geschichte sowohl als aus der menschlichen Natur, dahin bestimmt hat; daß er die Grenzen der menschlichen Vernunft überschreite, die Vernunftkenntnis verachte und sich eine übernatürliche Erkenntnis oder unmittelbare Anschauung Gottes zuschreibe und sich durch passives Gefühl zu einer geheimnißvollen Verbindung mit Gott zu erheben strebe (als Definition zu breit ausgedrückt), gesteht er (S. 8), daß der Mysticismus an sich zwar verwerflich sey, daß er aber dennoch unter gewissen Verhältnissen auch heilsam seyn könne. So zur Zeit der Reformation. Diesen heilsamen Einfluß des Mysticismus zeigt der Vf. nun 1) (bis S. 13) darin, daß die Mystiker das Bedürfnis einer Verbesserung und Reinigung des religiösen Zustandes zuerst erkannten und die Sehnsucht danach anregten, wobey der Kampf der Mystiker gegen die Kälte und Spitzfindigkeit der Scholastik, gegen Priesterherrschaft und sinnlichen Ceremoniendienst und gegen äußere Werkheiligkeit berührt, und u. a. auf Männer wie *Staupitz* und *Reuchlin* hingewiesen wird. Die Mystiker waren aber auch 2) die *Quelle*, woraus die Reformatoren zum Theil schöpften, und dafür wird angeführt theils das offenbare Hinneigen mehrerer Reformatoren zum Mysticismus, wie *Karlstadt's*, *Melanchthon's* (der sich zum Kabbalismus *Reuchlin's* neigte) u. A., theils die ausdrücklichen vortheilhaften Aeusserungen *Luther's* über mehrere Mystiker, wie über den heil. *Bernhard*, *Bonaventura*, *Gerjon*, die s. g. deutsche Theologie, *Tauler* u. A., theils aber, und dieß ist das Wichtigste, der sich entschieden in *Luther's* Lehren aussprechende Mysticismus. Dahin gehört die bekanntlich in ihrer ganzen Strenge von *Luther* angenommene Lehre *Augustin's* von der Verderbnis der menschlichen Natur, wonach alles Gute im Menschen nur durch Gottes Gnade, nicht durch den Menschen möglich ist, welche den eignen Willen zu unterdrücken und nur Gottes Wirksamkeit passiv abzuwarten gebietet, womit die Lehre von einer innern Erleuchtung durch den h. Geist, welche höher ist als alles menschliche Nachdenken, und welche selbst das Verständnis der h. Schrift allein eröffnen könne, verbunden wird, und woraus endlich die Lehre vom Glauben, als der alleinigen Bedingung der Tugend und Seligkeit, und zwar blindem, von Vernunft entblößtem Glauben, nothwendig hervorgeht. Lassen sich aber solche Lehren, wenigstens in den frühern Perioden, nach klaren Stellen aus seinen Schriften, von *Luther* nicht weglegen: so zeigt doch der Vf. am Schlusse noch sehr richtig, daß *Luther* erstens gleich Anfangs solche Lehren möglichst zu mildern

und vor verderblichen praktischen Folgerungen zu sichern gesucht habe; ferner daß er später viele derselben, namentlich die von der innern Erleuchtung gänzlich verlassen habe, wie sein Kampf gegen die Wiedertäufer beweist, und daß endlich *Luther* auf jeden Fall diese Grundsätze nie praktisch im Leben geübt habe. Diesen Untersuchungen sind von dem Vf. als Belege zweckmäßig gewählte Stellen aus den Schriften der dahin gehörigen Männer beygefügt, welche in den Anmerkungen am Ende enthalten sind, und aus denen das sorgfältige Studium des Vfs. sichtbar ist. Nur der Latinität hätten wir mehr Leichtigkeit, weniger lange Perioden und weniger verwickelte Constructionen gewünscht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

SULZBACH, b. v. Seidel: *Predigten von Valentin Karl Veillodier*, Dr. der Theol., Decan u. Hauptprediger in Nürnberg. Zum Beilen der Abgebrannten in Sulzbach, nebst Rechnung über die bey dem Verleger für dieselben bis jetzt eingegangenen Collectengelder. 1825. VIII u. 188 S. 8. (1 Kthlr.)

Der bereits verewigte Vf. war einer von den fruchtbarsten Schriftstellern unsrer Zeit im ascetischen Fache, und die bändereichen Sammlungen von Predigten, die er seit einer langen Reihe von Jahren herausgegeben, sind immer mit verdientem Beyfall aufgenommen worden. So wie wir daher des Geistes überhoben sind, seine Predigtweise zu charakterisiren, weil sie bekannt genug ist, so dürfen wir auch hoffen, daß die vorliegenden Predigten zahlreiche Leser gefunden haben würden, wenn sie auch nicht zu einem so wohlthätigen Zwecke herausgegeben wären. Daher sey nur bemerkt, daß dieser die Wahl der in ihnen behandelten Gegenstände bestimmt hat. Denn es schwebten dem Vf., wie er in der Vor. (S. VI.) sagt, „die vielfachen irdischen Prüfungsleiden vor, und er wollte religiöse, stärkende und tröstende Ansichten von denselben in diesen Predigten geben.“ Das Bändchen enthält 22 Predigten, natürlich meist über freye Texte; wir wollen nur einzelne Themata angeben, um unsere Leser einigermaßen mit dem Inhalte dieser Sammlung bekannt zu machen. *Die Erfahrung, daß alle Heilsame aus Mühen und Kampf hervorgeht.* Joh. 16, 16—28. *Erinnerungen an die, denen es schwer wird zu bekennen: Der Herr hat alles wohl gemacht.* Matth. 11, 2—10. *Die Pflicht frommer Fassung bey schnellen Veränderungen unsers Schicksals.* Matth. 25, 1—13. *Die Erhöhung der Noth trüber Zeiten durch Mangel an frommem Sinn.* Sir. 2, 4—9. *Am allgemeinen Bettage.* — *Ueber den tröstenden Zuruf an die Menschen: es ist euch gut, was ihr leidet, wenn gleich euer Herz voll Trauer ist.* Joh. 16, 16—23. *Die vielfachen Prüfungen im Kreise des häuslichen Lebens.* Joh. 4, 47—54. *Die heilsamen Eindrücke erduldeter Krankheitsleiden.* Joh. 4, 47—54. *Ueber die traurige Erfahrung, daß die spätern Lebensschicksale und das Ende Vieler so kläglich sind.* Sir. 7, 40. *Am allgemeinen Bettage.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GREIFSWALD, b. Koch: *Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien.* Von Dr. F. C. Gesterding. Zweyter Theil. 1827. VI u. 458 S. gr. 8. (2 Rthlr. 10 gr.)

(Vgl. A. L. Z. 1827. Nr. 172 u. 173.)

Schon bey der Anzeige des *ersten* Theils hatte Rec. seine Unzufriedenheit in mehrfacher Hinsicht aussprechen müssen: allein er muß bekennen, daß diese neue Arbeit des Vfs. ihn noch fast in einem höhern Grade zum Tadel stimmt. Nur Weniges ist Rec. in diesem neuen Theile Bemerkenswerthes aufgestoßen; in der Regel werden auch hier die bekanntesten Rechtsgrundsätze vorgetragen, die sich in einem jeden Lehrbuche entweder über Römisches Recht, oder über die gemeine deutsche Proceßtheorie finden; nur mit dem Unterschied, daß die Wiederholung mit einer solchen Breite und Weiterschweifigkeit, in einer so wenig gebildeten Sprache und mit fast ins Kindische gehenden Witzeleyen untermischt geschieht, daß es manchen Seufzer kostet, ehe man sich durch das Ganze hindurchgearbeitet hat. — Es mag nun der Hauptinhalt dieses *zweiten* Theils hier mitgetheilt werden; Belege genug wird der Leser selbst sich herausnehmen, die ihm das gefällte allgemeine Urtheil bestätigen müssen.

I. *Jugendliches Alter im Gebiet des Rechts* (S. 1 bis 69). Von der *infantia* ausgehend verfolgt der Vf. das jugendliche Alter durch die bekannten einzelnen Abstufungen hindurch und schließt mit der *venia aetatis*. (§. 14.). Wir wollen nicht verkennen, daß die bey jedem Alters-Abschnitt gegebene Uebersicht der ihm eigenthümlichen Rechtsverhältnisse allerdings als zweckmäßig erscheine und den gesammten Ueberblick erleichtern könne: allein nur zu oft wird man durch die entsetzliche Breite des Vortrags und die häufigen höchst leichten Reflexionen und Bemerkungen des Vfs. unangenehm gestört. Rec. kann sich nicht enthalten, eine solche Episode mitzutheilen. S. 17 heißt es: „Weiber reifen bekanntlich früher, als Männer.“ Dafür ist nun das männliche Geschlecht mehr auf die Dauer gemacht. Weiber sind Blumen, die schnell aufblühen und verblichen. — Dem Rechtsgelehrten kann an dem Vorhandenseyn jenes Unterschieds genügen; indessen pflegen sie auch den Grund davon anzugeben, der

nur den Naturforscher angeht; wie überhaupt diejenigen, welche der Wahrheit nachspüren, wohl mitunter auf fremdes Gebiet hinüberstreifen und Schriftsteller einander wechselseitig ins Gehege kommen. Was *Anton Faber* darüber sagt, mag ich nicht wiederholen. Es ist weder wahr, noch witzig, noch scherzhaft, und wäre besser ungefragt geblieben. Aber die Glossographen kann ich nicht mit Still-schweigen übergehen. *Accursius* also entblödet sich nicht zu sagen: Unkraut schießt schnell auf — *mala herba citius crescit, quam bona.* — Am Ende ist es nur dasselbe, was *Macrobius* etwas milder ausdrückt: *Exilia poma videmus celerius maturefcere, robusta serius.* In der That scheint es ein Naturgesetz zu seyn, daß es einer größern Anstrengung und eines größern Zeitaufwandes bedarf, etwas Vollkommneres hervorzubringen. Indessen ist es sehr die Frage, ob eine größere Vollkommenheit des Mannes anzunehmen und jenes Gesetz auf dieselbe Gattung anwendbar sey“ u. s. w. — Bey der *infantia* wird die bekannte Etymologie aufgetischt (S. 6). Die Streitfrage: ob Kinder Schenkungen annehmen können? entscheidet der Vf. dahin, daß der Schenkungsvertrag mit dem Vormund eingegangen seyn müsse, die Besitzergreifung selbst aber dann vom Kinde allein geschehen könne, und vereinigt so die *Const. 3. de poss.* mit fr. 32. §. 2. *de poss.* (Gegen von *Savigny* Recht des Besitzes, S. 243 — 255. 5te Aufl.). — Nun erscheint die Erklärung von *infantiae* und *pubertati proximi* (§. 5). Danach sind jene solche Unmündige, die eben erst aus den Kinderjahren herausgegangen, diesen also noch sehr nahe stehen; die letztern solche, die im Begriff sind, in die Mündigkeit überzutreten. Hätte der gewöhnliche Begriff auch der Römischen Ansicht zum Grunde gelegen, so hätte ja nicht von *infantiae* und *pubertati proximi* die Rede seyn können, die Regel des Sprachgebrauchs hätte vielmehr die Bezeichnung *propiores* erfordert. — Bey der Berechnung der Zeit beym jugendlichen Alter (§. 13) erwähnt der Vf. in der Note 3 S. 62 auch der *Ulucapion*, und dehnt auf sie die bekannte Singularität bey Bestimmung des Zeitablaufs aus, sich berufend auf *Koch* „Belehrungen über die Mündigkeit zu tesiren“ u. s. w. Wahrscheinlich ist ihm entgangen, was *Erb* in *Hugo's civ. Mag.* Bd. V. Heft 2. Nr. VIII. darüber gesagt hat.

II. *Vom rothen Hut* (S. 73 — 90). „Gleichwie der erste Ursprung der Universitäten, so liegt auch der erste Ursprung des Doctorats im Dunkeln. Zwar hat

hat es Doctoren gegeben, so lange als es Leute giebt, die mehr wissen, als Andere — wenigstens in ihrer Meinung — und die dabey geneigt sind, ihre Kenntnisse Andern mitzutheilen, die wohl gar ein Gewerbe davon machen, Andere zu unterrichten; aber von Doctoren dieser Art ist hier nicht die Rede, sondern von solchen, die unter öffentlicher Auctorität öffentlich dafür erklärt oder durch das Wort eines Andern — aus Nichts geschaffen sind.“ — Bey demjenigen, was von den Vorrechten der Doctoren vorgebracht wird, hat sich der Vf. über das höchst Alltägliche nicht erhoben. Nur Eins, ob es gleich eigentlich nur beyläufig vorkommt, war Rec. in dieser Abhandlung völlig neu, und er zweifelt nicht, daß es auch Andern so erscheinen werde. Hier erfahren wir nämlich (S. 87 a. E.), daß *Leyser* der größte unter allen deutschen Rechtsgelehrten ist, welchem allenfalls nur *Weber* (wahrscheinlich ist *Adolph Dietrich Weber* gemeint) den ersten Platz streitig machen könne! Nun erklärt es sich leicht, woher die Curiositätsucht und die Sonderbarkeiten unsers Vfs. stammen, denn gerade darin zeichnete sich bekanntlich auch *Leyser* aus.

III. *Vom Geständnis* (S. 93 — 124). 1) *Begriff*. Zum Geständnis im gewöhnlichen Sinne sey auch erforderlich, daß der andre Theil die eingestandne Thatfache für sich angeführt, oder sie uns, wenn auch nicht ausdrücklich, vorgeworfen habe. — Dieser Zusatz scheint verwerflich; es würde gegen allgemeine Proceßgrundsätze verstoßen, wenn der Richter eine in den Acten vorliegende, von dem einen Theile geschehene, ihm nachtheilige Aeußerung, die irgend Einfluß auf das Ganze übt, unbeachtet lassen wollte, und von dem zufälligen Umstande, daß der andere Theil die eingestandne Thatfache für sich anführte, oder sie zu einem Gegenstande seines Vorwurfs machte, die Entscheidung nach der Wahrheit des Verhältnisses abhängig werden sollte. — Eben so unrichtig ist die Behauptung des Vfs., daß der Begriff des Geständnisses im Criminal-Proceß (denn für den Civilproceß behauptet er selbst das Gegentheil) sich nur auf eigne Handlungen des Gesehenden beziehe; man müßte denn mit „den eignen Handlungen“ einen sehr weiten und ganz ungewöhnlichen Sinn verbinden. Wenn der Inculpat irgend einen außer seinem Vergehen liegenden Umstand zugiebt, der am Ende gegen ihn beweist und seine Ueberführung vermittelt, soll dieß dann nicht ein Geständnis seyn? — Das Geständnis im Römischen Sinne beziehe sich auf die gesammte Verbindlichkeit, und nicht auf die einzelnen in Frage stehenden Thatfachen. 2) Das Geständnis muß deutlich und bestimmt seyn, nicht auf Irrthum beruhen; mit Einsicht und Ueberlegung, nicht erzwungen und nicht im Scherz abgelegt seyn. 3) *Von den Personen, welche gestehen*. 4) *Gerichtliches und außergerichtliches Geständnis*. Bey der Frage, ob auch ein vor einem incompetenten Richter abgelegtes Bekenntnis ein gerichtliches sey, soll man die Römische *confessio* und das heutige Geständnis unterscheiden; jene erfordere Compe-

tenz des Richters, dieses nicht. 5) *Animus confitendi* ist die Absicht, dem Andern zu Feststellung von Rechtsverhältnissen etwas einräumen zu wollen. Darin liegt der Grund, weshalb man an sein Geständnis gebunden ist, nicht in der innern Glaubwürdigkeit; ebendeshalb muß es aber auch dem Gegner gerichtlich oder außergerichtlich gethan seyn. 6) Der Vf. ist geneigt, die Annahme des Geständnisses zu erfordern. Indes bedürfe es keiner ausdrücklichen Acceptation, diese liege schon in dem vorhergehenden Vorwurfe. 7) *Qui tacet, non fatetur*. 8) Das gerichtliche Geständnis in unserm Sinne befreie von der Beweislast; das Geständnis im Römischen Sinne überhebe auch heutzutage den Richter sogar des Urtheilspruchs. In diesem Falle trete die Regel des fr. 1. D. de confessis ein: „*Confessus pro judicato est, qui quodammodo sua sententia damnatur*.“ 9) *Wirkungen des außergerichtlichen Geständnisses*. Ein solches gegen denjenigen, mit welchem der Gesehende jetzt zu thun hat, und mit *animus confitendi* abgelegt, habe Beweiskraft; gegen Dritte abgelegt, könne es nur mehr oder minder zum Beweise beytragen. 10) *Das Geständnis schadet und nützt keinem Dritten*. 11) und 12) Ein gerichtliches Geständnis sowohl (so lange der Streit noch nicht beendet), als ein außergerichtliches kann widerrufen werden, wenn ein Irrthum dabey obgewaltet hat und deshalb Beweis geführt ist. Dieser ist aber nicht nur darauf zu richten, daß das Eingestandene sich nicht so verhalte, sondern auch darauf, daß der Gesehende sich damals im Irrthume befunden habe.

IV. *Die Lehre vom qualificirten Geständnis* (S. 127 — 160). Der Vf. hatte im Archiv f. die civ. Praxis, Bd. II. S. 217 u. ff. über die Beweislast bey dem qualificirten Geständnis eine von der gewöhnlichen Ansicht abweichende ausgesprochen, und insbesondere für den Fall, da der Beklagte die Bedingtheit des Versprechens, aus welchem er belangt wird, behauptet, ihm den Beweis der Bedingung zuerkant (S. 129 — 139). Er hat sich nun eines Bessern besonnen und kehrt in den Schooß der gemeinen Meinung zurück (S. 139 — 160). Rec. verweist noch auf das dieser Abhandlung vorausgeschickte Vorwort, eine wahre literarische Merkwürdigkeit.

V. *Zur Lehre von den Einreden* (S. 163 — 232). 1) *Von dem Unterschiede zwischen verzögerlichen und zerstörlchen Einreden, und wie unter den verzögerlichen nothwendig zwey Classen zu unterscheiden sind, von denen die eine den peremptorischen an die Seite zu setzen ist*. Was der Vf. meint, erfährt man so recht in nuce am Schlusse seiner Abhandlung, wo er sehr eindringlich ermahnt: „Steht davon ab, ihr Rechtsgelehrten, diese beiden heterogenen Classen von Einreden zusammenzuparen, die nichts weiter mit einander gemein haben, als daß sie, ihrer Natur nach, nicht geeignet sind, die Klage für immer zu entfernen. Laßt fortan jede Classe für sich bestehen, und die zweyte Classe, die sich der peremptorischen nähert, mit diesen gleichen Schritt halten. Unterscheidet künftig nicht dilatorische und per-

entorische Einreden, sondern setzt einander entgegen: 1) Einreden, welche das gerichtliche Verfahren, und 2) solche, welche die Sache selbst betreffen, und unter diesen letztern mögt ihr dann weiter unterscheiden: a) solche, welche dem Kläger für immer entgegenstehen, indem sie die Klage gänzlich zerstören; und b) solche, welche die Klage nur zur Zeit vernichten.“ 2) *Beweis der verzögerlichen Einreden.* Es ist kein Grund vorhanden, bey ihnen eine Ausnahme von der Regel des Processus in der Art zu behaupten, daß sie schon zur Zeit des ersten Urtheils erwiesen seyn müßten, um von dem Richter berücksichtigt zu werden. — In const. 19. *de probat.* sey nothwendig unter der *dilatoria exceptio* eine solche zu verstehen, welche die *merita causae* betreffe und einen Aufschub der Zahlung selbst bezwecke: denn nur unter dieser Voraussetzung lasse sich erklären, weshalb der Beweis derselben, wie bey den peremptorischen Schutzreden erst nachgeführtem Beweis des Klägers erfordert werde. Und um so mehr soll diese Erklärung der Billigung werth zu halten seyn, als das Römische Recht überhaupt unter *exceptiones dilatorias* ausschliesslich solche verstehe, welche die Klage und Zahlung selbst betreffen. — Nur Schade, daß die *exceptio procuratoria* von Ulpian, Gajus, Justinian mit unter den *dilatoriis* aufgeführt wird. (§. 11 J. *de except.*) „Die verwünschte *exceptio procuratoria*, oder vielmehr der verwünschte Ulpian, Gajus, Justinian!“ (ruft in der Verzweiflung der Vf.). 3) *Darf der Richter von Amtswegen Einreden, besonders die von der Verjährung hergenommenen, berücksichtigen?* Einreden darf der Richter überhaupt nicht *ex officio* ergänzen; dasselbe wird behauptet namentlich auch für die Einrede der Verjährung bey Klagen, die durch Zeitablauf erloschen sind, und zwar aus dem so oft besprochenen Grunde, weil die Verjährung ein *factum* sey, welches der Richter nicht suppliren dürfe. — Eine Berücksichtigung dessen, was neuerdings Pfeiffer in den *Prakt. Ausführungen*, Hannover 1825. Nr. II. und v. Löhr im Archiv f. d. civ. Praxis, Bd. X. Heft 1. Nr. II. S. 77 fg. gegen diese Meinung gesagt haben, können wir bey unserm Vf. nicht erwarten. Jetzt kommt aber noch eine dritte sehr beachtenswerthe Ansicht hinzu, die zwischen den beiden frühern sich mitten inne hält. Danach wird unterschieden zwischen *actiones* und *interdicta*, die im *jus honorarium* ihre bestimmte Dauer erhalten haben, und den *actiones juris civilis perpetuae*, so daß nur bey den erstern ein *imperium magistratus* sich folle wirksam zeigen können, während bey Letztern die ausdrückliche Befragung des Beklagten erforderlich sey. (S. *Guil. de Schröter comment. de temporis vi in actionibus atque interdictis tollendis*, hieher *Guil. Hübbe diss. de except. rei judicatae*. Jenae 1827.). 4) *Fundamentum excipiendi;* oder vom Inhalt der Einreden. Allgemein über dasjenige, was als Einrede dem Kläger entgegengesetzt werden kann, hat der Vf. tiefes Schweigen bey den Rechtsgelehrten gefunden. „Um also die Bahn zu brechen“, stellt er unter mehreren

Nümern (S. 194—202) Einiges zusammen. — Ob es Andere der Mühe werth halten werden, auf dieser Bahn fortzuschreiten? Rec. zweifelt daran. 5) *Ueber die exceptio plus petitionis.* (Eine Nachhilfe der im Archiv f. civ. Pr., Bd. VII. S. 106 ff. erschiene- nen Abhandlung.) Sie enthalte meistens eine verneinende Einlassung auf die Klage, bisweilen eine peremptorische Einrede, selten eine dilatorische. 6) *Von den befreyten Schutzreden des Beklagten.* Nachdem der Vf. die Regel des Römischen Processus, wonach wenigstens vor dem ersten Urtheil alle Einreden vorgeschützt werden sollen, und die von dieser Regel Statt findenden Ausnahmen aufgeführt hat, läßt er sich über die Meinungen der neuern Rechtslehrer, *Schaumburg, Hellfeld, Schmidt, Danz, Gönner, Grolmann* (nicht Grollmann, wie der Vf. immer schreibt) vernehmen, und kommt endlich zu der Frage: was heutzutage über privilegierte Einreden Rechtsens sey? Nach dem J. R. A. (§. 37) fallen diese sämmtlich hinweg, und nur a) Einreden gegen die Replik (Dupliken), und b) solche gegen die Klage, von denen der Beklagte früher keine Wissenschaft gehabt, und in Ansehung deren er dieses eidlich erhärten würde, können heutzutage noch nach der Litiscontestation geltend gemacht werden. Selbst die Worte des Appellationseides J. R. A. (§. 73 und 118): „Man habe das neue Vorbringen nicht für dienlich oder nöthig geachtet, halte aber nunmehr dafür, daß solches Alles zur Erhaltung seines Rechts dienlich und nothwendig sey“, seyen nicht so zu verstehen, daß in zweyter Instanz früher versäumte Schutzreden noch benutzt werden könnten, sobald man den angegebenen Eid zu schwören bereit sey. — Handelte es sich *de lege ferenda*, so stimmt gewiß Jeder dem Vf. bey, allein die *lex lata* ist doch wohl jenem Raisonement entgegen.

VI. *Von Advocaten* (S. 235—306). 1) *Ueber den Stand der Advocaten.* 2) *Advocatum; Ethica,* oder von den Pflichten der Advocaten. Vor Allem muß der Advocat die Gesetze kennen, und sodann auch mit der Sache, die er führen will, sich bekannt machen; prüfen, ob er ihr gewachsen, ob sie in den Gesetzen begründet. — Nur eine gerechte Sache soll der Advocat übernehmen u. dgl. m. „Bey Gericht ist es nicht erlaubt, den *Fabius* zu machen.“ 3) *Von den Kriegslisten der Advocaten.* Man muß unterscheiden Geschicklichkeit und Betrug, den ehrlichen und allzu ehrlichen Advocaten. Ob es erlaubt sey, dem Richter zu schmeicheln? Ein sparsamer Gebrauch von Schmeicheleyen, als Ermunterung zur Tugend, könne nicht gerade für unerlaubt gehalten werden. 4) *Verhalten des Richters gegen die Advocaten.* Gegen schmähfüchtige und boshafte Advocaten könnten die Richter nicht streng genug seyn; auch nachlässige verdienten keine Nachsicht. Aber solche, die der Eifer für die gerechte Sache vielleicht zu weit führt, seyen besser mit Schonung zu behandeln. 5) *Belohnung der Ad-*

Advocaten. Die Schilderung der Advocaten am Schlusse mag Rec. dem Vf. nicht nachschreiben; es möchten am Ende sämtliche Advocaten ihm deshalb zu Leibe gehen. 6) *Belohnung des Advocaten in der eigenen Sache.* Der Vf. hält sie für statthaft, weil die Advocaten aus der Kunst Processen zu führen ein Gewerbe machen und der Staat ihnen eine Vergeltung zugesieht. 7) *Vom Irrthum der Advocaten.* Es ist diese Erörterung gegen *Weber* gerichtet. Wo dieser sich über den hier in Frage stehenden Gegenstand auspricht, erfahren wir von unserm Vf. nicht; Rec. verweist daher auf *Weber's* Schrift: Ueber die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilprocess, Nr. IV. S. 90 ff. — Wenn nun auch eben nicht die Lehre *Weber's* „ein Flecken“ in seinem Buche, wie der Vf. meint, zu nennen seyn möchte, so muß Rec. doch gestehen, daß ihm die Ansicht des Vfs. allerdings im Allgemeinen als die richtigere und den Gesetzen entsprechendere erscheine. Der Vf. trennt richtig den Irrthum des Advocaten und den des Clienten. — Trägt der Advocat etwas Falsches vor, so kann die Parthey auf der Stelle (innerhalb 3 Tagen) widerrufen. Nachher findet gar kein Widerruf mehr Statt: denn indem die gegenwärtige Parthey nicht sogleich das Vorgetragene verbessert, genehmigt sie die unrichtige Darstellung des Advocaten, trägt wissentlich etwas Falsches vor, und verdient daher später keine Begünstigung. Ist der Irrthum des Advocaten in einer Schrift begangen, und der Client hat dieselbe vor der Einreichung nicht gelesen, dann findet Widerruf allerdings Statt; allein der Client muß das Gegentheil des vom Advocaten zugestandenen Satzes beweisen. Der Vf. findet diese auf den Ausspruch des Römischen Rechts stützende Ansicht (c. 2. C. de errore advocatorum etc.) unbillig, und will die Parthey auch ohne Beweis des Gegentheils zugelassen wissen. — Mißversteht die gegenwärtige Parthey den Advocaten bey dem Vortrag, so soll sie zwar dies eidlich erhärten, dann aber auch ohne Beweis zugelassen werden.

VII. *Von der Macht des Richters, welcher die Aussprüche eines Andern vollzieht; imgleichen über die Verbindlichkeit zur Vollstreckung, besonders auch auf Seiten eines fremden Staats.* (S. 309 — 326). Der requirirte Richter handelt nicht vermöge Auftrags, sondern kraft eignen Amts. Dennoch kommt die Requisition in manchen Stücken mit dem Auftrag überein; der angegangene Richter muß sich daher namentlich innerhalb der Schranken der Requisition halten; aus diesem Grunde hört er zwar an, was gegen die Execution, nicht, was gegen das Urtheil selbst gerichtet ist: es müßte sich

dann dessen Ungültigkeit sogleich zu Tage legen, in welchem Falle er die Execution ablehnen muß.

VIII. *Probatio in perpetuum rei memoriam, nach den Gesetzen, wie sie sind und wie sie seyn sollten* (S. 329 — 348). Nachdem der Vf. „über die Sache völlig aufs Reine gekommen“, will er „auch Andern dazu behülflich seyn.“ Er will sich dabey „hauptsächlich an die Gesetze selbst halten, und nachdem er von ihnen geredet, auch über sie reden.“ — Der Vf. findet aus den im canonischen Recht über diese Lehre vorhandenen Bruchstücken folgendes Resultat: Einmal muß Gefahr vorhanden seyn, das Beweismittel (denn was von Zeugen das Gesetz ausdrücklich sagt, wendet man auch auf andere Beweismittel an) zu verlieren, wenn von der *prob. in perp. rei mem.* soll Gebrauch gemacht werden können; und sodann darf es nicht an dem Kläger liegen, daß es nicht schon jetzt zur Beweisführung kommt. (Vermöge eines Schlusses aus den Worten des Gesetzes: „*seu pars conventa sit contumax, seu sit absens absque malitia, ut conveniri non possit.*“) — Der Beklagte kann vor erhobener Klage jederzeit zu dieser außerordentlichen Beweisführung schreiten; auch ist bey ihm das Erforderniß der Gefahr des Verlusts nicht vorhanden. Nach erhobener Klage ist er mit dem Kläger nach gleichen Grundsätzen zu beurtheilen. — Nach der Beschaffenheit unsers heutigen Proceßverfahrens könne es jedoch auf jenes oben angegebene zweyte Erforderniß nicht mehr ankommen, da es hier nie an dem Kläger u. s. w. liegen werde, daß es nicht zur Beweisführung komme. — Dies kann Rec. nicht recht einsehen, vielmehr scheint ihm nach dem heutigen Proceß der Zeitpunkt nur hinausgeschoben, wo die Möglichkeit der Beweisführung nur noch vom Kläger oder Beklagten abhängt. Ist nämlich das Beweisinterlocut erfolgt und rechtskräftig geworden, so daß nun der Beweisführung nichts im Wege steht, so müßte doch nun ebenso nach der Ansicht des Vfs. eine *prob. in perp. rei mem.* unzulässig seyn. (Der logischen Schlussfolge nach, denn in der That wird dann der Beweisführer freylich lieber den Beweis selbst gleich antreten, als erst zu jenem Provisorium seine Zuflucht nehmen, dessen er jetzt gar nicht bedarf.) — Aus dem gesetzgeberischen Standpunkt betrachtet, wünscht der Vf. die *p. i. p. r. m.* von den engen Schranken befreit zu sehen. (Auch hierin hat er schon Vorgänger gehabt.) — Uebrigens soll jedoch der competente Richter bey der Beweisführung zum ewigen Gedächtniß angegangen werden, wenigstens sey es rathsam.

(Der Beschlusse folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GREIFSWALD, b. Koch: *Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien.* Von Dr. F. C. Gesterding. Zweyter Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IX. *Befreyte Notorietät vom Beweise? Ingleichen von der Beweiskraft der Geschichtschreiber* (S. 351 bis 368). Der Vf. trennt mit Recht von der Notorietät Privatkenntnis des Richters und das bloße Gerücht; nur freylich ist gerade darauf auch schon von Gönner zur Genüge aufmerksam gemacht worden. (Vergl. dessen Handb. II, 37. §. 11.). — Was den zweyten in der Ueberschrift angegebenen Punkt betrifft, so sondert der Vf. solche der Geschichte angehörende Begebenheiten, über welche alle Geschichtschreiber übereinstimmen, die also in diesem Sinne gleichsam notorisch sind, von den weniger bekannten; in jenem Falle soll das Zeugnis des Schriftstellers völlig beweisend seyn, man müßte ja sonst an der Existenz eines Alexander, Darius, Hannibal, Justinian, Columbus u. s. w. zweifeln; in diesem könnte dasselbe nur zum Beweis nach Verschiedenheit des einzelnen Falles mehr oder weniger beytragen. — Den Vorwurf, den der Vf. den neuern Rechtslehrern macht, daß sie von dieser Materie „kaum eine Ahnung zu haben scheinen“, werden sie (denkt Rec.) wohl leicht dahin nehmen: denn schwerlich möchte sich ein Proceß aufweisen lassen, wo Jemand sein gegenwärtiges Recht auf eine Begebenheit gründet, die sich in den alten Geschichtsbüchern aufbewahrt findet. Von einer solchen Entzifferung möchte wohl gelten, was der Vf. an einem andern Orte meint: „Sie gehört in die juristische Polsterkammer.“

X. *Straitgenossenschaft* (S. 371 — 384). Nach Römischem Recht finde das Litiscensortium bey den Theilungsklagen Statt; daß es auch noch in andern Fällen vorkomme, sey nicht erweislich.

XI. *Kleinere Abhandlungen* (S. 387 bis zu Ende). 1) *Blasphemie*. Was rücksichtlich des Begriffs gegen Feuerbach gesagt wird, scheint Rec. nicht unbegründet. — Das Mittelalter, durch Anthropomorphismus verleitet, sah in der Blasphemie eine Beleidigung gegen die Gottheit selbst. Diese Ansicht ist nun freylich den Ansichten der neuern Zeit entgegen; allein mit jenem Ausdruck, läßt sich recht

wohl eine vernünftige Vorstellung verbinden, und es ist deshalb kein Grund vorhanden, die moralische Person der Kirche für das injurierte Subject auszugeben. 2) *Vom Verbrechen der Gemeinheiten*. Es wird unterschieden, ob eine Gemeinheit als solche Verbrechen begehen, und ob sie wegen eines Verbrechens Strafe erleiden könne? Jenes bejaht der Vf., dieses verneint er, und beschränkt die Strafe auf diejenigen Glieder, welche an den Beschlüssen oder Handlungen der *universitas* Theil genommen, so daß die Uebertümmten frey bleiben. — So wäre denn also das delinquierende und bestrafte Subject nicht ein und dasselbe! 3) *Vom Beweise, der bey der solutio indebiti zu führen ist*. Wer aus den Eingangsworten dieser Abhandlung: „Die Frage, die ich hier erörtern will, finde ich zu meiner Verwunderung von den Rechtsgelehrten vernachlässigt, wiewohl sie nicht unwürdig und keinesweges leicht zu beantworten ist. Vielleicht find es gerade diese beiden Umstände, welche die Rechtsgelehrten davon abgehalten haben: denn diese pflegen unwichtige Dinge mit der größten Wichtigkeit zu behandeln, und im Vortrage solcher Wahrheiten sich besonders zu gefallen, die Jeder ohne ihre Hülfe von selbst gefunden hätte. Ueber das Schwere sucht man oft vergebens Rath bey ihnen zu erholen, während hundert vortragen, was Niemand wissen mag“ — auf den Inhalt schließen wollte, der würde sich sehr in seiner Erwartung getäuscht sehen: denn hier erfährt man nur, daß der Kläger bey der *condictio indebiti* der Regel nach sowohl das *indebitum* als seinen Irrthum beweisen müsse. Nun wem wäre dies etwas Neues? — Das Neue könnte nur etwa in der Behauptung liegen: daß, wenn Jemand nur zum Theil eine Nichtschuld entrichtet zu haben vorgiebt, er vom Beweise des Irrthums frey seyn solle. Allein gerade dies scheint Rec. noch sehr der Rechtfertigung zu bedürfen. Die Codexstelle, auf welche der Vf. das meiste Gewicht legt (Cott. I. de *condict. indeb.*), möchte viel eher das Gegentheil von dem beweisen, was der Vf. darin gefunden haben will. Der Sohn, welcher Erbe des Vaters geworden ist, soll das von Letzterm zu viel Gezahlte zurückfordern können, wenn er das „*amplius debito persoluisse*“ beweisen kann. Des Irrthums ist nun freylich hier keine Erwähnung gethan, aber stimmt es mit allgemeinen Regeln überein, aus einer singulären Entscheidung des Kaisers nun sogleich einen sonst nirgends ausgesprochenen

Rrr

Rechts-

Rechtsatz folgern zu wollen? Vollends zeigt sich, wie keineswegs diese Stelle der besprochenen Ansicht günstig sey, wenn man auf die zunächst vorhergehende Periode des Gesetzes zurückgeht. Hier wird ausdrücklich des Irrthums gedacht (*Pecuniae indebitae per errorem* — *solutae*), und dann das Folgende durch ein „igitur“ (*si quid igitur*) damit verbunden. Daraus muß gefolgert werden, daß der vorliegende Fall ganz dem vorausgeschickten Grundsatz entsprechend war, und daß daher auch der vorerwähnte Irrthum wieder subintelligirt werden mußte. Ueberhaupt wäre es doch zu verwundern, wenn uns eine so bedeutende Abweichung von der Regel, im Fall sie wirklich Statt gefunden hätte, auch nicht in einem einzigen Fragment von den Compilatoren in klaren Worten aufbewahrt worden wäre. 4) *Recognitio documenti per testes*. Gegen die gemeine Meinung erklärt sich der Vf. für die Zulässigkeit der Recognition mit der Wirkung, daß sie in Gemeinschaft mit andern Umständen die Echtheit der Urkunde wahrscheinlich machen, und einen nothwendigen Eid, wenigstens ein *purgatorium* veranlassen könne. 5) *Sollen die Zeugen vor oder nach der Vernehmung schwören?* 6) *Beweis durch Einen Zeugen*. (Fortsetzung einer im ersten Theil enthaltenen Abh.) Dals rückfichtlich eigener Handlungen und Angelegenheiten die Aussage eines Zeugen beweisend sey, werde auch namentlich unterstützt durch fr. 58. §. 2. *de aedil. edicto*, und fr. 7. *de probat.* 7) *Kann einem Meineidigen der Eid zugeschoben werden?* Nein; und zwar aus Rückficht auf Religion und Sittlichkeit. 8) *Rechte einer Geschwüchten*. Durchaus Wiederholung bekannter Wahrheiten. 9) Der im ersten Theil S. 540 fg. behauptete Satz: *Daß der Litisdenunciant das Recht habe, aber nicht die Verbindlichkeit, dem Litisdenuncianten beizuflehen*, wird weiter ausgeführt, und insbesondere drey Gesetzstellen (fr. 62. §. 1. *de evict.* fr. 74. §. 2. *eod.* und fr. 10. §. 12 in f. *mandati*), welche Zweifel erregen könnten, erklärt. 10) *Vom Beweise bey der Eigenthumsklage*. Der Vf. vertheidigt die gewöhnliche Ansicht gegen *Thibaut*, und beruft sich besonders auf die Analogie der Pfandklage: denn auch hier reicht es nicht hin, die geschehene Verpfändung zu beweisen, der Gläubiger müsse auch das Eigenthum des Verpfänders darthun. — Allerdings scheint dieser Zusammenhang nicht ohne Erheblichkeit zu seyn. 11) *Ueber den Unterschied zwischen öffentlichen und Privat-Urkunden und zwischen dem öffentlichen und Privat-Pfandrechte*. Zum Theil Berichtigung früherer Ansichten des Vfs.

Rec. scheidet von dem Vf. mit dem Wunsche, derselbe möchte mit der Herausgabe des versprochenen dritten Theils der Ausbeute lieber nicht so eilen, wenn es, wie bey diesem zweyten, nur auf Kosten des Inhalts geschehen kann. Auch wollte man ihm gern den Ueberfluß der Bogenzahl erlassen, wenn er dagegen an sich bewährte, was er den Advocaten empfiehlt: „Weniges, aber etwas Gutes“!

Von besonders störenden Unrichtigkeiten, die wohl dem Setzer zur Last fallen, sind Rec. folgende aufgelöst: S. 65 Z. 5 v. o. steht *das* statt *dass*. Dasselbe ist der Fall S. 220 Note 35 Z. 5 in der zweyten Spalte. S. 224 §. 5 Z. 10 muß es heißen: *die den Kläger* statt: *die den Beklagten*. S. 250 Z. 6 v. u. steht *„Zeugen“* statt *„Zungen.“*

— *uhn* —

RELIGIONSSCHRIFTEN.

LONDON, b. Vogel: *Die Religions-Grundsätze, zu welchen die Gesellschaft der Christen, die man gewöhnlich Quäker nennt, sich bekennen*. Zum Unterricht für ihre Jugend und zur Belehrung der Fremden aufgestellt von *Heinr. Tuk*. Aus dem Engl. 1824. VIII u. 189 S. 8.

Robert Barclay's Apologie ist selten geworden. Schon aus diesem Grunde verdient dieß kleine uns vorliegende Buch, in welchem die Glaubenspunkte einer wahrlich nicht unwichtigen Religionsgesellschaft, der „Freunde“, offen und klar dargelegt werden, alle Aufmerksamkeit. Diese Aufmerksamkeit wird verliert, wenn wir beobachten, wie der Geist unsrer Zeit sich einer den hier vorgetragenen Grundsätzen ähnelnden Seite zuwendet. Aller Augen sind auf das in unsern Tagen allerdings nicht zu verkennende Streben des Katholicismus gerichtet. Ob dem Protestantismus bloß von daher Gefahr drohe? Ob nicht eine bey weitem grössere von Seiten der kleinern, oft nur allzu sehr von oben herab betrachteten Parteyen bevorstehe? Ob wir letztere wirklich eine Gefahr nennen; oder die Reibungen, welche sich zu erneuern und zu vergrößern scheinen, nur zu einer heilsamen Revision des Protestantismus benutzen sollten? Rec. will darüber nicht entscheiden. Ueber leeres Formenwerk, über starrs Glaubenszwang sollten wir erhaben seyn, aber nicht über das, was uns von solcher weniger beachteten Seite entgegengesetzt wird. Wir wissen es ja, daß die Reformatoren bey ihrem Anfangs nicht beabsichtigten und darum sie selbst gewissermaßen überraschenden Austritte aus dem Schoosse der allein seligmachenden Kirche Manches mitnahmen, was sie hätten zurücklassen, und Manches zurückließen, was sie hätten mitnehmen sollen. War das nicht einem von ihnen selbst gewünschten Fortgange der Reformation vorbehalten? Daß auch die „Freunde“ gegen eine Vermehrung ihrer Zahl nicht gleichgültig sind, davon hat Rec. einen Beweis erlebt. Ein reisender Quäker aus England hatte das vorliegende Buchlein mit mehreren einen gleichen Boden bearbeitenden Tractätchen am Wohnorte des Rec. an Menschen abgegeben, welche wir zu „den Stillen im Lande“ zählen wolten. Diese Austheilungen und die Besuche des Reisenden bey diesen Leuten schienen ihn als einen Missionär zu bezeichnen. Wenn Grundsätze, wie sie seine Partey zu verbreiten sucht,

größern Anhang gewinnen, was steht dann dem protestantischen Predigtamt, was den Gebräuchen der protestantischen Kirche bevor? Solche Betrachtungen — von einer Widerlegung des Büchleins kann hier nicht die Rede seyn; sie ist ohnehin seit den Zeiten „der Quäkergräuel, des Quäkerquarks, der Quäkerquarkeleyen“ genug versucht worden — mögen es rechtfertigen, wenn Rec. (oder Ref., wie er sich hier lieber nennen möchte) es für wichtig genug hält, besonders denen, die das Glaubenssystem der Quäker nicht genau kennen, oder das, was diese Parthey jetzt als solches bekannt macht, zu lesen geneigt sind, den Inhalt des Buchs mit möglichst wenigen Worten vorzulegen.

1) *Ueber Religion überhaupt.* Allgemeine Wichtigkeit der Religion. — Ihr erstes Princip ist der Glaube an einen Gott. Das nächste ist die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele. Allgemeinheit dieser Principien. Gründe für dieselben. Ihre beste Stütze ist der Glaube. (Erlt werden die gewöhnlichen Gründe des Verstandes angeführt, dann hinzugefügt: „Aber ungeachtet dieser Beweisgründe zur Unterstützung jener beiden ersten Grundsätze der Religion scheint dennoch die Seele am festesten auf ihnen zu ruhen und sich ihrer am vollkommensten zu erfreuen, wenn sie nicht so sehr als Vernunftgründe, sondern vielmehr als Gegenstände des Glaubens empfunden werden. Dann erscheinen sie als selbstständige Wahrheiten, deren beste Stütze unser eignes Gefühl ist.“) — 2) *Ueber die heil. Schrift.* Beschaffenheit und Zweck der Schrift. Ihr Anspruch auf unsre Achtung und auf den Glauben, daß sie von göttlicher Eingebung herrühre. Beantwortung verschiedner Einwürfe: a) gegen ihre Echtheit und Wahrheit, b) gegen ihre Eingebung. Nicht Alles, was von guten Menschen erzählt wird, ist zur Nachahmung bestimmt. Unparteilichkeit der Schrift. Ihre Anwendung erfordert große Beurtheilungskraft. Die Möglichkeit, daß man sich zu sehr an sie binden könne. Ueber ihre Benennung: Wort Gottes. (Das gewöhnliche Alt-Deutmatische über Authentie und Theopneustie, die von Gott befohlenen Kriege gegen die Kanaaniter vertheidigt der V. f. damit: „daß in Gottes Regierung der Menschen offenbar eine große Verschiedenheit herrscht, so daß viele Dinge, die in vorigen Zeiten und unter andern Umständen nicht allein erlaubt, sondern sogar befohlen waren, gegenwärtig nicht zulässig seyn würden.“ Um die heil. Schrift zu verstehen, soll man die Dinge, welche allgemein und wesentlich sind, von denen unterscheiden, die sich nur auf eine gewisse Zeit und auf Localverhältnisse beziehen. „So sehr auch die heil. Schrift zu schätzen ist, und so hoch wir sie in der That auch achten, so ist dennoch nicht nur eine Möglichkeit, sondern selbst eine Gefahr vorhanden, daß wir zu viel Vertrauen auf dieselbe setzen können, wenn wir sie dem göttlichen Geiste vorziehen, von dem sie ihren Ursprung hat, zu dem sie selbst uns hinweist und durch welchen allein sie un-

sern Verstande recht eröffnet werden kann.“ Die Benennung der heil. Schrift: *Wort Gottes*, wird nicht gebilligt. „Daß die Bibel die Worte Gottes enthalte, glauben wir gern“ u. f. w.) — 3) *Ueber die christliche Religion.* Der Fall des Menschen und die Verheißung eines Erlösers. Verschiedene Arten der göttlichen Offenbarung. Ausichten in die Zeit des Evang. und Prophezeiungen von demselben. Christus erscheint unter den Juden. Die Wohlthaten seiner Zukunft sind für alle Menschen bestimmt. Die Erlösung durch Christum ist ein Werk der Liebe. Die Gottheit Christi und des heil. Geistes. Dreyeinigkeit. Rechtfertigung. Auferstehung. Beweisgründe und Zeugnisse für das Christenthum. Der wahre und vollkommne Christ. (Von der Dreyeinigkeit, welchen Ausdruck sie als unhöflich vermeiden.) Der streng-orthodoxe Glaube. Rechtfertigung: „darin, daß wir unsre Rechtfertigung durch die Gnade Gottes in Christo der Wirkung des heil. Geistes zuschreiben, die das Herz heiligt und das Werk der Wiedergeburt hervorbringt, unterstützt uns das Zeugniß des Paulus Tit. 8, 5.“ „Beide, Glaube und Werke mit einander verbunden, tragen zu unserer Rechtfertigung bey, und folglich sind, so wie der Glaube ohne Werke todt ist, auch die Werke ohne Glauben todt.“ „Die wahre christliche Religion ist mehr für das Herz, als für den Kopf geeignet; es ist nicht so sehr ein System von Lehren, als eine Kraft Gottes zur Seligkeit. Sie faßt jedoch nothwendig Lehren in sich; aber dann fordert sie auch eine Vereinigung des Geistes mit dem Buchstaben, der Werke mit dem Glauben und der Kraft mit der Form der Gottseligkeit. Diese Vereinigung in unserm Herzen zu Stande zu bringen und in unsern Handlungen an den Tag zu legen, macht, nach meiner Ansicht, den wahren und vollkommenen Christen aus.“) — 4) *Ueber den Einfluß des heil. Geistes.* Die Gabe des Geistes ist ein wesentliches Stück des Christenthums. Verschiedene Namen des Geistes (heil. Geist, Geist Gottes und Christi, Gnade Gottes, Licht). Die Nothwendigkeit seines Bestandes. (a. Um göttliche Dinge zu verstehen und göttliche Werke zu thun, 1. Cor. 2, 11. 12. 14. Röm. 8, 9. 14. 15. 16. 26; b. Ein solches Maass des Geistes, als zur Bewirkung der Seligkeit, nöthig, ist einem jeden Menschen verliehen; Röm. 2, 14. 15. Joh. 1, 9. Tit. 2, 11.) Dieser ist Allen und in allen Zeitaltern, am reichlichsten, aber unter dem Namen verliehen. Unbedingte Erwählung und Verwerfung nicht anerkannt, sondern gemüßbilligt. Pf. 145, 9. 1 Tim. 2, 1. 3. 4. 2 Petr. 3, 9. — 5) *Ueber die Anbetung Gottes und über den evangelischen Kirchendienst.* Die Anbetung Gottes ist eine Handlung der Seele gegen Gott. („Wir halten zu Vollziehung der feyerlichen Pflicht der göttlichen Verehrung oder Anbetung hörbare Worte nicht für wesentlich nothwendig u. f. w. Nichts desto weniger mißbilligen wir keineswegs den Gebrauch der Worte in unsern religiösen Versammlungen u. f. w., in sofern die-

diese Worte unter dem Einflusse des göttlichen Geistes hervorgebracht werden, der allein vermögend ist, uns zur Verrichtung dieser wichtigen Dienste gehörig fähig zu machen.“) Die Verlämmelungen zur Anbetung Gottes können mit Stillschweigen gehalten werden. Oeffentlicher Gottesdienst oder öffentliche Verehrung Gottes ist eine unerlässliche Pflicht, welche sowohl vernünftig, als wohlthätig ist. Die stille Verehrung Gottes ist allen Gemüths-lagen angemessen. Ihre Vortheile. Schriftgründe für dieselbe. (Joh. 4, 24. Jes. 40, 27—31. 41, 1.) Das Gebet ist eine nothwendige Pflicht. Eigenschaften der Diener des Evang. (Feste Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums und den Grundätzen ihrer besondern Gesellschaft; ein dem Evang. gemäßer Charakter und Wandel; göttlicher Ruf und Einfluß, den jeder wahre Diener des Evang. innerlich und unmittelbar empfangen und fühlen muß. 2 Petr. 1, 21.) Menschliche Gelehrsamkeit ist zum Kirchendienste nicht wesentlich nothwendig. 1 Cor. 2, 1—5. Kein Mensch hat das Recht, sich die Ausübung desselben ausschließlich anzumassen. 1 Cor. 14, 1. 8. 29—31. Ueber das Predigen der Weiber. 1 Cor. 11, 4. Act. 21, 9. Röm. 16, 1. 3. 12. Ueber das Predigen für Lohn. Matth. 10, 8—14. 2 Cor. 12, 14. Act. 20, 63—85. Ueber den Zehnten. — 6) *Taufe und Abendmahl*. Es giebt zwey Arten der Taufe: die Wassertaufe und die Taufe des Geistes. Beantwortung der zur Vertheidigung der Wassertaufe vorgebrachten Gründe. Mit Wasser besprengen ist nicht taufen. Das Besprengen der kleinen Kinder hat in der Schrift keinen Grund. Gegen die Dinge, die mit dieser Ceremonie verbunden sind, ist Vieles einzuwenden. Das Abendmahl des Herrn. Die von dieser Handlung erzählten Umstände werden völlig eingeräumt. Sie wird eben so wenig als das Fußwaschen für fortdauernd gehalten. Das wahre Abendmahl des Herrn. Unser Andersdenken über diese Gegenstände hat seinen Grund nicht in einer Geringschätzung des Christenthums, sondern im Gegentheile. (Alle religiösen Gebräuche und Ceremonien sind nur für gewisse Oerter und Zeiten bestimmt gewesen. Es war nicht die Wassertaufe, welche die Taufe des Johannes abheben sollte. Matth. 3, 11. 12. Joh. 3, 30. Ephes. 4, 3. 1 Petr. 3, 21. Die Taufe Christi Matth. 28, 19. ist bloß eine geistige; vergl. 1 Cor. 1, 7. Auch das Abendmahl wurde nicht zu einem bleibenden Gebrauche bestimmt; vergl. Joh. 13, 12 bis 15. „Das Geheiß, die Erleuchtung der innern Gemein-schaft, der geistigen Theilnahme an dem Abendmahl des Herrn ist es, was wir unter den Bekennern des Christenthums zu befördern wünschen. Röm. 14, 17. 18.“) — 7) *Die religiöse Beobachtung der Tage und Zeiten*. Anspruch auf Befreyung vom Tadel wegen Nichtbeobachtung derselben. (Col. 2, 16. 17. Röm. 14, 5. 6. „Ob wir gleich dem ersten oder einem andern Tage der Woche keinen höhern Grad von

Heiligkeit vor andern zuerzählen, so glauben wir doch, es entzpringen für Religion und Tugend bedeutende Vortheile“ u. s. w.) Ihre Beobachtung wird von Paulus gemißbilligt. Sie ist für die Religion mehr nachtheilig als vortheilhaft, vorzüglich die Beobachtung der Feiertage. Dals ein Tag in der Woche ausgesetzt werde, wird gebilligt. Ueber die Fasten. — 8) *Ueber das Eidschwören und den Krieg*. Matth. 5. Der Eid ist unnöthig. Widerlegung der Gründe für denselben. Widerlegung der Gründe für den Krieg. (Die Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden, soll aus dem Beyeispiele Pennsylvaniens bewiesen werden.) Die chrißliche Religion ist das einzige Mittel gegen dieses Uebel. — 9) *Ueber Vergnügungen*. Allgemeine Bemerkungen über dieselben. Regeln für dieselben. Ueber Musik und Tanz. Nothwendigkeit, die Vergnügungen der Jugend gehörig zu ordnen. Es ist rathsam, die Versuchungen zu vermeiden. (Verwerflichkeit der Vergnügungen: a) welche zur grausamen Behandlung und Quaal der armen Thiere reichen; b) bey denen das Eigenthum gewagt werden muß; c) die unsere Tugend in Gefahr bringen. „Sehen wir, wie begierig viele nicht nur junge, sondern selbst in Jahren geförderte Personen sich in zerstreuende und verderbliche Vergnügungen stürzen; so ist es nicht zu verwundern, wenn Laster und Religionsverachtung bis zu einem beunruhigenden Grade herrschend werden. Ephes. 5, 15. 16.“) — 10) *Ueber Anzug, Anreden und Benehmen* u. s. w. Unser Grundatz in Ansehung der Kleidertracht. Schriftstellen, welche denselben unterstützen. Röm. 12, 2. 1 Tim. 2, 9. 10. 1 Petr. 3, 3. 4. Beantwortung eines Einwurfs. Nichtgleichstellung der Welt muß mit der Sinnesänderung vergesellschaftet seyn. Unsere Eigenthümlichkeit im Benehmen wird von der Vernunft, Schicklichkeit und Religion unterstützt. Matth. 23, 6—10. Hiob 28, 21. 22. Ueber Unterlassung des Hutabnehmens. Der Gewohnheit ist über das Betragen der Christen zu viel Macht eingeräumt worden.

Rec. ist überzeugt, daß der Quakerismus bey allen seinen Mängeln und so wenig sich derselbe zum Glaubenssystem einer nur auf positiver Religion fest ruhenden allgemeinen Kirche eignet, nicht mehr in allen Punkten, wenn Jemand eine neue Widerlegung unternehmen wollte, so hätte und schmähende Gegenrede finden würde, als er früher erfahren hat. Nehmen wir das als einen Beweis unsers Fortschreitens im wahren Protestantismus und in der Befolgung des Grundsatzes: *parvo dampnare* u. s. w. Dies Fortschreiten aber ist auch nöthig, wenn wir nicht bloß gegen die gefahrlose katholische Kirche, sondern auch gegen andre, bisher weniger beachtete Gefahren bestehen wollen. Wir werden es bald nur noch können, wenn wir durch die Ueberzeugung, daß Luther, Zwingli, Calvin u. s. w. die Reformation nicht vollendet haben, zu neuer kräftiger Umsicht angefordert werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Enslin: Dr. C. A. Berend's, *Vorlesungen über praktische Arzneywissenschaft*, herausgegeben von Karl Sundelin, Med. Dr. Zweyter Band. Fieberlehre. 1827. 325 S. 8. Mit einem Sachregister in alphabetischer Ordnung. (1 Rthlr. 18 gGr.)

(Vgl. d. Recension des ersten Bandes in Nr. 59. dief. Jahrg.)

Unstreitig würde Hr. Sundelin gegründeteren Anspruch auf den Dank des ärztlichen Publicums auch für die Herausgabe dieses Bandes der Vorlesungen seines verewigten Lehrers haben, wenn er diese, mit Hinweglassung des vielen allgemein Bekannten, und so mancher schulgerechten und für die Praxis nicht erpfriesslichen Ein- und Unterabtheilungen, in einer mehr gedrängteren Form, mitgetheilt hätte. — Nicht alles, was selbst ein geistreicher hocherfahrener Lehrer seinen Zuhörern vorträgt, und wie er es vorträgt, wird für's grössere Publicum von Interesse seyn. — Auch hätte Hr. S., in dieser Hinsicht wenigstens, mehr in dem Sinne des trefflichen Berend's handeln sollen, da nach einer testamentarischen Verfügung desselben alle seine hinterlassene Papiere, „da sie zum Druck nicht geeignet wären,“ nur nach Bestimmung der Auswahl und dem Urtheil des Hn. Dr. v. Stofch, der ausdrücklich dazu aufgefordert wird, der Welt vorgelegt werden sollten. Indessen ist das Buch, *ubi plurima nitent*, auch so wie es jetzt vorliegt, empfehlenswerth. — Zur besseren Uebersicht der so vielfach verschiedenen Krankheitsformen, und, „um der Diagnose derselben näher zu kommen,“ werden in der Einleitung 16 Krankheitsgeschlechter aufgestellt, welche jedoch ohne Beeinträchtigung des zu beabsichtigenden Zweckes, auf weit weniger zurückzubringen seyn dürften. (Zur klareren Auffassung ist allerdings erforderlich, Begriffe zu spalten, allein sie zersplittern, veranlaßt Verwirrung. —) Wenn man die Form der Krankheit, als solche anerkannt habe, so seyen die prädisponirenden Ursachen zu ermitteln, und ob diese wohl eine solche Krankheit verursachen können; finde dabey ein Zusammentreffen Statt, so sey kaum ein Irrthum möglich, wenigstens ergebe sich aus einem solchen Verfahren, was noch zur Gewissheit der Diagnose fehle. Nach Erforschung der Diagnose, sey die Prognose zu berücksichtigen, diese werde

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

hauptsächlich aus der richtigen pathologischen Ansicht der Krankheit entnommen. — Fremd war uns die Bemerkung S. 28, daß bey Krankheiten, die der Natur überlassen bleiben, wenn der Kranke unterliegt, sein Tod ruhiger sey, als wenn durch Heilmittel in die Natur der Krankheit eingegriffen worden ist. — (In diesem Sinne wohl, sagte Rousseau zu seinem Arzte: *Laissez moi mourir, mais ne me tuez pas.* —) Daß man epidemische Krankheiten, wenn man einmal den rechten Weg gefunden hat, in der Regel mit Glück heile, erleidet doch große Ausnahmen; abgesehen davon, daß in vielen Epidemien so häufig einzelne Glieder einer und derselben Familie nur leicht erkranken, während andere unter ganz gleichen Verhältnissen schwer befallen werden, und eine ganz andere Behandlung erfordern, so pflegen auch die Epidemien an sich in ihrem Verlaufe nicht selten ihren primitiven Charakter zu ändern, indem sie in ihrer Höhe meistens zur Asthenie neigen. — Akute Krankheiten, welche plötzlich ohne kritische Erscheinungen aufhören, seyen gefährlich, und erheischen besondere Aufmerksamkeit. —

Für die Behandlung der Krankheit (*Therapia*), müsse ein förmlicher Plan entworfen werden, worin die Heilregeln (*Heilanzeigen, indicationes*) mit Berücksichtigung der Gegenanzeigen, festgesetzt werden. Allein nur durch das Individualisiren der Krankheit (und nicht minder des Kranken) wären die Indicationen genau zu bestimmen, und daran habe der Arzt sein ganzes Leben hindurch zu studiren. Nicht immer habe jedoch der Arzt den Anzeigen Genüge zu leisten, er könne und müsse auch unter mancherley Umständen unthätig seyn, und grade diese zweckmäßige Unthätigkeit (*curatio expectans*), bezeichne den grossen Techniker. Am allermeisten müsse der Arzt sich da vor zu grosser Thätigkeit hüten, wo die Naturkraft ihre Selbsthilfe (Autokratie) zweckmäßig äussert. (Eine hochwichtige praktische Wahrheit, der vollen Beherzigung angehender Aerzte würdig, welche nicht selten von der Wirkung der vom Katheder herab empfohlenen Arzneimitteln noch zu sanguinische Erwartungen hegen, und jeder Naturregung im Laufe einer Krankheit mit Arzneyen zu begegnen sich beeilen; oder gar von der englischen Aderlasswuth getrieben, bey jeder entzündlichen Krankheit das Aderlass wiederholen, sobald der Puls sich wieder hebt, ohne alle Berücksichtigung, daß zur Bewerkstelligung der Krise die Natur einen gewissen Grad von Kraftaufwand bedarf.

Sss

darf.) — Die Definition des Fiebers, welches Wort B. von *februo*, ausgleichen, ausföhnen, herleitet, ist nicht befriedigend. Für die Praxis von Einfluss ist jedoch die hier schärfere Bezeichnung der drey wichtigsten Zeiträume des Fiebers, als der Zeitraum der *Rohheit* oder der *Reizung* (*stadium cruditatis v. irritationis*), der *Kochung*, und der *Crisis*. Der Beweis, daß das Nervenystem bey Fiebern vorzugsweise afficirt werde, weil nämlich fast alle Heilmittel, denen eine directe Wirkung gegen Fieber zukommt, vorzüglich auf das Nervenystem wirken, wie z. B. Opium, China u. f. w., schmeckt ein wenig nach Brownianismus. (Wirken denn Blutentziehungen, kühlende Abführungen u. f. w. auch vorzüglich auf das Nervenystem?) — Die Eintheilung der Fieber S. 66 giebt zu mancher rügenden Bemerkung Anlaß, indess gewährt dieser Abschnitt eine gedrängte und belehrende Darstellgung fast aller, von den Alten und den Neueren versuchten Fiebertheilungen. Im hypersthenischen Fieber sey die *crusta pleuritica* charakteristisch. Auch im Faulfieber werde zuweilen eine Entzündungshaut auf dem Blute beobachtet, diese habe aber eine bunt-schillernde Farbe, was im hypersthenischen Fieber nicht der Fall ist; auch sey in dem faulichten Fieber der Blutkuchen locker, und man finde auf dem Boden des Gefäßes eine große Menge dunkler Blutkügelchen. (Ein Hauptcharakter der Entzündungshaut des Bluts in rein inflammatorischen Fiebern, dessen aber hier nicht gedacht wird, ist die becherförmige Vertiefung, die sich durch Umlegen des Randes der Zündungshaut bildet, das *cuped* der Engländer. — Uebrigens sind bey der Bildung der *crusta pleuritica*, die Form des Gefäßes, worin das Blut aufgefangen wird, ob dieses flach oder tief ist, eine größere oder kleinere Oeffnung der Ader, so wie das schnelle oder langsamere Ausfließen des Bluts, von Einfluss; auch zeigt sich die Entzündungshaut zuweilen erst bey wiederholten Aderlässen. Umstände, die der Arzt sehr zu berücksichtigen hat.) — Dieses Fieber endige spästens den 14ten Tag; dauere es über die Zeit hinaus, so pflege es, bey zuweit gegangener antiphlogistischer Behandlung in asthenisches nervos Fieber überzugehen, und ist das Blutentleeren u. f. w. verabsäumt, eine asthenisch-fauligte (?) Natur anzunehmen. (Die Indication zum Gebrauch des *Calomel*, ist nicht scharf genug hervorgehoben, und der großen eigenthümlichen Wirkung dieses Heilmittels in Entzündungskrankheiten geschieht keiner Erwähnung.) — In Betreff der verschiedenen Eintheilungen des asthenischen Fiebers verweisen wir auf das Buch selbst. — Mit Recht rath der Vf., im Anfange der asthenischen Fieber sowohl die Reizmittel als die schwächenden Mittel mit großer Vorsicht zu reichen. Das stärkende Heilverfahren passe vorzüglich, wenn die Krankheit in den Zeitraum der Reconvalescenz trete. Aber nicht in dem Gebrauch der stärkenden Arzneimitteln allein, liege das Heil, sondern auch in der Anwendung eines allgemein zweckmäßigen Verfahrens, angemessener

Diät, Bewegung in freyer Luft, und Aufheiterung des Gemüths. (Freylich das heilkräftigste Stärkungsmittel, was nicht selten alle Uebrig entbehrlich macht, und ohne welches alle Uebrig fruchtlos bleiben. — Wenn es nur nicht so schwierig wäre, Seelen-Diät zu beobachten.) — Der Vf. nimmt auch eine *febris maligna* an. Die Malignität bezeichne sich durch scheinbare Gelindigkeit mit äußerster Gefahr durch das Widersprechende der Symptome, durch einen höchst unregelmäßigen Verlauf, und durch das Hinzukommen ungewöhnlicher Symptome. — (Der contagiöse Charakter des Nervenfiebers kann nicht wohl eine besondere Art desselben begründen, wie S. 121 angenommen wird, da jedes Nervenfieber, das stupide wie das veräthelte, das sporadische wie das epidemische und endemische, unter begünstigenden Umständen, die freylich nicht nachzuweisen sind, mehr oder weniger ansteckend werden kann, wovon sich Rec. mehrmals, und noch kürzlich völlig überzeugt hat, wo zwey Kinder von 5 und 8 Jahren von ihrem am Nervenfieber erkrankten Vater, um den sie häufig waren, weil man keine Ansteckung fürchtete, angesteckt wurden; die übrige Familie blieb bey angewandter Vorsicht frey. Indess einen so hohen Grad von Contagiosität wie der *Typhus contagiosus bellicus*, wobey meistens ein Exanthem Statt findet, nimmt das sporadische Nervenfieber wohl selten an.) Zu dem veräthelten Nervenfieber des P. Frank gehört auch nach B. die sogenannte *neru. dissimulata*, eine Form, die mehr bekannt seyn sollte. Dieses Nervenfieber erscheine unter verschiedenen Larven, z. B. als larvirtes Wechselfieber, oder nehme auch die Form eines katarrhalischen Fiebers, oder eines Katarrhs an; die *febr. catarrh. maligna* der Stahl'schen Schule. — Unter den mannichfaltigen Erscheinungen, womit das hitzige Nervenfieber aufzutreten pflegt, sind nach B. die Schmerzen im Hinterhaupte, und eine besondere unangenehme Empfindung in den Präcordien, noch die beständigen Symptome. Das akute veräthelte Nervenfieber komme meistens nur sporadisch vor. Charakteristisch sey bey diesem Fieber der Wechsel und die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen. Am häufigsten komme dieses Fieber bey Frauenzimmern vor, und sey im Ganzen wenig gefährlich, obgleich es oft mit heftigen Convulsionen verbunden ist. Weit gefährlicher sey das torpide Nervenfieber, das hier mit einigen kräftigen Zügen sehr gut dargestellt ist. — Der in dem epidemischen nervosen Schleimfieber nicht selten häufige und volle Puls, dürfte nicht zum Blutentleeren verleiten. In der Genesung seyen andauernde Schweiß nützlich; noch vortheilhafter sey eine nicht selten entstehende Salivation, die nicht gehemmt werden dürfte. — Wenn die Erscheinungen von erfolgter Ansteckung, durch unangenehme Empfindung im Magen und im Schlunde, durch Ekel und Uebelkeit sich äußern, rath B. ein Brechmittel von Ipekakuanha; zeige sich Schwindel und Kopfweg, milde Nervenmittel, auch ein laues Bad. — Individuen, die an chronischen Nerven-Krankheiten, be-

besonders an Hypochondrie leiden, werden zwar selten vom ansteckenden Nervenfieber befallen, erliegen aber oft dem sporadischen Nervenfieber, selbst aus Besorgniß vor Ansteckung. — Der Vf. ist ein großer Lobredner des Weins im Nervenfieber, und das mit Recht. (Rec. hat mehrere sehr heftige Nervenfieber beobachtet, die bey dem Gebrauche des Weins allein glücklich verliefen. Ein sehr schwächlicher Mann, der an einem hitzigen Nervenfieber schwer darnieder lag, litt an so großer Reizbarkeit des Magens, daß alles was er zu sich nahm, quälendes Uebelfeyn und Würgen bewirkte; bey dem Gebrauche eines leichten Rheinweins, den er gut vertrug, täglich zu 1 Bouteille, mit Wasser und Zucker zum gewöhnlichen Getränke, verlief die Krankheit glücklich.) Sehr gute praktische Bemerkungen in Betreff der Anwendung des Kamfers. Vor der Anwendung des Kamfers müsse die Haut mittelst lauwarmer Bäder, Waschen, Fomentationen u. s. w., zur Ausdünstung geschickt gemacht werden. Eine trockene brennende Haut, sey gewissermaßen als Gegenanzeige des Kamfers zu betrachten. Ist der Puls zusammengezogen und frequent, dann sey der Kamfer in kleinen oft wiederholten Gaben, im torpiden Nervenfieber aber in großen Gaben zu reichen. Die Berücksichtigung und Beseitigung der dringenden Symptome, die im Laufe des Nervenfiebers hervortreten, welche als die 4te Indication hier aufgestellt sind, werden sehr ausführlich abgehandelt. Die pathologische Bedeutung, so wie die Behandlung der Drüsengeschwülste, die gewissen Nervenfieber epidemien eigen sind, haben uns besonders angezogen, und alles, was S. 154 — 157 darüber gesagt ist, wird gewiß die Aufmerksamkeit jedes Arztes fesseln. In dem Begriff der *febr. nerv. lenta* (schleichendes Nervenfieber) herrsche noch eine große Verwirrung. Die wahre *nervosa lenta* zerfällt in zwey Stadien. Das erste Stadium sey dunkel und werde leicht übersehen. Der Uebergang in das zweyte sey oft sehr rasch, und wenn dieser einmal Statt gefunden habe, so sey meistens alle Künsthülfe vergeblich. Dieses Fieber komme nur sporadisch vor, und das Bild desselben ist hier S. 159 und 160 trefflich dargestellt. Der Uebergang in ein akutes Nervenfieber deute im günstigen Falle auf ein Erwachen der Naturkraft. Geht das Fieber in ein hektisches über, so treten endlich wichtige Anomalien in der reproduktiven Sphäre hervor. Bey Anlage zur Lungenschwindlucht bilde sich diese rasch aus, und der Kranke erliegt innerhalb einer kurzen Zeit. Die Behandlung des ersten Zeitraums erfordere große Behutsamkeit, und überhaupt ein mehr negatives als positives Verfahren, besonders habe man sich vor ausleerenden Mitteln zu hüten. Ein aufreibendes Symptom in diesem Fieber sey die Schlaflosigkeit, wogegen Senfteig an die Waden gegen Abend, und Pillen aus Moschus Castoreum und *Ash foetida* angewendet werden. Das faulige Fieber gehöre seiner Natur nach dem asthenischen Fieber an, obgleich es nicht selten einen starken Anstrich des Entzündlichen

zeige. Unter die ursächlichen Momente des Faulfiebers gehöre auch ein in dem Kranken sich entwickelndes Contagium, wozu besonders eingeschlossene Luft u. s. w. disponiren. Das Contagium, heist es S. 176; verbreite sich aber nur durch die Atmosphäre des Kranken, nicht durch die allgemeine Luft u. s. w. (Was sich doch wohl bey dem nicht selten epidemisch herrschenden Faulfieber anders verhalten muß.) Von den hier aufgestellten vier verschiedenen Abtheilungen des Faulfiebers ist der praktische Nutzen nicht einzusehen. Die 4te Abtheilung, die das symptomatische Faulfieber befaßt, welches gegen das Ende großer chronischen Krankheiten, besonders der Bauchwassersucht entsteht, sollte nicht als eine besondere Art von Fieber aufgenommen werden. Die Schwefelsäure zieht B. aus Erfahrung der Salpeter- und der oxygenirten Salzsäure vor. Bey Anwendung der Säure müsse besonders die Respiration beachtet werden. Unter den Mitteln gegen Durchfall im Faulfieber wird auch das Extr. *sordii* empfohlen. (Ein mit Unrecht fast vergessenes Mittel, dessen Wirkung zwar Rec. in solchen Fällen nicht aus Erfahrung kennt, wohl aber hat sich ihm das *Inf. der herba sord.* bey schwacher Verdauung mit chronischem Brustleiden sehr heilsam bewiesen. — Das salzsaure Eisen (*ferrum mariaticum*) von Autenrieth u. A. gegen solche Diarrhöen empfohlen, wird von B. nicht erwähnt. Ueberhaupt finden wir, daß B. mehrere natürl. und bewährte Heilmittel mit Stillchweigen übergeht, deren fernere Prüfung von einem so genauen und zuverlässigen Beobachter gewiß jedem Praktiker höchst willkommen gewesen wäre. Auch die *Ratanha* verdient bey fauliger Entmischung der Säfte alle Aufmerksamkeit, namentlich bey fauligten Blutungen, wogegen Alaun mit Kinozummi als ein sicheres und wirkames Mittel von B. gerühmt wird.) — Gegen die gefährvolle Folgekrankheit des Faulfiebers, das heftige andauernde Kopfweh, was nicht selten in tödliche Apoplexie übergeht, werden Haarfeil im Nacken, Warmhalten des Kopfs und Waschung desselben mit aromatischen Geistern empfohlen. —

Das Wesen des gastrischen Fiebers findet B. in den qualitativ und quantitativ veränderten Verdauungssäften, und es käme hauptsächlich darauf an, diese nach oben und unten zu entleeren. — (Eine Ansicht, die wir nicht theilen können. Der Grund des gastrischen Fiebers liegt vielmehr in einem krankhaften Zustand derjenigen Organe, welche die Verdauungssäfte absondern; die krankhafte Entstellung der Verdauungssäfte ist nur Produkt der Krankheit, daher ist es mit dem Ausleeren dieser Stoffe beyweitem noch nicht gethan, im Gegentheil verschlimmern Brech- und Purgiermittel oft die Krankheit, obgleich ihre Wirkung auch dynamisch auf die Stimmung der Lebenskräfte sich erstreckt. — Freylich muß in der Regel das Produkt der Krankheit, die in Menge und Mischung abnormen Absonderungen (*sordes*), nach oben und unten, weggeschafft werden, bevor man darauf bedacht seyn darf, den gefunden

funden Zustand der Verdauungsorgane wieder herzustellen; daß solche Ausleerungen jedoch nicht immer unbedingt zur Heilung des gastrischen Fiebers notwendig sind, wird der unbefangene Praktiker in den Zeiten des herrschenden Brownianismus zu beobachten Gelegenheit gehabt haben.) —

Aus den Remissionen und Exacerbationen dieses Fiebers schlossen die Alten, daß der febererregende Stoff nicht immer in erforderlicher Menge und Eigenschaft sey, und schlossen ferner, daß der Fieberstoff auch nicht im Gefäßsystem selbst seinen Sitz haben könne, sondern im Zellgewebe, oder im Nahrungskanal u. s. w. (So phantastisch und materiell die Ansicht der Alten, die noch wenig vom Nervensystem wußten, auch ist, so entnahmen sie doch die praktische Maxime daraus, die intermittirenden und remittirenden Fieber in der Regel antagastrisch zu behandeln.) — Ueber die entfernten Ursachen der gastrischen Fieber, so wie über die Behandlung derselben im Allgemeinen, viel Gutes, und obgleich nichts Neues, so wird doch das Studium dieses Abschnitts dem angehenden Arzte Belehrung gewähren, den wir zugleich auf die commentirende Bemerkung des Hn. *Sundelin*, in Betreff des Wesens des sekundären gastrischen Fiebers S. 202 u. s., aufmerksam machen. — Der Umstand, daß den Gallenfiebern nicht selten ein entzündlicher Zustand der Leber zum Grunde liege, wird mit Recht hervorgehoben, allein die Wichtigkeit desselben in Hinsicht der Anwendung des Brechmittels geschieht keiner Erwähnung. — Unbekannt war uns die Bemerkung des Hn. *S's*, S. 211: daß ein grüner Niederschlag, welcher durch hineingetröpfelte Salzsäure im Urin hervorgebracht wird, ein sicheres Zeichen seines Gallengehalts sey. — Die Galle läßt der Vf. als Krankheitsursache eine sehr ausgebreitete Rolle spielen; so soll es nach S. 212 eine *Encephalitis biliosa*, eine *Apoplectica biliosa* und sogar ein *herp. bilios.* u. s. w. geben. — (Allein obgleich alle diese Uebel zuweilen beym Gebrauch der Brech- und Purgiermittel heilen, und zu gleicher Zeit mittelst derselben wirklich Galle ausgeleert wird, so ist diese doch wohl mehr als zufällige Wirkung der Mittel, denn als Ursache der Krankheit zu betrachten; die entleerenden Mittel würden die Krankheit geheilt haben, wäre auch gerade keine Galle entleert worden.) — Wenn auch das viele Gute in dem Abschnitt über das Gallenfieber und seine vielfachen Modificationen der vollen Anerkennung werth ist, so dünkt uns jedoch, daß viele andere Fieberarten in die Kategorie der Gallenfieber mit hineingezogen sind, welche in keiner wesentlichen Beziehung zu einer abnormen Gallensecretion stehen, obwohl auch die Leber nicht selten im Verlauf dieser Fieber erkrankt, als die Sumpffieber, das gelbe Fieber u. m. a. Die gelbe Hautfarbe, die meistens in diesen Krankheiten Statt findet, ist mehr mit einer alienirten Blutbereitung,

als mit einer krankhaften Gallenabsonderung zusammenhängend. —

Das Schleimfieber (*febr. pituitosa*) stelle sich in zwei verschiedenen Arten dar; als Sabural-Schleimfieber von schlechter Nahrung (und dampfer Wohnung), wo die Ver schleimung noch in den ersten Wegen liegt, und als Humoral-Schleimfieber. Letzteres herrscht epidemisch, und erfordert große Vorsicht in der Behandlung, besonders in Hinsicht der abführenden Mittel, zu welchem Zwecke der Salmiak mit *rheum*, und Calomel mit *rheum* die passendsten sind. — Das Wurmfieber sey nur als Modification des Schleimfiebers zu betrachten, und ein primäres Wurmfieber gebe es nicht. Unter den S. 230 angeführten Symptomen der Würmer ist manche Erscheinung mit aufgenommen, die gewiß höchst selten mit der Gegenwart von Würmern zusammenhängt; und B. selbst hält keins von allen den angegebenen Symptomen für pathognomisch.

Der Abschnitt über Wechselfieber ist ziemlich ausführlich. Bemerkenswerth sey, daß der Frostanfall nur wenig Einfluss auf das Thermometer zeige. B. ist der Meinung, (worin ihm gewiß jeder Vortheilsfreyer beystimmen wird,) daß die alten Aerzte den heilsamen Einfluss der Wechselfieber auf andere chronische Uebel überschätzt haben. — Nach seiner Erfahrung käme es darauf an, ob die Krankheit, deren Heilung durch das Wechselfieber erwartet werden könne, schon vor dem Eintritt des Wechselfiebers vorhanden war, und eine Nervenkrankheit ist, oder ob sie erst im Laufe des Wechselfiebers entstand. Im letzteren Falle dürfte man wohl selten das Wechselfieber der Natur überlassen. — Bey Kindern entstehen aus Wechselfiebern leicht Convulsionen, bey Greisen Apoplexie. Das Quantenfieber pflegt sehr nachtheilig auf die Organe des Unterleibes, besonders auf die Leber und die Milz einzuwirken. (Auffallend ist, daß bey der Behandlung des Wechselfiebers des herrlichen *Chinins* gar nicht gedacht wird. Auch ist dem Brechmittel ein zu enger Wirkungskreis bey Wechselfiebern angewiesen, es wird hier nur im Sabural- und Gallenwechselfieber empfohlen.)

Die palliative oder symptomatische Behandlung der Fieber im Allgemeinen, die Berücksichtigung nämlich einzelner dringender Zufälle des Fiebers ist empfehlenswerth, obgleich nicht zu leugnen ist, daß dadurch eine zu ängstliche Berücksichtigung der einzelnen Symptome, mit Hintanzetzung des wesentlichen Charakters des Fiebers, leicht veranlaßt werden dürfte. — Gegen Mangel an Eßlust von Magenschwäche bey Genesenden vom Fieber giebt B. oft mit Nutzen: *Extr. Gentian.* ʒʒ *extr. Myrrh.* ʒj *Aq. hispan.* v. *Aq. Menth. crisp.* ʒvj. *Tinct. aromat.* ʒj — ʒij, täglich 1 bis 2 Mal ʒ — 1 Eßlöffel voll.

(Der Beschlus folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Enslin: Dr. C. A. Berend's Vorlesungen über praktische Arzneywissenschaft, herausg. von Karl Sundelin u. s. w. Zweyter Band. Fieberlehre u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Auflösen und die Blähungen haben die alten Aerzte nur von der Erzeugung der Gasarten im Nahrungskanal aus den Ingessis hergeleitet; es leide aber keinen Zweifel, dass auch von den Gefässendigungen, (welcher Gefässe?) besonders im Darmkanal, kohlensaures und Hydrogengas ausgehaucht werde. [Eine ganz unwahrscheinliche und alles Beweises ermangelnde Annahme. Dass die Ingessia nicht die einzige Quelle des in gewissen hypochondrischen und hysterischen Leiden in unbegreiflicher Menge sich bildenden Gases sey, ist kaum zu bezweifeln. In diesem Augenblick sieht Rec. einen solchen an Blähungsfucht leidenden Kranken, bey dem die Gaserzeugung in einem enormen Grade Statt findet, wenn er auch im Laufe eines ganzen Tages fast nichts genossen hat. Würden nicht, wenn in den Gefässen des Darmkanals eine so große Masse fremdartiger Stoffe als kohlensaures und Hydrogengas sich entwickelte, ganz andere und bedenklichere Zufälle sich äussern? und würde dann der Kranke nicht leiden, bevor noch das Gas in den Darmkanal selbst sich befindet? — Mit den im normalen Zustande Gas aushauchenden Gefässen der Haut und der Lungen hat es eine andere Bewandniß: diese stehen in unmittelbarer Berührung mit der atmosphärischen Luft, die den Process der Gasbildung an den Mündungen dieser Gefässe erst vermitteln mag. — Sollten etwa die abgesonderten Säfte des Darmkanals, dessen Vitalität auf eine eigenthümliche Weise verstimmt ist (Hypochondrie), eine besondere Tendenz zu einer solchen Gaserzeugung annehmen? wenigstens lassen sich nach dieser Ansicht die dieses Uebel begleitenden Erscheinungen ungezwungener erklären. —] Aus der Trommelfucht, die sich zu langwierigen Wechselfiebern gesellt, entwickle sich auch leicht Bauchwassersucht. — Gegen Durchfall in Fiebern, welcher von einer Unthätigkeit der Haut (*spissitudo cutis* der Alten) herrührt, könne das *extr. arnicæ* gewissermaßen als ein Specificum

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

betrachtet werden. Gegen Durchfall in der Reconvalescenz leiste besonders der mässige Genuß eines guten rothen Weins gute Dienste. — Unter den Blutflüssen in Fiebern werden ganz unangemessen die Blutungen der f. g. *Bluter* mit aufgeführt, bey welchen, wie B. richtig bemerkt, eine eigenthümliche Schwäche der (Capillar-) Gefässe zu Grunde liege. (Die Blutung dieser Kranken siehe aber durchaus in keiner Beziehung mit Fieber.) Gegen symptomatische Schweisse aus Schwäche, zumal in der Reconvalescenz nach Fiebern, fand B. einen kalt bereiteten Quassien-Aufguss mit einigen Tropfen eines ätherischen Spiritus zu halben Weingläsern wirksamer, als die von *van Swieten* gerühmte Abkochung von Salbeyblättern mit Weingeist. Die Behandlung der Schwäche und der Schlaflosigkeit bey Fiebern enthält ebenfalls gute praktische Winke, zumal für angehende Aerzte. — Wenn zu einem Darniederliegen der Kräfte sich eine Verstimmung der Sensibilität geselle, wie sie der Hypochondrie und Hysterie eigen sey, so pflege der Leidende ungemein ängstlich und muthlos zu seyn und auf eine tröstende Zusprache wenig zu achten; wenn unter solchen ein edler Wein jene Verstimmung nicht zu beseitigen vermöge, so müsse man zu kleinen Gaben Opium Zuflucht nehmen. In prognostischer Hinsicht wichtig ist der Erfahrungssatz: dass wenn sich in Fiebern nach der Krise kein (erquickender) Schlaf einstelle, die Krankheit keineswegs als geheilt betrachtet werden dürfte. Gegen Delirien von gesteigerter Empfindlichkeit des Gehirns wird unter andern auch eine Abkochung von Mohnköpfen empfohlen, welche wie ein feines Opiat wirke, obwohl die Emulsion aus reifem Mohnsamen oder Aufgüsse von *flor. papav. rhoead.* unwirksam seyen. Ein vorsichtiger Gebrauch des Opiums finde mit grösserer Sicherheit und Nutzen in Delirien Statt, welche nach der Entscheidung der Fieber zurückbleiben. Die Behandlung der soporösen Affection in Fiebern erheische große Behutsamkeit, so lange der Puls weder sehr schwach noch auffallend selten (*rarus*), und die Respiration nicht tief (*alta*) und schnarchend ist, sey weniger zu fürchten. Sind Kennzeichen der Kochung vorhanden, so verlieren die soporösen Zufälle grösstentheils ihre schlimme Bedeutung. (Un gern vermisst man bey der Behandlung des Sopors die kalten Kopfumschläge, von denen Rec. meistens viel Gutes sieht.) Mehrere prognostische Bemerkungen.

Ttt

kungen über die verschiedenartigen Krämpfe in Fiebern gehören als Nachtrag zur Semiotik eigentlich nicht hieher. Gegen die heberhaften (?) Convulsionen der Kinder, welche meistens auf den ersten Wegen entstehen, wird der Gebrauch des kohlenfauren Kali, auch wohl abwechselnd mit Opium, als ein treffliches krampfstillendes Verfahren gelobt. (Doch wohl erst nach Anwendung der Brech- und abführenden Mittel u. s. w.? —) Convulsionen von gestörten Krisen erfordern Senfteige, spanische Fliegen, Campher, Moschus und *liq. c. c. succ.* Die Ursachen der Angst bey Fiebern liegen 1) im gehemmten Blutumlauf in den Lungen (*anxietas pulmonum*); der Puls ist dabey unterdrückt, wankend unregelmässig und oft aussetzend. 2) In Hindernissen im Pfortaderssystem (*anxietas praecordiorum*) mit einer Empfindung von Fülle und Druck in den Präcordien. 3) Die Angst aus dunkeln Wahrnehmungen des Sinkens der Lebenskraft, beym Erscheinen des Frießels, zurückgetretener Exantheme u. s. w. 4) Die moralische Angst von Gewissensbissen, abergläubischen Vorstellungen u. dgl. Diese sey immer böse, und könne sonst gefahrlosen Fiebern eine schlimme Wendung geben. — Mit der Anwendung der Brechmittel müsse man selbst bey der von der Einwirkung der Contagien erzeugten Angst sehr vorsichtig seyn, weil eine heimliche Entzündung dadurch zu einer tödtlichen Höhe gesteigert werden könne; Sydenham habe darüber traurige Erfahrung gemacht, bis er von dem Gebrauch der Brechmittel Abstand und mit glücklichem Erfolg *Diaphoretica* gab. (Diese Furcht vor Brechmitteln im Anfange contagiöser Krankheiten scheint uns ein wenig übertrieben und möchte höchstens bey Verdacht auf Entzündung des Magens, der Leber und auch wohl des Gehirns einigen Grund haben. Sehen wir nicht oft eine beginnende Entzündung der Trachea und des Larynx, den Croup in seinem ersten Auftreten nach einem Brechmittel verschwinden? — Und ist nicht in neuern Zeiten bey anfangender Lungenentzündung der Brechweinstein in großen, Brechen erregenden Gaben mit Erfolg angewandt worden? — Und bewirkt die Natur nicht selbst im Anfang vieler contagiöser Fieber, namentlich der antieckenden fieberhaften Exantheme, Erbrechen, wonach der Kranke sich gewöhnlich erleichtert fühlt? — Und ist denn von dem Gebrauch der diaphoretischen Mittel des Sydenham, welche den Alexipharmischen nahe stehen, weniger ein Steigern der verborgenen Entzündung zu beforgen? — Wahr ist, daß mit der Anwendung der Brechmittel im Anfange der Krankheiten nicht selten Mißbrauch getrieben wird, was namentlich, wie wir Ursache zu glauben haben, bey Landärzten am häufigsten der Fall seyn dürfte; allein, *abusus non tollit usum*.) Die Behandlung der übrigen Arten von Angst bey Fiebern ist in der Schrift selbst nachzulesen; wir bemerken nur noch, daß das Verfahren des Arztes bey der Angst der Sterbenden eine verständige Euthanasie sey, und auch der Vf. bezieht sich hier auf Reil's Euthanasie

und auf *Berends de cura, quam moribundis debent, qui aegrotorum sunt a ministerio*. Francof. ad Viadr. 1790. — Wenig bedeutend ist, was von dem Schmerz bey Fiebern, so wie von den Fällen, in welchen das Fieber Symptom ist, und von der Verbindung der Fieber vorgetragen wird.

H—r.

D—t—m—d.

ERDBESCHREIBUNG.

AARAU, b. Sauerländer: *Vollständige Beschreibung des Schweizerlandes*. (:) Oder geographisch-statistisches Hand-Lexikon über alle in gesammter Eidgenossenschaft befindlichen Kantone, Bezirke, Kreise, Aemter, so wie aller Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, auch aller(?) Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Bäche und Heilquellen, nach alphabetischer Ordnung. Herausgegeben im Verein mit Vaterlandsfreunden von Markus Lutz, Pfarrer in Läufelfingen, im Kanton Basel. *Erster Theil*, A—F. VI und 480 S. *Zweyter Theil*, G—O. 503 S. *Dritter Theil*, P—Z. 536 S. *Zweyte* durchaus umgearbeitete und viel vermehrte Ausgabe. 1827. 8. (3 Rthl. 16 gr.)

Es stand zu erwarten, daß in einem Lande, wie die Schweiz, der Feiß des Vfs. allenthalben gerechte Anerkennung finden würde. Von allen Seiten giengen Beyträge, Zusätze und Berichtigungen ein, die eine gänzliche Umarbeitung der *ersten* Auflage dieses Werks erforderlich machten. In seiner jetzigen neuen Gestalt ist das Buch zwar mit 2000 Artikeln vermehrt worden; dennoch scheint uns der weitläufige Titel zu volltönig zu seyn, indem diese Beschreibung des Schweizerlandes nach alphabetischer Ordnung weder vollständig ist, noch alle die Gegenstände namhaft macht, die darauf angedeutet werden. Eine solche Vollständigkeit kann von einem einzelnen Sammler, selbst bey dem emüßigsten Eifer, nicht erzielt werden; sie eignet sich vielmehr zur Aufgabe für einen in allen Kantonen verzweigten und verbreiteten Verein sachkundiger Männer. Gegen die Absicht des Verlegers, auch durch einen äußerst mäßigen Preis das Ganze zu einem eigentlichen Nationalwerke zu erheben, obgleich von der *ersten* Auflage 400 Exemplare keine Abnehmer fanden, läßt sich nichts einwenden: denn jetzt noch bey weitem mehr als früher wird man dem Buche nachrühmen müssen, daß es mannichfaltige Belehrung gewährt und zur Verbreitung allgemeiner Vaterlandskennntniß wesentlich beytragen werde. Auch können wir es allen Reisenden als zweckmässig empfehlen, da es in jeder Beziehung weit vollständiger ist, als *Ebel's* ohnehin sehr theure Anleitung die Schweiz zu bereisen. Die Eintheilung in drey fast gleich starke Bände, der bey aller Kleinheit deutliche Druck, das bequeme Format wird sie zum Ankaufe

anlocken. Das Papier allein könnte auf die Vermuthung bringen, daß Aarau sehr weit von Basel entfernt liege, was bekanntlich nicht der Fall ist. Gewiß ist das nützliche Werk jetzt umfassender, umständlicher und belehrender geworden, als es war; nichts desto weniger hätten wir gewünscht, die Erinnerungen benutzt zu finden, welche die frühere Auflage in unserer A. L. Z. 1822. Nr. 164. veranlaßt hatte, weil sie sämmtlich auf des Rec. Ortskunde beruhen. Indem wir, um Wiederholungen zu vermeiden, den Vf. darauf verweisen, wollen wir durch nachstehende Bemerkungen die Aufmerksamkeit bethätigen, mit welcher wir auch diesmal das Werk durchgesehen haben. Des beschränkten Raums wegen möge indessen eine nicht unbedeutende Menge ergänzender Notizen für eine andere Gelegenheit aufgespart bleiben. — *Aargau*. Im Kanton Aargau wurde die Errichtung eines Landjägerkorps zuerst in der Schweiz bewerkstelligt. Diese Behauptung ist unrichtig: denn schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bestand in dem Fürstenthum Neuenburg die sogenannte *Maréchaussée*, die nichts Anderes war als ein Landjägerkorps. — *Aebenit*, auf dem, wird bey 655 Einwohnern ein Dörfchen (!) genannt. — *Aelpli*, Berg im Kanton Appenzel Auser-Rhoden, fehlt. — *Aeweil* muß vor *Aezigkofen* stehen. — *Affoltern*. „Ein natürlicher Hygrometer quillt von Zeit zu Zeit mehr oder minder lange hervor.“ Dieß ist wohl nicht ganz deutlich gelagt, wenigstens kennt Rec. keine quillende Hygrometer. — *Albeuve* erhielt zwar seinen Namen von einem weissschäumenden Bache, dieser heist aber *Albeuve (alba aqua)* und nicht *Marivue*-Bach. — *Alp*, die hohe, Kanton Appenzell, erhebt sich 4559 Fuß über das Meer. — *Alpstein*, der; zur Vervollständigung dieses Artikels findet der Vf. eine ganz ausgezeichnete Abhandlung des Hn. Dr. *Schlüpfer* in dem *Appenzellischen Wochenblatt*, 1825. S. 16. — *Alten-Alp*-Sattel soll heißen *Alten-alpeck*-Sattel. — *Altemann*, der, ist allerdings im J. 1825 erstiegen worden, und zwar am 10ten Jul. durch den Hn. *Frölich*, Pharmaceuten aus Stuttgart, in Begleitung seiner Führer *Huber* aus Weissbach und *Lofer* aus Wildhaus. — *Appenzell, Kanton*. Zahlreiche Nachträge könnten aus dem Appenzeller Monatsblatt geschöpft werden über Geburts-, Ehen- und Todten-Listen, die öffentlichen Unterrichtsanstalten, die eigenthümlichen Lesegesellschaften, den Appenzeller Sängerverein u. dgl. m. — *Arth*. Die Entfernung dieses Fleckens von Schwyz und Zug wird zwar in Zahlen angegeben, man weiß aber nicht, ob unter diesen 2½ — Stunden oder Meilen verstanden werden sollen? — *Asuel* ist nicht in Charmoville, sondern in Charmoille, deutsch Calmis, pfarrgenösslich. — *Baatersalp*, die. Im Stiftungsbriebe der Kirche zu Appenzel vom J. 1061 wird dieses Bergthal *Botaris alpe* genannt, und deren Ertrag der Kirche geschenkt. — *Baden*.

Es giebt neuere chemische Analysen dieses berühmten Heilwassers, als die erwähnte von *Morell*, welche aus den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts herrührt. Wir bedauern überhaupt, daß der Vf. keine Gelegenheit gehabt hat, die specielle Schweizer Balneographie des Dr. *Gabriel Rüsch* (Ebnat 1826.) zu benutzen, die für schweizerische Ortskunde die wichtigsten Beyträge enthält. — *Betschhalten* kommt nach alphabetischer Ordnung vor *Betschwil*. — *Bläsin*, St., muß gleich auf *Bläsihof* folgen, dessen landwirthschaftliche Erziehungsanstalt im J. 1826 wieder eingegangen ist. — *Bodensee*, der. Eine werthvolle specielle Beschreibung desselben und seiner Umgebungen hat kürzlich Hr. *Gustav Schwab* geliefert, unter dem Titel: *Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg* (Stuttgart 1827). Bey einer etwanigen dritten Auflage der vorliegenden Schrift darf Hr. L. sie nicht unbenutzt lassen. — *Bromagus*. Dieser Artikel findet Ergänzungen in der *Erst-Gruber'schen* Encyclopädie bey dem Worte *Bromagus*. Auch steht er in Widerspruch mit dem Artikel *Promasens*, wo ebenfalls die alte römische Station des Antonin'schen Itinerars aufgefunden seyn soll. — *Bulle*, Stadt. Hier fehlt die Erwähnung des daselbst befindlichen Krankenhauses, der Schenkung der Familie *Repond*, die 18,000 Schweizerfranken zur Gründung der dasigen Schule verwendet hat, und endlich des aus diesem Ort gebürtigen Abbé *Geinoz*, der Mitglied der Pariser Akademie der Inschriften und Mitarbeiter am *Journal des Savans* war. Er starb zu Paris 1752. — *Cerneux-Péquignot* fehlt. Es ist ein katholisches Pfarrdorf in der neuenburgischen übrigens reformirten Mairie de la Brévine und ward von Frankreich 1815 an die Schweiz abgetreten. — *Cervoise*. Der veraltete französische Name, der so viel als *Brasseries* bedeuten soll, kommt zuverlässig aus dem lateinischen *Cerevisia*. — *Chaffa*, sprich Schaffa, Ruine einer Ritterburg im Kanton Freyburg, fehlt. *Ciernes*, les. Der Ort dieses Namens in der Pfarre Albeuve ist das höchste Freyburgische Alpendorf. — *Corjeon*. Die hier erwähnten Felsenhöhlen heißen in der Landessprache *les Tannes de Corjeon*. Siehe den lezenswerthen Aufsatz darüber im *Conservateur Suisse*, Band VII. S. 15. — *Creu*, le, im Kanton Freyburg, sollte schon seiner bedeutenden Gypsgruben wegen nicht fehlen. — *Dappenthal*. Frankreich verweigert noch immer die Abtretung desselben an den Kanton Waadt, obgleich es sich im Wiener Congresse dazu anheischig gemacht hatte. — *Devins*, le. Der hier genannte Pflanzenhändler heist nicht *Thomann*, sondern *Thomas*. Er ist der Sohn des bekannten botanischen Begleiters des unselblichen *Albrecht's v. Haller*. — *Ebenalp*, die. Nach andern Messungen erhebt sie sich 5094 Fuß über das Meer. — *Echarlens*. In diesem Freyburger Pfarrdorfe wohnt der wegen seines ausgebreiteten Handels mit Schwei-

Schweizerthee berühmte Kräuterfammer *Pugin*. — *Evipass*, ein wahrhaft schauerlicher Durchgang bey Nerivue Kanton Freyburg, fehlt. — *Flaesch, der*, Alpe im Kanton Appenzell, fehlt. — *Freitelouse*, auch *Fretenecules*. Beide Benennungen sind unrichtig: denn der Ort heisst *Freterencules*. — *Fruence*. Im Mittelalter gab es *Nobles de Fruence*, die bedeutende Besitzungen in diesem Theil der Schweiz besaßen. Es hätte ihrer wohl mit einem Worte gedacht werden können. — *Furglenfirst*, in den Appenzeller Alpen, fehlt. — *Glanc, la*. Dieser reichliche Bach heisst *la Glâne*. — *Hirzen, der*, eine Alpe im Appenzeller Auser-Rhoden, fehlt. — *Hohen-Kasten, der*, ist nach andern Messungen 5540 Fuß über dem Meer. — *Hundstein, der*, in der mittlern Gebirgsreihe der Appenzeller Alpen, fehlt. — *Kammor, der*. Der lateinische Name dieses Gebirgsstocks ist *mons gimmer*. — *Kanzel, die*, Appenzeller Alpe, fehlt. — Dies ist auch mit *Krayalp* der Fall. — *Kräzernwald, der*, ein Thal auf der nördlichen Seite des Säntis, fehlt. — *Kuquerens*, Höfe bey Bulle im Kanton Freyburg, fehlt. — *Mann, der alte*, *Manns, der*, *Maarwies, der*, Alpen des Kantons Appenzell, fehlen. — *Matran*. In diesem Freyburger Pfarrdorfe befindet sich auch eine nicht erwähnte, sehenswerthe Sammlung von Glasmalereyen. — *Mosjes, les*, Hof mit einer Kapelle im Kanton Freyburg, nach der stark gewallfahrtet wird, fehlt. — *Moleffjon, der*. Der Name dieses anmuthigen Freyburger Berges ist aus den Wörtern *moles summa* zusammenge setzt. Hier hätte auch des Kreisbildes gedacht werden sollen, das *Franz Schmid* aus Schwyz unter dem Titel: *Panorama, ou rue circulaire du sommet du Moléson au Canton de Fribourg* 1823 herausgegeben hat. — *Montbarry*. Dieses Schwefelbad ward 1825 chemisch untersucht. S. *Rüsch* a. a. O. II. S. 173. — *Montbovon, le*, heisst lateinisch *mons boum*. — *Morvos, les*, ein Berg im Kanton Freyburg, fehlt. — *Obermaar, der*, in der mittlern Reihe der Appenzeller Gebirge, fehlt. — *Oehrli, das*, kommt als *Mons auricula* in den alten Chroniken vor. — *Paquier, du*, ist derselbe Ort, der 2 Seiten weiter als *Pasquier* genannt wird. Er heisst eigentlich *le Pâquier*. — *Pont-en-Ogo*, alte Burg bey Kehr oder le Bri im Kanton Freyburg, fehlt. — *Riaz*, heisst lateinisch *Rotavilla*, wodurch die gewöhnliche Verwechslung mit *Rue* vermieden wird. In Riaz sind zwey Bischöfe von Freyburg, beide mit Namen *Klaudius Anton Duding*, geboren. Der Letzte starb 1712 als Kommenthur des Malthefer-Ordens. Warum

hat der Vf. auch die *Kruzare* nicht genannt, eine Aheimathloser Hausirer, welche die ganze Umgegend belästigen? — *Rossten, der*, eine der Firne der Appenzeller Gebirge, fehlt; auch der *Schaafberg* im Kanton Appenzell. — *Schöffland*. Die Kirche muß doch sehr geräumig seyn, da versichert wird, daß das 1660 gebaute herrschaftliche Schloß in derselben stehe. — *Schwarzsee, der*. Dieser Artikel mußte mit dem Artikel *Domène, Lac de*, zusammengeschmolzen werden, da beide einen und denselben Gegenstand bezeichnen. — *Semfales*. Hier hat, wer sollte es glauben, erst im vorigen Jahre der Fürst von Hohenlohe eine *Wanderkur* verrichtet. Wer daran zweifeln möchte, den verweisen wir auf eine mit einer Vorrede des Bischofs von Freyburg versehene Schrift, betitelt: *Notice d'une guérison extraordinaire, obtenue par la vertu de la prière, le 3. Juillet 1827. à la verrerie de Semfales au Canton de Fribourg en Suisse*, nebst einem *Mémoire sur la maladie de Mlle. Louise Bremond à sa guérison subite par J. Ody, M. D. (!)*. — *Siongebach, der*, im Kanton Freyburg, fehlt. — *Stauberen*, ein Berg der Appenzeller Alpen, fehlt. — *Stockhorn, der*, ward schon im 10ten Jahrh. von *Johann Rhellicanus* (*Joh. Müller* aus Rellikon) beliegen. Man findet eine Beschreibung dieser frühesten Alpenreise im *Conservateur Suisse*, IV. S. 424. — *Taournâ*, Bach im Kanton Freyburg, der bey Grands-Villars einen schönen Wasserfall bildet, fehlt. — *Telève, le*, Berg im Kanton Freyburg, fehlt. — *Thevenon*, Berg im waadtländischen Kreise Grandson, fehlt. Noch jetzt verdient die Schilderung dieses Berges gelesen zu werden, die *C. Bertrand* unter dem Titel: *Le Thevenon ou les journées de la montagne*. Neuchâtel MDCCCLXXVII. geschrieben hat. — *Thürme, die*, Berg in der nördlichen Reihe der Appenzeller Alpen, fehlt. — *Tolochenaz*. Neuerdings sind bey diesem waadtländischen Dorfe römische Alterthümer entdeckt worden. Rec. verweist auch auf die außerhalb der Schweiz kaum gekannten wichtigen *Documens relatifs à l'histoire du Pays de Vaud, des 1293 à 1750*. Genève 1817. S. 38 u. 483. Der Vf. scheint sie nicht benutzt zu haben. — *Traverses, les*, Berg im Kanton Freyburg, mit einer merkwürdigen Höhle (Balm in der Landessprache), fehlt. — *Wildkirchlein, das*, im Kanton Appenzell. Wer darüber mehr lesen will, als der Vf. davon sagt, findet im *Helvetischen Kalender*, 1786. S. 61, im *Appenzeller Monatsblatt*, 1825. S. 79, in von *Kronfels Gais, Weisbad und die Molken-curen im Canton Appenzell*. Constanz 1826. S. 14 bis 160 alle nur erforderliche Auskunft.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, in d. Palm. Verlagsbuchh.: *Von der Idee Gottes und ihrer Verwirklichung im Menschen, insbesondere nach christlicher Ansicht.* Von Karl August Gottlob Riedel, 1827. 194 S. 8. (42 gr.)

Das Jugendliche dieser Schrift des wohlmeinenden Vfs. giebt sich theils durch die Form zu erkennen, indem Paragraphen, Träume, Bruchstücke aus Predigten u. s. w. vorkommen; theils auch durch den Inhalt, dessen Wahres und Richtiges mit manchem Wunderlichen und Seltsamen vermischt ist, wobey eine Verwandtschaft zum neuen Mysticismus und Pantheismus kenntlich wird, obwohl der Vf. beiden nicht angehören will, und besonders den letzten mit dem Thier in der Offenbarung Johannis vergleicht. (S. 116.) Ihn als Ketzler zu verschreyen, wovon die Vorrede etwas erwähnt, dazu sind allerdings die Zeiten vorüber; aber von den gewöhnlichen christlichen Vortellungen findet sich doch vieles stark Abweichende, und wir möchten dem Vf. als praktischen Religionslehrer Voricht in seinen populären Vorträgen empfehlen, um nicht Anstoß zu geben, da sich vielleicht auch durch ferneres Nachdenken in seiner Ueberzeugung Allerley ändern und das Auffallende derselben mindern dürfte. Er behandelt seine Gegenstände in folgender Ordnung: I. Das Individuum mit seiner Thätigkeit. II. Die geistige Wesenheit (Gott). III. Die Mittel des gegenseitigen Zueinandergelangsens. IV. Wie das Individuum historisch wird. a) Individuelles Handeln, b) Staat, c) Kirche, d) Gottesreich. Wir geben aus diesen Abschnitten einige Proben.

„Das Zusammenleben und Zusammenwirken beider Seiten (der Substanzen des Geistes und Stoffs) für einen Zweck ist allein im Individuum möglich. Der Stoff, als die ewige Mannichfaltigkeit, stellt den Geist, als die ewige Einheit — scheinbar und wirklich — als etwas Getrenntes, Gespaltenes dar. Der Geist, vermöge seiner die Gegenwart nachproducirenden Kraft, erblickt sich somit in der Zeit — fühlt sich bloßgestellt. Er erkennt die Trennung an, vergift aber nie sein Losgerissenfeyn aus einer Einheit. Er selbst befreundet sich mit seinem vollständig constituirten Wesen und bildet sich so ein

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Fürsichfeyn. Allein selbst im Fürsichfeyn, im Bewußtseyn dieses constituirten Wesens findet der Geist keinen Ersatz für die Einheit, aus der er sich losgerissen weiß, und doch kann das Fürsichfeyn nun und nimmermehr verwischt werden. Und so nach bleibt der alleinige Versuch übrig, das Fürsichfeyn zur Einheit zu gefellen, es ihr vielmehr zu unterwerfen.“ (S. 17.) Als der Mensch nach Gottes Bilde erschaffen war, war Alles noch nicht gut, welches sich aus den Untersuchungen des Vfs. ergibt. (S. 20.) Was der Geist sey, hat sich der Vf. oft gefragt und unter dem schönsten Baum darüber nachgedacht, und der Sache doch nicht recht auf den Grund kömnen können... Vergleiche felen ihm ein.... Den Geist kann man auch einem Blutigel vergleichen, der, wenn er auch sein Lebenlang noch kein Blut genossen hat, dennoch begierig zu langt, sobald man ihn der Gelegenheit überläßt, denselben habhaft zu werden. Zu allerletzt dank ich mir auch den Geist als ein Glas, das, wenn man seinen Hintergrund verkittet und belegt, zum Spiegel wird. (S. 29.) Der Geist, das lebendige Princip, ist in sich selber ein Ununterschiedenes und Ganzes, und hat vermöge einer inwohnenden Thätigkeit den Trieb der Entäußerung. Ein unentäußerter Geist ist dem Menschen nicht denkbar: Alles, was ist, ist daher auch beegistigt. Der Geist existirt auch nur in sofern, als er sich selber setzt — bedingt, einem außer ihm Wohnenden sich unterwirft und die Knechtsgehalt des Endlichen annimmt. Qualitative ist Eines Alles, Alles ein Eines. Der Geist, der lebendig macht, zerfließt, und die geistige Substanz, als Summe oder Gipfel, ist zwar der Brennpunkt aller Erscheinungen, aber er ist nur, in sofern er da ist. Die Substanz zergeht in Modificationen, aus denen sie, so zu sagen, aufgebaut ist. (S. 66.) — „Christus, als der Stifter des sich von ihm nennenden Religionsystems und des ihm zugefellten Instituts, brachte sich zum Opfer für das höhere Interesse der Menschheit anscheinend gleich durchs Leben, wie durch den Tod, sofern er sie zu lehren und zu retten die Absicht hatte. Um nämlich die Wahrheit seines Berufs (als *ωορτο*) und dessen, was er in ihm gewirkt, zu besiegeln, zugleich aber zu erweisen, dafs dasjenige, was er gethan und gelehrt, schon durch sich selbst existire und fortlebe, weil es der zeitlichen Perfectibilität überhoben sey, dafs es die Wahrheit nicht im bestimmten Individuum und um

Uuu

desselbigen willen, sondern ihrer Natur nach, im Menschengesichte an sich schaffe und wirke, darum gab Jesus sich in den Tod." (S. 78.) „Der theologische christliche Rationalismus leugnet die unmittelbar göttliche Heils- und Lebenskraft in ihrer Einheit, Allgemeinheit und Nothwendigkeit. Der Mysticismus nagt recht eigentlich an der Schale der heiligen Urkunden." (S. 92. 93.) — „Dass Gott in die Welt steigt, ist ein freyer — doch im innersten Wesen begründeter — somit nothwendiger Act Gottes." (S. 103.) „Dem Pantheismus (Thier- und Bilderanbetung) den Menschen zu entreißen, sah Gott kein andres Mittel, als scheinbar alle Mannichfaltigkeit des *nav bay* Seite zu setzen und sich in concreter Gestalt darzustellen, diese aber zunächst nach dem Bedürfnisse modificirend, für welche er die reine Erkenntnis von sich bestimmte. Und so erschien die Idee des Einen lebendigen Gottes in der Concretirung der Menschengestalt, vernehmlich zu werden dem Sinne des Menschen." (S. 113.) — „Im heiligen Geiste vollendet sich Gott selber, wie die Menschen in ihm vollendet werden. Er ist in Bezug auf Gott das in seiner Concretirung sich zurückbiegende Allgemeine, sich aber im Menschen Wissende, der erwirkte Reflex aus diesem, in Bezug auf den Menschen aber ist der heilige Geist die vollendete Wahrheit, die in ihm Wohnung gemacht hat, als feststehender heiliger Gedanke und als Begeisterung, die in ihrer höchsten Steigerung aufser sich geht und zeugt, zur guten That wird." (S. 117.) — In Christi Rede an das neunzehnte Jahrhundert heist es: „Entweder giebt es für den Menschen keine Ewigkeit, oder sie ist jetzt, immer gewesen und wird immer seyn. Eine andre Sache wäre es uns, wie *Spinoza* das Denken eine *admotio ingemii* nennt, die Ewigkeit als ein Seyn zu denken, dem alle Menschen und allezeit ausgesetzt sind, nur dass diese *admotio* erst dann in die Augen springt, wenn der Mensch in ihr sich hat wissen gelernt. In diesem Wissen von seiner *admotio* ist der Mensch im ewigen Leben" (S. 128.) — „Die angegebne Bewegung am Absoluten in der Volubilität des Erkennens hat die Vollbringung des Individuums zum Zweck. In seiner Vollbringung wird der Mensch geschichtlich; der Einklang dieser Geschichtlichkeiten, das Ganze, sofern es über die Einzelheiten hinweg als solches erkennbar ist, ist die Geschichte." (S. 140.) Nach den Aeußerungen des Vfs. (S. 162. 163) scheint die Ansicht individueller Unsterblichkeit verloren zu gehen, obgleich er selber das Gegentheil meint, und äussert: wer seinen Weg nicht betreten wolle, möge „an der Schale der christlichen Auferstehungstheorie nagen." —

PP.

ASTRONOMIE.

ALTONA, b. dem Vf.: *Astronomische Nachrichten*, herausgegeben von H. C. Schumacher, hinter

vom Dannebrog und D. M. ordentl. Prof. der Astronomie im Copenhagen u. s. w. Fünfter Band. Mit 5 Steintafeln, 8 Beylagen, *Matthiessen's* stereotypirter Logarithmentafel und einem Register. 1827. 242 S. gr. 4. (Preis 1 Holl. Duc.)

Dieser fünfte Band der *Astronomischen Nachrichten* (wovon der vierte Erg. Bl. 1827. Nr. 63. angezeigt ist) bietet den Astronomen ebenso, wie die frühern Bände, eine werthvolle Sammlung des Wichtigsten, was zur Förderung der Sternkunde, der praktischen besonders, in jedem Jahre in und aufser Deutschland geleistet wird. Als vorzügliches Verdienst dieser Zeitschrift muls auch die schnelle Verbreitung der Kenntniss vom Daseyn und die Mittheilung von Beobachtungen neu erscheinender Kometen angesehen werden, denen ein beträchtlicher Theil dieser Blätter mit um so grösserm Rechte gewidmet ist, da ohn einen solchen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt manche dieser merkwürdigen Himmelskörper, deren Anzahl bey emigerem Suchen sichtbar sich vermehrt, nur sehr unvollständig bekannt werden und die Identität neu beobachteter Kometen mit ältern sonst nicht so leicht entdeckt und nicht so sicher nachgewiesen werden könnte.

Von den 24 Nummern, die der fünfte Band enthält, fassen wir bey der Anzeige des Inhalts je mehrere zusammen. — Nr. 97—102. Prof. Encke in Berlin untersucht, auf D. Olbers Veranlassung, aufs neue die sehr zweydeutig gewordenen Beobachtungen des Kometen von 1808; der Astronom in St. Petersburg macht an einem und ebendemselben Tage die Rectascension um 20 Grade grösser, als die beiden Beobachter in Marseille. Es war kein leichter Unternehmen, hier, wo Irrthümer verschiedner Art begangen, ganze Sterngruppen mit einander verwechselt wurden, eine erträgliche Harmonie zu stiften, was indess doch dem Vf. so weit gelang, dass nun an der Einerleyheit des an der Newa und in Südfrankreich beobachteten Kometen nicht mehr zu zweifeln ist, und durch die Encke'schen Elemente die emendirten Beobachtungen über Erwarten genau dargestellt werden. — Prof. Struve in Dorpat benutzt seinen grossen Frauenhofer'schen Refractor, um mit Anwendung eines wiederholenden Fadenmikrometers und mit 540facher Vergrößerung genauere Dimensionen für Saturn und dessen Rings, wie auch für Jupiter und dessen Trabanten zu erhalten. Aus mehreren, sehr gut untereinander übereinstimmenden, sowohl Tag- als Nachtbeobachtungen des Saturn findet der Vf. folgende neue Bestimmungen, welche es verdienen, statt der ältern in die astronomischen Lehrbücher überzugehen: des äussern Rings äusserer und innerer Durchmesser 40",216 und 35",395 des innern Rings, 34",579 und 26",748 Breite des äussern Rings, 2",410 des innern Rings; 3',915 der

fortwährenden Spalte, 4", 492 Abstand des Rings vom Saturn; 4", 352 Aequatorial-Durchmesser des Saturn 18", 046; alle diese Größen sind auf des Planeten mittlere Distanz reducirt. Nach dem Unterschiede für die Tag- und Nachtbeobachtungen zu schließen, kann die Irradiation nicht über 0", 037 betragen. Einen Theil obiger Dimensionen und die Bessel'sche Knotenlänge 167° 19' zum Grund gelegt, findet der Vf. ferner die Neigung der Ringebene des Saturn gegen die Ekliptik 28° 5', 9 nahe, wie *Bessel* mit einem minder vollkommenem Instrument sie bestimmt hatte, aber um 8° 14' kleiner, als man sie sonst anzunehmen gewohnt war. Der äußere Ring hat bedeutend weniger Glanz, als der innere, und dieser ist weniger scharf begrenzt, als jener. Einen ausgezeichneten Fleck auf den Ringen wahrzunehmen, woraus eine Rotation gefolgert werden könnte, ist bisher dem Vf. nicht gelungen; doch hat er auch nicht besonders darauf geachtet. Die fünf ältern Trabanten sieht man im Refractor mit Leichtigkeit, auch im erleuchteten Felde, den vierten als ein Scheibchen nahe von 4 Sekunden. Den sechsten Trabanten hat *Struve* mehrere Male gesehen, aber nie den siebenten, den auch *Herchel* bloß fand, als ihm der Ring verschwunden war, und an dessen Existenz sogar *Schröter* zweifeln wollte. Mit demselben Mikrometer und Vergrößerung, wie oben, findet *Struve* für die mittlere Distanz *Jupiter's* dessen Aequatorial- und Polar-Durchmesser; 38", 442 und 35", 645, oder Abplattung = 0,0728 = $\frac{1}{13,7}$. *Schröter* setzte diese Abplattung = $\frac{1}{15}$, also etwas zu groß. Die Durchmesser der vier Trabanten bestimmt er (bey den drey ersten von *Schröter* und *Harding* wenig abweichend) der Ordnung nach zu 1", 018. 0", 914. 1", 492 und 1", 277. Der vierte Trabant ist weit weniger helle, als die übrigen. *Schröter* und *Harding* glaubten einigemal eine unregelmäßige Abplattung, oder eine Abweichung der Jupitersgestalt von der Ellipse zu sehen. Auch dem Vf. ist dies einmal begegnet; indess zweifelt er nicht, daß bloß die schiefe Lage der Axen der Ellipse gegen den Verticalkreis zu einem solchen unrichtigen Urtheil nach dem Augenmaasse Veranlassung geben mag. — *v. Heiligenstein* in Mannheim theilt für den Eridanuskometen, den fünften von 1825, eine vom 16. Nov. 1825 bis zum 13. März 1826 gehende Ephemeride nach *Nicolai's* parabolischen Elementen mit, wodurch die Vergleichung der Beobachtungen mit der Berechnung sehr erleichtert wird; für eine Reihe von Beobachtungen ist eine solche Vergleichung der Ephemeride selbst angehängt. Beobachtungen eben dieses Eridanuskometen von *Inghirami* in Florenz und *Claufen* in Altona. Beobachtungen des zweyten (im Stier entdeckten) Kometen von 1825, in Florenz angestellt, in Altona von *Schumacher* und *Claufen*, in Mannheim von *Nicolai*, auf Seeberg von *Hansen*, in Paramatta (16. Oct. bis 20. Dec. 1825) von *Rümker*. Die Elemente dieses Kometen haben *Hansen* und *Rümker* in einer Ellipse berechnet, die aber, da jenem nur Beobachtungen an den beiden

Endpunkten des oblichen großen halbcirculären Bogens von 160°, dieselben nur seine eigenen, in die Mitte fallenden Beobachtungen zu Gebote standen, kein sehr genaues und übereinstimmendes Resultat gewähren konnte; der erstere fand einen Umlauf von 4886, der letztere von 53,509 Tagen. Bekanntlich konnte dieser dem Europäischen Astronomen im Oct. 1825 verschwundene Komet im Frühjahr 1826 nach seiner Rückkehr von der Sonne aufs neue in Europa beobachtet werden. Beobachtungen des ersten (im May entdeckten) Kometen von 1825 in Altona von *Schumacher*, des Biela'schen Kometen mit kurzer Umlaufszeit in Florenz, Altona, Mannheim und Prag. — *Bessel's* Beobachtungen der geraden Aufsteigung des Mondes und benachbarter Sterne 1825 in Königsberg. — Sternbedeckungen von *Nicolai* und *v. Heiligenstein* in Mannheim, von *David* in Prag beobachtet. Längendifferenzen mehrerer Sternarten, aus Mondsternen (oder den beobachteten Rectascensionsunterschieden des Mondes und diesem naheliegender Fixsterne) berechnet von *Peters* in Altona. Die Zusammenstellung der Resultate zahlreicher Beobachtungen zeigt, mit welchem glücklichen Erfolg diese neue Methode, die geographische Länge zu bestimmen, bisher schon angewendet worden, und wie sehr zu wünschen ist, daß Astronomen, die mit guten Passageinstrumenten versehen sind, Beobachtungen dieser Art (welche da, wo ohnedies der Mond regelmäßig im Meridian beobachtet wird, keine besondere Mühe machen) eben so fleißig, wie bisher, fortsetzen möchten. Beobachtungen der Sonnenfinsternis am 16. August und des Mercurdurchgangs durch die Sonne am 5. Nov. 1822 in Paramatta, von *Rümker*; beide Ereignisse waren in Europa nicht sichtbar. In einem Zusatze lehrt *Claufen*, wie die *Rümker'schen* Mikrometermessungen bey obiger Sonnenfinsternis am leichtesten zu berechnen sind. Fortsetzung des Catalogs mittlerer Südpolardistanzen der Fixsterne für den Anfang des J. 1823, von *Rümker*; ein Beytrag zu einem Sterncatalog für die südliche Hemisphäre. *Ebend.* Polardistanzen des Mondes, im May und Junius 1822 beobachtet. Ein Beyspiel, wie genau die Beobachter auf beiden Halbkugeln über Sternpositionen übereinstimmen, giebt die Polardistanz des Sterns Phomalhaut; diese fand *Rümker* 59° 26' 30", 8, *Pond.* 30', 5, *Bessel* im Mittel aus zweyerley Bestimmungen 30", 4. — Mittels der auf Glas gezogenen concentrischen Kreise von *Fraunhofer* läßt sich ohne Erleuchtung der Mond mit Sternen vergleichen, bey denen er nahe vorbeysieht; für diesen Fall giebt *Peters* die gehörigen Reductionsformeln. *Claufen* handelt in zwey kleinen Aufsätzen: „De reductione temporis, quo oscillationes quotcunque penduli, ab amplitudinibus magnis incipientes, absolvuntur, ad tempus, quo totidem oscillationes amplitudinis infinite parvae perficiuntur“; und dann: „De resistentia aëris, quomodo in motibus lentis a celeritate pendet.“

Nr. 108—108. Sternbedeckungen von *Schubert* in Zehmen bey Leipzig, *Göbel* in Coburg, *Bittner* und *Haller* in Prag beobachtet. *Wurm* in Stuttgart über die geographische Länge von St. Gallen; im Mittel aus 27 Sternen, deren Bedeckung der Obrist-Lieutenant v. *Schorer* beobachtet hat; berechnet *W.* diese Länge = $28^{\circ} 9' 2''$ in Zeit von Paris. v. *Halligenstein* berechnet aus *Carsten Niebuhr's* Beobachtungen am 11. und 12. Oct. 1762 die Länge und Breite von Tor an der Ostküste des Meerbusens von Suez: er findet die Breite von Tor = $28^{\circ} 12' 27'' 6$, die Länge aus 4 Abständen des Mondes vom der Sonne + 2 St. $9' 48'' 5$ in Zeit von Paris. (Die Monatl. Correspondenz, Bd. XVII. S. 197. setzt dagegen Tor um einen halben Grad östlicher). *Wurm* findet die Länge von Trient, doch noch auf mehrere Secunden ungewiss $34^{\circ} 58' 6$. *Clausen* giebt Formeln; die Bedeckung der Saturnringe vom Monde zu berechnen. Gang eines Chronometers von *Jürgensen* auf einer Reise nach Grönland 1823 und 1824; der tägliche Gang, vom Lieutenant *Graah* geprüft, erhielt sich innerhalb 16 Monaten zwischen $+1'' 1$ und $+3'' 4$. — Marsbeobachtungen beim Gegenstande im May 1826 in Prag angestellt von *Bialer*; Elemente der Juno für die Zeit ihrer Opposition 1826 berechnet; und darauf gegründete Ephemeride ihres Laufs vom 1. Sept. 1826 bis zum 11. Jan. 1827, von *Nicolai* in Mannheim. Die Lichtstärke der Juno bey der Opposition 1826. 31. Oct. war 10mal größer, als bey der zunächst vorhergegangenen. — Mondsterne, 1824 — 1826 beobachtet von *Brinkley* in Dublin, von *Andrew Lang* 1825 und 1826 auf der dänischen Insel St. Croix in den Antillen. Ephemeride voraus bezeichneter Mondsterne, für die 6 ersten Monate des J. 1827 von *Francis Baily* in London, für die 6 letzten von *Clausen* bearbeitet. — Vollständige Beobachtungen des täglichen Barometer-, Thermometer- und Hygrometerstandes, nebst der Windrichtung im J. 1825 in Altona und in Apenrade beobachtet. Das Mittel von 1825 für Altona war für das Barometer, auf 0 reducirt, 768,099 Millim. für das freye Thermometer $+9^{\circ} 31'$ für Apenrade, Barom. 28 Z. 0,577 Lin. und Thermom. $+8^{\circ} 79'$. Das Apenrader Barometer fand $6'' 58$ über dem mittlern Stand der Ostsee, das Altonaer $20'' 26$. — *Clausen's* Reductionstafeln für das Pistor'sche Barometer. *Pistor's* Heberbarometer hat zwey Thermometer, das eine mitten auf der Scale, um die Temperatur der Scale, das andere, um die Temperatur des Quecksilbers, die mit jener nicht ganz einerley ist, anzuzeigen; von den Reductionstafeln bringt die eine die Temperatur der Scale auf 13° Normaltemperatur in akt-

französischem Maas; mit der so corrigirten Barometerhöhe und dem Thermometer des Quecksilbert nimmt man aus der zweyten Tafel eine andere Correction, um die Barometerhöhe auf die Normaltemperatur des Quecksilbers zu bringen. — *Bessel* in Königsberg weist mit genügenden Gründen einen ganz ungegründeten Angriff *Ivory's* ab, der ihn beschuldigen wollte, bey Auflösung der Aufgabe geodätische Vermessungen zu berechnen; *Ivory's* Arbeit im Philosophical Magazin sich zugeeignet zu haben. Es scheint, dem Stolz des Inselvolks, das aller Welt Märkte mit seinen Producten überführt, falle es noch immer schwer, zuzugestehen, daß auch außerhalb England nicht wenig Gutes und Treffliches, und Manches, was sogar ein Engländer erfunden haben könnte, erfunden und producirt wird. — Beobachtungen des Kometen von 1823 und 1824 in Nicolajew, von *Knorre*. Kremsmünster Beobachtungen des Stierkometen (des zweyten von 1825), von *Schwarzenbrunner*. Die Rümker'schen Beobachtungen dieses Kometen in Paramatta, aufs neue und schärfer reducirt von *Hansen*, der zuvor die Oerter der zur Vergleichung gebrauchten Sterne genauer bestimmte. Nach dieser neuen Reduction stimmen die Rümker'schen Beobachtungen mit *Hansen's* elliptischen Elementen viel besser überein, als nach *Rümker's* eigener Reduction. Fortgesetzte Beobachtungen des Biela'schen Kometen von kurzer Umlaufzeit aus Marseille, Florenz und Göttingen; Beobachtungen des dritten Kometen von 1826 aus Florenz, Marseille, Göttingen und Kremsmünster. Für den merkwürdigen Biela'schen Kometen hat *Gambart* in Marseille folgende Elemente in der Ellipse aus den Beobachtungen im J. 1826 berechnet: Durchgang durch die Sonhennähe 1826. 777,97723 mittl. Zeit zu Marseille von der Mitternacht an gerechnet; halbe große Ase 3,567050 Excentricität 0,747009, Abstand in der Sonhennähe 0,902480 Länge des Periheliums $109^{\circ} 51' 22''$ Länge des aufsteigenden Knoten $251^{\circ} 26' 9''$, Neigung der Bahn $13^{\circ} 33' 15''$, Umlaufszeit um die Sonne 6,757 Jahre = 2451 Tage. Mit derselben Umlaufszeit und mittlerer Entfernung von der Sonne findet *Gambart* aus den Beobachtungen des J. 1805 folgende von den vorigen nur wenig abweichende Elemente: Exc. 0,745784, Abstand und Länge des Periheliums 0,906801 und $109^{\circ} 32' 23''$, Länge des Knoten $251^{\circ} 15' 15''$ und Neigung $13^{\circ} 38' 45''$. Mit diesen Elementen, die aber keine Störungen der Planeten in der Zwischenzeit in sich zu schließen scheinen, stimmen die Beobachtungen in dem Jahre 1826 und 1805 ziemlich nahe überein.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

ASTRONOMIE.

ALTONA, b. dem Vf.: *Astronomische Nachrichten*, herausg. von H. C. Schumacher u. f. w. Fünft-ter Band u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im Laufe des Jahres 1826 sind überhaupt wieder fünf neue Kometen (eben so viele also, wie 1825) entdeckt worden. Der erste ist der bereits erwähnte Biela'sche Komet, den der österreichische Hauptmann v. Biela am 27. Febr. 1826 im Widder zuerst auffand. Den zweyten hat der Astronom *Flaugergues* in Viviers am 4ten April zuerst im Orion entdeckt, und, so viel man weiß, bisher allein, aber nur wenige Tage lang beobachtet; er selbst glaubte damals keinen neuen, sondern bloß den schon bekannten Biela'schen, den er am Himmel aufgesucht hatte, zu beobachten. Der dritte wurde im Eridanus (eben so wie der fünfte von 1825) zuerst im Aug. 1826 wahrgenommen: *Pons* in Florenz fand ihn am 7ten Aug., *Gambart* in Marseille am 15. Aug. und *Rümker* in Paramatta am 4ten Sept., als er schon im Orion stand. Der kleine Komet erschien wie ein runder Nebelfleck, ohne Kern und Schweif. Aus den Beobachtungen im Aug. und Sept. haben *Schwerd* in Speyer und *Nicolai* in Mannheim sogleich Elemente berechnet, mit einer darauf sich beziehenden Ephemeride. Den vierten Kometen entdeckte zuerst *Pons* in Florenz am 22. Oct. 1826 im Bootes; dann auch *Clausen* am 26. Oct. auf der Hamburger neuen Sternwarte, als er nach dem dritten suchte, und *Gambart* in Marseille am 28. Oct. Dieser Komet, der vom Bärenhüter durch den Schlangenträger bis zum Cerberus lief, zeichnet sich, nach *Ollers* Bemerkung, dadurch aus, daß er auf seiner langen, vielleicht Jahrhunderte dauernden Reise um die Sonne fast immer nördlich von der Erdbahn bleibt, und nur 13 Stunden lang eine südliche Lage gegen dieselbe hatte: denn 8 Stunden 45' vor seiner Sonnennähe ging er durch den niederliegenden, und 4 St. 20' nach derselben durch den aufsteigenden Knoten. Eine andere eben so merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses Kometen aber ist, daß er, was *Gambart* schon wenige Tage nach seiner Entdeckung vorausgesagt hatte, wirklich am 18. Nov. 1826, dem Tage seiner Sonnennähe, mitten durch die Sonne ging, da Perihelium und Knotendurchgang nahe zusammentrafen. Nach der Berechnung

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

mußte er am 18. Nov. um 5 U. 15' Morgens (wahrer Pariser Zeit) in die Sonnenscheibe eingetreten seyn, und solche um 8 U. 26' wieder verlassen haben; um 6 U. 50' war er nur 2' 40" vom Mittelpunkt der Sonne entfernt. Indes ist nirgends die Beobachtung eines so seltenen Ereignisses durch die Witterung begünstigt worden. Bekanntlich ging auch der große Komet von 1819, aber ebenfalls ungesehen, am 26. Jul. desselben Jahrs durch die Sonne. Der fünfte Komet wurde von *Pons* zu Florenz am 26. Dec. 1826 im Herkules und auch von *Gambart* in Marseille entdeckt; im Jan. 1827 sah man ihn als kleinen, aber hellen Nebelfleck, mit kurzem Schweif und ohne Kernpunkt. Noch ein in diesem Bande der Astron. Nachrichten erwähnter Komet gehört dem Jahre 1827 an und wurde am 2ten Aug. von *Pons* aufgefunden, wahrscheinlich auch ein Komet von nicht sehr langer Umlaufszeit, so viel sich aus den bisherigen Beobachtungen schliessen läßt.

Nr. 109 — 114. Mondsterne auf der Sternwarte Bogenhausen bey München, in den Jahren 1819 bis 1824 beobachtet von *Soldner*; Mondstern-Beobachtungen im J. 1826 von *Lang* auf St. Croix und von *Zahrtmann* (dänischem Capitän) auf St. Thomas. — *Wurm* über die Länge von Verona und Buchholz bey Drossen, die Länge des letztern Orts aus *Pastorff's* Beobachtungen berechnet. *Ebendorf*. Ueber die Länge von Viviers; aus 16 Beobachtungen von *Flaugergues* findet der Vf. diese Länge 9' 23",3 im Mittel. — *Schumacher* bestimmt durch Chronometer die Längenunterschiede zwischen Altona, Bremen, Helgoland und Greenwich. Ein auf Befehl der Englischen Admiralität 1824 ausgerüstetes Dampfschiff wurde mit 28 Chronometern versehen, um einige Landungsplätze zu bestimmen und um eine Verbindung zwischen den englischen und dänischen Dreyecken zu Stande zu bringen; die Beobachtung der Chronometer wurde dem Dr. *Tiarks* übertragen, *Schumacher* in Altona gab zu dieser Operation 9 andere Chronometer, die bey der dänischen Gradmessung gebraucht wurden. Bey den verschiedenen Hin- und Herreisen zwischen den Hauptpunkten Greenwich, Helgoland und Altona gaben die 9 Altonaer Chronometer achtmal den Längenunterschied zwischen Altona und Helgoland, und viermal den zwischen Helgoland und Greenwich; jedes der 28 englischen Chronometer gab den ersten Längenunterschied viermal, den letztern sechsmal; da die Altonaer Chronometer auf der Rückreise von Greenwich nur einmal

mal über Bremen kamen und auch dort verglichen wurden, so konnte auch der Längenunterschied von Bremen, obgleich mit geringerer Zuverlässigkeit bestimmt werden. *Gauß* in Göttingen hat in einem eigenen Aufsatze die Methode angegeben, nach welcher aus so verschiedenen chronometrischen Vergleichen die sichersten Werthe auszumitteln sind. Nach dieser Methode hat *Clausen* als Mittel aus allen 34 englischen und altonaer Chronometern folgende Endresultate gefunden; Längenunterschied zwischen Greenwich und Helgoland $81^{\circ} 32', 49''$, Helgoland und Altona $8^{\circ} 14', 08''$, Bremen und Helgoland $3^{\circ} 45', 34''$, Bremen und Greenwich $35^{\circ} 17', 44''$. Daraus folgt: Greenwich und Altona $39^{\circ} 46', 57''$. Da nun nach neuern Bestimmungen durch Racketensignale Paris von Greenwich um $9^{\circ} 21', 6''$ in Zeit östlich entfernt ist, so ist die Länge von Altona $80^{\circ} 25', 0''$ östlich in Zeit von Paris. — *Wurm's* Berechnung der Länge von Nicolajew am schwarzen Meer aus *Knorre's* Beobachtungen vom J. 1821, an denen auch der Admiral *Greig* Theil hatte; im Mittel fand sich diese Länge = $1^{\circ} 58' 39'', 1$. Sternbedeckungen, beobachtet auf St. Croix von *Lang*, auf St. Thomas von *Zahrtmann*, in Neapel von dem Astronomen *Brioschi* und Hauptmann *v. Biela*, in Prag von *Bittner* und *Halaschka*, in Neuschloß in Böhmen von *Sikora* und von *Vincenz Grafen von Kaunitz*. — Kapitän *Zahrtmann's* chronometrische Längenunterschiede, mit verschiedenen Punkten der Antillen beobachtet, auch in Puerto Cabello am Fort Libertador. — Die Oerter von Venus, Mars, Saturn, im Sept. und Oct. 1826 durch Meridianbeobachtungen in Neuschloß bestimmt von *David*. — Sternbedeckungen und eine Uranusbedeckung, von *Horner* in Zürich beobachtet. — Zahlreiche Beobachtungen des (durch die Sonne gegangenen) vierten Kometen von 1826 aus Hamburg, Altona, Prag und Neuschloß, aus Marseille von *Gambart*, aus Italien von *Inghirami* in Florenz, *Santini* in Padua, *del Re* in Neapel. Elemente des Kometen haben verschiedene Astronomen berechnet: *Clausen*, *Gambart*, *Santini* und *Capocci*; die Vermuthung des Letztern, daß der Komet mit dem von 1583 einerley seyn könnte, hat sich nicht bestätigt. Beobachtungen des fünften Kometen von 1826 in Florenz und Göttingen. Aeltere Kometenbeobachtungen vom J. 1826 von *Others*, *Harding*, *Hansen* u. s. w. — *Clausen disquisitione de praecisionis gradu per tabulas Matthiessenianas obtinenda*. *Matthiessen* in Altona hatte schon vor mehreren Jahren Tafeln zur bequemern Berechnung des Logarithmen der Summe oder Differenz zweyer nur durch ihre Logarithmen gegebenen Größen herausgegeben, und in der Einleitung verimuthet, daß diese Tafeln ein schärferes Resultat geben könnten, als wenn mit den gewöhnlichen siebenziffrigen Logarithmen gerechnet wird. Diese Vermuthung hat *Clausen* durch seine Untersuchungen in soweit bestätigt, daß er zeigte, von andern Methoden gewähre keine eine größere Genauigkeit, als der Gebrauch der Matthiessen'schen Tafeln, und nur eine

Methode sey eben so genau, aber nur für einen bestimmten Fall, als die Rechnung nach diesen Tafeln. — *Horner* in Zürich theilt den von ihm gefundenen Satz mit: „der Schwerpunkt eines Vierecks ist vom Durchschnittspunkte seiner Diagonalen und nach der Richtung derselben entfernt um $\frac{1}{4}$ des Unterschieds ihrer abgeschnittenen Theile.“ — Neue Reductionstafeln für das Englische Barometer, dem jetzt in England eingeführten Maasssystem gemäß, unter Voraussetzung der Normaltemperatur 62° Fahrenheit und nach *Kater's* Bestimmungen (*Phil. Trans.* 1818) berechnet; durch diese Tafeln verbessert *Schumacher* diejenigen, die im ersten Heft seiner Sammlung von Hülftafeln sich befinden und eine andre Temperatur voraussetzen. — *Gierling* in Marburg beschreibt, mit beygefügten Zeichnungen, eine durch Erfahrungen bewährte Vorrichtung, wie das Fernrohr eines Kometensuchers mit einem Fadenkreuz versehen und der Himmelsaxe parallel gestellt werden kann; der von ihm hiezu erfundene Apparat vereinigt Einfachheit mit Festigkeit. — *v. Biela* theilt astronomische Nachrichten aus Neapel mit, auch eine Abhandlung des Directors der Neapolitanischen Sternwarte *Capocci* über die Sonnenflecken. (S. unten bey Nr. 115 — 120). *v. Biela* glaubt ebenso wie *Capocci* bemerkt zu haben, daß die Sonnennähe größerer Kometen und das Daseyn von Sonnenflecken gleichzeitige Erscheinungen sind; nur läßt jener die Kometen auf die Lichtmaterie der Sonne einwirken, während daß dieser mit Umkehrung des Satzes der Meinung ist, daß, wenn die Lichtmaterie der Sonne in besonderer Bewegung ist und Sonnenflecken sichtbar werden, die etwa nahen Kometen das Licht um so leichter anziehen und größer erscheinen. Beide bemerken als etwas Auffallendes, daß manche Kometen nach ihrem Durchgange durch die Sonnennähe, obgleich von der Sonne und Erde ungleich weiter als vor dem Durchgang entfernt, doch an GröÙe, Glanz und Ausdehnung des Schweifs ansehnlich gewonnen haben; diess war besonders auch der Fall bey dem Kometen, der am 9ten Oct. 1826 in seine Sonnennähe kam, oder bey dem dritten 1826 entdeckten: ähnliche Erscheinungen zeichnet *Santini* in Padua Nr. 117 der Astron. Nachrr. bey dem vierten Kometen von 1826 als eine besondere Merkwürdigkeit aus. Noch glaubt *v. Biela* als Folgerung aus seinen Beobachtungen den Satz behaupten zu dürfen, daß es, wenn größere Sonnenflecken im Entstehen und Wachsen begriffen sind, auf der Erde ungewöhnlich warm ist. Wenn indess Eberdelfe sagt, die Ursachen der Witterungsveränderungen auf der Erde liegen nur in den Veränderungen des jährlichen und täglichen Sonnenstandes, so ließe sich fragen: warum ist dann die Witterung nicht bloß unter merklich verschiedenen geographischen Breiten, sondern selbst an Orten, die nahe unter demselben Grad der Breite, kaum 10 bis 20 Stunden von einander entfernt liegen, oft so sehr ungleich? Und sollten also nicht, außer der Sonne, hauptsächlich Localursachen zur Bestimmung

mung der Witterung mitwirken? — Preise astronomischer Instrumente. *Dollond* liefert Repetitionskreise von 84 bis 200 Pfd. Sterl.; ein *Margetts'scher* Box-Chronometer, der 8 Tage geht, halbe Sekunden schlägt und jede 10te Secunde besonders marquirt, ist um 40 Ducaten verkäuflich.

Nr. 115—120. Mondsterne, im J. 1826 beobachtet: in Paris von *Matthieu*, *Nicollet* und *Bouvard*, in Greenwich von *Pond*, in Königsberg von *Bessel*, in Berlin von *Encke*. — Beobachtungen des zweyten Kometen von 1826 in *Viviers* von *Flaugergues*, des dritten, vierten und fünften von 1826 auf verschiedenen Sternwarten Europa's. Elemente des dritten sind, außer den oben angezeigten, berechnet von *Argelander* in Abo, des vierten von *Clüver*, einem jungen Astronomen in Bremen, des fünften von *Heiligenstein*, mit Vergleichung der Beobachtungen. Auch aus den wenigen von ihm selbst angestellten Beobachtungen des am 2ten Aug. 1827 entdeckten Kometen hat *Schwerd* in Speyer bereits die Elemente berechnet. *Clausen* hat die *Flamsteed'schen* Beobachtungen des Kometen von 1682 aufs neue untersucht und aus denselben neue Elemente in einer Ellipse hergeleitet. — Sternbedeckungen, beobachtet in Coburg, Zehmen, Prag, *Bushey Heath*, *St. Croix* und *Moskau*. Die Sonnenfinsternis am 29. Nov. 1826, beobachtet in *Bushey Heath* von *Beaufoy*, in *Aberdeen*, in *Berlin* von *Encke*; eine ringförmige Sonnenfinsternis, am 26. April 1826 in *Moskau* beobachtet von *Dr. Jünisch*, Staatsrath und Mitglied der K. medicinisch-chirurgischen Akademie. — *Wurm* über die Länge von *Carlsrona* und *Bellevue* in Schweden. *Ebendesselben* Berechnungen der Länge von *Kopenhagen*; die Länge der Universitäts-Sternwarte daselbst ist hiernach = 40° 56', 8 östlich in Zeit von Paris. Die Breite ebendieser Sternwarte bestimmt *Schumacher* aus seinen Beobachtungen mit einem *Reichenbach'schen* Kreise und *Ramsden'schen* Sector zu 55° 40' 58" bis 54". Weitere Rechenchaft von diesen Beobachtungen und von ältern Bestimmungen der Breite von *Kopenhagen* giebt eine Denkschrift des Vfs. zur 50jährigen Amtsjubelfeyer des Dänischen geh. Staatsministers v. *Malling*. *Wurm* über die Längen von *Neapel*, *St. Croix* und *St. Thomas*. *Ebendess.* Zusätze zu seinen frühern Berechnungen für die Längen von *Zehmen*, *Lübeck*, *Christiania* und *Josephstadt*. — *Gauß* über die Berichtigung des Heliotrop's. Der Vf. zählt zuerst die acht Operationen auf, die zur vollständigen Berichtigung des Instruments, dessen Erfindung man seinem Scharfsinn verdankt, erforderlich sind, und giebt dann, mit Uebergang der zwey ersten allgemein bekannten Operationen, die Mittel an, die er zur Ausführung der sechs letztern als die besten und sichersten erkannt hat. — Ueber eine neue Vorrichtung, die als Hülfsmittel bey der Verfertigung vollständiger Himmelskarten dient, von *Steinheil* in Königsberg. Die Ausführung der großen Unternehmung, zu der sich bereits mehrere Astronomen vereinigt haben, alle Sterne bis zur

neunten GröÙe incl. vollständig in Karten einzutragen, erfordert, daß in jeder Zone des Himmels zu den astronomisch beobachteten Sternen, welche eine Specialkarte enthält, noch die fehlenden bis zu jener GröÙe nach dem Augenmaasse nachgetragen werden. Dieß Augenmaass aber muß, wie leicht zu errathen, durch künstliche Mittel unterstützt werden, wenn es hinreichend sichere Resultate gewähren soll. Die Erfahrung hat indess gezeigt, mit welchen großen Schwierigkeiten dieß Geschäft des Nachtragens unzertrennlich verbunden ist. Dem Vf. ist es gelungen, diese Schwierigkeiten durch eine von ihm ausgedachte Mikrometer-scale, auf der ein rechtwinklichtes Netz eingeschnitten, und die hier von ihm genau beschrieben und auf einer Steintafel abgebildet ist, so viel möglich zu beseitigen. Er bemerkt noch gelegentlich, daß die von ihm erfundene Mikrometervorrichtung mit geringen Modificationen auch als achromatisches Mikroskop gute Dienste leisten kann. — *Nicolai* giebt eine Integrirung der Formel:

$$\int \frac{x^m dx}{(1+a(1)x^2+a(2)x^2+a(3)x^2+\dots+a(9)x^2)^n}$$

mit Anwendung auf besondere Fälle. Verbesserung der Sonnenephemeride in *Schumacher's* astronomischen Hülfstafeln für das J. 1827, wo dieselbe nach *Carlini's* Tafeln berechnet ist, aus *Bessel's* neuen noch ungedruckten Sonnentafeln; die Verbesserungen, welche hier für Länge und Breite, Rectascension und Declination der Sonne und den Logarithmus ihrer Distanz gegeben werden, gehen vom 1. Jul. bis zum 31. Dec. 1827; auch sind noch die Verbesserungen der Schiefe der Ekliptik und der Gleichung des Aequinoctialpunkts beygefügt. Mit Verlangen werden die Astronomen der vollständigen Bekanntmachung der oben erwähnten von *Bessel* bearbeiteten neuen Sonnentafeln entgegensehen. — v. *Biela's* astronomische Berichte aus Italien und Sicilien. Es war zu befürchten, daß nach *Piazzi's* Tode die so berühmt gewordene Sternwarte in *Palermo* unbenutzt bleiben und allmählig zerfallen, künftig nur noch eine merkwürdige Antiquität für Reisende seyn werde. Indess hatten doch *Cacciatore's* Vorstellungen bey der königl. Regierung in *Neapel* den günstigen Erfolg, daß nun die Sternwarte in ihrer Thätigkeit erhalten, Astronomen angestellt, Instrumente und Bücher angeschafft werden sollen; auch hofft man, daß künftig vielleicht jährliche Beobachtungen auf öffentliche Kosten gedruckt werden. In *Rom* beobachtet *Pater Dumouchel* auf der Sternwarte des Collegium Romanum; er ist mit einem Passageninstrument und einem Theodolith von *Gambey* versehen. In *Modena* hatte der Vf. Gelegenheit, die mit Scharfsinn erfundenen und mit der größten Kunst und Vollkommenheit ausgeführten Instrumente des Prof. *Amici's* näher kennen zu lernen. *Amici's* Fernröhre sind wegen ihrer hohen Vortrefflichkeit schon länger auch im Auslande berühmt. Der Vf. sah bey ihm mehrere große Spiegelteleskope; ein Mikrometer, das an

einem derselben angebracht ist, giebt 0",1 unter mehrern Achromaten, zu denen *Amici* die Objective selber schleift, und zu denen er das Flintglas von *Guinard* aus Neufchatel erhält, zeichnet sich das Fernrohr von einem neuen Transitinstrument aus, das 5 Fufs Brennweite und 4 Zoll Objectivöffnung hat. Unter andern merkwürdigen Instrumenten besitzt *Amici* auch noch einen astronometrischen Theodolith mit Azimutalkreis, wo der Höhenkreis auf eine neue Art repetirt, so daß man am Ende nicht mehrere Höhen zu reduciren braucht und dieselbe Refraction behält; ferner ein Spiegelteleskop mit senkrecht aufgestelltem Rohr, wo oben ein durchbrochener beweglicher Planspiegel das Bild aufhängt, um es in einen andern sphärischen oder parabolischen Spiegel in der Tiefe zu werfen, welcher es durch den durchbrochenen Planspiegel zurück in das Ocular schickt; man hat dabey den Vortheil, daß man, um der Bewegung eines Himmelskörpers zu folgen, nur den Planspiegel allein, ohne das schwere Rohr mit dem Hohlspiegel, zu bewegen braucht. — *Cacciatore* fand am 19. März 1826 im Sternbilde des Teleskops einen sehr schönen Nebelfleck, den er für einen neuen, zuvor an diesem Orte nicht sichtbaren Gegenstand hält, weil er nahe bey dem Stern 1483 in *Lacaille's* Coel. Austr. steht, und doch *Lacaille*, der alle Nebell Sterne (*omnes quascunque nebulosus*) dieser Gegend genau beobachtet und verzeichnet zu haben versichert, desselben nicht erwähnt. Auch *Piazzi* hat den Nebellstern nicht, ungeachtet er 1794 und 1801 den obigen *Lacaille's*chen Stern beobachtet hatte; und eben so wenig nahm ihn *Cacciatore* bey wiederholter Beobachtung des *Lacaille's* Sterns 1809 und 1810 wahr. *Olbers* warf einige Zweifel über die Neuheit der Entdeckung auf, und vermifste besonders, daß weder die Lichtstärke des Nebelflecks, noch der Umstand angegeben sey, ob derselbe im erleuchteten Felde (wie *Piazzi* und *Cacciatore* die Fixsterne beobachteten) erschienen sey; vielleicht könnte es auch ein Komet in seinem scheinbaren Stillstande gewesen seyn. Indefs hat auch *Capocci* in Neapel den Nebelfleck im Sommer 1827 gesehen, und für den Juniuss desselben Jahrs seine gerade Aufsteigung zu $268^{\circ} 50'$ und seine Abweichung $43^{\circ} 48'$ südlich bestimmt. *Cacciatore* macht in einer ebenfalls ungefähren Bestimmung die Rectascension um 2 Min. kleiner, die Declination um 4 Min. größer. Sonst bemerkt noch *Capocci*, daß der Nebelfleck keine starke Erleuchtung des Feldes verträgt.

(Der Beschlufs folgt.)

BIBLISCHE LITERATUR

HAMM, B. Wundermann: *Einleitung in die biblischen Schriften als Vorbereitung zum Verstehen*

derselben. Ein Buch für Schulen und forschende Bibelfreunde, von *Friedr. Wilh. Tilgkamp*, Senior der Kreis-Synode Duisburg und evang. Pfarrer zu Gartrop. Zweyte, berichtigte und vermehrte Auflage. 1828. XIV und 359 S. 8. (18 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Biblische Propädeutik, als Beytrag der Beförderung richtiger Bibelkenntnis in geschichtlicher und moralisch-religiöser Hinsicht. Zum Gebrauch in höhern und niedern Erziehungsanstalten, wie auch zum Selbstunterrichte.

Unter verändertem Titel erscheint dieses Buch, welches zuerst 1807 herauskam, berichtigt und vermehrt in einer neuen Auflage. Neben mehrere andere, später erschienene Schriften ähnlichen Inhalts und Zwecks, vorzüglich *Dinter's* Anweisung zum Gebrauch u. s. w. 3 Theile., *Hornung's* Handbuch u. a. m., darf es wegen seines reichen Inhalts und lichtvoller Anordnung der Materialien gestellt werden. Man könnte hier eher von dem Zuviel als Zuwenig sprechen, wenn sich über die Bedürfnisse der ihm zugewiesenen Schulen (Schullehrer) und forschenden Bibelfreunde im Allgemeinen entscheiden liesse. Denn nicht Alles, was die Letztern anspricht und dem in einem Seminar nicht gebildeten Schullehrer zu wissen nöthig ist, darf in der Volksschule ohne umsichtige Auswahl vorgetragen werden. Wir rechnen dahin, was §. 10. über griechische und lateinische Uebersetzungen, §. 13. die Canslein'sche Bibelanstalt, §. 16. Eintheilung in Kapitel und Verse, §. 18. Echtheit und Unverfälschtheit der Schriften geschrieben ist. Wozu dieses Alles? und woher die Zeit nehmen, die ohnedieß so enge begrenzt ist?

Ihrem Zwecke sehr entsprechend findet Rec. die besondern Einleitungen in die einzelnen Schriften des A. und N. T. Doch könnten sie hier und da gedrängter und dabey doch deutlich und verständlich seyn. — Mit lobenswerther Umsicht spricht der V. S. 179 über Sprache und Ausdruck des N. T.; über Accommodation, indess weniger befriedigend. In einem Anhang werden allgemeine Anmerkungen über das jüdische Land und dessen Verfassung gegeben, wobey das Sonst mit Recht vorzüglich betrachtet, das Jetzt aber fast zu kurz abgefertigt ist. In einer zweyten Abtheilung desselben wird das Nöthige über die religiöse, politische, häusliche und gelehrte Verfassung kurz, aber hinreichend und in dem entsprechenden Tone vorgetragen. — Zu den auf anderthalb Seiten angezeigten Druckfehlern, die ein Schulbuch am wenigsten empfehlen, könnten wir außer S. XIV. der Inhaltsanzeige, wo anstatt Benennung — Bemerkungen stehen geblieben, noch mehrere hinzufügen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

ASTRONOMIE.

ALTONA, b. dem Vf.: *Astronomische Nachrichten*, herausgegeben von H. C. Schumacher u. s. w. Fünfter Band u. s. w.

(Befehle der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Capocci, über die Sonnenflecken, Auszug aus einer italienisch-ge schriebenen Abhandlung, den von Biela ins Deutsche übergetragen, und mit Zeichnungen nach eigener Ansicht der von ihm in Neapel beobachteten Sonnenflecken begleitet hat. Der italienische Astronom hat in dieser Abhandlung manches genauer erörtert und sorgfältiger untersucht, was dazu dienen kann, die Aufmerksamkeit der beobachtenden Astronomen auf das so interessante, bisher, wie es scheint, noch nicht genug beachtete Phänomen der Sonnenflecke zu lenken. Die Sonne hat durch ein lichtstarkes Fernrohr (der Vf. bediente sich gewöhnlich eines Frauenhofer's von 9 Fufs Brennweite und 7½ Zoll Objectivöffnung mit 300maliger Vergrößerung) immer ein sehr buntes bewegtes Aussehen, und ihre ganze Fläche erscheint mit Corrugationen, Indentationen und Poren bedeckt. Man könnte vermuthen, dies sonderbare Aussehen mit *Herschel* dadurch zu erklären, daß auf der Sonnenoberfläche leuchtende Wolken schichtenweise aufgethürmt sind, und da, wo sie seltener und dünner sind, hie und da etwas von der dunkeln Oberfläche des Sonnenkörpers durchleuchten lassen, hingegen solche bedecken, wo sie häufiger und dichter ausgebreitet sind. Aber durch genauere Betrachtung der Erscheinungen, welche die schwarzen Kernflecke (oder die Oeffnungen) und die sie hofartig umgebenden Halbchatten (Niederungen) darbieten, hält sich der Vf. überzeugt, daß die *Herschel'sche* Hypothese von verschiedenen Wolken schichten nicht Statt findet, daß vielmehr diejenigen leuchtenden Theile, welche die Niederung oder den Rand der Oeffnung bilden, wegen ihrer scharfen Begrenzung und Abgeschnittenheit einen solideren trockenen Stoff verrathen, überhaupt, daß die Oberfläche der Sonne aus einer leuchtenden, aber dabey harten und trockenen Materie besteht, welche unzählige ebenfalls mit einer leuchtenden, aber gasförmigen Flüssigkeit angefüllten Ripalten oder Schrunden hat. Der Vf. erklärt nach einer Theorie auch die sogenannten Fackeln, und varum diese gegen die Sonnenränder hin besser sichtbar werden.

Dann beschreibt er umständlich seine über einen großen Sonnenfleck, der sich im Anfang des März 1826 zeigte, angestellten Beobachtungen: der Fleck nahm 41" in ger. der Abweichung ein; sein und der Durchmesser einer den Niederung 1½ Min. N Sonnenscheibe hatte er 14½ eine Gegend, in der auch außerordentlich große Flecken sind. Schon *La-Lande* bemerkte, daß viele der größern Sonnenflecken immer an einem und ebendenselben Orte erschienen seyen. Auch nach dem Vf. findet ein großer Unterschied in der Anzahl und Größe der Flecken für die südliche und nördliche Hemisphäre der Sonne Statt. Auf der nördlichen Halbkugel sind sie von 0° bis zu 10° Abweichung selten und klein, auf der südlichen Halbkugel hingegen, besonders zwischen 3 und 8° Abweichung, häufig und von beträchtlicher Größe; dagegen fällt es auf, daß in dem Bezirke vom 11ten bis zum 15ten Grad nördlicher Abweichung die schönsten Flecken älterer und neuerer Zeit wahrgenommen wurden, z. B. 1625, 1627, 1752, 1764, 1776—1779, 1826. Schon dies allein beweist, daß die Sonnenkugel große Ungleichheiten haben müsse, und daß einige Stellen der Bildung großer Oeffnungen günstig, andere ungünstig sind. Daß man die Rotationszeit der Sonne bisher so verschieden fand, ist kein Wunder, da ein Anfangs beträchtlicher Flecken, wenn man ihn mehrere Tage lang verfolgen will, oft kleiner wird, und an seiner Stelle ein anderer sich bildet, der sich leicht mit jenem verwechseln läßt; nur selten giebt es Flecken, wie diejenigen, die 1779 beobachtet wurden, und 6 Monate dauerten. Die verschiedene Farbe der Flecken, die bald röthlich, bald violett, bald grau erscheinen, erklärt sich der Vf. nach angestellten Erfahrungen durch den immer noch unvollkommenen Achromatismus der Fernröhre; graue Flecken scheinen der Verschwindung nahe zu seyn. Der Vf. vermuthet, daß Sonnenflecken mit gewissen kosmischen Erscheinungen, z. B. mit dem Zodiakallicht, mit der Sonnennähe der Kometen (wovon oben) im Zusammenhange stehen könnten; ob sie auch auf unsere Witterung Einfluß haben, ist nach seinem Dafürhalten noch nicht hinlänglich untersucht und erprobt. — Beschreibung eines bey Kometenbeobachtungen brauchbaren Winkelmessers von *Schwarzenbrunner* in Kremsmünster. In Ermangelung eines Kreis-

Yyy

kro-

krometers erdachte sich der Vf. ein einfaches Winkelmikrometer, das aus zwey Metallplättchen, die um einen gewissen Winkel gegeneinander geneigt, und wo die äusseren und inneren Kanten parallel sind, oder aus einer Stunden- und einer schiefen Lamelle besteht. Beym Gebrauche entsprach der Erfolg ganz den Erwartungen des Vfs. Die dabey nöthige Rechnung ist kurz, und die Beobachtungen sind einer hinreichenden Genauigkeit fähig. — Resultate für die Positionen der Hauptsterne nach den neuesten Greenwicher Beobachtungen, von dem königlichen Astronomen, *Pond*, dem Herausgeber mitgetheilt. Diese schätzbaren Resultate sind kürzer zusammengezogen in zwey Catalogen, wovon der eine die Nordpolaristanzen mit *Bradley's* und *Bessel's* Refraction für 40 Hauptsterne und noch 21 andere auf das Jahr 1826, der andere die Rectascension von 36 Hauptsternen auf das J. 1825 nach den Greenwicher Beobachtungen von 1817 — 1826, und nach *Brinkley's* und *Bessel's* Bestimmungen enthält. Ausführlicher dargestellt sind obige Resultate von *Pond* in einem gedruckten Bogen, den der Herausgeber der Astr. Nachrichten denselben gleichfalls als Beilage zugegeben hat. Die letztere Darstellung giebt zuerst die Zenitdistanzen von 10 Circumpolarsternen über und unter dem Pole, sammt dem daraus folgenden Complement der Greenwicher Polhöhe mit Anwendung von sechserley Refractionen berechnet. Dann folgt Taf. I: Rectascensionen und Nordpolaristanzen von 62 Sternen für das Jahr 1826, nach verschiedenen Refractionen bestimmt, mit den jährlichen Aenderungen. Taf. II u. III: Nordpolaristanzen der 40 Hauptsterne, vom 1. Febr. 1825 bis zum 1. März 1826 an den zwey Mauerkreisen von *Troughton* und *Jones* beobachtet, mit Unterscheidung der directen und der Reflexionsbeobachtungen. Taf. IV: Catalog für dieselben Sterne, aber einzig auf die beobachteten Höhen gegründet. Den Beobachtungen zu Folge, welche *Pond* zur Bestimmung der Aequinoctialpunkte mit seinen zwey Mauerkreisen in vier Aequinoctien angestellt habe, glaubt derselbe von den Greenwicher Rectascensionen 0^h, 11 in Zeit abziehen zu müssen. — Barometer- und Thermometerbeobachtungen, von *Lang* auf der Insel St. Croix im October, November und December 1826, 400 englische Füsse über der Meeresfläche, angestellt. Barometerbeobachtungen im Laufe des Jahres 1826 in Altona und Apenrade angestellt (s. oben Nr. 103 — 108). Mittlerer Barometerstand der Gesamtbeobachtungen im J. 1826 in Altona = 758,820 Millimètres, mittlerer Thermometerstand + 9°, 31. Mittl. Barom. stand 1826 in Apenrade = 28 zu 1,094 Lin., mittl. Therm. stand + 9°, 11. — *Rümker*, der in den Astron. Nachr. S. 81 es beklagt, dafs er seine ganz auf Landwirtschaft gerichtete Aufmerksamkeit dem Himmel weniger habe widmen können, ist nun wiederum bey der Sternwarte in Paramatta von der englischen Regierung angestellt, und soll eine Gradmessung in Australien ausführen. — Aus von *Utzschneider's* Umriffe der

Lebensgeschichte *Fraunhofer's*, des zu frühe Verstorbenen, theilt der Herausgeber einige interessante Nachrichten mit; *Fraunhofer* erhielt noch ganz kurz vor seinem Tode das Ritterkreuz des Dannebrog-Ordens.

PHYSIK.

COPENHAGEN, beyrn Verfasser: *Beyträge zur vergleichenden Klimatologie*, von Dr. *Joukim Frederik Schouw*, Professor der Botanik an der Universität zu Copenhagen. Erstes Heft. 1827. 136 S. 8.

Zwey Gründe scheinen es hauptsächlich zu seyn, welche die Fortschritte der Meteorologie in Vergleich mit den übrigen Theilen der Physik lange verhindert haben; zuerst nämlich sind wir nicht im Stande, mit der Atmosphäre im Ganzen Versuche anzustellen, wir müssen uns auf die Zusammenstellung von Beobachtungen beschränken; sodann aber scheint die Art der Benutzung dieser Beobachtungen weniger vollkommen gewesen zu seyn. Einzelne Phänomene wurden untersucht, der Stand der Instrumente an entfernten Orten wurde mit einander verglichen und hieraus wurden allgemeine Gesetze hergeleitet. Man darf aber nur die Schriften der älteren Meteorologen aufmerksam studiren, so wird man sich leicht davon überzeugen, dafs diese Methode häufig zu sehr unsichern Resultaten führt. Soll das Studium einzelner Erscheinungen zu allgemein gültigen Gesetzen führen, so werden Beobachtungen erfordert, welche sich wenigstens über ganz Europa erstrecken. Wir dürfen hier wohl nur die Arbeiten von *Brandes* erwähnen, um darah zu erinnern, welche treffliche Resultate zum Theil durch Vergleichen dieser Art erhalten werden können. Aber wie selten ist der Meteorolog selbst beyrn grössten Eifer im Stande, Zusammenstellungen dieser Art vorzunehmen? Das Jahr 1784 möchte wohl noch das einzige seyn, welches auf dieselbe Art bearbeitet werden kann, wie *Brandes* dieses beyrn Jahre 1783 gethan hat, in allen übrigen früheren und späteren ist der Mangel der öffentlich mitgetheilten Beobachtungen zu gering, als dafs man auf die Resultate derselben ein hinreichendes Gewicht legen darf. Aus diesem Grunde hat es Rec. bey seinen Untersuchungen für das sicherste gehalten, den Gang der Witterung an einem Orte im Allgemeinen zu betrachten, und aus der Summe der vorhandenen Beobachtungen das Mittel zu nehmen. Die Naturgesetze müssen hier ganz bestimmt hervortreten, indem die Störungen unter den Normalfällen verschwinden. Wir dürfen hier wohl nur an die Arbeiten der Hn. v. *Humboldt* und v. *Buch* erinnern, um darauf aufmerksam zu machen, zu welchen Resultaten Untersuchungen dieser Art führen.

Eine ähnliche Arbeit liegt vor uns. Im J. 1826 gab der Vf. eine Schrift über die Witterung in Dänemark heraus (*Skildring af Værligets Tilstand i Danmark*. Kjöbenhavn. 8.), in welcher er die klimati-

matischen Verhältnisse seines Vaterlandes mit denen des übrigen Europa verglich; einige Abschnitte jenes Werkes, welche nach seiner Meinung auch außerhalb Dänemark allgemeines Interesse haben, will er in den vorliegenden Beyträgen mittheilen. In dem bisher erschienenen *ersten* Hefte giebt er zwey Aufsätze, zuerst nämlich handelt er über die Windverhältnisse des nördlichen Europa's, besonders Dänemarks (S. 1—113), sodann aber den täglichen Gang des Thermometers (S. 114—136).

Um in unseren höheren Breiten, wo die Veränderlichkeit des Windes sprichwörtlich geworden ist, die allgemeine Luftströmung während eines Zeitraumes anzugeben, wählt man gewöhnlich denjenigen Wind, welcher in dieser Zeit am häufigsten geweht hat. Dafs indessen dieses Verfahren, welches man auch gegenwärtig noch in vielen meteorologischen Tagebüchern findet und welches Cotte und die Mannheimer bey ihren allgemeinen Folgerungen stets anwendeten, unrichtig ist, geht wohl am leichtesten daraus hervor, dafs hier ja die übrigen Winde völlig unbeachtet gelassen werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, legte Lambert bey der Bestimmung dieser Richtung das Parallelogramm der Kräfte zu Grunde und entwickelte einen Ausdruck, mit dessen Hilfe Richtung und Stärke des allgemeinen Luftstromes aus der Häufigkeit der einzelnen Winde hergeleitet wurde. Der Vf. giebt in dieser Schrift ein drittes Verfahren an. Er betrachtet die Summe aller Beobachtungen als Einheit, und drückt dann die einzelnen Winde als Brüche dieser Einheit aus.

Noch ehe der Vf. die vorliegende Schrift herausgab, hatte Rec. einen grossen Theil der in mehreren Sammlungen, namentlich in den Mannheimer Ephemeriden mitgetheilten Beobachtungen nach der Methode Lambert's berechnet; die Resultate, welche wir beide gefunden haben, stimmen in vielen Punkten völlig überein, namentlich überzeugte Rec. sich sehr bald, dafs es in Europa eine allgemeine Luftströmung gebe. Zugleich aber kann es nicht fehlen, dafs zwey Physiker, welche denselben sehr verwickelten Gegenstand gleichzeitig und auf verschiedenen Wegen untersuchen, und dabey nicht genau dieselben Beobachtungen benutzen, zu manchen Resultaten gelangen, welche von einander mehr oder weniger abweichen. Dieses wird den Rec. entschuldigen, wenn er manche einzelne Punkte dieser Schrift einer näheren Prüfung unterwirft, um so mehr, da die Lehre von den Winden eine der wichtigsten in der ganzen Meteorologie ist.

Da die Winde zu verschiedenen Zeiten des Tages aufgezeichnet werden, so mufs nothwendig zuerst der Einflufs der Beobachtungszeit näher bestimmt werde. Der Vf. wählt deshalb vierjährige Beobachtungen, welche zu Copenhagen vier Mal täglich angestellt sind, und folgert aus diesen, dafs man in unseren Breiten den Wind zu jeder beliebigen Tageszeit aufzeichnen könne.

56050 in funfzig Jahren angestellte Beobachtungen liegen der Untersuchung über die Windverhältnisse in Copenhagen zum Grunde. Der häufigste Wind ist darnach *W*, dann *SW*, am seltensten sind *N* und *NO*. Das Verhältnifs der östlichen Winde zu den westlichen ist 1:1,54. Dieses Verhältnifs richtet sich nach den Jahreszeiten; das Uebergewicht der westlichen Winde über die östlichen ist im Sommer viel gröfser als in den übrigen Jahreszeiten, besonders im Frühlinge, dagegen werden die westlichen Winde im Winter mehr südlich, im Sommer mehr nördlich, ein Resultat, zu welchem auch Rec. für viele Orte in Deutschland gekommen war. Bleiben wir nämlich hier bey den Beobachtungen in Copenhagen stehen, so ist die mittlere Richtung des Windes nach den vom Vf. mitgetheilten und nach Lambert berechneten Gröfsen im Winter $S\ 26^{\circ}\ 18'\ W$, im Frühlinge $S\ 47^{\circ}\ 44'\ W$, im Sommer $S\ 79^{\circ}\ 19'\ W$, im Herbst $S\ 51^{\circ}\ 27'\ W$. Eben so zeigt sich ein bedeutender Unterschied in der Stärke, mit welcher die Luft aus dieser mittleren Richtung bewegt wird. Bezeichnen wir nämlich die Summe aller Winde mit 1, so wehen aus dem mittleren Windstriche im Winter 0,12, im Frühlinge 0,06, im Sommer 0,30, und im Herbst 0,19 Winde, woraus sich das Vorherrschende der östlichen Winde im Frühjahr sehr auffallend ergibt. Wäre indessen der Vf. länger bey den einzelnen Monaten stehen geblieben, und hätte er namentlich, wie er dieses später für die Jahreszeiten gethan hat, mehrere Orte auf diese Art verglichen, so würde er noch zu manchen anderen interessanten Resultaten gekommen seyn. Er würde sich namentlich dann überzeugt haben, wie im April und noch mehr im May fast vollkommen *N* und *NO*, im October *S* oder *SW* an den meisten Orten vorherrschend ist, und wie aus diesen Windrichtungen nebst dem damit in der Regel verbundenen heiteren Zustande des Himmels das nochmalige Sinken der Temperatur im Frühlinge, so wie der Nachsommer folgen. Die eben gefundenen Resultate gelten für alle Punkte Dänemarks, wie dieses eine Vergleichung der Beobachtungen zu *Skagen*, auf *Christiansøe*, zu *Apenrade*, *Viborg*, *Hofmansgave* und auf *Stevns* Leuchthurm zeigt. Die mittlere jährliche Richtung des Windes ist im Mittel in Dänemark $S\ 67^{\circ}\ 46'\ W$, seine Stärke 0,18.

Nachdem der Vf. die Windverhältnisse Dänemarks entwickelt hat, geht er zu den Winden in England über. Die westlichen Winde, welche ebenfalls das Uebergewicht haben, werden hier mehr südlich. Es ist nämlich nach den vom Vf. mitgetheilten Beobachtungen die mittlere Richtung der Winde $S\ 50^{\circ}\ 56'\ W$, mit der Stärke 0,25.

Wir wollen hier die für Frankreich gefundenen Resultate übergehen, da sie mit den vorigen nahe übereinstimmen und wenden uns zu den Winden in Deutschland. Auch hier haben nach dem Vf. die westlichen Winde über die östlichen das Uebergewicht; er wagt indessen nicht zu entscheiden, ob die süd-

südlichen Winde häufiger sind als die nördlichen. Rec., welcher zu den vom Vf. mitgetheilten Tafeln noch die Beobachtungen von einigen anderen Orten hinzugefügt hat, glaubt, daß beide gleich häufig sind und daß wohl nur Localumstände Ursache der größeren oder geringeren Häufigkeit von südlichen oder nördlichen Winden sind. Es ist nämlich die mittlere Richtung der Winde in Deutschland nahe *W*, nämlich im Mittel aus den vom Rec. benutzten Beobachtungen *S 86° 37' W*, mit der Stärke 0,21.

In Rußland sind die westlichen Winde noch mehr nördlich geworden, die mittlere Richtung ist nämlich in *Petersburg W 22° 30' N*, in *Moskau* nach zweyjährigen Beobachtungen *W 32° 30' N*.

Für Schweden hat der Vf. nur vierjährige Beobachtungen in *Stockholm* benutzt; Rec., welcher die sämtlichen in den Mannheimer Ephemeriden mitgetheilten zehnjährigen Beobachtungen berechnet hat, findet, daß an diesem Orte die mittlere Richtung der Winde *S 77° W* ist. Das Verhältniß der östlichen Winde zu den westlichen ist darnach 1:1,46, nahe eben so, wie es der Vf. gefunden hat.

Als allgemeines Resultat dieser ganzen Untersuchung dürfen wir es demnach als erwiesen annehmen, daß in Europa die westlichen Winde über die östlichen das Uebergewicht haben; dieser Satz, welchen der Vf. nur aus solchen Beobachtungen herleitet, welche an Orten angestellt sind, welche westlich von *Moskau* liegen, scheint auch bis ins Innere Sibiriens wahr zu seyn, wenigstens sind in *Bargusin* (*53° 25' N*, *4° 59' O Irkutsk*) *W* und *N* die gewöhnlichsten Winde und in dem von *W* nach *O* laufenden Theile von *Nertschinsk* wehen westliche Winde fast zwey Drittel des Jahres (*Georgi* Bemerkungen auf einer Reise im russischen Reiche, Bd. I. S. 129 u. 427). Die westlichen Winde entfernen sich immer weiter von *S*, je tiefer wir ins Innere des Continentes gehen. Ein zweytes Gesetz ist, daß die westlichen Winde im Winter mehr südlich, im Sommer mehr nördlich oder genau westlich sind. „Doch,“ bemerkt der Vf. auf S. 63, „scheint dies nicht von dem östlichen Europa zu gelten.“ Aber auch hier, wenigstens in *Moskau*, ist dieser Satz noch wahr. Nach den sämtlichen in den Mannheimer Ephemeriden mitgetheilten Beobachtungen ist die Windrichtung in *Moskau* im Winter *S 30° W*, im Frühlinge *W 28° N*, im Sommer *W 47° N*, im Herbste *S 76° W*. Die Stärke ist in denselben Jahreszeiten 0,06; 0,17; 0,19; 0,25. Wenn der Vf. daher in dem östlichen Europa den Einfluß der Jahreszeiten nicht so bestimmt auffand, so liegt der Grund wohl hauptsächlich darin, daß er für *Moskau* nur zwey-

jährige Beobachtungen benutzte. Die für die Stärke der Winde mitgetheilten Größen zeigen am deutlichsten, daß die südlichen Winde in *Moskau* im Winter fast eben so häufig wehen als die nördlichen.

Wir übergehen die Erklärung des Vfs. um so mehr, da die Existenz dieser Luftströmung von *Hally* und Andere längst vermuthet und auf den extratropischen Meeren außer vielen Schiffen hauptsächlich von *Forster*, *Romme*, *Capper* u. A., und in *Paris* von *le Gentil* auf das Bestimmteste nachgewiesen ist. Eben so wenig wollen wir bey den beiden folgenden Abschnitten dieser Abhandlung, über den Spielraum der Windverhältnisse und über die Windverhältnisse Dänemarks in verschiedenen Perioden verweilen. Von hier geht der Vf. zu dem Einfluße der Winde auf die Temperatur über. Soll dieser näher bestimmt werden, so scheint es am einfachsten zu seyn, sämtliche bey jedem Winde beobachtete Thermometerstände zusammen zu addiren und die Summe durch die Beobachtungszahl zu dividiren. Dieses Verfahren aber verwirft der Vf., da nämlich die Vertheilung der Winde in den verschiedenen Jahreszeiten ungleich ist, da ferner die Wärme von den Jahreszeiten abhängt, so würde eine solche Zusammenstellung ein fehlerhaftes Resultat geben. Deshalb nimmt er die Jahre und Jahreszeiten, in welchen das Uebergewicht der östlichen oder westlichen Winde größer als gewöhnlich war, und vergleicht diese mit den gleichzeitigen mittleren Temperaturen. Das Verfahren ist bequem, um den Einfluß der Winde auf das Thermometer beyläufig zu bestimmen. Aber an wie wenig Orten haben wir eine mehr als zehnjährige Beobachtungsreihe! Und selbst diese ist zu einer solchen Vergleichung noch nicht ausreichend. Rec. hat es daher stets für das Beste gehalten, thermometrische Windrosen zu berechnen. Man darf nur die zu derselben Tageszeit in demselben Monate in verschiedenen Jahren aufgezeichneten Thermometerstände nach den Winden zusammenstellen, hieraus das Mittel nehmen und aus diesen einzelnen monatlichen Mitteln ein allgemeines Resultat herleiten. Rec. hat dieses für mehrere Orte, von welchen *Peking* der östlichste, *Cambridge* in N. A. der westlichste ist, gethan, stets hat sich ein entschiedener Einfluß der Winde gezeigt. So ist in *Moskau* im Mittel der Thermometerstand bey *N O 1°, 15 R*, bey *S 4°, 77*; und durchgängig zeigt in Europa das Jahresmittel bey östlichen Winden eine geringere Temperatur als bey westlichen, während im Sommer das Gegentheil Statt findet. Eben so ist das Verhalten an den östlichen Küsten der Contiente das entgegengesetzte von dem in Europa.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

PHYSIK.

COPENHAGEN, b. dem Vf.: *Beyträge zur vergleichenden Klimatologie*, von Dr. Joakim Frederik Schouw u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Einer der folgenden Abschnitte handelt von den barometrischen Windrosen. Der Vf. theilt darin den Einfluss der Winde auf den Barometerstand mit für Kopenhagen (2 Jahr), Apenrade (3 J.), Hamburg (*Buck*), Berlin (*v. Buch*), Paris (*Burkhardt*), und findet dann bey der Vergleichung derselben manche Unterschiede, welche er ausführlich zu erklären sucht. Aber abgesehen davon, dass die Beobachtungen an mehreren Orten nur kurze Zeit angefertigt und die Anomalien noch nicht vollständig entfernt sind, bleibt doch immer die Frage erlaubt, ob denn die Windbeobachtungen so genau aufgezeichnet werden, dass man bey einer Untersuchung dieser Art auf kleine Unterschiede Gewicht legen darf. Eine Vergleichung der barometrischen Windrosen, wie sie an demselben Orte aus den Tagebüchern verschiedener Beobachter folgen, liefert das beste Mittel zu Beantwortung dieser Frage. Für Paris hat uns *Burkhardt* eine Windrose mitgetheilt, aus 11jährigen Mittagsbeobachtungen *Arago's* hat Rec. eine eben solche hergeleitet. Um den Gang beider gehörig zu übersehen, dürfen wir nur für die Curve eine Interpolationsgleichung entwickeln und aus dieser die Extreme herleiten. *Bessel's* Formel:

$$B_n = \beta + a \sin(45^\circ \cdot n + v) + a' \sin(90^\circ \cdot n + v')$$

wo n die Ordnungszahl des Windes, B_n der entsprechende Barometerstand, β , a , a' , v , v' constante durch die Beobachtungen zu bestimmende Größen sind, eignet sich sehr gut zu dieser Vergleichung. Berechnen wir die Constanten vermittelst der Methode der kleinsten Quadrate, so liegt nach *Arago* das Maximum bey N 24° O, das Minimum bey S 24° W; nach *Burkhardt* sind diese Punkte N 36° O und S 174° W. Und fast in derselben Gegend liegen die Winde für die Extreme in ganz Europa; so befinden sich dieselben, um bey den beiden vom Rec. benutzten Grenzorten stehen zu bleiben, in London (10 Jahr R. S.) bey N 47° O und nahe S; in Moskau bey N 534° O und S 124° W.

Hätte der Vf. die thermometrische Windrose entwickelt, so würde er sich dadurch überzeugt haben, dass die Wärme die wichtigste, wenn auch

nicht die einzige Ursache dieses ungleichen Barometerstandes bey verschiedenen Winden ist; zugleich aber würde er den Grund für manche scheinbare Anomalie aufgefunden haben. Eine zweyte Ursache desselben scheint in den Luftströmungen zu liegen. Wenn nämlich NoWind weht, so ist dieser der allgemeinen aus SW kommenden Luftströmung mehr entgegengesetzt, es muß also dadurch eine Anhäufung der Luft entstehen und das Barometer muß aus diesem Grunde steigen. Eine Vergleichung der numerischen Resultate an mehreren Orten scheint die Richtigkeit dieser Hypothese zu zeigen. Nehmen wir nämlich an, die Anhäufung der Luft sey proportional mit $\sin \frac{1}{2} x$, wo x den Winkel bezeichnet, welchen der Wind mit der allgemeinen Luftströmung bezeichnet, legen wir dann den Nullpunkt der Peripherie nach SW und gehen von hier bey der Zählung der Winkel nach S, ist ferner v ein durch die Versuche zu bestimmender Halbswinkel, β der Barometerstand, welcher bey demjenigen Winde Statt finden würde, wo die Lufttemperatur 0 wäre und endlich t die Temperatur bey einem Winde, so ist für Paris (Millimeter und Celsius Thermometer)

$$B_n = 775,60 + 2,21 \sin \frac{1}{2} (19^\circ 42' + n \cdot 45) - 1,526 \cdot t$$

Die folgende Tafel zeigt eine Vergleichung der beobachteten Resultate mit den berechneten.

Wind	t	beobachtet mm	berechnet mm	Unterschied mm
N	12°,02 C	769,18	769,13	— 0,05
NO	11,76	9,50	9,83	+ 0,33
O	13,50	7,23	7,16	— 0,07
SO	15,25	4,04	4,13	+ 0,09
S	15,43	3,16	3,23	+ 0,07
SW	14,92	3,51	3,21	— 0,30
W	13,64	5,56	5,27	— 0,29
NW	12,39	7,77	7,96	+ 0,19

Spricht schon hier die Uebereinstimmung zwischen den beobachteten und berechneten Monaten sehr für die Richtigkeit der angeführten Hypothese, so wird dieselbe noch durch einen andern Umstand bestätigt. Nach der obigen Formel nämlich liegt die mittlere Luftströmung bey S $64^\circ 42'$ W; nach den vom Vf. mitgetheilten Tafeln ist die mittlere, Richtung des Windes S $65^\circ 4'$ W. Fast eine eben so große Uebereinstimmung sowohl im ganzen Jahre, als in den einzelnen Jahreszeiten, zeigt sich an andern Orten.

Rec. übergeht die beiden folgenden für die Hydrographie wichtigen Abschnitte über den Einfluss der Winde auf die Meeresströmung und die Höhe des Meeres bey Kopenhagen.

Die zweyte Abhandlung dieses Hefts betrifft den täglichen Gang des Thermometers, und ist eine Ergänzung zu den Bemerkungen, welche der Vf. schon früher in seiner Pflanzengeographie mitgetheilt hatte. Es werden hier die Beobachtungen zu Padua mit denen zu Leith, Apenrade und Rio Janeiro verglichen. Das Endresultat ist, dass man mit Hülfe derselben an jedem Orte die mittlere Temperatur eines Tages finden kann, wenn einige Beobachtungen zu solchen Zeiten angefertigt sind, dass sie das wahre Mittel nicht geben. Da Rec. seine Ansichten über diesen Gegenstand bereits früher an einem andern Orte ausführlicher entwickelt hat, so unterlässt er hier eine nähere Prüfung dieser Untersuchung.

L. F. Kämtz.

GESCHICHTE.

DARMSTADT, b. Leske: *Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Allirten, vom Anfange der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons. Nach den einzelnen Feldzügen für Leser aller Stände erzählt.* In einer wohlfeilen Taschenausgabe. Aus d. Franz. Erstes Bändchen. 1826. 236 S. Zweytes Bdch. 1826. 214 S. Drittes Bdch. 1827. 248 S. 12. Mit den Planen der Schlachten bey Paris, Toulouse und Waterloo oder Belle Alliance.

Auch unter dem Titel:

Die Feldzüge in Frankreich in den Jahren 1814 und 1815. Von Mortonval. In strategischer Hinsicht durchgesehen vom General Beauvais. (Jedes Bändchen 6 Gr. Sächf.)

Diese Uebersetzung des *Resumé de l'histoire militaire des Français* gewährt eine gute Uebersicht der Geschichte der beiden Jahre 1814 und 1815 von Napoleons Rückkehr nach Frankreich; weniger auf militärische, als auf gemischte Leser berechnet, und daher ohne alles tactische und strategische Detail, in sofern es nicht unmittelbar zum Verstehen der Ereignisse nothwendig ist, für welchen Zweck der ungenannte Uebersetzer noch in den Anmerkungen aus *Vaudoncourts Hist. des Campagnes 1814 et 1815* interessante Auszüge und Bemerkungen geliefert hat. Mit Napoleons Rückkehr aus Deutschland beginnend, werden zuerst die Bewegungen im Innern Frankreichs zu Gunsten der Bourbons und der Allirten erwähnt, deren Brennpunkt das Schloß Ussé in Touraine war, und die durch die Opfer vermehrt wurden, welche der unglückliche Feldzug in Deutschland 1813 und die Annäherung der Verbündeten an die Grenzen Frankreichs forderten. Das letztere konnte der Gesamtmacht Russlands, Oesterreichs, Englands, Preussens und der kleinen Fürsten (600,000 Mann) noch nicht volle 200,000 Mann entgegensetzen; — denn die in den Festungen Preussens und Deutschlands zurückgebliebenen Hunderttausende

waren für Frankreich verloren! — nothwendig mußten Alle, die nicht, gleich den Kriegsleuten, ein unbedingtes Zutrauen auf den Muth der Armee und Napoleons Feldherrntalente hatten, große Besorgniß wegen dieses letzten Kampfes um den Thron Frankreichs hegen und einem unglücklichen Ausgange desselben entgegensehen. Dals auch Napoleon selbst nur geringe Hoffnung nährte und das gemehrte Mißgeschick nachtheiligen Einflufs auf seine Entschlossenheit hatte, geht aus der Geschichte jener Tage unwiderprechlich hervor. Hier ist, wo sich der Usurpator, der jetzt nur noch für seine Existenz kämpfte, von Friedrich dem Großen, dem Regenten durch Geburt und alte, geheiligte Rechte, unterschied, der dann am größten erschien, wenn das Unglück von allen Seiten auf ihn hereinstürzte.

Im zweyten Kap. u. fg. werden die verschiedenen Kriegereignisse in Frankreich erzählt; in Troyes fand Napoleon, nach dem Verlust der Schlacht von la Rothière, von den Einwohnern sehr kalte Aufnahme und keine Lebensmittel; vielmehr wurden die Conscriptirten zum Ausreissen verführt. Dadurch und durch die gleichzeitigen widrigen Ereignisse schien N. einen Augenblick zum Frieden gesimmt: jedoch die Bedingungen der alten Grenzen von 1792 empörten ihn, er wies alles Zureden Berthier's und Maret's zurück (S. 45): „Das öffentliche Wohl, edelmüthige Opfer, dem Heil des Vaterlandes dargebracht, blieben damals den Ideen des Kaisers eben so fremd, als denen der Fürsten und Herzoge, welche er geschaffen hatte. Erst am Tage seiner Thronentsetzung zu Fontainebleau beherrschten sie seinen Geist; durch sie entschied er sich. Da sah man ihn in einem Tagsbefehle die Schmeichler, welche ihn betrogen hatten, der öffentlichen Verachtung übergeben: aber er hatte ihnen doch bis dahin Glauben beygemessen. Die Geschichte muß diese Schwachheiten einer sehr erhabenen Seele aufbewahren, nicht, um den niederträchtig, auf sein Grab so verschwenderisch ausgegossenen Schmähungen eine Beleidigung beyzufügen, sondern weil die Betrachtung der Fehler eines großen Mannes große Lehren in sich faßt.“ Eine nähere strategisch-tactische Beschreibung der Operationen muß der Kriegsmann in Jomini, St. Cyr, Vaudoncourt u. a. Werken suchen; doch findet sich hier überall nach letztern und Plötho bey den Treffen die Stärke der einzelnen Corps angegeben.

Von dem Gefecht bey Veaux-Champs, dessen gleichsam nur im Vorbeygehen erwähnt wird, sagt der Uebers. sehr richtig in einer Anmerkung: es ist wichtiger gewesen, als es im Text erscheint, weil Blücher, gänzlich von der zahlreichen französischen Kavallerie eingeschlossen, sein Heil nur in der ruhigen Entschlossenheit der preussischen Infanterie fand, deren Quarrées sich einen Weg durch die Feinde bahnte.

Während das Glück so von Zeit zu Zeit Napoleon lächelte und ihn verführte, eine bessere Wendung des Schicksals noch für möglich zu halten, da doch jeder Sieg durch den damit verbundenen unvermeidlichen Verlust Frankreichs Kräfte schwächte und die

Ueberlegenheit der Alliirten erhöhte, führte die letztere, gemeinschaftlich mit der Untreue *Talleyrand's* und einiger Generale und mit der Untauglichkeit *Josephs* zu der ihm übertragenen Vertheidigung von Paris, den Umsturz des Reichs herbey. Auf den Verlust des Treffens bey Arcis, — wo N. selbst vom Pferde stieg, um die Richtung der Geschütze einer Batterie nachzusehen! — folgte die durch ein hitziges Treffen vorbereitete Einnahme von Paris, bey dessen Vertheidigung 300 Zöglinge der polytechnischen Schule, kaum dem Knabenalter entwachsen, das französische Geschütz bedienten, und dabey durch ihren Muth wie durch die ruhige Anwendung ihrer Kenntnisse sich Bewunderung und Achtung ihrer Kampfgenossen erwarben. Die Absetzung des bisherigen Kaisers und die Wiederherstellung der *Bourbons*, vorzüglich wohl durch Englisches Gold und *Talleyrand's* Beredsamkeit herbeygeführt, war die nächste Folge der Besetzung von Paris. Zwar hatte *Napoleon* noch über 60,000 Mann mit dem nöthigen Geschütz, von einigen seiner bessern Generale befehligt; noch konnte er sein Schwerdt entscheiden lassen; da bestimmte ihn der Rath seiner Freunde, *Ney's*, *Lefebvre's*, *Oudinot's*, *Bertrand's*, *Macdonald's*, *Berthier's*, *Coulaincourt's* u. *Marci's*, in Verbindung mit *Marmont's* verrätherischem Abfalle, dem Throne unbedingt zu entsagen.

Im XI. Kap. wird noch die Schlacht von Toulouse beschrieben; dann werden die übrigen Vorgänge und die Abreise *Napoleons* nach Elba erzählt, auf welche im XII. Kap. eine Schilderung des innern Zustandes von Frankreich nach der Wiederkehr *Ludwigs XVIII.* folgt. Es konnte dem französischen Volke unmöglich gleichgültig seyn, die Früchte aller Anstrengungen, aller seit dem Beginn der Revolution dargebrachten Opfer mit Einem Schlage zu verlieren; in der Wiederherstellung des Königreichs lag schon der Keim zu *Napoleons* Rückkunft und zu allen spätern Ereignissen. Sehr wahr sagt der Vf. bey Gelegenheit der von dem Minister *Dambray* gehaltenen Rede: „Man sehe in ihr zum ersten Male die officiële Angabe der Zeit, welche Frankreich unter der Regierung *Ludwigs XVIII.* stand; sie währte schon neunzehn Jahre, ohne daß die Franzosen es wußten. Diese wenigen Worte enthüllten der Nation große Absichten. Die Revolution verstand die Drohung, sie ward beunruhigt und rüstete sich zum Kampfe. *Napoleon* hatte bloß ihren aufrührerischen Geist getödtet; die Menschen und ihre Interessen waren geblieben“ u. s. w. Die unerfättliche Habsucht der herbeyströmenden Emigrirten, — die nach S. 75 jetzt im Besitz von beynahe 80 Mill. Einkünften sind, welche sie als Befoldungen ziehen, — und die von ihnen veranlaßten Einrichtungen und Verordnungen reizten die Gemüther auf, und so war es kein Wunder, daß *Napoleon* bey seiner Rückkehr von Elba auf französischem Boden mit offenen Armen empfangen, daß es ihm möglich ward, sich ohne Widerstand und ohne Gewalt auf den von ihm kaum verlassenen Thron zu setzen, dadurch aber seinen Untergang herbeyzuführen.

Im XIII. Kap. des zweyten Theils wird *Napoleons* Abreise von Elba und Ankunft in Frankreich erzählt.

Sie war keineswegs durch eine Verschwörung des Militärs gegen die bestehende Regierung veranlaßt, wohl aber durch die Kunde von den unüberlegten Schritten der royalistischen Parthey, vielleicht auch durch die Nachricht beschleunigt: die französischen Bevollmächtigten haben auf dem Congress in Wien dringend darauf angetragen, N. seinen Aufenthalt in St. Helena anzuweisen. *Vim vi repellere licet*, soll der Exkaiser bey seiner Abreise von Elba gesagt haben: Rec. aber ist überzeugt, daß *Napoleon* hier fest auf die Redlichkeit und Ehrliche der Verbündeten vertrauen durfte, die unter keiner Bedingung in einen solchen Gewaltstreich gewilligt haben würden, den doch England unmöglich allein auf seine Schultern nehmen konnte. Gewohnt, sich durch den Gang der Ereignisse bestimmen zu lassen, und nur nach den Umständen zu handeln, hatte der nicht ganz ohne eigne Schuld von dem Gipfel des Glücks herabgestürzte unternehmende Geist keinen Begriff von den Verpflichtungen des rechtlichen Mannes, dem sein gegebenes Wort über Alles geht; — er fürchtete und wagte daher auch das Aeußerste, und brachte eben dadurch das gefürchtete Schicksal zur Vollendung, das ihm der gleich gesinnte *Talleyrand* längst bereitet hatte. Die Bewegungen, welche *Napoleons* Ueberfahrt und Ankunft auf französischem Boden veranlaßte, so wie die Erzählung der Ueberfahrt selbst und des nachherigen Marsches auf Paris S. 91 fg. hat Rec. mit vielem Interesse gelesen, und manches nicht allgemein Bekannte darin gefunden. Nur Ein Zug aus vielen: „Als der Kaiser sich am 7. Grenoble näherte, begegnete er auf der Höhe bey Vizille der Avantgarde der gegen ihn marschirenden Garnison, einer Kolonne von 800 Mann! Er schreitet diesem Haufen entgegen, der sogleich anhält. Ein Officier, welcher vor *Napoleon* her geht, will zu diesen Kriegern sprechen; die Anführer gebieten ihm Stillschweigen. Da erkennt *Napoleon* ein Bataillon des fünften Linienregiments (das in Italien unter ihm gefochten hatte): „Soldaten, spricht er zu ihnen, wenn ihr euren Kaiser morden wollt, hier ist er! Da erschallt der laute Ruf: Es lebe der Kaiser! Die Soldaten des fünften Regiments verlassen ihre Reihen und stürzen sich mit offenen Armen auf die Glieder der Garde, welche unmittelbar hinter dem Kaiser folgte. Ueberall nur Freude und Herzlichkeit. Die weiße Cocarde wird abgerissen und mit Füßen getreten; die dreyfarbige nimmt wieder ihre Stelle ein.“ — Grenoble schien Widerstand leisten zu wollen, allein unter der Besatzung war das 4te Artillerieregiment, unter dem *Buonaparte* als Capitain gelandeten hatte. Die gesperrten Thore wurden von innen aufgehauen, und die 1100 Mann, welche mit *Napoleon* von Elba gekommen waren, vermehrten sich hier mit 6000 Mann. Alle Vertheidigungsanstalten der Bourbonischen Parthey waren schlecht angeordnet und wurden noch schlechter ausgeführt. Sie blieben daher erfolglos und der Zurückkehrende besieg binnen drey Wochen ohne Schwerdtstreich — er verbot seinen Soldaten und Anhängern durchaus, Bürgerblut zu vergießen — wieder den Thron, dessen Umsturz im vorhergehenden Jahre den Verbündeten so viel Blut

gekostet hatte. Die *Bourbons* verließen die nze Frankreichs, um im Auslande das kaum von en verlassene Asyl wieder zu suchen. England htete jedoch die Wiederkehr der Macht *Napoleons* zu sehr, als dafs es nicht hätte Alles anwenden en, selbst mit Darbringung der grössten Opfer ihm hinreichende Masse von Streitkräften entgegenellen. Ausser einer Subsidie von 5 Mill. Pfd. Sterl. 1815 erbot sich England, die Kosten des Rückisches der alliirten Heere nach dem Feldzuge zu en, die über 3½ Mill. Pfund geschätzt wurden, sich so mit einem Aufwande von 50 Mill. Thalern der Furcht vor *Napoleon* zu befreien. Dieser 193,800 Mann, die zu Ende May's auf 217,000 M. egen waren — die noch in der Organisirung Befenen ungerechnet. Allein, nicht gehörig unterzt, geschah auf der einen Seite nicht Alles, was heben konnte, um das Mögliche zu thun; auf andern that *Napoleon* nicht, was er mußte, um aufgeregte Energie der Franzosen in einer Spanng zu erhalten, die bey der Uebermacht der Verdeten allein den Erfolg sichern konnte. „*Napoleon* redete die Sprache der Freyheit in ihrem vollen nze und entzückte dadurch die Franzosen, heilst i. 17 des dritten Bdchs. Wie hätte man nicht an e Versprechungen glauben sollen, da sein eigner theil erheischte, sie zu erfüllen! Vergröserte sich Macht, sein Idol, nicht um eben so viel, als er einer ländigen Unabhängigkeit abtrat? — — Frankh war in Erwartung. Allein plötzlich weicht *Napoleon* vor seinem eignen Werke zurück; er erschrickt dem Gedanken an die Freyheit; sie erscheint ihm eine blutige Anarchie, welche die Rechte des Throns Füßen tritt und den Monarchen selbst bedroht. Kaiser nimmt alle seine Versprechen zurück, er illigt nun seinerseits blofs ein *Verbesserungsge*! — Die Franzosen, in ihrer Begeisterung für die heit plötzlich unterbrochen, sehen mit Schmerz, *Napoleon* sie nur damit locken wollen; dafs sie ihm als Mittel zum Zweck diene, keineswegs aber er war. Das Mißvergnügen war allgemein; der er hörte ein Murren von verderblicher Vorbedeu. Stimmen unabhängiger Männer benachrichtighn, dafs er die Nation tief verwundet habe. Er erte seinen Fehler und bemühte sich, ihn durch Vershungen zu beschönigen, die aber ohne Wirkung ie Gemüther blieben“ u. s. w. — Die Lage *Napoleons* l dadurch um so gefährlicher, da die Engländer Preussen, zum Angriff bereit, an der Nordgrenze en und ihm um 50,000 Mann überlegen waren; die rreicher und Russen ungerechnet, die gegen den n in Oßen heranzogen. Zwar gewährte ihm die rraschung der Verbündeten durch Ueberschreider Sambre nicht unwichtige Vortheile und noch re Hoffnungen: doch schon die Entweichung ei- Officiere mußte ihm zeigen, wessen er sich von n zu versehen habe, als *Ney's* Zögern bey Frasnes ten den Sieg bey Ligny erfolglos liefs, u. *Grou* Verweilen vor Wavres am 18. Jun. den Franzosen

den schon halb errungenen Lorbeer aus den Händen wand. Rec. enthält sich nur mit Mühe, die Darstellung der genugsam bekannten Schlacht von *Belle Alliance*, in ihrem Gange wie in ihren Folgen unübereitig die merkwürdigste des Jahrhunderts, näher zu zergliedern; er begnügt sich mit der Bemerkung, dafs der Ueberl sich das Verdienst erworben hat, aus andern gleichzeitigen Berichten Alles beyzubringen, was nur irgend zu Vervollständigung jener Darstellung dienen kann. Als die Preussen um 4 Uhr Nachmittags im Angesicht der fechtenden Armeen ankamen, da zeigte Graf *Gneisenau*, *Blücher's* Chef des Generalstabes, nach der vorwärts auf der Höhe liegenden *Meyerrey Belle Alliance* hin, sagend: „dahin müssen wir! bey jenem Hause sieht *Napoleon* mit seinen Gardes, seiner letzten Reserve!“ — In der That endigte sich bey jenem Hause, wo die beiden befreundeten Feldherren, das gemeinschaftliche Ziel erstrebend, zusammenkamen, der blutige, entscheidende Tag, der es wohl hauptsächlich durch *Grouchy's* nie zu entschuldigendes Verläumen und durch *Blücher's* Festhalten am einmal gefassten Entschlusse, zum Nachtheil der Franzosen ward. Mit diesem Tage ging *Napoleons* Stern für immer unter. Er hatte sich in ein Quirée der Garde gerettet; ein Glück für ihn, wenn er, *Soult's* Einreden nicht Gehör gebend, in jenem geblieben und mit seinen Treuen gefallen wäre, anstatt sich den Händen seiner unverföhlichen Feinde zu überliefern, von denen er nur eine schonungslose Behandlung fürchten mußte.

Im XVIII. Kap. werden die politischen Folgen der Schlacht von Waterloo erzählt, wo seine Freunde dem unglücklichen Feldherrn gefährlicher wurden, als seine Feinde. Anstatt seine Hülfquellen zu benutzen, und binnen weniger als 4 Wochen wieder mit 328,000 Mann sein Glück zu versuchen, gab *Napoleon* sich dem treulosen Rathe *Fouché's* hin, der im Verfolg der Ereignisse bald genug die wohl verdiente Vergeltung fand; anstatt auch nach seiner Entfugung noch mit Kraft und Energie zu handeln, sich durch eine schnell entschlossene Flucht den Händen seiner Feinde zu entziehen; — der Seeminister *Decrès* schickte ihm das Verzeichniß der amerikanischen Schiffe und setzte hinzu: „Bemerken Sie, Sire, das Schiff zu Havre, dessen Capitain in meinem Vorzimmer ist, seine Politische vor meiner Thüre. Er ist im Begriff abzureisen und ich bürge für ihn. Wenn Sie wollen, können Sie morgen aus dem Bereich Ihrer Feinde seyn.“ Voll Mißtrauen gegen seine treuen Anhänger liefs er sich verleiten, das von *Wellington* für ihn verlangte sichere Geleit zu erwarten, und dadurch den einzigen günstigen Zeitpunkt zu verläumen. Ueberall von englischen Schiffen umstellt, übergab er sich der englischen Grofsmuth, um auf dem einsamen Felsen von St. Helena seine unerfättliche Eroberungssucht und seine Vergehungen gegen die Menschheit abzubüßen.

Im XIX. und XX. Kap. werden die noch folgenden Begebenheiten bis zum völligen Friedensschlusse aufgeführt, und am Ende jedes Bändchens officiële Nachrichten von der Stärke der Armeen und von einzelnen Kriegereignissen als Beylage hinzugefügt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paag, gedr. b. Scholl u. Landau: *Rabbinisch-Aramäisch-Deutsches Wörterbuch*, zur Kenntniß des Talmud's, der Targumim und Midraschim; mit Anmerkungen für Philologie, Geschichte, Archäologie, Geographie, Natur und Kunst. Von M. J. Landau, Inspector der israelitisch-deutschen Hauptschule zu Prag. Fünf Theile, zusammen 1076 S. (ohne Vorreden, Einleitungen und Manches, was nicht zur Sache gehört), 1819—1824. gr. 8.

Das erste Wörterbuch zum Verständniß der von den nachexilischen Juden angenommenen chaldäischen Sprache, und des in lexikalischer Hinsicht so sehr gemischten, buntscheckigen Idioms der spätern Rabbinen unternahm Rabbi Nathan bar Jehiel aus Rom († 1106), der nach seinem Tode von dem Titel dieses mit unermüdetem Fleiße zusammengetragenen Werkes (הערך, das alphabetisch geordnete Buch) den Ehrennamen ערך erhielt. Unter seinen ältern jüdischen Nachfolgern verdienen besonders R. Tanchum ben Joseph, Benjamin ben Immanuel Mussaphia († 1674) und David ben Isak Cohen de Lara († 1674) genannt zu werden. Das Wörterbuch des Tanchum unter dem Titel: *الموسم, el Morschied*,

liegt als Manuscript auf der Bodleyanischen Bibliothek (f. Gesenius Comment. über den Jesaias, Vorrede, S. XII); de Lara's Werk ist unvollendet geblieben, was sehr zu bedauern ist, da Letzterer wohl vielseitigere linguistische Kenntnisse besitzen mochte, als alle Uebrigen. Mussaphia, der den Aruch mit schätzbaren Zusätzen (ערך) herausgab, hatte unter den christlichen Kennern des Rabbinismus einen großen Vorgänger an J. Buxtorf dem Vater, dessen nach Wurzeln eingerichtetes *Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum* (Basel 1640), wobey der Aruch zum Grunde liegt, er wacker zu plündern wußte. Der Herausg. sagt von ihm in seiner hebräischen Vorrede zum ersten Theil (S. 12): לפניו הלך עמוד האש להנחותו הדרך ולהאיר לו. איש חכם ונבון בעם יוחנן בן קס דארף שם; אבל בגימטריא ובמקדש לא היה חכם. Weniger bedeutend sind die Leistungen anderer christlichen Gelehrten auf dem Felde der rabbinischen Lexikographie.

Obgleich nun das sehr reichhaltige, von so umfassenden Sprach- und Sachkenntnissen zeugende *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1828.

Buxtorf'sche Werk im Ganzen wenig mehr zu wünschen übrig läßt, so war es doch immer ein nützliches Unternehmen, die Hauptquelle dieses Gelehrten sammt Supplement in der Ursprache herauszugeben, was nun von Seiten des kenntnißreichen Vfs. wirklich geschehen ist. Da Letzterer dieses Werk zunächst für seine Glaubensbrüder bestimmt hat, so hat er demselben durch Vermehrungen und Berichtigungen, die auf eignes Studium gegründet, größtentheils als Noten unter dem Texte stehen, und theils in hebräischer, theils in deutscher Sprache נכתב שפטים פעם לשון עבר אם נשמע קול פעמי הענין רק במחנה העבר — — — ופעם לשון גערמאניא — — — אם סגולה הענין היה נחלה העמים אשר יכירו וידעו שיחיה תלמידו (הכמים מלאה הכמה) abgefaßt sind, eine größere Vollständigkeit zu geben gesucht, so daß es bey den Juden gewissermaßen die Stelle unsers Buxtorf vertreten kann. „Der Aruch von R. Nathan Jehielides und die Vermehrungen von B. Mussaphia sind die Grundlage dieses Wörterbuchs. Maimonides, Jarchi, Kimchi, Buxdorf u. A. haben es mit ihren Ideen bereichert. Michaelis, Eichhorn, Jahn, Faber, Rosenmüller, Gesenius, Bellermann und die übrigen Meere (?) die zu diesem Sternencyklus gehören, waren die Lichtquellen, die manche Dunkelheiten in Worten und Stellen aufklärten.“ Deutsche Vorrede zum ersten Th. S. 6.

Um dem Leser einen Begriff von der Einrichtung rabbinischer Lexika zu geben, theilen wir hier vier kürzere Artikel aus dem ersten Theile des Landau'schen Aruch in rabbinischer und deutscher Sprache mit.

אבן שואבה, חלה לה להצא
ירבעם (סנהדרין בגמרא דארבעה
היוצאות דף ק' ובגמרא דקני
בעגלה ערופה בסוטה דף מ')

אבן שואבה (Magnet) Erhing
auf (lies in der Luft schweben) das Stündenwerk Jerobeam's (das gegossene Kalb). Vgl. *Sanhedrin, Gemara* von den vier Sündern, fol. 106, auch die G. von den Aeltesten bey dem Kalbe mit eingeknicktem Nacken, zur Sotah, fol. 47. Erklärung: ein Stein, der das Eisen an sich zieht. Er wurde dem Kalbe des J. gegenübergelegt, zog es an sich und stellte es in die freye Luft.

Wir bemerken zum Verständniß dieser Glosse, daß nach der talmudischen Legende Jerobeam durch Magnete eine Bewegung seiner goldenen Kälber her-
A (4) vor-

vorgebracht haben sollte, um das Volk glauben zu machen, daß sie lebten.

אימא חכש והאימא והמקל
(קבלים בפרק י"א משנה ו' דף ב')
הנוגע בצמר שעל האימא (שם)
כיש פרק כ"א דף ל"ג) יש
שזנין עימא. פירוש בלשון
מקרא כישור ובלשון ישמאל
לקאמ"א, ובלעז קונקול"א.

אפרוריטי (בעבודה זרה בפרק
כל הצלמין דף מ"ד) מפני מה אחה
רוחץ במרחץ של אפרוריטי פל'
שם ע"ז הוא (א"ב פ"ב בלשון יתי
אשח ומה נעברה במספר הצלמים
והיא מצלחת הנשואים והרומיים
קראו אותה כשם ככב נגה.

אקוביטון (ויקרא רבה פ"א
חורח העולה) משל למלך שהיה
מסב על אקוביטון הכניסו לו
הבשיל ראשון אכל. פירוש בלשון
רמיי מסב מוכן לאכל כו והיה
מנהג קדמוני לאכל מסובים
ואינם יושבים ככסא.

Man sieht aus diesen Beyspielen, daß die Angabe der Bedeutung jedes Worts den citirten Stellen, in welchen es vorkommt, nachzufolgen pflegt. Das Citat zum 4ten Artikel ist aus dem Commentare des *R. bar Nachmani* über den Leviticus entlehnt. Oft find bey schwierigen Wörtern mancherley Erklärungsverfuche nebst ihren Autoritäten mitgetheilt. Der ganze Text ist in rabbinischer, zuweilen nicht sehr leserlicher Currentschrift abgedruckt; doch hat der Vf., um das Nachschlagen zu erleichtern, über jeden Artikel das in demselben erklärte Wort noch einmal mit Quadrat - Buchstaben geschrieben und die Bedeutung kurz hinzugefügt. — Neue, von ihm selbst in den Text aufgenommene und erklärte Wörter sind mit Asteriken versehen.

Wir wenden uns sofort zu den Anmerkungen des Herausg., wobey wir, um die Grenzen einer Recension nicht zu überschreiten, unsre Aufmerksamkeit nur auf einzelnes richten können. Erst aber müssen zwey

אימא (chald. *Spinnrocken*):
Spindel, אימא and Stab. „*Kem-
lin*, C. 11 (Mischna VI. fol. 20) was die Wolle auf dem
אימא berührt.“ Ebd. am An-
fang von C. 21. fol. 53. Ein-
ge lesen עימא (mit ע). Er-
klärung: es heisset in der Spra-
che der Bibel: עימא, im Ara-
bischen: عيطة, und in der
Landessprache (italienisch)
conocla (jetzt *conocchia*, das
deutsche *Kunkel*, nicht *conoc-
chio*, wie *Landau* schreibt).

אפרוריטי (*Aphrodite*). *Ablo-
dah sarah*, Cap. alle Götzen-
bilder, F. 44: „warum badest
du dich im Bade der Aphro-
dite?“ Erklär. Name einer
fremden Gottheit. *Benjamin*
(*Mussaphia*) sagt: so heisset
im Griechischen ein unkeu-
sches Weib, das unter den
Götzen verehrt wird. Sie
bringt den Eheleuten Glück.
Die Römer nennen sie *Venus*
Morgenstern (*Venus*).

אקוביטון (*accubitus*). *Va-
jikra rabbah*, im Cap. *Disa*
ist das Gesetz vom Brandopfer:
„er gleicht einem Könige, der
auf seinem אקוביטון lag. Man
trug ihm das erste Gericht
auf, welches er aß“ (u. f. w.)
Erklärung: so heisset in der
römischen Sprache ein Divan,
der hingestellt wurde, um dar-
auf (ruhend) zu essen. Es
war nämlich Sitte der Alten,
sich beyra Essen in einem
Kreise zu lagern. Sie saßen
nicht auf Stühlen.

Hauptmängel gerügt werden, an denen leider das Ganze laborirt, und wodurch — dieß gilt beson-
ders dem zweyten Hauptmangel — Vieles fast un-
genießbar wird. Die Orthographie der meisten,
durch alle 5 Bände zerstreuten griechischen Wörter,
auf deren Citation sich doch der Vf., wie es scheint,
nicht wenig zu Gute thut, zeigt die größte Unkunde
dieser Sprache, und die Fehler wiederholen sich
nicht selten mit solcher Consequenz, daßs man ge-
wisß nur wenige dem Setzer zur Last legen kann.
Aber auch mit den grammatischen Beugungen und
den Bedeutungen derselben nimmt er es nicht genau,
und führt in letzterer Hinsicht lieber abgeleitete
Bäche als die Quellen selbst an. Um aus dem rei-
chen Schatze mißhandelter und verkrüppelter griechischer Wörter nur wenige anzuführen, so findet
man z. B. *Hovos* = *δνος*, *αγειρομ* = *ἀγείρων*, *αγαρο-
νομος* = *ἀγορανόμος*, *αυθεντια* und *αυθεντης* = *αὐθεν-
τια*, *αὐθεντης*, *Δλητης* = *Ἀδλητής*, *αγαροβτης* = *ἀ-
γαρευτής*, *αντροπος* (*sic!*) = *ἄνθρωπος*, *ἐπάντη* = *ἐπα-
της* (bergen), *ἱπποσδηκη* (? S. 159), *υποποδιουν* = *επα-
πόδιον*, *φρειον* = *φορειον* u. f. w. u. f. w. Ueberhaupt
scheint es Hn. L. wenig zu bekümmern, ob er *θ* oder *τ*,
ς oder *σ*, *ο* oder *ω*, *ε* oder *ο*, *α* oder *ο*, *ξ* oder *ζ*,
den *Spiritus asper* oder *lenis* zu setzen habe, und der
Accentuation hat er sich fast ganz überhoben. Kurz-
die Glaubensbrüder des Hn. L., denen er in einem
eigenen Tractätchen (Th. V, nach dem hebräischen
Titel) Gestalt und Aussprache der griechischen Let-
tern beyzubringen sucht, lernen aus seinem *Lexikon*
einen Dialekt kennen, der niemals existirt hat.

Was den *deutschen Stil* des Vfs. betrifft, so
hätte er auf diesen weit mehr Sorgfalt verwenden
sollen: eine Sorgfalt, die sich nicht in einem Wußs
von unnöthigen Schnörkeln und Zierereyen, wä-
sserigen Tautologien, von Declamationen voll abge-
droschener Bilder u. dgl. — lauter Dinge, die nir-
gends widriger sind, als in einer streng wissenschaft-
lichen Arbeit — zeigen durfte; sondern in einem
lichtvollen, gediegenen, männlichen Vortrag. Der
Vf. sucht aber hinter solchem gehaltlosen Prunk
keine stilistische Unbeholfenheit zu verstecken, die
sich in unbequemen periodischen Wendungen, un-
passendem Gebrauche der Partikeln, wunderlich
gebildeten Compositis, oft sogar in Verstößen gegen
die deutsche Formenlehre und Orthographie, allent-
halben abkonterfeyt. Auch dringt er manchem deut-
schen Nomen und Verbum Bedeutungen auf, die es
nirgends hat. Kein Wunder also, wenn seine Er-
klärungen zuweilen, bey aller Breite der Diction,
so dunkel und räthselhaft sind, daßs man gar nicht
weiß, wo er hinaus will, und lieber wünschen
möchte, er hätte Alles in der Sprache seiner Väter
geschrieben. Hier einige Belege zur Unterstützung
des vorhin Gefagten: S. 5 (deutsche Vorr.): „mit ihr
(der hebr. Sprache) *verschlungen* und *verwandt* sind
die übrigen semitischen Dialekte.“ S. 6 (Einl.): „da
sind nur *Trümmer und Ruinen*“ u. f. w. S. 10: „die
Zweifel, die über das *verschundene Daseyn* der
Sinagoga magna hängen“ u. f. w. S. 11: „wenn
sic

ſie nach *mehrere Säkulreihen* (sic) aufgelöst werden" u. ſ. w. S. 17: „er ſiehet *lichtig ohne dunkle Einkleidung*." S. 18: ein reges Erfiaunen aller Gemüther *ob dieses Wagen und ob dieses Können* — — — erschütterte die *weiteste Entfernung*." Ebendaſ.: der Abendländer *beige* ſich vor der ſinnigen Allegorie." S. 6 (Anm.): ſein *schwammiger* Mark. An einem andern Orte findet man: die *Gürtel* ſtatt der *Gürtel*. S. 48: Dieses *Gewächs* (der *Yſop*; nicht *Iſop*) iſt ſo zahlreich an *Pflanzengattungen* (?) S. 84: „weil der Text *lichtig* dawider zeigt." S. 88: „Hier wollen wir den *Meinungsunterschied* des Rab und *Samuels verstehen*." S. 129: „die *Phylogogen* (sic!) *reißen* (?) dieses Wort auch in ihr Gebiet, doch *verschiedenmeinig*." S. 136: *Sicherheitsbestätigungen* (!) T. II, 1: „sein *Ursprung stammt*“ und an einer andern Stelle: „sein *Ursprung leitet* ſich her von“ u. ſ. w. (alſo ein *Ursprung aus* einem *Ursprung*). Ebendaſ.: ein Dorf, *wo* die Häuser *daſelbſt* (iſt gute *hebräiſche* Conſtruction, אֲשֶׁר הָיָה שָׁם, aber deſſo ſchlechtere deutſche) u. ſ. w. u. ſ. w.

Rec. fügt noch einige andere Bemerkungen über den Inhalt der Noten hinzu. Bey der Anmerkung zum Art. אָר (Schimpanſe) citirt der Vf. die Stelle aus dem Maimonides, wo man lieſt: וְשֵׁם אֶל נָנָס בְּשֵׁן עֵרֶב: er heiſt im Arabiſchen النّانُس (nanus)", und ſagt ferner: *Buxtorf* habe dieſs Wort *wahrscheinlich* unrichtig mit ναρος, nanus, *Zwerg* überſetzt; und gleichwohl findet man zu Ende der Notiz: „vielleicht heiſt dieſer Waldmenſch arab. dennoch *Al-nanos* (der *Zwerg*)“ u. ſ. w. Was will er alſo mit der wahrſcheinlichen Unrichtigkeit? — Daſs אָר (Ceder) von δρῦς (nicht δρος) herkomme, wie Muſtaphia will, wird mit Recht von dem Vf. bezweifelt. Sollte es nicht urſprünglich ein und daſſelbe Wort mit dem hebr. אָר ſeyn? Die Verſetzung des ר und ו wäre ganz naturgemäß; ebenſo die Verwandlung des ו in ר. — S. 39: das griechiſche ἀδραστός (nicht ἀδραστα) heiſt (von διδραύσκω) *unentrinnbar, nicht enttrinnend, nicht entlaufend*, woraus ſich leicht im Sprachgebrauche griechiſch redender Ausländer die Bedeutung: *ſtützig, emſig, ſorgfältig* entwickeln konnte. Und wie erklärt ſich denn der Vf. ſelbſt den *Ursprung* von אָר? — S. 44: Die Combination von אָר (Licht) mit אָר *Lichtkreis, Raum* iſt ſinnreich. Was ſoll man ſich aber bey dem Ausdruck: *reales Behältniß des Auseinanderbefindlichen*, denken? — S. 73: *elogium* kommt von ἐλλογῶ (ἐν und λόγος, *Ueberzählung, Berechnung*), in *Rechnung bringen*, woher auch ἐλλόγμος, ον, *wer, was in Rechnung, in Anſchlag kommt*. Indem der Vf. ganz unpaſſend ἐλλογος anführt, ſcheint er zu glauben, λόγος könne nur *Vernunft* bedeuten. — S. 98. Der König heiſt äthiopisch *nagäsi*, nicht *neguſch*. — S. 141: σῶτρος (κίτρος) bedeutet nicht *auch Haut und Fell*, ſondern dieſs iſt gerade die Urbedeutung (lat. cutis). — S. 150. Das Wort קָנָה (Dan. 11, 45) leitet der Vf. von קָנָה, das *oft* (wo denn zum Beypiel?) *spannen* bedeuten ſoll, und leugnet zwar

nicht, daſs es *geſpanntes Zelt* ausdrücken könne, kommt aber gleich nachher auf den unglücklichen Gedanken, *Fußdecke* zu verſtehen. Dann müſte man (Dan. I. c.) entweder für אָרָא אָרָא = אָרָא אָרָא leſen, oder: *die Zelte ſeiner Fußdecken* (!) überſetzen. Das Stw. אָרָא heiſt bekanntlich: *anziehen, anlegen*, wovon אָרָא, *Leibrock*, aber in dieſem Worte iſt überhaupt „nicht radical, vgl. das arab.

فندق, *Thurm, Schloß, Palaſt*. — S. 177 bezweifelt der Vf. ohne allen Grund, daſs שֶׁמֶשׁ für eine Eidechſenart (nicht *Eidexart*) zu halten ſey. Wir verweiſen ihn daher auf die vortreffliche, ihm wahrſcheinlich ganz unbekannte Abhandlung *Bochart's* im Hierozoikon (T. I. S. 1083 — 1090) über das fragliche Thier. — S. 186 — 187 ſcheint der Vf. אַרְגֹנָוִיטִין (*Argonauten*) mit Muſtaphia für den Genius der Seefahrer erklären zu wollen: er *scheint* es, denn ſein ganzes daran geknüpftes Räſonnement iſt wirklich ſo verworren und kauderwelsch, daſs Rec. deſſen Sinn gar nicht wohl faſſen kann und daher für gut findet, daſſelbe dem Leſer vollſtändig mitzutheilen:

„*Argonauten* hießen jene Seefahrer, die mit *Jaſon* Stürme und Gefahren beſiegten, um das goldne Fliß — das *Paladium* (*Palladium*) von *Cholchis* (*Kolchis*) — zu erobern.“ (So weit gut; dann weiter.) „Wenn nach der Angabe des Muſtaphia אַרְגֹנָוִיטִין griechiſch der Genius der Seefahrer heiſſe (sic!): ſodürften die Etymologien nicht ſo *muthmaſſlich* (?) und verſchieden ſeyn, wie ſie wirklich ſind. Möge der Erbauer der Flotte *Argos*, oder der Ort der Erbauung *Argos*, oder wie *Bochart* will, nach dem Modell der langen phöniziſchen Schiffe *Arko* heißen; ſie konnten ſich ja nach dem Genius der Seefahrer, der doch gewiß älter iſt, als das goldne Fliß, *Argonauten* nennen. Die hebr. Commentatoren ſind oft ſelbſt Schuld, wenn ſie durch extravagante Erklärungen die einfachſten Erzählungen des Talmuds zum Märchen herabwürdigen. Wie wenn das *Schild des Badehauſes* (?) der *Argonaut* heiſſe? wenn der Beſitzer — ein luſtiger Patron — ſich ſelbſt ſo nannte, weil er zugleich ein geſchickter und unerschrockener Seefahrer oder Schiffer war? wenn er, kraft dieſer Eigenschaft und ſeines eignen Bewußtſeyns, die *Rabinnen* (was für Leute, meint hier der Vf., wohl gar *jüdiſche Rabbinen*?) tröſtete und ermuthigte, und ſie auch wirklich mit *Flügelschnelle* (?) zur gehörigen Stunde in den Palaſt des Königs brachte? wie *natürlich* wird dann das *Uebernatürliche* mit allen Dämonen und Genien!“ (Durch des Vfs. Argumentation gewiß nicht: denn der ſetzt an die Stelle des Uebernatürlichen *baaren Unſinn*). Des Rec. unmaſſgebliche Meinung iſt, daſs *Argonauten* nichts mehr und nichts weniger heiſſe, als: *Schiffer auf der Argo* (d. h. dem *Schnellsegler*, von ἀργός, *ſchnell*). — S. 188 — 189. אֲרָבָלִים, ἰδρυλάς, hält R. *Simon* für ein und daſſelbe Inſtrument mit אֲרָבָלִים. Dieſe Conjectur, die, wie es ſcheint, geradezu aus der Luft gegriffen iſt, weiſs nun der Vf., dem verewigten Rabbi zu Ehren, mit einem

Paradoxon (wie er es selbst nennt), oder vielmehr mit dem Product eines *Paroxysmus*, zu unterstützen. Er sagt nämlich: „das Sammwort עבד heisst lieben, besonders in Beziehung auf *unkeusche* Liebe. Man denke sich jene *Neukinder* der Schöpfung(,) und alle mythische Ideen dieser *Wiegenwelt*; wie können diese, das *Vermählen und Umarmen der beiden Elemente*(,) diesen *Druck der Luft auf das Wasser* besser ausdrücken, als durch עבד?“ — S. 260. Nachdem der Vf. בירה mit dem griechischen βασις verglichen, meint er, dieses letztere Wort (Thurm, Pallast) könne vielleicht dem Namen der Stadt *Paris* sein Daseyn gegeben haben. Geographische Kenntnisse waren von jeher die schwache Seite der alten Rabbinen. Aber die neuen sollten ihnen darin nicht folgen, und Hr. L. hätte wohl wissen sollen, daß *Paris* (*castellum Parisiorum*) seinen Namen von der keltischen Nation der *Parisier* habe, in deren Gebiete die Stadt erbaut wurde. — S. 270. Einer, der eine Bulle trägt oder erklärt, heisst spanisch *bulero* (nicht *buldero*). Auch ist *bulero* offenbar viel spätern Ursprungs, als בלירה, *veredarius*, durch Verwandlung des *r* in *l*. Mustaphia bemerkt sehr richtig: וברמה נכריה מוחזק למד ורש מחל. — S. 289. Das spanische *bonito* heisst nicht *schön*, sondern *hübsch*, *niedlich* (franz. *joli*). — S. 354. An der Stelle des alten *Syrakus* in Sicilien steht nicht *Saragossa* (!), sondern *Siragosa*. — S. 444. *Buch* heisst persisch *desther* (دفتر, nicht *dheser*), eigentl. *Notiz*, *Register*, *Aufzeichnung*, während für *Buch* im weitern Sinne lieber *nameh* (نامه) gebraucht wird. Daher die Zusammenstellung in دفتر نامه (wörtlich: *Notizenbuch*, nicht *Königsbuch*; das wäre شاه نامه *schah nameh*). — S. 766. Die Erklärung von *Türkis* (טורק) durch *Zahnstein* würde einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten, wenn es sich nur nachweisen liesse, daß die alten Semitischen Völker in der Naturgeschichte so große Fortschritte gemacht hätten, um mit den gelehrten Forschern der neuern Zeit über die Entstehung des *Türkis* aus *verseinerten Fischzähnen* auf dasselbe Resultat zu kommen. Selbst die Etymologie hat ihre Schwierigkeiten: denn טורק, wovon *Türkis* herkommen soll, heisst zwar *Bis* und *Stich*, aber nirgends *Zahn*. Noch weit gezwungener ist die Combination mit טב (2 Mos. 28, 19) und dessen versuchte Deutung, die der Vf. selbst für eine philologische Spitzfindigkeit erklärt. Uebrigens giebt Rec. dem Vf. wenigstens zu, daß unser *Türkis* eher von טורק, als von der *Türkey* herkommen mag. Allein, wie kommt der Vf. zu der Behauptung, daß man den Ursprung des Namens *Türkey* nicht kenne? Hat er niemals etwas von *Türken*, *Turkmanen*, *Turkestan* gehört oder gelesen? — Von S. 870 — 876

kommt bey Gelegenheit des Wortes לִבְרֵשׁ (eine Art Lapidarschrift) eine Notiz über die *Urbilder der ersten Buchstaben*, welche der Vf. *Hyroglyphen* nennt (vermuthlich um sie von den eigentlichen *Hieroglyphen* zu unterscheiden?), und, auf Gen. 4, 26 sich berufend, ihre Erfindung in der Urwelt suchen will. Die Worte: וְהָיָה לְקָרָא בְשֵׁם יְהוָה heißen nämlich nach seiner Uebersetzung: „damals fing man an zu lesen durch die Allmacht Gottes.“ Nur Schade, daß die Redensart קָרָא בְשֵׁם יְהוָה noch oft genug im A. T. vorkommt, und an keiner der übrigen Stellen einen andern Sinn zuläßt, als den gewöhnlichen; man müßte denn annehmen, die Gottheit wäre immer nur durch *Lesen von Buchstaben oder Hieroglyphen* verherrlicht worden! Wie aber der Vf. die ersten Worte des folgenden Kap. מִסֵּדֵי הַבְּרֵשִׁית, weil hier zum ersten Mal eines *Buches* gedacht wird, zur Unterstützung seiner Hypothese gebrauchen kann, ist unbegreiflich. Gleichwohl trägt er kein Bedenken, auf diese schwachen, von jedem sichern historischen Zeugniß verlassenen Fundamente gestützt, in dem וְהָיָה בְשֵׁם יְהוָה (Jes. 8, 1) die *Schrift des Enosch*, also die vorfluthige Hieroglyphenschrift, wieder zu erkennen! —

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., in d. Verlagsbuchh. von Reinherz: *Phantasiegemälde* von Dr. Georg Döring. Für 1828. — 1827. 340 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Auch diesmal eine sehr erfreuliche Erscheinung. Zwar ein so lebendiges Gemälde hat der Vf. für dieses Jahr nicht aufgestellt, als für das vorige, auch kommen so anziehende Einzelheiten nicht vor, als die Tiegerjagd: dennoch aber fehlt es nicht an erhabenen und lieblichen Natur- und Charakter-schilderungen, und der Züge edler Weiblichkeit und kräftiger, gebildeter Männlichkeit sind *mancherley*. Nur zwey Stücke sind verfehlt: der Charakter des Hofmeisters, in dem die Bosheit doch gar zu grell hervortritt, als daß sie in unsern Zeiten, wo das Gesetz die Rechte des Unmündigen so kräftig vertritt, lange hätte versteckt bleiben können; und die Schilderung der Pietisten in einer deutlich genug bezeichneten Gegend von Deutschland. Man sieht wohl, der Vf. hat hier nicht aus eigener Kenntniß der Sache geschrieben, sondern die Züge seiner Darstellung zum Theil aus W. Scott's Schwärmern entlehnt. So weit hat sich, Gott sey Dank! der religiöse Aberglaube in unsern Tagen noch nicht verirrt, daß er dergleichen Ausartungen hervorbrächte. Das Bild entbehrt des geschichtlichen Hintergrundes, mithin hier durchaus des beabsichtigten Effects, vor solchen Verirrungen zu warnen. Das Titelkupfer stellt wieder ein sehr liebliches weibliches Wesen dar.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

PRAG, gedr. b. Scholl u. Landau: *Rabbinisch-Aramäisch-Deutsches Wörterbuch* — Von M. J. Landau u. f. w.

(Bechluss der in vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 1185—1187 will der Vf. eine Etymologie von Serapis erzwingen; aber seine Demonstration ist wieder, der falschen Principien noch nicht zu gedenken, ein gräulicher Wirrwarr. Erst citirt er einige Erklärungsversuche von Andern, worunter die des Pontac (von שר hebr. *Ochse* und אבא Vater) und Braunius (von שר Fürst, und אבא) ihm besonders zusagen. Nun fährt er ungefähr so fort: *Apis* ist ein Stier. Seine Verehrung galt ursprünglich einem Phrao. Dies wird besonders wahrscheinlich, wenn man annimmt, daß der Name אפס von א (im Hebr. Stier) abzuleiten sey, und daß die koptische Endung A und O, wie im Griechischen *Alpha* und *Omega* (??) eine Anspielung auf die ägyptische Atergottheit seyn kann. (Was ums Himmels Willen mag der Vf. für einen Begriff von der koptischen Sprache haben!) Jener Phrao, dessen Günstling Joseph war, wurde mit dem Ehrennamen אפר begrüßt. Dieses Wort heist nach Onkelos: *Vater des Königs*. Joseph nennt sich selbst einen Vater des Phrao; *Serapis* würde also heißen *Fürst* (Vater, Haupt) des *Apis* oder *Stier* = *Phrao*, und wäre gleichbedeutend mit dem hebr. אבא. Also hiesse (fügt Rec. hinzu) jener Phrao nicht bloß *Ochse*, sondern auch zugleich (als אפר) *Vater des Ochsen*; Joseph aber als אפר *Vater des Königs*, oder *Vater des Ochsen* (*Serapis*), oder gar *Ochse des Vaters*; denn wir brauchen nur mit Pontac statt שר anzunehmen, so kann, wenn der Genitiv nicht gewaltsam vorangesetzt werden soll, kein anderer Sinn herauskommen. Auf jeden Fall wird der fromme Joseph *volens volens* zum *Serapis* und die koptische Sprache zu einem verdorbenen Hebräisch oder Syrochaldäisch. — S. 1189. Das Wort *Saracenen* wird richtig von שרפון

(*Morgenländer*) abgeleitet. Bey Darstellung der Lebensweise der Beduinen hätte übrigens der Vf. besser gethan, den *Niebuhr* oder *Volney*, als den *Amianus* zum Grunde zu legen, der manches Unwahre aufsucht und von den guten Eigenschaften dieser Nomaden ganz schweigt. — S. 1170 übersetzt *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1828.

der Vf. Jes. 8, 16: ברגליהם תעכסנה, mit den Füßen Schlingen legend, d. h. um die Menschen zu fangen, weil עכס auch *Schlinge* bedeuten kann. Also die Füße der Töchter von Jerusalem waren das medium der Verführung, und diese wurde durch das Schleifen derselben bewerkstelligt; denn so erklärt er שרפון. — S. 1263. Was die Ableitung des Namens *Phönicier* betrifft: so möchte sich Rec. weit lieber für Aristoteles oder Strabo entscheiden, als für Hn. Landau. Letzterer hält den Namen mit *Bochart* u. A. für semitisch, erklärt ihn aber anders, nämlich von פנץ, *verzärteln*, *verwöhnen*, welches für Kaufleute, die zuerst Luxus und Mode verbreiteten, sehr passend sey. Gegen eine semitische Etymologie ist aber der Umstand, daß die Nation selbst sich nie so, sondern Canaaniter nennt, entscheidend. Was letzteren Namen betrifft, so will ihn der Vf. durch *Erniedrigung*, *Knechtschaft* erklären, wegen des Fluches über Ham, vgl. das Wortspiel Richt. 4, 23. Schwerlich dürfte sich ein Volk, welches sich gar nicht zur Knechtschaft bestimmt hatte, diesen Namen beygelegt haben; aber soviel mag seyn, daß der Referent jener Mythe an diese Etymologie gedacht hat. Allein wahrscheinlich bleibt, daß פנץ Niederland bedeute. Auch versucht es der Vf., den Aristoteles wohlmeinend vertheidigen: aber das gelingt ihm sehr schlecht. Wenn *goluxes* so viel heißen soll, als *Räuber*, und dieser Ehrenname ihnen von den Griechen beygelegt wurde, so ist es aus zweyen Gründen lächerlich, anzunehmen, daß diese Nation sich so genannt habe: 1) weil sie sich selbst damit beschimpft hätten; 2) weil der Name griechisch war. Das Wort פנץ bemerkt Rec. beyläufig, (Ezech. 27, 17) findet eine schöne Parallele in dem spanischen *alfenique* (offenbar aus einer arab. Form ألفنيق oder ألفنيق), wel-

ches Zuckerbrod und süßes Backwerk überhaupt bezeichnet, und noch jetzt sehr gebräuchlich ist. — S. 1334. Die Annahme, daß שר den Nil bezeichne, hat allerdings mehr für sich, als die Erklärung durch *Phasis*. Allein für den Nil hat man schon נר und נהר; und ob es nicht *Indus*, oder *Ganges* heißen könne, unterwirft der Vf. keiner Prüfung. — S. 1414 bis 1415 wird שרפון (Jes. 38, 14) für ein Wort angesehen und mit *Feuerrabe* übersetzt. Allein 1) diese Worte sind nicht nur bey Jesaias, sondern auch Jerem. (8, 7) deutlich geschieden, und in letzterer Stelle hat שרפון sogar die Bindepartikel ך; 2) hat jeder alte Ueber-

Uebersetzer die Trennung der Worte anerkannt, obgleich sie verschiedentlich interpretirten; 3) ist es ganz unerweislich, daß *וּבְרִי* (oder *וּבְרִי*) *Röthe und Feuerglanz* bedeutet habe, und bloße Vermuthung kann nicht zu einer ganz neuen Conjectur berechtigen; 4) entspricht das Chaldäische *ܪܝܬܐ* (für *ܪܝܬܐ*) weit

eher dem Arabischen *رَيِّح*, was unbezwe-

felt *Kranich* heisst, als dem Griechischen *κόραξ* (*Rabe*); 5) wäre ein Compositum, wie *אֵשׁ וְרֵיחַ*, *πυρροσκόραξ*, in welchem die Farbe, als Kennzeichen der Species, mit dem Gattungsworte *vorn* verbunden ist, weit eher dem Genius der griechischen, als dem einer semitischen Sprache angemessen. Wenigstens hat der Vf. keine ähnliche Form beygebracht. — S. 1519. Da *וּבְרִי* (Jes. 57, 16) in Parallele steht mit *וּבְרִי*, so ist es ganz überflüssig, *Willen* zu verstehen. Was heisst aber das: ein Wort in demselben *Verstande*, wenn auch nicht in demselben Sinne nehmen?

Rec. hätte noch manche Einwendung gegen vieles Einzelne in den Anmerkungen des Hn. L. machen können; allein er mußte sich der Kürze befehlen. Diefs Wenige mag hinreichen, dem Leser darzu-
thun, daß es unserm Vf., seiner schätzbaren rabbinischen Gelehrsamkeit ungeachtet, wenn er Hypothesen und Conjecturen wagt, noch sehr an Umsicht, Vielseitigkeit, besonders aber an der Gabe eines deutlichen Ausdrucks seiner Gedanken fehlt. Das Gute aber, was Hr. L. geleistet hat, ergiebt sich von selbst, und bedarf nicht erst unsrer Anpreisung.

Sch.

JÜDISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Neßler: *Judenfibel oder Anweisung, die Juden-schrift in ein Paar Tagen lesen und schreiben zu können*. Mit einer Vorrede zum Todtlachen und drey erprobten Mitteln gegen Ratten, Mäuse, Raupen und Zahnweh. Von Dr. So—tt. 1827. 30 S. gr. 8. (8 gGr.)

So seltsam, oft geschmacklos auch die Einkleidung des vorliegenden Büchleins ist, und so wenig Gehalt man nach dem aberwitzigen Titel darin vermuthen könnte, so sehr verdient es von denen, welche sich für die jüdische Literatur interessieren, beachtet zu werden. Denn wenn auch die hebräische Philologie, soweit sie von christlichen Theologen betrieben wird, auf die *heutige Currentschrift der Juden* selten oder gar nicht Rücklicht nimmt, so treten doch, besonders in manchen Ländern, zahlreiche Fälle ein, wo der des Hebräischen Kundige zur Lesung von Zeugnissen, Contracten u. s. w. aufgefordert wird, welche in diesem neuern Schriftzuge abgefaßt sind, oder hat jüdische Briefe zu enträthseln, welche ohne Kenntniß jener Currentschrift

ihm eben so wunderbar erscheinen, als Hieroglyphen der großen Menge. Rec. hat sich zwar, und so gewiß auch der eine und andere Gelehrte seines Faches, die erforderliche Kenntniß dieser Schrift durch mündliche Anweisung von Juden erworben; inzwischen hat nicht gerade Jeder dazu Gelegenheit, und Mancher zieht auch wohl den schriftlichen Unterricht dem oft so lästigen und zudringlichen Lehrer vor. Der Vf., der es nicht für gut gefunden hat, sich zu nennen, erklärt unter andern in der Vorrede S. 4, daß er diese kleine Abhandlung geschrieben habe, „um den lieben Kindlein hebräischer Abkunft doch auch einmal eine *Fibel* zu verschaffen, die keiner christlichen nachsteht.“ Demnach wäre diefs jüdische A-B-C-Buch, wie er es S. 8 nennt, nicht sowohl für Christen, als für Juden und zwar zunächst für *Kinder* bestimmt; jedoch scheint aus dem Büchlein selbst hervorzugehen, daß der Vf. sich *Christen* und zwar *erwachsene*, wenigstens ebenfalls als seine Leser dachte. Wozu wäre denn S. 7 — 8 die Erklärung an „seine weniger aufgeklärten christlichen Glaubensgenossen, daß es ein großer Wahn sey: *alle Juden seyen unsre Feinde*“ u. s. w.? S. 9 setzt der Vf. entschieden *christliche* Leser voraus, wenn er sagt: Die Juden, *unsere* Brüder, schreiben an *ihre* Glaubensgenossen u. s. w., siehe auch S. 25. Genauer ist der Vf. in dem, wo er als Lehrer auftritt, und seine Judenfibel ist zweckmässig und gelungen zu nennen.

Zu tadeln finden wir an dem Büchlein die Beschränkung auf das Judendeutsche, und dieser Tadel würde um so stärker seyn müssen, wenn der Vf. wirklich sein Werk, wie die Vorrede andeutet, ausschließlich Judenkindern bestimmt hätte. Denn daß diese, auch wenn sie hebräisch verstünden, doch solches in dieser Currentschrift geschrieben nicht lesen könnten, liegt am Tage. Hr. S. kann uns nicht einwenden, daß ja die Currentschrift *bloß* für das Judendeutsche benutzt werde und also die Judenkinder ihrer nur für diesen Zweck bedürften; denn einem Sachverständigen, wie er offenbar ist, sind gewiß, wie dem Rec., Zeugnisse in hebräischer Sprache mit dieser Currentschrift geschrieben vorgekommen. Daher hätten *Cheth* und *Tau* durchaus im Alphabet nicht fehlen sollen; der Vf. gedenkt ihrer nur ganz beyläufig S. 11. Eine *Fibel*, für Judenkinder berechnet, hätte ferner das *Lesen hebräischer Worte*, versteht sich ohne Vocalzeichen, welche bekanntlich in der Currentschrift nicht angewendet werden, durchaus berücksichtigen müssen. Allerdings würde diefs seine Schwierigkeiten gehabt haben, allein einem mit der Sache vertrauten Manne muß es doch gelingen. Je unzweckmässiger im Allgemeinen die Elementarbücher der Juden sind, welche gewöhnlich auf bloße Empirie ausgehen, nach einem ungehörigten Plane gearbeitet werden und an Weitichweiffigkeit so wie Unbequemlichkeit leiden, desto mehr Verdienst könnte sich Hr. S. durch diese Vervollständigung seines Büchleins erwerben.

Kin

Ein weiterer Tadel betrifft die angefügten Leseübungen. Wir wollen mit dem Vf. nicht darüber rechten (wiewohl es wenig Geschmack verräth), daß er gerade *Recepte gegen Ratten, Mäuse, Raupen und Zahmwach* dazu anserlahe, wünschten aber, daß er mehr Text gegeben hätte. Vor Allem wäre es zweckmäßig, wenn er künftighin auch einige *Briefe im gewöhnlichen Stil der Juden, Contracte, Zeugnisse* und andere in das Leben mindestens nicht weniger als jene *Recepte* einschlagende Gegenstände hinzusetzte. Die drittehalb Seiten, welche jetzt die Leseübung vertreten, sind nicht ausreichend. Der Leser wird übrigens die angeblich *wirklich probaten* Mittel schwerlich anwenden, wenigstens das unter Nr. 3. nicht. Das Wort *setze* schreibt der Vf. *שטעט*, gewöhnlicher ist wohl *שטעטל*; über war *און* und nicht *און* zu schreiben; *Dreyfuß* schreibt der Vf. *דרייפוס*; das *n* nach *Waw* war nicht nöthig, doch bedient man sich seiner wohl als Dehnzeichen des Vocals. — Druckfehler sind uns übrigens, außer dem angeführten *און*, nicht aufgefallen, und wenn sich S. 29 Z. 3. das Wort gesteckt *שטעטל* statt *שטעט* findet, so hat der Vf. wohl absichtlich die *härtere Aussprache* mancher Juden berücksichtigt.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen giebt Hr. S. eine Zusammenstellung der deutschen Buchstaben mit den ihnen entsprechenden jüdischen. Dann aber werden die einzelnen deutschen Buchstaben in ihrer alphabetischen Reihenfolge aufgeführt und gezeigt, auf welche Weise sie in der jüdischen Currentschrift angedeutet werden. Für den hebräischen Sprachkundigen hätte sich Manches noch anders bezeichnen lassen, wodurch auch der Grund der Orthographie oft sofort erkannt worden wäre. Dafs nämlich z. B. der Diphthong *au* im Anfange des Worts durch *א*, dagegen in der Mitte durch *א* und am Ende durch *א* bezeichnet wird, muß auffallend erscheinen, wenn man nicht weifs, daß schon der alte Hebräer den Anfang des Worts nicht gern mit *Waw* machte und daß am Ende der Wörter öfters ein *Alef otiosum* stand. Dieselbe Verschiedenheit der Schreibung kommt zur Sprache beym Diphthong *ei* und dem dem Juden gleichgeltenden *ey*, *eu* und *ai*, ferner beym *i*, *ie*, *ü* und *y*, endlich auch beym *u*. Etwas Auffallendes ist es, daß das deutsche *s* im Anfange oder der Mitte eines Worts durch *Sain*, dagegen am Ende durch *Samech* ausgedrückt wird.

In einem sogenannten *Nachtrage zur jüdischen Orthographie und Kalligraphie* (S. 23 ff.) werden noch einige, besonders in neuerer Zeit aufgekommene Abweichungen in der Schreibung berücksichtigt. Hier hätte wohl auch erwähnt werden sollen, daß die Juden oft da einen *einfachen* Buchstaben schreiben, wo im Deutschen eine *Verdoppelung* desselben Statt zu finden pflegt. *Joh. Heinr. Callenberg* hat in seiner kurzen Anleitung zur Jüdischdeutschen Sprache S. 6 nach *Joh. Buxtorf* des Aelteren Vorgange

(f. dessen *Thesaurus grammaticus*, ed. VI. p. 647.) diese Eigenthümlichkeit schon mit Recht erwähnt. — Hierauf redet der Vf. von zusammengezogenen Buchstaben, von schlecht geschriebenen jüdischen Handschriften, und behauptet mit Recht, es gebe solche, „die selbst ein Jude entweder gar nicht, oder doch nur mit vieler Mühe dechiffriren kann“; giebt auch einige solche *truces lectionis* an. Jene Unleserlichkeit findet sich besonders häufig in Namensanterschriften, welche oft absolut unlesbar sind, wenn man den Namen nicht bereits weifs. Da der polnische Jude einigen Buchstaben eine etwas andere Figur giebt, als der deutsche, so ist S. 26—27 eine Zusammenstellung des polnisch- und deutsch-jüdischen Alphabets angeschlossen, welche unsers Erachtens nichts Wesentliches übergeht.

D. H.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

COPENHAGEN, b. Brummer: *Christliche Vorträge nach Anleitung der ältern evangelischen Perikopen gehalten von Dr. Albr. Henr. Matth. Kochen*, Hochfürstl. Lth. Superint. u. Consistorialr. 1825. Erster Band. 412 S. Zweyter Band. 512 S. 8. (2 Rthlr. 20 gGr.)

Der Vf., schon lange als Kanzelredner nicht un-
rühmlich bekannt, spricht sich in der kurzen Vor-
rede zum ersten Bande dieser Predigten über die Ten-
denz und den Charakter derselben in folgenden
Worten aus: „Bey denen, welche für vernünftige
Gottesverehrer gelten, bedürfen sie gewifs keiner
weitem Färsprache. Das Wort Gottes soll ja kein
Nebekiern, sondern unsers Fusses Leuchte und ein
Licht auf unserm Wege seyn, und nur der Gottlose
achtet keine Vernunft. Sprichw. Sal. 29, 7. Den-
jenigen Kritikern aber, welche noch mehr als Wahr-
heit und Klarheit, — wodurch im Grunde alle ho-
miletischen Anforderungen bedingt werden — in ih-
nen suchen möchten, muß ich ein für allemal zu
bedenken geben, daß ich, der homiletischen Muster
älterer und neuerer Zeit nicht unkundig, meine In-
dividualität zu behaupten, aber als evangelischer
Sprecher für meine Pflicht halte, Frömmen, Mysti-
ker, Abergläubige, kurz Alle, denen es kein Mensch
recht machen kann, und die sich selbst vielleicht am
wenigsten verstehen dürften, wollen — ich bitte ganz
ergeben — diese Vorträge ungelesen lassen. Um
ihrentwillen von meiner apostolischen Losung (Gal. 1,
10.) abzugehen, kann mir nie in den Sinn kommen.“
Wer sollte sich nicht freuen, die Stimme eines Man-
nes zu vernehmen, der sich so unverholen gegen die
verderblichen Richtungen erklärt, welche die Theo-
logie sowohl im Allgemeinen, als die geistliche Be-
redtsamkeit insonderheit zu unsern Zeiten immer
mehr zu nehmen droht? wer könnte so unbillig
seyn, von ihm zu verlangen, daß er aus irgend einer
Rücksicht seine Individualität aufopfern sollte, zu-
mal

Wenn er überzeugt ist, daß sie mit den höchsten ecken christlicher Religionsvorträge im besten Einklange stehe? Nur wird es doch immer dem Kritiker; wenn er auch mit dem Vf. darin übereinstimmt, daß durch *Wahrheit* und *Klarheit* alle hohen Anforderungen *bedingt* werden, erlaubt n, zu prüfen, ob er andere, doch auch nicht unentzliche Anforderungen der homiletischen Kunst den vorliegenden Predigten befriedigt findet: ob 3. die verschiedenen Geisteskräfte zugleich in geistlichem Maße angeregt und beschäftigt werden, nicht vielleicht der Verstand auf Unkosten des fühlens berücksichtigt sey, ob sich mit der nöthigen Klarheit und Klarheit auch die erforderliche Innigkeit und Herzlichkeit verbinde, ob namentlich das ligöse und vorzüglich das christlich Religiöse nicht mißstünde. Und da kann denn Rec. nicht um, zu bekennen, daß, obgleich diese Predigten ntmlich eine praktische Tendenz haben, selten ein ht ganz richtiger Gedanke in ihnen sich findet, erall eine lichtvolle Deutlichkeit und edle Populirät sie auszeichnet; dennoch zuweilen das Gefühl r wenig Nahrung findet und daß sie dem Charakter christlich-religiöser Betrachtungen nicht überall sprechen. Das Letztere erhellt schon daraus, is eigentlich keine einzige Festpredigt den Gegenad des Festes behandelt. Der würdige Vf. wird ; unstreitig selbst einräumen, auch wohl schwerlich Abrede stehen, daß sich die Anforderungen, wel-e er selbst an den Homileten macht, gar wohl mit nen vereinigen lassen, denen er uns zu wenig ge-gt zu haben scheint. Auch können wir es nicht ligen, daß er den Text häufig nicht mehr benutzt, unumgänglich nothwendig war, das Thema aus n abzuleiten, und daß er fast nie, was doch oft leicht geschehen konnte, in seinen einzelnen eilen erschöpft ist; wiewohl der Vf. sonst die Bibel, nigstens in vielen Predigten, nicht zu sparsam an-wendet hat. Nach diesen, mehr den *Inhalt* be-fassenden allgemeinen Bemerkungen erlauben wir s noch einige, die sich besonders auf die *Form* iger Predigten beziehen. Es beginnen alle mit em meist kurzen Verse; hin und wieder jedoch fin-n sich deren mehrere; z. B. am *grünen Donnerstage* d *Stillsfeytage*, wie der Vf. schreibt. Sie haben weilen die Form eines Gebets oder einer Anrede ie *Zuhörer*, häufiger jedoch die eines bloßen ispruchs. Meist wird damit die Einleitung in un-telbare Verbindung gesetzt, was um so schickli-er geschehen konnte, da sie mit Rücksicht auf den halt der Predigt trefflich gewählt sind. Solche rse beschließen auch öfters die Predigt und unter-

brechen eben so oft die prosaische Rede mitten in den Perioden, nicht etwa bloß am Schlusse von Haupt- oder Nebentheilen. Wir wollen diese manchen guten Kanzelrednern, z. B. dem sel. *Han-slein*, eigene Sitte nicht geradezu tadeln; nur scheint es uns doch, daß der Vf. sie zu sehr liebt. Er hat sogar einmal ein Thema in einem Verse ausgedrückt (s. die 4te Predigt des zweyten Bandes), was wir durchaus nicht gut heißen können. Wenigstens finden wir es angemessener, was die Verse zu Anfang der Predigt betrifft, darin mit prosaischen Gebeten oder Aussprüchen der heiligen Schrift abzuwechseln, und mitten in der Predigt würden wir sie lieber gar nicht, oder doch nur äußerst selten gebrauchen. Die Einleitungen, nur wenige Predigten haben eine, sind alle kurz, was wir sehr loben, und entsprechen, mit seltenen Ausnahmen, ihrer Bestimmung. Die Themata sind meist kurz und deutlich aufgestellt, und in ihrer geschickten, zuweilen überraschenden Ableitung aus dem Texte erkennet man den gewandten Homileten. Die Disposition wird in ihren Haupt- und Unterabtheilungen, bald nach Ankündigung des Thema's, bald im Verlaufe des Vortrags, nicht nur deutlich, wiewohl nicht immer mit möglichst wenigen Worten, angegeben, sondern ist auch, wie sich das nicht anders erwarten läßt, meistens richtig; nur sind die Themata, nach den strengsten Regeln der Homiletik, wie so unter andern *Reinhard*, was diesen Punkt betrifft, selbst an sich geltend machte, bisweilen zu enge. — Rec. geht nun zur Anzeige der einzelnen Predigten über, um das im Obigen Bemerkte, so viel es der Raum gestattet, durch Beyspiele zu belegen. Der erste Band enthält 29 Predigten. Die erste am *1. Advent-Sonntage*: *Die Religion, eine Freundin, welche den Menschen in die Welt, durch die Welt und aus der Welt geleitet*, scheint uns den Text, *Matth. 21, 1—9*, wiewohl das Thema mit großer Gewandtheit daraus abgeleitet wird, viel zu wenig zu benutzen; sicher lagen andere Vorsestellungen weit näher. S. 17 verbindet der Vf. mit seiner Rede zugleich die Angabe der im abgelaufenen Kirchenjahre Gebornen u. s. w. Es ist gewiß Sitte, das dies am 1. Adventsonntage geschieht; nur will es uns immer bedünken, der Redner thue besser, das nach der Predigt, wie so manches Andere, der Gemeinde anzuzeigen, als in der Predigt: denn man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß der größte Theil der Zuhörer nur auf die Zahlen seine Aufmerksamkeit richtet und das Wichtigere, was damit verbunden wird, unbeachtet läßt.

(Der Beschlus folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR.-ZEITUNG

Junius 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

COPENHAGEN, b. Brummer: *Christliche Vorträge nach Anleitung der ältern evangelischen Perikopen gehalten von Dr. Albr. Heinr. Matth. Kochen u. s. w. Zwey Bände.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die 2te Predigt des ersten Bandes, am II. Advents-sonntage, hat das etwas auffallende Thema: *dass es eben so oft nicht gut, als gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen.* Wie der Vf. diese Behauptung versteht, ist sie freylich richtig; aber die Zuhörer denken doch gewiss zunächst an das Vorherwissen ihres irdischen Schicksals, so weit die Leitung desselben ausser der Macht des Menschen liegt, denn dazu berechtigt sie der gewöhnliche Sprachgebrauch, und da möchte es dann wohl nie gut seyn, sein Schicksal vorher zu wissen. Auch ist das Thema für die Disposition zu enge. Sie lautet nämlich: Erwägen wir I) *zuvörderst beide Fälle* (mehr schließt das Thema nicht ein), *so werden sich uns II) einige fruchtbare Winke, sowohl die Gegenwart als die Zukunft betreffend, von selbst darbieten.* Zu stark möchte auch wohl folgende Behauptung (S. 29) seyn: „Je älter wir werden, und je näher wir unserm eigentlichen Ziele kommen, desto gebrechlicher, desto freudenleerer, desto bedrückter wird unsre Stellung auf Erden. Je sichtbarer endlich sich der Abgrund, in dem alles Endliche untergeht, vor uns öffnet, desto bänger wird oft dem lebensmüden Menschen ums Herz.“ Die 3te Predigt am III. Advents-sonnt. behandelt den Satz: *dass wir als Christen zur Theilnehmung an dem Guten, das Andere wirken, verpflichtet sind.* Der Vf. verweist uns auf IV. A. Teller's Magazin, B. 7, 1., wo sich über denselben Text das Thema findet: *Ueber die Theilnehmung an dem Guten, das Andere wirken;* und hier ist es weit richtiger aufgestellt, als bey dem Vf., wo es wiederum zu enge ist. Denn er disponirt: *Fassen wir I. dasjenige ins Auge, was zu dieser Theilnehmung gehört; und II. die Gründe, welche uns zu derselben verpflichten, werden sich uns von selbst darbieten.* Der erste Theil liegt offenbar nicht im Thema, und noch dazu wird dem zweyten in diesem sehr auffallend vorgegriffen. Die 4te Predigt am IV. Advents-sonnt. hat das sehr gewöhnliche Thema:

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

dass man den Vorzügen und Verdiensten anderer Menschen Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse. Die Mängel der Disposition, auch was die Genauigkeit des Ausdrucks betrifft, fallen von selbst in die Augen. Wir führen sie daher auch ohne weitere Bemerkung auf: *Erläutern wir vor Allem I) diesen Gedanken selbst, und nachdem uns II) die eigentlichen Verpflichtungsgründe klar geworden, wollen wir III) die Hilfsmittel erwägen, deren wir uns zu bedienen haben.* Wir haben die Themata sämmtlicher Adventspredigten angegeben, zum Beweise, dass der Vf. auf die christliche Zeit, in welche sie fallen (wie wir uns kurz ausdrücken wollen), bey ihrer Wahl gar keine Rücksicht genommen; müssen uns aber über die letzte noch eine Bemerkung erlauben. Der I. Theil kündigt eine Erläuterung des Thema's an, geht aber schnell darüber hinweg und verweilt bey dem, *was uns daran verhindere, den Vorzügen und Verdiensten Anderer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.* Dabey werden förmlich die Unterabtheilungen angegeben: 1) *Kurzsichtigkeit, 2) Eitelkeit, 3) Parteylichkeit* (I. S. 52 ff.) 5te Predigt am I. Weihnachtstage. *Wie merkwürdig unsre Geburt schon durch das werde, was uns bey derselben als etwas Zufälliges erscheint.* Den Uebergang von dem nicht weiter berührten Texte zum Thema hat Rec., wie er ganz ehrlich geliebt, nicht sogleich deutlich verstanden. Er lautet (S. 64) also: „Sehen wir nämlich einmal von dem ganz hinweg, was uns bey der Geburt Jesu als etwas Zufälliges erscheinen könnte, — da ja doch zuletzt in dem Plane der ewigen Vorsehung vom Zufalle nicht die Rede seyn kann: so dürfte es desto verzeihlicher seyn, wenn wir wenigstens menschlicherweise bey unserer eignen Geburt unterscheiden, und, ohne der wesentlichen Bedeutung und Abzweckung etwas zu vergeben, ausschliesslich einmal erwägen: wie merkwürdig“ u. s. w. Er will die Leser entscheiden lassen, an wem die Schuld liege. Un-erwähnt kann er jedoch nicht lassen, dass diess Thema sich für das Fest nicht eignet, was aus der Angabe seiner Theile noch mehr in die Augen springt. Denn zu dem, was uns als zufällig erscheint, rechnet der Vf.: 1) *dass wir von gesunden Aeltern geboren werden, 2) in glücklichen häuslichen Verhältnissen, 3) in einem wohlgeordneten Staate, 4) in Zeiten des Friedens.* 6te Predigt am II. Weihnachtstage: *Widerlegung einiger scheinbaren Gründe, warum man*

C (4)

leider häufig den Mangel an Wahrheitsliebe zu beschönigen und wohl gar zu rechtfertigen gesucht hat. Eine Eidespredigt; der Vf. bemerkt dazu, daß sie mit Rücksicht auf die in mehrern Gemeinen für diesen Tag bestimmte sogenannte Eidespredigt gehalten sey. Hätte deshalb aber nicht um so eher die am ersten Festtage eine eigentliche Weihnachtspredigt seyn müssen? 8te Predigt, am Neujahrstage, über Hebr. 13, 14: *Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die künftige suchen wir!* Einer der allergelegenen Vorträge. Wir können uns nicht versagen, die Stelle, in welcher der Vf. nach Anführung des Textes, der zugleich hier das Thema ist, die Disposition angiebt, mitzutheilen, nicht weil sie sich etwa vor andern auszeichnet, sondern weil wir doch auch unsre Leser mit der Diction des Vfs. etwas bekannt machen möchten. S. 104: „Wenige wichtige Worte! Vielleicht nicht Allen angenehm, die mit uns heute das neue Jahr begrüßen; aber heilsam, unentbehrlich für Alle, die bey ihrem Eintritt in dasselbe mit sich selbst, mit ihren Wünschen, Bestrebungen und Hoffnungen aufs Reine zu kommen suchen; und ein sicherer Wegweiser für die fast unabsehbare Menge, welche sich in den Irrgängen, Unregelmäßigkeiten und Verwirrungen des irdischen Lebens zu verlieren und zu verstricken so oft Gefahr läuft! Daß ich es sogleich zusammenfasse: 1) Worte der Erweckung für diejenigen, welche gedankenlos in den Tag hineinleben; 2) Worte der Belehrung für diejenigen, welche am Irdischen hängen; 3) Worte des Schreckens für diejenigen, welche die Bahn des Lasters betreten haben; 4) Worte der Beruhigung für diejenigen, welche unter den Sorgen, Mühen und Beschwerden des irdischen Lebens seufzen; 5) Worte der Ermunterung für diejenigen, welche auf Erden Glauben halten.“ Die 9te Predigt, am Sonnt. nach Neujahr. Recht gut wird aus dem Texte das Thema abgeleitet: *Rückblick auf diejenigen Gefahren, denen wir schon in der frühesten Jugend ausgesetzt sind.* Der I. Theil zeigt, *worin dieselben bestehen*; der II. (welchem jedoch im I. sehr vorgegriffen wird), *wodurch sie veranlaßt werden*; der III. giebt *einige Winke und Ermunterungen.* 12te Predigt, am II. Sonnt. nach Epiphantias. *Woher es kommt, daß so wenig häusliches Glück unter unsern Zeitgenossen vorhanden?* Die häuslichen Verbindungen unter unsern Zeitgenossen sind. 1) oft schon in ihrem Entstehen nicht, was sie seyn sollten; 2) der Sinn für das Häusliche hat bey Vielen dem Sinn für das Gesellige Platz machen müssen; auch fordert 3) das häusliche Glück besondere Opfer, zu denen man sich in unsern Tagen ungern versteht. Eine sehr zeitgemäße, an kräftigen Stellen reiche Predigt. Mit der 14ten Predigt, am IV. Sonnt. nach Epiphantias: *Wozu uns die Gewissheit dienen solle, daß jeder Mensch in der Welt seinen Schutzgeist habe, — können wir uns aber um so weniger befreunden.* Wir halten sie für ein mißlungenes und auf der Kanzel ohnehin nie

zu billigendes Streben, bekannte Gegenstände oder Wahrheiten dadurch anziehender zu machen, daß man sie gleichsam unter einer Hölle verbirgt; die sonst ganz etwas Anderes einzuschließen pflegt. Es ist bekannt, was man gewöhnlich unter einem Schutzgeiste versteht, und was in ältern und neuern Zeiten davon gefabelt ist. Was berechtigt nun den Vf., es in einem ganz andern Sinne zu nehmen und dadurch den Zuhörer in seinen Begriffen zu verwirren? Denn wenn man den Schutzgeist nach dem Inhalte der Predigt erklären wollte, so würde er doch weiter nichts seyn, als die mittelbare, göttliche Leitung, unter welcher das Leben und Schicksal eines jeden Menschen steht. Konnte das denn aber nicht natürlicher und richtiger ausgedrückt werden? Der Vf. fühlte das Unpassende auch selbst: denn er sieht sich (S. 190) zu der Wendung genöthigt, „daß Jeder, so zu sagen, auf Erden seinen Schutzgeist hätte“; und wie vergebens bemüht er sich, sein Thema aus dem Texte (Matth. 8, 23—27) abzuleiten. Im Uebergange spricht er, ganz textgemäß, von einem höhern Schutze, unter welchem die Jünger der so bedrohenden Gefahr glücklich entgingen; sagt, daß sie dieses Schutzes nicht eingedenk gewesen und deshalb den Vorwurf des Herrn (v. 26) sich zugezogen. Hierauf fährt er fort: „Ja hätten sie sich früher einmal recht klar gemacht, worin jener höhere Schutz bestehe, so würden sie nicht weiter mit Verwunderung ausgerufen haben: was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorham ist. Treten wir daher unsern Gegenstände sogleich näher und untersuchen. Nun folgt das Thema, das man nach dem Vorhergehenden, wenn man von der Einleitung, was man hier muß, absteht, ganz und gar nicht erwarten kann. Doch auch die Durchführung des aufgetheilten Satzes hat uns nicht befriedigt. Es soll 1) dasjenige zusammengestellt werden, woraus sich diese Gewissheit recht eigentlich ergibt; woraus sich dann 2) werde leicht bestimmen lassen, wie wir dieselbe auf uns und unser Verhalten anwenden müssen. Die Gewissheit soll 1) daraus erwiesen werden, daß der Mensch eines Schutzgeistes bedürfe, was wohl der Vf. selbst schwerlich als einen stringenten Beweis wird geltend machen wollen; daß 2) dieser Schutzgeist uns wirklich zu Seite stehe, und hier wird zwar gezeigt, daß der Mensch sich stets eines höhern Schutzes erfreue, aber nicht, daß er seinen Schutzgeist habe. Ganz fremd dem ersten Theile ist aber die 3te Unterabtheilung: *wer dieser unser Schutzgeist war und sey.* Man höre nun, was der Vf. darunter versteht! Nichts Anderes, als die Natur, die Anstalten und Verbindungen des häuslichen und öffentlichen Lebens (um uns kurz hierüber auszudrücken) und die Geisteskräfte des Menschen. Denn hier behauptet der Vf. geradezu, daß der Mensch seinen Schutzgeist in sich trage (I. S. 196). Doch wir werden zu ausführlich und geben daher ohne weitere Bemerkung nur die Unterabtheilungen des II. Haupttheils an: 1) Es würde thöricht seyn

sonst, wenn wir uns das Bedürfnis eines Schutzgeistes verbergen wollten; 2) wir müssen unsern Schutzgeist da wahrnehmen, wo er sich an uns bewährt; 3) wir sollen uns würdig machen, von Andern für ihren Schutzgeist gehalten zu werden. In der 17ten Predigt, am Sonnt. Septuagesimä, spricht der Vf. über die scheinbare Ungerechtigkeit Gottes in seiner Vergeltung recht erbaulich. Er zeigt im ersten Theile, woher dieser Schein rühre, und im zweyten, wozu uns derselbe verpflichte. Der letztere Ausdruck scheint uns aber unglücklich gewählt. Der Vf. hat sich auch, wo er zum II. Theile übergeht (S. 235), selbst verbessert: denn da behauptet er, daß wir dieser Täuschung vorbeugen können, und giebt hierauf an, wie diess geschehen könne. Die 18te Predigt, am Sonnt. Sexagesimä: *daß die gründlichsten und lieblichsten Vorstellungen, die wir Andern über ihre fehlerhafte Verfassung machen, so oft vergeblich sind*, zeichnet sich vor vielen andern durch eine gute Textbenutzung aus. Das gilt in geringerm Grade auch von manchen andern des ersten Bandes, unter denen freylich auch wieder einige sich finden, deren Disposition nicht ganz richtig ist. Besonders haben uns angesprochen: die 21ste am Sonnt. Reminiscere: *daß wir zum wenigsten eben so verwerflich sind, wenn wir das Gute hindern, als wenn wir das Böse befördern*; und die 23ste am Sonnt. Lätare: *der echte Geist der Wohlthätigkeit, nachgewiesen an dem Beyspiele Jesu*. Die Predigten am Osterfeste behandeln zwar keine mit dem Feste in zu enger Berührung stehende Materien; indessen charakterisiren sie sich doch auch nicht als Osterpredigten, und den schönen Text am Ostermontage fand Rec. zu seinem innigen Bedauern ganz und gar nicht benutzt. Die Themata stehen mit einander in Verbindung, was wir besonders an Festtagen recht passend finden. Sie lauten: *Welche Gründe der Beruhigung bey dem frühen Tode unsrer Lieben bietet uns die Religion dar; und: unter welchen Bedingungen dürfen wir von diesen Gründen Gebrauch machen?* Schon die erste Predigt des zweyten Bandes, der 37 Predigten enthält und bey dessen Anzeige wir uns ganz kurz fassen müssen, behandelt ein recht interessantes Thema: *Die pflichtmäßige Uebertragung unsers irdischen Berufs an Andere; am ersten Sonntage nach Ostern*. Auch die 3te, am 3ten Sonnt. nach Ostern: *Auf das Sichtbare kannst du dich nicht verlassen*, ist durchaus praktisch. Das Thema am Himmelfahrtstage: *Unser Fortleben nach dem Tode, auf Erden*, ist unbequem ausgedrückt, was sich besonders in der Ausführung zeigt. An den beiden Pfingsttagen behandelt der Vf. das Thema: *Gottes Geist, noch immer vorhanden und sichtbar wirksam*. In der ersten Predigt zeigt er I) *wie sich die Kraft und Wirksamkeit des göttlichen Geistes an dem Ganzen um uns her, das wir die Welt nennen, und II) wie sich dieselbe besonders an uns Menschen bewähre*. In der 2ten wird bewiesen: I) *daß wir als Christen insbesondere verpflichtet sind, genau zu be-*

merken, wo Gottes Geist um uns her, an uns und in uns selbst geschäftig sey; daß wir II) auf keinen Fall der Kraft und Wirksamkeit des göttlichen Geistes widerstreben dürfen, und III) bey Allem, was wir durch den Beystand des göttlichen Geistes beginnen und ausrichten, nicht uns, sondern Gott die Ehre geben müssen. Diese Predigten gehören nicht zu den vorzüglichsten der Sammlung, weil der Vf. ihnen eine zu allgemeine Tendenz gegeben und sich nicht auf die Wirksamkeit des heiligen Geistes zur Beförderung des Reiches Gottes unter den Menschen, wie es das Fest zunächst fordert, beschränkt hat. Mehreres, was wir uns bey den übrigen Predigten dieses Bandes noch angemerkt hatten, halten wir zurück, damit diese Anzeige nicht das gebührende Maas überschreite, und führen nur noch einige Themata an, die nicht zu den gewöhnlichen gehören. 12te Predigt: *Die immer und täglich wiederkehrende Berufung Gottes*. Am 2ten Sonnt. nach Trinit. — 13te Pred. *Welche Vortheile dürfen wir erlaubterweise aus den Schwächen und Blüthen anderer Menschen für uns selbst ziehen?* Am 3ten Sonnt. nach Trinit., 15te Pred.: *Wie wir dahin gelangen, jederzeit das Beste zu hoffen*. Am 5ten Sonnt. nach Trinit., 21ste Pred.: *So schwer es für uns hält, uns selbst von unsrer fehlerhaften Seite kennen zu lernen, eben so ehrenvoll ist es*. Am 10ten Sonnt. nach Trinit., 22ste Pred.: *Wozu uns der Gedanke dienen müsse, daß bey weitem mehr Gutes in der Welt geschieht, als man gerade erfährt*. Am 11ten Sonnt. nach Trinit., 23ste Pred.: *Leidende Menschen sind uns die Nächsten*. Am 13ten Sonnt. n. Trin., 26ste Pred.: *Welchen Einfluß dürfen wir denen auf uns gestatten, die der Tod von unserer Seite hinweggenommen hat?* Am 16ten Sonnt. nach Trinit., 28ste Pred.: *Daß wir uns zwar die Erreichung aller Tugenden zum Ziel setzen, aber mit der Erwerbung einzelner Tugenden den Anfang machen müssen*. Am 18ten Sonnt. nach Trin. Hier können wir uns nicht verlagern zu bemerken, daß wir der Meinung des Vfs. nicht sind, und daß er uns, um sein Thema aus dem Texte abzuleiten, diesen recht willkürlich, aber auch auffallend falsch erklärt. — 29ste Pred.: *Erst Besserung, dann Vergeltung!* Am 19ten Sonnt. nach Trinit. — 32ste Pred. *Wie bedenklich es um uns aussehe, wenn wir genöthigt sind, auf die Nachsicht Anderer zu rechnen*. Am 22sten Sonnt. nach Trinitatis.

KRIEGSALTERTHÜMER.

SULZBACH, b. Seidel: *Des Flavius Vegetius Renatus fünf Bücher über Kriegswissenschaft und Kriegskunst der Römer*. Aus dem lateinischen Urtexte in das Deutsche übersetzt und mit erläuternden, meistens aus römischen Classikern entnommenen (lateinischen) Anmerkungen begleitet und versehen von F. J. Lipowsky, königl. bair. wirkl.

wirkl. Centralrath. 1827. XVI u. 520 S. 8. Mit dem Motto aus dem *Florus*: „*Onippe adversus hostem toties victorem, tam callidum, non virtute tantum, sed suis etiam pugnare consiliis oportebat.*“ (1 Rthlr. 8 gr.)

Obgleich Veget. in seinem Buche Altes und Neues durcheinander geworfen hat, so daß der Leser nicht erfährt, ob von den Zeiten des punischen Kriegs, oder von den der spätern Kaiser die Rede ist, fand er doch — da er lange Zeit das einzige Kriegsbuch war — vielen Beyfall, und ward schon im 15ten Jahrh. in alle Europäische Sprachen übersetzt. Auch gegenwärtig hält Hr. L. eine neue Uebersetzung für etwas Gutes und Nützliches.

Um diesem Zwecke aber zu genügen, müßte die Uebersetzung in einem tadelfreien deutschen Stil geschrieben und mit *deutschen*, nicht mit *lateinischen Anmerkungen* versehen seyn, da der Vf. seine Arbeit doch zunächst für *deutsche Leser* bestimmt hat, wie aus der Zueignung an die Bayerische Armee hervorgeht. Sey es aber, daß der Vf. der Sprache, besonders der eigenthümlichen Ausdrücke des Kriegswesens nicht genugsam mächtig war, oder trägt die eilende Feder die Schuld: es ist Vieles unrichtig ausgedrückt, und das Original stellenweise im Deutschen nicht zu erkennen. Einige, ohne besondre Wahl herausgenommene Worte und Stellen sollen die Belege dazu liefern:

Die Ueberschrift des *ersten* Kapitels heist: „Waffenübung wars, welche die Römer zu Siegen in den Kämpfen mit den übrigen Nationen erhoben hat.“ Veget. sagt ganz einfach: Die Römer haben alle Völker durch die Uebung im Gebrauch der Waffen besiegt, „indem es bekannt ist, daß Tapferkeit eine angeborene Tugend sey, die nicht überall zu Hause ist“; drückt das Gegentheil von dem Texte aus: *Constat enim, in omnibus locis et ignavos et strenuos nasci.* S. 16. „Den kriegerische Talente äußernden (?) Neulingen gestalte man die tägliche Uebung in den Waffen, unterrichte sie über denselben Gebrauch.“ *Signatis tyronibus per quotidiana exercitia, armorum est demonstranda doctrina* heist: den *ausgehobenen* Rekruten muß durch tägliches Ueben der Gebrauch der Waffen gelehrt werden; *ferramenta* heist nicht *Eisenwerk* (S. 98), sondern *Werkzeuge*; *Onager* keineswegs ein *Waldefel*, sondern eine *Steinblyde*, wie sie die altdeutschen Kriegerleute und Geschichtschreiber nannten. In diesem „zweiten Treffen, dessen *Wesenheit* (?) in Solda-

ten bestand, die man *Lenzensträger* nannte; stand u. s. w.“, heist dem Sinne nach: Das zweyte Treffen war auf gleiche Art gerüstet; die hier stehenden Soldaten wurden *Spießsträger* (*hasta*) genannt.

S. 116. „Damit sich die Krieger erkennen und im Gewühl der Schlacht nicht von ihren Kameraden entfernen, heist (lib. II. cap. 18.): „Damit die Soldaten sich nicht im Schlachtgetümmel von ihren Genossen verirren, sind verschiedene Zeichen auf die Schilder verschiedener Cohorten gemalt.“ Auch der Anfang des 25ten Kap. ist unrichtig; er soll heißen: Vor Allem ist die *Legion* mit *Wurfspiessen* ausgerüstet, die Schild und Lanzer durchdringen: denn sie hat bey jeder Centurie ihre Schiefszeuge (*carroballistas*), die von Mauthieren gezogen und von 11 Mann aus jeder Kameradschaft bedient werden. Je größer diese Schiefszeuge sind, desto weiter treiben sie ihre Pfeile (*tela*). — Man pflegt bey jeder Legion 55 mitzuführen. Auch zehn Steinblyden wurden auf Wagen von zwey Ochsen gezogen, um die Lagerverchanzung mit Pfeilen und Steinen zu vertheidigen. Kähne, aus einem Baumstamme gehauen, führte die Legion mit langen Seilen, und bisweilen mit eisernen Ketten mit sich, um durch Zusammenspannen und Bedecken dieser sogenannten (*sicut dicunt*) Monoxylon, Fußvolk und Reiterey ohne Gefahr über Flüsse gehen zu lassen, die ohne Brücken nicht überschritten werden konnten u. s. w. S. 139 ist *Bidens* mit *EGGE* ausgedrückt, da es doch eine zweyspitzige *Doppelhacke* heist. *Duae acies equitum*, lib. III. cap. 7. heißen nicht zwey Kolonnen (S. 174), sondern zwey aufgestellte Glieder. *Aggeres* sind keineswegs *Hornwerke* (S. 177), sondern bloß Wälle, und als solche dem Graben entgegengesetzt.

Onagri sind nicht *Schleuder-Wagen* (S. 26), sondern *Steinblyden* (Werkzeuge), die nicht immer fahrbar waren, sondern an einem bestimmten Orte zusammengefaßt und aufgestellt wurden, um zur Vertheidigung oder zum Angriff zu dienen.

Wenn aber auch diese Uebersetzung so Vieles zu wünschen übrig läßt, sind doch mehrere Anmerkungen für den mit den römischen Alterthümern weniger bekannten Leser interessant genug, weil in ihnen manche Gebräuche der Römer erläutert, oder ihre Kriegsmaschinen und Waffenstücke beschrieben werden. Wer der lateinischen Sprache genugsam mächtig ist, wird die Parallestellen aus *Horaz*, *Virgil*, *Gellius* u. a. mit Vergnügen lesen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

KIRCHENGESCHICHTE.

MAINZ, b. Müller: *Die morgenländische, griechisch-russische Kirche*, oder, Darstellung ihres Ursprungs, ihrer Lehre, ihrer Gebräuche, ihrer Verfassung und ihrer Trennung. Von Hermann Joseph Schmitt, Kaplan in Lohr, bey Aschaffenburg. Mit einer Steintafel. XVI u. 464 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr. *)

Als dem Rec. dieses Werk in die Hände kam, freute er sich, die so lange vernachlässigte griechische Kirche endlich einmal wieder in Deutschland bearbeitet zu sehen. Wenn dieselbe gleich nicht so sehr in die europäischen und man kann sagen Welthandel eingreift, wie die römisch-katholische während des ganzen Mittelalters, so ist sie doch nicht ohne Interesse, da sie viele Millionen von Gläubigen zählt, sich in dem Besitze und der strengen Beobachtung alter ursprünglicher christlichen Gebräuche und Formen glaubt, fest an ihren Dogmen hält, und im Drucke widriger Zeiten und Umstände ihre Lehrbegriffe stets rein von fremder Einmischung erhalten hat. Wenn sie daher einerseits zur Erläuterung mancher in der christlichen Kirche noch beobachteter Gebräuche den besten Aufschluss geben kann, so muß auch andertheils eine lichtvolle Darstellung derselben zu einem Parallelismus der beiden christl. Schwesterkirchen sehr erprieslich seyn, und der Vf. würde sich gewiss den Dank aller Freunde der Kirchengeschichte in reichem Maasse verdient und erworben haben, wenn er seiner Aufgabe hinreichend entsprochen hätte. Wir müssen aber leider bekennen, daß er dieses nicht gethan, und um unser Urtheil zu beweisen, wollen wir ihm Schritt vor Schritt folgen und einige der vielen Irrthümer nachweisen, deren er sich schuldig gemacht hat.

S. V der Vorrede behauptet der Vf.: „daß die Gebräuche und Ceremonien der morgenländischen Kirche nach den glaubwürdigsten Zeugnissen das Gepräge hohen apostolischen Alterthums an sich trügen.“ Dieser Satz, so allgemein und ohne Anführung der Zeugnisse ausgesprochen, bedarf großer Einschränkungen. Das apostolische Alterthum kannte

nur sehr wenige Ceremonien; und wie verschieden diese im Oriente selbst an den verschiedenen Orten, geschweige bey den verschiedenen christlichen Secten waren, ist jedem hinlänglich bekannt. Wie sehr sie aber in der griechischen Kirche in der Länge der Zeit und an den verschiedenen Orten von einander abwichen, lehren die darüber geführten Streitigkeiten in der griechischen Kirche; auffallende Beweise aber geben die in Rußland f. g. Rafskolniks oder Altgläubigen, die unter dem Vorwande, den alten Gebräuchen der Kirche anzuhängen, sich von der russ. griech. Kirche in mancherley Secten abgerissen haben (vgl. *Strahl's* Beyträge zur russ. Kirchen-Geschichte I. S. 250—345), desgleichen des russ. Priestermonchs *Arfenj Suchanow* 1649 nach Griechenland, Alexandrien, Jerusalem u. s. w. in Bezug auf kirchliche Satzungen, Gebräuche, Meinungen u. s. w. gemachte Reise (vgl. *Strahl's* gelehrtes Rußland S. 201) u. a. m.

Statt der S. XI unbedeutenden Gegenbemerkungen gegen die *Stourdza'sche* Schrift: *Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche* u. s. w., hätte wenigstens auf das französische Werk: *Refutation d'un ouvrage intitulé considerations sur l'Eglise orthodoxe par Stourdza*, aufmerksam gemacht werden müssen, weil in diesem Hr. v. *Stourdza* gründlich bis in seine letzten Theile widerlegt und die römisch-katholische Kirche gegen dessen Anfeindungen vollständig gerechtfertigt und geschützt worden ist.

Wenn der Vf. in diesem Werke nun zeigen wollte, daß zwischen der Kirche des Morgenlandes und der des Abendlandes wenig Unterschied Statt finde, oder daß dieser entweder auf unwesentlichen Dingen oder einer veränderten Kirchenzucht beruhe, auch daß eine Vereinigung der beiden Kirchen sehr nahe sey, so hat er diese Aufgabe keineswegs gelöst, ja er konnte sie auch nicht gehörig lösen, da ihm eine nähere Bekanntschaft mit der griech. Kirche, ihrer Geschichte, ihrem Cultus u. s. w. abzugehen scheint, und ihm der von frühester Zeit an höchst intolerante Geist der griechischen Kirche in ihrer Tochter, der russischen, ganz fremd ist. Nicht ohne Rüge kann auch übergangen werden, daß der Vf. des

*) Wiewohl von dieser Schrift schon 1827, Nr. 79 u. 80 eine Recension abgedruckt ist, so wird doch die Aufnahme dieser zweyten durch die ausgezeichnete Sachkenntniß und viele neue Mittheilungen des Rec. hinlänglich gerechtfertigt seyn.

des *Joh. Glen King* bekanntes, aus dem Englischen ins Deutsche unter dem Titel: *Die Gebräuche und Ceremonien der griechischen Kirche in Rußland*, Riga 1773, überlieferte Werk größtentheils wörtlich wieder abdrucken ließ, dieser Quelle an den gehörigen Orten oder in der Vorrede nicht in dieser Art Erwähnung thut und dabey mit solcher Nachlässigkeit verfuhr, daß z. B. wo *King* S. 279 in dem Gebete der damaligen Kaiserin *Catharina II.* namentlich Erwähnung thut, unser Vf. S. 210 die nämlichen Worte wiederholt, ohne auch nur das Unpassende hierbey empfunden zu haben. Eben so wenig hat er *Hainecius*, *Bingham*, *Stourdz* und andere Schriftsteller angeführt, wo er denselben theils folgte, theils sie wörtlich abschrieb, wie mit mehreren Beyspielen nachgewiesen werden könnte.

Der Vf. theilt den Inhalt seines Werkes in fünf Hauptstücke, wie sie schon auf dem Titel angeführt sind. Im ersten Hauptstücke handelt er vom *Ursprunge der morgenländischen Kirche*. Diese definiert er S. 3 als „jene, die im Anfange von den Aposteln gestiftet und über das Morgenland verbreitet, mit der Kirche im Abendlande die Eine wahre kathol. Kirche ausmachte; in der Folge aber sich losriss von dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, und ein eigenes kirchliches Leben, mit einem eigenen Mittelpunkte sich gestaltete.“ Wir können diesem Begriffe unmöglich unsern Beyfall schenken, denn abgesehen davon, daß nach sichern Nachrichten der Apostel Paulus großen Antheil an der Gründung der römischen Kirche genommen habe, nach dem Zeugnisse des *Eusebius Hist. eccl.* II. 16 der Apostel Markus aber von Rom nach Alexandrien gereist und daß also die Stiftung der Kirche durch die Apostel kein charakteristisches Merkmal der morgenländischen Kirche sey, so bezeichnet auch der Sprachgebrauch mit dem Worte der morgenländischen Kirche nicht allein die griechische, sondern alle Christen des Morgenlandes, als die Armenier, Nestorianer, und selbst die unirten Maroniten, Armenier u. s. w., von denen jedoch der Vf. hier keineswegs zu handeln die Absicht hatte, da ihm nicht unbekannt seyn kann, wie sehr diese durch besondere Lehrrsätze, eigene von einander abweichende Gebräuche und Centralpunkte unterschieden und abgefordert sind. — Welche Meinung soll man aber von den geographischen Kenntnissen des Vfs. haben, wenn wir S. 3 lesen: „die morgenländische Kirche herrscht in dem europäisch-russischen Reiche, einem großen Theile von Siberien (Sibirien) in Asien, Astrakan, Kasan, Georgien und Weisreussen in Polen.“ Giebt es denn noch ein anderes Sibirien als jenes in Asien, wozu also dieser unnöthige Zusatz? Astrakan (besser Astrachan) und Kasan bilden ihm also besondere Staaten, da sie doch nur Gouvernements des russ. Reichs sind und meistens theils zu Europa gerechnet werden; Georgien aber mußte, wenn man es mit der Interpunction genau nehmen will, zu Polen gehören, Nun aber herrscht in Georgien bekanntlich die griechische Kirche nach georgischem

Ritus, die ihren eigenen Mittelpunkt (Patriarchen, Katholikos) zu Tiflis hat, weder der slavonischen noch der griechischen Kirchenbücher sich bedient, in mehreren den Ritus betreffenden Sachen von der griechischen Kirche abweicht, und eben so wenig zur griechischen Kirche gerechnet werden darf, als die Jerusalemsche und Alexandrinische. *Weisreussen* aber werden die Bewohner jener Gouvernements genannt, die nach einer veralteten Eintheilung *Weisrußland* bildeten und jetzt zu Rußland gehören; *Weisreussen* in Polen, nach des Verfassers Worten, giebt aber gar keinen Sinn. Daß die morgenländische Kirche S. 3 bald die griechische bald die russische heiße, ist nach oben Gesagtem falsch, da der Begriff der morgenländischen Kirche auch die andern christl. Kirchen des Orients umfaßt; unschicklich aber und geschmacklos ist der eben gebrauchte Ausdruck, „daß die griechische Kirche die eigentliche Gebärmutter der russischen sey.“

Im zweyten Hauptstücke betrachtet der Vf. den *Lehrbegriff der morgenländischen Kirche* (d. i. der griechischen oder griechisch-russischen Kirche) und theilt denselben in 13 Kapitel ab. Hier ist er theils dem bekannten Werke des Kiewschen Metropoliten *Peter Mogila*, welches bekanntlich erst nach dessen Tode unter dem Titel: *Orthodoxes Glaubensbekenntnis* 1662 zu Amsterdam in griechischer Sprache erschienen, und hierauf ins Slavonische, Deutsche und Lateinische übersetzt wurde (siehe die Vorrede der zu Breslau 1751 in 8. von C. G. Hofmann in griech., lat. und deutscher Sprache gemachten Ausgabe und *Strahl's* gelehrtes Rußland, Leipzig 1828. S. 189 ff. u. 436), theils dem von *Alex. v. Stourdz* verfaßten, von *Aug. v. Kotzebue* aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten *Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche*, Leipzig 1817, theils andern bekannten Schriftstellern über die griechische Kirche gefolgt. Es wäre nun aber hier der Ort gewesen, eine vergleichende Untersuchung zwischen diesem Mogilaischen und dem vom russ. Metropoliten *Platon Lewschin* herausgegebenen Katechismus, der 1765 zum erstenmale und dann mehreremale selbst noch nach seinem Tode 1819, wie das dem Rec. vorliegende Exemplar ausweist, neu aufgelegt erschien, und bekanntlich durch laxere Grundsätze sich von dem Mogilaischen unterscheidet, anzustellen, und diese Arbeit setzte keineswegs vertraute Kenntniß der russ. Sprache voraus, da *Platon's* orthodoxer Lehrbegriff fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden ist (cf. *Strahl* a. a. O. S. 473) und eine deutsche Uebersetzung davon 1770 zu Leipzig erschienen war. *Bacmeister* in seiner russischen Bibliothek I. S. 120 — 133, IV. S. 69 — 75 und VIII. S. 33 — 38 giebt hierüber nicht uninteressante Nachrichten und Auszüge. Wir wollen uns hier nicht in eine nähere Prüfung der Lehren der griech. Kirche einlassen, ihre Dogmen sind jedem mit der Kirchengeschichte Vertrauten bekannt genug; wir müssen jedoch bemerken, daß es sich aus den Unterscheidungslehren, die *Platon* als charakteristisch

rifisch für die russische Kirche aufstellt, hinlänglich ergebe, wie diese weit weniger von der evangelisch-lutherischen als von der römisch-katholischen abweiche, woraus Hr. S. wenigstens hätte ersehen können, daß sein Bemühen, die Annäherung und Vereinigung der Kirchen von Rom und Constantinopel als nah und leicht möglich zu beweisen, eben so fruchtlos seyn möchte, als es ihm schwierig seyn dürfte, die Vereinigung der evangelisch-lutherischen und römisch-katholischen Kirchen als leicht ausführbar zu schildern. Würde überhaupt der Vf. den Geist der griechischen Kirche und ihrer Tochter, der russischen, besser erfasset, die Geschichte dieser Kirchen gründlicher studirt und sich mit den von den Prälaten und andern ausgezeichneten Schriftstellern derselben bis auf die neuesten Zeiten herausgegebenen Werken näher bekannt gemacht haben, so würde er sich von dem tiefen Haffe haben überzeugen müssen, der diese Schriftsteller gegen ihre Schwester die römisch-katholische Kirche von jeher beseelte. Als Beyspiele aus der russischen Kirchengeschichte führen wir an: a) den Canon, den der Metropolit von Kiew, *Johann*, genannt der Prophet, der zwischen den Jahren 1080 bis 1089 auf dem russ. Metropolitensuhle zu Kiew saß, erließ, und worin dieser sich gegen den damaligen Gebrauch der russ. Fürsten, ihre Töchter an Fürsten und Könige römisch-katholischer Religion zu verheirathen, (wie diess z. B. der Fall mit mehreren russ. Großfürstinnen, Töchtern des Großfürsten *Jaroslav* war,) mit allem möglichen Feuereifer auflehnte; b) jenes beredte Schreiben des gelehrten russ. Metropoliten *Nicephor* (1106 bis 1120), worin dieser von der Trennung der morgenländischen und abendländischen Kirche und ihren Unterscheidungszeichen handelt und den edlen Fürsten *Wladimir Monomach* ermahnt, treu in seinem orthodoxen Glauben zu bleiben; c) die harte Verfolgung, welche der gelehrte russische Metropolit *Isidor* wegen der von ihm auf dem Concil zu Florenz 1439 unterzeichneten Vereinigung der russ. Kirche mit der römisch-katholischen, vom russ. Zaren und dem ganzen Volke erleiden mußte; d) die drohende Art und Weise, womit sich der russ. Metropolit *Philipp* 1472 dem Einzuge des päpstlichen Legaten in Moskwa widersetzte, als dieser die griechische Prinzessin *Sophie*, ernannte Braut des russ. Großfürsten, begleitete, und nach herkömmlicher und überall zugeliandener Sitte sich ein silbernes Kreuz vortragen ließ; e) die Ermahnung, welche derselbe Metropolit an die Nowgoroder 1471 erließ, worin er diese vor dem römisch-katholischen Glauben warnt, weil er Unglück bringe u. d. m.; f) den merkwürdigen Vertrag, den der russ. Zar *Iwan III. Wassiljewitsch* 1494 mit seinem römisch-katholischen Schwiegerohne *Alexander*, Großfürsten von Litthauen, rücksichtlich der Religionsübungen seiner Tochter *Helena* schloß, und die warnenden und ermahnenden Briefe, die er an erwähnte *Helena* schrieb, daß sie doch ja nicht römisch-katholische Kirchen besuchen, Katholiken ihr Zutrauen schenken, solche

in ihre Umgebung zulassen möchte u. s. w.; g) das vom russ. Patriarchen *Philaret* auf dem Concil von 1620 festgesetzte Gebot, daß alle Bekenner der römisch-katholischen Kirche, wenn sie zur griechisch-russischen übergehen würden, wie andere Heiden erst noch einmal wieder getauft werden müßten, und welches Gebot erst 1718 unter Peter dem Großen, auf eingeholtes Gutachten des griech. Patriarchen zu Constantinopel, *Jeremias*, und weil die Politik Peter dem Gr. Toleranz wegen der vielen in seine Dienste aufgenommenen und ausgezeichneten Ausländer anempfahl, außer Wirksamkeit gesetzt wurde; h) die Warnungsschreiben des russ. Patriarchen *Joachim* an Peter d. Gr., welche *Schröckh* in seiner neuern Kirchengeschichte IX. S. 160 und *Bacmeister* in seiner russ. Bibliothek III. S. 227 liefern; desgleichen endlich die vielen einzelnen Beyspiele von unerhörter Intoleranz, von denen wir die Belege bey *Nic. Bergius*, in dessen *exercitatio historico-theologica de statu ecclesiae et religionis moscoviticae*. Lipsiae 1722. I. S. 65—69, dann bey *Joh. Perry*, der jetzige Staat von Rußland. Leipzig 1717. I. S. 224, 245—247; bey den frühern Beschreibern, als: *Herberstein*, *Rautenfels*, *Olearius*, Prinz von *Buchau*, *Meyerberg*, *Tanner*, *Korb*, *Lysek*, *Petri Pertreji de Erlefunda* u. a. m. finden. Ja selbst noch in neuerer Zeit verbarg der sonst so aufgeklärte und seiner tiefen Gelehrsamkeit wegen mit Recht berühmte russ. Metropolit *Platon Leuschin* (starb 1812) in seinem 1812 erschienenen Reisejournale seinen Hafs gegen die Unirten und Jesuiten nicht, und nicht ohne Staunen ließ man hier die entehrendsten Schmähungen gegen die Bekenner der römisch-katholischen Kirche. Welcher Katholik sollte aber wohl *Stourdza's* oben angeführte Schrift nicht kennen und den feindseligen Geist derselben nicht empfinden? Nicht minder zeigen die stets vergebens von Rom aus gemachten Vereinigungs-Versuche beider Kirchen, so wie die grausamen mit Trug und Arglist verbundenen Feindseligkeiten der Griechen gegen die Kreuzfahrer, das Fest des f. g. orthodoxen Sonntags, der gegen alle zur griechischen Kirche nicht gehörenden Religionsverwandten feyerlich am Altare ausgesprochene Fluch (*Anathema*) und endlich die traurigen Erfahrungen, welche die römisch-katholischen Christen bis heute an den Orten, wo die Bekenner der griech. Kirche die Mehrzahl bilden, laut so vielen Berichten unparteyischer Reisenden in dem Orient machen müssen, zur Genüge, daß bey ihr der Geist der Eintracht entflohen, und der den griechischen Charakter von jeher entscheidend bezeichnende Zug, die Streitsucht, ihr eigen geblieben sey, ihr grübelnder Sinn aber in außerweltlichen Dingen das Höchste gefunden zu haben glaube und sie zum hartnäckigsten Widerspruche berechtige.

Von S. 19—45 handelt der Vf. die Lehre von den 7 Geheimnissen, d. i. heiligen Sacramenten der griech. Kirche ab. Da er hier größtentheils *Mogila's* oben angeführtem Werke gefolgt ist, so ist in Beziehung

hung des Dogmatischen hierbey nichts weiter hinzuzufügen, als höchstens: dafs in der russ. Kirche rückfichtlich der durch die Taufe entstandenen geistlichen Verwandtschaft Dispensation erlangt werden kann; weil in einem Gutachten eines gewissen Patriarchen von Constantinopel hierüber dergleichen Ehen nicht für ganz illegitim betrachtet worden seyen. Es kann der Taufact sowohl in der Kirche als auferhalb derselben im Hause der Mutter vorgenommen werden, nur nicht aber in demselben Zimmer, worin das Kind geboren worden, weil solches für unrein gehalten wird. Da hier der Vf. so auferordentlich kurz den Taufact beschreibt, so will Rec. ihn zu ergänzen suchen; da er oft Zeuge desselben gewesen ist. Der gemeine Russe hält es sehr verschwiegen, wenn die Wehen eingetreten sind, weil er glaubt, dafs dann die Mutter, die sich deshalb meistens in die glühende Badstube begiebt, leichter niederkommen könne. Ist nun das Kind zur Welt gekommen, so mufs der Priester erst durch ein eigenes Gebet (welches der Vf. S. 141—143 wörtlich nach King S. 183—185 anführt) „*rodilnaja molitwa*“ sowohl die Mutter als alle diejenigen, die bey der Wöchnerin waren, selbst wenn sie diese auch nicht berührt hätten, reinigen. Wohnt der Pope zu weit vom Orte der Mutter, so geschah es sonst öfter, dafs er das Gebet mit Anführung aller der Namen, die der Wöchnerin beygefianden waren, in die Mütze des zu ihm abgesandten Boten ablas, der nun sorgfältig diese Mütze verband und bey seiner Rückkehr über Alle ausschüttete. Die geistl. Instruction hat diesen Aberglauben verboten, dennoch aber ereignet er sich noch hie und da. Sonst pflegten die Russen die Geburt eines Kindes allen Verwandten und Freunden anzuzeigen; da aber die Sitte, Geld (gewöhnlich ein Ducaten) unter das Kissen der Mutter legen zu müssen, Manchem missfiel, so beschränkt man sich heut zu Tage nur auf die nächsten Verwandten, von denen man ohne Bedenken diesen Ducaten (doch ja nicht mehr) annimmt. Wir halten diesen Gebrauch so wie die Reinigungspflicht für Gewohnheiten, die aus der jüdischen Religion auf die griechische, und von dieser auf die russische übergegangen sind, obgleich wir auch wissen, dafs die Römer auch ihre *dona natalitia* hatten. In Kleirussland, wo überhaupt manch Abweichendes in den Gebräuchen bey gottesdienstlichen Handlungen vorkommt, kennt man diese Sitte nicht, dagegen aber schickt dort der Vater bey der Anzeige der Geburt eines Kindes Kuchen, Früchte, Rosinen u. s. w., und läst zu Gevatter bitten. Die Reichen schicken zugleich Wein, die Aermern Wasser, worin Rosinen aufgekocht sind, und dieses nennen sie *Wswar*. Den Namen erhält das Kind bey der Geburt von den Aeltern und nicht nach dem Pathen, meistens nach dem Heiligen, an dessen Festtage es geboren ist. Abergläubische Russen pflegen wohl auch bey der Taufe dem Kinde noch einen andern Namen zu geben und verbergen auferst sorgfältig den früher gegebenen

Geburtsnamen, und dieses in der Absicht, damit der Zauberer nicht recht wisse, welches der wahre Name des Kindes sey, und folglich demselben auch nicht schaden könne. Am Ende der Taufe legt der Priester dem Kinde zu gleicher Zeit mit dem weissen eingesegneten Hemdchen ein metallenes plattes Kreuz an, das an einer Schnur um den Hals auf die blofse Brust hängt und welches der Russe nie ablegt. Diese Sitte des Kreuztragens herrscht nur in Rußland allein und soll durch den Bischof Johann von Nowgorod 991 entstanden seyn, als dieser nämlich daselbst das Christenthum lehrte, und die Getauften von den Ungetauften auf diese Art zu unterscheiden suchte. Nach dem Chrisma, russisch *miropomazanie*, welches keineswegs mit der Firmung der römisch-katholischen Kirche für ein und dasselbe Sacrament zu halten ist, da hinsichtlich des Alters des Getauften, der gesalbten Theile, (Augen, Ohren, Hände, Füsse, Mund, Nasenlöcher und Brust,) der Ceremonien und der Bestandtheile des Chrisma zwischen beiden Kirchen ein großer Unterschied obwaltet, erfolgt der letzte Taufact, nämlich die Tonsur. In Kreuzes-Form schneidet der Priester vom Kopfe des Täuflings einiges Haar ab, durchknetet es mit Wachs, drückt sonst darauf das Bild Jesu und verwahrt es als eine Gott geweihte Sache. Späterhin nahm es der Pope zu sich und verbarg es an einem geweihten Orte, gewöhnlich aber klebte er es an die Wände der Kirche. Heut zu Tage werfen es die Popen mit dem Wachse in den Taufstein, dessen Wasser für unrein gehalten und unter die Kirche an einem besondern Orte ausgeschüttet wird. Werden daher mehrere Kinder zu gleicher Zeit getauft, so ist für jedes besonderes frisches Wasser nothwendig. Wie die dreymalige Untertauchung geschehe, erzählt Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten 1773. St. 25. S. 199 ausführlich; wie viele Schriften aber über die Art und Weise der Taufe, ob solche durch Untertauchung oder durch Aufgiesung oder Besprengung vollzogen werden könne, selbst in der russ. Kirche, besonders im XVII. u. XVIIIten Jahrh. erschienen seyen, weifs der Kenner der russ. Geschichte, wir führen als Belege hierzu vorzüglich jene Schrift an, die 1644 zu Moskau bey Gelegenheit des Religionsstreites über den dänischen Prinzen Waldemar, als dieser um die älteste Prinzessin des Zaren Michael Feodorowitsch warb, unter dem Titel: *Der Glaube*, erschien, und worin in einem eigenen Kapitel die Taufe durch Untertauchen gegen die durch Begießung oder Besprengung in Schutz genommen und als einzig wirksam vertheidigt wurde. Dagegen beweist aber die von Theophan Procopowitsch 1724 auf Befehl der heil. Synode zu St. Petersburg herausgegebene Schrift: *Rechtfertigung der durch die Begießung im Namen Christi getauften orthodoxen Christen*, dafs man in der russ. Kirche bald auf laxere Grundsätze hinsichtlich dieses Ritus kam, und also von der alten Form und dem alten Lehrbegriff abgewichen sey.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

KIRCHENGESCHICHTE.

Maxx, b. Müller: *Die morgenländische, griechisch-russische Kirche* — Von Hermann Joseph Schmitt u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Beichte behandelt der Vf. sehr kurz, und nicht leicht dürfte sich ein mit den Gegenständen Unbekannter hiernach von ihr richtige Begriffe machen können. Die griechische Kirche kennt keine *Ohrbeichte*; doch will Platon in seinem kleinen Katechismus, dass ein allgemeines Bekenntniß der Sünden nicht hinreiche, und daß der Beichtende genau seine Sünden angeben müsse. Beichtstühle, wie sie die römisch-katholische Kirche hat, sucht man aber vergebens im den russischen Kirchen; man beichtet gewöhnlich im Hause des Priesters oder im eigenen Hause, und geschieht die Beicht-handlung in der Kirche, so nähert sich der Beichtende unter gewissen Gebeten dem Geislichen, der nun die 10 Gebote abfragt, bey jedem einzelnen aber etwas verweilt, sodann die Geringern fragt, ob sie dasselbe überschritten haben, bey Vornehmern aber mit dieser Frage schweigt und durch ein längeres Stillschweigen dem Beichtenden das: „*Herr, ich bin schuldig!*“ auf anständige Weise zu entreißen sucht. Bey dem Pöbel fragt der Pope oft ganze Sünden-Register ab, und Dorfgeisliche erlauben sich hierbey die seltsamsten Fragen. Dem Rec. sind folgende zwey Fälle ganz genau bekannt, für deren Wahrheit er bürgen kann. Eine vornehme adelige Dame beichtete auf dem Lande einem Dorf-Popen. Die unvernünftigen Fragen des Popen, der nach einem langen Sündenregister die aufgeklärte Frau fragte, hörten ihre ganze Andacht; als er sie aber nach diesem Fragzettel fragte, ob sie eine Hexe sey, Handfleisch esse u. d. m. entloh ihr aller religiöse Sinn. Verwundert fragte ein anderes Mal ein Fräulein von 7 Jahren ihren Vater, was sie dem Popen zu antworten habe, wenn er sie wiederum fragen möchte, ob sie Ehebruch getrieben habe, u. f. w. Unter die größten Sünden rechnet der Russe die Verletzung der Fasten, die sehr streng und mit der genauesten Pünktlichkeit gehalten werden. Alles was nur auf die entfernteste Weise animalisch ist, rührt der Russe

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

daher nicht an, und selbst den Zucker verfast er sich, weil dieser ja durch Ochsenblut raffinirt wird. Mönche besonders üben die Fasten auf die peinigendste Art, sie genießen nur kleine Portionen einer schrecklich elenden Kost, und dürfen nur zu gewissen Zeiten ihre lechzende Zunge durch einen Trunk Wasser laben. Jede, auch die leichteste, Uebertretung hierin erscheint ihnen als Todsfünde, und höher als Mord, Betrug, Ausschweifung aller Art u. f. w. Von sogenannten Reservat-Sünden hat Rec. nie etwas gehört, denn der Russe hält den Priester für berechtigt, alle Sünden vergeben zu können. Die Kirche gebietet in ihren 9 Kirchen-geboten die Beichte vor dem Priester jährlich vier Mal, oder doch wenigstens ein Mal; Laien befolgen das Letzte; die Mönche das Erste. Die bey der Beichte vorkommenden Gebete hat der Vf. nach King S. 213 ff., S. 167—171 abdrucken lassen, wobey der sinnentstellende Druckfehler S. 170 Vermachung statt Vermahnung besonders auffällt. Von den merkwürdigen russischen Schriften über dieses heil. Sakrament sagt der Vf. kein Wort, wir machen ihn daher besonders auf *Innocenz Gizels* Werk: *Lehre vom heil. Sakramente der Beichte*. Kiew 1671 in 4to, dann auf *Theophan Procopowitsch*: *Geistliche Belehrung über das heil. Sakrament der Taufe*. St. Petersburg 1720, und endlich auf *Innocenz Netschajew*: *Vorschriften bey der Beichte der Kinder*. St. Petersburg 1769 und 1795, welche die heil. Synode zum Druck befördern liess, aufmerksam.

Auch was der Vf. von der *Eucharistie* sagt, ist sehr unvollständig und verwirrt; wir bemerken hierbey, daß *Päer Mogila* solches in seinem Katechismus für das vornehmste christliche Sacrament halte, und daß darin zwischen der griechischen und römisch-katholischen Kirche ein großer Unterschied herrsche, daß erstere den Genuß desselben nicht allein Erwachsenen und Kindern, sondern auch kaum Geborenen erlaube, welches doch bekanntlich in der römisch-katholischen Kirche schon im XIIten Jahrhunderte verboten (*Gieseler*, Kirchen-Geschichte, IIter Bd. 2. Abth. S. 371) und durch das *Concil. Trident.*, Sess. IX. Canone 3 et 4 mit dem Anathema belegt wurde. Von den großen Streitigkeiten über das gesäuerte und ungesäuerte Brod mit der römisch-katholischen Kirche, die auch

E (4) auf

auf die russische Kirche übergangen, wie unter andern die vom russ. Metropolit *Leon* (992—1008) in griechischer Sprache verfaßten Schriften beweisen (*Strahl* Beiträge zur russ. Kirchengeschichte, I. 101) wollen wir schweigen, aber daß im XVIIIten Jahrhunderte ein großer Streit über die Transsubstantiation sich in der russ. Kirche, besonders zur Zeit der gelehrten griechischen Brüder *Johann* und *Sophronius Lichud* erhob, und Streitschriften darüber gewechselt wurden, auch in diesem Punkte die russ. Kirche von dem Glauben der griechischen einigermaßen abgewichen sey und sich der römisch-katholischen Kirche genähert habe, hätte doch der Vf. gehörigen Orts bemerken und nicht ganz mit Stillschweigen übergehen sollen. Die bey der heil. Communion vorkommenden Gebete hat der Vf. S. 131—141 wörtlich nach *King* S. 160—168 abdrucken lassen. Hier wäre Vieles zu berichten, denn es fehlt nicht an Irrthümern; zu bemerken wäre auch gewesen, daß die Communion allezeit mit einem Löffel ausgetheilt wird, weil Brot und Wein im Kelche vermischet sind. Irrig ist, wenn der Vf. S. 47 behauptet, daß die Russen die Verwandlung der Bestandtheile *Transsubstantiation* nennen, sie heißt bey ihnen *presuschestwenie Eucharistii*.

Sowohl das Dogmatische S. 43, als die S. 171—190 wörtlich nach *King* S. 222—260 abgedruckte Liturgie *bey der Ehe* bedarf noch großer Ergänzungen und Berichtigungen. „Daß die Ehe von jeher, wie der Vf. S. 43 behauptet, in der Kirche des Morgen- und Abendlandes zu den heil. Sacramenten sey gerechnet worden,“ ist falsch, denn in der lateinischen Kirche ward die Ehe bis ins IXte Jahrhundert bloß als ein Civil-Contract angesehen, erst Karl der Große schrieb die Einsegnung des Priesters als ein zur Gültigkeit der Ehe nothwendiges Erforderniß vor, und das *Concil. Trid.* machte sie zu einem Sacrament. — Die griechischen Kirchengesetze verbieten streng die Heirathen zur Zeit der Fasten, nur am Tage der Hälfte der großen Fasten ist Fleischspeise und Trauung erlaubt. Die Trauung heißt im Russischen: *Krönung*, *Wentschanie*, weil während des Trauungsactes dem Brautpaare Kronen aufgesetzt oder über ihren Häuptern gehalten werden. Den Anfang bey jeder russischen Ehe macht die *Swacha*, der Alten *pronuba*, deutsch, die Freywerberin. Diese ist größtentheils eine nahe Verwandte aus der Familie des Bräutigams, die von den Aeltern desselben den Auftrag hat, bey den Aeltern der Braut um solche anzuhalten. Erfolgt eine günstige Antwort, so geschieht die förmliche Werbung des Bräutigams, wobey ein Ehecontract aufgesetzt und alsobald zur Verlobung geschritten wird. Diese geschieht entweder in der Kirche oder im Hause der Braut durch Wechselung der Ringe und unter mancherley Ceremonien. Bald hierauf folgt die *Trauung*, welche gewöhnlich Abends bey Vornehmen und

Reichen, Nachmittags aber bey Bauern und gemeinen Leuten, stets in der Kirche, laut Ukas vom 1765, 14. Juli, nie im Hause vorgenommen wird. Nach ältern russischen gesetzlichen Vorschriften muß bey Adligen wenigstens der Bräutigam 20, die Braut 17 Jahre alt seyn; durch den Ukas von 1775 wird aber auch eine Ehe für gültig erklärt, wenn der Mann 15 und das Fräulein 13 Jahre alt ist, vorausgesetzt, daß sie beide bey vollem Verstande sind, weil sonst das frühere Gesetz von 1722 in Anwendung kommt, das alle Ehen dieser Art verbietet. Alle Ehen zwischen Verwandten in gerader Linie sind durchaus verboten, die Verbote mit Verwandten aus der Seitenlinie erstrecken sich bis zum 7ten und 8ten Grade. Eine zweyte Ehe hat nichts Anstößiges, eine dritte erregt Aufsehen, eine vierte ist streng nach dem *Uloschenie* Kap. 16. §. 15 verboten. Ehescheidungen kommen sehr selten vor, nach welcher die Geschiedenen zur zweyten Ehe schreiten könnten. Obgleich die Ehe bey den Russen zu den heil. Sacramenten gerechnet wird, so ist es auffallend, daß dennoch die bürgerlichen Gesetze Vorschriften machen, wann die Ehe für aufgehoben zu halten sey. Dieß ist nämlich der Fall bey der Landesverweisung, wo der zurückgelassene Ehegatte sich wieder verheirathen kann, die Kinder aber sich ins Vermögen theilen, denn der Exilirte hat den bürgerlichen Tod erlitten. Auch die Frauen der zum Soldatenstande genommenen Reeruten pflegen wieder zu heirathen, sobald der Mann zur Fahne geschworen hat.

Im dritten Hauptstücke handelt der Vf. S. 68—281 in drey Abschnitten erst von den *Gebräuchen und Ceremonien bey dem Gottesdienste*; dann von denen bey der *Administration der heil. Sacramente*, und endlich von den übrigen kirchl. Gebräuchen und Einrichtungen, als: *Gebote der Kirche, Fasten, Festtage, Mönchsorden, Begräbnisse, Processionen* u. s. w. Wir bemerken, daß das vom Vf. S. 71 von dem halben Monde unter den Kreuzen auf den Kirchen angeführte Historische falsch sey, denn in Groß-Nowgorod, wohin die Tataren nie kamen, und in St. Petersburg, das viel jünger als der Tataren Besiegung ist, findet man ebenfalls den Halbmond unter dem Kreuze. Eine Erklärung hierüber hat der berühmte und gelehrte Erzbischof *Eugenj Bulgar* in einer eigenen Abhandlung zu geben gesucht. Viel Unwahres und zu Berichtigendes enthält das Nachfolgende, welches größtentheils aus *King* S. 21, 25, 26, 32 ff. wörtlich entnommen ist. — Die Aermel des Diacons bey seinem Kirchenkleide heißen nicht auf russisch *poruche*, wie der Vf. auf irrige Weise *King* nachgeschrieben hat, sondern *poruschni*; dieß aber hätte er leicht vermeiden können, da es schon *Phiseldes* in seiner Recension des *King*schen Werkes in der Allg. deutsch. Bibliothek XXIII. S. 610—619 gerügt hat. Höchst entstellend ist ferner der Druckfehler S. 82, wo statt *Tro-*

Troparion: *Teopafion* steht; auch ist nirgends der Unterschied zwischen *Troparion* und *Contaktion* angegeben, den doch das Kirchenlexicon des *Alexejew* genau angiebt.

Alles was wir nun bey unserm Vf. von S. 86 bis 248 lesen, ist wörtlich aus King von S. 113 bis 118 entnommen, und zwar dergestalt, daß wir hier alle die Fehler wieder abgedruckt finden, deren sich King oder sein Uebersetzer schuldig gemacht hat. Wir zählen dahin besonders die S. 97 kaum verständlichen und ganz falschen Namen der russischen Heiligen. Es muß also heißen statt *Onupheius*: *Onuphrius*; statt *Theodosius von Pechersky*: *Theodosius Petscherskj*, d. i. der *Höhlenheilige* (*petscherskj* ist das Adjectiv von *Petscheri*: Höhlen). Da nämlich Antonius und Theodosius die Höhlen bey Kiew gegraben hatten und bewohnten, hier aber das berühmte Höhlenkloster gestiftet wurde, so erhielten in der Folge die Gründer und ausgezeichneten Männer dieses Klosters den Beynamen *petscherskj*; statt *Sergius Radonige* muß es heißen *Sergius von Radom*; statt *Balaam von Chutinsky* muß man lesen: *Warlaam von Chutyn Kloster*, u. d. m. Das S. 252 den Klöstern und Confraternitäten ertheilte Lob klingt aus dem Munde unsers Vfs., als Geistlichen, etwas verdächtig, und nicht Jeder wird ihm beystimmen, wenn er dergleichen Anstalten „für lobenswürdig gebilligt und sie gleichsam als eine Himmelsmiliz auf Erden“ hier angepriesen findet, auch sieht die Abfchweifung über das Geschichtliche der Entstehung der Klöster hier am unrechten Orte. Von S. 256 bis 275 ist King wörtlich wieder abgedruckt und zwar von S. 315 — 335. Die Processionen beschreibt King S. 74, unser Vf., der ihm wörtlich folgt, S. 275. Die Wasserweihe handelt King S. 358 ab; Hr. *Schmitt*, der ihm wörtlich nachschreibt, S. 276. S. 277 fehlt der Dienst des orthodoxen Sonntages, der sich bey King S. 368 findet. Was der Vf. S. 277 und 278 vom Dienste des heil. Fußwalschens sagt, ist sehr unvollständig und hätte leicht nach King S. 379 ergänzt werden können. Auch die Ordnung bey der Zubereitung des heil. Salböls, die King von S. 388 — 394 abhandelt, ist hier ganz übergangen und nicht einmal darauf verwiesen.

Im vierten Hauptstücke handelt der Vf. von der *Verfassung* der morgenländischen Kirche. Vergessens sucht man hier etwas Neues, ja die Resultate der neuern Forschungen sind hier übergangen. Unedel ist der S. 287 gebrauchte Ausdruck: „die Welt ist durch so viele Souveränitäten zerfetzt.“ — Daß das Supremat des römischen Papstes in den ersten acht Jahrhunderten allgemein anerkannt worden sey, behauptet der Vf. S. 290 nach der Autorität eines von ihm nicht genannten Gelehrten unserer Zeit. Wahrscheinlich versteht er hierunter *de Maisire*, der in seinem bekannten, von *Lieber* ins Deutsche übersetzten Werke: „Vom Papste 1822,“ S. 41 ff.

ausführlich die Zeugnisse aushebt, welche für das anerkannte Supremat des Papstes sprechen. Da dieses so frühe Primat ein Streitpunkt ist, so hätte es nicht so beweislos hingestellt werden müssen als hier geschah.

Die S. 304 beschriebene kirchliche Verwaltung der griechischen Kirche ist theils aus *Heineccius*, theils aus andern bekannten, über die griech. Kirche handelnden Werken entnommen und höchst dürftig und mager ausgefallen, die S. 305 beschriebene Verwaltung der russischen Kirche aber wiederum aus King S. 416 entlehnt.

Im fünften Hauptstücke, welches er in 14 Abschnitte abtheilt, sucht der Vf. die *Trennungsgeschichte der griechischen Kirche* zu entwickeln. Hier ist er den Schriften von *Bingham*, *Fleury*, *Schröckh*, *Stourdz* und Anderen, wörtlich gefolgt, und liefert lauter Bekanntes. *Leo Allatius* hat aber schon längstens in der von ihm herausgegebenen Schrift: *De ecclesiae occidentalis atque orientalis perpetua consensione*, das von unserm Vf. zu beweisende Thema angeführt, und dieser Gegenstand ist schon so oft dargestellt und ausführlich behandelt worden, daß wir uns wundern müssen, wie der Vf. denselben abermals hier so weitläufig ausführen konnte. — S. 436 wird *Nicetas* Mönch von der *Stude* genannt. Das Studiumkloster in Constantinopel ist allgemein bekannt, aber der Ausdruck *von der Stude* dürfte wohl kaum verständlich seyn.

Im vierzehnten Abschnitte S. 450 bis 453 spricht der Vf. vom *Ursprunge und der Trennung der eigentlich russischen Kirche*. So dürftig dieser Abschnitt ist, so reich ist er dagegen an Irrthümern und Unwahrheiten. Zuerst dürfte die Ueberschrift leicht zu dem Irrthume verleiten, als sey die russ. Kirche einst von ihrer Mutter (der griechischen) abgefallen, welchem bekanntlich nicht so ist, welches aber in der S. 451 vom Vf. aufgestellten ganz falschen Behauptung „daß die Russen durch den Eifer der Mönche der neuen Corbie zum Christenthume bekehrt worden seyen,“ seinen Grund zu haben scheint. Hier vermengt der Vf. offenbar die Bekehrung der Rugier und Slaven auf der Insel Rugen und in Pommern mit den Russen, und zeigt, daß er den Apostel des Nordens, den heil. *Ansgarius*, und dessen Leben und Thaten nicht kenne und die Quellen über Verbreitung des Christenthums in Rußland nicht studirt habe, denn sonst würden ihn *Schlözer* in seinem *Nestor*, *Karamsin* in seiner russ. Geschichte, *Schtcherebatow* und andere die russische Geschichte abhandelnden ins Deutsche übersetzten Werke, so wie auch die ältern Reisebeschreibungen und Berichte über Rußland, als da sind *Herberstein*, *Olearius*, *Possavin*, *Parry*, *Bergius*, *Fabricius* besonders *Stritter* in seinen *memoriae populorum* ff. und viele andere belehrt haben, von woher das Chri-

Christenthum nach Russland kam, und das keineswegs weder die sonst so verdienstvollen Mönche von *Corvey*, welches gewiss sonst *Wigand* und seine Vorgänger in der Geschichte dieses merkwürdigen Klosters nicht unberührt gelassen haben würden, noch das *Adalbert*, Erzbischof von Magdeburg, den Russen das Evangelium verkündet habe. Dergleichen Unwahrheiten in geschichtlichen Werken zu verbreiten, verdient scharfe Rüge, und schon bey wenig Nachdenken hätte Hr. S. es fühlen müssen, daß er Unwahres berichte: denn wie hätten römisch-katholische Missionarien die von ihnen gestiftete Kirche dem römischen Stuhle entziehen und dem griechischen Patriarchen zuwenden können, ja wie paßt hierzu das, was er S. 452 mit folgenden Worten sagt: „die russische Kirche stand von ihrem Ursprunge an bis ans Ende des XVIten Jahrhunderts unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs (Patriarchen) von Constantinopel, welchen sie als ihren rechtmäßigen Patriarchen anerkannte.“ Die Quellen, auf die sich hierbey der Vf. bezieht, *Ditmar* und *Fleury* nämlich, (gegen welche Rec. alle mögliche Achtung hat,) sind hier keineswegs zuverlässig genug, noch die besten, da *Stritter* a. a. O. gleichzeitige griechische Schriftsteller anführt, und *Neslor* und seine Nachfolger für die russ. Geschichte die besten Führer, besonders in geistl. Angelegenheiten sind.

In wie fern die russ. Kirche in die Ereignisse der griech. Kirche verwickelt war, ist Rec. eben so wenig bekannt, als ihm je Ereignisse der griech. Kirche besonders aufgefallen wären. Daß die griech. Kirche eine eigene Geschichte habe, wird niemand leugnen, und die von *Meleti*, Metropolit von Athos herausgegebene griech. Kirchengeschichte ist hiervon Beweis genug; aber daß ihre Schicksale mit denen der russ. Kirche eng verknüpft gewesen, ist gegen alle geschichtliche Zeugnisse: denn nach der Eroberung Constantinopels von den Türken hörte sie in Griechenland auf, Staatsreligion zu seyn, während sie es doch stets in Russland, selbst zur Zeit der Tataren-Herrschaft blieb; die Sectirungen in Russland hatten keinen Einfluß auf die griech. Kirche in Griechenland und umgekehrt; und die Streitigkeiten um das griech. Patriarchat unter den verschiedenen Bewerbern, waren ohne alle Folge und Einfluß auf die russ. Kirche, bloß zur Zeit des lat. Kaiserthums und der Vertreibung des griech. Patriarchen aus Constantinopel nach Nicäa, empfingen einige russ. Metropolitane ihre Weihe am letzten Orte. Dagegen bildeten beide Kirchen von jeher Eine einzige, hielten fest an ihren Dogmen, und Beyspiele in der Geschichte lehren, daß die russ. Kirche selbst noch nach Errichtung eines eigenen Patriarchats in Russland in Sachen des Dogma Rathsbey dem Patriarchen von Constantinopel erholte, und daß der Nexus beider Kirchen bis zur Zeit *Peters* d. Gr. fort dauerte. Aber ganz unbegreiflich ist

dem Rec., wie Hr. S. S. 452 behaupten könne, „daß die russ. Kirche eine geraume Zeit gesäumt habe, sich von Rom zu trennen, und daß ihr kirchl. Nexus mit Rom, dem Mittelpunkte der Einheit, noch lange fortgedauert habe, nachdem er selbst mit dem Patriarchen von Constantinopel und der asiatisch-griechischen Kirche schon ganz unterbrochen gewesen.“ Die Beweise hierzu dürften dem Vf. sehr schwer fallen und eine so offenbare, aller Geschichte widersprechende Unwahrheit bedarf keiner weitem Widerlegung. — Eben so falsch ist, „daß die russ. Kirche (S. 452) noch bis zur heutigen Stunde die Kirche von Constantinopel als obersten Gerichtshof anerkenne:“ nie hat Russland dieses zugegeben, und wenn gleich früher die griechische Kirche eine Art von geistl. Vormundschaft über Russland ausübte, so übte sie diese nicht als oberster Gerichtshof: denn die geistl. Angelegenheiten in Russland entschied der Metropolit mit dem Großfürsten oder in einem Concil, später der russ. Patriarch und Zar, und jetzt der Kaiser durch die heil. Synode; berathend wurde allerdings zuweilen das Gutachten des griech. Patriarchen eingeholt, oder er selbst zu Concilien nach Russland eingeladen, vorzüglich bey Streitigkeiten über die Fasten; Ertheilung äußerer Ehreenauszeichnungen, Exemptionen der Klöster von ihrer bischöfl. Aufsicht u. d. m., aber mit welchem Rechte? und wurden sie auch in Russland anerkannt, oder wie lange blieben die Klöster exempt?

Zuletzt müssen wir auch noch den Stil tadeln, denn oft ist der Vf. sehr geziert, wie z. B. S. V in der Vorrede, oft steif, gezwungen mit überflüssigem Wortschwall überladen und unnatürlich wie ebendasselbst S. IV und an mehreren andern Orten.

Fragen wir nun, welchen Nutzen der Vf. den Wissenschaften durch dieses Werk gebracht habe, so müssen wir aufrichtig bekennen, daß wir denselben nur äußerst gering anschlagen können: denn er hat das längst Bekannte von neuem wieder abdrucken lassen, alte Irrthümer wiederholt und mit neuen vermehrt, und seinen Gegenstand mit nicht geringer Oberflächlichkeit behandelt, da es doch nach den bereits vorhandenen Werken weit erschöpfender geschehen konnte. Wir wollen indessen die lobenswerthe Vorliebe des Vfs. für Behandlung der orientalischen Kirche nicht verkennen und kann sich derselbe bey strenger Prüfung und Benutzung des Vorhandenen auf dieser noch nicht sehr betretenen Bahn einen verdienten Ruhm erwerben; nur aber bitten wir ihn, sich an die reichen Quellen derselben, zu deren Verständniß aber freylich die Kenntniß der griechischen, slavonischen und russischen Sprache unentbehrlich ist, genau zu halten, weil er sonst leicht wieder in Verirrungen gerathen und einen strengern Richter finden könnte.

St.

lege, namentlich über die Einführung der Rechtspflege bey geschlossenen Thüren und die Nothwendigkeit der schriftlichen Aufzeichnung der Verhandlungen, hier zusammengefaßt. *Obf. IV.* Ueber die Sammlungen der *Gewohnheiten und Gesetze* in den deutschen Städten und Landen seit dem 11ten Jahrh. und den Kampf derselben mit dem nach und nach sich ausbreitenden *Römischen Rechte*, wobey jedoch die von dem Vf. gegebenen Andeutungen am wenigsten das *Criminal-Recht* betreffen. *Obf. V.* S. 44. 45. Es habe in Deutschland *Reichsstände, Reichsabschiede, Landfrieden* und *Reichs-Polizeyordnungen* gegeben, auch sey für Civillachen ein höchstes *Reichsgericht* angeordnet worden, welches Veranlassung wurde, daß die Reichsstände auf die Gebrechen der Criminal-Rechtspflege aufmerksam wurden. Von diesem Entschluß zu Abfassung einer Criminal-Ordnung, den Entwürfen und den Verhandlungen und der ersten Ausgabe der C. C. C. ist *Obf. VI.* S. 46. 47 aus dem, was die größern Werke enthalten, ein Auszug mitgetheilt. *Obf. VII.* Von dem Verfasser des *Entwurfs*, der hier stets durch *adumbratio* bezeichnet wird, obgleich das Werk selbst die C. C. C. dem *Volumen* nach nicht größer ist, als jener *Umriss*. Hier folgen S. 51 fg. einige eigne Beobachtungen gegen die Meinung, daß die C. C. C. viel aus dem Römischen geschöpft habe und gegen die, daß sie dem Muster der Instruction für die spanischen Inquisitionen-Processen nachgebildet sey. Gewiß ist es zu erweisen, daß die C. C. C. hauptsächlich nicht *neues Recht* machen, sondern bisher zur Anwendung gekommenes, darunter auch *Römisches*, bestimmt und gemeinfalsch aussprechen wollte. Von dem nähern *Plan*, der durch das Werk und einzelne bessere Bestimmungen erreicht werden sollte, *Obf. VIII.* S. 57—59. — Die *Obf. IX.* S. 60—62 handelt von dem besrittenen Inhalt der C. C. C. Art. 104. 106. im Verhältniß zur *Bamb.* Art. 125. 126. — *Obf. X.* S. 63. 64. *Hilfsmittel* zum Verständniß der C. C. C. sind die zur Zeit der Abfassung geltenden und gesammelten *Gewohnheitsrechte*, die Schriften der Praktiker und *Gobler's* und *Rome's* lateinische Paraphrasen der C. C. C. Aber die dürftigen *Beyspiele*, die hier angeführt werden, um längst Bekanntes zu erweisen, sind nicht stets passend. So wird unter andern angeführt, daß das *Freyburger Recht* die Strafe des Abhauens der Schwörfinger auf den *Meinid* setze, und dieses auch die C. C. C. anordne. Aber im Art. 107 wird diese Strafe weit *allgemeiner* gerechtfertigt. — „Und nachdem im heiligen Reich ein gemeiner Gebrauch ist, solchen *Falschschwörern* die *zween Finger*, damit sie geschworen haben, abzu-hauen, dieselben *gemeine gewöhnliche Leib-Straff* wollen wir auch nicht ändern.“ — *Obf. XI.* S. 65. 66. Die C. C. C. konnte sich lange nicht geltend machen, und hatte Hindernisse ihrer allgemeinen Verbreitung in der Eifersucht der *Stände* auf ihr Gesetzgebungsrecht und in den Vorurtheilen der dem Römischen Recht mehr geneigten *Rechtsgelehrten*. In einigen Län-

dern erhielt sie erst durch neue Redaction in der Form eines *Landesgesetzes* Anwendbarkeit. *Obf. XII.* S. 67—70. Ueberreste der alten Gewohnheit des *Wehr-geldes* im Zusammenhang mit dem fortbestehenden *Anklage-Verfahren* werden hier aus einigen Schriftstellern nachgewiesen und als ein Hinderniß der anfänglichen Aufnahme des neuen Werks angegeben, welches jedoch gewiß nicht als ein allgemeines gelten kann, so daß der Grund des Widersirebens wohl hierin nur zum kleinsten Theil gelegen haben kann. — *Obf. XIII.* S. 71. 72. Wichtigkeit der *academischen Spruch-Collegien* für die Ausbildung des gemeinen Criminalrechts. Der Vf. macht an einer andern Stelle mit Recht aufmerksam, daß die C. C. C. selbst in der Art, wie sie abgefaßt wurde, der weitem Fortbildung durch Wissenschaft und Praxis keine Schranken setzen, sondern vielmehr dazu Gelegenheit geben wollte. —

Berücksichtigt man nun, wie hier in den meisten *Observationes* bekannte Umstände in kurzen Perioden und ohne innern Zusammenhang vorgebracht werden, so kann man freylich weder die Form, noch die Resultate des Buchs für besonders verdienstlich halten; doch liefern einige, besonders die vier ersten Beobachtungen, den Beweis guter Kenntnisse in einigen Theilen des germanischen Rechts, und lassen erwarten, daß der Vf. auf dem Wege selbstständiger Untersuchungen sich nützlich machen könne. Die Schrift schließt mit einem Druckfehler-Verzeichniß von 1½ Seiten, wobey aber noch minder bedeutende dem Leser zur eignen Verbesserung überlassen werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Trautwein: *Die Völkerschlacht*. Historisches Gedicht in sechs und zwanzig Gesängen. Verfaßt und zu nördlichen Zwecken herausg. von Carl Gottlieb Ernst Weber. 1827. 492 S. gr. 8.

Als der Vf. das vorliegende Werk durch die Verlagshandlung auf Subscription ankündigen ließ, und zwar mit dem Bemerken, wenn wir nicht irren, er habe eine zehnjährige Mühe auf die Ausarbeitung desselben verwendet, drang sich dem Rec. sogleich die Vermuthung auf: der Vf. müsse entweder ein Genius erster Größe seyn, welcher die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten eines solchen Stoffes durch die schöpferische Originalität seines reichgebildeten Geistes dennoch belegen würde (wie dies etwa von Schiller zu erwarten stand, welcher uns bekanntlich auch eine Epopée aus der neuern Zeit, und zwar über Friedrich den Großen versprach); oder gerade das Gegentheil von diesem, ein beschränkter Dichterling, welcher mit wohlgefälligem Selbstvertrauen und unberechnetem Kraftaufwand sich der langwierigen Behandlung eines Gegenstandes unterzogen, von dessen Schwierigkeit er keine Ahnung gehabt habe. Eine Mittelstraße anzunehmen, schien unmöglich, weil diese schon Selbstkritik und Einsicht in das Wesen der Kunst voraus-

ansetzt. — Rec. sah daher mit sehnlicher Erwartung der Erscheinung dieses Werks entgegen. Es ist erschienen, und — nicht ein Triumphlied kann, sondern die Todtenklage muß Rec. antimmen: denn nicht leicht ist ein Werk erschienen, welches charakterloser, langweiliger und durch und durch unpoetischer wäre, als dieses. Hätte der Vf., bevor er sich an diese Sisyphusarbeit wandte, einen kenntnißreichen Freund zu Rathe gezogen, oder hätte er nur die Theorie des Epos studirt und dann mit unparteyischer Selbstkritik das Maas seiner Kräfte mit der gigantischen GröÙe seines Stoffs verglichen; er hätte lieber alles Andre gehaspelt, als diese Verse, und lieber Fliegen todtgelchlagen, als diesen zweyten Todtschlag an den Helden von Leipzig verübt. Ueberall keine Menschen, die hier handeln; fast gar kein Charakter angelegt, geschweige durchgeführt; Alle scheinen, in Sentimentalität versunken, wie aus einem Munde zu sprechen; die verbündeten Fürsten treten nur auf, um bey jeder Gelegenheit gelobdelt zu werden, und verschwinden ebenso wieder, wie wesenlose Schamen, während Napoleon als der Abschaum der Menschheit und der Verbündete des Teufels geschildert wird. Hier hat der Vf. nicht bloß historisch gesündigt (denn war Napoleon wirklich so schlecht?), sondern eine noch weit größere poetische Sünde begangen; die Mufen aber rächen sich auch auf das Empfindlichste an ihm durch die Aufhebung alles und jedes Interesses. Wie hat Homer seinen *Hector*, wie *Virgil* seinen *Turnus* geschildert! — und welche Theilnahme, welches Interesse wird in uns rege durch das edle Verhältniß ihrer Charaktere und ihrer Schicksale zu dem Charakter und dem Schicksal ihrer großmüthigen Sieger? — Zu der Aufstellung eines gleichen Verhältnisses fehlte es dem Vf. bey Napoleon ja durchaus nicht an Gelegenheit. Anstatt ihn uns von vorn herein als einen wüthenden Eber vorzuführen (Gesang I. St. 83 fg.), welchen nur das Gefühl der Rache zu dem entscheidenden Kampfe bestimmt, mußte es die gerechte Besorgniß gewesen seyn, nach so vielen vergeblichen Opfern die unzufriednen Parteyen gegen seinen usurpirten Thron zu empören; es mußte die Liebe zu Weib und Kind, und, was er immer vorgab (ob wahr oder unwahr, thut hier nichts), die Liebe für den Ruhm und die Ruhe Frankreichs gewesen seyn u. s. w., welche, begleitet von dem flammenden Ehrgeize einer großartigen Heldenseele, entweder Alles, oder Nichts, *aut Caesar, aut nihil* zu seyn, den Sieger von Marengo zu diesem entscheidenden Kampfe bewogen hätten. Wäre der Vf. dem ähnlich verfahren, so würden wir für seinen Helden gefürchtet und gehofft haben, und unsere menschliche Theilnahme würde ihm nicht entgangen seyn, wenn wir ihn Gesang XXIII. St. 25 fg. auf dem Schlachtfelde unglücklich und verlassen gesehen hätten. Aber jetzt, wo er mit wildgeballter Faust dem Himmel droht und ausruft: „Zerfleischen will ich dein Geschlecht auf Erden, aus Steinen aber soll das meine werden“, erschauern wir nicht

bloß über die Ungerechtigkeit des Vfs. gegen diesen berühmten welthistorischen Charakter, sondern der Ekel, den wir von vorn herein gegen das phantastische Dunstbild empfinden, welches er *Napoleon* nennt, wächst auf das Höchste, wenn es St. 33 heißt:

Zermalmen mögen hätt' ihm die Gebeine
Der Qualen Grimm, der glühendheisse Zorn.
Ihn löschte nichts; der Thränen hatt' er keine,
Der Augen Paar hielt Jedermann für Horn;
Sein Herz verglich man einem Kieselsteine,
Die Zunge war ein Dolch und bald ein Dorn.
Sein Mund ein Krater, offen nur zu Flüchen,
Zu Kriegsgechrey Befehl und Urtheilsprüchen.

Unser Ekel wächst auf das Höchste, sagen wir, und sein Held gehört für den Galgen, unter dem er ihn (pfui!) Gesang III. St. 6 fg. erscheinen und ausrufen läßt: „Hier, gerade hier, wo Satans Tempel stehet, der Hölle Vorhof ist, gefällt es mir.“

Lessing sagt mit Recht in seiner Hamburgischen Dramaturgie: „Dem Dichter müssen die historischen Charaktere weit heiliger seyn, als die Begebenheiten.“ Der Vf. hat es umgekehrt gemacht, denn die Begebenheiten scheinen mit Treue wiedergegeben zu seyn. Dabey aber hat er vergessen, daß die Wirklichkeit keine Poesie ist, und daß er unbeschadet der Geschichte einen poetischen Hebel hätte erfinden können und müssen, um von vorn herein unser Interesse in Anspruch zu nehmen, und uns den mühseligen Feldzug durch sein Gedicht zu verflüssen. Der unvergleichliche Homer gebraucht hiezu den Zorn des Achilles, und wir bleiben in beständiger Spannung, welches sonst, trotz seinen wunderbar lebendigen und immer wechselnden Schlachtscenen, vielleicht nicht immer der Fall seyn würde. Aber dem Vf. geht nicht bloß ein solcher Hebel ab, sondern seine Schlachtscenen zeugen vollends, daß er nicht die geringste Erfindungsgabe und Phantasie besitzt. Etwas verschuldet freylich die neuere Strategik, welche die Krieger zu Maschinen macht, nur von dem Winke eines Einzigen abhängig, aber nicht Alles. Ein schöpferischer Kopf würde auch hier Mannichfaltigkeit in die Einförmigkeit zu bringen gewußt haben. Bey unserm Vf. ist aber ein Gefecht, wie das andre; die Heere werden immer und ewig mit Wolken verglichen, und in der Schlacht bey Wachau ist er so sehr in Verlegenheit, was er sagen soll, daß er mitten im Donner der Kanonen die Dryaden auftreten und sich in 10, sage zehn Stenzen berathen läßt, ob sie nunmehr nach Italien, Hellas oder anderswohin fliehen wollen. Da dem ähnlich nun auch die wenigen Episoden behandelt sind, nämlich ohne alle Phantasie und Darstellungsweise: so möchte wohl schwerlich Jemand ausser dem Vf. die Geduld haben, sein Gedicht zu durchlesen, in welchem überdiß noch die Maschinerie auf das Uebelste bestellt ist, und heidnische und christliche Mythologie wie Kraut und Rüben zusammengeworfen wird. Wenigstens gesteht Rec. aufrichtig ein, daß er, trotz dem besten Vorsatz, es nicht weiter, als bis zum 13ten Gesange hat bringen können und den übrigen
Theil

Theil nur *obiter* durchgegangen ist: denn die Lesung dieses Gedichts wird noch unerträglicher durch die Unbeholfenheit der Form, wodurch das Verständnis ungemein erschwert wird. Zwar läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß der Vf. die Gesetze der *ottava rima* kennt, und auch wirklich manche gute Stanze hier angetroffen wird; er hält fast durchgehends genau die Cäsur am Ende des zweyten Fußes und vermeidet möglichst den *hiatus* und die *apocope*: aber durch diese ängstliche Beobachtung verfällt er in weit grössere Fehler und namentlich in die der Undeutlichkeit (Rec. hat oft eine Stanze 4 bis 5 Mal gelesen, bevor er sie verstehen lernen konnte), des Schwulstes, des Uebelklanges, der Constructionsverwirrung u. s. w.; er verlißt häufig gegen die logische und oratorische Anordnung der Begriffe, fehlt in der Wahl schicklicher Uebergangswörter, wimmelt von Tautologien und *Pleonasmen*, hat sich gewisse Lieblingsausdrücke angewöhnt, die fast unaufhörlich wiederkehren, und führt selten ein Bild richtig durch, noch seltener oder niemals eine Allegorie.

Müssen wir nun aber auch auf diese Weise über den Vf. als Dichter den Stab brechen, so hat er uns doch als Redner wohl befriedigt: denn überall zeigt sich kein gemeines rhetorisches Talent, und auch das Gemüthliche gelingt ihm, z. B. S. 133 fg. Er tröste sich daher über diesen Mißgriff, und wende künftig seine Kraft und Muse auf die Behandlung solcher Stoffe, wozu ihm die Natur Talent verliehen hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Unser Herr als unterschiedner Freund der Vernunft in religiösen Dingen*. Eine Predigt am Sonntage Oculi 1828 in der Stadtkirche zu Weimar gehalten von Dr. Joh. Friedr. Röhr. 1828. VI u. 23 S. 8. (4 gGr.)

In der That ein höchst gewichtiges Wort zu seiner Zeit, dessen Bekanntmachung durch den Druck mehrere denkende Freunde Jesu in der Gemeinde des Vfs. dringend erbeten hatten, und dessen weiteste Verbreitung und allgemeinste Beherzigung um so wünschenswerther erscheint, je unverholener man gegenwärtig darauf ausgeht, den erhabnen Stifter des Christenthums zu einem Diener des Wahns und der Finsterniß herabzuwürdigen und das Denken und Forschen über sein weiterleuchtendes Evangelium entweder ganz zu unterlagen, oder doch in bestimmte, unüberschreitbare Grenzen einzuzwängen. Die Ueberzeugungskraft des hier mit der dem Vf. eigenen Klarheit und Gediegenheit des Ausdrucks und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit Vorgetragenen wird besonders dadurch erhöht, daß durchaus keine Behauptung aufgestellt ist, die sich nicht aus zahlreichen näher bezeichneten Schriftstellen nach richtiger Auslegung derselben für den Urtheilsfähigen aufs deutlichste ergäbe und durch ausführlichere Nachweisungen aus der Geschichte der christl. Kirche und der allmäligen

Ausbildung ihrer Glaubensansichten, die leicht in Anmerkungen unter dem Texte hätten beygebracht werden können, zu bestätigen gewesen wäre. In dem Vorwort rügt der Vf. das Vorgeben mancher Vernunftfeinde: als erkenne der christliche Vernunftglaube gar keine Religionsgeheimnisse an, weise vielmehr im Gebiete des Uebernatürlichen alles Unbegreifliche zurück, in wiefern man nämlich darunter zu verstehen hat: alles, was sich nicht auf deutliche anschauliche Verstandesbegriffe zurückführen läßt. Statt diese sich eigentlich selbst widerlegende Behauptung gleichsam als einen stehenden Vorwurf gegen die Freunde jenes Glaubens immer aufs Neue vorzubringen, thäte man besser, den Beweis zu führen: daß Christus über irgend ein *wirkliches* Religionsgeheimnis der Menschheit irgendwo nähern Aufschluß gegeben habe, und daß die *angeblichen* Religionsgeheimnisse, welche der unselige Grubelgeist der Kirchenlehrer seinem Evangelio *angedichtet* hat, in diesem *wirklich* enthalten seyn. „So lange dieser Beweis nicht geführt wird, sind auch die Vertheidiger eines vernunftmäßigen Christenthums besetzt, jene Anschuldigung als völlig ungegründet in Anspruch zu nehmen und daneben ihr gutes Recht zu behaupten, das *Geschichtliche* des Evangeliums als dem Gebiete des Verstandes angehörig zu behandeln, auf welchem Alles, was geschieht, mit der gebührenden Umsicht und Bescheidenheit auf seine nächsten Ursachen zurückgeführt werden muß, wenn nicht die religiöse Weltansicht, nach welcher der letzte Grund aller Dinge in Gott liegt, die fruchtbare Mutter des entehrenden und verderblichen Aberglaubens werden soll.“ In der Hoffnung, die in vorliegender Predigt überhaupt enthaltene so zeitgemäße treffliche Mahnung eines der ausgezeichnetsten Kanzelredner unsrer Zeit bald einen ausgebreiteten Wirkungskreis finden zu sehen, begnügen wir uns damit, hier nur im Allgemeinen den Inhalt derselben anzudeuten. Als Text benutzte der Vf. die gewöhnliche Sonntagsperikope Ev. Luc. 11, 14—28. Nach einem sehr zweckmäßigen Eingange über die Wirksamkeit der Lehrvorträge Jesu sucht der Vf. I. seinen Hauptsatz zu erweisen, indem er zeigt: 1) daß Jesus als Lehrer religiöser Wahrheit durchaus nur Vernunftmäßiges vortrug; und 2) daß er seine Lehre bey denen, welche sie hörten, stets durch vernünftige Gründe Eingang zu verschaffen suchte; II. wendet er das Ergebnis seiner Beweisführung an zur Feststellung und Berichtigung der Ansichten von dem zwischen Vernunft und Christenthum stehenden Verhältniß, indem er darthut, 1) daß, wenn widervernünftige Glaubenslehren als angeblich christliche dargeboten werden, wir es gewiss nicht mit der echten Lehre Christi, sondern mit eiteln Menschenatzungen zu thun haben (mit edler Freymüthigkeit wird dies angewandt auf die Lehren von Gott, der Person Christi, von der Erlösung, Auferstehung und dem jüngsten Gericht); 2) daß ein vernunftmäßiger Unterricht im Christenthum für alle Zeiten der christlichste und zweckmäßigste sey.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

MEDICINISCHE CHEMIE.

LEIPZIG, b. Staritz: *De cholestearine eique similibus pinguedinis corporis humani formis*. Diff. inaugur. medico - chemica, quam etc. publice defendet Otto Bernhardus Kuehn, Philos. Dr. et AA. LL. Mag. etc. 1828. VI u. 26 S. 4.

Die erste genauere Kenntniss von der chemischen Natur der krystallinischen Fettsubstanz, welche meist den Hauptbestandtheil der sogenannten Gallensteine bildet, verdanken wir bekanntlich demselben ausgezeichneten Naturforscher, welcher durch seine trefflichen Untersuchungen über Natur und chemisches Verhalten der Fette überhaupt allein schon den Ruhm eines Namens bleibend begründet hat. *Cholestearine* von $\chiολη$ und $στερος$ nannte *Chevreul* diese 1814 von ihm entdeckte Fettart; angemessener scheint es indessen, nach *Pleischl's* u. a. Vorgange, *Cholestearin* von $\chiολη$ und $στεαρ$ dafür zu schreiben, und im Deutschen für das sonst übliche *Gallensteinfett* lieber *Gallenfett* zu sagen, da man diese Substanz neuerdings nicht bloß als pathologisches Product in Gallenconcretionen, sondern auch in der Galle, selbst scheinbar gesunder Menschen und Thiere, als (wie es scheint) constanten Bestandtheil aufgefunden hat. *Chevreul* vgl. *Journ. de chim. méd.* 1825. S. 135) und *Tiedemann* und *L. Gmelin* (vgl. die Verdauung nach Versuchen, Bd. I. Vorr. S. 11) machten diese Entdeckung fast gleichzeitig und völlig unabhängig von einander. Einige Jahre früher zeigten übrigens *L. Gmelin* und *Wöhler* schon, daß das Vorkommen des sogenannten Gallensteinfettes nicht bloß in Gallenconcretionen Statt finde (vgl. *Schweigger's Journ.* N. R. B. V. S. 347), indem sie es in hydropischen Flüssigkeiten, in einigen im Weingeist aufbewahrten anatomischen Präparaten und selbst im Gehirn von Menschen und Thieren aufgefunden hatten. Das im Gehirn vorkommende zeichnete sich indess durch einen Phosphorgehalt von den übrigen Arten aus. *Gmelin* hat diese Erfahrung späterhin weiter verfolgt (vgl. *Trevisan's Zeitschr. f. Physiol.* Hft. I. B. I. S. 119 fg.); auch schloß sie durch eine Beobachtung *Dulk's* (vgl. *Burdach's Gehirnlehre*, Bd. I. S. 246) bestätigt zu werden. Uebrigens wurde das Gallenfett in hydropischen und anderen pathologischen Flüssigkeiten (aus Abscessen u. s. w.) auch von verschiedenen französischen Chemikern nachgewiesen (vgl. *Schweigger's u. Schweigger-Seidel's Jahrb.* 1826. I. 370. und *Journ. Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1828.

de Chim. méd. an mehreren Stellen). *R. Brandes* endlich glaubte diese Fettsubstanz, was hier nur beyläufig zu erwähnen, neben dem *Casterin*, auch im Bibergeil gefunden zu haben (vgl. dessen Archiv, Bd. XVI. S. 288.).

Dies sind die Erfahrungen, welche der durch mehrere literarische Arbeiten dem ärztlichen und naturwissenschaftlichen Publicum längst vortheilhaft empfohlene Vf. in der obengenannten, in jeder Beziehung ausgezeichneten, akademischen Probefchrift ihrem grölsten Theile nach zusammengestellt und einer vergleichenden Prüfung auf dem Wege des Experimentes unterworfen hat.

Ganz an seinem Platze ist es, daß der Vf. im *Prooemio* (S. V—VI) zuerst die für die chemische Analyse organische Substanz sehr wichtige, auch vielfältig, obwohl mit widersprechenden Resultaten erörterte Frage von Neuem in Erwägung zieht: ob nämlich die organischen Körper durch Behandlung mit siedendem Wasser, Alkohol, Aether und anderen Flüssigkeiten, welche sonst nur auflösend wirken, eine Veränderung ihrer innern chemischen Natur erleiden, oder nicht. Er erklärt sich nicht ohne Grund dahin: daß die Veränderung, welche manche Körper, z. B. Eyweiß, Amylon u. s. w. im heißen Wasser erleiden, wohl nur eine äußere genannt zu werden verdiene und nicht abhänge von einer Abänderung ihrer chemischen Zusammenfetzung; daß ferner die etwa Statt findende zeretzende Wirkung des siedenden Wassers mehr auf die Wärme, als auf das Wasser bezogen werden müsse; mithin bey solchen Substanzen, welche vom siedenden Wasser nicht verändert werden in ihrer chemischen Natur, auch keine Zerfetzung zu befürchten sey durch Behandlung mit siedendem Alkohol und Aether, welche bey viel niedrigerer Temperatur ihren Siedpunkt erreichen, als das Wasser; und was namentlich die verschiedenen Fettarten anlange, welche aus den organischen Substanzen vermittelst Alkohols u. s. w. sich ausziehen lassen: so seyen diese sämmtlich sicher bloß als *ausgeschieden* aus denselben zu betrachten, und nicht als erst *erzeugt* durch diese Agentien. Letzteres wird bekanntlich von dem berühmten schwedischen Chemiker behauptet.

§. 1. (*Cholestearin* überscriben) enthält außer den wichtigsten ältern Erfahrungen über das Gallenfett von *Poullotier de la Salle*, *Gren*, *Fourcroy*, *Bo-*

Bostock, die späteren genauern Untersuchungen *Chevreul's* in gedrängter Kürze zusammengestellt. Von S. 6. an wird auch der neuesten Beobachtungen *Pleischl's* (in einer Abhandlung niedergelegt, von welcher in der A. L. Z. 1827. Nr. 30. die Rede war), gedacht; und eben so werden die von *Chevreul* nicht beachteten Erfahrungen *Pelletier's* und *Caventou's* über die von diesen Chemikern (1818) entdeckte, durch Einwirkung der Salpetersäure aus dem Cholestearin erzeugte Cholestearinsäure dem Wesentlichen nach mitgetheilt. Hierauf legt der Vf. die Resultate eigener, sehr sorgfältiger Untersuchungen (S. 6—11) vor, welche sich theils auf den Einfluss des Lichts und der Wärme auf jene Fettsubstanz beziehen, theils auf genauere Bestimmung des Wassergehalts in dem (hydratischen) krystallisirten Gallenfette (welchen der Vf. im Mittel von ziemlich übereinstimmenden Versuchen = 5,207 pC. fand) und endlich auf schärfere Bestimmung seiner Löslichkeit in Alkohol, Aether, Schwefelalkohol und ätherischen Oelen, bey verschiedenen Temperaturen und verschiedenen Graden der Reinheit der angewandten Lösungsmittel. Leider verfiel der dieser Anzeige vergönnte Raum (der ohnehin überschritten werden muss), die einzelnen Resultate specieller anzuführen, was gleichfalls gilt von den Versuchen des Vfs. über die Cholestearinsäure, welche, obwohl Mangel an Material den Vf. hierbey sehr beschränkte, dennoch manche interessante, theils neue, theils von den Angaben der Entdecker abweichende Thatfachen lieferten.

Ungleich kürzer als im vorigen §. durfte der Vf. allerdings in §. 2 (*Pinguedo bilis*) und §. 3 (*Pinguedo hepatis*) sich fassen: indess scheinen ihm hier doch einige bemerkenswerthe neuere Erfahrungen entgangen zu seyn. Wo nämlich von Auffindung des Cholestearins in der Galle die Rede ist (S. 12), führt der Vf. nur *Gmelin's* Erfahrungen an, ohne der fast gleichzeitigen, schon oben erwähnten Untersuchungen *Chevreul's* zu gedenken. Auch hat *Gmelin* nicht allein aus Ochsegallen, wie der Vf. angiebt, sondern auch aus Hunde- und Menschengallen Cholestearin abgeschieden. Das Vorkommen dieser Fettart in der Menschengalle wurde unlängst auch noch von *Fromherz* und *Gugert* (*Schw. Jahrb. B. XX. 76*) bestätigt. Vielleicht ist das, von *Bizio* aus einer krankhaft veränderten Galle ausgeschiedene, problematische *Erythrogen* gleichfalls nichts Anderes, als eine Verbindung des merkwürdigen, an den Indig seiner chemischen Natur nach sich anreihenden Farbestoffs der Galle mit dem Cholestearin. (Vgl. *Schw. Jahrb. B. VII. 115 u. 123 ff.*)— Bey seinen eignen Versuchen kam der Vf., des geringen, ihm zu Gebote stehenden Materials wegen, zu keinen entscheidenden Resultaten.

Dasselbe gilt auch von den Versuchen, welche er zur Prüfung der aus dem Leber-Parenchym mittelst Alkohols abgeschiedenen Fettsubstanz anstellte. (S. 512—513.) Indess erwies sich diese verfeilt durch kausische Alkalien; sie konnte mithin kein

Cholestearin seyn. Bey Erkältung des Alkohols bis auf 5° C. schied sich zwar noch eine geringe Menge blätteriger Fettsubstanz aus, zu wenig aber, um genauer geprüft werden zu können. Dieser Umstand möchte allerdings auf einen geringen Cholestearin-Gehalt zu beziehen seyn; nur erwähnt der Vf. nicht, ob die mit Alkohol behandelte Lebersubstanz vorher auch sorgfältig ausgewaschen und möglichst befreit worden sey von der in den Gallengängen befindlichen Galle. *Fromherz* und *Gugert* (welche allerdings den geistigen Leberauszug nicht erkälteten in dem Grade wie *Kühn*), konnten wenigstens in sorgfältig ausgewaschenem Leber-Parenchym keine Spur von Gallenfett auffinden (a. a. O. S. 84.); eben so wenig in einer Lebergeschwulst, welche der chemischen Analyse unterworfen wurde. Ausser der vom Vf. ausschließlich erwähnten chemischen Untersuchung einer Ochsenleber von *Braconnot* ist übrigens auch noch an die ältere Analyse einer Rochenleber von *Vauquelin* (*Ann. de Chim. 1791. T. X.*) zu erinnern, welche der Vf. wohl absichtlich unerwähnt gelassen hat.

§. 4. (*Pinguedo cerebri*) ist unstreitig der interessanteste und wichtigste Theil der ganzen Abhandlung und reich an eigenen, sorgfältigen und gründlichen Untersuchungen, die Rec. bedauert nur ganz im Allgemeinen hier andeuten zu können. Von den ältern Untersuchungen über die Fettsubstanzen im Gehirn werden die meisten mit Recht nur ganz kurz erwähnt (S. 13—17); ausführlicher aber hervorgehoben wird *Vauquelin's* Entdeckung eines phosphorhaltigen Gehirnfettes und die neuesten Erfahrungen *L. Gmelin's*, der hieraus ein krystallinisches, blätteriges, vom Cholestearin (wie schon erwähnt) angeblich nur durch seinen Phosphorgehalt abweichendes Fett ausschied, und ein zweytes, eigenthümliches, pulverförmiges, welches von seiner Consistenz den Namen des wachsartigen erhielt. Der Vf. hat durch tabellarische Zusammenstellung von *Gmelin's* Resultaten die vergleichende Uebersicht derselben sehr erleichtert. Die Resultate aber, welche der Vf. aus seinen eignen Untersuchungen über diesen Gegenstand erhielt (S. 17—22.), weichen, obwohl sie im Wesentlichen mit *Gmelin's* Angaben übereinzustimmen scheinen, dennoch in vieler Beziehung bedeutend ab von denselben. Insbesondere beobachtete Hr. K. viele und auffallende Verschiedenheiten in dem chemischen Verhalten des blätterigen Gehirnfettes von dem des Cholestearins, welche keineswegs allein zu erklären seyn dürften aus dem auch von dem Vf. bemerkten Phosphorgehalte dieser Fettsubstanz. Das wachsartige Gehirnfett aber zeigte so wenig Verwandtschaft mit allen bekannten Fettarten (den gewöhnlichen Fettgeruch beym Verbrennen etwa ausgenommen), dass dasselbe als eigenthümliche Substanz aus der Reihe der Fettarten verbannt werden zu müssen scheint. Der Vf. empfiehlt für diese neue Substanz den aus dem Griechischen entlehnten Namen *Myeloconis* (Marksaub).

§. 5. (*Pinguedo liquorum hydropicorum* S. 22) enthält die aus des Vfs. Untersuchungen resultirende Bestätigung der im Eingange bereits erwähnten Erfahrungen, von welchen hier jedoch nur die von *Gmelin* und *Wöhler* angeführt werden. Bemerkt wird noch, daß der geachtete Lehrer des Vfs., Hr. *Morath Stromeyer* in Göttingen, vor längerer Zeit schon die nämliche Erfahrung machte, welche Rec. selbst mehrmals zu beständigen Gelegenheit fand.

§. 6. (*Conclusio*) enthält das aus den Versuchen des Vfs. abgeleitete Urtheil über die Identität der genannten Fettarten mit dem Cholestearin (S. 21—22). Am längsten beschäftigt sich Hr. K. hier mit dem blätterigen Gehirnfette, welches seiner Ansicht nach durchaus verschieden ist von dem Cholestearin. Er prüft die von *L. Gmelin* für die chemische Analogie beider Fettsubstanzen angeführten Gründe, und bemüht sich zu zeigen, daß sie dazu keineswegs ausreichen; selbst die Umwandlung jenes Gehirnfettes in Cholestearinsäure durch Einwirkung der Salpetersäure hält er schon darum nicht für beweisend, weil er an der Existenz dieser Säure selbst zweifelt, die vielleicht eine Verbindung der Salpetersäure mit einem organischen Stoffe sey, gleich *Fourcroy's* gelber Säure und *Braconnot's* Salpeter-Leucin- und Salpeter-Zuckersäure. Wir dürfen von den hier versprochenen Versuchen des Vfs. bestimmtere Aufklärung über diesen Gegenstand erwarten. Hatte der Vf. übrigens §. 4. schon hervorgehoben, daß die Verschiedenheit im Verhalten des blätterigen Gehirnfettes vom Cholestearin nicht ableitbar scheine von dem Phosphorgehalte allein; so führt er für diese Behauptung hier auch noch den directen Beweis, indem er zeigt, daß eine künstlich dargestellte Verbindung von Cholestearin mit Phosphor wenig Ähnlichkeit besitze mit dem blätterigen Gehirnfette, vielmehr (besonders in höherer Temperatur und gegen Chlorin) sich ganz verschieden verhalte von demselben. Deswegen ist er geneigt, diese Fettsubstanz als eine eigenthümliche zu betrachten, für welche er den Namen *Cerebrin* in Vorschlag bringt. Rec. gesteht, daß der Vf. ihn größtentheils überzeugt habe von der Richtigkeit seiner Argumente; aber nicht so kann er mit einstimmen in dessen Zweifel gegen die Identität des aus der Galle abgeschiedenen Fettes mit dem Cholestearin. Was *Fromherz* und *Gugert* (a. a. O.) für diese Identität anführen, und die übereinstimmenden Resultate, welche *Chevreul* erhielt, dessen Stimme unsreitig bey Discussionen über diese Gegenstände vorzugsweise Gewicht hat, scheinen dem Rec. beweisend genug, und er hofft, daß der Vf. bey der beabachtigten Fortsetzung seiner Untersuchungen die nämliche Ueberzeugung aus eigener Anschauung schöpfen werde.

Der hier vorgelegte Auszug selbst wird Rec. rechtfertigen, daß er sich länger bey dieser Abhandlung aufhielt, als dies gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt bey der Anzeige akademischer Probeschriften. Aber je kleiner die Zahl der gediegenen, die Wissenschaft

wahrhaft fördernden Abhandlungen ist unter der großen Menge (namentlich medicinischer) Dissertationen, welche alljährlich *more veterum* zusammengeschrieben werden, desto mehr scheint es dem Rec. Pflicht kritischer Zeitschriften zu seyn, die Augen des Publicums darauf hinzulenken und sie der Vergessenheit zu entziehen, der die meisten jener erzwungenen literarischen Producte mit vollem Rechte anheimfallen. Zudem fördert dieses Schriftchen, in sofern es in das Fach der medicinischen Chemie einschlägt, einen Zweig der Naturwissenschaft, welcher, kürzlich erst wieder zur Sprache gebracht, noch tüchtiger Bearbeitung bedarf. Die Arbeit des Hn. K. ist von der Art, daß sie gewiß zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Endlich sey noch bemerkt, daß die Abhandlung gut und fließend geschrieben ist, wie sich erwarten liefs von dem Sohne eines um die classische Bildung der Aerzte so hochverdienten Lehrers.

— r — l.

MINERALOGIE.

ERFURT, b. Maring: *Beyträge zur nähern Kenntniss der regelmäßigen Krystallformen*. Vom Prof. *Bernhardi*. 1826. 86 S. 4. Mit einer Kupfertafel. (12 gGr.)

Der Vf. giebt in diesen Beyträgen, welche die Kenntniss seiner Bezeichnungsweise voraussetzen, eine beynahe vollständige Entwicklung der Formen des tessularen Systems. Er zählt sieben gleichflächige Gestalten, die von einander unabhängig sind, und überdiß acht, die aus einer symmetrischen Vergrößerung einiger Flächen und dem Verschwinden der übrigen erzeugt werden. Zu diesen 15 Flächengattungen, von denen zwey noch nicht beobachtet sind, werden in einer die Hälfte des Buchs einnehmenden Abhandlung die Formeln für die Tangenten der Neigungswinkel der Flächen und Kanten gegeben, bey dem Würfel, dem Octaeder, dem Tetraeder und Granatoeder natürlich in Zahlen, bey den übrigen nun in Functionen der Achsenschnitte. Er bedient sich zwar in der Regel einer von der *Hauy'schen* wenig abweichenden Bezeichnungsart; allein bey seiner unvollkommenen Weise die Winkel zu berechnen, wozu er mit *Hauy*, *Weiss* u. A. die Hülfslinien bedarf, ist ihm die Bestimmung der von den Achsen durch die Flächen abgeschnittenen Linien wichtig, und so stellt er diese zu seiner gewöhnlichen, dadurch unnütz gewordenen Bezeichnung. Wenn x, y, z die von den Achsen abgeschnittenen Stücke sind und $[x:y:z]$ die *Weiss'sche* Bezeichnung, so nimmt *Bernhardi* $[\frac{1}{x}:\frac{1}{y}:\frac{1}{z}]$, wodurch die Formeln etwas einfacher werden. Sie fallen nunmehr mit denen zusammen, welche man durch eine Gleichung zwischen den drey rechtwinkligen Coordinaten einer Fläche erhält; nur hat B. den Vortheil verschmäht, den

den ihm jene Bezeichnung gewähren konnte, die einzelnen Flächen einer Gestalt durch die Plus- und Minus-Zeichen von einander zu unterscheiden. Auch hätte die Tangente durch den Cosinus ersetzt werden sollen. Denn ist

$[+a + b + c]$ das Zeichen einer Fläche,
 $[+a + \beta + \gamma]$ das Zeichen einer andern, so ist,
 wenn beide Flächen demselben 48 flach angehören,
 der Cosinus des Neigungswinkels

$$= \frac{aa + b\beta + c\gamma}{a^2 + b^2 + c^2}$$

α, β, γ unterscheiden sich von a, b, c nur durch die Zeichen. Der Cosinus ist also stets rational, worin aber eine charakteristische Eigenschaft des tessularen Systems besteht. Setzt man für α, β, γ alle 48 Werthe, so findet man Formeln für sämtliche Flächenneigungen, von denen natürlich zweygleich null werden und unter den übrigen mehrere zusammenfallen. Die Formeln werden einfacher, wenn von den drey Gröfsen a, b, c eine oder mehrere = 0 oder einander gleich werden. Aehnliche Beziehungen finden sich zwischen den ebenen Winkeln, die wir jedoch weder hier noch anderwärts anführen wollen, weil sie und eine große Menge anderer, obgleich nicht minder interessant, als die von Hany und seinen Nachfolgern als höchst merkwürdig angeführten, völlig unersprießlich für die Krystkallkunde sind und nur als mathematische Uebungen den Anfängern zu empfehlen.

Der Vf. stellt auch alle bisher beobachteten gleichflächigen Gestalten zusammen, deren er 80 zählt, aber 8 davon für ungewiß hält. Er wundert sich über diese geringe Zahl; er wundert sich ferner, von den möglichen Combinationen derselben, deren Zahl er nach der Formel $2^{30} - 1$ auf 1,073,741,823 berechnet, nur etwa 70 beschrieben zu finden. Freylich, wenn man die Erscheinungen der Natur außer ihrem Zusammenhange betrachtet, wird selbst das Erklärbare zum Wunder. Die 80 Gestalten werden nach ihren Zonen geordnet und 74 Combinationen des tessularen Systems charakterisirt und benannt, wobey die Sorgfalt des Vfs., 74 möglichst bezeichnende und kurze Namen, die kein Krystallograph annehmen wird, aufzusuchen, zu bewundern ist.

Die Untersuchungen über diejenigen 24 oder 48 flache, aus denen sich durch Vergrößerung von 6, 8 oder 12 Flächen und Verdrängung der übrigen, Würfel, Octaeder und Granatoeder erzeugen, würden richtiger und vollständiger geworden seyn, wenn der Vf., statt gewissermaßen zu tasten, auf eine directe Weise die Gleichung für diejenigen 48 flache aufgesucht hätte, bey denen gewisse Neigungen denen des Würfels, Octaeders und Dodekaeders gleich wären. Rec. erwähnt beyläufig, daß sämtliche 8

Octaederflächen sich in denjenigen 48 Flächen finden, wo $2x^2 = x^2 + y^2$, also zunächst bey $[5:7:1]$, oder nach Weifs, $[1:\frac{1}{2}:\frac{1}{2}]$.

In der Einleitung zählt der Vf. zu den gleichflächigen Krytallformen: „Würfel, Achtfach, Rautezwölffach, Viermalsechsfach, Dreymalachtfach, Deltoid vierundzwanzigfach, Achtundvierzigfach u. das doppelt pyramidische Vierundzwanzigfach. Die ersten sieben gehören dem tessularen Systeme an, das letzte dem dirhomboedriscen oder sechsgliedrigen. Das Princip, dem der Vf. hierbey folgte, konnte Rec. nicht finden. Wollte er von allen gleichflächigen Formen sprechen, so fehlen die pyramidalen und prismatischen Systeme, die sich bestimmt nicht aus dem tessularen und rhomboedriscen ableiten lassen. Sprach er bloß vom tessularen, wozu das letztere?

Dieses ist der Inhalt des Werkchens, das zwar die Wissenschaft nicht erweitert, in dem aber die Zusammenstellung sämtlicher beobachteten gleichflächigen Gestalten und Combinationen, welche ohne die Nomenklatur in einer physikalischen Zeitschrift ein Paar Seiten eingenommen hätte, den Krystallographen von Nutzen seyn könnte.

Mn.

NEUE AUFLAGEN.

BERLIN, b. Duncker und Humblot: *Text, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft.* Von Dr. Theodor Heinsius, ordentl. Professor am Berlin Gymnasium. Dritter Theil. Vierte verbesserte u. vermehrte Ausgabe. 1828. XIV u. 260 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Der Redner und der Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. (18 gGr.) (Siehe die Recenf. in den Erg. Bl. 1812. Nr. 7.)

LEIPZIG, b. Barth: *Die vorzüglichsten Regeln der Orthographie und Materialien zum Dictiren.* Ein Handbuch für Lehrer in den orthographischen Lehr- und Uebungsstunden, von J. C. F. Baumgarten, Oberlehrer an der Volkstochterschule in Magdeburg. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1828. VI u. 158 S. 8. (10½ gGr.) (Siehe die Recenf. in den Erg. Bl. 1808. Nr. 68.)

STUTTGART, b. Steinkopf: *Lehrbuch der Arithmetik.* Von M. Christian Friedrich Hoffmann, Pfarrer in Deizisau bey Eßlingen. Zweyte durchaus verbesserte u. vermehrte Auflage. 1828. XXVI und 776. S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.) (Siehe die Recenf. A. L. Z. 1815. Nr. 176.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

GESCHICHTE und STAATSWISSENSCHAFT.

LEIPZIG, in d. Hinrichs. Buchh.: *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst*. Eine Monatschrift, in Verbindung mit mehrern gelehrten Männern herausg. von Karl Heinr. Ludwig Pölitz, königl. Sächsl. Hofrathe u. f. w. 1828. *Zweytes, drittes und viertes Heft.* (Februar, März und April.)

Wir haben in Nr. 43. des gegenwärt. Jahrg. der A. L. Z. das erste oder Januar-Heft dieser inhaltsreichen Jahrbücher angezeigt, welche schon bey ihrer vorläufigen Ankündigung die edelsten Erwartungen erregt und durch ihr erstes Erscheinen dieselben auch gerechtfertigt haben. Die seitdem herausgekommenen drey weitem Hefte sind an Geist und Richtung dem ersten gleich; daher wir uns im Allgemeinen auf das darüber früher Gesagte beziehen und hier bloß über die merkwürdigern einzelnen Aufsätze in den drey neuern Heften ein Paar Worte zu sprechen haben.

Das zweyte Heft eröffnet eine bey aller Kürze durch Klarheit und Gedicgenheit erfreuende Abhandlung über „die drey Systeme der Staatswirtschaft in Beziehung auf die Staatsverwaltung im Königreich Sachsen“, von dem Herausgeber. Der Aufsatz war ursprünglich bestimmt für eine in Gegenwart Sr. Majestät des Königs von Sachsen zu haltende akademische Vorlesung, welche jedoch eingetretener Hindernisse willen nicht Statt fand, nunmehr aber, zum Besten eines größern Publicums, durch das Organ der Presse gehalten wird. Wir lesen darin, außer einer lichtvollen Charakterisirung und unbefangenen Beurtheilung der drey vielbesprochenen staatswirtschaftlichen Systeme, nämlich des merkantilischen, physiokratischen und des von Adam Smith gegründeten sogenannten Industrie-Systems, eine mit Geist und Liebe geschriebene Darstellung der in Sachsen schon in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrh. durch den weissen Kurfürsten August ins Leben geführten, von dem letztverstorbenen König Friedrich August aber, während seiner verhängnisreichen 58jährigen Regierung, umsichtig ausgebildeten und mit treuer Vaterforge ausgeübten Verwaltungsgrundsätze, unter deren wohlthätigem Einfluß Sachsen des reichsten Segens der Natur und der Industrie wie der Geistesbildung und der edlern Gesittung theilhaftig ward, und trotz der in der neuesten Zeit

über dasselbe gekommenen gehäuften Schicksalschläge noch heute sich erfreut.

Mit Recht hebt der Vf. aus diesen Segnungen jene der hochblühenden Literatur und der lebenskräftigen Wissenschaft heraus, und schreibt davon einen großen Theil, wie billig, und mit dankbarem Gemüth der aufgeklärten Regierung zu: „Das ist der Sieg und der schönste Kranz einer weisen Regierung, daß sie das Licht liebt und schützt, weil sie selbst im Lichte des Jahrhunderts wandelt und wirkt, und daß das von ihr geliebte und geschützte Licht wie eine heilige Flamme leuchtet, ohne je zur Fackel eines Heroismus zu werden!“ — Bey der Schilderung des vaterländischen Glücks und Ruhms nimmt die Rede des patriotischen Vfs. einen höhern Schwung, und athmet durchgehends jene edle Wärme, die aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht.

Der zweyte Aufsatz: *Andeutungen über die Bestrebungen der politischen Journalistik unserer Zeit* (vom großherzogl. Darmstädt. Rathe v. Meseritz), hält sich treu auf der zwischen den entgegengesetzten Bahnen der Revolution und Reaction durchführenden Mittellinie, deren Zeichnung die Jahrbücher sich zur Aufgabe gemacht haben. Darum fordert er die politischen Schriftsteller auf zur Mäßigung und gegenseitigen Annäherung, indem aus der Fortsetzung des bisher zwischen den beiden Parteyen auf Leben und Tod geführten Krieges nur Verderben für beide Theile folgen würde. „Die wahre Legitimität läßt sich, nach Wortbedeutung und Begriff, an keine Bestimmung in der Zeit knüpfen. Es giebt alte und neue Legitimitäten, deren friedliches Nebeneinanderbestehen, ja deren Verschmelzung die unerläßliche Bedingung jenes dauerhaften Rechtszustandes, jener einzigen und echten Stabilität ist, in deren Herstellung die höchste Aufgabe der wahren Staatskunst besteht.“ Wohl! — aber welches ist das Kriterium eines echt legitimen und eines bloß anmaßlichen Besitzthums? Und welches ist für den etwaigen Widerstreit alter und neuer Legitimitäten unter sich oder mit ewigen Rechts-Wahrheiten, das echte Princip der Ausgleichung, oder der Verschmelzung?

Von demselben Verfasser (v. Meseritz) lesen wir in dem dritten (oder März-) Hefte unserer Jahrbücher noch einen andern, höchst interessanten Aufsatz: „Die Resultate der in den Jahren 1820 bis 1823 gepflogenen Congressverhandlungen für die Herstellung

lung eines gemeinschaftlichen Zoll- und Handels-systems unter mehreren deutschen Bundesstaaten."

Auch die übrigen in den drey uns vorliegenden Heften enthaltenen Aufsätze sind sämmtlich anziehend und lehrreich; aber das Eingehen in Einzelnes würde uns zu weit führen. Wir beschränken uns daher auf eine summarische Anzeige ihres Gegenstandes. Zu den gediegensten dieser Aufsätze gehören, wie schon im *ersten* Hefte der Fall war, die des geistvollen unermüdeten Herausg. selbst, worunter wir, neben einer in jedem Hefte befindlichen Reihe trefflicher Beurtheilungen der merkwürdigsten neuen Schriften über Geschichte und Staatskunst, eine schöne Abhandlung: „Ueber das Steigen und Sinken der Europäischen Völker und Staaten seit dem Ende des 15ten Jahrh. bis zum Ausbruche der französischen Revolution“, (allernächst von Portugal, Spanien und Frankreich handelnd, und allenthalben durch geschichtliche Erfahrungen nachweisend, daß das System der *Reaction* zum Sinken, jenes der zeitgemäßen *Reform* dagegen zum Steigen führe), sodann eine weitere Ausführung des gleich bey der Eröffnung der Jahrbücher aufgestellten Grundsatzes von der bey jeder weisen Reform zuvörderst zu beachtenden „*geschichtlichen Unterlage des innern Staatslebens*“; zugleich ein *polemischer* Aufsatz, nämlich gegen die von einem Recensenten darüber gemachten tadelnden Bemerkungen gerichtet. Er ist im Geiste edler Mäßigung geschrieben und beweist allerdings *soviel* (aber nach unsrer Meinung auch *nur soviel*), daß die *Klugheit* jene Beachtung erheische, und daß ohne sie die Reformen *leicht misslingen* und meistens *unhaltbar* sind. Ein dritter Aufsatz: „*Ueber Napoleons Ausspruch: Alles für das Volk, nichts durch das Volk*“, giebt diesem Spruch eine so scharfsinnig durchgeführte Deutung, wornach er als den Aufgaben des Rechts und der Staatskunst für die Regierungen des 19ten Jahrh. vollkommen entsprechend erscheint. Hiezu kommen endlich noch zwey edle *biographische Denkmale* für zwey (kurz nach einander, nämlich am 16ten Jan. und am 17ten Febr. d. J. verstorbene) edle Freunde des Herausgebers, *Johann Samuel Ersch* zu Halle und *Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner* zu Leipzig. Der Schmerz, welchen hier *Pölitz* über den Verlust zweyer so trefflicher Freunde ausspricht, wird von allen Gebildeten in Deutschland und von Vielen im Ausland innig mitempfunden; aber wohlthuend ist's für alle Theilnehmenden, daß diesen ersten schönen Kranz ein gleich trefflicher *Freund* auf ihr Grab legte.

Von dem betrauten *Tzschirner* enthält noch das *Märzheft* unserer Jahrbücher einen Aufsatz, welcher eben darum, weil er seine *letzte* schriftstellerische Arbeit war, ein gedoppeltes Interesse anpricht. Er ist überschrieben: „*Wie geschah es, daß Frankreich katholisch blieb?*“ und verräth, wie überhaupt *Tzschirner's* Schriften, gleichmäßig den gründlichen Geschichtsforscher und den warmen Freund der Reformation.

Es wäre sehr ungerecht, wenn wir nicht auch des im zweyten Hefte stehenden Aufsatzes von Prof. *Schneller* in Freyburg, überschrieben: „*Papstthum*“, und eine gedrängte, geistreiche Zusammenstellung der die Erhebung, die Herrlichkeit, die Abnahme und die Forterhaltung des Papstthums von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf den heutigen Tag erklärenden Verhältnisse und wirkenden Ursachen, enthaltend, und sodann eines von dem geh. Regierungsrath *Emmermann* in Wiesbaden ins *vierte* Hefte gelieferten: „*Das stehende Heer in Bezug auf den Staatszweck*“, rühmend gedächten. Der letzte enthält mehrere einzelne sehr gute Bemerkungen; doch ist der Vf. über die *Hauptfrage*: „Sind stehende Heere überhaupt nothwendig, oder gut, oder verderblich?“ zu leicht hinweggegangen, indem er bloß in einer *Note* die nackte Behauptung hinwirft: „wegen der Theilung der Arbeit, wegen der zunehmenden Industrie und wegen des Studiums der Kriegskunst seyen sie *nothig*.“ — Wir wiederholen unsern innigen, auf das fortwährende Gedeihen dieser gehaltreichen Jahrbücher und auf die ihnen gebührende gesteigerte Theilnahme des gebildeten Publicums gerichteten Wunsch.

THEOLOGIE.

BAIREUTH: *Die christliche Lehre vom Gebete, für denkende Freunde der Religion schriftmäßig dargestellt* von Johann Friedrich Geisler, Hospitalprediger und Pfarrer an der Stadtkirche zu Baireuth. 1826. VI u. 120 S. 8.

Obgleich man die christliche Lehre vom Gebet sowohl in Lehrbüchern der Moral, als auch in besondern Schriften, bald kürzer, bald ausführlicher vorgetragen findet: so ist doch die vorliegende Abhandlung nicht als überflüssig zu betrachten. Vielmehr verdient sie denen, für welche sie geschrieben ist, *denkenden Freunden der Religion*, recht sehr empfohlen zu werden; denn sie erklärt sich über den Zweck und Geist, so wie über die segensreichen Wirkungen des echten Gebets, auf eine eben so vernunft- als schriftgemäße Weise, und zwar mit einer solchen Klarheit und zugleich mit einer so milden, das Herz ansprechenden Wärme, daß sich von einer sorgfältigen Erwägung ihres Inhalts nicht nur eine heilsame Belehrung, sondern auch eine kräftige Anregung des religiösen Sinnes erwarten läßt. Einer zweckmäßigen Inhaltsanzeige zufolge zerfällt diese Schrift in sieben Abschnitte, welche überschrieben sind: I. *Religion und Gebet*; II. *Andachtsübung und Gebet*; III. *Vom Gebete in der Einsamkeit und von Familienandachten*; IV. *Zweck und Inhalt des Gebets*; V. *Segen des Gebets*; VI. *Erhörung des Gebets*; VII. *Das Vater unser*. — Im *ersten* Abschnitt wird gezeigt, daß und in wiefern *Beten* eine nothwendige Folge der Religion oder des Glaubens an eine Gottheit sey. Zwar kann die Gottheit demjenigen, der sich dieselbe bloß als den Urgrund denkt, von welchem alles

aufser ihm Existirende abstammt, nur Gegenstand der Bewunderung und Furcht, nicht Gegenstand wahrer Anbetung und frommer Verehrung seyn. Sobald aber das moralische Bewusstseyn im Menschen sich entwickelt hat, erhebt sich dieser zu dem Glauben an ein heiliges, Alles mit Weisheit und Güte ordnendes und leitendes Wesen, und dieser Glaube läßt das Herz nicht ungerührt, sondern regt die in demselben liegenden Empfindungen der Ehrfurcht, der Liebe, des Danks und des Vertrauens gegen die Gottheit an und stimmt also die Seele zum Gebet. Dafs die Art und Weise, wie ein Mensch betet, mit der Beschaffenheit seiner Vorstellungen von dem Wesen und der Natur der Gottheit aufs engste zusammenhängt, wird durch Vergleichung des Judenthums mit dem Christenthume, in Ansehung der diesem und jenem eigenthümlichen religiösen Ideen, ins hellste Licht gesetzt. Mit gleicher Klarheit wird im zweyten Abschnitt gezeigt, wie Andachtsübung und Gebet sich zu einander verhalten. „Jede Andachtsübung kann und soll bey dem Christen zum Gebete werden, und sie wird es in dem Augenblicke, in welchem das Herz von einer darin enthaltenen Vorstellung ergriffen, diese mit dem Gedanken an Gott so in Verbindung bringt, dafs er aus sich selbst spricht: Ja, o Gott! das ist mein innigstes Gefühl, mein heifses Flehen, mein ernstlicher Voratz. — Um den Gedanken an Gott immer in sich lebendig zu erhalten und ein reines Herz zu bewahren, dazu ist die Andachtsübung oder die absichtliche Beschäftigung mit religiösen Betrachtungen ein unerlässliches Mittel.“ Mehrere schätzbare praktische Bemerkungen über den besondern Werth der verschiedenen Arten von Andachtsübungen, durch Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen und an der Feyer des Abendmahls, durch zweckmäßige Benutzung guter Erbauungs- und Gebetbücher, durch eigenes Nachdenken über sich selbst, seine Verhältnisse und Schicksale, in Beziehung auf religiöse Wahrheiten u. s. w. vollenden diesen Abschnitt. In der dritten Abtheilung (S. 38 bis 55) ist, ausserdem, dafs darin von der Angemessenheit der Einsamkeit zum Gebet, dann von gemeinschaftlichen Gebeten und Familien-Andachten, auch (wohl nicht befriedigend!) vom Tischgebet gehandelt wird, insbesondere die Frage erörtert: „warum man (ohne einen ausdrücklichen Beruf dazu zu haben, wie ihn der öffentliche Religionslehrer hat) sich scheue, seine religiösen Gefühle vor Andern laut werden zu lassen.“ Ohne das hier Beygebrachte, worunter sich auch Erklärungen von *Spalding* und *Kant* befinden, bereiten oder einer Prüfung unterziehen zu wollen, bemerkt nur Rec., dafs doch wohl mancher fromme, aber zugleich gebildete und erfahrene Mensch blofs deshalb Bedenken tragen dürfte; vermischte Gesellschaften mit seinen religiösen Ueberzeugungen und Gefühlen zu unterhalten, weil er besorgt, er werde leichtsinnigen Personen dadurch Anlaß, wo nicht zu schändlichen Spöttereien, doch zu dieser oder jener anßörsigen Aeußerung geben. Matth. 7, 6. — Nachdem im vierten Abschnitt die bekannten Einwürfe ge-

gen die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit des Gebets, z. B. Gott kenne unsre Bedürfnisse, er sey über unsre Lobpreisungen unendlich erhaben; er gebe, was gut ist, auch ohne unser Gebet, zurückgewiesen sind, zeigt der Vf., dafs selbst diejenigen, welche die moralischen Wirkungen des Gebets sich als Zwecke desselben vorstellen, den Unterschied zwischen Zweck, Mittel und Folge hier gänzlich aus den Augen setzen. „Zwar — sagt er S. 58 — wird allerdings mein ernstliches Gebet zur Befestigung meines religiösen Glaubens, meiner Tugend und Zufriedenheit dienen; aber das sind geeignete Folgen meines Gebets, die für sich selbst kommen, ohne dafs ich sie mir zum Zweck mache. Wer nicht anders beten kann, als weil er sich diese Folgen zum Zweck setzt, der hat den Sinn und Geist des wahren Gebets, das unwillkürlich dem frommen Herzen entströmt, noch nicht erfaßt, sondern verwechselt es mit einer freywilligen Andachtsübung, welche freylich sich solche Zwecke setzen muß.“ — Was den Inhalt der Gebete betrifft, unterscheidet der Vf., mit einer wohl zu rechtfertigenden Abweichung von andern Moralisten, drey Arten oder Klassen von Gebeten, nämlich *Dankgebete*, *Bittgebete* und *Gelübde*. Die Dankgebete schliessen Lobgebete in sich, und beide werden unter dem Namen *Anbetung* vereinigt. Unter *Gelübden*, welche als die dritte Art von Gebeten dargestellt werden, versteht der Vf., wie sich auch nicht anders von ihm erwarten läßt, nur heilige Vorsätze, die in wichtigen Augenblicken des Lebens gefaßt werden, in welchen sich der Mensch, bey Erhebung seines Herzens zu Gott, entschlossen fühlt, ganz seiner Pflicht zu leben, der Tugend jedes Opfer zu bringen und sie zum höchsten Ziele seines Lebens zu machen. Im fünften Abschnitt (S. 71 — 76) werden die segensreichen Wirkungen des Gebets, in sofern sie als natürliche Folgen desselben und jeder frommen Andachtsübung zu betrachten sind, psychologisch entwickelt und dargestellt. Der sechste Abschnitt handelt von der Erhöhung des Gebets, und geht davon aus, dafs der Satz: „Gott erhört das Gebet des Frommen“, als von Jesu und seinen Aposteln wiederholt und klar ausgesprochen, in seinem ganzen Umfange als wahr und zur christl. Lehre gehörig betrachtet werden müsse. In der ausführlichen Erörterung der Einwürfe gegen die Möglichkeit der Gebeterhöhung redet der Vf. auch von der Verwerflichkeit derjenigen Vorstellungsart, nach welcher seit der Schöpfung der Welt alle Ereignisse und Veränderungen in ihr aus Naturursachen, wie aus einem chemischen Proceß, sich entwickeln sollen, so dafs die Gottheit dabey nichts mehr zu schaffen habe. Da er hierbey eine lateinische Abhandlung anführt, so hätte er wohl den gelehrten Theil seiner Leser vorzüglich zu solchen neuern dogmatischen Lehrbüchern hinweisen mögen, wo man jene Meinung treffend gewürdigt und das Wichtigste, was gegen sie zu sagen ist, kurz und deutlich dargestellt findet. Uebrigens ist das Resultat von Allem, was in der vorliegenden Schrift über die Erhöhung des Gebets gelehrt wird, kein an-

anderes und kann auch wohl kein anderes seyn, als was Johannes in folgenden Worten aussprach (1 Joh. 5, 14): Das ist die Freudigkeit, die wir haben zu Gott, dafs, *so wir etwas bitten nach seinem Willen, so erhöret er uns.* In genauer Uebereinstimmung mit den vorher entwickelten Grundsätzen wird die Bedingung erklärt, unter welcher Jesus seinen Jüngern die Erhörung des Gebets verheißt, nämlich „dafs sie im Glauben an ihn und in seinem Namen beten sollen.“ Der *siebente* und letzte Abschnitt enthält eine erklärende Umschreibung des *Vaterunsers*, in Ansehung dessen gezeigt wird, dafs Jesus nicht darin seinen Jüngern ein Formular zum Nachsprechen habe geben, sondern dafs er dadurch den Geist und Inhalt eines echt christlichen Gebets habe darlegen und andeuten wollen, wie jeder Christ, der die rechte Gesinnung habe, ungefähr beten müsse und werde. Den Beschluß des Ganzen macht ein Gebet aus *Hesekiel's* Gedichten, das jedes fromme Herz ansprechen wird.

KATECHETIK.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Katechetische Entwürfe und Musterkatechisationen über eine Stelle aus dem Katechismus, über Bibelstellen, ein religiöses Lied und eine Predigt, für Lehrer in Bürger- und Landschulen.* Von A. Ludewig, Inspector und Pastor zu Wolfenbüttel. 1828. XII u. 142 S. 8.

Was von des Vfs. „Anweisung zur religiösen Katechetik für Lehrer in Bürger- und Landschulen“ (A. L. Z. Erg. Bl. 1826. Nr. 108.), wovon die vorliegende Schrift einen zweyten ergänzenden Theil ausmacht, beyfällig bemerkt wurde: dafs eine gewisse Popularität ihm eigen sey, verdient auch bey gegenwärtiger Schrift wiederholt zu werden, indem sowohl die aufgestellten Regeln, welche hier in gedrängter Uebersicht vor den einzelnen Abschnitten, als Auszug aus jener Anweisung u. f. w. nochmals gegeben sind, als die katechetischen Entwürfe und die katechetischen Unterredungen selbst in Form und Materie allgemein verständlich vorgetragen sind. Indefs werden die durch den vielversprechenden Titel: *Musterkatechisationen* (passender *Probekatechisationen*) erregten Erwartungen keineswegs von dem Vf. befriedigt.

Der Inhalt des Ganzen zerfällt in *sechs* Abtheilungen, deren *erste* sich mit einer Doctrinalstelle aus dem (Gesenius'schen) *Katechismus*; *zwey*, *drey* und *vier* mit Katechisationen über *Bibelstellen* (nämlich über einen *historischen Abschnitt*, Matth. 14,

1—12, ein *Gleichniß*, Mark. 12, 1—8, und einem *eigentlichen Lehrabschnitt*, Jac. 2, 14—26) beschäftigen, und *fünf* und *sechs* Anweisungen über ein *religiöses Lied* und über eine *gehaltene Predigt*.

Dafs bey den Entwürfen, wie bey den Katechisationen, stets von der Verbalerklärung zur Realdefinition übergegangen und mit der praktischen Anwendung auf das Leben der Jugend geschlossen wird, ist ein lobenswerthes Verfahren, welches den sichern Weg durch das Verständniß zum Herzen finden lehrt. Es hätte indess gleich in dem ersten Entwurfe „über das *pflichtmässige Verhalten des Christen in Beziehung auf den guten Ruf seines Nebenmenschen*“ unter der Entwicklung der Gründe überall, wie nur bey dem letzten geschehen ist, auf die religiösen Motive mehr Rücksicht genommen werden sollen. Unzulänglich erscheinen auch manche Definitionen, wie S. 40, wo *Aberglaube* erklärt wird für „das *Fürwahrhalten von gewissen Ursachen und Erscheinungen, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind.*“ Ebenso hätte die unrichtige Fragenbildung, welche der Vf. (Vor. S. VIII.) in Schutz nimmt, wo das Fragewort nicht an der Spitze des Frageatzes steht, in *Musterkatechisationen* vermieden werden sollen und auch ohne unnatürliche und gezwungene Wendung leicht vermieden werden können; denn wenn es z. B. S. 19 heisst: „Wenn wir von einem solchen (schlechten) Menschen Gutes reden, und er erführe dieß wieder, so könnte er ja leicht verleitet werden zu glauben, dafs seine Handlungsweise *wessen* wirklich würdig sey?“ — so wäre bey der Aenderung des Satzes in: Wenn wir u. f. w. — er erführe dieß wieder, *wessen könnte er sich dann leicht würdig glauben?* nicht allein das Fragewort an der rechten Stelle, sondern die Frage würde auch *weniger* wortreich, also schon darum besser gefasst, und der Antwort: „*des Lobes*“ eben so gewiß *seya*.

Auch der öfter vorkommende Gebrauch des Frageworts *Wie*, worauf mit einem Adjectiv geantwortet wird, z. B. (S. 52): *Wie* wurde der König über diese Bitte? Antw. Traurig, erscheint unstatthaft.

Dessen ungeachtet ist das Werk wegen zweckmässiger Verbindung des Theoretischen mit dem Praktischen, welche öfter in katechetischen Anweisungen vernachlässigt wird, empfehlungswerth.

Zur leichtern Uebersicht dient ein vorgedrucktes Inhaltsverzeichnis, und für die Besitzer der „*Anweisung*“ sind die Hinweisungen auf die in derselben enthaltenen ausführlicheren Regeln gewiß willkommen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

ALTERTHUMSKUNDE:

AARAU, b. Sauerländer: *Die Mithrageheimnisse während der Vor- und christlichen Urzeit*; historisch, kritisch, exegetisch dargestellt in der Geschichte der antiken Religionen, wie im Tempelleben der alten Priester nach den heiligen Sagen des Morgenlandes, der Zendschriften und den Wurzeln der griechisch-römischen Götterlehre für Philosophen, Bibelfreunde und Historiker. Von *Heinrich Seel*. Mit 30 der seltensten, sinnvollsten Denkmäler Mithra's bey den Persern, Römern, Galliern und Rhätiern. 1823. XVI S. Dedicat. u. Vorr. u. 748 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gGr.)

„Den Mithra,“ lautet es Vorr. S. X, „der in der Geschichte der Religion der Römer, während der drey ersten Jahrhunderte nach Christo, so hochverehrt erscheint, dessen Geheimnisse die Zierde des antiken Priesterthums waren, der sich als heidnische Glaubenssonne sogar lange zum Gegensatze erhob mit Christus, dem wahren Sonnenlichte der Christenwelt, kann man nicht erhaben genug auffassen.“ „Der Mithra,“ S. XI, „nach den religiösen Ideen und Lichtbegriffen der Perser der liebevolle Mittler zwischen Gott und Menschen, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Himmel und Erde, war bey den Griechen und Römern ein Idol der Sonne. Dessen vorgesehene Monumente in ihren Haupt- und Nebenbeziehungen, in ihren geheimen Bedeutungen ernst zu betrachten, das Seltene und Eigenthümliche hierüber, was die Alterthums-Kabinette verwahren, umständlich zusammenzufassen, mit uneigennützigem Bemühen in kurz zugemessenen Mußestunden öffentlich bekannt zu machen und die wichtigsten Denkmäler den Blicken des Lesers zur eigenen Beurtheilung in treuen Abbildungen vorzulegen, dürfte der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht unwerth seyn.“ Wer von einem Gegenstande so ganz durchdrungen, von dessen Wichtigkeit überzeugt, so groß denkt, von dem darf man billig erwarten, er habe ihn gründlich untersucht, deutlich aufgefaßt und vermöge ihn würdig darzustellen; ob gerade in einem weitläufigen Werke, kommt theils auf den Gegenstand selbst an, der einen größern oder kleinern Kreis im wissenschaftlichen Gebiete beschreibt, theils auf den Verfasser, der seinen Entwurf enger oder weiter, je nachdem der Vorarbeiten viele oder we-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

nige vorhanden und der Stoff reichlich gegeben ist, macht, theils auf das Publikum, für welches er seine Arbeit bestimmt. Hn. *Seel's* Absicht bey Herausgabe dieses Werkes ist wohl keine andere, als seinen Gegenstand völlig zu erschöpfen. Er hat Alles, was darüber gedacht, geschrieben und gedruckt worden ist, gesammelt, übersetzt, mit Anmerkungen begleitet, und doch weder Philosophen und Bibelfreunde, noch Historiker befriedigt. Wir hoffen dieses durch Anzeige der verschiedenen Abschnitte, in welche das Buch zerfällt, darzuthun.

Die Darstellung des Parsismus nach *Anquetil du Perron* (nicht *Anguetil*) und *Kleuker* (nur des Letztern Uebersetzung scheint benutzt zu seyn) eröffnet diese *Mithriaca*, aber nicht etwa mit besonderer Beziehung auf den einzelnen Gegenstand, sondern in seinem ganzen Umfange. Denn *allgemeine Betrachtungen über Urreligionen* gehen ihr voran. Da nicht der räumliche, sondern wissenschaftliche Gehalt eines Buches den Raum für seine Beurtheilung in diesen Blättern bestimmt, so müssen wir hier diese Betrachtungen, welche *multa* und nicht *multum* berühren, als nicht zum Gegenstande gehörig mit Stillschweigen übergehen, und dürfen nur hie und da unsere Bemerkungen laut werden lassen. Einige Anmerkungen haben uns befreymdet, wie S. 9 über Entstehung des Christennamens zu Antiochia, über den christlichen Offenbarungsbegriff. Wie kann behauptet werden: im Oriente heisse Idololatrie allemal Sabäismus; giebt es nicht auch Fetischismus, Zoolatrie? S. 15 wird die Frage beantwortet: warum das Christenthum nicht denselben Einfluß auf die Magier hatte, wie der Parsismus? Am Ende dieser Betrachtungen geht S. 16 der Vf. *quasi re bene gesta* mit den Worten: „Und nun betrachten wir Zoroasters Dogmatik,“ zum zweyten Abschnitt über. Nach *Kleukers Zend-Avesta* (Dessen *Zend-Avesta im Kleinen*, Riga 1789, wird gar nicht erwähnt) wird der Lehrbegriff Zoroasters, mit steter Vergleichung des Christenthums, vorzüglich nach der Offenbarung des Johannes und den Propheten des A. T. und Anführung gelehrter Werke, wie *Creuzer's Symbolik* ff., *Schröckh's Kirchengeschichte*, *Buhle's Geschichte der Künste und Wissenschaften* u. A. auch gelegentlicher Erinnerung an *Schiller* und *Klopstock* durch den Abdruck eines kleinen Gedichts und ganzer Stellen S. 39. 51 mit starren Gründen für die Existenz des Satanas S. 73 auf vielen Seiten zwar, aber weder im Zusammenhange und Vollständigkeit, noch

I (4) mit

mit besonderer Rücksicht auf Mithra vorgelegt. Im nächstfolgenden Abschnitte S. 86 — 122, welcher vom Gottesdienste der Perser handelt, hätte vorzüglich die Verehrung Mithra's hervorgehoben werden sollen, aber er schildert den Kult im Allgemeinen und füllt den Raum mit mancher entbehrlichen Anmerkung aus. So empfiehlt der Vf. — doch wohl nicht den Philosophen, Bibelfreunden und Historikern! — sehr weitläufig ein Traktätlein für 48 Kr. des Titels: Die Wunder-Schöpfung Gottes, ein nuzbares, neu bearbeitetes Sonnen- und Planeten-Büchlein für Alle, welche die geheimnißvolle Verkettung der Geister- und Körperwelt, die Urkräfte und das Seelenbündniß des ewigen Lebens erkennen wollen u. s. w., Augsburg u. Leipzig, b. A. Bäumer (ohne Jahr) als gehaltreiche Blätter für die, die sich mit frommem Vertrauen, mit tiefen Ahnungen des Gemüths nach göttlicher Wahrheit sehnen. — Solche Empfehlungen gereichen unserm Zeitalter zur Ehre. Als Probe der Darstellungsweise des Vfs. stehe hier der Anfang dieses Abschnittes: „Einfach ist der Geist, der durchs Ganze lebt. — Anbetung *Ormuzd's*, Hochachtung und Liebe für Alles, was von ihm kommt. — Denn alles das ist gut, — und Todhafs gegen *Ahriman* und alle seine Begleiter und Mitwirkler: das ist des Parsen ewige Ebbe und Fluth.“ — Hätte sich dieses nicht kürzer und verständlicher sagen lassen? — *Ueber die Staatsverfassung*, wie es hier heisst, statt: Fragmente einer Darstellung der Staatsverfassung. Unstreitig richtiger, weil es nur Fragmente sind; *der Parsen*, ist der dritte Abschnitt überschrieben, und zwar nicht sehr ausgedehnt, aber auch arm an Gehalt. Eingemischt sind hier manche staatswirthschaftliche und politische Ansichten der Neuern. Bey Erwähnung des Zoroastrischen Gesetzes, S. 142: „Niemand soll Getreide aufkaufen und auf Theurung hoffen; denn, wer so handelt, macht sich aller Armuth, Elends und Jammers schuldig, der unter dem Himmel ist, gefällt es dem Vf., eines seiner eigenen Werke: *Den Armenfreund, oder Wegweiser in den Gebieten der Armen- und Krankenpflege für Landgemeinden*. Mit Kupfern. 1801. 508 Seiten, also auch recht wohl beleibt, zu empfehlen. Da der Vf. in einer Note S. 149 seinen Lesern zu Gemüthe führt: „Wenn das Treffliche, was *Heeren* über *Persepolis* schrieb, hier ganz wiederholt wird, so gewinnt die Wahrheit durch die weitere Ausbreitung von Ideen, die von den Theorien über Mithra unzertrennlich sind.“ Und da auch S. 171 „*Creuzer's* Genius, an Tiefe der Forschung und Reichthum der Ideen über viele (Viele) der alten (in den alten) und neuen Zeiten hoch erhaben, durch die Kunstdarstellungen des alten *Persepolis* und der Umgegend wandelte;“ so müssen wir uns schon im Vertrauen auf das uneigennützigte Bemühen des Vfs., in den kurz zugemessenen Musestunden uns mit allen wichtigen Denkmälern bekannt zu machen, seiner Leitung überlassen und mit ihm auf einige Stunden nach *Persepolis* wandern, wenn wir auch dort von Mithra nicht unterrichtet werden. *Heeren*

und *Montfaucon*, jener durch das Organ seiner Ideen über Politik u. s. w., nachgedruckt zu Wien 1817, dieser durch seine *Antiquité*, sind unsere Führer. Aus *Niebuhr's*, *Chardin's* und *Montfaucon's* Werken werden mehrere Denkmäler, auch solche, die der Vf. selbst nicht für persisch hält, wie S. 207, entlehnt, und treu hier wieder gegeben; wir bedauern nur, daß sie die Mithrageheimnisse nicht enthüllen. Daß der Vf. die neuesten Untersuchungen und Entdeckungen nicht zu kennen scheint, selbst *Herder's* nicht, ist zwar Verlust, nur hier nicht.

Hinreichend vorbereitet treten wir dem Ziele näher, zur Beschreibung und Erklärung *Mithra's*, von *Montfaucon*, mit Anmerkungen und Allegaten nach *Hyde*, *Anquetil*, *Kleuker*, *Schöpflin*, *Zoege*, *Banier* — einem höchst unkritischen Compiler, welcher weder in die Reihe dieser gelehrten Forscher gestellt, noch sein Werk im Nachdruck angeführt werden durfte. Dem Herausgeber diene zur Nachricht, daß die rechtmäßige Ausgabe zu Leipzig, der 3te Bd. von *Schlegel* und *Schröckh*, die beiden letzten von *Schröckh* übersetzt wurden. — *Creuzer*, von *Hammer*, *Rhode* und Andern. *Montfaucon's* Abhandlung findet sich in seiner *Antiquité expliquée*. T. I. S. 367, und hier deutsch. Ihr geht eine kurze Biographie *Montfaucon's* voraus, die man allenthalben vollständiger, als hier, findet, und uns sehr überflüssig scheint. Ueber die Abhandlung selbst, die im ersten Vierteltheile des vorigen Jahrhunderts erschien, kann die seitdem so bereicherte vorgerückte Wissenschaft gar nicht urtheilen, und ihr nur noch theilweise einigen Werth zugestehen; aber den hier beygefügtten Anmerkungen und Allegaten darf sie ihre Aufmerksamkeit nicht entziehen. *Anquetil*, *Kleuker* und *Rhode* vorzüglich haben die ehemals über Mithra schwebende Finsterniß und Zweifel verschleucht und den Gesichtskreis gar sehr erweitert, und wir hoffen, S. 214 einen so viel möglich deutlichen und gründlichen Begriff, welchen die Perser, Griechen und Römer mit Mithra verbanden, zu lesen, — aber umsonst. Die Denkmäler, welche *Montfaucon* gesammelt, sind hier wieder gezeichnet, und unstreitig das Beste. Im Anhange werden die später entdeckten *Basreliefs*, besonders auf deutschem Boden, nicht allein im Umrisse beygefügt, sondern auch diejenigen, die von Andern gedeutet wurden, erklärt. Seiner eigenen Einsicht mißtraut der Herausgeber nur allzulehr, und legt sie selten zu Tage. Eine Darstellung des Mithratempels in den *Vogesen*, Taf. XV, entlehnt aus *Schöpflin's* *Alsatia illustrata celtica*, steht mit Recht an der Spitze. Eine Felsenhöhle, 9 F. 3 Z. hoch und 6 F. 4 Z. breit, an deren innerer Wand das Denkmal halberhaben in Stein gearbeitet ist. Aus *Sattler's* Geschichte des Königreichs Württemberg ist die Beschreibung des Denkmals bey Fehlbach und mehrerer zu Beckingen und Murrhart gefundenen Steine gezogen. Das Denkmal von Ladenburg am Neckar, gefunden in einer Gegend, wo sonst Weinberge waren, hat manches Eigene, das noch mehr, als von *Creuzer* geschehen, hervorgehoben

ben und gewürdigt zu werden verdient. Vierzig Inschriften, größtentheils aus *Gruter's* Sammlung, finden hier einen Platz und karge Erklärung. Wir hätten sie schon früher eingeschoben, um wenigstens einer von der Zeit vorgeschriebenen Ordnung zu folgen. Zwey Denkmale, eines von Lyon, sehr einfach, das andere von Stix-Neufiedel, hier wohl über die Gebühr ergänzt, schliessen mit der aus der Wiener Modezeitung Nr. 25. 1816 entlehnten, hier wörtlich abgedruckten, das Bekanntere und im Buche an mehr als einem Orte schon Gelesene wiederholenden Beschreibung die Reihe. Eine große Anzahl geschnittener Steine aus *Lippert's Dactylothek* und Münzen aus *Maffei gemm. Grævi thesaur. antiqu. Rom. Beger thesaur. Cimetii Numismat.* hier in Umrissen, werden erläutert. Diese Sammlung der verschiedenartigsten Denkmäler hat uns wohl gefallen, nur sollten sie besser geordnet und gründlicher erläutert seyn. Damit es an Nichts mangle, sind auch Herder's Ideen über Zoroaster's Religion auf 15 Seiten abgedruckt und ihnen noch zwey Molochsbilder aus Lunds jüdischen Alterthümern beygegeben. Hier war dieser Auszug wohl überflüssig aus mehrern Gründen. Herder's Werke wollen im Zusammenhange gelesen seyn, um verstanden zu werden, sind allenthalben zu haben, und von dem Herausgeber schon in den Betrachtungen, mit welchen er einleitete, benutzt, ohne ihn zu nennen. Der Anmerkungen des Herausgebers, die uns nichts erklären, können sie ganz entbehren. Nach Herder tritt *Philipp a Torre* mit seiner Abhandlung und kritischen Untersuchung über Mithra in dessen *Monumentis vet. Antii* etc. Rom. 1700, hier treu übersetzt, auf. Von ihr wird S. 361 gerühmt: „Philipp a Torre hat das Verdienst, die Mithra-Denkmale zuerst wissenschaftlich bearbeitet zu haben; wenn auch die Zeit einige seiner Ideen abwürdigte, bilden viele seiner Grundsätze doch immer noch den Kern der Theorien über Mithra.“ Kaum sollte man im Jahre 1823 von einem tiefen Forscher dieses Urtheil erwarten. Philipp a Torre Gelehrsamkeit und Sammlerfleiß sind eben so wenig zu verkennen, als der Werth seiner Arbeit für seine Zeit; aber er konnte doch nur aus den ihm zugänglichen Quellen, den Werken der Griechen und Römer und den Kirchenvätern, schöpfen, die, wie bekannt, den Mithra nur kennen, was er ihnen war, und was von seiner Verehrung in christliche Zeiten und Gebräuche übergegangen. Nothwendig aber mußte dem von ihm errichteten Glaubensgebäude der Grund fehlen. *Anquetil du Perron* und *Kleuker* reinigten und befestigten durch Herausgabe des *Zend-Avesta* das persische Glaubensgebäude, und gaben allen Forschungen in demselben eine andere Richtung. Dergleichen Untersuchungen, wie diese vorliegende, lassen zwar in die dunkeln Mithrahöhlen schauen, aber nichts erkennen, besonders, wenn sie in deutscher Breite übersetzt werden, der auch die lateinischen Endungen der angeführten Schriftsteller nicht entgehen dürfen, z. B. *Mitratore* ja, wo man sogar S. 368

schreibt: „nach dem Zeugniß des *Hesychio*, *Suida* und *Strabo*“ — wir haben uns nach einem Druckfunden-Register vergebens umgesehen, und unleserlich kann wohl die Handschrift des Herausgebers nicht seyn — und mit vielen, ganze Seiten füllenden Anmerkungen begleitet werden. Ein Auszug, auf den vierten Theil des Raums beschränkt, vorzüglich die Verbreitung des Mithrakults berücksichtigend, wäre wohl hinreichend gewesen. Aus der christlichen Zeit ist das Mithramonument: *Die drey Magien* und die *Geburt des Mithra*, *Roms Katakomben* entlehnt, mitgetheilt, und in den *Allegaten* auch der *Stunden der Andacht* nicht vergessen, wie an vielen andern Stellen. Bey allen gepriesenen und anerkannten Vorzügen dieses Werkes können wir es doch nicht für eine Quelle erster und zweyter Ordnung hier erkennen, und erklären ihr Anführen für überflüssig. — Dem schon oben berührten Denkmal von Mauls in Tyrol, hier nach einer im Jahre 1811 vom Original-Steine in Insbruck genommenen treuen Copie gezeichnet vorliegend, wird ein besonderer Abschnitt gewidmet. Das Denkmal hat besondere Schicksale gehabt. Es ward 1589 auf der Gebirgskette zwischen Mauls und Sterzingen in Tyrol in der Nähe des Brennergebirges, unfern von Lueg von Hirten entdeckt, stürzte mit andern Felsenmassen in den Fluß Eisack und ward nach zwey Jahrhunderten hervorgezogen, in die Mauer des Zollgebäudes zu Mauls eingesetzt, später wieder herausgenommen, von dem Bibliothekar Vikotsch in die Bibliothek zu Insbruck gebracht, wo es unbeachtet in einem Winkel lag, später an seinen jetzigen Platz, in das Antikencabinet nach Wien. Ganz ungemischt nach indischer Mythe erklärt von Hammer die 12 Seitentafelchen des Monuments in den Wiener Jahrbüchern 1816. Nr. 92, und der Herausgeber — oder wer? ist hier nicht bemerkt — mischt *Creuzer's*, von *Hornmayr's*, *Giovanelli's* und von *Pallhausen's* Ansichten unter. Schwer konnte es dem Herausgeber nicht werden, da er schon eine Abbildung desselben nebst einer Erklärung auf 28 Seiten seiner Beschreibung Tyrols, 1sten Bandes 1817, einverleibt hat. Außerdem ist er auch Verfasser der *Völker Spaniens und ihrer Fürsten*, 1ster Abtheilung. Er selbst führt dieses Werk an; und wir wollen nicht unterlassen, es zu verbreiten. Bey der Erklärung des dritten Seitentafelchens, welches auf die ägyptische Seelenwanderung gedeutet wird, spricht der Herausgeber von einem Systeme der Spiritualisten, und kommt auch auf den, seiner Ansicht nach, den Ideen jenes Systems nicht fremden animalischen Magnetismus unserer Tage zu sprechen, welcher „den entseßelten Geist ins endlose All leitet, wo er sich mit dem allgemeinen Naturäther (Naturgeist) verbindet.“ Eine breite Anmerkung belehrt über das Magnetisiren selbst und die verschiedenen Grade des Einflusses auf den Körper. Abermals ein *hors d'oeuvre*. Als Anhang zu dem Vorhergehenden folgt ein zweytes minder ausführliches, symbolisch reiches und artistisch schönes Monument von Mauls in Tyrol und zu seiner Er-

Erläuterung ein Auszug aus den Wiener Jahrbüchern. 1816. Nr. 92, in welchen Mithra den Zendbüchern gemäß erklärt und die Einweihung in seine Mysterien historisch und kurz dargestellt wird. Der Name v. Hammer steht darunter und gilt wahrscheinlich auch für den Aufsatz von 1818 aus derselben Zeitschrift.

Was sollen und wollen wir aber ferner sagen!? Auch von Clodius will uns der Sammler über Mithra, und zwar durch dessen in der Minerva (dem Taschenbuche) von 1815 über Urreligion und Heidenthum abgedruckten Aufsatz, in welchem desselben mit keiner Sylbe gedacht ist, belehren lassen. Soll, kann und will auch diese schätzenswerthe Abhandlung den Streit über Urreligion in ein helleres Licht setzen, und darüber entscheiden, ob die monotheistische oder polytheistische Ansicht die frühere war, so vermögen wir bey der ununterbrochensten Anstrengung unsers Denkvermögens doch nicht einzusehen, wie sie mit den Mithrageheimnissen gepaart werden kann und erklären sie deshalb hier für ein *opus typographicum*. Doch wir begegnen noch mehreren hier uns ganz fremden Erscheinungen, z. B. S. 604 einem Aufsatze: *Isis und Osiris im Tempelleben des alten Priesterthums, historisch-exegesisch dargestellt*. Kurz, arm und unzusammenhängend. Bey der Verschiedenheit der Ansichten des ägyptischen Alterthums und seinem Einflusse auf die Entwicklung des griechischen und römischen Mythos, bey den Vorarbeiten eines Herder, Creuzer u. A. können dergleichen Zusammenstellungen sehr lehrreich werden, wenn Alles gehörig gewürdigt, geordnet und nach einem bestimmten Ziele geleitet wird. Leider mangelt dieser Alles, ja selbst der Ort wohl, den sie einnimmt: Aus demselben Grunde müssen wir es auch mißbilligen, daß Buchholz Aufsatz: *Ueber die Tempelstaaten im Alterthume* (bestimmter: *Ueber die an Tempel angeschlossenen Staaten und ihre hierarchische Staatsform*) hier abgedruckt wird. Hr. Seel kannte sicher J. Kreuser: *Der Hellenen Priesterstaat, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Hierodulen*. Mainz 1822, nicht, sonst hätte er entweder das ganze schätzbare Werkchen in einer neuen Ausgabe auftreten lassen, oder doch mit Anmerkungen aus und nach demselben den vorstehenden versehen.

Quousque tandem abutere . . . patientia lectorum! könnte man Hn. S. zurufen. Noch erscheinen Betrachtungen über den christlichen Weltglauben, *ut Deus ex machina*. Denn „diese Schrift soll, nach der Vorrede, nicht allein Licht in das dunkle Alterthum werfen, sondern auch zugleich die christliche Liebe beleuchten und in jeder Hinsicht Alles behandeln, was die gründlichste Anschauung des Glaubens im Alterthume — Anschauung und Glauben, wie verschieden sonst! — wie der Grundbildung der modernen Welt gewähren kann.“ — Diese beabsichtigte Construction der Massen — Hr. Seel liebt im Geiste die Stärke seines Werks und wägt die Massen — nach dem vorgestockten Ziele vollkommen zu bilden, dürfte es hoffentlich dem Leser willkommen seyn, das Treffliche hier zu finden, was Buhle, Schröckh, Creuzer, Abegg und Buchholz mit so heiligem Interesse für das geistige Leben der Menschen über Jesum, die Grundlage seiner Lehre und Erlösung

in kurzen Ueberblicken nach den Reden des göttlichen Religionsstifters und der Geschichte aussprachen.“ Welche menschenfreundliche Absicht! Die Alterthumskunde und das christliche Lehrgebäude in einer Nufs! — Erst werden die jüdischen religiösen Parteyen geschildert und ein Abriss der Lehre Jesu gegeben, — es gilt hier gleich, ob nach supranaturalistischem oder rationalistischem Princip — dann Creuzer's Ideen über Heidenthum und Christenthum in den ersten drey Jahrhunderten gesammelt, aber nicht, wie man erwarten sollte, zu einem Ganzen geordnet, und Abegg's Antwort auf die Frage: Wie die Apostel den Rathschluß Gottes bey Erschaffung des Menschengeschlechts in der Erscheinung Christi erfüllt gefunden haben? aus dem 4ten Theile der Creuzer'schen Symbolik wiederholt, so wie Buchholz Antwort auf die Frage: Wie bildete sich das Christenthum zu einer Staatsreligion aus, ehe es vorherrschend wurde? aus dessen philof. Untersuchungen über die Römer, und dessen Betrachtungen über den zunehmenden Verfall der Staatsreligionen, und über die Entstehung einer Weltreligion, und endlich: über den wahren Gesichtspunkt der Verfolgungen, welche die Christen während der drey ersten Jahrhunderte zu erdulden hatten nach Gibbon.

Schon hat die Anzeige der in diesem Buche befindlichen Massen eine Breite und Länge genommen, die Rec. den Raum und mit ihm die Gelegenheit raubt, seine Ansichten über Mithra und dessen Geheimnisse hier niederzulegen, und den Weg vorzuzeichnen, welchen er von einem künftigen Bearbeiter dieses Gegenstandes betreten wünscht. Immer bleibt Rhode's Sage ff. ein Hauptwerk für die persische Mythologie und die darin verbreiteten Ansichten stützen sich auf die sicherste Quelle. Hr. Seel hat von ihnen fast gar keinen Gebrauch gemacht. Hn. P. v. Köppen's Schrift: *Die dreysgestaltete Hekate* ff. Wien 1823, liegt vor uns, und ihr V. macht Hoffnung, die aufgefundenen 10 Mithradenkmale mit Text zu begleiten. Sein Werk wird weniger stark, aber doch reicher, umfassender und lehrreicher werden.

Reym Ueberblick des Geschriebenen finden wir zwey Bemerkungen noch zu machen nöthig. Hätte Hr. Seel Philipp's a Turre oder Montfaucon's Abhandlung abgekürzt, und eine von beiden in die andere gewandelt oder in Anmerkungen umgewandelt, die Ansichten der Neuern gesammelt, geordnet und an ihrem Orte eingeschaltet, die sich fast gleichen Monumente nur einmal, die nicht hieher gehörigen gar nicht gegeben, so hätte sein Werk an Bogenzahl verloren, an innerer Stärke gewonnen, und der Preis desselben wäre geringer gewesen; so aber, wie es vorliegt, ist es die trefflichste praktische Anweisung geworden, aus einem mäßigen Octavbande einen Folianten zu machen. Auf dem benachbarten Gebiete der Philologie schneidet auch Mancher, wo er nicht gefehlet, d. h. läßt zusammen abdrucken das gute Alte, wie Commentare, Diatriben, Scholien, Commentationen u. f. w. und fügt seine *adnotationes* bey; auf dem mythologischen ist Rec. dieß das erste oder auffallendste Beyspiel.

Zum Glück erleichtert das ziemlich vollständige Register das Auffinden des Branchbaren.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

GESCHICHTE.

- 1) PARIS, b. Gebr. Baudouin: *Histoire de la Fronde*, par M. le Comte de *Sainte-Aulaire*. 1826. drey Bände. zul. 1362 S. 8. (Pr. 21 Fr.)
- 2) STUTTGART, b. Gebr. Frankh: *Geschichte der Fronde*. Von Graf *Sainte-Aulaire* (vom Grafen v. *Sainte-Aulaire*). Aus dem Französl. 1827. *Ersler* Bd. XVI und 328 S. *Zweyter* Bd. 346 S. *Dritter* Bd. 325 S. 12. (4 Rthlr. 12 gGr.)
- 3) LEIPZIG, b. Hartmann: *Geschichte der Fronde*. Vom Grafen v. *Sainte-Aulaire*. Aus dem Franz. überfetzt. *Ersler* Bd. 1827. XXIV und 397 S. *Zweyter* Bd. 1828. VI u. 425 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Wir besitzen eine Menge Memoiren über die an politischen Ränken und Begebenheiten so fruchtbare Epoche der Fronde; allein so viel Unterhaltung deren Lectüre auch gewährt; so ist ihre Benutzung als Geschichtsquelle doch mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpft. Der Kardinal von Retz, Fr. v. Motteville, Fr. v. Nemours, Joly, Rochefoucauld u. s. w. find, um ihren Lesern gefallen zu können, im Besitz von Vortheilen, welche der Schriftsteller nicht haben kann, der lange nach ihnen die Vorgänge darstellt, die sie erzählten, und die Charaktere zeichnet, die sie schilderten. Erstere, die Memoirenschreiber, theilen uns die von ihnen selber empfundenen Eindrücke, ihre eignen Gemüthsbewegungen mit; sie sprechen zu uns mit Wärme über die Männer und Frauen, die sie gesehen, gekannt, geliebt oder gehaßt haben, und bestreben sich, in uns gleiche Gefinnungen für oder gegen sie zu erwecken; sie sind leidenschaftlich, und dies eben macht ihre Memoiren besonders anziehend; allein bey dem Geschichtschreiber würde dies ein großer Fehler seyn. Dieser muß mit Unterscheidungskraft bey so vielen ihm zu Gebote stehenden Materialien eine Auswahl treffen; bey Erwägung so vieler verschiedenen und oft widersprechenden Zeugnisse muß er mit verständiger Kritik und Scharfsinn zu Werke gehen, entstellte Thatumstände berichtigen und mit Unparteilichkeit die Menschen und ihre Handlungen beurtheilen, welche die Memoirenschreiber nur allzu häufig mit Befangenheit, Ungerechtigkeit und Leidenschaftlichkeit beurtheilt haben. Wenn diese durch manche löbliche Eigenschaften, allein auch

nicht selten durch naive oder glänzende Fehler geblen, so soll der Geschichtschreiber zwar auch gefallen allein durch ganz verschiedene Mittel, die von besserem Gehalte und schwieriger sind; vor allen Dingen aber soll er belehren. Hr. v. *Sainte-Aulaire*, schon früher als einer der ausgezeichnetsten Redner der französischen Wahlkammer rühmlichst bekannt, hat jene zweyfache Aufgabe des Geschichtschreibers nicht unerfüllt gelassen. Sein hier vorliegendes Werk ist zugleich belehrend und angenehm unterhaltend. Inzwischen möchte es uns gleich Anfangs bedünken, als sey ein besonderes System bey dieser merkwürdigen Ausarbeitung vorherrschend. Das Vf. nämlich, in Folge seiner gesellschaftlichen Stellung und der Thätigkeit seines Geistes, betroffen von den Vorgängen, die seit länger als dreißig Jahren Frankreich und Europa bewegten, so wie von ihren wahren oder angeblichen Ursachen und ihrem Ursprunge, konnte die Geschichte der Vergangenheit nicht schreiben, ohne an die Gegenwart zu denken. Er wollte Unruhen und Begebenheiten, noch mehr durch den Geist der Führer und der Werkzeuge, der Großen und des Volks, wie durch den seit dem verfloßenen Zeitraum von fast zwey Jahrhunderten von einander geschieden, bis zu einem gewissen Punkte an einander knüpfen. In der That aber, nichts sieht sich ähnlich in diesen zwey Perioden der Geschichte: weder die Männer, noch die Frauen; weder der Hof, noch der Adel, noch die Geistlichkeit, noch das Volk, vornehmlich aber nicht die zu einer jeden derselben vorherrschenden Ideen. Allerdings suchten auch zu jener früher Zeit einige überspannte oder unruhige Köpfe, in dem sie von Republik sprachen, die Unordnung zu vergrößern; allerdings riefen auch damals Bürger oder Richter, sich über Druck, Verbannung und willkürliche Einkerkung beklagend, die nämlichen Grundsätze zu Hülf, und wandten fast die nämlichen Beweisgründe an, deren man sich in unsern Tagen bedient hat, und deren man sich jetzt unter ähnlichen Umständen bedienen wird. Allein es fand weder ein System, noch ein fester Plan Statt; Mazarin's heftigste Feinde wurden seine Freunde, je nach dem Interesse des Augenblicks. Das Parlament selber, aufgeklärter als die meisten andern Classen, und wie man glaubt, bestimmter Zwecke mit Beharrlichkeit verfolgend, verband sich bald mit den Prinzen, um Mazarin zu ächten; bald mit diesem, um gleiches Schicksal über die Prinzen

zu verhängen. Der Coadjutor, den Hr. v. St. A. als Staatsmann zu überschätzen scheint, ging abwechselnd zur Partey des Parlaments, zu der des Hofes und zu der der Prinzen über. Endlich scheidet ein fast untheilbarer Augenblick das fast ganz in Aufruhr begriffene Frankreich von dem ganz unterwürfigen Frankreich, ohne daß in den Gemüthern aller Classen auch nur das mindeste Merkmal einer so heftigen Bewegung übrig bleibt. Nach dem Zeugniß *Gourville's*, eines der gleichzeitigen Memoirenschreiber, woraus unser Vf. schöpfte, sind die nämlichen Menschen plötzlich ganz unkenntlich geworden, was denn wohl, bis auf diesen Punkt wenigstens, nicht der Fall gewesen wäre, hätten sich jene Menschen nach einem festen Plane, einem consequenten Systeme und bestimmten Ideen gerichtet, die stets einige Spuren zurücklassen und einen etwas dauerhaften Grund legen. Uebrigens setzt Hr. v. St. A. selber oft sein System bey Seite; auch findet man sogar am Ende seiner Geschichte Zugeständnisse, die viel Analogie mit dem hier Bemerkten haben. — Was des Vfs. politische Strebmissе anbetrifft, so spricht sich derselbe zwar auf allen Seiten seines Werks als abgesetzter Feind der Sklaverey und Tyranney aus, allein ohne deshalb in gegentheilige Uebertreibungen zu verfallen. Man möchte sogar glauben, daß, wenn schon sein aufgeklärter Verstand ihn zum Anhänger und Vertheidiger jener gesellschaftlichen Formen macht, welche die Civilisation allmählig in Frankreich, England und Deutschland einführt, es nichtsdestoweniger mit einer gewissen Wohlgefälligkeit die alte Macht des hohen Adels und der großen Familien betrachtet; er verweißt gern bey diesen Erinnerungen, und sein Bestreben, darauf zurückzuführen, ist bisweilen vielleicht etwas zu sichtbar. Auch möchte man in dieser subjectiven Tendenz des Vfs. die Ursache des bis zur Ungerechtigkeit strengen Urtheils finden dürfen, welches derselbe über den Cardinal von Richelieu fällt, der bekanntlich dem alten Feudal-Adel Frankreichs so furchtbare Schläge versetzte. Alles, was der Vf. über diesen Minister berichtet, kann ihn freylich nur in ein gehäßiges Licht setzen, allein seine Schilderung ist sehr unvollständig; man darf nicht aus der Acht lassen, daß große Männer ihn einen großen Minister nannten. — Gab es zur Epoche der Fronde im Staate einen Körper, der einen etwas geregelten Plan befolgte und bestimmte Absichten hatte, so war dieß zweifelsohne das Parlament von Paris, an welches sich die übrigen Parlamente des Königreichs angeschlossen. Da dieser Umstand einigermaßen das System unsers Geschichtschreibers begünstigt, so bemüht sich derselbe, uns die parlamentarischen Verhandlungen und die Charaktere der bedeutendsten Parlamentsglieder kennen zu lehren. Dieser wichtige Theil der Geschichte der Fronde ist mit viel Ausführlichkeit behandelt. Allein es geht daraus klar hervor, daß die einzige politische Idee, welche das Parlament beherrschte, dahin ging, seinen Einfluß zu vergrößern, sich in die Verwaltungs-

und Regierungs - Angelegenheiten zu mischen, an die Stelle der *Etats généraux*, die seit 1614 nicht waren versammelt worden, zu treten, und aus den Verwirrungen einer langen Minderjährigkeit, der Schwäche der Regentin und dem regen Haß gegen einen Minister, der ein Ausländer war, Nutzen zu ziehen, um zu seinem Vortheile neue Rechte zu gründen, um sich eine Theilnahme an der gesetzgebenden Staatsgewalt anzumaßen. Bey der Aufregung der Gemüther proclamirten einige junge Parlamentsräthe republikanische Maximen; allein im Ganzen genommen zeigte sich der *Richterstand* der monarchischen Regierung und der *königlichen Gewalt* sehr ergeben, welche derselbe mehr oder weniger mit ihr zu theilen sich lediglich bemühte. Von dieser Theilung wollte das Parlament die Großen ausschließen und so gewissermaßen die vom Cardinal Richelieu bewirkte Umkehr befestigen. Seine Absicht ging aber keineswegs dahin, mit den übrigen Bürgerclassen und der Nation überhaupt gemeinsame Sache zu machen, sondern nur, um sich bey dieser beliebt zu machen; und wahrscheinlich auch aus einem Gefühl von Gerechtigkeit nahmen sich die Parlamente der bürgerlichen Freyheit Aller an und vertheidigten sie standhaft, sogar oftmals mit einer überaus kräftigen und kühnen Beredtsamkeit. — Sind die Memoiren dieser Epoche reich an Anekdoten über die Frauen, die unter der Regentschaft der Anna von Oesterreich eine so bedeutende Rolle spielten, so erzählt die ernüchterte Geschichte nur solche Anekdoten, die ebenfalls an sich ernst sind, oder die, bey aller ihrer Frivolität, wichtige Folgen haben. Hr. v. St. A. befolgt strenge diese Regel; und übergeht er auch nicht ganz mit Stillschweigen die Ränke und selbst die geheimen Geschichten eines *Longueville*, *Chevreuse*, *Montbazon* u. s. w., so verbreitet er sich dennoch mit ungleich größerer Ausführlichkeit und Wohlgefallen über das edle und muthvolle Benehmen der Prinzessin von Condé zu der Zeit, wo ihr berühmter Gemahl, der große Condé, sich in gefänglicher Haft befand. Ohne, gleich dem Cardinal von Retz, die Regentin mit Ungerechtigkeit preiszugeben, verhehlt unser Vf. ihre Fehler nicht. Die Fehler, bemerkt er, rührten von ihrer Erziehung her: allein sie besaß dabey einen edlen Stolz und betrug sich mit Muth und voller Würde. Selbst der Cardinal Mazarin opfert er nicht immer auf; er erzählt von ihm unter andern folgenden großmüthigen Charakterzug: Der Cardinal, aus Frankreich verbannt, wünschte sehnlichst zurückzukommen; allein der Prinz von Condé, der damals das Heft in Händen hatte, knüpfte die Erlaubniß dazu an unerträgliche Bedingungen. Anna von Oesterreich hätte solche vielleicht angenommen, jedoch Mazarin schrieb edelmüthig: „daß, wenn die Königin solchen Vorschlägen beyträte, nichts übrig bleibe, als den Prinzen (von Condé) nach Rheims zu geleiten und die Krone auf sein Haupt zu setzen. . . Er wolle lieber Zeit seines Lebens verbannt bleiben, als um diesen Preis nach Frankreich zurückkehren.“ — Zwey Hel-

den, Turenne und Condé, verbrachten über einige Theile dieser Geschichte und über die kleinen Intriguen der Fronde einen besondern Glanz. Bald vereinigt, bald getrennt, hochachten, ja selbst bewundern sie sich einander, und in der That vermochte Jeder von ihnen, besser als irgend Jemand, die seltenen Eigenschaften und das Genie seines Nebenbuhlers zu schätzen. Am öftersten erscheint jedoch auf der Bühne der große Condé, und stets führt ihn Hr. v. St. A., umgeben von dem Schimmer und der Größe, die ihm eigen sind, auf. Am würdigsten schildert er ihn auf dem Schlachtfelde. Höchst anziehend besonders ist jene Stelle in dem Geschichtswerke, wo der Vf. erzählt, wie der berühmte Feldherr, den man in der Guyenne und in der Gegend von Bourdeaux glaubte, plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, jenseits der Loire versetzt wird, dort den Oberbefehl über eine geschlagene Armee übernimmt und seine Gegenwart daselbst, durch die von ihm getroffenen Anordnungen, bald so fühlbar macht, daß Turenne, der den allgemeinen Irrthum theilte und ihn noch hundert Stunden weit entfernt glaubte, sogleich ausrief: „Der Herr Prinz ist angekommen!“ Diese Aeußerung gereicht sicherlich beiden Feldherren zum höchsten Ruhme. — Eben so zurückhaltend, wie hinsichtlich der Anekdoten, bezieht sich der Vf. hinsichtlich aller subjectiven Betrachtungen und Vergleichen, wenn schon es hierzu ihm keineswegs an häufiger Veranlassung fehlte. Mit einigen wenigen Ausnahmen beschränkt sich Hr. v. St. A. auf eine einfache und wohl zusammenhängende Erzählung der Zeitbegebenheiten, aus Quellen entlehnt, die ihm die volle Bürgschaft ihrer Glaubwürdigkeit zu gewähren scheinen. Allein nicht eben so sparsam, wie mit der Anekdote und der Reflexion, geht der Vf. mit den Eigennamen zu Werke. Unter denen, die zur Epoche der Fronde in den ersten Reinen des französischen Adels glänzten, giebt es vielleicht keinen Einzigen, der nicht von dem Geschichtsschreiber genannt worden wäre; und gemeinhin wird jeder dieser Namen, so wie er zum ersten Male vorkommt, mit einer kurzen genealogischen Note begleitet. — Diese Neuerung bey einem Geschichtswerke mag von Seiten eines Theils seiner französischen Leser Beyfall gefunden haben, bey Andern vielleicht desto größere Mißbilligung. Für den deutschen Leser sind diese Noten mindestens ziemlich leichtgültig. Bey der Uebersetzung hätten dieselben demnach um so sogleicher weggelassen werden können, weil dadurch einer der Hauptvortheile, den die Uebersetzung ausländischer, besonders französischer Werke dem deutschen Lesepublicum gewährt, — die größere Wohlfeilheit nämlich, — nur noch in desto höherm Grade erzielt worden wäre. — Allein dessen ungeachtet kann man Hr. v. St. A. nicht beschuldigen, daß er mit parteyischer Vorliebe diejenigen behandelt, deren Ahnentafel er uns zeigt und deren Standesgenosse er selber ist. — Jede Erwartung, die deshalb etwa gehegt werden

möchte, würde sich getäuscht finden: denn das Werk hat ein ganz anderes Gepräge.

(Der Beschlufs folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) RONNEBURG, im literar. Comptoir: *Fest- und Gelegenheits-Reden und Predigten* von Dr. Jonathan Schuderoff, Herzogl. Sachsen-Altenburg. Consistorial-Rath und Superintendenten zu Ronneburg. 1827. VIII und 382 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)
- 2) WIESBADEN, b. Schellenberg: *Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.* Von Dr. Ludwig Hüffell, Herzogl. Nassauischem Professor d. Theol. am theol. Seminar, Dekan u. erstem Pfarrer zu Herborn. *Erster Theil.* 1828. VI u. 434 S. gr. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Die vorliegenden Predigtsammlungen zweyer ausgezeichneten Theologen unserer Zeit tragen wir kein Bedenken, hier zusammenzustellen, da sie doch, wenn auch jede derselben ihre eigenthümlichen Vorzüge besitzt, darin übereinstimmen, daß in denselben ein lauterer, über den Spaltungen der Zeit erhabenes Christenthum würdig und geistvoll, kräftig und warm verkündigt wird. Wo solche Stimmen erschallen, darf der Menschenfreund und Christ nicht an der fortschreitenden geistigen und sittlichen Bildung unsers Geschlechts durch das Christenthum verzagen, und böten sich ihm auch noch so viele betrübende Erscheinungen von verschiedenen Seiten dar, schiene es auch hier bald zu dunkel, dort bald zu frostig werden zu wollen. Von Hn. Schuderoff's Kanzelberedtsamkeit ist die zahlreiche Menge seiner Leser durch die frühern aus reichem Schatze dargelegten Gaben zu vollständig unterrichtet, als daß es Noth thun sollte, auf die Vorzüge der einzelnen Erzeugnisse im Einzelnen hinzuweisen. Auch hier finden wir des wahrhaft Erbaulichen sehr viel, und bewundern bald die Neuheit und das Anziehende der aufgestellten Hauptsätze, bald das Originelle in den Beziehungen und Wendungen, bald das Uebersprechende, das der Ausdruck, die Vollendung, welche die Sprache überhaupt hat. Dabey ist Vieles so warm aus dem Leben gegriffen, so treffend und schlagend, so tief in das Herz blickend und aus dem Herzen hervorhebend, daß man den Psychologen fast noch mehr anstaunt, als den Prediger. Beyspiele davon zeigen besonders die Predigten am Bußtage, namentlich die zweyte: „Sich einer Sache nur halb annehmen ist Sünde“, Matth. 27, 24 — 26. — Auch die Confirmationsreden haben unsern ganzen Beyfall. Nicht überall findet leider Start, was der Vf. in einer derselben seinen Katechumenen nachrühmt: „Ihr habt mir fast Alle Freude gemacht.“ Die Huldigungspredigt über 1 Kön. 8, 57. 58 hat sehr kräftige und freymüthige Stellen. — Wenn wir nun noch etwas Tadelndes hinzufügen sollen, so dürfen wir

wir nicht bergen, daß uns hier und da von der Bibel im Allgemeinen sowohl, als auch von den Texten insbesondere zu wenig Gebrauch gemacht schien; obwohl wir die Predigten nicht lieben, in denen Bibelstellen oft unpassend aneinandergerichtet werden. Wir meinen es so, wie wir es bey *Reinhard* finden. In einigen Stellen hat der Gegenstand zu einem etwas weniger lebhaften Gange der Rede Veranlassung gegeben, und es läßt sich hier einige Trockenheit verspüren. Das wird sich nun wohl bey dem Vortrage verwischt haben, da Hr. Sch. in Absicht auf die äufsere Beredsamkeit einer der vorzüglichsten Prediger seyn soll; indessen fällt es bey dem Lesen unangenehm auf, so wie die Berührung mancher Dinge, die wohl eigentlich dem grössern Publicum, das sich vor unsern Kanzeln versammelt, etwas fremd sind. Aber abgesehen davon danken wir dem würdigen Verfechter protestantischer Freyheit herzlich für die Bekanntmachung dieser Predigten und wünschen, daß es nicht die letzten seyn mögen, wie er in der Vorrede andeutet. Unsere Tage bedürfen noch solcher Männer, ihrer Einsicht und ihrer Kraft.

2. Mit grossem Interesse hat Rec. auch die meisten Predigten des Hn. Dr. *Hüffell* gelesen, die, wenn sie auch denen von Sch. an Originalität im Ganzen nachstehen, doch keinesweges geringern Werth in Absicht auf den darin sich verkündenden Geist haben und sie an Lebendigkeit der Darstellung noch übertreffen. Diese letztere ist ein Hauptvortzug derselben, und Rec. hat wenig Predigten gelesen, in welchen ihm bey dem Lesen der Redner selbst so deutlich vor das Auge getreten wäre. Man sieht sich im Geiste unter den Zuhörern, man hört das lebendige Wort von heiliger Stätte erschallen; Buch und Buchstabe verschwinden. Die Schrift ist der lebendige Quell, aus dem geschöpft, und die Verhältnisse des menschlichen Lebens sind es, auf welche die Anwendung klar und einfach, kräftig und ergreifend gemacht wird. Wir enthalten uns einer Aufzählung der einzelnen Predigten und ihrer Hauptsätze, nur bey einigen wollen wir verweilen. Die erste Predigt am ersten Advent über das Evangelium hat das etwas unklar ausgedrückte Thema: „*Welche ganz andere Gestalt unsere Wirksamkeit für alles Gute bey dem Hinblick auf Christum erhalte*“; auch folgt es etwas gezwungen aus dem Texte. In der Predigt am Todtenfeste über Joh. 17, 24. ist am Schlusse eine Stelle, welche Mißdeutung veranlassen kann. Es ist die Rede vom Wiedersehen nach dem Tode, und nachdem der Redner mit Recht alle zu sinnlichen Vorstellungen verworfen, meint er, es wird für unser Herz hinreichen, die Unrigen auch nur einmal dort wiederzufinden. Die Predigt über „*Gebetserhörung*“ (die 29ste) berührt der Zweifel fast zu viele und macht manche Zuhörer unnöthig darauf aufmerksam. Ein

Gleiches gilt von der 15ten: „*Welches wichtige Licht auf die Person und die Leiden des Erlösers dadurch falle, daß Christus Alles, was ihm begegnete, so genau voraus sagte*“, abgesehen davon, daß das Thema etwas schwerfällig ausgesprochen ist. Sehr würdig gehalten ist die 16te. — In dem Hauptsatze der 17ten stört das Wort „*Zauber der Frömmigkeit*“ sehr. Die 22te Pr. stellt ein Paradoxon auf: *daß alle wahre sittliche Besserung des Menschen vom Glauben und aller wahre Glaube von der sittlichen Besserung abhängig sey*. So ein Gegensatz blendet mehr, als daß er die Sache klar mache. Wahr ist es übrigens, was der Vf. damit sagen will. Beides kann nicht ohne einander seyn. Eines bedingt und fördert das Andere. Einer der herrlichsten Vorträge ist die Homilie: „*über das Gleichniß vom Feigenbaume*“; obwohl anfangs in dem Worte gepflanzt zu viel gesucht wird. Erschütternd ist die Stelle: „*Schon 30, 40, 50, 60, 70 Jahre siehe ich im Weinberge des Herrn. Wo find die Früchte, die ich getragen habe? Ich bin, spricht der Eine, erwachsen, ich habe das Feld gebaut, ein Gewerbe getrieben, ein Amt verwaltet, ein Weib genommen, Kinder erzogen.* — Sind das aber die Früchte, welche der Herr sucht? Das sind Blätter am Baume, aber keine Früchte. — Ich habe, spricht ein Anderer, den Wissenschaften und Künsten gelebt, habe die Welt mit nützlichen Erfindungen bereichert, habe mich und Andere mit Erkenntniß und Weisheit gesättigt. — Sind das aber die Früchte, die der Herr sucht? Das sind Blüthen, aber keine Früchte. Und ihr nun gar, ihr Leichtsinrigen, ihr Sinnlichen, ihr Lasterhaften! Was habt ihr getragen? Welche Früchte könnt ihr dem Herrn, wenn er kommt, aufzeigen? Thränen derer, die ihr durch euren Leichtsinns ins Verderben gebracht; Verwünschungen derer, die ihr durch eure Sinnlichkeit zu Grunde gerichtet; nagende Gewissensbisse, die ihr durch eure Lasterhaftigkeit euch und Andern verurtheilt; namenloses Elend, in das ihr euch, eure Gatten, eure Kinder gestürzt habt. Sind das aber wohl die Früchte, die der Herr sucht? Das sind sie gewiss nicht. Aber das sind sie, wenn ihr unermüdet an eurem Seelenheil arbeitet, daß ihr weiser, besser und frömmere werdet; wenn ihr die Nackten kleidet, die Hungrigen speiset, die Durstigen tränket, Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchet, Gutes fördert, Friede stifftet, Wankende aufrichtet, Gefallene rettet und stets den Willen Gottes zum höchsten Ziel eures Strebens macht!“ — Vor einigen Lieblingsausdrücken, wie z. B. „*wunderharrlich*“, „*des Morgenroths Zaubersfarben*“ u. s. w. muß sich der Vf. hüten; sie gehören nicht auf die Kanzel. Möge er bald den zweyten Theil folgen lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

GESCHICHTE.

- 1) PARIS, b. Gebr. Baudouin: *Histoire de la Fronde*, par M. le Comte de Sainte-Aulaire etc.
- 2) STUTTGART, b. Gebr. Frankh: *Geschichte der Fronde*. Vom Grafen v. Sainte-Aulaire u. f. w.
- 3) LEIPZIG, b. Hartmann: *Geschichte der Fronde*. Vom Gr. v. Sainte-Aulaire u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Als Zeitgenosse des 19ten Jahrh. und als ein Mann mit öffentlichem Charakter bekleidet, betrachtet und untersucht Hr. v. St. A. die Fronde als eine Periode des politischen Lebens der Franzosen und unternahm es, sie in ihrer ernsten und wahren Gestalt darzustellen. Unter dieser Bezeichnung zerfällt die Geschichte, die er erzählt, in drey unterschiedene Epochen, deren flüchtige Angabe die Stelle der Analyse vertreten mag. — Richelieu hatte den Ministerialismus gegründet, indem er den Widerstand des Adels und der Parlamente gewältigte. Mazarin, dessen Geistesflug dem seines Vorgängers bey weitem nachstand, versuchte es, dieses System fortzusetzen, und erregte dadurch die Unzufriedenheit jener beiden Körperschaften, deren Macht zwar gebrochen, allein keineswegs zertrümmert war. Die unruhigen seiner Feinde unter dem Adel schaffte er sich durch Kerker und Verbannung vom Halse; reiche Spenden und Hofgunst entwaffneten für eine Zeitlang wenigstens die Andern. Allein Schrecken und Verführung vermochten nichts gegen das Parlament von Paris, das eine innigst verbundene compacte Masse bildete. Unaufhörliche Geldbedürfnisse zwangen eine verschwenderische Regierung zu dieser Körperschaft ihre Zuflucht zu nehmen; hier erhitzten sich die Gemüther bey den Erörterungen über Finanzgegenstände; es war unvermeidlich, dass sie über politische Materien Feuer fingen und Bürgschaften gegen die grenzenlose Gewalt des regierenden Ministers in Anspruch nahmen. Hieraus entstanden die Versammlungen der Kammer Saint-Louis, welche eine Staatsreform einzuführen bezweckten. Die in denselben gefassten Beschlüsse sollten den dringendsten Nöthen, nach den Absichten des Parlaments, Abhülfe gewähren. Unglücklicherweise vermochte es dieses nicht, der neuen Einrichtung eine andre Bürgschaft, als ihre eigene politische Existenz auszumitteln, und diese letztere stand selber in Frage und bedurfte der Bürgschaften. Auch glaubte gleich Anfangs der Hof,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

die ganze Sache würde abgethan seyn, indem er einige Artikel zugestehete, und er verwarf daher mit Verachtung die übrigen. Broussel's und Blakomenil's Verhaftung reizte das Volk zum Aufstande, und allererst nachdem die Verrammungen (*barricades*) bis zu den Thoren des *Palais-Royal* vorgeschoben worden waren, entschloß sich die Regentin mit einer Körperschaft zu unterhandeln, der keinerley politische Gewalt zuzugestehen sie guten Grund hatte. Somit ward dann die Erklärung vom 24ten Oct. 1648 erzwungen und die Artikel der Kammer Saint-Louis erhielten Gesetzeskraft. Allein fast eben so bald legte die That Einspruch gegen das Recht ein, und die neuen, unter die Schutzwachen des Parlaments gestellten Freyheiten wurden gewissenlos vom Hofe verletzt. Nunmehr theilte der Coadjutor dem Parlamente als Bundesgenossen einige Prinzen und große Herren zu, die von der Coalition des Adels mit dem Minister abhielen, und dieser, welcher Condé und seine Armeen für sich hatte, wagte es, das Parlament mit gewaffneter Hand zum Gehorsam zu bringen. Der Krieg wurde vor den Thoren von Paris geführt: er bestand in Ueberfällen und Scharmützeln; die Provinzen traf er nur wenig, wiewohl sich mehrere Parlamente in denselben mit dem der Hauptstadt vereinigt hatten. Allein bald gelang es dem verschmitzten Cardinal, Zwietracht in dieser halb aus Plebejern, halb aus großen Herren zusammengesetzten Partey zu erwecken. Mit Stolz betrachteten die Edelleute den Bürgerkrieg als ihr ältestes und edelstes Vorrecht; die Bürger gegentheils waren wenig an Krieg gegen das Königthum gewöhnt und am wenigsten das Parlament, das in der Treue gegen seine Souveraine stets seinen Ruhm gesetzt hatte. Zum ersten Mal zweifelsohne hatten die *Leute des Königs* auf eine gesetzliche Insurrection angetragen. Wenn demnach die Bestrebungen der Ersten dahin gingen, den Streit zu erhitzen und zu verlängern, so nahmen die Letztern nur darauf Bedacht, ihn so bald als möglich zu endigen. Dies geschah: das Parlament, in dessen Namen der Kampf begonnen hatte, beschleunigte den Frieden, ohne ihn jedoch durch niederträchtige Aufopferungen zu erkaufen, und die großen Herren, die auf Abfall in der Armee oder auf Spaniens Unterstützung gerechnet hatten, unterhandelten ihrerseits so gut, wie ein Jeder es vermochte. — So schließt die *erste* Epoche. In der *zweiten* herrscht die Intrigue vor. Das Volk spielt darin eine minder würdige Rolle; der Factionsg Geist besetzt es noch mehr, als der Geist der Unab-

L (4)

hängigkeit. Mit Hilfe des Prinzen Condé hatte Mazarin der Fronde die Spitze geboten; hier vereinigt sich der Minister mit der Fronde, um den Prinzen zu demüthigen. Dieser, als Bundesgenosse des Ministers, äußerte ihm unverholen seine Verachtung und liefs ihn recht augenscheinlich seinen Beystand mit den härtesten Demüthigungen bezahlen. Zugleich ein erklärter Gegner des Frondeur, trieb er diese schonungslos in die Enge. Hierdurch gab er dem gewandten Italiener die Mittel an die Hand, ihn mit denselben in offene Fehde zu verwickeln, woraus er sich nicht mit Ehren zu ziehen vermochte. Um so mehr empörte sich Condé's Stolz; der Hof vereinigte sich mit den Frondeurs und nunmehr erfolgte die Verhaftung der Prinzen. — In der Guyenne, wo die heldenmüthige Clemence von Maillé die Kriegsfamme alsbald wieder entzündete, begegnen sich feindselig die unvereinbaren Interessen des Parlaments und des Adels, und den königlichen Waffen wird ein leichter Sieg zu Theil. — Inzwischen sicherte Mazarin's Vertrag mit der Fronde demselben keineswegs ein solches Uebergewicht im Parlamente, daß die Sache der Freyheit der Prinzen darin nicht eifrige Vertheidiger gefunden haben sollte. Jeden Tag gewann sie hier mehr Stimmen, bis endlich der Minister, bis zur Unvorsichtigkeit durch Stolz aufgebläht, seine jüngsten Verbündeten von sich abwendig machte und sie zur Gegenpartey überzugehen bewog. Nunmehr mußte er aus Frankreich weichen und die Prinzen verliessen den Kerker. Condé, über seine Feinde triumphirend und im Besitz der Volksgunst, konnte die Regentschaft, vielleicht den Thron usurpiren. Man rieth es ihm. Sein ungeschickter Stolz richtete zum zweyten Male seine Angelegenheiten zu Grunde; er machte sich gleichsam ein Vergnügen daraus, diejenigen zurückzuführen, welche die Umstände um ihn her verflammt hatten, und allein mit seiner Familie geblieben, wurden seine Ansprüche nur desto gröfser. Anna von Oesterreich begriff, daß es Zeit sey, der Sache ein Ende zu machen, und, ihr Bündniß mit den Frondeurs erneuernd, liefs sie ihrem Feinde nur noch in dem Bürgerkriege ein verzeifeltes Hilfsmittel suchen. — Die nunmehr beginnende dritte Epoche der Fronde zeichnet sich dadurch aus, daß die drey seither in ganz verschiedenem Sinne combinirten Parteyen, von einander abge sondert, ihren Zweck verfolgen; allein ihre Kräfte sind zu ungleich, um das nicht zuletzt dem Königthume der Sieg verbleiben sollte. In der Guyenne, wo der Prinz von Condé zuerst in Waffen trat, stellte sich der Adel allein unter seine Fahnen. Vergebens trachtete er die Bevölkerung der Städte an sich zu ziehen. Der Hof dagegen hatte den großen Vortheil, daß er alle Parlamente des Königreichs ihn zu verurtheilen vermochte. Hatten diese aber einmal die gesetzliche Bahn betreten, so durften sie von derselben nicht mehr abweichen; von ihrer Seite hatte der Aufruhr keine Unterstützung mehr zu hoffen. Anna von Oesterreich benutzte dies; sie wagte es, Mazarin zurückzurufen. Der Unwille des Parlaments von Paris stieg aufs Höchste; ein Spruch nach

dem andern erging gegen den Minister; allein auch derjenige, der den Prinzen als Majestäts-Verbrecher erklärte, ward aufrecht erhalten, und man fafste den großmüthigen Entschluß, eine dritte Partey zu bilden und festen Schrittes in der Mitte zwischen Servilität und Aufruhr zu wandeln. Dieses letzte Streben nach Unabhängigkeit ward indessen nicht mit Erfolg gekrönt. Die Bürgerschaft von Paris hatte sich auch diesmal ihrem Parlamente angeschlossen, und als Condé in die Stadt zog, mit dem festen Entschlusse, allen Widerwillen, den seine Sache einflöste, zu gewältigen, scheiterten alle seine zu diesem Zwecke angewandten Kunstgriffe und selbst die Anwendung von Gewalt war fruchtlos. Die Metzley auf dem Rathhause, so unrühmlich für ihn, verschaffte ihm kaum für wenige Tage Einfluß auf die Berathungen der großen Parlamentskammer und der Börse; auch gab dieser schmälige Triumph die Loosung zu seinem Verderben. Nach so vielen Zerrüttungen schien die königliche Macht die einzige Zufluchtsstätte zu seyn, in deren Schoos Sicherheit und Ehre zu finden war. Paris kehrte zu derselben zurück und an seiner Spitze das Parlament, das zu den Füßen des Thrones allen seinen politischen Vorrechten entsagte; der Adel bat um Amnestie oder Belohnung seiner Dienste und der Prinz von Condé verharrete allein mit fremdem Beystande im Kriege gegen das Königthum. — Wir haben im Schlusse dieses Berichts nur wenig über das etwaige Verdienst der beiden Uebersetzungen zu sagen. — Vergleichsweise mit der Nr. 3. bey Hartmann zu Leipzig in 2 Bänden erschienenen hat die bey Frankh den Vorzug der Vollständigkeit, indem man bey ihr die Actenstücke nicht vermißt, die dem Original als Beweisurkunden beygefügt sind. — Unter andern Beziehungen trägt indessen Nr. 2. die Kriterien einer gar zu stüchtigen Arbeit an sich, was um so mehr zu bedauern ist, da St.-Aulaire's Geschichtswerk gegründeten Anspruch auf Clafficität machen darf, bey dessen Mittheilung durch Uebertragung ins Deutsche es mithin keineswegs darauf ankam, nur schnell die Neubegier des der Sprache des Originals etwa unkundigen Publicums zu befriedigen.

ULM, in d. Stettin. Buchh.: *Geschichte Deutschlands seit der Stiftung des Rheinbundes*. Von Dr. Leonhard v. Drefsch, königl. Baier. Hofr. und Prof. zu Landshut (München), Ritter der Württenb. Kr. *Ersten Buchs zweyte Abtheilung* 1825. XVI u. 376 S. 8.

Zugleich auch der 19te Band der durch Milbiller fortgesetzten *neuern Geschichte der Deutschen* von Mich. Ign. Schmidt, oder 24ster Band des ganzen Werks und zweyter Band der *neu- sten Geschichte Deutschlands*.

Zwar fehlt bey dem vor dem Rec. liegenden Exemplar der wahrscheinlich andere beygelegte zweyte Titel, der es als den 19ten resp. 24lien Band von Schmidt und Milbiller bezeichnet, aber theils die Vorrede, des ersten Bandes, theils die Recension desselben

in diesen Blättern (Erg. Bl. 1825. Nr. 40 u. 41) von einem andern Beurtheiler machen es sichtbar. Möchte nun zwar Rec. nicht eben Alles und Jedes unterschreiben, was sein Vorgänger über den *ersten* Band gesagt, so stimmt er doch unter andern dem völlig bey, wenn *Schmidt's* Werk überhaupt fortgesetzt werden mußte, daß man es gleich da, wo *Schmidt* selbst endete, hätte aufnehmen sollen. Da also über Plan und Anlage, so wie über die Ausführung eines Abschnitts bereits berichtet worden ist, so hat sich Rec. bloß mit dem Inhalte dieses *zweyten* Bandes zu beschäftigen. Diese *zweyte* Abtheilung des *ersten* Buchs schildert nun Deutschland von dem Kriege mit Oestreich im J. 1809 bis zum Anfange des Befreiungskriegs im J. 1813. Hr. v. *Dresch* hatte, als er im Julius 1825 die Vorrede unterzeichnete, noch keine Kunde von der ein Vierteljahr vorher bereits abgedruckten Kritik seines Buchs, und so ist er in der Art der Darstellung sich gleich geblieben. Der Vf. hat sich laut der Vorrede (welche, so wie die vor dem *ersten* Bande, nicht die stärkste Seite des Buchs ist, wenigleich, wie S. XI, der stärkste d. h. ein Seitenlanger Periode darin vorkommt) vor Allem bemüht, diese Geschichte so zu schreiben, als erzählte sie Ereignisse, die schon ein Jahrhundert hinter uns liegen, und Rec. kann das Lob der Unparteylichkeit Hn. v. *Dresch* nicht versagen, was bekanntlich Hn. *Schmidt's* Sache nicht immer war.

Diese ganze *zweyte* Abtheilung des *ersten* Buchs zerfällt bloß in 2 Kapitel, nämlich in die Darstellung des Kriegs im J. 1809 (S. 1—182), und in die der Veränderungen in Deutschland nach dem Wiener Frieden (S. 181—376). Da der russische Krieg nur von S. 341 an, also bloß summarisch erzählt ist, so hat Hr. v. Dr. demselben kein eignes Kapitel gewidmet. Der politische Theil des Kriegs von 1809 scheint uns umflüchtig und mit Benutzung des wichtigsten vorhandenen entwickelt. Selbst der militärische Theil ist umständlicher dargestellt, als der Vf. sich anfangs bey kriegerischen Schilderungen überhaupt vorgesetzt zu haben schien; denn Geschichte soll keine Bataillennalerey seyn. Doch möchte es eine Ueberschätzung scheinen, wenn es S. XII. heist: „auch von Schlachten hat unsere an gewaltigen Trefsen so reiche Zeit keine grössere, wichtigere und merkwürdigere gesehen, als die von Aspern und Wagram.“ Streng, vielleicht für die Umstände und Oestreichs redlichen Willen, einen Nationalkrieg der Deutschen gegen die Franzosen zu erregen, zu streng wird S. 17 Oestreich getadelt, daß es Aufrufe an die Völker erlassen habe, ohne Dazwischenkunft der Regierungen, ja wider deren Willen mit den österreichischen Waffen gemeinschaftliche Sache zu machen: „Damals handelte Oestreich auf eine Weise, die mit den immer als gültig geachteten Grundsätzen des Völkerrechts im Widerspruche stand, und noch mehr den Grundsätzen über die Heiligkeit und Gewalt rechtmässiger Regierungen widerspricht, die man seit dem Sturze Napoleons als die unverrückbare Grundlage der europäischen Staatengesellschaft betrachtet. Daß gerade Oestreich so zu handeln sich

hinreissen ließe, ist eins der merkwürdigsten Zeichen der Verwirrung jener Zeiten.“ — Warum wird denn Napoleon nicht getadelt, daß er die Ungarn gegen ihren König zu empören suchte? und waren die Deutschen nicht etwa in einer schmachvollen Gefangenschaft, aus welcher damals schwerlich die Fürsten, sondern nur der kräftige Wille der Völker hätte retten können? Was würde der Vf. zu sagen haben, wenn es gelungen wäre! Der Tyrolerkrieg ist mit Vorliebe geschildert, aber lange nicht Alles gesagt, was den Tyroler dem neuen aufgedrungenen Herrn entfremden mußte. In der constitutionellen Zeitschrift 1823. Jan. 1. S. 85 würde der Vf. den Grund gelesen haben, warum in einer Proclamation die Regierung für atheistisch und nach göttlichen und menschlichen Rechten der höchsten Gewalt für verlustig erklärt wurde. Ueber den Freyherrn *Hormayr* (warum wird immer *Hormayer*, auch wohl *Hormazier* geschrieben?) wird manches Interessante mitgetheilt. Wäre er des Vfs. College zu München geworden, — da er nun einmal nach *Haser's* des Sandwirths Vorschlage S. 147 nicht Herzog von Tyrol werden mochte — er würde diese Seite seiner politischen Thätigkeit gegen Baiern freylich lieber in den Hintergrund gestellt gewünscht haben. — Wenn bey der Schilderung der österreichischen Hauptschlachten bey Aspern, Eislingen und Wagram in den Notizen sogar gegen einige damals erschienene Kritiken von dem strategischen Standpunkte aus polemisiert wird, so verirrt sich wohl der Vf. in ein *opus supererogationis*, welches hier schwerlich an seinem Platze seyn möchte. Uebrigens wird es wohl S. 121 statt Ebersdorf *Enzersdorf* heißen müssen. Auf dem Plane in *Valentini's* Werk findet Rec. wenigstens keinen Ort dieses Namens. Die Züge Schill's, des Herzogs von Braunschweig, Dörnberg's Unternehmung, selbst der Mergentheimer Aufstand, sind nicht vergessen. Waren sie doch die Sturmvögel der kommenden Freyheit! Mit Rührung aber liest man den Ausgang des Tyroler Aufstandes, und besonders *Hofers* und *Speckbacher's* Schicksal. Der Geschichtsschreiber muß es als heilige Pflicht betrachten, folgende Namen nicht untergehen zu lassen, auch damit den Fürsten im Gedächtnis bleibe, was treue Unterthanen werth sind und vermögen! —

Das andere Kapitel geht nun auf die einzelnen Länder Deutschlands (doch nur die in dieser Zeit wichtigsten) über, so weit sie durch innere Veränderungen und Organisationen historisch Momente darbieten. Die Grundsätze, die den Vf. dabey leiteten, scheinen dem Rec. sehr richtig. Er sagt S. XIII: Nirgends ist der Vf. mit seinem Urtheile vorsichtiger, als gerade hier. Er erkennt, daß es zu demselben Ziele mehr als einen Weg gebe; er weiß, daß jede menschliche Einrichtung so wie ihre eigenthümlichen Vorzüge, so auch ihre eigenthümlichen Gebrechen habe; er selbst hat schon oft erfahren, daß man über das Bestehende nur darum klagt, und es zu vertauschen wünscht, nicht weil das Entgegengesetzte oder etwas Anderes ohne Mangel ist, sondern weil man die Mängel von jenem wirk-

wirklich empfindet, die von diesem aber in der *Vorstellung* weit leichter erscheinen, so gewiß sie in der Wirklichkeit gleiche Klagen erzeugen würden. Nur Eines hält er für unbedingt nachtheilig, die Unthätigkeit, den häufigen Wechsel der Einrichtungen; und Eines hält er für wichtiger für das Glück der Völker, als alle Formen, die glückliche Auswahl der Beamten. Nicht die Formen und die Gesetze regieren die Welt, sondern die Menschen, denen die Erfüllung jener, die Bewahrung dieser vertraut ist. — Uebrigens muß Rec. eingestehen, daß der Vf. diesen seinen Grundsätzen bey Schilderung der innern Staatenverhältnisse treu geblieben ist, und so wie sich Rec. bey dem vorigen Bande über die unparteyische, zwischen beiderley Uebertreibung in der Mitte gehaltene Darstellung mancher Verhältnisse, z. B. der Bayonner Convention 1808, gefreuet hat, so findet er auch hier gleiche Umsicht und Besonnenheit in den meisten Fällen. Man vergl. S. 300 den berühmten Streit zwischen den nord- und süddeutschen Gelehrten in Baiern und die Behandlung der Tübinger Professoren, welche gegen die Einberufung der Studierenden mitten aus den Studien hinweg zum Waffendienste gegründete Vorstellungen gemacht und dafür mit einem Verweise (den sie stehend anhören mußten) und mit Veränderung der Universitätsverfassung bestraft wurden. (S. 313.) — Was von S. 226 — 246 über Preußen gesagt wird, giebt ein recht anschauliches Bild des entsetzlichen Druckes, den dieser Staat von der französischen Uebermacht erdulden mußte; allein wenn nach S. 243 Preußen eine offenbare Härte üben mußte, so hätte dies auch gewisse Anklagen aus jenem Lande gegen einen Nachbarstaat mildern sollen, der, wie Preußen damals England, so dieser Preußen wehe zu thun *gezwungen* war. Das treffliche Werk von *Manzo* ist mit Recht vorzugsweise benützt. Die Wurzeln des neuen Kriegs zwischen Rußland und Frankreich werden S. 341 im J. 1809 gesucht. (*Fain* in dem MSC. von 1812 H. 180. meint, die erste Erkältung zwischen beiden Monarchen sey durch die Vermählung Napoleons mit Marie Louise eingetreten.) Daß Rußland aber im Schönbrunner Frieden noch eine Vergrößerung erhielt, scheint doch nicht dafür zu sprechen. — Rec. macht zum Schluss noch auf einige Druckfehler aufmerksam. S. 22 not. w. muß es wohl statt *Ferdinand* (Z. 14) *Johann* heißen (vgl. *Valentini* S. 246); S. 181 statt *Hölle* Höhle; S. 191 ist die *Acquisition* von Baiern um eine Null zu stark. S. 274 statt *Verfassung* von Köthen lies *Verfassung*. S. 291 nicht *müssen* mögen l. *missen*. S. 326 muß als Karl Friedrichs von Baden Todesjahr 1811 statt 1810 stehen u. s. w. Möge der Vf. Zeit und Antrieb genug finden, auch die Fortsetzung zu geben. Das Jahr 1813 muß ihn und uns für langen Jammer entschädigen. Mit 1815 aber schliesse er das deutsche Werk, wo es, hätte er es erlebt, auch wohl *Schmidt* geschlossen haben würde. —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LIEGNITZ, b. Kuhlmei: *Der Tag des Herrn. Eine Andachtsgabe evangel. Sinnes* für Freunde häuslicher Erbauung. Von M. J. G. Th. Sintenis, evangel. Pred. u. Subdiak. an d. Haupt- u. Pfarrkirche zu St. Petri u. Pauli in Görlitz. 1828. XX u. 412 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Sammlung poetischer Betrachtungen über biblische Abschnitte, mit geistlichen Liedern verbunden, verdankt ihren Ursprung einer längern Kränklichkeit des Vfs., die denselben „verhinderte, an heil. Stätte das Wort des Herrn zu verkündigen, und ihn an sein Studierzimmer fesselte.“ Ein Theil derselben erschien bereits im Druck unter dem Titel: „Der Andacht gewidmete Morgenstunden, ein Beytrag zur häuslichen Sonn- und Festtagsfeyer“ 1824., ist uns aber nicht zu Gesicht gekommen. Unstreitig belebte den Vf. ein edler Zweck, obwohl unsre Literatur an dergleichen Beyträgen fast überreich ist, und im Einzelnen hat er auch gewiß oft das Rechte getroffen, so wie seine Verse auch ziemlich leicht dahinfließen. Nur möchte sich Weniges, sowohl in den Betrachtungen als in den Liedern, die sämmtlich den Titel Morgenlieder haben, über das Mittelmäßige erheben; an Reminiscenzen und Sprachhärten fehlt es gleichfalls nicht. Zum Beweise des Gefagten diene, was wir ohne weitere Wahl ausheben. Ueber Gottes Vorherbestimmung bey den Schicksalen der Jugend nach Math. 2, 1—12. heist es S. 17 unter Anderm:

Doch mit Willensfreyheit ausgerüstet
Kann und soll der Mensch auf jeder Bahn
Darnach streben, sich mit jedem Tage
Dem von Gott gesteckten Ziel zu nah.
Geistes-, Herzensbildung ist vor Allem,
Was wir bey Erfüllung unsrer Pflicht
Gegen unsre Kinder zu befördern
Streben müssen, soll die Zukunft nicht
Unsern heißen Wünsche widersprechen;
Alles Andre, was der Himmel fügt,
Ist Veranstaltung und Mittel, deren
Anwendung im freyen Willen liegt.

Das ist doch nichts Anderes als trockne Prosa, mühsam in Verszeilen eingezwängt.

Von den Liedern siehe hier ebenfalls, wie wir aufschlagen, der erste Vers des Morgenliedes am 12ten Sonnt. n. Trin. S. 265.

O preise laut mein Lied!
Den Schöpfer aller Dinge,
Der Alles wohl gemacht,
Erheb' ihn und besinge
Sein mächtig weises Thun;
Daß er bey Tag und Nacht
Voll väterlicher Huld
Uns schirmet und bewacht.

Solche Verse sind leicht zu machen, und wenn wir es auch nicht tadeln, daß der Vf. sich während ihrer Aufzeichnung selbst erbaute, so können wir doch nicht billigen, daß er sie sofort zum Druck beförderte, da unsre hymnologische Literatur so wenig zu bereichern geeignet sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) *Jena*, b. Frommann: *Torquato Tasso's Befreites Jerusalem*, übersetzt von J. D. Gries. Vierte rechtmäßige Auflage, von neuem durchgesehen. 1824. 2 Bände. gr. 8.
- 2) *Ebendaf.*, b. *Ebendemf.*: *Ludovico Ariosto's Rasender Roland*, übersetzt von J. D. Gries. Zweyte rechtmäßige Auflage. Neue Bearbeitung. 1827 — 1828. 6 Bände. kl. 8.

Während alle übrigen Völker Europa's, durch die Natur ihrer Sprachen genöthigt, sich mit mehr oder weniger unvollkommenen Dollmetschungen fremder Kunstwerke begnügen, und auch im Grunde nichts Besseres verlangen, als den ungefähren Inhalt eines fremden Gebildes in einheimischer Sprache und einheimischer Form lesen zu können, gehört es zu den ehrenvollsten Vorzügen Deutschlands, daß nur hier sich die wahre Kunst des Uebersetzens, welche Gehalt und Gestalt eines fremden Kunstwerks zu ehren und in möglichster Treue nachzubilden versteht, bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet hat. Aber auch bey uns ist diese Kunst nicht alt und eigentlich erst durch die rühmlichen Arbeiten eines J. H. Voss, A. W. v. Schlegel und L. Tieck, an welche sich der Zeit, wie dem Geiste und dem Talente nach, Gries unverkennbar anschließt, erschaffen worden. Obgleich seitdem sich viele, und zum Theil höchst ehrenwerthe, Jünger nach diesen Meistern gebildet, so gebührt ihnen doch der Ruhm, die Bahn in dieser Hinsicht gebrochen und zuerst gezeigt zu haben, was eigentlich zu thun, und was deutscher Fleiß und deutscher Geist, was das scheinbar so rauhe und schwerfällige Organ der deutschen Sprache zu leisten im Stande sey. Eine durchaus vollkommene Uebersetzung, eine solche nämlich, welche beides, Gehalt und Gestalt des fremden Kunstwerks, in gleicher Vollkommenheit wiedergäbe, möchte wohl schwerlich überhaupt zu erreichen seyn: immer wird der übersetzende Dichter nach seiner eignen Individualität sich mehr auf die eine oder auf die andere Seite neigen; bald mehr nur das Wort und den Gedanken genau auszudrücken, bald mehr die Form nachzubilden streben. Ja, das

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

eine oder das andere wird sogar oft durch die verschiedene Eigenthümlichkeit der Originale dem Uebersetzer zum Gesetz gemacht werden müssen. Anderes hat der Uebersetzer des *Calderon*, Anderes der des *Dante* zu leisten. Und nicht bloß einzelne Dichter fremder Völker fordern ganz verschiedene Talente und verschiedenes Streben von ihrem Uebersetzer, sondern in den poetischen Literaturen der neueren Völker überhaupt zeigt sich diese doppelte Richtung; so daß man, mit geringen Ausnahmen, wohl behaupten darf, daß bey Spaniern, Italienern und Franzosen im Ganzen die Rücksicht auf die Form, auf sprachliche und musikalische Vollendung, bey Engländern und Deutschen dagegen der Reichthum und die tiefere Ausbildung des Gedankens das Beliebtere und eben darum das Vorherrschende ist. Eben darin liegt für den Deutschen, welcher ein Kunstwerk unserer südlichen oder westlichen Nachbarn zu übertragen unternimmt, eine Haupt Schwierigkeit, indem er nämlich, abgesehen von der ganz abweichenden Natur, Art, Geist und Klang der deutschen Sprache, auch noch diese, von uns wenn auch nicht ganz vernachlässigte, doch aber nicht so wichtig geachtete, Vollendung der Sprache und der Form zu erreichen streben muß. Man kann daher jenen trivialen Ausspruch, daß nicht Jeder Jedes zu leisten im Stande sey, recht eigentlich auf Uebersetzer anwenden, so nämlich, daß der Eine durch die eigenthümliche Natur und Richtung seines Geistes mehr für die musikalischen und die Form vorzüglich hervorhebenden Dichter des Südens, der Andere mehr für die sinn- und gedankenreichen Dichter des Nordens geschaffen scheine. Zu denen der erstern Art gehört Gries auf die ausgezeichnetste Weise, und seinem Genius folgend hat er, der fast sein ganzes Leben diesen Arbeiten geweiht hat, mit dem richtigsten Tact, die eminent musikalischen Dichter *Calderon* und *Tasso* und den Anmuth und Schalkheit, Sinn und Form auf das geistreichste verschmelzenden *Ariost*, als die ihm innerlich verwandtesten Geister, zum Ziel seiner Bemühungen gemacht; und mit vollkommenem Rechte darf man von ihm sagen: *illi dedit ore rotundo Musa loqui*. Es wäre daher gewiß reizend und belehrend zu sehen, wie ihm eine Arbeit anderer Art, etwa eine Uebersetzung des *Shakespears* oder des *Dante* gelingen möchte.

M (4)

Bey

Bey einem Werke, wie die vorliegende Uebersetzung des *Taffo*, bietet sich für die Kritik nur ein sehr beschränktes Feld dar. Von Mißverständnissen und Verstölsen gegen den Sinn des Originals kann hiey auch nicht einmal im entferntesten die Rede seyn; und eine strengere Kritik als *Gries* in diesen 4 auf einander folgenden Uebersetzungen an sich selbst geübt, wird nicht leicht Jemand zu leisten im Stande seyn.

Was Rec. am liebsten thäte, wenn die gebietende Rücksicht auf den Raum in diesen Blättern es gestattete, wäre, alle 4 verschiedenen Ausgaben unter sich und mit dem Originale zu vergleichen: statt dessen muß er sich begnügen, nur die letzte Arbeit gegen die unmittelbar vorhergehende zu halten, um wenigstens an einigen Proben den eiserne Fleiß, die unermüdlche Feile, die sich nie genügenden, immer wachsenden Forderungen des Uebersetzers an sich selbst zu zeigen, und auf diese Weise manchen mit dem *Taffo* in dieser Uebersetzung schon längst vertrauten Leser auf die hohe Vortrefflichkeit dieser Arbeit aufs neue aufmerksam zu machen. Rec. wählt dazu theils den Anfang des Gedichts, weil dieser, der Natur der Sache nach, und besonders bey einem so ängstlichen und absichtsvollen Dichter wie *Taffo*, die Aufmerksamkeit ganz vorzüglich in Anspruch nimmt, theils einige solcher Stenzen, welche wegen ihrer anerkannten Vollendung von allen Kennern des *Taffo* bewundert werden, und eben deshalb den Uebersetzer zu den höchsten Anstrengungen auffodern.

C. I. Str. 1.

*Canto l'armi pietose e'l capitano,
Che 'l gran sepolero liberò di Cristo.
Molto agli oprò col feno e con la mano,
Molto soffrì nel glorioso acquisto.
E invan l'Inferno a lui s'oppose e invano
S'armò d'Asia e di Libia il popol misto;
Chè il ciel gli diè favor, e sotto ai santi
Segni ridusse i suoi compagni erranti.*

Dritte Ausgabe.

Den Feldherrn sing' ich und die frommen Waffen,
So des Erlösers hohes Grab befreyt.
Viel wirkt' er durch des Geists und Armes Schaffen,
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Asien auf, und Libyen, kampfbereit;
Denn Gott vergönt ihm, die verirrten Seinen
Bey dem Panier des Heiles zu vereinen.

Vierte Ausgabe.

Den Feldherrn sing' ich und die frommen Waffen,
So des Erlösers hohes Grab befreyt.
Viel führt' er aus, was Geist und Arm geschaffen,
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.

Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Asien auf und Libyen, kampfbereit.
Denn Gottes Huld führt zu dem heil'gen Fahnen
Ihm die Gefährten heim von irren Bahnen.

Was sich bey einer genauen Vergleichung vieler Stenzen dieser letzten Arbeit mit der vorhergehenden, als das Ziel aller Bemühungen des Uebersetzers ergeben: theils überall Wohllaut und Adel des Ausdrucks, Klarheit und Leichtigkeit der Construction zu erblicken, theils sich dem Original bis ins Kleinste immer genauer anzuschließen, das zeigt sich auch schon hier. *Des Geists und Armes Schaffen* war unstreitig eine Härte für Sprache und Ohr; wie viel präciser aber die 2 letzten Verse in der neuen Ausgabe, wie viel genauer sie das Original in Ausdruck, Wortstellung, Versabschnitt und sogar Reimklang nachbilden, bedarf kaum der Erinnerung. Dasselbe glückliche Bestreben zeigt sich auch in den 2 letzten Versen der zweyten Stanze, wo jetzt steht:

und zürne nicht,
Geb' ich der Wahrheit Schmuck, zier' ich bisweilen
Mit anderm, als nur deinem Reiz, die Zeilen.

statt wie es weniger klar und etwas gezwungen in der dritten Ausgabe hieß:

und zürne nicht,
Füll' ich das Blatt, vermählend Schmuck und Wahrheit,
Zum Theil mit anderm Reiz, als deiner Klarheit.

Nicht etwa zum Vergleich, aber um die Leser auf die wohl nur Wenigen bekannten älteren Uebersetzungsversuche und auf die Riesenschritte aufmerksam zu machen, welche die Kunst des Uebersetzens und die Bildung der Sprache in unseren Tagen gemacht haben, mögen hier 2 alte Uebersetzungen der ersten Stanze stehen. Die erste ist von *Dietrich von Werder*, kaiserlichem Obrist und Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts.

Von Waffen sing' ich hier, ich singe von dem Held,
Dem Held, der Christi Grab, das werthe Grab erkriten,
Der mit Verstand und Hand viel Sachen fortgestellt,
Der in dem großen Sieg auch trefflich viel erlitten,
Dem sich die Hölle umsonst zuwider aufgeschwellt,
Auf den viel Heiden auch umsonst zusammen ritten,
Als er die Fürsten hat, aus Gottes Huld und Macht,
Bey ihr groß Kreutzpanier vereinigt erst gebracht.

Man sieht, der Mann hat bey seinen ungeübten Alexandrinern doch wenigstens die Form der Octave nachzubilden gesucht, mit abwechselnden männlichen und weiblichen Reimen, wie es die Sprache damals nur irgend zuließ, und verdiente daher wahrlich nicht die vornehme Verachtung, womit hundert Jahre später ein anderer Uebersetzer, *J. Fr. Koppe*, Königl. Polnischer und Churf. Sächs. Hof- und

und Justiz-Secretair, in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des „*Tuffisohen Heldengedichts*“ Leipzig 1744. 8. von ihm redet. Diese Uebersetzung in der damals beliebten französischen Form lautet so:

Der Feldherr ist mein Lied und sein gerechter Streif;
Durch den er Christ Grab, das große Grab, bespreyt,
Was that er nicht, der Held, durch Klingheit, Muth
und Stäcke!

Wie viel erlitt' er nicht bey dem berühmten Werke!
Vergebens widerstand ihm selbst der Hölle's Schaar,
Umsonst tritt Aeneas und Lybiens (sic) Barbar;
Die Günst' des Himmels liess, bey heiligen Pantheon,
Sein irrend Christenvolk durch ihn zusammen führen.

Wir kehren zu unserm *Gries* zurück:

C. IV. Str. 3.

*Chiama gli abitator dell' ombra eterne
Il rauco suon della tartarea tromba.
Treman la spaziosa aere caverna,
E Paer cieco a quel romor rimbomba.
Nè stridendo così dalle superna
Regioni del cielo il folgor piomba;
Nè si scossa giammai trema la terra,
Quando i vapori in sen gravida ferra.*

Dritte Ausgabe.

Der höllischen Trommete rauhes Schmettern
Erfüllt mit heisrem Schall die düstre Grast;
Sie ruft der ew'gen Nacht furchtbaren Göttern,
Und ihr erhebt des Orkus graue Kluft.
So krachte nie der Blitz in schwarzen Wettern,
Der wild herabfährt aus der höchsten Luft;
So schrecklich ward die Erde nie erschüttert
Wann dunsterfüllt ihr schwanger Schoos erüffert,

Vierte Ausgabe.

Es ruft dem grausen Volk unruhiger Klüfte
Der höllischen Posaune heifrer Ton.
Ihr zittern rings die weiten schwarzen Gräfte,
Des Orkus Nacht rückhalt ihr rauhes Drohn.
So schmettert nie der Blitzstrahl durch die Lüfte
Herab aus höchster Himmelsregion;
So hebt die Erde nie mit wildem Stosse,
Wann sie die Däute preist im schwangern Schoos.

Ohne das Original zu vergleichen wäre es in der That schwer, die eine Stanze der andern vorzuziehen. Deutlich erkennt man in der früheren Arbeit das höchst gelungene Bestreben, Bilder, Ton und Klang des Originals im Deutschen nachzubilden, und vielleicht hätte jeder andere Leser, nur *Gries* nicht, diese Uebersetzung eine treffliche genannt. Bey genauere Betrachtung aber zeigt sich erst die überwiegende Vollkommenheit der zweyten Arbeit, welche nur die unerbittlichste, auch das allgemein als trefflich Anerkannte nicht scho-

nende, Kritik und der eifernste Fleiß zu schaffen im Stande waren. Die unechten Reime von *Schmettern* und *Göttern*, von *schüttert* und *zittert*, der dem Original fremde Zusatz der *furchtbaren Götter* und der etwas unpassende Ausdruck: *so krachte* nie der Blitz, mögen wohl den Dichter zuerst auf die Nothwendigkeit der Umarbeitung geleitet haben. Aber auch davon abgesehen, wie unendlich näher steht diese zweyte Arbeit dem Original, folgt ihm fast Wort für Wort, ohne im geringsten an musikalischer Schönheit verloren zu haben!

C. XVI. Str. 14.

*Deh mira, egli cantò, spuntar la rosa
Dal verde suo modesta e verginella,
Che mezzo aperta ancora, e mezzo ascosa,
Quanto si mostra men, tanto è più bella.
Ecco poi nudo il sen già baldanzosa
Dispiega: ecco poi langue, e non par-quella;
Quella non par, che defista avanti
Fu da mille donzelle e mille amanti.*

Dritte Ausgabe.

O siehe, sang er, wie die zarte Rose
Jungfräulich dort der jungen Knosp' entsteigt;
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose,
Und schöner nur, je minder sie sich zeigt!
Jetzt öffnet sie dem buhlenden Gekose
Der Wette sich — sieh, wie ihr Haupt sich neigt!
Der gleicht sie nicht, an welcher sich zu lahen
Wohl tausend Jungfrau'n wünschten tausend Knaben.

Vierte Ausgabe.

O siehe, sang er, wie die holde Rose
Jungfräulich zart aus ihrer Knospe bricht;
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose
Und schöner nur, je scheuer vor dem Lichte!
Jetzt öffnet sie die Brust, die hüllenlose,
Dem West — und welkt, und scheint jene nicht;
Nicht jene mehr, vorhin mit Liebessönen
Ersehnt von tausend Buhlen tausend Schönen.

Wie schön auch die erste Arbeit, für sich betrachtet, erscheinen mag, so steht sie doch unleugbar der neueren an Treue, Genauigkeit, Klarheit und Richtigkeit des Ausdrucks weit nach. Die Rose, welche *der Knospe entsteigt*, ist verschwunden, und durch einen schöneren und richtigeren Ausdruck ersetzt. Das *buhlende Gekose der Wette*, wie angenehm es dem deutschen Ohre klinge, ist der Treue gegen das Original geopfert; *sieh, wie ihr Haupt sich neigt!* hatte den doppelten Fehler, dem Original einen fremden Zug zu leihen, und die schöne Wiederholung des *non par quella* zu verdrängen, welche nun glücklich in der neuen Arbeit erhalten ist. Nur in den zwey letzten Versen könnte man, wegen des müßigen *mit Liebessönen*, vielleicht zweifeln, ob

ob nicht die ältere Lesart, trotz ihrer kleinen Mängel, dennoch vorzuziehen wäre. — Setzen wir nun noch hinzu, daß in dieser neuen Bearbeitung sich auch nicht ein einziger unechter Reim, nicht Ein Hiatus mehr befindet, nicht solche sonst so gewöhnlichen, leichten aber matten, Reime wie *dir, mir, hier, oder mich, dich, sich; ein, mein, dein;* daß nicht bloß solche schimmernde Stellen, wie die eben angeführten, die sorgfältigste Durchsicht und Glättung erfahren haben, so wird wohl Jedermann in das Urtheil des Rec. einstimmen müssen, daß wir nunmehr an dieser Uebersetzung eins von den wenigen klassischen Werken besitzen, welche wir mit Stolz den Fremden, als Zierden unserer Literatur, entgegen halten können, und daß in Deutschland fortan der Name *Gries* mit dem des *Tasso* unzertrennlich verbunden bleiben müsse. Der einzige Wunsch, welcher dem Leser etwa noch bleiben könnte, wäre wohl der, daß es dem Uebersetzer möchte gefallen haben, wie zu seinem *Ariost*, so auch zum *Tasso*, einige Erläuterungen hinzuzufügen, deren das Gedicht allerdings hin und wieder bedarf.

Nicht ganz das Nämliche kann Rec. von der vorliegenden zweyten Bearbeitung des *Ariost* sagen. Eine Uebersetzung dieses Dichters bietet so mannigfaltige, so große Schwierigkeiten dar, daß noch 1799 *A. W. v. Schlegel* im Athenäum die Sache beynahe für eine Unmöglichkeit erklärte, und das in dem Augenblicke, wo er doch selbst eine geistreiche Probe, die Uebersetzung des 11ten Gesanges, lieferte. Der anmuthige Hauch der heitersten Lust und der geistreichsten Ironie, welcher über das Ganze sich verbreitet; die unnachahmliche Gewandtheit, womit der Dichter vom Leichterthigen und Schlüpfrigen bis zum Erhabenen überzugehen weiß; die anscheinende Leichtigkeit und Natürlichkeit seiner Worte, die aber doch die Frucht der strengsten Arbeit sind; die unendliche Mannigfaltigkeit seines metrischen Reichthums, alles diess ist wohl mehr als hinreichend, einen jeden Nachahmer in Verzweiflung zu bringen. Vorzüglich sind es zwey gefährliche Klippen, welche dem Uebersetzer drohen. Die eine, den heitern Scherz und die kecke Laune des Originals zu übertreiben, und dadurch ins Skurrile und Gemeine zu verfallen; die andere dem Dichter eine gewisse Feyerlichkeit und Würde zu leihen, die ihm durchaus fremd sind. Vor der ersteren ist *Gries* durch die eigene Anmuth und Zartheit seines Geistes hinlänglich geschützt; eher möchte er in Gefahr kom-

men, sich der zweyten zu nähern. Wenigstens ist das der Eindruck, welcher dem Rec. nach vielfacher Vergleichung der ersten und zweyten Arbeit des Uebersetzers zurückgeblieben, daß in dieser zweyten Ausgabe, die man wohl billig eine fast ganz neue Uebersetzung nennen möchte, die Spuren der Arbeit und Mühe sich noch hin und wieder zu deutlich erkennen lassen, und daß die strenge Bemühung, auch hier jeden unechten Reim zu tilgen, jeden sich vom Original entfernenden Zug zu verwischen, der Leichtigkeit und Beweglichkeit der Stenzen zuweilen etwas Eintrag zu thun scheint. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er von dem trefflichen Uebersetzer die Ueberzeugung hegt, daß auch er diese Arbeit noch nicht für eine so ganz vollendete, wie die Uebersetzung des *Tasso*, hält, und kann daher nur den Wunsch hinzufügen, daß ihm Gesundheit und Muße von der einen, von der andern Seite aber Aufmunterung des Publikums zu Theil werden möge, um recht bald, bey einer neuen Revision die letzte Feile an diese rühmliche Arbeit legen zu können. — Den *Ariost* begleiten diess Mal zwey dankenswerthe Zugaben: die, jedem Deutschen wie aus der Seele geschriebene, höchst anmuthige und würdige Zueignung an S. K. H. den Großherzog von Weimar, und die jedem Bande angefügten Anmerkungen, welche theils die Leser in den Stand setzen, die vom Dichter oft abgebrochenen Fäden seiner Erzählung leicht wieder auffinden zu können, theils die Anspielungen auf ältere poetische Sagen und auf die Geschichte erläutern.

Von Seiten des Verlegers, welcher schon die ersten Auflagen dieser Uebersetzungen, zu einer Zeit, wo typographische Eleganz noch zu den Seltenheiten gehörte, ausgezeichnet schön ausgestattet hatte, ist auch diess Mal Alles geschehen, um beide Dichter, besonders aber den *Ariost*, höchst anständig und gefällig erscheinen zu lassen.

Blanc.

NEUE AUFLAGE.

SULENBACH, b. v. Seidel: *Idea bibliothecae ecclesiae Dei*. Delineavit Franciscus Oberthür. Editio altera Vol. I. XVI u. 184 S. Vol. II. XVI u. 464 S. Vol. III. VIII u. 464 S. gr. 8. 1828. (3 Rthlr.) (Siehe die Recension in den Ergänz. Bl. 1823 Nr. 118.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ERLANGEN, b. Palm: *Beyträge zu gründlicher Kenntniß der deutschen Sprache*, herausgegeben von Dr. Heinrich Stephani, königl. Baierischem Kirchenrath, Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen u. s. w. Zweytes Bändchen. 1827. VIII u. 148 S. kl. 8. (9 gGr.)

Nach vier Jahren erscheint der Vf. wieder, um, wie er sich ausdrückt, auf dem Altar des Vaterlandes einige geringe Beyträge für das Köstlichste, was dasselbe besitzt, für seine Sprache niederzulegen. Er beklagt sich, von aller gesellschaftlicher(n) Theilnahme an irgend einem Vereine für diesen heiligen Zweck sich auf höhern Befehl(?) ausgeschlossen, und auch seine Einladung in der Vorrede zum ersten Bändchen, worin er andre Gelehrte um Beyträge bat, um so selbst einen Verein zu gründen, unberücksichtigt zu sehen. Auch darüber führt der Vf. Klage, daß seine Beyträge in den deutschen Zeitschriften fast ganz unbeachtet geblieben sind. Unfre durch zufällige Umstände verspätete Beurtheilung des ersten Bändchens (s. Erg. Bl. 1827. April Nr. 39.) konnte ihm damals noch nicht zu Gesicht gekommen seyn. Ob und wann noch ein drittes Bändchen dieser Beyträge erfolgen werde, läßt Hr. St. unbestimmt, da, wie er sagt, unser gegenwärtiges Zeitalter so wenig Empfänglichkeit für das höhere Studium seiner Sprache zu haben scheint. Wir möchten im Gegentheil behaupten, daß die Empfänglichkeit für gründliche Erforschung der deutschen Sprache jetzt in höherem Grade vorhanden sey, als jemals. Daß aber des Vfs. Leistungen den Forderungen und Fortschritten der Zeit durchgängig entsprechen und das höhere Studium unsrer Sprache wahrhaft fördere, möchten wir bezweifeln. — Das vorliegende Bändchen enthält folgende 8 Aufsätze:

1. *Gründliche Beleuchtung der in der deutschen Sprachlehre künftig zu gebrauchenden Kunstwörter.* Es genügt nicht, die Kunstausdrücke der lateinischen Sprachlehre wörtlich in das Deutsche zu übersetzen. Die deutschen Kunstwörter müssen uns das Eigenthümliche genau bezeichnen, was der menschliche Geist von seinem innern Thun äußerlich verlaublich machen will. Der Vf. will übrigens nicht lauter neue Ausdrücke aufstellen, sondern unter den bisherigen Bezeichnungen nur die gelungensten auszumitteln

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

suchen und zu allgemeinem Gebrauch empfehlen. Den Ausdruck *Sprachlehre* findet der Vf. bezeichnender und besser, als *Grammatik*. Er vertheidigt auch den Ausdruck *deutsche Sprachlehre* für ein Lehrbuch der deutschen Sprache; jedoch einzig und allein aus dem äußern Grunde des herrschenden Gebrauchs und der Verständlichkeit, wodurch das, was man gegen die Richtigkeit dieses Ausdrucks aus innern Gründen eingewendet hat, keineswegs beseitigt wird. Sehr mit Unrecht nimmt der Vf. Ausdrücke wie „ein jüdischer Kinderlehrer“ für einen Lehrer jüdischer Kinder in Schutz. — Für *Vocale* und *Consonanten* genügen Hr. St. weder die Benennungen *Selbst-* und *Mitlaute*, noch *Hülfs-* u. *Hauptlaute*. Er will dafür *Grundlaute* und *Mitlaute* einführen. Außerdem aber muß auch der Unterschied der *ursprünglichen Bildungsweise* des Lautes aufgefaßt werden. Danach werden *Stimm-* und *Hauchlaute* unterschieden, und die Hauchlaute dann wieder in *Stoß-* und *Sauselaute* eingetheilt. Ueber diese Unterscheidungen verweisen wir auf die erste Abhandlung in dem ersten Bändchen dieser Beyträge und unsre Beurtheilung derselben. — Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen das neue Kunstwort *Spelle* statt des ganz eingebürgerten *Sylbe*, wofür es aber auch nicht des von ihm vorgeschlagenen *Stimmabstufung* bedarf. — Für *Redetheile* verlangt der Vf. *Wörterklassen* oder *Wörterordnungen*; besser wohl *Wortarten* oder *Wortgattungen*. Hinsichtlich der Zahl dieser Wortarten bezieht sich der Vf. auf seinen Aufsatz im ersten Bändchen (S. 69–96). Die Benennung derselben betreffend, verwirft er *Hauptwort* für *Substantiv*, weil auf jene Benennung das Verbum gleichen Anspruch zu machen hätte, und verlangt *Namenwort*, welches er dem von Andern gebrauchten *Nennwort* vorzieht. Das *Verbum* nennt er *Zustandswort*, wofür doch *Meldewort* passender seyn möchte. *Geschlechtswort* für *Artikel* wird mit Recht verworfen, und dafür *Deutewort* vorgeschlagen, unter welcher Benennung denn auch die *demonstrativen Pronomina* mitbegriffen sind. Dadurch aber erhalten wir noch immer keine Benennung für den Artikel insbesondere. Gegen den Irrthum des Vfs., den unbestimmten Artikel *ein* nicht als solchen gelten zu lassen, sondern als *Zahlwort* zu betrachten, hat sich Rec. bereits in seiner Beurtheilung des ersten Bändchens erklärt. — Mit den Ausdrücken *Beschaffenheits-* und *Eigenschaftswort* für das *Adjectiv* ist Hr. St. nicht zufrieden. Indem er aber den Namen *Bey-*

N (4)

legewort vorschlägt, erfüllt er seine eigne Forderung nicht, da dieser Name noch weniger als jene Benennungen das *Wesen* dieser Wortart, sondern nur die äußere Bestimmung desselben ausdrückt, vermöge deren es dem Namenwort beygefügt wird. Diesen Begriff bezeichnet aber das früher gewöhnliche kürzere *Beywort* vollkommen so gut. — Fürwort für Pronomen verwirft Hr. St. mit Recht, und rechnet die *Pronomina adjectiva* zu den *Beylegewörtern*, die *Pronomina substantiva* aber nennt er *allgemeine Namenwörter*, wofür doch die kürzere und bezeichnendere Benennung *Personenwörter* vorzuziehen seyn möchte. *Verhältnisswort* für Präposition, *Umstandswort* für Adverbium billigt der Vf. unbedingt, so auch *Bindewort* für Conjunction (oder, wie er schreibt, *Konjunktion*!). Dagegen mißbilligt er den Ausdruck *Empfindungswörter* für Interjectionen, und schlägt statt dessen *Ausrufwörter* vor. — Für Decliniren verwirft der Vf. den herkömmlichen Ausdruck *beugen*, desgleichen *umenden*, und erklärt sich für *umwandeln*. Für *Casus* genügt dem Vf. weder *Fall*, noch *Fallendung*, *Biegefall* u. s. w. Ihm sind die *Casus* nach der schon im ersten Bändchen gegebenen Erklärung die verschiedenen Stellungen, welche ein Namenwort in einem Satze einnehmen kann, und demgemäß findet er dafür keine entsprechendere Benennung, als *Stellung*. Eine durchaus verunglückte Verdeutschung; denn nicht die *Stellung* selbst ist der *Casus*, sondern die durch die *Stellung* eines Wortes im Satze, oder vielmehr sein Verhältniß zu andern Satztheilen herbeygeführte *Form* desselben. *Nominativ* verdeutlicht der Vf. nicht durch *Nennfall* oder *Hauptfall*, sondern durch *Ausagefall* — eine nicht minder unpassende Benennung, da der Begriff des ersten Gliedes „*Ausage*“ hier gegen alle Analogie passivisch genommen werden müßte. Denn der *Nominativ* sagt nichts aus, sondern ist das Verhältniß des Substantivs zum Satze, worin von demselben etwas ausgesagt wird. Den *Genitiv* nennt Hr. St. *Bestimmungsfall*, den *Dativ Beziehungsfall*, den *Accusativ* den *zweiten Bestimmungsfall* oder den *Erklärungsfall* — lauter durchaus ungenügende Benennungen, bey denen sich Niemand beruhigen wird. — Hier bricht dieser Aufsatz ab mit der Verheißung einer Fortsetzung im nächsten Bande.

II. (S. 40.) *Ueber die richtigsten und einfachsten Grundgesetze für die Umwandlungsweise der Beylegewörter*. Drey Gesetze liegen der dreyfachen Umwandlung der Beylegewörter zu Grunde. Diese stellt der Vf. ganz richtig dar, irrt aber, wenn er glaubt, damit etwas Neues geliefert zu haben, da jene Gesetze längst anerkannt und der Declination der Adjective zu Grunde gelegt worden sind. In ein Gesetz zusammengefaßt finden sie sich namentlich in *Heyse's* gr. deutscher Grammatik (4te Ausg.) S. 366. Auch was der Vf. als aus jenen Grundgesetzen herfließende Folgen im Einzelnen als richtig anerkennt und fordert, findet sich bey *Heyse* längst angenommen. — III. (S. 69.) *Ueber die Zustandswörter, wel-*

che zwey Namenwörter in der vierten Stellung (d. h. im Accusativ) *zu sich nehmen*. *Subject* verdeutlicht der Vf. durch *Zustandsding* (vgl. S. 86.), *Object* durch *Gegenstand* — sehr ungenügende Ausdrücke. — IV. (S. 84.) *Ueber die Zustandswörter, welche zwey Namenwörter in der ersten Stellung* (im Nominativ) *zu sich nehmen*. Hinsichtlich der hier und in dem vorigen Aufsatz dargelegten Ansichten ist Rec. mit dem Vf. der Hauptsache nach einverstanden. Mit Recht erklärt sich derselbe wiederholt gegen das bloß mechanische Auffassen und Darstellen der Sprachregeln, vermöge dessen dieselben *nur als handwerksmäßige Hilfsmittel* dienen, *sich in zweifelhaften Fällen zurecht zu finden*, ohne den Geist zu bilden und tieferes Eindringen in das Wesen der Sprachgesetze zu befördern. — V. (S. 95.) *Eine Sprachlehre, welche ihrem höhern Zwecke entsprechen soll, darf nicht eine bloße Sprachbaulehre, sondern muß zugleich auch Sprachsinnslehre seyn*. „Jede Sprachlehre“, heist es S. 96, „muß auch zugleich Sprachsinnslehre seyn und uns an den unsern Erscheinungen den Geist nachweisen.“ Wir sind darüber mit dem Vf. vollkommen einer Meinung, aber zugleich der Ueberzeugung, daß unsre bessern Sprachlehren längst dahin gearbeitet haben, durch den äußerlichen Mechanismus des Sprachbaues zu den darin wirkenden geistigen Mächten hindurchzudringen. Dem Vf. hingegen scheint der Unterschied der körperlichen und geistigen Behandlung der Sprache — der *Sprachbau* — und *Sprachsinnslehre*, wie er es nennt — noch nicht klar genug aufgefaßt zu seyn. Nach unsrer Ansicht aber muß dieser Unterschied in der wissenschaftlichen Sprachlehre ganz verschwinden, indem die Sprachlehre durchaus vom Geiste durchdrungen erscheint. Statt einer schärfern Sonderung dieser beiden Seiten, die der Vf. zu beabsichtigen scheint, würden wir vielmehr auf eine noch innigere Verbindung derselben dringen. — VI. (S. 103.) *Ueber die sinnvolle Bezeichnung über sinnlicher Gegenstände in der deutschen Sprache*. „In den Wurzeln unsrer Sprache findet man noch fast überall die Spuren, daß die Menschen durch Nachahmung der Naturlaute zu Erfindung der Sprache geleitet wurden.“ Eine schon oft gemachte Bemerkung. Hr. St. will nun diese sinnvolle Bildungsweise selbst an Gegenstände aus der geistigen oder übersinnlichen Welt nachweisen. Er wählt dazu die Wörter: *Geist, kennen, wissen, wahrnehmen, vorstellen, verstehen, denken, begreifen, urtheilen, schliessen, Vernunft, Tugend, Recht, Gewissen, Gedächtniß, erinnern, vergessen, Wort* u. a., und bemerkt über deren Etymologie und Grundbedeutung viel Treffendes, wenn sich gleich im Einzelnen Manches einwenden ließe. — VII. (S. 118.) *Ueber die Schönheit des Satzbaues*. Diese beruht theils auf *Ebenmaass*, theils auf *Wohlklang*, theils auf *Deutlichkeit*. Der Vf. bestimmt diese Begriffe näher, und weist dann durch eine Reihe von Beyspielen, worin gegen diese Forderungen gefehlt ward, ihre Richtigkeit nach. Diese

Beispiele sind aus verschiedenen Schriftstellern entlehnt, und ließen sich bey den Nachlässigkeiten des Stils, die sich auch unfre ersten Schriftsteller nicht selten zu Schulden kommen lassen, noch sehr vermehren. — Den VIIIten Aufsatz (S. 130 ff.), überschrieben: *Freundliche Erwiderung auf die Mittheilung und Beleuchtung des wesentlichen (Wesentlichen) aus Stephan's Beyträgen zu gründlicher Kenntniß der deutschen Sprache, in einer Preussischen Zeitschrift* (dem in Erfurt erscheinenden Wochenblatt für Prediger und Schullehrer. 1823 und 1824) übergeben wir billig ganz, um nicht unser bereits ausgesprochenes Urtheil über das erste Bändchen zu wiederholen.

K. H.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PRAG, in d. Calve. Buchh.: *Homer's Odysee*, profaisch übersetzt von (m) Professor J. St. Zauper. 1827. Erstes Bändchen. 12 u. 328 S. Zweytes Bändchen. 308 S. 12. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Beym Anblick des Titels drängt sich die Frage auf: Wozu eine profaische Uebersetzung des Homer? Hr. Z. fahlt dies selbst und steht sich dadurch bewogen, „mit kurzen Worten Veranlassung des Unternehmens, Zweck und Form seiner Uebersetzung, wie möglich, zu entschuldigen.“ Die Veranlassung gaben ein Paar Stellen *Goethe's* und nach S. 8 auch mündliche und briefliche Aeusserungen desselben verehrten Veterans unsrer Literatur. In der zweyten Stelle spricht sich *Goethe* am deutlichsten aus, indem er zum Anfang jugendlicher Bildung profaische Uebersetzungen für vortheilhafter hält, als die poetischen, daher zu bedenken giebt, ob nicht zunächst eine profaische Uebersetzung des Homer zu unternehmen wäre, die aber freylich der Stufe würdig seyn müsse, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befinde; er überläßt dies den Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am besten zu Gebote stehe. Rec. glaubt mit allen Lehrern übereinzustimmen, daß, sobald es auf ernste Bildung der Jugend und auf Gewöhnung derselben zur Selbstthätigkeit abgesehen ist, alle Uebersetzungen schaden, vorzugsweise aber wörtliche profaische, die daher überhaupt nicht in die Hände der Jugend kommen sollten. Soll sie aber nur eine erste leichte Kenntniß des Dichters erwerben, so wird sie in Uebersetzungen dieser Art kaum einen leisen Klang seiner göttlichen Harfe vernehmen und nur die Fabel kennen lernen, wozu ein nicht zu karger Inhaltsauszug hinreichend ist. Sagt aber *Goethe* weiter: für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Uebersetzung immer die beste; und verstehen wir unter dieser Menge solche Leser, die den Dichter zwar kennen lernen wollen, aber nicht in seiner Sprache lesen können, so ist doch die Frage: ob sie in einer schlichten profaischen Uebersetzung den Homer erkennen möch-

ten? Sollten sie nicht auch seine Dichtersprache und sein Versmaas in möglichst getreuem Abbilde sehen wollen? Wenigstens kann sich Rec. nicht überzeugen, daß schlichte profaische Uebersetzungen des Homer, so sorgfältig sie auch gemacht seyn mögen, drucken zu lassen rathsam sey, da sie am Ende doch nur in die Hände der Jugend kommen dürften. Ueber das, „was von der Art und Weise einer profaischen Uebersetzung zu sagen wäre, welche dem rhythmischen Gange des Hexameters nicht fremd, so treu als möglich an des Dichters Kindlichkeit und kunstlose Natur sich anschmiegend, selbst die strengen, steifen Regeln der Grammatik und Syntax hin und wieder zu vernachlässigen keinen Anstand nehme und so fromm und unschuldig wie aus offenen Kinderaugen uns anschauen müsse“, zu sagen wäre, verweist der Vf. auf eine noch nicht erschienene Schrift, worin er seine philologischen Erfahrungen bey und aus (?) Homer vorzutragen sich vorbehalten habe. Doch sieht man aus diesen Worten, wornach der Vf. strebte. Mögen ein Paar Stellen der Uebersetzung zur Probe dienen. Buch I. v. 1 — 10:

Erzähle mir, Muse, vom Manne, dem vielgewandten, der so weit herumgeirrt, nachdem er Trojas heilige Burg zerstört; der vieler Menschen Städte gesehn und Sitt' erkannt, und auf dem Meere vielfaches Mühsal in seiner Seele geduldet, mit Sorgfalt bewahrend das eigne Leben und die Heimkehr der Gefährten. Denuoch, so sehr er es wünschte, rettete er die Gefährten nicht, denn in ihrem eignen Frevel gingen sie zu Grunde; Thörichte, die des über uns wandelnden Helios Rinder aufgezehrt. Aber er nahm ihnen den Tag der Heimkehr. Dieser Dinge einen Theil, o Göttin, Tochter des Zeus, erzähle auch uns.

Einfach genug ist diese Stelle übertragen; gegen die Richtigkeit aber ist Mehreres zu erinnern. *Τῷ προλλέσπον* ist nicht die Burg Troja's, sondern die Stadt Troja. Burg wurde vielleicht gesagt, weil vieler Menschen Städte gleich folgt. *Νόος* ist die Gesinnung, aber nicht die Sitte. *ἀφύμενος* heisst nicht mit Sorgfalt bewahrend, sondern: strebend zu retten. *Ἰσθαι* kommt zwar auch vom Wünschen vor, doch möchten wir es hier in *ἰκέμενος* *περ* nicht übertragen: so sehr er es wünschte, sondern von wirklicher Thätigkeit: so sehr er auch darnach trachtete und strebte. *Σφ. ἀνασπαλλήων* ist nicht in, sondern durch ihren Frevel. *Hyperion* mußte Nomen proprium bleiben, nicht nach unsicherer Etymologie übersetzt werden. Die letzten Worte bedeuten nicht: dieser Dinge einen Theil, sondern, mit *Passow* im Lex. davon, von wo an es auch sey, erzähle auch uns. Außerdem bemerken wir, daß ohne Noth die Hülfsverba weggelassen sind, und überhaupt nicht abzusehen ist, warum *ἴδεν*, *ἔγνων*, *ἠσθίων* nicht mit sah, kennen lernte, aufgezehrt übersetzt worden sind. Im 11ten Vers ist *ἔνθα*, nunmehr, weggelassen. Doch aus dem zunächst Folgenden nur noch Einiges. v. 16 ff. ist übersetzt: Aber als bereits [nun] die Zeit gekommen [war; einfacher: kam,] im Wechsel der Jahre, wo ihm die Götter bestimmt [hat-

[hatten,] heim zu kehren nach Ithaka, da war er noch nicht den Kämpfen entflohn, auch unter seinen Freunden. Die Götter erbarmten sich alleammt, aufser ~~A~~seidaon. In dieser Stelle ist übersehen, daß der Nachsatz nicht da anfängt, wo hier da war er steht, sondern später. Es sollte heißen: Aber als nun — — nach Ithaka, (und nicht einmal da war er den Drangsalen entflohn, selbst unter seinen Freunden,) da nun hatten die Götter Erbarmen u. s. w. — v. 34. und doch büßen sie für ihren eignen Frevel ohne Verhängniß [statt: durch ihren eignen Frevel dulden sie mehr, als ihnen sonst bestimmt war,] wie jetzt eben [auch jüngst] Aegisthos ohne Verhängniß [ohne daß sie ihm bestimmt war,] des Atriden Gattin sich angetraut u. s. w. Das letzte Wort giebt eine unpaffende Nebenidee. — v. 41. *ἥς αἴψα* ist nicht nach seinem Besitz, sondern: nach seiner Heimath; und in v. 44 zeigt schon die Stellung von *ἀγυὰν φρονέων*, daß es nicht der trefflich Gefinnte, als Apposition zu *Ἐκκλεῖας* zu übertragen war, sondern: so gut er's auch meinte.

Eine andre Stelle nehmen wir, wie sie aufschlägt, aus Buch 4 zu Ende, v. 743 ff.:

„Zu ihr sprach wieder die theure Amme Eurykleia: Geliebte Frau, tödte mich mit erbarmungslosem Stahl, oder lasse mich im Gemache, meine Rede will ich dir aber nicht verhehlen. [In diesem Satze hätte der Gegenatz von *οὐ μὲν γὰρ* und *μῦθον δὲ τοι ἔγωγε* u. s. w. hervorgehoben werden sollen.] Ich weiß [ἴδεια, ich wußte] das Alles. Ich hab' ihm gereicht, was er befohlen, Brot und süßen Wein. Mir nahm er aber einen großen Eid ab, nichts dir früher zu sagen, als der zwölfte Tag geworden, oder du selber Sehnsucht fühltest, und seine Abreise erfahren hättest, daß du nicht weinend vielleicht die schöne Gestalt entstelltest. [Richtig; doch erinnert das griechische *ἰάντω* an das eigne Schlagen mit der Hand in der Heftigkeit des Schmerzes.] Aber wann du gepadet und über den Leib reine Gewande gezogen, Reize auf den Wöller [Druckfehler statt Söller] mit den dienenden Weibern, bete zu Athene, der Tochter des Aegisführenden Zeus; die könnte ihn wohl künstig [dann auch] vom Tode retten; doch den betrübten Alten betrübe nicht weiter; [betrübten ist nicht stark genug für *κακοῦν*.] denn ich meine nicht, den seligen Göttern sey des Arkeisaden Sprosse durchaus verhaßt, sondern irgendwo ist [es wird wohl noch] Einer übrig [seyn,] der den hochgewöhlten Pallaß besitzt, [besitze, besitzen könne,] und naheliegende fette [die fernabliegenden fetten] Aecker.“

Da die Uebersetzung im Ganzen sich gleich ist, so zeigen schon diese Stellen hinreichend, daß im Einzelnen noch Vieles zu bessern übrig ist, ehe die Forderung strenger Genauigkeit befriedigt seyn kann, welche von einer nicht metrischen Uebersetzung vorzugsweise erwartet wird.

NATURGESCHICHTE.

ERFURT, in d. Maring. Buchh.: Ueber den unmittelbaren Nutzen der Insecten. Von dem königl.

Gerichtsamtmann Kesterstein in Erfurt. 1827, 104 S. 8. (12 gGr.)

Zusammenstellungen einzelner Erfahrungen, zumal wenn sie in Reisebeschreibungen, Journalen und Societätschriften verstreut sind, haben immer ihren Nutzen bewährt, da sie zum Geringsten angeschlagen, Vielbeschäftigten manche ihnen entgangene Bemerkungen zur Kenntniß bringen. Die gegenwärtige ansehnliche Abhandlung, zu der indeß Kirby Spence, Bergius u. A. viel Vorarbeit lieferten, hat noch den besondern Werth, daß sie einen nicht gewöhnlichen und doch die ganze Menschheit interessirenden Gegenstand sich zur Aufgabe gemacht hat, der sich deshalb auch sehr zweckmäßig zu einer Societätsvorlesung eignet, als welche sie der Vf. in drey Abtheilungen vor der Erfurter Akademie gehalten hat.

Ohne weitere Einleitung oder allgemeine Betrachtungen, die allerdings hier an ihrem Orte und angenehm gewesen wären, fängt der Vf. unmittelbar mit der Aufzählung seiner Gegenstände an. Er handelt zuerst die Nahrungsmittel liefernden Insecten ab, dann die technisch nutzbaren, endlich die zur Arznei dienenden. Der Maykäfer wird zuerst unter den Coleopteren genannt, hierauf die Larve des Palmwurms und andre Larven großer Käfer (worunter der Vf. den *Cossus* der Alten vermuthet), und mitgetheilt, was in ältern und neuern Reisebeschreibungen davon vorkommt. Auf diese Weise sind auch die folgenden Artikel behandelt. Gern hätten wir gesehen, daß Alles mehr zu einem Ganzen verarbeitet worden wäre. Hierauf kommen die Hemipteren, von welchen die Orthopteren nicht unterschieden werden. Nur Heuschrecken und Tettigonen werden aus dieser Classe gegessen. Unter den Neuropteren die Termiten, unter den Lepidopteren einige Larven und Puppen; meist nach Kirby und Spence's Angaben erwähnt. Die Hymenopteren sind dagegen reicher an Nahrungsmitteln, zumal durch die Bienen und Ameisen. Von den Dipteren genießt der Mensch nichts, sie sind schon zu sehr Ungeziefer. Doch hat der Vf. die Kämade nicht vergessen. Die ekelhaften Apteren schließen sich hier an, nebst *Scolopendra* und *Monoculus*. Wir vermissen aber den *Monoculus Polyphemus*, dessen Eyer eine angenehme Speise liefern; auch ist sehr auffallend, daß Hr. K. des *Aspidiot*, eines froschartigen Thieres erwähnt, das doch jetzt sehr genau bekannt ist und nicht mit einem Insect verwechselt werden kann. Den Beschluss macht die Erwähnung der Spinnen. Auf gleiche Weise geht der Vf. zu den übrigen Gegenständen über. Hier und da finden sich kleine Verflöße gegen die Rechtschreibung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER.

Z. U. R.

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Predigten für denkende Christen*, von H. Fischer, Pastor zu Schönberg im Fürstenthum Ratzeburg. 1827. VI u. 360 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Durch die Bemerkung auf dem Titel: *für denkende Christen*, hat der Vf. zu erkennen geben wollen, daß diese Predigten, um ihre Absicht zu erreichen, einen höhern Grad von Bildung voraussetzen, als man bey dem größern Theile der Kirchengänger findet. Möglicher Weise könnte in dieser Hinsicht es ihm zum Vorwurf gemacht werden, daß er solche Predigten vor einer Gemeinde hielt, unter deren Mitgliedern vermuthlich nur eine geringe Zahl zu denjenigen Christen gehört, die er als *denkende* bezeichnet. Gegen diesen Vorwurf aber hat er sich dadurch sicher gestellt, daß er in der Vorrede ausdrücklich erklärt, „es seyen diese Predigten in ihrer gegenwärtigen Form nicht für die Hörer, sondern für die Leser bestimmt.“ Demnach wird diese Predigtsammlung als ein Erbauungsbuch für gebildete Christen, zur Beförderung der Privat- und häuslichen Andacht, zu benutzen seyn, und kann als solches einen entschiedenen Werth haben, wenn auch die Predigten, als Kanzelreden betrachtet, in Ansehung der Form einige Mängel hätten. — Man findet hier *achtzehn* Predigten, welchen größtentheils die gewöhnlichen sonntäglichen Episteln als Texte zum Grunde gelegt sind. Nur *drey* sind über evangelische Perikopen gehalten: nämlich die Predigten am 2ten Oftertag, am 16ten und 18ten Sonnt. nach Trinitatis. Vergleicht man die Hauptsätze der in dieser Sammlung enthaltenen Predigten mit den Texten, woraus sie hergeleitet sind, so sieht man an einigen derselben sehr deutlich, daß es dem Vf. mehr darum zu thun war, interessant, als textmäßig zu predigen, und dieß dürfte, an sich betrachtet, wohl eher Lob als Tadel verdienen. Indessen sollte doch dem Texte niemals ein Hauptsatz aufgedrungen werden, wovon kaum eine Spur in ihm zu finden ist. Dieß aber scheint hier einigemal geschehen zu seyn: z. B. wenn der Vf. am 19ten Sonnt. nach Trinit., Text, Ephes. 4, 22 — 28, über den *Leichtsinn* bey *Schwören* predigte; am 26ten Sonnt. nach Trinit., Text 1 Thessal. 4, 18 — 18, als Thema die Frage aufstellte: „Warum läßt Gott uns hier *ein Raub der Vergessenheit* werden?“ — und am

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

26ten Sonnt. nach Trinit., Text 2 Petr. 3, 8 — 14, eine Untersuchung anstellte, „warum Gott uns *so wenig von der Beschaffenheit des ewigen Lebens offenbart habe*.“ — Bey genauerer Bekannthschaft mit dem Inhalt dieser Predigtsammlung findet man in dem Verfasser einen entschiednen Anhänger des alten kirchlichen Lehrbegriffs. So z. B. in der Predigt am 18ten Sonnt. nach Trinit., über die *Segnungen des Glaubens an Jesum*. Im Eingange wird der Glaube an Jesum erklärt für „die innige und lebendige Ueberzeugung, Jesus Christus sey der schon Jahrhunderte vorher ersohnte Messias und der Gesandte Gottes, wofür *er selbst* erkannt und geehrt seyn wollte.“ Darnach wird von den mannichfaltigen Segnungen dieses Glaubens an Jesum gehandelt und die Behauptung aufgestellt, daß es dieser Glaube sey, „der 1) unsern Geist erleuchte, 2) uns mit Gott und dem Leben verlöhne, 3) unsre höhere Natur auf das glücklichste entfalte.“ — So wenig Hr. F. die Erfahrung auf seiner Seite hat, wenn er im *ersten* Theil dieser Predigt versichert, „es gebe kein Bedürfnis für den Menschen, *nach dessen Befriedigung er (der Mensch) sich so sehne*, als das Bedürfnis, Licht und Aufklärung für seinen Geist zu erhalten“; eben so wenig darf er auf das Zeugniß Jesu sich berufen, wenn er den Glauben an ihm so darstellt, als wenn zur Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums der Gebrauch der Vernunft ganz überflüssig wäre. Im *zweiten* Theil wird unter andern *der Glaube* gepriesen, „in welchem wir durch Christum überzeugt sind, es sey keine Sünde so blutig roth, daß sie nicht wieder schneeweiß werden könne.“ (!) Der *dritte* Theil sollte zeigen, daß der Glaube an Jesum, in dem Sinne des Vfs., zu dem wahren Menschenleben führe, „wo der Geist über das *innere Thier* (ein öfter wiederkehrender, aber nicht zu empfehlender Ausdruck!) den Sieg davon trage.“ Alles, was hier von der Wirkung des Glaubens an Jesum, als an den Messias, gesagt ist, würde sich weit klarer und überzeugender als eine Frucht des vernunftmäßigen Glaubens an die Bestimmung des Menschen, wie Jesus sie verkündigte, haben darstellen lassen. Die Predigt am 1. Weihnachtstage (S. 342 — 360) enthält und entwickelt manche gute Ideen, indem sie Christum als *Friedefürsten* darstellt, der uns Frieden mit Gott, mit der Welt und mit uns selbst gegeben hat. Doch kommen in ihr auch Stellen vor, wie folgende: „Dieser Nacht verdanken wir es, *wo* Gottes heiliger Rathschluß erfüllt,

O (4)

füllt, wo er selber Mensch wurde." In der Predigt am 2ten Oftertage (S. 40 — 60), welche zum Thema hat: Jesu Auferstehung, der Grund für unsers Geistes unentbehrliche Hoffnungen, werden „die Hoffnungen, 1) daß alles Gute und Edle, Alles, was mit Gott begonnen wird, gelingen, 2) daß Gott die Tugend belohnen und das Laster bestrafen, 3) daß die Nacht, die unsre Gräber bedeckt, dem Morgenrothe der Ewigkeit weichen werde; 4) daß wir unsre Lieben dort wieder sehen“, einzig und allein auf die Thatfache gegründet, daß Jesus auferstanden ist; — ein Verfahren, daß von selbstdenkenden Christen unmöglich gebilligt werden kann! — Indessen scheint es, daß der Vf. für die Bedürfnisse gebildeterer Christen vorzüglich durch diejenigen Predigten habe sorgen wollen, die sich schon durch ihre Hauptsätze auszeichnen. Zu diesen gehören insbesondere die Predigt über das Evang. am 22. Sonnt. nach Trinit. (Hauptsatz: Gottes Endzwecke bey erschütternden Todesfällen) und über die Episteln am 25. und am 26. Sonnt. nach Trinit., wovon die Hauptsätze schon oben angeführt sind. Aber auch diese Predigten werden schwerlich solche Leser befriedigen, die das Glück gehabt haben, sich einen höhern Grad von Geistesbildung zu erwerben. Im Eingange der Predigt über die Endzwecke Gottes bey erschütternden Todesfällen wird versichert, daß die Endzwecke Gottes in dieser Hinsicht keineswegs so schwer zu begreifen seyen, wie Gedankenlose und Ungläubige wähnen. Darnach wird gelehrt, daß Gott bey solchen Todesfällen die Absicht habe, „unsre Liebe und unser Vertrauen für sich zu gewinnen.“ Allein wie läßt es sich mit würdigen Vorstellungen von Gott und einer heiligen Weltregierung vereinigen, daß Gott, wie der Vf. meint, Ehegatten, Aeltern, Kinder u. s. w., die von den Ihrigen aufs zärtlichste geliebt wurden, um deswillen sterben ließe, weil er die Liebe haben wollte, die man jenen widmete; und daß er solche Menschen, auf die Andre in dieser oder jener Hinsicht ein großes Vertrauen setzten, z. B. vielvermögende Aeltern, hoffnungsvolle Kinder, weise und gerechte Fürsten, Staatsdiener, die ein Segen für die Menschheit waren, plötzlich von der Erde wegnahm, „um zu zeigen, daß jeder Mensch nur sein Werkzeug und zwar ein gebrechliches sey?“ — Hier, wo der Vf. sonst Freund und Vertheidiger eines herkömmlichen Glaubens, seine Zuhörer nur hätte belehren sollen, wie nothwendig und vernunftmäßig es sey, in manchen Dingen zu glauben, wo man nicht schauen kann, hat er sie in Vernunftleihen hineingezogen, die weit geschickter sind, neue Zweifel hervorzubringen, als alte zu beseitigen. — Kein günstigeres Urtheil wird sich über die Predigt am 25. Sonnt. nach Trinit. fällen lassen, in welcher die Frage aufgestellt ist: „Warum läßt uns Gott hier einen Raub der Vergessenheit werden?“ Ungegründet und der täglichen Erfahrung zuwider ist die Behauptung, welche man in den Anfangsworten dieser Predigt liest: „Nach nichts strebt der Mensch so sehr, als darnach, sein Andenken bey den Seinigen und

der Nachwelt zu erhalten, nach seinem Tode noch in seinen Werken fortzuleben; dies Streben ist mit dem Menschen geboren. Um so empfindlicher für ihn, wenn er sich überzeugt, Nichts sey im Stande, ihn gegen das Loos zu schützen, vergessen zu werden.“ In der Predigt selbst wird als ausgemacht angenommen und allenthalben als unleugbar vorausgesetzt, was doch nicht zugegeben werden kann, daß alle Menschen ohne Ausnahme, früher oder später, nach ihrem Tode ein Raub der Vergessenheit werden. Ist diese Voraussetzung unrichtig, so kann die aufgeworfene Frage nicht das geringste Interesse haben. Gesezt aber auch, die Frage sich zuzulassen zu seyn, wenn man sich vorstellte, daß selbst die verdienstvollsten und berühmtesten Menschen der Vorzeit doch endlich einmal, wenn auch erst nach mehreren Jahrtausenden, vergessen werden könnten (welches sich indessen ohne einen völligen Untergang der Geschichte gar nicht denken läßt): so muß doch Rec. gestehen, daß er selbst in diesem Falle nicht die geringste Befriedigung in dem gefunden hat, was der Vf. vortrug, da er zeigen wollte: „Es leuchte sehr bald ein, daß Gott uns hier der Vergessenheit zum Raube werden lasse, weil er dadurch 1) uns für das wahrhaft Gute empfänglich machen, 2) uns mit unserm beschränkten Berufe veröhnen, 3) uns die Trennung von der Erde erleichtern wolle.“ — Fast eben so unbefriedigend und befremdend sind die Antworten, welche in der Predigt am 26. Sonnt. nach Trinit. auf die Frage gegeben werden: „Warum hat uns Gott so wenig von der Beschaffenheit des ewigen Lebens geoffenbart?“ — Sollte wohl ein gebildeter Mensch, der, bey dem festen Glauben an seine ewige Fortdauer, sich eine vernunft- und schriftgemäße Vorstellung von den Quellen und Bedingungen wahrer, geistiger Glückseligkeit macht, durch seine höhere Natur, wie der Vf. meint, genöthigt werden, Fragen, wie die folgenden, aufzuwerfen: „Auf welche Weise wird sich dein Seel dort Andern mittheilen? Welche Werkzeuge werden ihr dienen? Woran werden sich Liebende erkennen? Wie wird dein verklärter Leib beschaffen seyn? u. s. w. Nein, wer sich seine Bestimmung für das gegenwärtige und das zukünftige Leben so vorstellt, wie es den Lehren des Christenthums und den Grundsätzen der gebildeten Vernunft gemäß ist, der wird bey dem unablässigen Bestreben, immer mehr und mehr auf eine dieser Bestimmung entsprechende Art zu denken und zu handeln, in Rücksicht auf obige und alle ähnliche Fragen, eben so wenig einer Rechtfertigung Gottes, als einer Beruhigung seiner selbst darüber bedürfen, daß er jetzt noch nicht wissen kann, was zu erfahren erst künftig möglich ist. — Ungleich mehr, als die bisher erwähnten Predigten, haben die übrigen den Rec. befriedigt. Viel Gutes enthält die Predigt am Neujahrstage, über die Epist. Gal. 3, 23 — 29. Hauptsatz: „Wir sind Alle Gottes Kinder.“ Nur scheint die große Ausführlichkeit in der Erklärung, was es heiße: wir sind Gottes Kinder, nicht zeitgemäß und eben des-

deshalb auch nicht interessant genug zu seyn. Unrechtig wird S. 7 gesagt: „Selbstbewußtseyn und Freyheit, das sind die beiden Kennzeichen der Kindheit der Gottes.“ Auch S. 42 wird es irriger Weise als Vorzug der Menschen vor den Thieren dargestellt, daß die Menschen sich ihrer selbst bewußt sind. Welche Vorstellung mag denn wohl der Vf. sich von dem Leben der Thiere machen, wenn er ihnen das Selbstbewußtseyn abspricht? — Am besten sind dem Vf. die nach ihrem Hauptinhalte moralischen Predigten gelungen, da diese, wenn gleich der Ausdruck hier und da einer Verbesserung bedürfen möchte, meistens so reich an wichtigen und gemeinnützigen Wahrheiten sind und solche Wahrheiten in einer so guten Ordnung, mit so vieler Klarheit, Kraft und Wärme vortragen, daß sie, verglichen mit vielen andern gedruckten Kanzelvorträgen, vorzugsweise Lob und Empfehlung verdienen. Die Hauptsätze der Predigten, über welche Rec. dies Urtheil fällen zu dürfen glaubt, sind folgende. Am Sonnt. Invocavit, Text 2 Cor. 6, 10: „Lasset uns Niemanden ein Aergerniß geben!“ Am Sonnt. Cantate, Text Jac. 1, 16 — 21: „Alle gute und vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts. Am 1. Sonnt. nach Trinit., Text 1 Joh. 4, 16 — 21: „Wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Am 2ten Sonnt. nach Trinit., Text 1 Petr. 5, 6 — 11: „Es ist wohlthätig für uns, uns um fremde Leiden zu bekümmern.“ Am 4ten Sonnt. nach Trinit., Text Röm. 8, 18 — 28: „Des Christen Heimweh“ (Sehnsucht nach dem Vollkommenen). Am 7ten Sonnt. nach Trinit., Text Röm. 6, 19 — 23: „In Allem bedenke das Ende!“ Am 9ten Sonnt. nach Trinit., Text 1 Cor. 10, 6 — 18: „Lasset euch nicht gelassen!“ Am 16ten Sonnt. nach Trinit., Text Eph. 3, 15 — 21: „Nichts schwächt den Glauben so leicht, als das räthselhafte Schicksal ausgezeichneten Menschen.“ Am 19ten Sonnt. n. Trinit., Text Eph. 4, 22 — 28: „Ueber das leichtsinnige Schwören.“ Am 21. Sonnt. n. Trin., Text Eph. 6, 10 — 17: „Die bösen Stunden des Lebens“ (die Stunden der Versuchung). Am 2ten Sonnt. des Advents, Text 1 Cor. 4, 1 — 5: „Der hohe Werth der Treue.“

GESCHICHTE.

GOtha, b. Perthes: *Geschichte des deutschen Volkes*. Von Heinrich Luden, Dritter Band. 1827. VI u. 810 S. gr. 8. (2 Rthl. 12 gGr.)

Wir freuen uns, den raschen Fortgang dieses Werks anzeigen zu können, zumal da wir mit diesem dritten Bande nunmehr auf dem Boden angelangt sind, auf welchem die eigentliche deutsche Geschichte wurzeln soll, nämlich bey der Schöpfung Karls des Großen, die dem ganzen folgenden Jahrtausend ihre Art, ihren Sinn, Inhalt und Charakter gegeben hat. Der gegenwärtige dritte Band reicht von dem Untergange des Abendländischen Römerreichs durch Odovaker bis auf die Schlacht bey Tessri und Pippin von Her-

ball (J. 687), und enthält in 3 Büchern die allmähliche Vereinigung deutscher Völker zu einem deutschen Volke unter der Oberherrschaft der Franken. Das sechste Buch erzählt uns, nach einer kurzen Darstellung der Lage der Welt nach dem Untergange des römischen Reichs, den Ausgang Odovakers und die Gründung eines Ostgothischen Reichs in Italien durch Theodorich; darauf den Aufbau der Fränkischen Herrschaft in Gallien und Deutschland durch Chlodwig und seine nächsten Nachfolger bis auf Chlotar I, so wie den Sturz der Ostgothischen Macht in Italien, und die Einwanderung der Longobarden. Das siebente und achte Buch beschäftigen sich bloß mit den Franken, und zwar behandelt das siebente Buch den innern Zustand, die Gesetzgebung und Verfassung des Fränkischen Reichs, das achte Buch aber den Fortgang der äußern Geschichte desselben, die furchtbare Gährung und Verwirrung und den Verfall des Hauses der Merovinger. Nun wird der folgende Theil uns die Geschichte des Hauses Pippin's liefern, und uns eine Reihe von Helden vorstellen, die immer höher mit jeder neuen Generation aufragend ihren Gipfel in Karl dem Großen erlangt, durch welchen dann das Fundament zum Aufbau eines deutschen Reichs und Volks vollendet wird. Wir sind also der Hoffnung ganz nahe, nun in die Hallen der deutschen Geschichte selbst eingeführt zu werden. —

Wahrscheinlich werden Mehrere die Bemerkung machen, daß wohl der Plan des Vfs. etwas zu weitläufig angelegt sey, und daß namentlich in dem, was der Natur des Stoffes sowohl als der Beschaffenheit der Quellen nach immer nur Vorgefandenes seyn kann und bleiben muß, viel Raum, ja vielleicht ein ganzer Band hätte gespart werden können. Auch wir sind dieser Ansicht und haben diesen 3ten Band mit keiner andern Erwartung in die Hand genommen, als daß er uns, zumal bey seiner Stärke, wenigstens bis zu Karl d. Gr. oder gar bis zu Ende seiner Regierung führen würde. Doch daran fehlen noch ein oder anderthalb Jahrhunderte, und wir fürchten, daß, wenn auf diese Weise der Faden fortgesponnen wird, derselbe sich, zumal bey der immer zunehmenden Wichtigkeit der Gegenstände und der wachsenden Menge des Stoffes, bis ins Unendliche ausdehnen, und es dem Vf. sowohl als dem Leser unmöglich gemacht werde, die zahlreichen Volumina zu übersehen und zu beherrschen. An dem siebenten Buche freylich, das von der innern Verfassung des Frankenreichs handelt und des Vfs. eigne Ansichten enthält, wie sich dieselben unabhängig von den Meinungen Anderer nach und nach bey ihm entwickelt haben, — wollen wir die Länge von 210 S. Text und 66 S. enggedruckter Anmerkungen nicht tadeln, weil der Gegenstand von so hohem Interesse und so vielfach in der neuern Zeit besprochen worden ist, daß nichts erwünschter seyn kann, als wenn ein geistreicher und gelehrter Mann seine Ansichten darüber ausführlich und jedes Einzelne motivirend aus-

auspricht. Die beiden andern Bücher aber, und namentlich das letztere, welches den Verfall und die Gräuel der Merovinger Herrschaft behandelt, hätten viel kürzer gearbeitet werden können, und würden eben dadurch auch bedeutend gewonnen haben. Die Geschichte der Merovinger hat weder ein allgemein menschliches, noch für uns Deutsche ein nationales Interesse. Diese Fürsten gehören einem Stamme an, der in dem eroberten Gallien fast schon bey seinem ersten Auftreten in Gallischer Sitte und Art erscheint, und fast nur durch das Recht der Eroberung, das sie auch über einen Theil ihrer Heimath ausgedehnt haben, hängen sie späterhin mit dieser noch zusammen. Ueberlassen wir daher gern diese Könige, deren Sinn und Art uns am besten durch das Traumgezicht bezeichnet wird, das Childerich in seiner Hochzeitsnacht mit der buhlerischen Basina sah, den Franzosen, denen sie mit noch größerm Rechte angehören, als Wallia und Eurich den Spaniern, und Theodorich und Alboin den Italienern; und uns Deutschen genüge, nur im Allgemeinen die unerquicklichen Schicksale dieses heillosen Regentenhauses kennen zu lernen, an welches der Rath der Vorsehung für einige Jahrhunderte unsere Altvordern geknüpft hatte, dem sie aber nur zwangsweise Gehorsam geleistet und das sie bekämpft, wo sie nur konnten, und durch ihren Häuptling Pippin endlich in die Dunkelheit geführt haben, wohin es durch seine Entartung und seine Verbrechen gehörte. Nicht ohne Ekel kann man die Geschichte dieses Geschlechts von „Affen und Katzen“, wie es das Traumgezicht Childerich's bezeichnet, lesen, und man fühlt sich wenig zum Dank gegen den Vf. verpflichtet, daß er, indem er so manche Dunkelheiten hier aufhellen und Widersprüche auflösen will, uns länger festhält, als wir bey dem unglücklichen Gegenstande verweilen möchten. Lieber hätten wir einige Bücher des trefflichen *Gregorius von Tours*, zweckmäßig verkürzt in einer lesbaren Uebersetzung und eng zusammenge-druckt als Anhang beygegeben, damit derjenige, den hier größere Ausführlichkeit suchte, sie vollständig fände bey dem, der diese Geschichten doch am besten erzählt; und so wäre viel Raum erspart worden und für den gewöhnlichen Leser die Uebersicht sehr erleichtert. —

Ins Einzelne zu gehen ist uns, da wir bey der Anzeige der zwey ersten Theile so weitläufig gewesen, dieses Mal nicht vergönnt; auch würde dieses insbesondere bey dem *siebenten* Buche kaum einmal eine Grenze finden, wenn Alles angezeigt werden sollte, was dort neu und dem Vf. eigenthümlich ist, und

man die gewöhnlichen oder auch eigenen Ansichten dem Vf. gegenüberstellen und gegen ihn verfechten wollte. Auch dieser Band wird, ungeachtet der von uns gerügten Breite der Darstellung, das Interesse des Publicums anregen, da es ihm, selbst in der Geschichte des Verfalls der Merovinger, nicht an glänzenden Parteeen fehlt, die auch den gewöhnlichen Leser anziehen müssen. Vielleicht wird auch manches zarte Gemüth, das vor den Gräueln die so oft die Geschichte vorstellt, zurückschandert, es dem Vf. danken, daß er bemüht gewesen ist, manche Grausamkeit und Abscheulichkeit zu mildern und zu lindern, und von der Summe der Bosheiten jener sündhaften Zeit hin und wieder etwas abzudingen. So erscheinen z. B. Brunhildis und Fredegunde in einem etwas anständigeren Gewande, als die Zeitgenossen jene verruchten Weiber dargestellt haben, und auch die Erzählung von der Brunhildis andlichem schrecklichen Untergange, der, obgleich er uns verwundet, doch nach einer so langen Reihe unablässiger Unthaten und Verbrechen unser empörtes sittliches Gefühl gewissermaßen beruhigt, wird ein Märchen genannt; das die Schriftsteller jener Zeit dem Gerichte nach erzählt hätten, welches sein altes Recht, Alles zu übertreiben, zu entstellen und gräßlicher zu machen, in vollem Maasse geltend gemacht habe. (S. 568, wo man auch die Anmerkung nachsehe.) Uns scheint es, als wenn das Haus des Merovaeus, wie das des Tantals, nicht von uns erst sein Urtheil zu erwarten habe, sondern schon gerichtet sey in der Geschichte, und daß der Geschichtschreiber vor Schreckengefällen, wie die des Gorgonischen Unholds, eher schweigend vorübergehen müsse, statt unnöthig den Schleier zu lüften. Lieber hätten wir es gesehen, wenn der Vf. (S. 57 und in den dazu gehörigen Noten) nicht so bestimmt auf den großen Theodorich die Schuld der Ermordung Odovaker's gewälzt hätte. Mag es ein Unglück genannt werden, daß Theodorich seinen Gegner, mit dem er Italien nicht theilen konnte, tödten mußte, weil er anders kein Mittel sah, ihn unschädlich zu machen, so haben ihn doch alle Schriftsteller von dem Vorwurfe einer absichtlichen Tücke freygesprochen, und selbst Procopius, der keine Urliche hatte, dem Andenken Theodorich's zu schmeicheln, bringt auf die Seite Odovaker's die Schuld des Verraths, der allerdings auch mehr dem Schwächern zuzutrauen ist, als dem Stärkern und Ueberwinder. Theodorich hat, so weit wir ihn kennen, kein unschuldiges Blut vergossen, und als er es am Ende seines Lebens unwillkürlich that, so brachte ihm Gewillkür angli den Tod. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Gebr. Boffange: *Lettres inédites de Mme. de Maintenon et de Mme. la princesse des Ursins*. Vier Bände. 1826: 1462 S. 8. (28 Fr.)

Diese Correspondenz, deren verspätetes Erscheinen Verwunderung erregen mag, deren Echtheit indessen nicht zu bezweifeln ist, enthält die Briefe zweyer berühmten Frauen, die ihrer Zeit einen nur allzu großen Einfluss auf die Staatsgeschäfte übten. Frau von Maintenon, der ungemein viel daran lag, Alles zu erfahren, was während des Successionskrieges in Spanien vorging, schrieb regelmäßig alle acht Tage an die Frau Prinzessin des Ursins, die ihr ziemlich pünktlich antwortete, und welcher, als erste Staatsdame (*Camerara mayor*) bey der Gemahlin Philipp V. angestellt, nicht weniger daran lag, von den Absichten, Projecten, Beschlüssen und selbst den Intriguen des französischen Hofes, den sie gern zu Gunsten ihrer persönlichen Zwecke hätte leiten mögen, genaue Kunde einzuziehen. Beide Frauen versprachen sich zwar gegenseitig, ihre Briefe zu verbrennen, und vornehmlich scheint die Prinzessin des Ursins auf die Erfüllung dieser Bedingung bestanden zu haben; allein glücklicher Weise hielten sie beide ihr Versprechen nicht. — Der Herausgeber benachrichtigt uns, dass sich diese Briefe, wenigstens alle diejenigen, welche man in dieser Sammlung findet, unter den Papieren der Frau v. M., bey ihrem Tode vorgefunden haben. Gleichwohl scheint die Sache nicht so ganz klar zu seyn: denn fand man auch hier die Briefe der Fr. d. U., was unbedenklich ist, so begreift man nicht wohl, wie die der Fr. v. M. ebenfalls dahin gekommen. Allerdings kann sie eine Abschrift davon aufbewahrt haben; jedoch scheint aus der Correspondenz selber das Gegentheil hervorzugehen; denn Fr. v. M. vergisst zum öftern in dem einen Briefe, was sie in früheren Schreiben gesagt; sie wiederholt solches häufig, manchmal aber widerspricht sie sich; ein Mal sogar stellt sie selbst das, was sie geschrieben, in Abrede. Der Herausgeber hat, so bedünkt es, die delfalligen Erläuterungen mitzutheilen, für nicht nothwendig erachtet. — Auch die ökonomische Anordnung dieser Sammlung ist nicht befriedigend: denn anstatt die Briefe der beiden Frauen in abwechselnder und chronologischer Reihenfolge mitzutheilen, füllt die der Fr. v. M. die beiden ersten Bände und fast die Hälfte des dritten

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Bandes, die der Fr. d. U. aber den übrigen Theil dieses Bandes und den ganzen vierten Band. — Die Correspondenz beginnt im J. 1706, unmittelbar nach der so verhängnisvollen Schlacht bey Ramillies, die bekanntlich der Marschall von Villeroy verlor, und geht bis zum Tode Ludwigs XIV; sie umfasst demnach einen Zeitraum von 9 Jahren, reich an großen Begebenheiten, großen Unfällen und Drangsalen aller Art, deren endlicher Ausgang jedoch weder für Frankreich noch für dessen Monarchen unruhlich war. Unter solchen schlimmen Umständen können freylich die Briefe der Frau v. M. eben nicht viel Heiterkeit athmen; sie zeugen vielmehr von der traurigen Stimmung der Verfasserin; allein sie sind mit näheren Angaben über höchst interessante Thatfachen angefüllt. Mit hoher Seelenstärke gegen ein bereits vollendetes Unglück gewaffnet, erträgt diese merkwürdige Frau mit Muth dessen traurige Folgen; allein sie ist voll Furcht gegen künftige Unfälle, denen sie nicht ohne Zittern entgegen sieht, und die sie ohne Bedenken noch Zweifel vorausagt. Jeder vom Feinde belagerte Platz erscheint ihr als bereits erobert; jede Schlacht, welche die französischen Generale ihm zu liefern sich anschicken, hält sie im Voraus für verloren. Und in der That, sie hat fast immer Recht und betrübt sich lebhaft, solches gegen diejenigen gehabt zu haben, welche sich, wie Frau d. U. selbst und der Herzog von Vendome, stets sanguinischen Hoffnungen überließen, und voll Vertrauen nur günstigen Erfolgen entgegen sahen. Allein, obschon die trüben Ahnungen der Frau v. M. eine gewisse Schwäche verrathen, so sind dieselben doch nicht ohne Würde, weil sie stets mit höchst patriotischen Gefühlen für die Ehre und den Ruhm Frankreichs und seines Monarchen verschmolzen sind. Ihre Klagen sind oft berechtigt; ihre Schilderung der Schlacht von Malplaquet ist sehr rührend. Mit Wohlgefallen macht sie die nämlichen Gefühle bey dem Monarchen bemerklich. „Der König,“ sagt sie, „erträgt Alles als großer Mann; aber er leidet. Gleich Anfangs war er sehr empfindlich ergriffen zu vernehmen, dass sein Militär-Hofstaat (Maison) sich eben nicht sonderlich betragen habe; die Ehre der französischen Nation geht ihm sehr nahe.“ — Dieser stete Trübsinn, der sich durch eine Reihenfolge von mehr als vierhundert Briefen zieht, würde durch seine Eintönigkeit ermüden, äußerte er sich nicht in sehr mannigfaltigen Wendungen. In dem Uebermaass ihrer Traurigkeit wünscht Frau v. M. sich oftmals

mals den Tod herbey, und beweidet das Loos derjenigen, welche sterben. „Könnte ich glauben,“ schreibt sie in dieser Beziehung an die Frau d. U., welche verbindliche Wünsche an sie gerichtet hatte, „dass Sie dazu beytragen könnten, mein Lebensalter auf hundert Jahre zu bringen, so würde ich Ihnen alle die Gründe sagen, die ich habe, um zu sterben; da aber Ihre Wünsche nur aus Ihren gütigen Gefinnungen gegen mich herrühren können, so hoffe ich, dass Sie mich in Kurzem auf das Verzeichniss Ihrer verstorbenen Bekannten setzen werden; ich trage dieses Verzeichniss in meiner Tasche, und werde es Ihnen mittheilen, wenn Sie es wollen; es befinden sich darauf 20 oder 25 Personen vom Hofe seit zwey Jahren.“ — Eine der schwersten Beschuldigungen, die auf Frau v. M. bürden, ist bekanntlich der Vorwurf, sich zu sehr in Staats-Angelegenheiten gemischt zu haben; — auch giebt man ihr grofsentheils die Unfälle Schuld, die zu jener Epoche Frankreich betrafen. In dem hier befragten Briefwechsel jedoch legt sie durchgehends einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Staatsgeschäfte an den Tag, und weigert sich aus Leibeskräften gegen die Nöthigungen der Frau d. U., sich darein zu mischen. „Ich bin nur noch ein Schatten,“ schreibt sie ihr, „den man überall von einem Bette, von einer Ruhesätte zur andern schleppt. . . . Sie haben Recht, sagt sie ihr an einem andern Orte, wenn Sie glauben, dass ich mich nicht mehr gern mit Staatsgeschäften abgebe, und dass ich mich, so viel als nur möglich, davon zurückziehe. Sähen Sie mich, Madame, so würden Sie zugehen, dass ich wohl daran thue, mich bey Seite zu halten: ich sehe fast nicht mehr, ich höre noch schwerer; man verliert mich nicht mehr, weil mein Sprachorgan mit den Zähnen dahin ist; auch fängt mein Gedächtniss an, mich zu verlassen; ich erinnere mich nicht mehr der Eigennamen; ich verwechsle alle Zeiten mit einander und unsere Unfälle, bringen mich zum Weinen, wie sie Sie gesehen haben. Urtheilen ob man bey einem solchen Zustand, sich viel zu zeigen, und ob leicht für unglücklich hält, auf und zwar auf einer Bühne, wo

es ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend fortgeht.“ — Man muss zugeben, dass sich wohl selten eine Frau bey einer Schilderung ihrer selbst weniger schmeichelte. Immerhin ist es geschichtlich erwiesen, dass sich Fr. v. M. mehr in Staatsgeschäfte mischte, als sie es der Fr. d. U. eingesteht; auch beschränkte sich ihr Einfluss nicht blos auf die Ertheilung von Gnadenbezeugungen, Geschenken, Ehrenstellen, sondern derselbe erstreckte sich auf die Besetzung von Staatsämtern und solchen wichtigen Stellen, welche Talente, Muth, Genie, ausgezeichnete Geistesgaben und andere hohe Eigenschaften erfordern, in deren Ermangelung das Staatswohl selbst die grösste Gefahr läuft. Die Ausübung dieses Einflusses hatte nicht immer die glücklichsten Folgen: so begünstigte sie unter andern Villeroy, dessen Erhebung zum Ober-

commando der Armee Frankreich so nachtheilig ward. — Nur ziemlich selten lieben alte Leute die Jugend und nehmen Theil an ihr. Fr. v. M. verdient diesen Vorwurf nicht. Ihre Briefe beweisen an mehr als einer Stelle, dass Gefühle der Theilnahme und Nachsicht für die Jugend ihr nicht fremd waren. Man ersieht daraus, dass sie für den Herzog von Orleans, nachmals Regent von Frankreich, viel Wohlwollen hatte, wenn schon sie seinen Grundsätzen und Ideen eben nicht beystimmen konnte. Sie nennt freylich die Ausschweifungen dieses jungen Fürsten Sünden; allein sie tadelt dieselben ohne Bitterkeit und betrachtet sie nicht, wie sie selber sagt, aus dem Gesichtspunkte einer alten *Befchweller*. — Allein ungeachtet dieser Nachsicht gegen die Jugend und der besondern Vorliebe, welche Fr. v. M. für gewisse junge Personen hegte, kann man doch auch bey ihr den dem Alter eigenthümlichen Character, die Vergangenheit ausschliesslich zu loben, wahrnehmen. „Ich bekenne Ihnen, Mme,“ schreibt sie ihrer Correspondentin, „die Frauen der heutigen Zeit sind mir unerträglich; ihre unnütze und unbescheidene Kleidung, ihr Tabakschnupfen; ihr Weintrinken, ihre Gefräsigkeit, ihre Grobheit, ihre Faulheit, dies alles ist meinem Geschmacke, und mich dünkt auch der Vernunft so sehr zuwider, dass ich es nicht aussehen kann. Ich habe die bescheidenen, mässigen, heitern Frauen gern, die sich auf Ernst und Scherz verstehen, deren Herz gut und deren Unterhaltung aufgeweckt ist, und die aufrichtig genug sind, um mir zu gestehen, dass sie sich in dieser Schilderung erkennen, die ich zwar absichtslos entwarf, die ich aber ziemlich richtig finde.“ — Frau v. M., die sonst so sehr bescheiden ist, glaubt grosse Talente für die Erziehung zu besitzen, und wäre in unsern Tagen sicherlich eine Nebenbuhlerin der Frau von Genlis gewesen. Sie lässt sich oftmals darüber im Erörterungen ein; sie untersucht sogar die Meinung eines ihrer Freunde, der behauptete, die Männer müssten die jungen Mädchen, und die Frauenzimmer die männliche Jugend erziehen. Ueber die Erziehung des Prinzen von Asturien und über die Wahl seines Gouverneurs zu Rathe gezogen, antwortet sie: „Da ich viele Erfahrungen gemacht, so habe ich manche Gouverneure und Gouvernantinnen das Ehrenvolle ihrer Stelle annehmen, das Uebrige aber vernachlässigen sehen. . . . Alles wohl erwogen, lehrt mich meine Erfahrung, dass ein Mann von Ehre, der sich ganz und aufrichtig der Sache widmet, selbst mit einem mittelmässigen Verstande es besser macht, als ein aufgeweckter Hofmann. . . . Demnach möchte ich einen spanischen Helden, der ein tapferer Kriegermann ist, voll Ehre und Redlichkeit, einen Hofmeister, der kein Pedant und dessen Geist mit allem was angenehm, geschmückt ist. Das Beyspiel des Königs, die Anmuth der Königin, und die Geradheit der *Camrara mayor* (die Prinzessin des Urins) würden das Uebrige thun.“ Sie suchte sich wohl versucht, einen vollständigen Erziehungsplan für den jungen Prinzen zu entwerfen; allein, sagt sie,

es ist genug, seine Thronheit an sich zu haben; man muß nicht völlig närrisch seyn. Als sie jedoch später die Wahl des Gouvernements erfährt, kann sie nicht umhin, sich zu äußern: „Ich wünschte von ganzem Herzen, Hr. von Fiqueroa verstände so viel davon, wie ich.“ — Da zu der Epoche dieses Briefwechsels die Unruhen in den Cevennen ausbrachen, so möchte man sich wundern, daß darin von Protestantismus und den Protestanten niemals die Rede ist. Dessen häufiger aber kommen der Jansenismus und die Janseniten vor, diese Quelle endloser Streitigkeiten, welche Ludwig XIV. in seinen letzten Regierungsjahren so viel zu schaffen machten, und wobey sicherlich weder die Monarchie noch die Religion irgend etwas gewann. Begünstigte Frau v. M. auch nicht die Jansenisten, so schlug sie sich doch keinesweges auf die Seite ihrer Verfolger; sie war selbst persönliche Freundin des Cardinals von Noailles, eine der Stützen des Jansenismus. — Was den gegen Fr. v. M. erhobenen Vorwurf der Bigotterie anbelangt, so geben diese Briefe wenigstens keinen Anlaß, ihn für begründet zu achten. Strenge Kassen dürften sogar Fr. v. M's. Sittenlehre für zu nachsichtig und leicht halten, wenn sie dieselbe hier das Schauspiel und die Komödie vertheidigen sehen. „Ich kenne,“ sagt sie, „keine anständigeren Belustigungen, als jene Vorstellungen von Stücken voll Maximen der Tugend, Großmuth und Treue; sie passen sich für Könige und für Unterthanen; sie sind für die Einen wie für die Andern belehrend; die Großen hören dort, was man ihnen sonst zu sagen nicht wagen würde; Privatpersonen gewahren darin ihre Betrügereyen, ihre Kunstgriffe und ihre Interessen.“ Die Prinzessin des Ursins geht in diesem Punkte noch weiter: sie findet viel Moral in den Opern. — Diese Dame, deren Fehler von den meisten gleichzeitigen Geschichtschreibern vielleicht mit etwas zu viel Härte gesagt werden, entwickelt in ih. Charakter, der in den wesentlich sehr verschieden von dem der Fr. sich diese, wie wir bereits andeutend in Vorwärtigkeiten; und diese Schicksale eines bösen Schicksals, dagegen die unzweifelhaftesten Festigkeit, Beharrlichkeit und jenen heroischen Tugenden, die man sogar nur selten bey Männern findet. Ihr letzter Briefwechsel zeugt von einer hohen Gemüthsstärke und Unerschrockenheit der Seele. Sie bleibt sanftmüthig, wenn Alles in ihrer Nähe und Ferne niedergeschlagen ist. So lange noch Hülfquellen vorhanden, giebt sie dieselben an, und schließt daraus, man müsse den Krieg fortsetzen; scheinen keine mehr vorhanden zu seyn, so sucht sie deren noch auf und behauptet sie zu finden, und wiederholt dabey stets, man müsse keinen schimpflichen Frieden machen. „Vor fünf Jahren,“ sagt sie, „versicherte man, es sey kein Geld mehr da, um die Truppen zu bezahlen; man fand es, man wird es ferner finden. . . . Frankreich,

sagt sie hinzu, hat bey seinem südlichen Handel unermesslich viel gewonnen; und dennoch sind die Abgaben, die das Volk bezahlt, nicht vermindert worden; was ist aus jenem Gelde geworden? man suche es auf, führe den Krieg und schlage die Feinde. . . . Es liegt an der Verwaltung, fährt sie fort, wenn Hungersnoth ist, wenn das Brot über 4 Sous in Paris und über 2½ Sous in den Provinzen kostet.“ Und dies beweist sie ziemlich schlagend. Sie schmählt auf die Officiere, welche von der Armee weggehen, um in Paris ihren Vergnügungen nachzuhängen. „Was ist aus den Franzosen geworden?“ ruft sie aus, „ich erkenne sie nicht mehr wieder.“ Vornehmlich schmählt sie auf Fr. v. M., welche, erschrocken über die steten Erfolge der Feinde, die Muthlosigkeit und Entblößung der Truppen, und besonders über das Elend und die Verzweiflung des Volks sehr geneigt ist, sich allen Bemühungen eines Friedens zu unterziehen, den man Frankreich diktiren will. — Allein die Seelenstärke und der Muth, welche Fr. d. U. an den Tag legt, waren keinesweges mit Verblendung gepaart; sie verband damit Gegentheils einen heilsehenden Geist, einen vielschauenden Blick und eben so richtige als erhabene politische Ansichten. So bekämpft sie mit wenigstens sehr scheinbaren Gründen die Besorgnisse der Frau v. M., und die furchtsamen Rathschläge, welche Ludwig XIV. bewogen, Spanien aufzugeben, um sich einzig auf die Vertheidigung Frankreichs zu beschränken. Sie beweist, man müsse die Feinde Frankreichs in Spanien wie am Rheine schlagen; man müsse sie dort wenigstens beschäftigen und sich nicht solcher Verbündeten, wie die Spanier, berauben. In einem Schreiben an Hn. v. Torcy erhebt sie sich zu allgemeineren Betrachtungen und entwickelt gründlichere Einsichten. Sie geht bis zur Epoche des Testaments Carl II. zurück. Sie erörtert die Motive dieses Testaments, das den Absichten der Mächte Europa's zusagte, die sich demselben nicht widersetzten und den Genußungen der Spanier, die es beynählig aufnahmen. — Ueberhaupt genommen rühmt Fr. d. U. in ihren Briefen die Treue des spanischen Volks, mit Ausnahme der Catalonier; allein den meisten Großen redet sie nur Uebles nach. „Ihren Worten nach,“ sagt sie mit bitterm Spott, „sind sie bereit, den letzten Tropfen ihres Bluts für den König zu vergießen, allein sie wollen nicht den ersten daran setzen.“ Die spanischen Damen kommen eben nicht besser weg. Nach ihrer Schilderung kommen sie an den Hof, machen eine lakische Kniebeugung, um der Königin die Hand zu küssen, setzen sich dann, ohne ein Wort zu sagen, und das Alles halten sie für eine Unterhaltung. Fragt man sie, ob sie tanzen, singen, Musik machen können, ob sie gern spazieren gehen, Karten oder sonst Etwas spielen, so antworten sie: nein. „Sie werden mir zugeben, Mde.,“ fährt die Briefstellerin fort, „daß mit solchen Personen schwer etwas anzufangen ist. Worauf sie sich indessen vortrefflich verleben, diese ist, unaufhörlich

lich Gunstbezeugungen für sich, ihre Freunde, ihre Hausbediente zu verlangen. . . . Es ist nichts Seltenes bey ihnen, daß sie noch in dem Augenblicke ihrer Dankerstattung bereits um eine neue Gunst bitten; und erhalten sie solche nicht, so erheben sie laute Klagen. . . . Außerdem haben sie die gute Eigenschaft an sich, durchaus nicht arbeiten zu wollen. Einige tragen kleine Rosenkränze um den Hals, *Agnus Dei* auf den Schultern, kleine Kreuze, unterschiedliche Reliquien, und den großen Rosenkranz in der Hand. Alle diese Manieren, Madame, mögen ihr Verdienst haben; allein man muß zugeben, daß sie eben keine Ergetzung gewähren." — Von dem spanischen Frauenzimmer aus den untern Klassen giebt die Briefstellerin keinen günstigern Begriff, wie von jenen Damen. Sie kann nirgend eine Aenne für den Prinzen von Asturien finden. Sie sind alle krätzig, wie sie sagt; sie schickt darnach in Biscaya, Navarra, Castilien herum; man sendet sie ihr dutzendweise zu; allein keine entspricht ihren Erwartungen. — Man sieht übrigens aus diesen Briefen, daß die Prinzessin *des Ursins* sich in Alles mischt, in Kleinigkeiten und in die wichtigsten Angelegenheiten. Auch antwortet sie Fr. v. M., die ihr schreibt, man sähe es in Frankreich nicht gern, daß sich die Frauen mit Politik abgäben, mit beissender Ironie und einer geschickten Wendung, welche Ludwig XIV. auf seine Art an glücklichere und glänzendere Zeiten erinnert: „Desio besser, wenn man in Frankreich nicht mag, daß die Frauen von Staatsangelegenheiten reden. Wir werden den Männern mancherley vorzuwerfen haben, weil wir keinen Theil daran nehmen. Das Schlimme ist, daß gewisse Frauen mehr Ehre, als sie, besitzen, und daß uns ihre Fehler zu Märtyrinnen auf dieser Welt machen. Ich finde indessen den Geist des Hofes sehr verändert, seitdem ich Frankreich verließ, denn nicht jener Meinung zu seyn, te, ihn zu unterhalten. Läge ie aller unserer Unfälle? Verbitte Sie, diesen schlochten Ahdoten ist dieser Briefwechsel ind die meisten, welche darin enthalten, aus den Memoiren jener Zeit nur allzu bekannt. — Auch darf man in dieser Sammlung keine zusammenhängende Geschichtserzählung der Begebenheiten dieser merkwürdigen Epoche zu finden hoffen, wohl aber eine treue und höchst anziehende Schilderung des Eindrucks, den diese Begebenheiten auf die Höfe von Versailles und Aranjuez machten, so wie der Intriguen, welche manche derselben herbeiführten. Endlich lehren uns diese Briefe den

Geist der Großen und des Volkes jener Zeiten kennen, und den Zustand Frankreichs, das, nach dreißig Siegesjahren, nur von Niederlagen hörte, dessen Provinzen durch Hungersnoth entvölkert wurden, und dessen Königsfamilie, sonst nur von Festen umgeben, in Trauerkleider gehüllt ward. — Bey der Genauigkeit und Sorgfalt, wodurch sich sonst die Produkte der französischen Presse auszeichnen, darf man die häufig ganz entstellten Eigennamen wohl nur der Undeutlichkeit der Handschrift zur Last legen.

SCHÖNE KÜNSTE

BRATIS, in d. Flittnerischen Buchh.: *Johann von Tenczyn*. Eine geschichtliche Erzählung aus dem Polnischen des J. U. Niemcewicz. 1828. Erster Theil. VI u. 217 S. Zweyter Theil. 224 S. Dritter Theil. 157 S. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Der Uebersetzer hat sich nicht genannt, und über die Treue seiner Arbeit können wir nicht urtheilen, da wir das Original nicht vor uns haben. Das Buch ließt sich leicht, wenn man von der oft sehr störenden Einmischung lateinischer Worte und Phrasen in die Reden der Personen, die freylich national und der damaligen Zeit gemäß ist, absehen will. Das Geschichtliche sowohl, als die Schilderung der Sitten und Gebräuche ist gut in den Zusammenhang der Fabel verwebt und giebt ein sehr lebendiges und anschauliches Bild. Das möchte aber wohl der Hauptgewinn für deutsche Leser seyn. Der Roman selbst ist sehr gedehnt und breit, und läßt oft ganz ohne Interesse. Der Charakter des Haupthelden tritt nicht genug hervor, und erweckt nicht Theilnahme genug an seinen Schicksalen, die erst gegen das Ende an Reiz gewinnen. Früher sind sie, möchte man sagen, zu diplomatisch. Anziehender ist die Prinzessin von Schweden geschildert, wie denn überhaupt die weiblichen Charaktere mehr ansprechen als die männlichen; der König von Polen ausgenommen, der sehr wacker dasteht. Einzelnes, was der Hofmarschall des alten Woywoden vorbringt, ist ergetzlich, und die Darstellung würde gewonnen haben, wenn der Scherz auf dieser Seite öfter durchblickte; die Figur des Hofmarschalls in Stockholm, die den Zweck der Erregung des Lachens hat, ist zu sehr Karrikatur, um auf die Länge zu unterhalten. Der edle Spanier erscheint anfangs fast als eine Art von Don Quixote.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

MANNHEIM, b. Löffler: *Historisch-kritischer und philologischer Commentar über den Brief Pauli an die Colosser*. Einleitung, Urtext mit Varianten, nach der Griesbach'schen Recension, Inhaltsanzeigen und nach Abschnitten geordnete, ununterbrochen fortlaufende Wort- und Sacherklärung. Bearbeitet von Dr. Friedrich Junker. 1828. XVI u. 200 S. 8. (1 Rthlr.)

Sehr ausführlich erklärt sich der Vf. in der Vorrede über Plan und Methode seiner Schrift, in welcher er zwar hin und wieder lobenswerthen Fleiß, aber auch öfter Mangel an gründlichen philologischen Kenntnissen und an reifem und sicherem Urtheil an den Tag legt. Werfen wir zuvörderst einen Blick auf das *Außere*, so ist es ein fühlbarer, aber vom Vf. nicht verschuldeter Mangel, daß die Druckerey keine hebräischen Typen hatte, und er also genöthigt war, alles Hebräische mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. Vielleicht fällt es ihm eben so wenig zur Last, daß der Druck, den er nur nicht in der Vorrede hätte loben sollen, stumpf, altmodische, oft halb verwirkelte Lettern hat und so incorrect ist, daß selbst in dem kritischen Texte auffallende Setzerfehler vorkommen, z. B. Kap. 1, 6. *βαλ* für *καλ*, v. 9 *ἴνα* f. *ἵνα*, v. 13 "Θς f. "Ος, v. 29 (in der Erklärung) *κοιμῶν* f. *κοιμῶν* u. f. w. Dagegen trifft den Vf. der Tadel, daß er *Philo* und *Josephus* in der Regel lateinisch, nur ein Mal den letztern griechisch mit der lateinischen Uebersetzung citirt. Wollte er eine solche geben, so wäre, da das Buch übrigens deutsch ist, eine selbst verfertigte deutsche unstreitig passender gewesen. Am schärfsten verdient aber der Vf. darüber getadelt zu werden, daß er oft Mangel an Kenntniß seiner Muttersprache und ihres richtigen Gebrauchs verräth, z. B. in den Redensarten S. VIII: in einer *später zu erscheinenden* Abhandlung des Vfs.; S. IX: daß sich im N. T. nichts findet, was nicht unfre geistige Anstrengung — — erforderte, um es allmählig und wo möglich nach allen Seiten zu behellen. S. 13: von menschlicher Scheinweisheit aufgeblasene *Dünklinge*. S. 15: in der *Bilde*. S. 57: Heroismus (soll heißen: kräftige Ausdrucksweise) der Sprache des Paulus. S. 65 heißt Timotheus *Mitgehilfe* des Paulus, pleonastisch für *Gehülfe*. S. 105 *wegen euch*, — worauf sogleich das richtige eurentwegen folgt. S. 88 hat der Vf. den

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

so gewöhnlichen tropischen Ausdruck: *anspielen* auf etwas, ganz mißverstanden und schreibt: Paulus *spült* an die Alexandrinische Idee an; und dies ist nicht etwa ein Druckfehler, denn S. 89, S. 117, S. 172 kommt es eben so vor. S. 56 will der Vf. sagen: Die angeführten Gründe reichen zwar nicht völlig hin, meine Ansicht als die allein wahre darzustellen; aber sie machen sie doch sehr wahrscheinlich und veranlassen vielleicht Andere zum weiteren Forschen bis zur Erledigung des Streitpunkts. Dies drückt er so aus: „Dem aufmerksamen Beurtheiler dieser Hauptdata und dem *pragmatisch-historischen* Schriftforscher überhaupt mag dies genügen, um die Hinlänglichkeit zur Feststellung jener durch die vorgeführten Gründe bemerklich gemachten Annahme bey ihm *erwiesen zu haben*, oder ein weiteres Nachdenken und Durchforschen zu endlichem Resultate zum Nutzen jedes Freundes des Bibelftudiums begierig in ihm zu erwecken.“ — Solche schwerfällige, tautologische Tiraden kommen öfter vor.

Die Einleitung S. 1—64 enthält §. 1: Nachrichten über Colossä, Laodicea, Hierapolis, nebst Vermuthungen über die Gemeinde zu Laodicea und den angeblich von Paulus an sie geschriebenen Brief. §. 2. Vermuthungen über *Epaphras* (Epaphroditus), Stifter (oder wenigstens Lehrer) der Gemeinde zu Colossä. §. 3. Onesimus und Tychikus. §. 4. Veranlassung und Zweck des Briefes. §. 5. Inhalt des Briefes. §. 6. Zeit und Ort der Abfassung; — der Vf. meint: gegen Ende der ersten Gefangenschaft des Paulus zu Rom. §. 7. Untersuchung über die von Paulus im Briefe an die Colosser und Epheser erwähnten Irrlehrer. a) Einleitende Vorbemerkungen, in Beantwortung der Fragen: Woher kamen schon in der ersten apostolischen Kirche Irrlehrer? wie bestritt Paulus dieselben? b) Darstellung der Meinungen der berühmtesten Exegeten, — nämlich die von Grotius, Buddeus, Walch, Mosheim, Michaelis, Ernesti, Rosenmüller, Wolff, Schöttgen, Storr, Kleuker, Hänlein, Schmidt, Tittmann, Heinrichs, Eichhorn, Hug, Bertholdt. — Dann die Untersuchung des Vfs. selbst: A) Jene Irrlehrer waren nicht *Essäer*, denn 1) diese wohnten nur in Syrien und Palästina (?), keineswegs in Kleinasien; 2) auch nicht in Städten (— des Josephus widersprechende Angabe sucht der Vf. hinwegzuerklären); 3) sie verehrten keine Engel (— hier eine richtige

Kri-
Q (4)

Kritik der dafür gewöhnlich beygebrachten Stelle des Josephus, bey welcher Hr. J. guten Vorgängern folgt), 4) sie konnten und wollten andern Menschen nicht zum Verderben gereichen, (in der Ueberschrift unklar ausgedrückt; der Sinn ist: sie waren weit entfernt, Jemandem ihre Lehre aufzudringen, und hielten vielmehr mit derselben bescheiden zurück); 5) sie werden als fromme und tugendhafte Menschen geschildert; 6) sie waren eine geheime Religionsgesellschaft, deren Mitglieder durch Schwüre verbunden waren, nichts von ihrer Lehre zu offenbaren, (fällt im Wesentlichen mit 4) zusammen); 7) der Apostel erwähnt nie ausdrücklich die Essäer; 8) die Essäer haften speculative Philosophie und beschäftigten sich mit Ascetik und Allegorie. (Dieser Grund ist unklar, weil der Vf. nachher beweist, unter der *φίλοσοφία*, die Paulus bekämpft, sey nicht speculative Philosophie zu verstehen; er ist aber auch ungenügend, weil der Apostel, wie der Vf. zugiebt, wirklich gegen streng-ascetische Lehrer redet.) B) Jene Irrlehrer waren nicht (eigentliche) *Gnostiker*; denn diese sind nicht zur Zeit von Christi Geburt oder noch früher, auch nicht im apostolischen Zeitalter, sondern erst im ersten oder zweyten christlichen Jahrh. zum Vorschein gekommen, da mehrere Kirchenväter (deren Ausprüche hier mitgetheilt werden) behaupten, sie seyen später entstanden, auch die frühern Schriftsteller, z. B. Josephus und Philo, ganz von ihnen schweigen; auch stimmen die Hauptlehren der Gnostiker nicht mit dem überein, was der Apostel den Irrlehrern Schuld giebt." — Durch diese ganze Deduction scheint dem Rec. keineswegs widerlegt zu seyn, daß jene Irrlehrer nicht Christen waren, welche der Verkündigung des Apostels durch eine, den Grundätzen der Essäer und den Speculationen der Gnostiker sich annähernde Auffassung des Christenthums widerstrebten. Dies möchte das Wahrscheinlichste seyn, Bestimmteres aber sich wohl nicht ausmachen lassen. Hr. J. versucht dies jedoch und fährt fort: C) Jene Irrlehrer waren 1) Juden, wie wir aus einzelnen Zügen der Darstellung, so wie aus der Analogie, daß der Apostel immer gegen Juden und Judenchristen kämpft, abnehmen können; und zwar mögen sie 2) den Alexandrinisch-judäischen Logosgelehrten angehört haben: denn a) Ephesus und die benachbarten Städte standen mit Alexandrien seit langer Zeit in ununterbrochener Handelsverbindung, und durch die vielen in Alexandrien anässigen Juden mag die Theorie vom Logos, welche sich unter ihnen ausgebildet hatte, auch nach Kleinasien gekommen seyn; b) dieser Theorie scheint sich der Apostel dadurch entgegenzusetzen, daß er dem Messiasgeiste Jesu Alles zuschreibt, was jene dem Logos beylegen, und daß er seine Schüler warnt, sich durch jene nicht zum *Judenthum*(?) verführen zu lassen; c) es waren zu verschiedenen Zeiten viele Juden nach Kleinasien gekommen, welche dort nicht unbedeutende Freyheiten genossen." — Was diese letztere Thatiache, welche der Vf. zum Ueberflus mit Beweisen belegt,

obwohl es ohnehin bekannt genug ist, daß Paulus fast in allen Städten Kleinasien Juden antraf, in Beziehung auf die Irrlehrer hier soll, läßt sich um so weniger ablehnen, da der Vf. von ihrer Beweiskraft weiter nichts beybringt.

Der *Commentar* selbst giebt bey jedem der 18 Abschnitte eine Inhaltsanzeige, den Text, die wichtigsten Varianten und bey der Erklärung die Uebersetzung der einzelnen Ausdrücke. Kap. 1, 2 ist das über die verschiedene Schreibart des Namens Gesagte verworren vorgetragen und behauptet: *Κολοσσαί* sey die ursprüngliche und richtige Schreibart, nicht *κολασσαί*, weil *Ersteres* nach Ekkel durch die Münzen bestätigt werde, da diese doch (man lese Ekkel *doctr. num.* P. I. Vol. III. (nicht Vol. II.) S. 147) für *κολασσαί* sprechen. Dem Ausdrucke nach möchte man vermuthen, daß der Vf. das auch sagen wollte, sich aber verwirrt oder mit einem „nicht“ verschrieben hat. Kap. 1, 4, sonst richtig, nur im Ausdruck etwas ungenau und weitschwebig, *πίστις* erklärt durch: Ueberzeugung aus Gründen (theoretisch) und Vertrauen (praktisch). Kap. 1, 11 wird nach Chrysostomus unterschieden zwischen *ἐπομονή*, Ausdauer im Christenthum (Ausbarren), und *μακροθυμία*, Langmuth im Ertragen eines ungünstigen Schicksals. Die Stelle Kap. 1, 14 wird übrigens aus den Ideen des Judenthums ziemlich genügend erläutert. Kap. 1, 15 soll Paulus lehren, „daß der *deificirte* (*sic*) Messiasgeist (Jesu) als ein Bild Gottes zu betrachten sey, und zwar durch die *Geistigkeit* seines Denkens (was wäre dann die Körperlichkeit desselben?), durch die Heiligkeit seines Willens, durch die Unfehlbarkeit seines Handelns“, wobey der Vf. wahrscheinlich sich selbst so wenig klar geworden, wie den Lesern. Hier und in den folgenden Versen will der Vf. unter der dem Messias zugeschriebenen Schöpfung *nur eine geistige Umschaffung* verstehen. Allein hier ist unvorbereitet eine Nachahmung der im A. T. der göttlichen Weisheit, als Hypostase, zugeschriebenen Theilnahme an der Welterschöpfung, auf den Messias bezogen. Kap. 1, 24 wird gut entwickelt, daß der Apostel sagen will: er freue sich über die Colosser, selbst in seinen Leiden; nicht aber: er habe um der Colosser willen Leiden erduldet. Kap. 2, 8 behauptet der Vf. *θησαυροὶ ἀπόκρυφοι* bedeute: „Schätze, welche verborgen, d. h. niedergelegt in ihm (dem Geheimniß, der Geheimlehre) befindlich oder enthalten sind, nicht unverborgen zu bleiben: denn dies müßte *ἀποκρυφισμένοι* heißen, sondern verborgen, um entdeckt und geoffenbart zu werden.“ Hier ist der Sinn wohl nicht unrichtig gefaßt, aber doch mehr in den Ausdruck hineingetragen, als darin liegt, und der angegebene Unterschied läßt sich durch den Sprachgebrauch nicht rechtfertigen; auch hat der Vf. ihn durch kein Beyspiel bewiesen. Kap. 2, 8 wird recht gut nach den Ideen und dem Sprachgebrauch jener Zeit entwickelt, daß hier bey *φύλοσσοφία* nicht an das zu denken ist, was wir unter *Philosophie* verstehen, sondern an eine Religionssecte und

und ihre besond're Auffassung der Religionslehre. Dafs der Apostel dabey besonders an die Alexandrinische Logos-theorie denke, trägt der Vf. nach seiner oben erwähnten Hypothese hinein. Kap. 2, 18 ist *θηροποιεῖ τῶν ἀγγέλων* erklärt durch: „der durch Engel (bey der Sinaitischen Gesetzgebung) eingeführte Mosaisch-levitische Gottesdienst“, — mit ausführlicher Abweisung der entgegengesetzten Meinungen. Doch ist nicht deutlich ausgedrückt, dafs die Sinaitische Gesetzgebung, bey welcher die alte Mosaische Sage des Exodus den Jehova selbst erscheinen läßt, später dahin umgebildet wurde, dafs Jehova dem Mose sein Gesetz habe durch Engel verkündigen lassen, weil man es Jehova's unwürdig achtete, dafs er selbst zu Menschen gesprochen haben sollte; vgl. Hebr. 2, 2 u. a. St. Am Ende (S. 146) giebt der Vf. den Worten neben dieser eigentlichen unbefriedigenden Deutung auch noch eine ungentliche: „sein reines, heiliges Leben, wie das eines Engels“, — welches, wie er meint, nach dem Wahne der angefochtenen Irrlehrer, in Enthaltung von Speisen an gewissen Tagen besteht. Kap. 3, 4 sind ganz kurz zwey mögliche Deutungen der Worte: *ὅταν ὁ Χριστός γαυρωθῇ* angegeben worden, doch ohne dafs der Vf. sich für eine von beiden mit Bestimmtheit erklärt, und ohne dafs er, was hier wichtig war, sich darüber äussert, ob der Apostel eine Wiederkunft Christi bey seinen und seiner ersten Leser Lebzeiten erwartet habe. Kap. 4, 9 hält Hr. J. *Ὁρίσματος* für eine erst von Paulus gebildete Benennung dieses Collossers, durch welche er ihn als einen für die Verkündigung des Evangeliums sehr nützlichen und brauchbaren Mann empfehlen wolle. Alles Andre, worin noch weniger eigentliche Schwierigkeiten sind, als in dem Ausgehobenen, können wir füglich übergehen. Ausser den oben erwähnten Mängeln ist auch die Auslassung der Accente bey den griechischen Wörtern zu rügen.

ASTROGNOSIE.

Wien, b. Heubner: *Gemeinsafliche Anleitung zur leichten Kenntnifs des gestirnten Himmels* mittelst einer beygefügt'en/grofsen Sternkarte von J. Bapt. Bartak. Mit einer Vorrede von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte u. f. w. Als passende Beylage zu dessen populärer Astronomie. 1827. XII u. 52 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Es ist nicht zu leugnen, dafs der Anfänger in der Astronomie, welcher damit anfängt, das äussere Bild des Himmels genau aufzufassen, welcher sich bemüht, die wichtigsten Sterne ohne mündlichen Unterricht kennen zu lernen, durch die Menge von Linien auf den meisten Sternkarten fast erdrückt wird, dafs es ihm schwer wird, die Sterne in der Lage, in welcher er sie erblickt, auf der Karte wieder zu finden. Rec. wenigstens, welcher ohne Hülfe eines Lehrers und ohne eine nähere Beschreibung der Sternbilder diese kennen zu lernen suchte, ge-

sieht gern, dafs es ihm im Anfange sehr schwer wurde, aus einer sorgfältig verzeichneten Karte, auf welcher die Sternbilder zum Theile noch schraffirt waren, die Sterne am Himmel selbst aufzufinden. Dem eben genannten Uebelstande soll die gedachte Schrift abhelfen; Einfachheit soll die Haupttendenz der Karte seyn: es sind daher die Sterne nur bis zur fünften Gröfse aufgenommen, Nebelflecke und Sternhaufen fehlen dagegen ganz; endlich sind alle am Umfange eines Bildes stehende Sterne durch fein punktirte Linien verbunden. Rec. glaubt jedoch, dafs der Vf. in letzterm Punkte die Einfachheit etwas zu weit getrieben habe. Sehr viele Dilettanten, welche vielleicht nie andere Karten in die Hände bekommen, als die vorliegende, wünschen doch auch die wichtigsten Sternbilder nicht blofs ihrem äufsern Umriffe nach kennen zu lernen, sie wollen zugleich wissen, welche Sterne bilden z. B. den Kopf des grofsen Bären. Daher wäre es gewifs zweckmässig gewesen, wenn der Vf. wenigstens von einigen der wichtigsten Sternbilder mit feinen Linien die Umriffe angegeben hätte, wie sie auf den Karten gewöhnlich stehen. Ein andrer Uebelstand bey dieser Karte liegt in den Zeichen, welche der Vf. für Sterne verschiedner Gröfse gewählt hat. Alle Sterne haben dasselbe, nur in der Gröfse verschiedne Zeichen. Warum wählte hier der Vf. nicht ähnliche Bezeichnungen, als die sind, welche sich auf den Karten von Bode oder Goldbach finden?

Was die beygegebene Schrift betrifft, so ist dieselbe für jeden Anfänger hinreichend verständlich. Im ersten Abschnitt giebt der Vf. zuerst die wichtigsten Kreise an, welche am Himmel gezogen werden; sodann zeigt er, wie die ausgezeichnetsten grössten Sterne durch Linien gefunden werden können. Im zweyten Abschnitt beschreibt er die Sternbilder. Im dritten Abschnitt finden wir eine Angabe des monatlichen Standes der Sternbilder unter einer mittlern Polhöhe von 50°. Den Schluss endlich macht eine Tafel der Rectascension und Declination aller Sterne von der ersten bis zur dritten Gröfse für das Jahr 1830 nach Piazzi. Diese letztere Tafel würde hier wohl Niemand erwartet haben, und Rec. begreift den Zweck derselben auch nicht: denn für den Dilettanten hat ein solches Verzeichnifs wenig oder gar keinen Nutzen, und der Astronom besitzt gröfsere Verzeichnisse.

SCHÖNE KÜNSTE.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz: *La sposa di Messina*. Tragedia di Schiller, recata in versi italiani da W. E. Frye, Inglese, membro dell' Accademia degli Arcadi in Roma, Ex-Maggiore d'Infanteria nel servizio Britannico. 1826. II und 166 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Uebersetzer dieses Schiller'schen Trauerspiels, ein Engländer, konnte bey Bearbeitung des-

selben eine doppelte Absicht haben. Entweder er wollte seinen Landsleuten und den Deutschen, welche die italienische Sprache kennen und lieben, das Vergnügen verschaffen, zwischen ihrer Muttersprache und dem italienischen Idiom eine sprachliche Parallele zu ziehen, und durch Nebeneinanderstellung derselben Geist und Gewand beider Sprachen zu zeigen; oder er wollte bloß den Bewohnern Italiens, die der deutschen Sprache unkundig sind, das Musterwerk eines gefeyerten deutschen Dichters zu lesen geben. Wollte der Vf. Beides (denn er spricht seine Absicht in der Vorrede nicht aus), so ist es desto besser: denn er erreicht ja Beides. Wir haben die Uebersetzung mit Vergnügen gelesen; der Vf. zeigt, er kenne beide Sprachen, und wenn er sich einige Freyheiten bey Uebersetzung eines Theils der Chöre erlaubt hat, so ist das wohl verzeihlich, da er vom Sinne des Originals nicht abweicht; auch ist er treuer in den Dialogen und Monologen der Beatrice. Wo Reime im Original sind, hat er sie auch in der Uebersetzung. Freylich sind es *rime piane*, und es mochte ihm schwer fallen, sie, wie im Deutschen, mit *rime tronche* abwechseln zu lassen. Einiges ist zusammengezogen und verkürzt, besonders die Chöre nach dem Eintritt Isabellens mit den Söhnen. Einiges ist gereimt, wo Schiller nicht gereimt hat. Aber die Lectüre des Ganzen wird Sprachfreunden Vergnügen gewähren. Zur Probe hier die schöne Stelle, wo Manfred sagt:

„Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Luftig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder ein Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und
Schweben
Auf der Reigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.“ —

Manfredo.

*Bella è la pace!
Ninfa non c'è, che oanti
Aspetto più sereno,
Qualora in prato ameno,
Al piè d'un olmo giace,
E mentre intorno a lei
Pasce greggia belante
Saltando a gara sulla spiaggia erbosa,
Concordi accenti al plettro
Elice, el a grato suon Eco risponde.
E quando a Febo il scettro
Del polo etereo usurpa notte ombrosa,
Talor d'un rio sulle fiorite sponde,
L'invita al sonno il mormorar dell' onde.*

Hier sieht man, was übergangen, was treu ist und die Form des Ganzen. Die Worte von: „Denn der Mensch“ — bis: „erzeugt er den Muth“ sind gar nicht mitübertragen. Das Werklein ist der Großherzogin Stephanie von Baden dedicirt.

A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Danzig, b. Herausg.: *Das Danziger Neujaarsgeschenk*. Enthaltend: 1) Lieder in die Haushaltung. 2) Fabeln, frey nach dem Spanischen des Yriarte. 3) Prosaische Aufsätze. Herausgegeben von P. H. W. Schnaase. 1828. IV und 120 S. 8. (16 gr.)

Was der Leser hier zu suchen hat, ist auf dem Titel satfam angezeigt; es ist theils Eigenes, theils Fremdes. Den Anfang machen einige bekannte Lieder von *Claudius*, mit andern vermisch, die einen Cyklus häuslicher Freuden und Leiden abbilden und darum Lieder für die Haushaltung genannt werden. An sie schliessen sich Fabeln aus dem Spanischen übertragen, die der Herausg. einem in Danzig einst lebenden spanischen Consul verdankt; zuletzt kommen prosaische Aufsätze, die zum Theil schon in Zeitschriften gefunden haben, zum Theil fremden Ursprungs sind. Der Zweck des Ganzen ist nicht wohl einzusehen. Im Einzelnen findet sich freylich manches Unterhaltende, aber auch viel Triviales, z. B. „der Bericht über die im October 1827 in der Gegend von Marienburg sich geäußerte Auswanderungsfucht“; und die mit erhabenen Dichterstellen begleitete, übrigens aber sehr gemeine Criminalgeschichte, die nicht einmal vollendet ist. *Claudius* Geist schwebt hier über den Wassern.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Grundzüge des deutschen und besonders Bayerischen Criminal-Processes* u. s. w. Entworfen von Dr. Chr. E. v. Wendi, königl. Bayer. Geh. Hofrath u. s. w. 1826. gr. 8. (22 gGr.)

Der Vf. vermifste ein Lehrbuch des *gemeinen Criminal-Processes*, welches zugleich auf die Bestimmungen des *bayerischen* Rücklicht nähme, und dieß gab ihm Veranlassung, diese Grundzüge herauszugeben; bey denen gleich der gedoppelte Umstand bedenklich macht, daß für den *gemeinen Criminal-proceß* nichts *Neues* geleistet, für den *bayerischen* aber eine Arbeit unternommen ist, die vielleicht bald durch die seit mehrern Jahren projectirte neue Criminal - Gesetzgebung unnöthig wird. Dadurch wird aber der Werth der Schrift für ihren jetzigen Zweck, d. h. um dem Vf. als Grundlage seiner Vorlesungen zu dienen, nicht verringert. Für den *Praktiker* ist sie, wenigstens so weit sie das *gemeine Recht* betrifft, nicht ausführlich genug. Die *Einleitung* §. 1. enthält Aphorismen, welche dem Anschein nach in Sätzen, deren *einer* consequent aus dem *andern* hervorgeht, bestehen, der That nach aber zum Theil hier unerwiesene *Postulate* sind. Einiges über *Begründung* und *Zweck* des Strafrechts. Dieser §. 1 zeichnet sich vor allen andern, welche im Ganzen einfach und natürlich geschrieben sind, durch einen besondern Stil aus, der, wenn er in dieser Art durch das ganze Buch ginge, sehr ermüden würde. Z. B.: „Der Staat besteht ohne gesetzliche Ordnung nicht. Gesetze sind deswegen notwendig und unverletzlich. Allgemeiner Gehorsam gebührt ihnen. Er wird herbeigeführt im Einzelnen“ u. s. w. Gegen diese angebliche *Unverletzlichkeit* der Gesetze, welche allerdings in einem andern idealen Sinne vorhanden ist, ist aber zu bemerken, daß derselbe §. schon von der *Verletzung* der Gesetze und *gesetzwidrigen* Thun handelt, ohne welche ja ohnedieß vom Criminal - Recht, und besonders dem Criminal - Process nicht die Rede seyn könnte. In der *Einleitung* werden mehrere Punkte, §. 6 auch Andeutungen über die *Geschichte* des deutschen Criminal - Processes berührt, welche sonst wohl meist schon in der *Einleitung* zu dem *Criminalrecht* vorgetragen zu werden pflegen, und mit Recht, da sie in den Zusammenhang des *Ganzen* gehören und das *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1828.

Criminalrecht stets bey dem Process vorausgesetzt wird. Demnach ist es zu billigen, daß hier die dem Process als unmittelbare Grundlage dienenden Punkte wiederholt in Erinnerung gebracht werden: obschon das, was §. 1 Not. 1. über das Strafrechts - System der Römer angedeutet ist, die *historisch* gebildete Ansicht desselben nicht ausspricht und höchstens für wahr gelten kann, wenn man den *praktischen* Standpunkt des *Justinianischen* Rechts berücksichtigt. Denn daß die Strafe *abschrecken* soll, ist eine nicht der frühern Zeit angehörige Ansicht, und auch im spätern Recht nicht die hauptsächlichste. Den *Skizzen* über die bayer. Criminalprocess - Gesetzgebung wird das Zeugniß *Cäsar's* über die alten *Boji* vorangeschickt: „*quod egregia virtute erant cogniti.*“ Mag hier *virtus* *Tapferkeit* oder überhaupt *Tugend* und *Rechtschaffenheit* bedeuten, so ist dieß nach dem Zeugniß des *Tacitus* auch ein Lob, welches den *andern* germanischen Stämmen gebührt: in der *ersten* Bedeutung hat es aber nichts mit dem Criminalprocess zu thun, und in der letztern ist es ein sonderbarer Anfang, von der großen *Tugend* gerade da zu sprechen, wo von *Verbrechen* und *Strafen*, deren Häufigkeit und Grausamkeit im Mittelalter und noch viel später bekannt ist, die Rede seyn soll. Man vermifst ungern in der *Einleitung* einige Bemerkungen, welche Stoff zu mündlichen Vorträgen über die für uns so wichtige Geschichte des *Römischen Accusations - Processes* geben, ohne deren Kenntniß die römischen Quellen nicht verstanden werden können, und über die Geschichte der Entwicklung des *Inquisitions - Processes*, welche die unentbehrliche Grundlage unsers geltenden Criminal - Verfahrens ist, so wie über die *wissenschaftliche* Auffassung des Criminalprocesses in früherer und neuerer Zeit, endlich über die seit den sündischen Verhandlungen auch für Bayern so wichtige und in den neuern Zeiten so oft besprochene Frage, über die Vorzüge und Nachtheile der *Mündlichkeit* und *Oeffentlichkeit* des Criminalverfahrens, in einem andern Sinne, als man dieselbe unserm deutschen Process zuschreiben kann. Daher ist auch von den verdienstlichen Werken von *Feuerbach*, *Maurer*, *Rogge* und *Andern* hier kein Gebrauch gemacht worden. Die „*Darstellung des Criminalprocesses selbst*“ zerfällt in *zwey* Bücher von ungleichem Umfang: das *erste* größere handelt von dem *ordentlichen* Criminalprocess, das *zweyte* sehr kleine von *besondern Strafprocess - Arten*, welche aber zum kleinsten Theil-

Theile dem gemeinen Recht angehören. — Fast man nun dieses als den Hauptgegenstand des Werks auf, so läßt sich gegen solche Unterscheidung gar Manches erinnern. Denn das Meiste ist particularrechtlich, und unsre Quellen nennen nur ein Criminalverfahren überhaupt, welches jedoch nach der C. C. C. in den beiden Hauptformen des Accusations- und Inquisitions-Processen, und zwar so, daß ersterer noch als Regel angenommen wird, hervortritt. Die Art der Ausführung ist folgende: der erste Titel des ersten Buchs handelt in zwey Kapiteln von der Zuständigkeit der Criminal-Gerichte und von der Besetzung der Gerichte. Letztere würde deutlicher und für das Verständniß der Lehre der Competenz besser zuerst abgehandelt. Gleich bey dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß viele Punkte hier gar zu kurz, manche gar nicht berührt sind, wenigstens in Ansehung des gemeinen Rechts und der Praxis, denn das bayerische Recht ist im Ganzen mehr berücksichtigt. Freylich können die Ergänzungen Gegenstand des mündlichen Vortrags seyn; allein das Buch ist nicht für diesen allein bestimmt, ist auch kein f. g. Grundriß, sondern soll sogar zum gerichtlichen Gebrauch dienen, was aber nicht von den §§, die der Praktiker in andern Werken vollständiger ausgeführt findet, sondern nur von den Noten verstanden werden kann; welche sehr vollständige Verweisungen enthalten. Der zweyte Titel: „Verfahren“ coordinirt mehrere, nicht ganz logisch zusammengestellte Unterscheidungen, nämlich die erste Abtheilung: „von der Form der Processhandlungen“, bey welcher Gelegenheit auch von den Folgen der Vernachlässigung der Form hätte gehandelt werden sollen. Die zweyte Abtheilung: „von dem Anklageprocess nach der C. C. C. und der Praxis“; die dritte größte Abtheilung: „von dem Untersuchungsprocess.“ Jene erste Abtheilung fällt nämlich nicht unter den allgemeinen höhern Gesichtspunkt, von welchem die in den beiden letzten Abtheilungen dargestellten Formen des gemeinen Processes die Unterabtheilungen bilden. Sollte sie aber mehr communia beider Process-Formen aufstellen, so hätte sie Vieles, was nur und nach dem bloß praktischen Gesichtspunkt nicht ganz mit Unrecht in dem inquisitorischen Prozesse ausschließend vorgetragen ist, mitnehmen müssen. Ueberhaupt wäre es für das Verständniß und auch historisch und praktisch richtiger gewesen; diejenigen Bestimmungen, welche sich gleichmäßig auf beide Formen des Verfahrens beziehen, in Verbindung, sey es vor der besondern Darstellung jener Formen, oder nach derselben zu erörtern. Denn jetzt geben die beiden, dem accusatorischen Verfahren gewidmeten §§. 33. 34 kein genügendes Bild desselben und können nicht anders als durch eine Uebersetzung mancher Lehren des andern Verfahrens richtig gewürdigt werden. Dies ist aber theils unhistorisch, da solche Grundsätze, z. B. über den Beweis, früher dem accusatorischen Process angehören; theils ist es gefährlich und leicht Veranlassung zum Irrthum, dem Zuhörer zu über-

lassen, diese Uebersetzung selbst vorzunehmen, da sowohl die Frage, was zu übertragen sey, als die Art und Weise, wie die Modificationen, unter welchen dieses geschehen solle, eine schwierige, nur durch tiefere Kenntniß der Sache zu lösende ist. Warum ist z. B. die Schlußbemerkung Feuerbach's im Lehrbuche §. 649: „Alles Uebrige hat der Accusationsprocess entweder mit dem bürgerlichen, oder dem Inquisitionsprocess gemein“, zwar förmlich richtig, aber der Sache nach so unbestimmt, daß sie keinen der hier Statt findenden Zweifel zu lösen im Stande ist. Indessen ist dies mehr ein Streit über die Weise des Vortrags; in der Praxis wird die mögliche Gefahr dadurch beseitigt, daß wenigstens der frühere gemeinrechtliche Anklageprocess nicht mehr im Gebrauch ist, so daß, wo nach Particularrechten, wo zu jetzt das in den Rhein-Provinzen geltende französische Verfahren zu rechnen ist, ein dem Anklageprocess ähnliches Verfahren besteht, auch die Grundsätze desselben näher bestimmt sind. Der Untersuchungs-Process wird hier in drey Kapiteln dargestellt. Der Gegenstand des ersten ist die „Veranlassung und Eröffnung der Untersuchung“; des zweyten Kapitels: „die General-Untersuchung“; des dritten: „die Special-Untersuchung.“ Die noch immer bestrittenen Unterschiede beider, welche, so weit sie das gemeine Recht betreffen, nicht aus Quellen des römischen Rechts, sondern nur zum Theil aus denen des canonischen Rechts, hauptsächlich aber aus der Praxis der geistlichen Gerichte, aus dem dadurch bestimmten Gebrauch der deutschen Gerichte und aus den Schriften der ältern italienischen und deutschen Praktiker zu bestimmen sind, hätten hier genauer entwickelt werden sollen. In diesem zweyten Kap. werden nun unter dem zu rechtfertigenden Gesichtspunkte „des Ganges der Untersuchung“ die hauptsächlichsten Beweismittel, die aber auch aus dem Standpunkt einer Veranlassung und Vorbereitung der Untersuchung betrachtet werden können, angeführt; und Ähnliches geschieht mit einigen andern, von denen dasselbe gilt, z. B. den Indices, in dem dritten Kapitel. Dagegen fehlt eine allgemeine Theorie über Beweis, Beweismittel und Beweisgründe, rechtliche Gewissheit und bloße Wahrscheinlichkeit. Erst bey einer ganz andern Gelegenheit wird Einiges hierüber bemerkt, nämlich in dem vierten Titel, der von der Urtheilsfällung handelt, kommen bey der Prüfung des Beweises die Fragen vor: welcher Grad von Beweiskraft nach dem Gebrauche der einzelnen Beweismittel anzunehmen sey? was im Fall einer Collision der Beweismittel (Beweisgründe) zu beobachten und was von dem zusammengesetzten und dem künstlichen Beweise Rechtens sey? Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß die hier erwähnten Fragen Gegenstand der richterlichen Prüfung und Erörterung in der Periode der Urtheilsfällung sind; allein nach dieser Rücksicht würde vieles Andere in die Lehre der Fällung des Erkenntnisses zu ziehen seyn, da z. B. auch untersucht werden muß, ob die Verhandlungen ordnungs-

mässig, das Verfahren vollständig, die Formalitäten beobachtet, die Competenz begründet seyen, mit einem Worte: es ist keine Bestimmung des ganzen Criminalprocesses, in Ansehung deren nicht im concreten Falle eine Untersuchung bey der Beurtheilung der Sache nothwendig werden könnte, ob sie gehörig befolgt, oder wenn nicht, was nun zu verfügen sey. Geht man aber auch zu, dass jene Erörterung nach dem vom Vf. aufgestellten Gesichtspunkt sich hier wohl vertheidigen lasse, so muss man doch für den Zweck des *academischen Vortrags* es für rathsamer erachten, jene Lehre gleich bey den einzelnen Beweismitteln und im Zusammenhang mit denselben zu erläutern, wodurch dem Zuhörer, der das Ganze gegenwärtig hat, die Sache offenbar leichter verständlich und dem Dozenten viel Zeit erspart wird. Bey der Urtheilsfällung darf allerdings nicht unterlassen werden, aufmerksam zu machen, dass hier jene Fragen, wie viele andere, in nähere Erwägung zu ziehen seyen; aber dann reicht die einfache Bemerkung hin, dass die urtheilende Behörde die Resultate des Beweises, d. h. in dem Inquisitions-Process des ganzen Verfahrens genau nach den hierüber geltenden Regeln zu prüfen habe. Auch das, was in dieser Beziehung der Urtheilsfällung *ausschliessend* anheimfällt, die Bestimmung der nach Verschiedenheit des mehr oder weniger vollständigen Beweises, oder der Wahrscheinlichkeit, selbst *verschiedener rechtlichen Folgen*, wird hier deutlicher, wenn schon früher jene wesentlichen Unterschiede erörtert sind, und man schon aus den allgemeinen Grundsätzen des Criminalrechts weiss, dass nur den *wirklich Schuldigen*, also gegen den ein *vollständiger Beweis* vorhanden ist, die volle Strafe treffen kann. Zu dieser, nicht bloß die Form der Darstellung betreffenden, sondern wesentlich *praktischen* Bemerkung geben aber noch besonders folgende zwey Gründe Veranlassung. Einmal sagt der Vf. mit Recht §. 69: *Der Schluss der Special-Untersuchung trete erst dann ein, wenn im einzelnen Falle sämtliche hier anwendbare Erkenntnisquellen vollständig benutzt sind*; und ob dieses der Fall sey, habe der *Untersuchungs-Richter* mit derselben Genauigkeit, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie der künftig *erkennende Richter*, nach den *Erfordernissen des Gesetzes* u. s. w. zu prüfen. Obgleich nun ein Unterschied zwischen der Prüfung der Frage ist, ob alle *Erkenntnisquellen* gehörig benutzt seyen? und derjenigen, was nun das Resultat der gebrauchten *Beweismittel*, und wie darnach zu vertheilen sey? so gibt doch der Vf. selbst zu, dass den *untersuchenden Richter* hier *dieselben Grundsätze* bey seiner Prüfung leiten müssen, wie den *urtheilenden*; und in der That sind auch die Grundsätze die nämlichen, und bey den Thätigkeiten beider Richter ist nur das *Resultat* verschieden, und der *Zweck*, in dem *jeweils* bloß zu dem Behuf die Prüfung anstellt, um zu bestimmen, ob noch weiter verfahren werden müsse, oder die Sache nunmehr spruchreif sey; *dieser* hingegen zu dem Zweck nun eben den Spruch zu fäl-

len. Aber auch nicht einmal immer zeigt sich dieses verschiedene Resultat: denn der urtheilende Richter, der stets auch jene Prüfung wiederholen muss, ob die Sache völlig zur Sentenz instruiert sey, kann wie der frühere die Nothwendigkeit einer Vervollständigung der Untersuchung d. h. der Beweisführung erkennen. Der andere nicht minder praktische Grund ist dieser, dass bey der *rechtlichen Vertheidigung*, welche doch der Fällung des Urtheils vorhergeht, auch schon eine Prüfung der Glaubwürdigkeit und Kraft der Beweise Statt finden muss, wie auch der Vf. §. 70 in der Lehre der Vertheidigung, die der *dritte Titel* giebt, mit Recht anerkennt. Also auch zu einer gründlichen Darstellung der Lehre der *Defension* muss man das *Erforderniss* aufstellen, dass die genannte Theorie bereits erörtert sey. Bey der Urtheilsfällung ist §. 85 auch die Lehre von den *Criminalkosten* behandelt. Diese Stelle hat ihr zuerst, gegen die gewöhnliche Methode, die dem *Process* *wesentliche* Lehre nur als *Anhang* zu betrachten; Derjenige vindicirt, dessen Buch S. 23 bey der Literatur genannt wird. Um so weniger hätte dieser aus der Reihe der Citate weggelassen werden sollen, welche zu §. 85 angegeben sind. Der *vierte Titel* „*Urtheil und Rechtsmittel*“, von dem zum Theil schon die Rede war, enthält vier Kapitel: das *erste* „*von der Abfassung des Urtheils*“; das *zweyte* „*von der Urtheils-Verkündung*“; das *dritte* „*von den Rechtsmitteln*“; das *vierte* „*von der Vollziehung*.“ Diese letztere Stellung der *Vollziehung*, als unter die Rubrik *Urtheil und Rechtsmittel* fallend, ist an sich und nach dem im Buche aufgestellten Gesichtspunkte unlogisch; die Vollziehung ist selbstständig neben der Untersuchung und Beurtheilung, obgleich eine nothwendige Folge derselben, Folge dem *Begriff* der Sache und Folge der Zeit nach. Das *zweyte Buch* endlich, welches die *besondern Strafprocess*-Arten namhaft macht und worüber bereits die nöthige Bemerkung gemacht ist, handelt von dem *summarischen Process*, dem *bayerischen Verfahren bey Vergehen* (welches keineswegs ein dem ordentlichen Verfahren entgegengesetztes ist, sondern es giebt nur in Bayern ein anderes ordentliches Verfahren für Verbrechen und ein anderes für Vergehen); dem *Adhäsions-Process*, dem *fiscalischen* und dem *Process* gegen *Staatsdiener*, dem *Contumacial-Verfahren*, der *Wiederaufnahme der Untersuchung* (die gar nicht hierher gehört), dem *Standrechte* und dem *Militär-Process*.

Was die Art der Behandlung betrifft, so ist sie meist so kurz, dass man eine Eigenthümlichkeit der Ansichten, eine Bereicherung der Wissenschaft hier nicht findet und nach dem Plane billigerweise auch nicht suchen kann. Z. B. §. 17 werden die *ordentlichen Gerichtsstände*, §. 18 die *ausserordentlichen*, §. 20 die *Rechtsmittel*, ohne irgend eine Ausführung, nur genannt, und so ist dann die Gelegenheit zu den geschichtlichen und praktischen Erörterungen nicht benutzt worden. Was aber gegeben ist, verdient wegen der Zweckmässigkeit, oft auch der Prä-

tion und der guten Art der Darstellung, alles b. Besonders zu erkennen ist das Bestreben des s., so viel als möglich den *Inhalt* seiner Sätze mit *Worten* der C. C. C. selbst zu geben, z. B. §. 28. 27. 28. 29. 30. 33; die namentlich für das *bayerische* Recht sorgfältig gelieferten gesetzlichen Beyen nicht nur aus der Crim. O., sondern auch aus a spätern Verordnungen in den Regierungsblättern und den lithographirten Novellen; die vergleichende Rücksicht auf andere neuere Criminal-Processgesetzgebungen; der in den Noten dargebotene chliche Stoff zu *praktischen* Bemerkungen, unter nen manche recht gute vorkommen, die man fast gends in den Lehrbüchern findet, z. B. §. 74. st. 8. über den Vortrag bey der Beurtheilung mehrer Mitschuldiger, welche mehrere Verbrechen in rschiedner Verbindung verübt haben. Nach die- n Gesichtspunkt verdient das Buch die Anerken- ng, das es für Vorträge auf *bayerischen* Univer- sitäten und zur Erleichterung für den praktischen ebrauch in Bayern recht passend sey, während es em Bedürfnis, welches über jenes Landes Recht ausgeht, nicht völlig zu entsprechen im Stan- ist.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Flittner: *Der auf Gott vertrauende Christ in seinen Gebeten*, an allen hohen Festen, vor und nach der Beichte und dem heiligen Abendmahle, am Morgen und Abende jedes Tages, bey Krankheits- und Sterbefällen und allen frohen und traurigen Ereignissen unsers irdischen Lebens. Nebst einem geschichtlichen und biblischen Anhang zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von Dr. Christian Wilhelm Spieker, Professor, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O. Zweyte, vermehrte u. verbesserte Ausgabe. 1828. X u. 236 S. 8. (12gGr.)

Dieses Andachtsbuch, das uns in seiner *ersten* Ausgabe nicht zu Gesicht gekommen, ist eigentlich n Anhang zu dem vor einigen Jahren neu abge- druckten und vermehrten Frankfurter Gesangbuche. Wegen seiner Reichhaltigkeit wurde es vom Verle- ger unter obgenanntem Titel besonders verkauft und kurzer Zeit vergriffen. Diesen schnellen Absatz verdankt es wohl eben so sehr seiner innern Güte, als dem zu unserer Zeit wieder stärker gefühlten Bedürfnis nach Andachtschriften. Wir beschrän- ken uns hier auf eine kurze Angabe seines Inhalts, welche wir nur mit einigen Bemerkungen begleiten; innern aber noch zuvor, das die Gebete nicht

alle vom Hn. Dr. Spieker verfaßt sind, sondern das sich auch ältere, z. B. aus der Holsteinschen Agenda, mit größern oder geringern Abänderungen darunter finden, und das schon deshalb nicht alle an Werth sich gleich seyn können. Der *erste* Abschnitt (S. 1 bis 61) enthält *Gebete für die kirchliche Andacht*. Wir vermessen, bey der sonstigen Reichhaltigkeit dieses Abschnitts, ein Gebet für die Sonntage, an welchen die drey großen vaterländischen Siegesfeste auch kirchlich gefeyert werden. Wollte der Vf., was wir kaum annehmen dürfen, diejenigen Feste unberücksichtigt lassen, welche nur im Preussischen gefeyert werden, so dürfte auch für das *allgemeine* Todtenfest kein Gebet aufgenommen werden. Die Bitte für den *Allernüchternsten* König und Herrn, wie sie S. 4 und öfter vorkommt, sagt unserm Gefühl nicht zu. In dem Gebete an den *gnädigen* Gott, meinen wir, finde ein solcher Superlativus keine passende Stelle. Das Gebet nach der Predigt S. 21 sprach uns nicht an, und wir fanden den Grund davon in der losen Verbindung, in welche die Gedanken desselben gestellt sind. *Zweiter* Abschnitt. *Gebete für die häusliche Andacht* (S. 62 — 142). Ein Theil dieser Gebete ist metrisch, und unter diesen findet sich eins (S. 139) mit Verweisung auf Ehr. 1, 14 an das, was man wohl sonst *Schutzengel* zu nennen pflegt. Der Christ soll ja aber allein zu Gott beten, und wenn auch ein gebildeter Geist wohl weiß, was er von dieser Gebetsform zu halten hat; so doch gewis nicht Jeder, welcher sich dieses Andachtsbuchs bedient. Sonst ist dieser Abschnitt, wie der *erste*, sehr reichhaltig und empfiehlt sich durch Licht und Wärme, wie alle ascetischen Schriften des Vfs. Der *dritte* Abschnitt (S. 143 — 168) enthält die *Beicht- und Communion-Gebete*. Der *vierte geschichtliche Betrachtungen zur häuslichen Erbauung*, und zwar: 1) *Geschichte vom Leiden und Sterben Jesu Christi nach den vier Evangelien* (S. 169 — 191); 2) *Geschichte der Zerstörung der Stadt Jerusalem* (S. 191 — 199). Hier ist uns S. 196 die Angabe aufgefallen: „Das ganze Tempelgebäude, welches über sechshundert Jahre gestanden hatte, wurde verbrannt.“ So lange würde aber noch nicht einmal der kleine, von den aus Babylon zurückgekehrten Juden erbaute Tempel im J. 70 n. Chr. gestanden haben, und der von Herodes M. aufgeführte, welcher doch hier nur gemeint seyn kann, stand erst sehr kurze Zeit. Oder hat vielleicht der Vf. unter Tempelgebäude etwas Anderes verstanden? 3) *Geschichte der Reformation in Deutschland* (S. 199 — 214). *Fünfter* Abschnitt. *Biblische Hausafel* (S. 215 — 236). Eine kleine aber recht passende Auswahl von biblischen Kernsprüchen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WÜRZBURG, gedr. u. zu haben b. Richter, u. in Comm. d. Stadel. Buchh.: *Handbuch der pathologischen Zeichenlehre.* Von J. B. Friedreich. 1825. VIII u. 550 S. 8.

Die Abfassung eines Handbuchs der Zeichenlehre ist Rec. immer als eine der schwierigsten Aufgaben in der Literatur der Medicin erschienen. Schon die Grenzen, die sich dabey der Vf. eines solchen Buches vorstecken muß, sind schwer zu bestimmen. Alle, möglicher Weise vorkommenden, Zeichen aufzunehmen, wäre ein sehr weit aussehendes Unternehmen und würde ganze Bände füllen; und doch, was ist hier wesentlich, was nicht? Gibt es ein einziges Zeichen, was nicht unter Umständen bedeutungsvoll werden könnte? Nicht minder schwierig ist die Schilderung einzelner Zeichen. Auch der geschickteste Zeichner findet selten Worte, das wieder zu geben, was sich dem geübten Beobachter schon durch einen Blick auf die Natur verräth. Jeder nur halbwegs erfahrene Arzt erkennt z. B. den Keichhusten, beym ersten Tritt ins Zimmer eines solchen Kranken, aber versuche es einmal Einer, einem andern, der noch keinen solchen Kranken beobachtet hat, eine genügende und erschöpfende Beschreibung dieses eigenthümlichen Hustens zu geben. Und doch dürfte dies immer noch unter die leichteren Aufgaben gehören. Wer vermöchte es aber, uns die verschiedenen Nuancen des krankhaften Athmens, der besonderen oft so bedeutungsvollen Physiognomien der Kranken, das eigene Benehmen bey verschiedenen Arten des Schmerzes u. s. w. zu schildern? Endlich hat auch noch die innere Einrichtung eines solchen Werkes ihre besonderen Schwierigkeiten. Die Zeichen an sich betrachtet, ohne eine nähere Beziehung zu besonderen Krankheitszuständen, sind fast nur leeren Buchstaben, ohne Worten, zu vergleichen; in Beziehung zu besondern Krankheitszuständen angesehen, führen sie uns dagegen wieder auf ein so weites Feld der Betrachtung, daß wir dessen Grenzen zu umfassen kaum hoffen dürfen, ja daß die Lücken, welche sich noch in unserer Erkenntniß besonderer Krankheitszustände vorfinden, ein solches Umfassen gar nicht zulassen.

Diesen Schwierigkeiten ist es nun wohl auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Zahl brauchbarer Hand- und Lehrbücher über die medicinische

Zeichenlehre im Allgemeinen sowohl als insbesondere in neueren Zeiten, bey weitem geringer ist, als die von dergleichen Büchern über andere medicinische Doctrinen. Gruners und Sprengels Lehrbücher sind fast die einzigen bedeutenden Erscheinungen in diesem Fache der Literatur, und ungeachtet das eine im Jahre 1794, das andere im Jahre 1801 erschienen ist, so möchte ihnen Rec. doch noch Vorzüge vor allen später erschienenen einräumen.

Das hier vorliegende Handbuch der Zeichenlehre von Friedreich, dem Sohne eines sowohl durch seine literarischen als durch seine praktischen Verdienste allgemein bekannten und geschätzten Vaters, weicht in manchen Stücken von seinen Vorgängern ab, ob aber gerade durch diese Abweichungen dem Buche sowohl als der Doctrin, über welche es handelt, wesentliche Vorzüge zugewachsen sind, möchten wir billig bezweifeln. Erstlich hat der Vf. die physiologische Zeichenlehre, als einen integrierenden Theil der Physiologie, ganz von seinem Plane ausgeschlossen. Nun ist es zwar wahr, daß die Physiologie die normalen Verrichtungen des menschlichen Körpers mit in ihre Betrachtung einschließt, allein dies hindert nicht, daß man insbesondere dem jüngeren Arzte die verschiedenen Organe und ihre Functionen, wie sie im gesunden Zustande erfolgen, im Gegenlatze des krankhaften Zustandes vor Augen stelle. Die besondere Rücksicht auf das gesunde Leben in ihnen führt hier noch zu andern Betrachtungen, als sie die Physiologie giebt, obwohl ihr diese Betrachtungen, streng genommen, auch angehören. Es interessiert uns hier nicht allein der Mensch mit seinen mannichfaltigen Organen, Kräften, Verrichtungen u. s. w., sondern wir sollen hier vorzugsweise erfahren, worauf wir zu achten haben, wenn diese Organe, Kräfte, Verrichtungen u. s. w. nicht von der Norm abweichen und gesund sind. Zweytens hat der Vf. die bisher angenommene Eintheilung der Zeichen, in solche der Lebensverrichtungen, der thierischen, der natürlichen und Geschlechtsverrichtungen, wie sie von Gruner, Sprengel und Danz aufgestellt ist, verlassen und ihr eine andere substituirt. Die Idee, nach welcher er sämtliche Krankheitszeichen in ein System zu bringen suchte, ist kürzlich folgende: „Der menschliche Organismus hat eine zweyfache Seite, eine Seelen- und eine körperliche; daraus gestalten sich zwey Haupttheile der Zeichenlehre, nämlich Zeichen aus der Seelen- und Zeichen aus der Körperseite des

Organismus. Die Seele läßt sich in dreyfacher Beziehung betrachten, als Gemüth, als Geist und als Wille; daher die drey Abchnitte des ersten Theiles, nämlich Zeichen aus der Gemüths-, aus der Geistes- und aus der Willensseite der Seele. Anlangend den zweyten Theil, die Zeichen aus der Körperseite des Organismus, so ist hier einmal die Aeußerlichkeit oder der *Habitus*, und dann das Functionsleben des Organismus zu unterscheiden. Die Zeichen aus dem *Habitus* des Organismus sind zweyfach: Zeichen aus dem Gesamthabitus und Zeichen aus dem *Habitus* der einzelnen Theile. Letztere zerfallen in Kopf und Hals; Brust, Rücken und Unterleib; und Extremitäten. Entsprechend diesen sind auch die Functionen dreyfach; dem Kopfe entsprechen die Functionen der sensoriellen Sphäre; der Brust und dem Unterleibe die Functionen der reproductiven Sphäre; und den Extremitäten die Functionen der Bewegungen. Den Schlussstein bilden die Zeichen des aufgehobenen Lebens und der aufgehobenen Lebensäußerungen, oder des Todes und des Scheintodes.

Schwerlich dürfte wohl irgend eine der bisher angenommenen Eintheilungen der Zeichen von allem Tadel leer ausgehen, da die Schwierigkeiten, die sich einer jeden derselben entgegenstellen, in der Natur des Gegenstandes selbst liegen; ob aber der hier mitgetheilten, außer dem, daß sie sich durch Neuheit auszeichnet, auch noch andere Vorzüge zugestanden werden müssen, bezweifeln wir. Die noch aus der naturphilosophischen Schule bis auf unsere Zeiten vererbte Classification in eine sensorielle, irritable und reproductiv Sphäre, hat auch hier wieder, wie in so vielen neueren Schriften, eine verunglückte Anwendung gefunden, denn wenn sich auch gegen eine solche Trennung in jene verschiedenen Sphären nichts einwenden läßt, so müssen wir doch gegen eine solche Anwendung und Ausdehnung derselben protestiren, nach welcher einer jeden Sphäre ein besonderes Terrain im menschlichen Körper, z. B. der Reproduction, der Alimentscanal, oder wie es hier noch weiter getrieben wird, die Verrichtung des Schlingens, der Hunger und Durst u. s. w. angewiesen wird. Sensibilität, Irritabilität und Reproduction sind in dem Organismus auf so innige Weise verschlungen, daß sich die Grenzen der einen von der andern nicht räumlich abmarken lassen.

Außerdem lassen sich gegen die hier angenommene Eintheilung auch noch andere Ausstellungen machen, z. B. daß gewisse Zeichen unter verschiedene Abtheilungen gebracht sind, die doch ihrem Wesen nach zusammengehören. So steht Ekel und Ueblichkeit unter der Rubrik: Stoffaufnahme und Ernährung, wohin sie ja schon an und für sich nicht gehören, während das ihnen doch ganz verwandte Erbrechen unter der Rubrik: Stoffausscheidung zu stehen gekommen ist. Dergleichen wird der vermehrte Thränenfluß unter den Ausscheidungen durch die Sinnorgane abgehandelt, da doch bekanntermaßen die Absonderung nicht durch diese, sondern

durch eine Drüse geschieht. Dergleichen Mängel ließen sich aber noch mehrere aufzählen und auffinden, wenn es noch weiteren Beweises für die Behauptung bedürfte, daß des Vf. Eintheilung überhaupt mangelhaft sey.

Günstiger müssen wir im Allgemeinen über die specielle Bearbeitung des Werkes urtheilen. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß der Vf. mit vielem Fleiße aus den Schriften praktischer Aerzte diejenigen Materialien zusammenge sucht hat, die zur Bereicherung der Zeichenlehre dienen konnten, und daß er ihr wirklich manche treffliche Bemerkungen, Wahrnehmungen u. s. w. eingebracht hat, die als wirkliche Bereicherungen angesehen werden können. Doch ist er auch hier nicht immer mit der erforderlichen Umsicht verfahren, und hat Manches, zum Theil vielleicht aus besonderen Rücksichten gegen gewisse Autoritäten, aufgenommen, was ohne großen Verlust hätte wegbleiben können. Bey manchen von dergleichen Mittheilungen vermißt man auch die nöthige Kürze, und wenn auch der Vf. die löbliche Absicht hatte, das an sich trockene Studium der Zeichenlehre mehr zu beleben, so hätte er dies doch nicht durch zum Theil über die Gebühr ausgedehnte Krankengeschichten und Leichenöffnungen thun sollen. In ein Lehrbuch gehören diese nicht; bey mündlichen Vortrag mögen sie immer einge webt werden. Als einen besonderen Mangel des Werkes müssen wir endlich rügen, daß die Lehre von den Krisen und kritischen Tagen, so wie die von den Metastasen, nicht in einem besonderen Kapitel abgehandelt worden ist, sondern daß nur einzelne Andeutungen davon bey Gelegenheit der besonderen Organe und ihrer Zeichen vorkommen.

Zusätze, Ergänzungen, Gegenbemerkungen u. s. w. lassen sich bey einer so reichhaltigen Doctrin, wie die Zeichenlehre, zu jedem Handbuche derselben liefern, und Rec. würde dies, hier zu thun, für überflüssig halten, wenn es ihm nicht geschiene hätte, als wenn der Vf. hie und da auch wesentliche Punkte in der besonderen Ausführung übersehen habe, weshalb wir denn noch auf einige derselben aufmerksam machen zu müssen glauben. S. 83: *Hefiger Geschlechtstrieb*; hier fehlt das Vorkommen desselben bey Hydrophobischen, was schon Aetius bemerkt hat. S. 76: bey *Gelbsucht* gehört die Untersuchung über die Entstehung dieser Erscheinung nicht in die Zeichenlehre. S. 78 aber, wo von der grünen, bläulichen und schwarzen Farbe der Haut die Rede ist, hätte der schwarzen Gelbsucht, oder besser: *Schwaraucht*; und dabey besonders der Baillie'schen Beobachtungen Erwähnung gethan werden sollen. S. 81: Die Behauptung, daß wenn man in Leichen Eingeweide unter sich verwachsen finde, man schließen könne, daß eine Entzündung vorhanden gewesen sey, leidet große Einschränkungen. Zum wenigsten haben mehrere Aerzte, unter die auch Rec. gehört, bedeutende Verwachsungen der *Pleura* mit den Rippen, ohne vorhergegangene Entzündung gefunden. — Das S. 90 erwähnte Geräusch in der Brust, wie

von kochenden Speisen, hat Rec. besonders in der Wasserfucht der Lungensubstanz bemerkt. — S. 101 heisst es: besonders ist bey in innern Wasserköpfe der Kopf übermässig groß und mit Auseinanderweichen der Suturen verbunden. Diefs kommt ja aber bekanntlich nur in sehr seltenen Fällen vor. — S. 141 scheint es, als wenn *Somnambulismus* und *Noctambulatio* ein und derselbe krankhafte Zustand sey, was doch, wenigstens in der Bedeutung, in welcher man das erstere Wort in unsern Tagen nimmt, nicht der Fall ist. — S. 189: *Mangel des Gefühls* ist auch ein begleitendes Symptom des Schlagflusses und der Lähmung einzelner Gliedmaßen. — S. 236: *Zähne*. Hier ist das Zähneklappern (*Strepitus s. Stridor dentivus*), als eines Zeichens bey heftigem Fieberfrost übergangen. — S. 243: *Schlingen*. Die verschiedenen Arten der *Dysphagie* hat der Vf. ziemlich weitläufig behandelt, aber doch einige Arten vergessen, namentlich die von Verrückung des Zungenbeins und die von verschluckten, harten und in der Speiseröhre stecken gebliebenen Körpern. — S. 269: *Verstopfung*. Es kommt dieses Zeichen zuweilen bey Menschen als Folge von Gewohnheit oder besonderer Anlage vor, und kann dann kaum zu den krankhaften Zufällen gezählt werden. — S. 288: *Husten*. Die verschiedenen Arten des Hustens, nach ihren eigenthümlichen Merkmalen sind zu wenig unterschieden; manche gar nicht erwähnt, z.B. der Keichhusten, der Husten bey Masern, bey Croup, der krampfhaftere. Gerade dadurch, dass bey solchen Zeichen, insbesondere der jüngere Arzt, auf specielle Rücksichten hingeletet wird, macht sich ein Lehrbuch der Zeichenlehre nützlich. — S. 294: *Niesen*. Ein Zeichen, was auch besonders dem Ausbruch der Masern vorangeht. — S. 296: *Gähnen*. Unserem Vf. zufolge hat es fast nur eine schlimme Bedeutung; es hat aber auch noch eine gute, nämlich als Zeichen der Müdigkeit und des herannahenden Schlafes. — S. 316: *Herzklopfen*; ist auch öfters ein Symptom der Brustbräune und von Stockungen des Blutes im Pfortader-system. Im letzteren Falle kann es oft Jahre lang dauern, ohne weitere Folgen. —

Doch, es würde uns zu weit führen, wenn wir diese Nachlese noch weiter fortführen wollten. Indessen müssen wir bemerken, dass das Kapitel über das Geschlechtssystem der Frauen gar zu kurz abgehandelt worden ist. Auf zwey Seiten kommt nur ganz wenig über die Schamlefzen, die Menstruation, den weissen Fluss und den Lochienfluss vor; dagegen sind die Zeichen aus der Empfängnis, der Schwangerschaft und dem Wochenbette ganz übergegangen.

BERLIN, b. Enslin: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Lehre von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen*. Von Dr. Adolph Leopold Richter, Stabsarzte des Königl. medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institutes, Mitglied der medicinisch-chirurgischen

Gesellschaft zu Berlin. Mit vierzig in Stein gravirten Foliotafeln und dazu gehöriger Erklärung. 1828. X u. 758 S. 8. (Pränumerations - Preis 6 Rthlr.)

Die Lehre von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen gehört eben nicht zu den angenehmen und ansprechendsten Zweigen der Wundarzneykunde, daher es besonders Anfängern schwer wird, sich mit derselben so vertraut zu machen, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert. Der Vf. verdient daher unsern wärmsten Dank dafür, dass er diese an sich trockne Lehre, durch die Art und Weise seiner Darstellung, zu einer interessanten gemacht, indem er es sich hat angelegen seyn lassen, ihr eine bis jetzt noch unberührt gebliebene Seite abzugewinnen. In den bisher erschienenen Handbüchern über diesen Gegenstand finden wir nur eine trockne, einzig und allein das Gedächtnis in Anspruch nehmende Aufzählung und Beschreibung von Verbänden und Maschinen; unser Vf. dagegen bearbeitete seinen Gegenstand geschichtlich, wodurch er den gebildeten Wundarzt mit der allmählichen Entwicklung dieses so wichtigen Abschnittes der Heilkunde bekannt machte, und indem er mit der unmittelbaren Einfachheit der Behandlung in den ältesten Zeiten begann, dann zu der verschiedenen Entfaltung des Geistes in jenem großen Zeitraume von Jahrtausenden überging, und zuletzt die jetzt gebräuchlichen, und von den Aerzten des In- und Auslandes für zweckmässig gehaltenen Verfahrungsweisen, welche das Resultat der Bemühungen während jenes großen Zeitraumes sind, darstellte, nahm er mehr die Urtheilskraft und das Combinationsvermögen, als das bloße Gedächtnis des denkenden Wundarztes in Anspruch! Gewiss hat der Vf. durch die Herausgabe dieses Werkes einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen, einem Bedürfnis, das vielleicht schon von Andern vor ihm befriedigt worden wäre, wenn nicht Jeder die damit verknüpfte große Mühe und Arbeit gescheuet hätte.

Sollen wir im Allgemeinen ein Urtheil über das vorliegende Werk fällen, so müssen wir gesehen, dass es allen Anforderungen, die man billiger Weise an ein solches machen kann, entspricht. Denn der Vf. hat alle hierhergehörigen Gegenstände vollständig abgehandelt, die Verbände und Maschinen deutlich beschrieben, und, was die Hauptsache ist, allenthalben eine gesunde Kritik gefällt. Die in der Berliner *Charité* gemachten Erfahrungen soheinen seiner Kritik besonders zum Grunde zu liegen, und wer möchte wohl an den auf Thatfachen gestützten Verfahrungsweisen eines *Rust* und *Kluge* etwas auszusetzen finden! Dass der Vf. gerade diese besonders berücksichtigt, erhöht den Werth dieses interessanten, nicht bloß für den Anfänger, sondern auch für den ausgebildeten Wundarzt sehr brauchbaren Werkes gewiss nicht wenig.

Dem Vf. genau zu folgen, und Abschnitt für Abschnitt durchzugeben, verbietet theils der Raum dieser

dieser Blätter, theils die abgehandelte Materie selbst, zu deren deutlichem Verſtehen die dem Werke beygefügten instructiven Abbildungen erforderlich sind. Doch aber glauben wir in diesen wenigen Zeilen genug gesagt zu haben, um das wundärztliche Publicum auf das Studium dieser trefflichen Schrift, die so leicht Niemand ohne Belehrung aus der Hand legen wird, aufmerksam gemacht zu haben, und bemerken nur noch, daß der Vf. sich zu der, besonders gelungen zu nennenden, Darstellung der *allgemeinen* Lehre von den Brüchen und Verrenkungen des Schema's bediente, nach welchem Hr. Prof. Kluge in seinen Vorlesungen diesen Gegenstand vorträgt.

Druck und Papier des Werkes selbst sind ausgezeichnet; leider läßt sich dieß nicht auch von den Steindrucktafeln sagen! Bey besserem Papiere würden sich die Abbildungen auf demselben zwar nicht deutlich, aber doch schöner ausgenommen haben. Ein alphabetisches Register hätte gewiß die Brauchbarkeit dieses Werkes bedeutend erhöht.

D. D.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in Commission d. Reinschen Buchh.: *Die Liebenden an den Ufern des Tajo, und sieben andere Erzählungen* aus dem englischen Taschenbuche *Forget me not* für 1828; übersetzt von P. H. W. Schnaase, nebst einem Anhang vom Uebersetzer. 1828. (1 Rthlr.)

Wenn man den Käufern Waaren empfehlen will, pflegt man sonst wohl die besten Stücke oben auf zu legen; dieß ist aber mit der voran gesetzten, auf dem Titelblatte besonders genannten Erzählung, nicht der Fall. *Alvarez Rameiro*, der Sohn eines portugiesischen Edelmanns von alter Familie und einer vornehmen reichen Engländerin, geräth auf einem einsamen Spaziergange in die Nachbarschaft des Landſitzes eines in Lissabon etablirten englischen Kaufmanns, und wird in dem, durch einen breiten Wassergraben von der Landstraße getrennten Garten, die Tochter des Besitzers, eine junge Dame von ausnehmender Schönheit gewahrt. Er verliebt sich auf dem Flecke so rasend in sie, daß er, entweder um seine Flammen zu dämpfen, oder auf dem kürzesten Wege zu ihr zu gelangen, sich in den Wassergraben stürzt. Ehe er aber das jenseitige Ufer ganz erreichen kann, verlassen ihn seine Kräfte, und schon ist er im Begriff unterzuseinken, als ihn die

Schöne gewahrt wird, und den von Schlamm Trieffenden mit einer Harke aus dem Graben zieht; worauf sich ein Gespräch zwischen Beiden entwickelt, bey welchem der Verfasser sich alle Mühe giebt, um es mit Witz auszustatten, der jedoch dem deutschen Leser ungenießbar bleibt. Mit Genehmigung des alten Kaufmanns wird die Liebe wechselseitig, und als dieser bald darauf stirbt, beschließen die Liebenden nach England zu entfliehen, und sich zu heirathen. Aber die Inquisition, lüßern nach dem Vermögen des Kaufmanns, entdeckt ihr Vorhaben, und zieht *Alvarez* ein. Die Geliebte wendet sich an den Minister *Pombal*, der ihr Rettung verspricht. *Alvarez*, der hartnäckig läugnet, wird in die Folterkammer geführt, und da er auch hier noch nicht bekennen will, wird seine ebenfalls gefangene Geliebte herbeygeholt, um die Marter zuerst an ihr zu vollziehen. In diesem Augenblicke tritt *Pombal* herein, und versichert dem Großinquisitor: daß, wenn er ihm nicht augenblicklich die Gefangenen verabsolge, der Chef der Artillerie schon die Ordre habe, Kanonen auf den Inquisitions-Palast zu richten, und diesen in Trümmern zu schießen. Dieß wirkt. Die Liebenden werden entlassen, und kommen glücklich nach England. Rec. freuet sich mit dem Leser darüber, kann sich aber unmöglich davon überzeugen, daß der Minister *Pombal*, so allmächtig er zu seiner Zeit auch war, dieß Wagstück nur versucht hätte.

Nr. 2. — *Den mystischen Besuch* erhält der bekannte Cornelius Agrippa von dem ewigen Juden, der in dessen Zauberspiegel seine schöne Tochter noch einmal sehen will. Nr. 3. *Das Nachtlager im Walde*, ist schon in einem deutschen Journal erzählt, vermuthlich in das englische Taschenbuch aufgenommen, und jetzt von da zurück übersetzt. Nr. 5. *Das Haus Castelli* und Nr. 6. *Aurelie*, sind romantische Geschichten, nur einer gewissen Klasse von Lesern genießbar. Nr. 4. *Die Skitze*, Nr. 7. *Hasselby und sein Doktor*, so wie Nr. 8. *Betrachtungen eines Landpfarrers über das Meer*, veranlaßt durch den Untergang des englischen Schiffs Kent, sind kleine Gemälde, deren Anschauen dem Herzen wohl thut. Dennoch hätten alle diese Geschichten aus dem berühmten Taschenbuche ohne Nachtheil für die deutsche schöne Literatur, unübersetzt bleiben können, denn:

Mittelgut, wie dieß, findet man in Deutschland auch. Der Anhang des Uebersetzers aber ist ein wahrer Anhang, der zu nichts als zur Erweiterung des Büchleins dient.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

POLITIK.

10) HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Versuch die Mißverständnisse zu heben, welche zwischen dem Könige von England und dem Herzoge von Braunschweig durch den Grafen Ernst von Münster herbeygeführt worden.* Von einem Privatmanne aus officiellen Quellen. 1828. 111 S. 8. (Als Verfasser hat sich S. 19 der berüchtigt gewordene Wit, genannt v. Döring angegeben.)

11) STRASSBURG, b. Levrault, LEIPZIG, b. Mittler, FRANKFURT a. M., b. Jäger, BRÜSSEL, in d. Pariser Buchh.: *Gehörige Würdigung und actenmäßige Abfertigung des gegen Seine Durchlaucht, den regierenden Herrn Herzog von Braunschweig, erschienenen Libells.* Nebst einem Anhang: urkundlicher Denkschriften und officieller Actenstücke. 1828. 561 S. 8. (Sichern Nachrichten nach von dem ehemaligen Theaterdirector, Dr. Klindworth verfaßt.)

(Fortsetzung der in Nr. 301 fg. d. A. L. Z. 1827 gegebenen Uebersicht.)

Seinem Grundsatze getreu, über die zwischen jenen beiden Souverainen entstandenen Zwistigkeiten eine eigene Stimme nicht abgeben zu wollen, beschränkt sich Rec. auch dieses Mal auf die Erzählung des fernern Sachverlaufs, auf die Aushebung derjenigen Thatfachen, welche in den beiden vorliegenden Streitschriften, als früher unbekannt, vorgebracht werden, und auf eine kurze Charakteristik der Schriften selbst.

Der fernere Sachverlauf besteht darin, daß kurz nach der Erscheinung der Refutation des Grafen von Münster der Oberstaatsrath von Münchhausen im Namen Sr. Durchl. des Herzogs, mittelst Schreibens vom 13. Oct. 1827, den Grafen v. Münster auf Pistolen herausforderte. Da jedoch das mit der Insinuation dieses Briefs von Erlern beauftragte Handelshaus Hammersleys u. Comp. mittelst Antwortschreibens vom 26. Oct. jenen Auftrag „als gänzlich gegen die Ordnung ihrer Geschäfte“ ablehnte, so wurde solches unter dem 5ten Nov. wiederholt, und einem Pferdeauctionator Tatterfal in London zugesellt, welcher es dem Grafen v. M. überbrachte. Unter dem 14. Nov. erwiederte der Graf v. M. dem Oberstaatsrath von Münchhausen Folgendes: „Seit der Mitte des vergangenen Monats war hier auf verschied-

enen Wegen die Nachricht eingegangen, daß S. D. der regierende Herr Herzog von Braunschweig die Absicht laut an den Tag gelegt habe, mich zu einem Zweykampfauffordern zu wollen. Vorgestern Nachmittag brachte mir endlich der hiesige Pferdeauctionator Tatterfal Ew. Schreiben vom 4. (5.) November, welches diese Aufforderung enthält. Die beleidigenden Ausdrücke, die Se. Herzogl. Durchl. in der von mir auf Befehl meines Königs bekannt gemachten, von Sr. Majestät signirten Widerlegung gefunden, und die ihn zu der ergriffenen Maalsregel veranlaßt haben, werden von keinem Unbefangenen den Schmähungen gleichgestellt werden können, die in den von Seiten des Hn. Herzogs bekannt gemachten Schriften gegen Se. Majestät sowohl, als gegen mich enthalten sind. Wollten demohngeachtet Se. H. Durchl. die vielen wichtigen, aus dem ganzen Verhältniß sich ergebenden Rücksichten aus den Augen setzen und mir die Möglichkeit lassen, auf den angetragenen Zweykampf einzugehen, so mußte vor Allem die auffallende Oeffentlichkeit vermieden werden, die man dort der Sache gegeben hat. Diese hat es unvermeidlich herbeyführen müssen, daß mir ein bestimmtes, durch eine unmittelbare Anzeige Sr. Kgl. Hoheit des Herzogs von Cambridge an den König, veranlaßtes Verbot von Sr. Majestät, mich auf den Zweykampf einzulassen, wochenlang früher ertheilt ist, ehe die Herausforderung mir selbst zugegangen ist. Unter diesen Umständen kann ich es nur bedauern, daß Se. Durchl. der Herzog Sich zu einem Schritte hat hinreissen lassen, den der König als eine wiederholte Beleidigung Seiner Selbst angesehen hat.“ Weiter ist von dem Verlauf dieser Angelegenheit nichts verlautet, als daß von dem Englischen Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Dudley, eine Circularnote wider den Herzog an alle Höfe erlassen seyn soll, wie in Nr. 11 S. 38 behauptet ist. Rec. hat das Antwortschreiben des Grafen v. M. wörtlich ausheben zu müssen geglaubt, weil aus solchem hervorgeht, daß die Refutation, deren Widerlegung den Gegenstand beider oben bezeichneter Streitschriften ausmacht, auf Befehl des Königs bekannt gemacht und von demselben signirt, also keineswegs eine Privatrechtfertigung des Grafen v. M. ist.

Nichts desto weniger geht die Tendenz der *Wit-Döring'schen* Schrift dahin, diese Angelegenheit lediglich als eine Zwistigkeit zwischen dem Herzog und dem Grafen v. M. nebst dem Geheimenrath

v. Schmidt-Philfdeck betrachten zu lassen. Das Thema, welches der Schrift zum Grunde liegt, giebt der Vf. dahin an: 1) das Mißverständniß zweyer erlauchten Personen ist aus künstlich herbeygeführten Mißverständnissen entsprungen; 2) der Graf v. M. ist die einzige und directe Veranlassung des ganzen Streits, weil er a) den Vorschlag Preussens und Oesterreichs, die compromissarische Entscheidung der streitigen Majorennitäts-Frage, zu veranlassen, vortrug und eine halbe Maafsregel vorschlug, b) widerrechtlicher Weise dem Geh. Rath v. S. Ph. Schutz und Anstellung verlieh. Aus diesem Gesichtspunkte ist denn auch die Beantwortung der Refutation geschehen — aber nicht ruhig und besonnen, wie es erforderlich gewesen, um jenen Zweck zu erreichen, sondern höchst leidenschaftlich und so, daß das Buch von den größten Invectiven gegen den Grafen v. M. und den Geheimenrath v. S. Ph. wimmelt, indem bey Beiden stets die als Thema zum Grunde gelegte böse Absicht vorausgesetzt und Alles in Gemäfsheit einer solchen gedeutet wird. Nur ein einziger relevant scheinender Umstand ist wenigstens behauptet worden, um die Bemerkung, daß sich die Beschwerde des Herzogs, wie ihm nach beendeter Vormundschaft kein Bericht über die bisherige Verwaltung abgelegt sey, durch einen in der Refutation abgedruckten eigenhändigen Brief des Königs widerlege, zu beistreiten. Er besteht darin, daß der fragliche Brief, mithin auch der Bericht, worauf derselbe Bezug nehme, dem Herzog nie mitgetheilt, sondern erst später unter den Acten vorgefunden worden sey, mit dem *Präsentato* vom 7ten Nov. 1822 und folgender Marginalnote von der Hand des Geh. R. v. S. Ph.: „Da *Serenissimus* bereits Höchstdelbst des Königs Majestät wegen des Antritts Ihrer Regierung geschrieben haben, so wird dieses bis zur erfolgten Auseinandersetzung mit des Prinzen Wilhelm Durchlaucht *ad acta* gehen können.“ Die auf dem Titel angegebenen officiellen Quellen oder dem Buche selbst beygefügte Anlagen sind, mit Ausnahme der über den obengedachten Zweykampf geführten Correspondenz und eines am 4ten Jun. 1817 unterzeichneten Gutachtens des Geh. R. v. S. Ph., worin derselbe allerdings die Meinung äußert, daß das 18te Jahr als der Volljährigkeitstermin in dem Herzogl. Hause Braunschweig angesehen werden müsse, fast nur diejenigen Beweisstücke, welche bereits in den frühern, diese Angelegenheiten betreffenden Schriften und selbst in der gegnerischen Refutation bekannt gemacht worden sind.

Viel weiter geht nun die unter Nr. 11. erwähnte Schrift, indem sie zwar auch zunächst nur gegen den Grafen v. M. und den Geheimenrath v. S. Ph. gerichtet ist, aber, was der Vf. von Nr. 10. sorgfältig vermieden hat, wieder ganz dahin strebt, den König von England als Theilnehmer an dem angeblichen Complotte, welches zwischen den Erbgemaynaten geherrscht haben soll, zu beschuldigen. Dann aber werden in ihr auch die gegen den Grafen v. M. schon in der ersten Schrift enthaltenen Invecti-

ven auf eine Weise überboten, welche alle Grenzen übersteigt. Nicht genug, daß auch die zufälligsten Umstände den erforderlichen Stoff hierzu geben müssen, wie z. B. S. 4. der Preis der Refutation den Vorwurf abgeben muß, daß man aus Besorgniß, sie würde keine Abnehmer finden, ihn so niedrig gesetzt habe, so hat der Vf. auch absichtlich Anekdoten, dessen Privatleben betreffend, zusammengerafft, um mehrere der achtbarsten Familien Hannovers in ein feindseliges Verhältniß gegen denselben zu versetzen, und sie wenigstens auf das Empfindlichste zu compromittiren. Früher dem Publicum unbekannte Thatfachen bietet dagegen diese Schrift nicht dar, und die zahlreichen Anlagen derselben enthalten ausser dem Wiederabdruck der „Darstellung der Verhältnisse“ u. s. w. (Nr. 7. der Uebersicht im Decemberheft vor. J. unsrer Blätter) der „Beschwerdeschrift“ (Nr. 8. daselbst, welche jetzt dem Hn. Staatsrath Boffe zu Braunschweig zugeschrieben wird), des Auslasses des Theaterdirectors Klingemann aus dem Mitternachtsblatte, der Schrift des Präsidenten Hurlebusch über den Zeitpunkt der Volljährigkeit der Braunschweigischen Prinzen, der „Beyträge zur Charakteristik“ (Nr. 1. der Uebersicht), der von Hn. Hurlebusch herausgegebenen Gutachten (Nr. 6. der Uebersicht), der Hurlebusch'schen Schrift: Ueber den entwichenen Herzogl. Braunschw. Lüneb. Geh. Rath v. Schmidt-Philfdeck (Nr. 2. daselbst), der „Antwort eines Unbefangenen“ (Nr. 4. daselbst), und der Schrift: „Hr. v. Schmidt-Philfdeck und die öffentliche Meinung“ (Nr. 5. daselbst), nur das in Gemäfsheit des herzogl. Rescripts vom 13. May 1827 an die Untersuchungscommission gelangte Commissarium zur Eröffnung der Untersuchung gegen den Geh. R. v. Schm. Ph. und die Gutachten derselben über die Stattnehmigkeit oder Unstattnehmigkeit der einzelnen Anklagspunkte, sodann einen Auszug aus dem Erbvertrage der Herzöge von Braunschweig, Heinrich des Jüngern und Wilhelm, vom 16. Nov. 1535, confirmirt vom Kaiser Karl V. am 12. Jun. 1539 und vom Kaiser Matthias am 22. April 1675, ein Gutachten des Kammerdirectors G. P. v. Bülow H. über den Zeitpunkt der Volljährigkeit der Braunschweigischen Fürsten, einen Nachtrag zu der Beschwerdenchrift über die von Königl. Hannover'scher Seite versagte Rechtshülfe gegen den u. s. w. v. Schmidt, das Herzogl. Braunschw. Edict vom 10. May 1827, die Rechtsverbindlichkeit der von der vormundtschaftlichen Regierung erlassenen Verordnungen und gemachten Institutionen betreffend, endlich die öffentliche Erwiderung des Herzoglichen Staatsministeriums auf die Hannoversche Bekanntmachung vom 7ten Jun. 1827, *sub dato* vom 14. Jun. 1827, deren in der, in der Uebersicht gelieferten *Species facti* schon Erwähnung geschehen ist. — Schliesslich muß Rec. noch eines Vorwurfs gedenken, welcher S. 219, wie es scheint, ihm selbst hat gemacht werden wollen. In der von ihm gegebenen Uebersicht hatte er die *Fricke'sche* Schrift (daß der Hofrath Fricke wirklich Vf. derselben ist, wird ein-

gefunden), „Antwort eines Unbefangenen“, so wie die *Klindworth'sche*: „Herr v. Schm. Ph. und die öffentliche Meinung“, als solche bezeichnet, die durchaus nichts Unbekanntes d. h. keine andern Thatfachen, als die frühern angaben, enthielten, und seine Verwunderung darüber bezeugt, wie der Vf. der ersten, so wie Hr. *Hurlbusch* als Verfasser der Schrift: „Ueber den entwichenen Herzogl. Braunschweig. Geh. R. v. Schm. Ph.“, welche in der gegen denselben niedergesetzten Untersuchungscommission als Präsident und Untersuchungsrichter betheilt waren, sich nicht hätten enthalten können, vor Beendigung der Untersuchung mit Schriften hervorzutreten, aus welchen nur zu deutlich ihre Absicht, Kläger und Richter in einer Person zu seyn, hervorleuchte und sie sofort reuabel mache. Hiergegen wird nun bemerkt, ein solcher Vorwurf sey sowohl für Hn. H. als Hn. F. falsch, weil die Untersuchungscommission bloß zur Ausmittlung der Schuld des Geh. R. v. S. Ph. im *administrativen Wege* berufen worden sey, um demnächst denselben vor die ordentlichen Gerichte stellen zu können; daß aber F. eben so wenig wie H. beauftragt gewesen, den Geh. R. v. Schm. Ph. zu richten, und daß überdies die Schrift des Hn. F. erst dann an das Licht getreten sey, „als der Entwichene von Hannover aus auf die öffentliche Meinung provocirt und eine Widerlegung seiner vorgeblichen Rechtfertigungsgründe beynahe gebieterisch gefordert hatte.“ Wie wenig aber dieser jenen Verfassern gemachte Vorwurf dadurch entkräftet werden kann, liegt auch den Laien in der Rechtswissenschaft vor Augen, da es bekannt genug ist, daß jeder Untersuchungs-Beamte, möge er im administrativen oder Justizwege zu einem solchen berufen seyn, die Pflicht auf sich hat, mit völliger Unparteilichkeit zu Werke zu schreiben, und daß er solche bey Seite setzt, wenn er in eignen Libellen die Rolle des Anklägers spielt! endlich, daß daher am allerwenigsten derselbe befugt seyn kann, eine Vertheidigung des Angeeschuldigten, in seiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter selbst zu widerlegen, da die Berücksichtigung derselben nur dem erkennenden Richter zusteht. Noch sonderbarer ist es aber, wenn der der *Klindworth'schen* Schrift gemachte Vorwurf durch folgende Aeußerung hat beseitigt werden wollen: „Da man übrigens eben so wenig gegen diese die *Fricke'sche*, als gegen die andere (die *Klindworth'sche*) irgend etwas Haltbares einzuwenden wußte, so war es ganz in der Ordnung, daß man sogleich die ergreifende Wahrheit darin nicht auf den Gegenstand, sondern auf eine gefällige Intention der Referirenden schob.“ (Als wenn die letztere nicht jedem Unbefangenen zu Tage läge, da sie so deutlich und absichtlich in beiden Schriften ausgesprochen wird?) „Ja daneben machte man ihnen sogar noch den ans Komische nahe anstreichenden Vorwurf, daß sie keine neuen Thatfachen vorgebracht hätten.“ (Wo ist dieses geschehen? es ist nur bemerkt, wovon sich Jedermann überzeugen kann, daß sie keine, nach den frühern Schriften

unbekannte Thatfachen enthielten, weil Rec. bloß Thatfachen ausheben wollte, um Jedermann in den Stand zu setzen, sich selbst sein Urtheil zu bilden!) „Wenn doch die unverständigen und parteylichen Lärmer erst einmal die alten, längst bekannten Thatfachen widerlegen wollten, ehe sie von uns neue begehren, und außerdem, bevor sie sich durch eine so unberufene Kritik prostituirten, in Erwägung gezogen hätten, daß die Vff. dieser Schriften unter den damaligen Verhältnissen gerade nicht mehr und nicht weniger auslagen wollten, als sie wirklich ausgelegt haben.“ Wenn dieser aufgehobene Satz nur einen kleinen Beweis der *zügellofen und unanständigen* Schreibart, der sich der Vf. in so hohem Maasse schuldig gemacht hat, abgiebt, so fällt es zugleich sofort in die Augen, auf welche Verdrehungen und Entstellungen der Worte des Rec. er gebaut ist. Rec. hat ausdrücklich erklärt, sein eignes Urtheil in dieser betrübenden Angelegenheit nicht abgeben zu wollen; es ist ihm daher auch nicht in den Sinn gekommen, Thatfachen zu *widerlegen*, die er bloß *referiren* zu müssen glaubte, oder eine *unberufene* Kritik (als wogegen er ausdrücklich protestirt hat) auszuüben; von einer Prostitution kann also nicht auf Seiten des Rec., sondern nur auf Seiten des Vfs. die Rede seyn. Endlich ist noch zu bemerken, daß Se. Durchl. der Hr. Herzog von Braunschweig den Debit der *Wit-Döring'schen* Schrift gleich nach deren Erscheinen in Ihren Staaten haben unterlagen und dadurch Ihr Mißfallen an derselben an den Tag legen lassen; es sieht dahin, ob nicht eine ähnliche Verfügung auch die letztgedachte dieser Schriften treffen wird!

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Erzählungen von Alexander Bronikowski*: 1) Die drey Vettern. 2) Der verhängnißvolle Abend. 1828. (1 Rthl. 16 Gr.)

In der ersten Erzählung: *Die drey Vettern*, geht der Leser an einem milden Decembertage des J. 1750 auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden mit einer ältlichen vornehmen Dame und ihrer schönen jungen Nichte Regine in Begleitung des Hauptmanns der Schweizergarde, General Montgaillard, spazieren. Die drey Vettern finden sich hier gleichfalls zu der Gesellschaft. Zwey von ihnen sind kürzlich von der Universität Leipzig nach Dresden gekommen: der Eine, um in die Garde einzutreten, der Andre, um seine Laufbahn als Kammerjunker zu beginnen. Der Dritte kommt von den väterlichen Gütern und will sein Leben als Landjunker beschließen. Abends findet der Leser diese Gesellschaft auf einem Ball wieder, den der Graf Brühl in seinem Palais auf der Terrasse giebt. Hier werden die drey Vettern von dem General Montgaillard, welchen die Tante ihnen zum Mentor erbeten hat, dem Minister vorgestellt, und der General macht sie mit dem vornehmsten Personal des damaligen Dresdner Hofes bekannt.

Bis

Bis dahin befindet sich der Leser in der behaglichen Stimmung; so anschaulich, so lebendig sind die Sitten, die Moden, und der Conversations-Ton der vornehmen Welt aus der ersten Hälfte des 18ten Jahrh. geschildert, daß man sich dahin zurückversetzt glaubt. Aber plötzlich erscheint ein höherer Hofdiener im Ball-Saale, der rasch auf den Minister zugeht und ihm Etwas ins Ohr sagt. Der Minister, der am Spieltische sitzt, legt mit einer Verbeugung gegen die Gesellschaft die Karten nieder und entfernt sich. Bald darauf geht der Name der Kurprinzessin mit einem leisen Gemurmel durch den Saal, die mehresten Officiere höhern Ranges nebst den bedeutendern Hof- und Staatswürdenträgern verlassen denselben gleichfalls. Die drey Vettern folgen ihrem Beyspiel. In der rauhen Decembernacht auf die Terrasse gelangt, erhellen Blitze von Zeit zu Zeit den Horizont, und ein dumpfes Krachen tönt vom fernen Zwingerwall herüber. Hierdurch aufmerksam gemacht folgen sie dem Schall und Scheine, dringen immer weiter, klettern über den nicht mit Schnee bedeckten Wall, und befinden sich auf dem Grunde des Grabens, wo sich ihnen Etwas, gleich einer erleuchteten Pyramide zeigt. Eine männliche Gestalt, in einen dunkeln Mantel gewickelt, ohne sich zu regen, ohne sie zu bemerken, sieht mit festem Blick auf die schimmernde Erscheinung, als wolle er die Lichter derselben zählen, die nur dunkel brennen. Das Gebäude aber, vor welchem sie brennen, ist das Haus des Todes, dessen Bild an der Vorderseite dem überraschten Auge sich zeigt. Sie stehen vor dem Monumente des Kurfürsten Moritz. Die Lichter flammen höher auf; mit Verwunderung bemerken sie; daß kein Gestell dieselben trägt, sondern daß alle 38 in der freyen Luft schweben und durch verschiedene Kreise übereinander eine Krönung bilden. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, das Ganze dieser magischen Erscheinung zu erzählen. Rec. kann also nur hinzufügen: daß die Vettern den Wundermann anreden und von ihm die Entwicklung ihres eignen Schicksals erfahren, welche ihnen sehr lächerlich ist, weil sie weder mit ihren Charakteren und der gewählten Lebensart übereinstimmt, nach 40 Jahren aber, als sie sich wieder in Dresden zusammen finden, doch in Erfüllung gegangen ist. Als sie zu Hause kommen, erfahren sie, daß die Kurprinzessin einen Prinzen geboren hat. Der Wundermann, der die Lichter in freyer Luft, ohne Fußgestell schweben ließ, war der Graf St. Germain, der zwar damals in der Welt so großes Aufsehen machte, als später Cagliostro, aber doch kein Hexenmeister war; und darum hat es Rec. recht leid gethan, daß der Vf. durch diesen romantisch-modischen Schluss seine

schöne Erzählung bis zum Kindermährchen herabgewürdigt hat.

In der zweyten Erzählung: *Der verhängnisvolle Abend*, wird der Leser erst mit dem Schicksal des erlauchten französischen Hauses Courtenay bekannt gemacht, und dann von der Madame Scarron, nachmaligen Marquise v. Maintenon zu einer Abendgesellschaft eingeladen, wo er außer ihrem lebenswürdigen Ehekrüppel auch den Grafen v. Buffy-Rabutin, den Marquis v. Vardes, den Dichter Benferade, den jungen Prinzen v. Courtenay (alles berühmte Namen aus dem Zeitalter Ludwig XIV.), ein Fräulein Roquemaure und ihre Freundin kennen lernt. Gegen Abend läßt Mad. Scarron eine berühmte Kartenschlägerin zur Unterhaltung der Gesellschaft kommen, welche das Personal derselben durch ihre Propheteyungen, im prophetischen Stil gesprochen, theils ängstigt, theils belustigt, und unter andern auch die bekannte Weissagung ausspricht, wodurch der Dame Scarron ihr künftiges glänzendes Schicksal als Gemahlin Ludwigs XIV. vorhergesagt seyn soll. Auf Veranstaltung derselben macht sie den Prinzen Courtenay wieder mit dem Fräulein v. Roquemaure bekannt, welche schon als Kinder mit einander versprochen, aber früh durch politische Verhältnisse getrennt, sich ganz unbekannt geworden waren und nun zu einer glücklichen Heirath gebracht werden. Diefes ist der kurze Inhalt dieser anmuthigen Erzählung, worin die Sitten aus dem Zeitalter Ludwig XIV. und die Charaktere der handelnden Personen mit historischer Treue geschildert sind. Hier ist die Kartenschlägerin keine Hexe und ihre Erscheinung ganz in der Ordnung, so daß der Genuß dieser Erzählung dem Leser durch nichts verkümmert wird, weshalb sie nach des Rec. Urtheil vor der ersten den Vorzug verdient.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIER, b. Tendler: *Wiener Lebensbilder*. Skizzen aus dem Leben und Treiben in dieser Hauptstadt. Von J. F. Castelli. 1828. 202 S. 8. (20 gGr.)

Zwar sind diese Bilder nicht alle von gleichem Werth, aber doch die meisten recht brav nach dem Leben gemalt. Die Hausmannskost, der Hausball, das Hausheater, der Damen Arzt, die Wohnungsschau, die Landpartie und die Leihbibliothek sind es, die sich als vorzüglich auszeichnen, und jedem Leser, der einmal so glücklich war, die Kaiserstadt zu sehen, den gemüthlichen Charakter ihrer Bewohner mit der Treue einer magischen Laterne nochmals vor Augen stellen werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

PHARMAKOLOGIE und BROMAKOLOGIE.

MAINZ, b. Müller: *Das schwefelsaure Chinin als Heilmittel betrachtet*. Eine von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem am 21. May 1825 gekrönte Preisschrift, vom Dr. Fr. Jos. Wittmann, Großherzogl. Hessischem Medicinalrathe u. s. w. 1827. X u. 164 S. 8. Mit einem Umschlage. (20 gGr.)

Die Preisschrift geht nur bis S. 95 und besteht aus drey Abschnitten, mit welchen sie bezweckt: 1) den Werth des genannten Mittels im Allgemeinen, besonders bey Fiebern, an der Erfahrung zu prüfen; 2) dessen eigenthümliche Wirkungen und sein Verhältniß zu den übrigen Bereitungen der Chinarinde näher zu bestimmen, und 3) die praktischen Regeln anzugeben, welche bey der Anwendung desselben zu beobachten sind. Sie hat aber bey ihrer zufällig verspäteten Erscheinung im Drucke einen Anhang erhalten, welcher die Ueberschrift führt: „nachträgliche Erfahrungen über die Heilkräfte des Chinins“, und ausser denselben noch mehr lehrreiche Bemerkungen enthält.

Im ersten Abschnitt (S. 9—60) berichtet der Vf., nach Erwähnung seiner um die Entdeckung und Bekanntmachung des neuen Mittels verdienten Vorgänger, auch er habe dasselbe seit dem J. 1822 mannichfaltig versucht, und verdanke dem Krankheitsgenius der nassen Jahre 1823 und 1824 vorzügliche Belehrung über den Nutzen und über die Anwendung desselben, welche durch fortlaufende Correspondenz mit mehreren achtbaren Aerzten seines Landestheils berichtet, theils bestätigt worden seyen. Er versichert, das Mittel liets gut erhalten zu haben, welches die meisten Apotheker seiner Gegend nach Henry bereiteten; gedenkt dabey aber auch anderer Vorschriften dazu und erinnert, vorzüglich darauf zu sehen, daß diesem Präparate nicht noch schwefelsaure Kalkerde oder Thonerde beygemischt sey, und daß keine Schwefelsäure in demselben vorwalte. — In der Meinung, daß Versuche mit einem Heilmittel, wenn sie befriedigende Resultate für die praktische Medicin gewähren sollen, auch physiologisch gemacht werden müssen, erzählt er zuvörderst die Folgen, welche die Anwendung des fraglichen Mittels bey drey Gesunden gehabt hat, und verglichen mit den Erfahrungen von Magendie und Elliotson zu ergeben scheinen: daß dieses Mittel keine

Ergänz. Bl. zur A. L. Z., 1828.

den aus narkotischen Pflanzen gezogenen einfachen Stoffen analoge Eigenschaften besitze; daß es dem Magen und den (übrigen) Verdauungswerkzeugen in kleinen Gaben gar nicht, in größern nur wenig beschwerlich falle; wie auch, daß es, besonders in größern Dosen, eine dem Fieber ähnliche Wirkung hervorbringe, was der dritte Versuch zeigt, und was die von den eben genannten Schriftstellern „übrigens sehr unbestimmten Ausdrücke: gewisser Grad von Ungemächlichkeit und hoher Grad von Aufregung mit Eingenommenheit des Kopfes, dunkel zu bestätigen scheinen.“ Dann theilt er die von ihm und von einigen seiner Collegen mit günstigem Erfolge angestellten therapeutischen Versuche mit: im gewöhnlichen Wechselfieber, aus verschiedenen Ursachsmomenten und von verschiedenem Typus; wo Rec. den Fall einer Quintana besonders merkwürdig findet, welche, nachdem sie mehrere Monate gedauert hatte, 72 Gr. des neuen, während der dreytägigen Apyrexie in getheilten Gaben gereichten Mittels wich, wie auch in mehrern Formen des begleiteten und des verlarvten, von welchen letztern eine *quotidiana cardialgica* alle 3 St. mit 4 Gran Chinin behandelt worden ist, und zwar, wie es scheint (und Rec. nicht nachahmen würde), ohne Vorgang und Zusatz anderer Mittel. Der Vf. verschweigt es aber auch nicht, daß er das in Rede stehende Mittel in einem Falle zur Verbesserung des Eiters bösartiger Geschwüre mit Caries versucht, die Rinde aber zuträglicher gefunden habe; daß er, um bey einer Geisteskranken ein künstliches Fieber zu erregen, vergeblich habe Fontanellen setzen und ziemlich starke Dosen Chinin geben lassen; und daß es bey allgemeiner Schwäche nach Blutflüssen weit weniger geleistet, als die Chinarinde. — Diese des Chinins beraubt, in 2 Fällen von Wechselfiebern acht Tage lang gegeben, belästigte die Verdauung, ohne das Fieber zu vertreiben, welches dann, nach der vorgängigen Wirkung von Abführungsmitteln, dem Chinin wich. — Die nun folgenden Erfahrungen auswärtiger Aerzte und Schriftsteller übergeht Rec., mit dem Bemerken, daß sie lehrreich und für den Zweck der vorliegenden Schrift hinreichend sind.

Im zweyten Abschnitt (S. 60—80) sagt der Vf., das Chinin als den Repräsentanten der Chinarinde und ihrer Bereitungen anzusehen und es überall, wo diese Mittel angezeigt sind, anzuwenden, scheine nicht so ganz seiner eigenthümlichen Wirkung und

U (4)

der Erfahrung zu entsprechen. Das schwefelsaure Chinin besitze einen eigenen bitteren Chinageschmack und verrathe in seiner Auflösung etwas Zusammenziehendes. Es scheine, vermöge dieser Eigenschaft, die tonisch-stärkende Kraft in concentrirtem Maasse zu besitzen und einigermaßen mit dem Extracte der Rinde übereinzukommen. Seine dem Fieber ähnliche Wirkung leisten das Decoct und das Extract der Rinde sehr unmerklich, und nur das Pulver einer sehr guten Rinde in starken Gaben bringe oft eine ähnliche Wirkung hervor. Da es den Verdauungswerkzeugen wenig beschwerlich sey und keine eigentlichen narkotischen Eigenschaften besitze, so bestehe seine nächste Wirkung wahrscheinlich in einer specifischen Reizung des sympathischen Nerven; und da Pinel diesen Nerven bey Wahnsinnigen besonders stark und derb gefunden, so fragt der Vf., ob nicht hierin der Grund davon liege, daß das Chinin bey der obgedachten Geisteszerrüttung kein Fieber hervorgebracht habe. — Bey der Angabe der praktischen Vorzüge des neuen Mittels von der Rinde und deren übrigen Präparaten, besonders bey Behandlung des gewöhnlichen Wechselfiebers, erklärt der Vf. die Wahl für gleichgültig, „bey guter erprobter Chinarinde, bey der Willfährigkeit des Patienten, sie zu nehmen, und bey guten Daunungskräften“; er giebt aber dem Chinin den absoluten Vorzug im perniciosösen Wechselfieber, im hartnäckigen Quartanfieber, im Quotidianfieber überhaupt, bey geschwächten Verdauungskräften der Wechselfieberkranken, bey Kindern, im Wechselfieber an sumpfigen Gegenden und in den Wechselfieber-Kachexieen. Ob gute Rinde bey guter Verdauung in der *larvata* und in andern periodischen schmerzhaften Krankheiten dem Chinin gleichkomme, läßt er unentschieden, erinnert jedoch an das *tuto et jucunde* des letztern. Wie wohl er indess die nützliche Anwendung des Chinins im Typhus kennt; zieht er da, wo es auf tonisch-stärkende Kraft ankommt, besonders in mehrern ausdrücklich genannten Krankheitsformen, in welchen sich das Pulver, das Decoct und das Extract der Rinde als die besten antiseptischen, tonisch-stärkenden und specifisch reizenden Mittel bewährt haben, diesen letztern Präparaten vor, für die er das Chinin nur substituirt, wenn sie bey großer Schwäche und vorzüglich bey großen ästhenischen Störungen der Verdauungskräfte und Geneigtheit zu Durchfällen nicht vertragen werden. (Rec. hat in solchen Fällen, und selbst im Wechselfieber sehr geschwächter und zarter Personen, die *Tinct. chin. comp. Ph. Bor.* oft und immer mit gutem Erfolge angewendet.)

Im dritten Abschnitt (S. 81—95) wird zwar richtig bemerkt, daß das Chinin nicht für das anhaltende Entzündungsfieber geeignet sey, wohl aber zu allgemein gesagt: die angeführten Beobachtungen ließen keinen Zweifel darüber zu, daß das schwefelsaure Chinin in aller und jeder Art des Wechselfiebers nützlich sey. Indessen soll man bey der Anwendung desselben (um nicht zu schaden), um seines Heilzwecks sicher zu seyn und um Recidive zu ver-

hüten, die bey der Anwendung der China üblichen Regeln nicht gänzlich außer Acht lassen, also das Mittel in der Apyrexie geben und unter den vom Vf. angegebenen Umständen eine vorbereitende Kur vorangehen lassen; obgleich zugegeben wird, daß in manchen Individuen und selbst Epidemieen eine antiphlogistische oder ausleerende Vorkur überflüssig, ihm sogar schädlich seyn kann. (Rec. findet hierbey zu bemerken, daß das Chinin in dringenden Fällen von kurzer Zwischenzeit, nach vorgängiger und bey unnöthiger Vorkur, in der Periode des Schweisses früher als die Rinde, sobald nur die gegenanzeigenden Symptome merklich nachgelassen haben, gegeben werden darf; daß es auch Fälle der *larvata* und selbst der *comitata* giebt, in welchen die Entfernung der materiellen urfächlichen Momente, oder nach Umständen die der besondern Form des Anfalls entsprechende Behandlung ausreicht, und weder Chinin noch ein anderes Präparat der China erforderlich, oder auch nur unschädlich ist; daß auch ersteres, besonders wenn es vor Beseitigung der materiellen Kaufalmomente hat gegeben werden müssen, eine Nachkur nöthig läßt; und daß es zwar sonst, nicht zu früh ausgesetzt, öfter als andre Mittel vor Recidiven schützt, aber da nicht zu lange darf nachgebraucht werden, wo man es zur Abwendung dringender Gefahr in sehr großen Dosen hat geben müssen.) — Die Gaben bestimmt der Vf. nach seinen Beobachtungen mit Rücksicht auf die Art des Fiebers und auf das Alter und die sonstigen Individualitäten der Kranken. (In mehrern Fällen von perniciosösen Wechselfebern hat Rec. 30—40 Gran, während der Apyrexie in Gaben von 5—6 Gr., geben müssen.) Endlich folgen die gewöhnlichen Anwendungsformeln, und eine dem Vf. eigene: *R. Aqu. Ment. pip. ℥viij., Chinin. sulph. gr. X., Acid. sulph. gtt. iij., Sacchar. alb. ℥j.*; von welcher Mischung er alle 2 St. 2 Eßlöffel voll giebt. —

Die nachträglichen Erfahrungen (S. 97—164) betreffen zuvörderst die Heilbarkeit des fraglichen Mittels: in einer Anasarka mit Brustwallerrucht, welche einer langwierigen Quartana gefolgt war; in einem schleichenden Fieber; im adynamischen Fieber („*febr. putrida*“ setzt der Vf. hinzu: Rec. findet aber hier das faulige noch sehr zweifelhaft, auch waren beide Kranke, als ihnen das Chinin gereicht wurde, schon in der Besserung); in einem langdauernden hartnäckigen Quartanfieber bey drey Brüdern, welche zugleich davon ergriffen waren; in einem räthselhaften langdauernden Fieber mit Localaffection, bey welchem es dem Vf. nicht ohne Nutzen gebraucht worden zu seyn scheint; in der *febr. interm. apoplect. soporosa*, welche im Sommer und im Herbste d. J. 1826 in den Nordholländischen Seeküsten-Ländern epidemisch herrschte; nach dem in einem Auszuge mitgetheilten Berichte des Hn. Dr. Fricks, aus welchem sich ergibt, daß dieses Fieber zu Grönningen als Remittens angefangen und als solches hat behandelt werden müssen, bis ein Anfall der vorbezeichneten Intermittens eingetreten und abgelaufen war, dann

dann aber, auch bey nicht deutlich intermittirendem Typus, und selbst wenn Blutaussäuerungen waren angewendet worden, jede Stunde, ja alle $\frac{1}{2}$ — oder auch $\frac{1}{4}$ — Stunden 2 — 3 und selbst 6 Gr. schwefelsauren Chinin, und nach der abgewendeten nächsten Gefahr eine gehörige Nachkur nöthig machte, (wo jedoch zu bezweifeln ist: ob das Mittel, bey der so schnellen Verbreitung der Epidemie und dem nicht eben so schnellen Vermehrung der Aerzte, Apotheker und Wärter, immer gut, rein und in den verordneten Dosen ist genommen worden); in einer febr. interm. ophthalmica; in einem intermittirenden Blasenfieber. Dann empfiehlt der Vf. nach einigen Versuchen Gold's wohlfeile Methode, das in Rede stehende Mittel anzuwenden, für das arme Landvolk (vielleicht mit Unrecht, da es sich leichter seyn dürfte, anstatt 10 Gran des genannten Mittels mit 3 Gr. Brechweinstein zu verbinden und davon alle 2 Stunden $\frac{1}{2}$ zu geben, jedes dieser Mittel nach den jedesmaligen Anzeigen allein zu reichen, indem dann das eine das andere oft ganz entbehrlich machen werde); und nachdem er seiner erfolglosen Versuche im 2ten Stadium der schleimigen Lungenentzündung und in Skropheln gedacht, theilt er noch aus einem zweyten Berichte des Hn. Dr. Frick mit, daß das schwefelsaure Chinin, wie sich die Krankheit in Amstierdem äußerte, nicht vertragen wurde, und Personen aus der vornehmen Volksklasse, welche dasselbe gebrauchten, leichter von gefährlichen, nicht selten tödtlichen Recidiven befallen wurden. — Man sieht schon aus dem Bisherigen, wie lehrreich die vorliegende Schrift ist. Vorzüglich beachtungswürth findet Rec. aber auch (S. 162 — 155) die gelegentlichen Blicke des Vfs. auf die im J. 1827 in Mainz und in dessen Umgegend herrschend gewesene asthmatische nervöse Krankheits- Constitution, so wie (S. 115 — 130) seine Beschreibung eines „anhaltenden perniciosen Fiebers, welches durch Erschöpfung der Kräfte des Herzens tödtete, ehe der Kranke den Reconvalescenzpunkt erreicht hat“, und gegen welches er das neue Mittel in starken Gaben nur vorschlägt. Vorausgegangene Anlage zum Fieber und zur habituellen Beichleuni- gung des Kreislaufes; Abwesenheit zuverlässiger Zeichen von verborgener Entzündung und Eiterung; von einer Vomica oder einer Metastase; und ein dem Versuche des Kranken, auf der linken Seite zu ruhen, folgendes schreckhaftes Auffahren desselben mit einem Angüßgefühl, bey welchem er die Worte wiederholt: „was ist das, welche Schwäche und Unruhe fühle ich in meinem Herzen!“ — diese Umstände sollen gegründete Vermuthung von dem Daseyn krankhafter Reizbarkeit des Herzens und eines dynamischen Mißverhältnisses desselben zur Circulation abgeben, — wenn ein anhaltendes Fieber mit besondrer Frequenz des am Tage vollen und öfters härtlichen, in der Nacht aber kleinen und schwachen Pulses, heftiger Hitze, weiß und gelblich belegter Zunge, mattem und ängstlichem Blicke und aufgetriebenem Gesichte, weder den Blutentziehungen, dem Nitrum, dem Salmiak, dem Calomel, der strengen Diät, noch dem

Schweißse und dem Bodensatze im Urin, welche häufig an sogenannten (!) kritischen Tagen erfolgen, oder dem freywilligen oder künstlichen Durchfall gewichen, sondern bereits über 14 Tage gedauert und eine bedenkliche Gestalt angenommen hat. Es vergehen, sagt der Vf., Tage und Wochen, die Kranken klagen über große Erschöpfung und fangen an für ihr Leben besorgt zu werden, weil ungeachtet der Schlaflosigkeit, kein Delirium vorhanden ist, sondern die vollste Gegenwart des Geistes mit sehr richtigem Gefühle; und nach dem nicht apoplektisch oder suffocatorisch, sondern unter den Zufällen von gänzlicher Erschöpfung und vom Stillstande des Kreislaufs bey vollem Bewußtseyn erfolgenden Tode, soll man das Herz wek, seine Wände dünn und einen eigenen Zustand von Atrophie dieses Muskels finden. — Das Nähere muß im Buche selbst nachgelesen werden. Nach des Rec. Beobachtungen nimmt dieses Fieber den Verlauf einer *acuta ex decidentia*, ver trägt kein energisches einartiges Verfahren, und kann nur durch umsichtige Abwechse- lung mit ausleerenden, gelind erregenden und Opiat- Mitteln zur allmählichen Entscheidung gebracht werden, nach welcher *nutrientia selectiora* und der mäßige Gebrauch des Weins die Genesung so weit fördern, daß China und andere gelinde Stärkungsmittel zur nützlichen Anwendung kommen können.

PÄDAGOGIK.

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Pädagogische Wissenschaftskunde. Ein encyclopädisch-historisch-literarisch-kritisches Lehrbuch des pädagogischen Studiums.* Bearbeitet von J. W. Wörlein; Lehrer an der Volksschule Weizenzell bey Ansbach. Zweyten Theil: Pädagogische Grundwissenschaften. VIII u. 238 S. Dritter und letzter Theil: Pädagogische Hauptwissenschaften. VIII u. 206 S. 8. (1 Rthl. 20 gGr.)

(Vgl. Erg. Bl. May 1827. Nr. 55.)

Der Vf. legt, nach dem im ersten Theile (Idee einer pädagogischen Wissenschaftskunde) gegebenen Plane, die pädagogischen Wissenschaften auf eine lehrreiche Art vor Augen. Jeder Pädagog, dem es um Vervollkommenung seiner Kraft in seinem Berufe zu thun ist, wird sich an der Hand dieses Wegweisers erleichtert und zum raschen Fortschreiten ermuntert fühlen. Der zweyte Theil behandelt die Geschichte: (1. Beschreibend-historische Wissenschaft: a) Geographie, b) Völkerkunde, c) Statistik. 2) Erzählend-historische Wissenschaft: a) Allgemeine Geschichte, b) Politische Geschichte, c) Religionsgeschichte, d) Literaturgeschichte, e) Geschichte der menschlichen Betriebamkeit, f) Geschichte der Menschheit; die Anthropologie: (1. physische, 2. psychische); u. die Philosophie: (1. Philosophische Grundlehre, 2. Philosophische Folgelehre. A. Theoretische Philosophie: a) Logik, b) Metaphysik, c) Aesthetik. B. Praktische Philosophie: a) Rechtslehre, b) Tu-

b) Tugendlehre, c) Religionslehre. Der dritte Theil, die Pädagogik. (1. Erziehungslehre: a) körperliche, b) geistige Erziehung, 2. Unterrichtslehre: a) allgemeine Unterrichtslehre, b) besondere Unterrichtslehre. 3) Volksschulwesen: a) Organisation des Volksunterrichts nach Stoff und Form, b) Grundverfassung der Volksschule. 4) Geschichte der Pädagogik: a) in der vorchristlichen, b) in der christlichen Zeit. — Aus dieser Uebersicht des Inhalts ist es ersichtlich, welchen Aufschluss und Rath der sich nach Mitteln zu seiner Fortbildung umsehende Freund der Pädagogik in diesem Werke zu suchen habe. Rec. glaubt bey der Anzeige des ersten Theils dieser schätzbaren Uebersicht aller pädagogischen Wissenschaften unsere realen Volksbildner genug vor der selbstgefälligen Ueberschätzung der von ihnen erstiegenen Stufe, sich stolz neben das von Hn. W. aufgestellte Ideal zu stellen, gewarnt und sie zu demüthigem Emporblicken nach diesem ruhmvollen Ziele ermahnt zu haben. Dahin nur sollten seine scheinbaren Mißbilligungen zielen. Wirklich geht es in dieser Fortsetzung, durch welche Rec. den würdigen Vf. erst recht schätzen gelernt hat, auch erst recht klar hervor, daß nur ein Ideal aufgestellt werden soll. Denn wirklich wurden unsre Blicke hier und da zu sehr nach der oft kläglich genug erscheinenden Wirklichkeit hingeleitet, um durch das Wort *Idee* festgehalten zu werden. Hr. W. fordert mit Recht, daß der Volksbildner nach dieser Höhe streben solle. Er sagt Th. 3. S. 33: „Der Beruf des Pädagogen überhaupt besteht darin: die allgemeine Bildungsidee real darzustellen. In besonderer Beziehung auf den Volksschullehrer erscheint sie unter der Idee der elementarischen Volksbildung. Der Volksschullehrer soll nämlich in jedem menschlichen Einzelwesen, das zum Staate künftighin gehört, die Menschheit unter der Form der kräftigen Volksthümlichkeit entwickeln, und dadurch zugleich dem Volke und dem Staate würdige Zeitglieder bilden. Um dies zu können, muß er der Idee, dem Wesen und Zwecke seines Berufs gemäß gebildet seyn. Princip seiner Berufsbildung ist die realgewordene Bildungsidee, also die Idee der Staats-Volksbildung. Die Form, unter welcher sich diese Idee gleich allen übrigen darstellt, ist die menschliche Wissenschaft. Soll also der Volksbildner seine Lebensbestimmung realisiren, so muß er in der Bildungsidee und in den ihr angehörigen verwandten Ideen leben und die Form derselben, die pädagogischen Wissenschaften in sich organisiren.“ Je weniger nun Rec. zu den pädagogischen Ultras gehört, welchen die Pädagogik ein Handwerk ist, in welchem eben darum alle Mitglieder nur die zukunftsweisig vorgeschriebenen Arbeiten, auf welche der Freytagsbrief lautet, abzu thun haben; welchen die Volksschullehrer Tagelöhner sind, die für ihr Tagewerk die wohlberechnete, handwerksmäßige Gesobicklichkeit und Anstellung und die

erhebende Thätigkeit gutmüthiger Haasthiere besitzen sollen; je mehr er es als Wahrheit anerkennt, daß Alles, was zur Vollkommenheit emporstreben und erhoben werden soll, ein Ideal haben muß; — desto mehr billigt er es auch, daß selbst dem Volksschullehrer ein solches Musterbild vorgehalten werde. Er muß es noch mehr billigen, wenn er mit Hn. W. von der Sonnenhöhe des Ideals in die Wirklichkeit herabsteigt und ihn in seinen Vorschlägen, wie das Studium der Pädagogik beschaffen seyn solle (S. 85), begleitet. Ebenso ist die Aufstellung dessen, was zur Volksbildung erforderlich sey, aus der Natur und Bestimmung des Menschen nach den verschiedenen Stufen seines beabsichtigten Wirkens und Lebens unter seines Gleichen herausgehoben und allgemeiner Zustimmung würdig. Alle Pädagogen, auch die Volksschullehrer werden aus diesem Werke eine klare Ansicht ihres Berufs holen können, sie werden den Umfang des ihnen nöthigen Wissens und Könnens überschauen lernen; sie werden sich, aus der Tiefe heraus, mit der Höhe vergleichen müssen, die sie erreichen sollen. Das Alles aber wird und muß einen wohlthätigen Eindruck auf sie machen; nicht niedergebeugt, aber auch nicht zur Ueberschätzung ihres bereits erreichten Standpunkts erhoben, sondern nur kräftig veranlaßt, an ihrer Vervollkommenung zu arbeiten, werden sie sich fühlen. Der ganze Umfang der Pädagogik ist in einer lobenswürdigen Kürze, und doch in einer so vollkommenen Uebersicht und mit solcher Klarheit dargestellt, daß selbst der geringste Volksschullehrer durch aufmerksames Lesen und Ueberdenken des hier Gegebenen ungemein viel lernen kann. Besonders nützlich wird die mitgetheilte, hinlänglich reiche Literatur werden. Nützlich wird diese vorzüglich darum seyn, weil auf die bey jedem Fache aufgeführten besten Schriften eine gediegene Beurtheilung dessen folgt, was jede im Einzelnen leihet, und dadurch jeder in Stand gesetzt wird, sich die Schriften, daran er zu seiner Fortbildung und zum praktischen Gebrauche bedarf, leicht selbst herauszuwählen. — Rec. könnte von dem, was Hn. W.'s Werk in allen diesen Hinsichten leistet, eine Menge von Belegen aufstellen; er zweifelt aber nicht daran, daß die sehr nützliche Schrift, eine bisher fühlbare Lücke unsrer pädagogischen Literatur ausfüllend, in die Hände aller braven Pädagogen kommen werde, und möchte durch dies Urtheil gern etwas dazu beygetragen haben, sie auch den Volksschullehrern, denen es ein Ernst ist, nach dem Ideale ihres wichtigen Berufs zu streben, als ein ihnen auf ihrem Wege vorleuchtendes Licht näher zu stellen. Wiewohl das Werk sich mehr zu eigenem Besitze der Einzelnen eignet, so wird es doch auch den jetzt schöne Hoffnungen erregenden häufigen Schullehrer - Lesezirkeln kräftigt zu empfehlen seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

MATHEMATIK.

COPENHAGEN, b. dem Verf. u. b. Gyl dendal. LITH-
210, b. Rein: *Logarithmi sex Decimalium, sci-*
licet Numerorum ab 1 ad 100,000, et Sinuum et
Tangentium ad 10 Sec. quibus additi sunt va-
rii Logarithmi et Numeri, saepius in Mathe-
si adhibiti, curante Dr. Georgio Frederico Ursino,
Observatore speculae Universitatis Hafniensis.
Impensis Auctoris. 1827. 45 Bogen in gr. 8.
(Subscr. - Preis 4 Rthlr. Ladenpr. 6 Rthlr.)

Mit den gewöhnlichen nur sieben Decimalstellen enthaltenden Logarithmen lassen sich bekanntlich weit die allermeisten und schwierigsten, und namentlich auch bey nahe alle astronomischen Rechnungen ausführen, und nur in sehr seltenen Fällen sieht der rechnende Mathematiker sich genöthigt, nach Logarithmen von 10 oder noch mehreren Decimalen zu greifen. Aber schon lange hat man das Bedürfnis gefühlt, für eine Art Hausbrauch fünfstellige Logarithmen zu besitzen; diese nehmen nicht nur einen weit geringeren Raum ein, und sind also bequemer zu behandeln, sondern es lassen sich auch mittelfst derselben eine Menge Aufgaben der angewandten Mathematik mit einer vollkommen hinreichenden Genauigkeit auflösen. Selbst bey nicht wenigen, in der praktischen Astronomie täglich vorkommenden Rechnungen, z. B. zur Bestimmung des scheinbaren Orts der Fixsterne, bey den Vorbereitungsrechnungen zur Bestimmung der Bahn eines neuen Kometen oder Planeten u. dgl. sind mehr nicht als fünf Decimalen erforderlich, und man würde ganz unnöthiger Weise bey der Anwendung von sieben eine beträchtliche Anzahl von Ziffern, oft Hunderte derselben, in solchen Fällen ausschreiben, wo mit Hilfe von fünf Stellen derselbe Zweck, das Gesuchte nur bis auf Minuten und selbst auf Sekunden zu finden, mit weit geringerer Mühe und Zeitanstand erreicht werden könnte. Verdienten Beyfall erhielt daher eine zuerst von La Lande veranstaltete Ausgabe fünfstelliger Logarithmen, auf welche mehrere ähnliche von *Prasse*, *Westphal*, *Matthies* u. s. w. gefolgt sind. Kein Mathematiker wird jetzt noch an den grossen Vortheilen, die solche abgekürzte Logarithmen gewähren, und an der Nützlichkeit solcher Aufgaben zweifeln; aber problematisch könnte es noch scheinen, ob auch Logarithmen von *sechs Decimalen*, wie die in der gegen-

wärtigen Schrift von Hn. Dr. *Ursin* in Copenhagen, und wie einige früheren von *Hantische* und *Guépratte* gelieferten, eben so nöthig und nützlich, wie die fünfstelligen, seyen? Allerdings möchte es schwer seyn, zu entscheiden, in welchen Fällen gerade diese sechsstelligen Logarithmen am zweckmässigsten gebraucht werden, und vollkommen zureichen, oder wo die mit fünf Decimalen zu wenige Genauigkeit geben, die mit sieben eine für den Zweck überflüssige, so das sechsstellige genau diese Lücke ausfüllen. Auch bey dem Abgange der letztern dürften Rechner, die mit fünfstelligen versehen sind, und dabey noch siebenstellige, die sie doch nicht entbehren können, zur Hand haben, in der That nur wenig vermissen, davon abgesehen, das bey sechsstelligen meist der Vortheil des kleineren Volumen verloren geht. Damit will aber Rec. keineswegs behaupten, das Logarithmen mit sechs Decimalen überhaupt, oder das insbesondere die diesen gewidmete Arbeit des Hn. Dr. *Ursin* überflüssig sey, da dieselben immer *statt* der fünfstelligen gebraucht werden können, und überdies das Gesuchte noch zehn Mal genauer geben müssen. Man mus Hn. *Ursin* die Gerechtigkeit widerfahren lassen, das er nichts versäumt hat, um seine Ausgabe, so viel möglich, mit den Vorzügen, welche zur Erleichterung und Bequemlichkeit des Gebrauchs beytragen können, auszustatten. Schon das Ganze hat ein sehr gefälliges Aeußeres; das Papier ist weis und gut, ein wesentliches Erfordernis bey einer Gattung von Schriften, die auf allen Blättern so oft durchgegriffen werden; der Druck ist deutlich, die Ziffern groß genug, um das Auge nicht anzulirengen, auch nicht zu nahe an einander gedrängt; auch der Umstand ist vielleicht der Erwähnung werth, das die Ziffern 3 und 8 kenntlich von einander unterschieden sind, so das sie nicht, wie in einigen neueren Ausgaben der *Vega'schen* Logarithmen, leicht mit einander verwechselt werden können, was oft unangenehme Irrungen herbeyführt. Die Logarithmen der Zahlen füllen 15 Bogen, die der trigonometrischen Linien sammt dem Anhang 30 Bogen; der Gebrauch des Buchs dürfte einigermaßen erleichtert werden, wenn man es in zwey, ob schon ungleichen Abtheilungen binden läst. *Guépratte* in seinen *Problèmes d'Astronomie nautique*, hat freylich dasselbe, was der Copenhagner Herausgeber in mehreren Bogen liefert, auf 114 Quartseiten zusammengedrängt, aber mit kleineren zu nahe an einander stehenden Typen, wodurch die Deutlichkeit

it ungemein verliert, so wie durch größeres Fort-
 it die Bequemlichkeit. — Der erste Theil des
 Werks, oder die *Zahlenlogarithmen* haben in der
 uns liegenden Ausgabe folgende Einrichtung:
 on der sechsten Seite an gerechnet, enthält jede
 tavseite 40 vierziffrige Zahlen (von 1000 bis 9999);
 e zweyte senkrechte Columnne giebt die Logarith-
 en jener 40 Zahlen auf 6 Decimalen; in den übr-
 n neun Columnnen stehen die Logarithmen fünf-
 ziffriger Zahlen, so dafs, wie in den gewöhnlichen
 Ausgaben den Zahlen der ersten Columnne von hinten
 ch 1, 2, 3 u. f. w. beygesetzt wird. Die drey ersten
 ellen eines jeden Logarithmen sind, so lange sie
 verändert bleiben, nicht wiederholt; jede Columnne
 von der andern durch einen senkrechten Strich,
 d bey dem Uebergange von 4 auf 5 durch einen
 rkerk, abgefordert. Die zur Seite der Vega'schen
 d anderer Handausgaben stehenden Proportional-
 eile sind hier gänzlich weggelassen, um Raum zu
 sparen; der Vf. setzte voraus, dafs bey den kleinen
 fferenzen zweyer auf einander folgenden Loga-
 rithmen die Proportionaltheile sich leicht im Kopfe
 erden berechnen lassen, was man ihm gern zugeben
 ird, da die grösste Differenz 43 nicht übersteigt.
 ist zwar nicht zu leugnen, dafs zur Abkürzung
 s Geschäfts der obgleich mehr mechanische Ge-
 auch der Proportionaltheile auch das Seinige bey-
 igt; das Denken, das bey keiner Rechnung ent-
 hrlich ist, können alsdann andere Theile der
 echnung um so ungehinderter in Anspruch neh-
 en. Allein so wünschenswerth in dieser Hinsicht,
 mal für minder geübte Rechner, bey Logarithmen
 it 7 Decimalstellen, die beygefügtten Proportional-
 eile scheinen könnten; so wenig kann man von
 em Vf. fordern, dafs er solche auch bey 6stelligen
 ogarithmen hätte beybehalten sollen, da sie blofs
 us schöne Ebenmaafs der Zahlenreihen auf jeder
 eite gestört haben würden, und da man, um ihren
 angel zu ergänzen, im Grunde mehr nicht, als
 e Multipla der Zahlen 4, 3, 2 zu kennen braucht.
 n Falle, dafs von den drey ersten (nicht wiederhol-
 n) Stellen eines Logarithmen die dritte um die
 inheit sich vergrößert, hat der Vf. diese Aenderung
 urch einen kleinen, oben auf der vierten Stelle des
 ogarithmen angebrachten horizontalen Strich, aber
 ur Einmal, bemerklich gemacht; die Vega'schen
 andausgaben enthalten mehrmalen, und so lange
 er Irrthum möglich ist, ein eigenes Warnungszei-
 chen; auch ohne Wiederholung hätte der Vf. viel-
 icht doch ein mehr in die Augen fallendes Zeichen,
 ner ein Sternchen, statt des Striches, wählen dür-
 n. Was sehr zu billigen ist, und bey Vega fehlt,
 hat der Vf. seiner Tafel der Zahlenlogarithmen
 uch die Hülfszahlen S und T von 0° bis zu $2^\circ 46'$
 $0''$ oben auf jeder Seite beygefügt, und S. 2 die An-
 ahl von Secunden bemerkt, die jedem Winkel von
 $000''$ bis zu $10000''$ oder bis zu $2^\circ 46' 30''$ zuge-
 ören. Wird S und T von dem Log. eines in Se-
 cunden ausgedrückten Winkels subtrahirt oder dazu
 addirt, so erhält man, wenn überdies noch der Log.

Const. S. 314425 addirt wird, der Log. Sin. oder Log.
 Tang. jenes Winkels, und durch ein ähnliches Ver-
 fahren erhält man aus dem gegebenen Log. Sin. oder
 Log. Tang. den entsprechenden Winkel. Diefes ist
 nicht nur ein eben so leichtes als sicheres Mittel, die
 kleineren Winkel in den ersten Graden des Qua-
 dranten genau zu bestimmen, sondern durch diesel-
 ben Hülfsgrößen S und T lassen sich auch solche tri-
 gonometrische Rechnungen am Schlusse verbessern,
 bey denen man, der Bequemlichkeit halben, An-
 fangs die Bogen statt des Sinus und Tangenten ge-
 nommen hatte. Im Durchschnitte läst sich anneh-
 men, dafs, wie der Vf. auch in der Vorrede erwähnt,
 mit Logarithmen von 6 Decimalen sich eine Zahl un-
 gefähr bis auf ihren 500000sten Theil genau finden
 läst, ein Grad von Präcision, der selten einen noch
 höheren zu wünschen übrig lassen wird. — Im zwey-
 ten Haupttheile des Werkes sind enthalten: „*Loga-
 rithmi Sinuum et Cosinuum, Tangentium et Cota-
 gentium ad dena Minuta secunda.*“ Was diesen
 sechsstelligen Logarithmen des Vfs. einen wichtigen
 Vorzug vor den fünfstelligen, und selbst auch vor
 manchen siebenstelligen giebt, aber nothwendig auch
 den Umfang einer Handausgabe vergrößern mußte,
 ill, ist eben jene Ausdehnung der Logarithmen trigo-
 nometrischer Functionen, statt nur auf einzelne Mi-
 nuten, auf 10 zu 10 Secunden des Grads. Die Ein-
 richtung ist hier so getroffen, dafs auf jede Seite
 6 Minuten, also 10 Seiten auf einen Grad kommen.
 Zunächst neben den Logarithmen der Sinus stehen die
 Log. der Tangenten und Cotangenten, und zuletzt
 die der Cosinus. Von 10 zu 10 Secunden sind die lo-
 garithmischen Differenzen, wenn sie nicht gar zu
 klein sind, für jede dieser vier trigonometrischen
 Functionen beygefügt. Da diese Differenzen meist
 viel beträchtlicher sind, als bey den Zahlenlogarith-
 men, so konnten sie nichtfüglich wegbleiben; indess
 scheinen sie dem Vf. doch nicht so beträchtlich zu
 seyn, dafs nicht die Proportionaltheile durch eine
 wenig mühsame Kopfrechnung gefunden werden
 könnten; auch ist in den drey ersten Graden, also
 gerade da, wo eine solche Rechnung am beschwer-
 lichsten seyn würde, schon dafür gesorgt, dafs, mit
 Umgehung der freylich hier sehr großen Differen-
 zen, durch Anwendung der oben erwähnten Hülfs-
 größen S und T die Winkel sehr genau bis auf die
 kleinsten Theile der Secunde bestimmt werden kön-
 nen. Nach des Vfs. Urtheil läst sich überhaupt
 beym Gebrauche der Logarithmen mit 6 Decimalen
 ein Winkel bis auf den achten Theil einer Secunde
 finden; diefs ist aber nur unter bestimmten Bedin-
 gungen richtig, und eine der vornehmsten derselben
 ist, dafs überall nur passende Formeln (*aptae for-
 mulae*, wie der Vf. sagt) gebraucht werden, das
 heist mit andern Worten, dafs man es durchaus
 vermeidet, einen Winkel durch den Log. seines Co-
 sinus aufzuluchen; allein gänzlich läst sich in der
 angewandten Trigonometrie doch der Gebrauch der
 Cosinus, ohne öfters zu befürchtende grössere Weir-
 läufigkeit, nicht umgehen; auch kann man nicht
 immer

Immer alles durch Tangenten bestimmen. Nimmt man die Sache etwas genauer, oder macht man einigen Unterschied, so ist es freylich wahr, daß bey 6 Decimalen ein Winkel nahe an 45 Graden durch den Log. seines Tangenten, obgleich die Differenz für 10 Secunden hier am kleinsten und nur = 42 ist, doch noch bis auf $\frac{1}{4}$ Secunde, oder, da man der letzten Ziffer des Logarithmen doch nicht so ganz versichert ist, wenigstens auf 1 Secunde genau sich finden läßt; für den Log. Sinus ist bey 45° die Differenz nur halb so groß, oder = 21, daher läßt sich hier durch den Log. Sinus ein Winkel nur bis auf $\frac{1}{4}$ Secunde, oder mit Sicherheit gleichfalls nur bis auf 1 Secunde bestimmen. Es ergiebt sich auf gleiche Art, daß bey 30° die Sicherheit des Winkels, durch den Log. Tang. bestimmt, sich bis auf $\frac{1}{4}$ Secunde durch Log. Sin. bis auf $\frac{1}{4}$ Sec. erstreckt, bey 15° hingegen durch den Log. sowohl der Tang. als des Sin. nahe auf $\frac{1}{4}$ Sec., endlich bey noch kleineren Winkeln zwischen 12° und 0° bis auf $\frac{1}{8}$ Sec. oder noch viel weiter; nur die Log. der Cosinus kommen bey 6 Stellen übel weg, da ihre Differenz für 10 Sec. erst bey 25° = 10 wird, und also erst bey dieser Größe eines Winkels ungefähr sich ganze Secunden verbürgen lassen. Man sieht hieraus, daß wenn schon bey 6 Decimalen die Genauigkeit der Resultate eine bestimmte Grenze hat, doch auch eine Menge trigonometrischer Rechnungen, und astronomischer insbesondere, nicht weiter als 6 Stellen erfordern wird. — Logarithmen haben, ihrer Bestimmung nach, gewissermaßen etwas ähnliches mit einer Rechenmaschine; von der Richtigkeit des Instruments hängt also auch die Richtigkeit unbestimmbar vieler Rechnungen ab, die damit ausgefertigt werden sollen. Herausgebern von Logarithmen kann daher an nichts so sehr gelegen seyn, als dieselben, soweit es nur immer möglich ist, fehlerfrey zu liefern, ein Bestreben, das allerdings die Geduld und Beharrlichkeit selbst des muthigsten Corrector's zu erschöpfen vermögend ist. Wie genau die Logarithmenammlung des Vfs. ist, darüber steht dem Rec. kein Urtheil zu, da er bis jetzt noch zu wenig Gebrauch davon gemacht hat; denn die Recensentenpflicht, das anzuzeigende Buch ganz, und mit Bedacht zu lesen, leidet hier einige Ausnahme. Aber sehr großen Dank verdient der Vf. für die umsichtigen und angestregten Bemühungen, die er auf die Vermeidung von Druckfehlern verwandt hat, und gewiß hat er in dieser Rücksicht alles gethan, was man von ihm fordern konnte, oder vielleicht noch etwas mehr, als sich billiger Weise von ihm erwarten liefs, da er, seiner Versicherung zu Folge, für jeden von ihm im Drucke gelieferten Logarithmen nicht nur *Placq's Arithmetica logarithmica*, *Brigg's Trigonometria artificialis* und *Vega's Logarithmorum Thesaurus*, Ausgaben, welche sämmtlich 10 Decimalen enthalten, sorgfältig verglichen, sondern auch, wo er etwa besondern Anstoß fand, diesen mit Hülfe von *Gelbrand's Trigonometria Britannica*, die 14 Decimalen giebt, oder nach andern Methoden zu heben

versucht hat. Noch besondere, von einigen seiner Vorgänger versäumte Vorsicht wandte er auch darauf, sich der sechsten Stelle seiner Logarithmen zu versichern. Auch *Callet's* und *Vega's* Handbücher haben nur allmählich, und durch fortgesetzte Nachbesserungen, einen gewissen Grad von Vollkommenheit erlangt, den man ihnen jetzt mit Recht zusieht, so wenig auch bey diesen und bey ähnlichen Werken von einer absoluten arithmetischen Infallibilität je die Rede seyn kann. Der Vf. ersucht daher alle, die seine Arbeiten benutzen werden, ihm jeden entdeckten Fehler anzuzeigen, damit künftig bey einer etwa nöthigen zweyten Auflage darauf Rücksicht genommen werden kann. Man hatte dem Vf. Vorschläge gemacht, sein Werk in Leipzig bey *Tauchnitz* mit Stereotypen drucken zu lassen, und Hr. von *Schmidel* in Leipzig hatte unaufgefordert ihm vorläufig zugesagt, den Druck zu leiten. Der Vf. lehnte diesen Antrag ab, da er selbst am Druckorte anwesend zu seyn wünschte, behielt sich aber vor, seine Arbeit nur erst alsdann, wenn ein zweyter Abdruck nöthig werden sollte, mit allen Abänderungen und Verbesserungen, die anhaltender Gebrauch und Erfahrung an die Hand geben würden, Stereotypiren zu lassen, ein Entschluß, der eben so sehr seiner Einsicht, als seiner Bescheidenheit Ehre macht. — Rec. hat noch von dem *Anhange* Rechenschaft zu geben, den der Vf. seiner Logarithmenausgabe, eine alte Gewohnheit befolgend, beygefügt hat. Er konnte dieser Zugabe nur 27 Seiten widmen, und bemerkte selbst, daß es unmöglich ist, in solchen Anhängen alle, oft sehr verschiedenartige Forderungen der Leser zu befriedigen. Besser könnte so verschiedenen Wünschen vielleicht Genüge geleistet werden, wenn ein Gelehrter vom Fache sich entschließen wollte, in einer eigenen größeren Schrift (freylich mit Bestimmung einer gewissen Grenze) das wichtigste, brauchbarste und neueste von Tafeln (mit Ausschluss der eigentlich astronomischen), von Formeln, und anderen, was zum täglichen Bedarf der *praktischen* Mathematik gehört, oder doch von häufigem Gebrauch ist, zu sammeln; wir haben wenigstens bis jetzt an Sammlungen dieser Art keinen großen Ueberflus. Der Vf. liefert in seiner kurzen *Appendix*: 1) Verschiedene Formeln zur Kreismessung. 2) Länge der Kreisbogen für den Radius 1, auf 7 Decimalstellen von 1 bis zu 360 auf einzelne Grade, wie auch auf einzelne Minuten und Secunden des Grads. 3) Analytische Ausdrücke für die Sinus von drey zu drey Graden des Quadranten. 4) Chordentafel, den Radius = 1000 vorausgesetzt, von 10 zu 10 Minuten eines Grads von 1 bis auf 108°, und dann bloß für einzelne ganze Grade von 108 bis zu 960°. 5) *Abacus Trigonometricus*. Diese Tafel, welche 15 Seiten, mithin den größten Theil des Anhangs füllt, begreift die Sinus, Tangenten und Secanten von 10 zu 10 Min. jedes Grads, für den Radius 1, bis auf 5 Decimalstellen; beygefügt sind noch, oder eigentlich aus der vorangehenden Logarithmenammlung wiederholt, die Logarithmen

men der Sinus und Tangenten von 10 zu 10 Minuten, gleichfalls auf 5 Decimalstellen abgedruckt. Dieser *Abacus*, eine abgekürzte Trigonometrie, könnte hiernach nebst dem das er auch die Sinus und Tangenten selbst, nicht bloß ihre Logarithmen enthält, in Fällen, wo man sich bloß mit einer compendiarischen, und oberflächlichen trigonometrischen Auflösung begnügt, seine Anwendung finden. 6) Trigonometrische Formeln; Functionen der Winkel in verschiedenen Quadranten; Functionen für die Summen und Differenzen der Winkel; einige der vornehmsten und prägnantesten Formeln der sphärischen Trigonometrie. 7) Zahlen von häufigem Gebrauche in der Mathematik, und constante Logarithmen.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Industrie-Compt.: *Latreille's natürliche Familien des Thierreichs*. Aus dem Französischen (übersetzt,). Mit (mit) Anmerkungen und Zusätzen von Dr. A. A. Berthold, Privatdocenten an der Universität zu Göttingen. 1827. X u. 604 S. gr. 8. (2 Rthlr. 21 gGr.)

Da wir früher das Original (A. L. Z. 1827. Nr. 179) angezeigt haben, so ist über das Werk selbst gegenwärtig Nichts zu bemerken, sondern nur die Uebersetzung als solche, nebst dem, was der Vf. an Anmerkungen und Zusätzen beifügte, zu würdigen.

Wenn der Uebers. in seiner Vorrede sagt, daß schon der Name des Vfs. für den Werth dieser Schrift bürge, „und zwar vorzüglich in Betreff der Insekten, und der Reptilien,“ so sind wir hinsichtlich der letztern, wohl im Einverständniß mit den meisten Naturforschern, anderer Meinung, indem L. eben diesen Zweig in *Buffon's* ed. *Deterville* gar oberflächlich und ohne Kritik bearbeitet hat. Weiter äußert der Uebers., „man hat (nachdem nämlich dieser *Prodromus* der Zoologie vorhanden) nur noch die Charakteristik der Geschlechter und Arten nöthig, um jedes einzelne Thier schnell und bequem auffuchen zu können; diese Charakteristik, wozu ich schon zum Theil die Materialien in den Museen von Berlin, Paris u. s. w. gesammelt habe, denke ich nach und nach auf dieses Werk folgen lassen zu können.“ Mit kurzen Worten sind hier *Species Animalium* angekündigt, ein gewiss von allen Zoologen ersehntes Werk, das aber, nach der Bearbeitung des *Prodromus* zu schließen, wohl noch hinter *Gmelin's Compilation* zurückbleiben dürfte. Ein hartes Urtheil, das wir aber zu belegen gedenken, obgleich der Uebers. hofft, „daß gegenwärtig die Uebersetzung dem Original in mehr denn einer Hinsicht den Vorrang streitig mache.“ Dies soll hauptsächlich der Fall seyn, weil die Fehler des Letzteren in jener verbessert sind, und die (leicht zu zählenden!) Anmerkungen des Uebers. Vieles erläutern; ferner durch Angabe der lateinischen Namen der Geschlechter, so wie durch Hinzufügung der Stammwörter der griechischen Benennung der Hauptgruppen, endlich durch das Register.

Zuerst veranlaßt der Gebrauch der deutschen Benennung Geschlecht statt Gattung (*Genus*) oft Verwirrung, wie S. 324: „die Tarsen sind bey beiden Geschlechtern gleich.“ Warum brauchte der Uebers. nicht das Wort *Sippe*, wenn er sich mit — *Gattung* — nicht befreunden konnte? — Der Körper der Schildkröten ist nicht „in einer Kapsel (*Gehäuse*)“ sondern nach dem richtigen Kunstaussdruck in einer *Schale* eingeschlossen, und zwar heißt die obere nicht Rückenschild, sondern Oberschale u. s. w. Der Uebers. hat es sehr vernachlässigt, die einmal gebräuchlichen Kunstaussdrücke und seine eigenen consequent zu gebrauchen, was gewiss sehr zu tadeln ist, denn auf der nächsten Seite heist es „Knochenplatten bilden einen obern — Panzer.“ — Wir müßten alle Grenzen unserer Recension überschreiten, wollten wir alle Verstööße dieser Art anführen, doch soll es mit Einigen gelchehen. *Squamosus*, beschuppt. — nicht „geschuppt“ und im gewöhnlichen Sprachgebrauch — schuppig. „Vier zum Gehen oder Klettern geschickte Füße“ ist französisch — deutsch — es müßte heißen — Gang- oder Kletterfüße. Auf diese Weise übersetzt aber Hr. B. gern, denn — „keine Gaumenzähne“ statt die Gaumenzähne fehlen u. dgl. findet man fast auf allen Seiten. Das franz. *les uns* — immer durch „die Ehen“ übersetzt, klingt im Deutschen widrig. Es konnte ganz wegleiben. Die Vipern haben keinen „*Gifthalen*“ sondern — Giftzahn. Eben so willkürlich ist der Ausdruck „Schuppen Schilder“ da die Benennungen Schilde, Schildchen, Schwanzschuppen, längst angenommen sind. Die Fische haben keine „Steifskolle“ sondern eine Afterflosse. S. 161 sollen die *Milleporita* „*Muscheln*“ seyn! und nachdem stand „das Innere der *Muschel*“ folgt gleich wieder „die *Schale*“. Auch S. 186 macht der Uebers. wieder aus Abtheilungen, wozu *Fusus*, *Strombus* u. A. gehören „*Muscheln*!“ und S. 189 spricht er von „eingerollten *Muscheln*.“ S. 247 ist der Titel der *Latreille'schen* Insektenwerke deutsch angegeben, wodurch man verleitet werden könnte, zu vermuthen, es gebe Uebersetzungen davon. Bey den Insekten heißen die „Unterkiefern“ schon längst Kinnladen, die „obern Kinnladen“, Oberkinnladen — Kinnbacken, so wie der „Hinterbauch“ Hinterleib, — die „Oberlippe“ Leiste genannt wird, auch haben die Tarsen nicht „*Haken*“ sondern Klauen, der Mund keine „*Schnauze*“ oder gar „*Schnabellschnauze*“ sondern einen Rüssel, der Uebers. „*Unterschenkel*“ sind Schienbeine, nach der gangbaren entomologischen Kunstsprache. Raupen, welche mit den „gewöhnlichen schuppigen“ (*écailleuses* — hornige toll's heißen, aber der Uebers. scheint diesen Ausdruck nicht zu kennen,) Füßen versehen sind — kennen wir nicht. Die Rollzunge der Schmetterlinge wird S. 469 f. zu einem „Rollschnabel.“ — Wir können unsere Kritik nicht weiter fortsetzen, glauben auch hinlängliche Belege beygebracht zu haben, um unser Urtheil zu bekätigen. Druck — (Schreib-?) Fehler finden sich übrigens in den Namen der Gattungen, außer den hinten angezeigten, im Buche und im Register noch gar manche. Papier und Druck sind gut, wie man das von der Verlagsbandlung nicht anders gewohnt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

GESCHICHTE.

STUTTGART UND TÜBINGEN, b. Cotta: *Historische und politische Denkwürdigkeiten des königlich preussischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz*, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. *Erster Theil*. 1827. XIV u. 369 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Bey keiner Gattung von historischen Schriften ist es wichtiger, den Verfasser zu kennen, als gerade bey den sogenannten Denkwürdigkeiten. Dies allein bestimmt den geschichtlichen Werth solcher Werke. Zu dieser Bemerkung finden wir uns durch den auf dem Titel befindlichen Zusatz „aus dessen hinterlassenen Papieren“ bewogen. Wer hat *diese* Denkwürdigkeiten aus *diesen* Papieren entworfen? Wer verbürgt die Echtheit dieser Papiere und die Zuverlässigkeit der aus denselben geschöpften Darstellung? Leider giebt das Vorwort keine Auskunft über diese nothwendigen Fragen; wir erwarten sie aber mit Zuversicht in dem zweyten Bande, um alsdann erst uns über das Verhältniß des vorliegenden Werks zu ähnlichen Erscheinungen in der deutschen Literatur ausdrücken zu können. Der ungenannte Verfasser rühmt die ihm gestattete Einsicht und Benutzung der vielen von dem Grafen von Görtz hinterlassenen Papiere als ein Zeichen theils eines ausgezeichneten Wohlwollens, theils eines schmeichelhaften Zutrauens. Unter diesen Schriftstücken befindet sich eine zahllose Menge von gesammelten Notizen und niedergeschriebenen Bemerkungen, die, ohne sich auf die mannichfaltigen Dienstverhältnisse des Grafen zu beziehen, großes Interesse und reichhaltige Materialien zur Geschichte der Zeit darbieten. Diese nun in einer zweckmäßigen Ordnung als Beyträge zu der politischen Geschichte des Zeitraums, in welchem des Grafen Wirken so erfolgreich hervorleuchtet, zu sammeln, wird ausdrücklich als Vorwurf des Ganzen angegeben. Diese Schrift, auch ohne daß ihr nächstes Ziel eine Biographie des Verewigten sey, muß dennoch zugleich die Hauptumrisse seines Lebenslaufs liefern, zu dessen Andeutung Folgendes dienen möge. *Johann Eustach Graf von Görtz* ward am 5ten April 1737 auf der Familien - Herrschaft Schlitz geboren. Nach vollendeter Erziehung auf dem Carolinum zu Braunschweig und den Universitäten zu Leyden und Straßburg erhielt er im J. 1755 seine erste Anstellung in

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Herzoglich Sachsen-Weimarischen Diensten. Dort, so wie in den Gotha'schen Diensten, war er auf seine Appanage beschränkt und bezog erst 1759 Gehalt, als er in der Eigenschaft eines Erziehers der Prinzen von Sachsen nach Weimar zurückkehrte. Im J. 1778 übertrug ihm Friedrich der Große eine eben so ehrenvolle als schwierige Sendung wegen der Bayerischen Erbfolge. Nach erreichten Endzwecke wurde er nach Berlin berufen und zum *Grand-Maitre de la Garderobe* und Staatsminister ernannt. Schon 1779 trat er den wichtigen Gesandtschaftsposten am russischen Hofe an, den er volle sechs Jahre bekleidete. Im J. 1786 ward er als außerordentlicher Gesandter nach Holland geschickt, um die Bewegungen und Unruhen, welche die anti-oranische Parthey gegen den Erbstatthalter erregt hatte, beyzulegen. Von dieser unangenehmen Sendung zurückgekehrt, ernannte der König ihn (1788) zum kurbrandenburgischen Gefandten am deutschen Reichstage, welche Stelle er bis zu der im J. 1806 erfolgten Auflösung des deutschen Reichs beybehielt. In der Zwischenzeit war der Graf von Görtz auf beiden Kaiserwahlen in den Jahren 1790 und 1792 zweyter kurbrandenburgischer Wahlbotschafter und als solcher Stimmführer bey den Berathungen über die Wahlcapitulationen; vom Ende des J. 1797 bis Ende Aprils 1799 erster preussischer Gefandter bey dem Congresse zu Raßadt; in den Jahren 1802 und 1803 kurbrandenburgischer Bevollmächtigter bey der Reichs-Deputation zum Vollzuge des Entschädigungs-Gelchäfts. Nach den unglücklichen Ereignissen des J. 1807 legte Graf von Görtz, mit freiwilliger Verzichtleistung auf alle Pension, seine Dienste nieder und lebte zurückgezogen in Regensburg, bis sein Ende daselbst am 7ten August 1821 im 84ten Jahre seines Alters erfolgte. Drey Jahre nach seinem Hinscheiden wurde, wie die Inschrift lautet, „ihm und seinen Tugenden von seinen Freunden und Verehrern“ zwischen dem Jacobs- und Weich-St. Peters-Thor zu Regensburg ein geschmackvolles Denkmal errichtet. Vaterlandsliebe, Frömmigkeit, Bürgerfinn, Geselligkeit und Wohlthätigkeit werden darauf den Vorübergehenden als die Haupteigenschaften genannt, die den als Staatsmann und Bürger gleich verehrungswürdigen Mann auszeichneten. Umfaßt man mit einem Blicke den dreysigjährigen Zeitraum, in welchem der Graf von Görtz amtlich wirkte, so überzeugt man sich bald, daß er in den höchsten Staatsstellen, bey den wichtigsten Ereignissen

Y (4)

nissen seines Jahrhunderts thätig war und, an der Entwicklung dieses Abschnitts der Weltgeschichte leitend Theil nahm. Aus jener Zeit und aus jenen Welthändeln erwuchs ohnehin unser Zeitalter. Das Buch ist sonach als eine zeitgemäße Erscheinung zu betrachten. Es verdient auch seines klaren, geschichtlichen Vortrags wegen gelesen zu werden; wobey die Berücksichtigung bewährter Schriftsteller um so unerlässlicher erschien, als man nicht immer mit Bestimmtheit erhebt, aus welchen Quellen der wörtliche Inhalt von Depeschen u. s. w. geschöpft worden ist. Es würde die uns vergönnten Grenzen übersteigen, wollten wir hier einen Auszug aus den vorliegenden Denkwürdigkeiten versuchen. Wir begnügen uns vielmehr damit, den Hauptinhalt der einzelnen Abschnitte anzudeuten, in welche der erste Band derselben zerfällt. Der erste schildert die Verhältnisse des Grafen von Görtz in Sachsen-Weimarischen Diensten (1761 — 1777), der zweyte die Unterhandlungen wegen der Bayerischen Erbfolge bis zu Anfang des Kriegs zwischen Oesterreich und Preussen, wobey mit Recht das von dem Grafen herausgegebene: *Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte Eustache de Goertz*. Francfort sur le Mein, chez Fred. Eslinger, 1812. 8. als Quelle dient; — der dritte die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Preussen; der vierte die Unterhandlungen und den Friedensschluss zu Teschen, am 13ten May 1779. In den sieben folgenden wird die Sendung des Grafen von Görtz nach St. Petersburg umständlich erzählt. Die wichtigsten politischen Ereignisse, die dieser Zeitraum (von 1780 bis 1786) umfaßt, sind das Project einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preussen und der Pforte, die bewaffnete See-Neutralität, die Zusammenkunft des Kaisers Joseph II. mit Katharina, die Reise des Prinzen von Preussen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., nach Petersburg; die Reise des Kaisers Paul Petrowitsch und seiner Gemahlin ins Ausland; das Project eines bayerischen Ländertausches, der deutsche Fürstenthumb, die Unterhandlungen zu Abschließung einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Großbritannien und Preussen; die Friedensvermittlung zwischen den Bourbon'schen Höfen und England und zwischen dieser Macht und Holland, und endlich die Reise der Kaiserin Katharina im Innern ihres Reichs, deren anziehende Beschreibung wir bereits dem ältern *Séjour* verdanken. Es liegt recht eigentlich in der Aufgabe von Denkwürdigkeiten, Beyträge zur Charakteristik derjenigen Personen zu liefern, die in nähere Berührungen mit dem Beobachter seiner Zeit kamen. Auch in dieser Beziehung ist der vorliegende Band reich ausgestattet: denn er enthält eine Menge unbekannter Züge von der Herzogin *Amalia* von Sachsen-Weimar, dem edeln Freyherrn *Karl Theodor von Dalberg*, *Wieland*, *Marie Anne* gebornen Pfalzgräfin von Sulzbach, *Katharina II.*, *Paul I.*, den vornehmsten Gro-

ßen des russischen Hofes (deren vom Grafen von Görtz entworfene meisterhafte Bezeichnung den meisten Lesern aus einer der Beylagen zu den von Dohm'schen Denkwürdigkeiten noch erinnerlich seyn wird), *Joseph II.*, *Sahim Geraï Tatart* - Chan der Krimm, *Cobenzi*, dem Grafen *Ségur* d. ä., Grafen von *Herzberg*, *Friedrich II.* u. m. A. Die Bemerkungen über die Finanzen und die Kriegsmacht Rußlands in der Periode von 1774 — 1786 sind sehr wichtig. Wir wollen hier nur daran erinnern, daß der Hr. von *FalckenSKIOLD* in seinen *Mémoires* — publiés par Mr. *Philippe Secretan*. Paris 1826. S. 3 — 69 eine eben so gründliche Schilderung dieser Gegenstände entwirft, wie sie in den Jahren 1769 und 1770 beschaffen waren. Dieses ladet zu interessanten Vergleichen ein, da diese beiden Zeiträume fast an einander grenzen.

MATHEMATIK.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer: *Geometrie für Bürgerschulen und Gewerbschulen*, wie auch zum Selbstunterricht für Handwerker, von *Joh. Cornel. Buschheister*, Subconector am Gymnasium zu Wolfenbüttel. Erster Theil. Mit 3 Kpft. 1826. VIII u. 183 S. 8. (8 gGr.) Inhalt: S. 9 — 24. Einleitung, Erklärung der Körper, Flächen u. s. w.; der Gleichheit, Congruenz u. s. w. S. 25 — 44. Abschn. 1. Von der Lage gerader Linien in einer Ebene und von den ebenen Winkeln. S. 45 — 91. Abschnitt 2. Von den Figuren. S. 91 — 96. Abschn. 3. Von der mathematischen Methode. Erklärung der Grundsätze, Lehrsätze u. s. w. S. 97 — 126. Abschn. 4. Von der Congruenz der Figuren. S. 127 — 133. Anhang über die Decimalbrüche.

Das Buch verdankt, wie der Vf. in der Vorrede sagt, der an ihn ergangenen Aufforderung einer vorzüglichen Bürgerschule seine Entstehung. Es soll, nach dem Vf., ein Buch seyn, welches den Schülern in die Hände gegeben werden könnte, und woraus sie nicht allein eine vollständige Anschauung der geometrischen Grundformen, sondern zugleich eine gründliche und mit Beweisen unterstützte Anweisung erhielten, diese Grundformen selbstthätig zu erschaffen und neue Formen daraus abzuleiten u. s. w., welches sie durch die strenge Form der Beweise im systematischen Denken übte, und in ihnen eine Kraft des Verstandes entwickelte, die sie vor der gedankenlosen Anhänglichkeit an das Hergebrachte in ihrem künftigen Berufe bewahrte u. s. w. — Mit der Ansicht des Vfs., daß ein umfassenderer mathematischer Unterricht in höhern Bürgerschulen höchst wünschenswerth und von großem Nutzen sey, ist Rec. wegen der vielen Anwendungen auf die Gewerbe und wegen der Schärfung der Urtheilskraft vollkommen einverstanden. Sehr zweckmäßig scheint uns gleichfalls das Verfahren des Vfs., wonach er eine ausführliche Erklärung der mathematischen Grund-

Grundformen vorausschickt und dann später erst Beweise folgen läßt. In einer Gelehrten-Schule mag immerhin das streng systematische Verfahren vorherrschen, in einer Bürger Schule hingegen ist eine recht klare Anschauung jener geometrischen Grundformen die Hauptsache, sie muß vorausgehen, und dann erst mögen Lehrsätze und Aufgaben folgen. Wer sich aber je mit diesem Unterrichte beschäftigt hat, weiß, wie schwer es ist, nur die wichtigsten Lehrsätze und Aufgaben auszuheben und doch keinen Satz hinwegzulassen, ohne den ein folgender nicht streng bewiesen werden kann. Dafs es dem Vf. gelungen sey, diese Schwierigkeit gröfstentheils zu besiegen, so wie deutlich und faßlich zu schreiben, müssen wir ihm einräumen, und er wird es uns darum nicht verübeln, wenn wir ihm einige Erinnerungen machen, die uns bey dem sorgfältigen Durchlesen des Buchs nöthig schienen.

S. 23 heift es: „zwey Flächen oder zwey Körper sind congruent, wenn ihre Grenzen sich decken, und wenn die Flächen oder Körper in einander gelegt genau denselben Raum einnehmen.“ Für den Ausdruck „in einander gelegt“ würden wir vorgezogen haben: das Eine an die Stelle des Andern gedacht. Die Anmerkung S. 23 können wir nicht billigen: denn mit der mathematischen Congruenz hat das „nicht Passen“ nichts zu thun. S. 27 heift es: „eine senkrechte und eine wagrechte Linie stehen nicht gegen einander geneigt.“ Wie soll man denn einen rechten Winkel erklären, da doch auch nach dem Vf. jeder Winkel die Neigung zweyer Linien gegen einander ist? S. 34 kommt erst die Erklärung eines rechten Winkels, und doch ist schon S. 26 von einem Perpendikel die Rede gewesen. Warum nicht die Erklärung des Perpendikels bis nach den Winkeln verpart, und dann so: sind zwey Nebenecken gleich, so heift jeder ein rechter, und eine gerade Linie, die mit einer andern gleiche Nebenecke bildet, steht auf ihr perpendikular oder heift ein Perpendikel. S. 53 heift es: „Parallelogramme sind Vierecke, in denen die gegenüberstehenden Seiten parallel und die gegenüberstehenden Seiten und Winkel gleich sind.“ Nur das erste Merkmal durfte angeführt werden, die beiden letztern lassen sich aus dem ersten ableiten; erklärt doch Niemand ein gleichseitiges Dreyeck so: es sey ein solches, worin alle drey Seiten und alle drey Winkel gleich sind. S. 102. Den Beweis der Congruenz zweyer Dreyecke aus der Gleichheit der drey Seiten können wir, wie er hier geführt ist, unmöglich billigen, und zwar eines logischen Zirkels wegen. Hier werden nämlich die Seiten des einen Dreyecks getrennt und dann auf das andere gelegt, wobey aber stillschweigend vorausgesetzt wird, dafs sich drey gerade Linien nur auf eine Weise zu einem Dreyecke zusammensetzen lassen. Die Richtigkeit dieser Voraussetzung folgt aber erst aus diesem Satze selbst. Direct möchte sich überhaupt dieser Beweis schwerlich führen lassen. S. 105 kommt die Aufgabe vor: eine gerade Linie durch eine senkrechte in glei-

che Hälften zu theilen. Ohne den unmathematischen Ausdruck „gleiche Hälften“ zu rügen, wollen wir nur bemerken, dafs die Perpendicularität der Theilungslinie nicht bewiesen worden ist. S. 133 ist von der Division der Decimalbrüche die Rede. Strenger und deutlicher, auch weit allgemeiner würde für 1. der Beweis gewesen seyn aus dem Lehrsatz: man dividirt einen Bruch durch eine ganze Zahl, wenn man den Zähler desselben dadurch dividirt und den Nenner ungeändert läßt. Auch hätte Etwas von der Verwandlung der Decimalbrüche in gemeine gesagt werden können. — Ausser diesem ersten Theile beabsichtigt der Vf. noch die Herausgabe zweyer andern. Der zweyte soll die übrigen Hauptlehren der ebenen Geometrie und ihre Anwendung auf die Gewerbe enthalten; der dritte die körperliche Geometrie. Möchten sie recht bald folgen!

STATISTIK.

STETTIN, b. dem Herausg.: *Jahrbuch der Provinz Pommern für 1828.* Im hohen Auftrage u. f. w. herausgegeben von E. W. Bourwieg, K. Hofrath u. f. w. XVI u. 386 S. 8.

Dieses „Jahrbuch“, eingeführt durch den um den preussischen Staat und insbesondere um Pommern hochverdienten Oberpräsidenten Dr. Sack, zeichnet sich vor den ähnlichen Adresskalendern und Staatsbüchern dadurch rühmlich aus, dafs man darin nicht blofs die Namen und Aemter der öffentlichen Staatsdiener, Militärpersonen, Geistlichen, Lehrer u. f. w. findet, sondern dafs dasselbe zugleich sehr schätzbare Beyträge zu der Landes- und Volkskunde der Provinz, für welche und in welcher es erscheint, enthält. Diese statistischen Nachrichten empfehlen sich durch Genauigkeit und Uebersicht, und geben dem Ganzen einen bleibenden Werth. In dieser Beziehung ist das gegenwärtige Jahrbuch als ein völlig umgearbeitetes, sehr vermehrtes und verbessertes Werk zu betrachten, wie es der Vf. in seiner amtlichen Stellung und bey dem ihm eigenen grofsen Fleisse allein zu liefern im Stande war. Voran geht eine (nur zu kurze) Beschreibung von Pommern, auf welche 6 topographisch-statistische Tabellen folgen. (S. 1—34). Das eigentliche Adressbuch beginnt mit der Genealogie des preussischen Hauses (S. 35), und stellt in zwey Hauptabschnitten zuerst den Personalstaat der Civilverwaltung (S. 35—238) und dann den Personalstaat der Militärverwaltung (S. 239—346) dar. Der erste Hauptabschnitt zerfällt in 5 Abtheilungen: 1) die allgemeine Verwaltung (das Oberpräsidium mit den unter ihm stehenden Behörden: dem Consistorio, dem Medicinal-Collegio und den drey Regierungen; ferner: die katholische Geistlichkeit und das Provinzialarchiv); 2) die Provinzialstände; 3) die allgemeinen Anstalten und Vereine (für höhere, wissenschaftliche und Berufsbildung; für staatswirthschaftliche, staatspolizeyliche, kirchliche, Schul- und gemeinnützige und für wohlthätige Zwecke); 4) das

4) das Postwesen und dessen Verwaltung, und 5) die Gerichtsbehörden. Der zweyte Hauptabschnitt enthält: 1) die Kriegseintheilung, 2) die Truppen, 3) die Festungen, 4) die zweyte Landwehr - Gensd'armerie-Brigade, 5) die Examinations-Commissionen, 6) die Schulen, und 7) die Militär-Intendantur. Bey den Provinzialständen (S. 215) und der Militär-Intendantur (S. 237 ff.) sind zugleich einige Andeutungen über die Zusammensetzung, den Wirkungs- und Geschäftskreis gegeben, welche bey den übrigen Abtheilungen fehlen. Die Brauchbarkeit des Ganzen ist durch ein sorgfältig gearbeitetes Register (S. 341 — 388) erhöht. Rec. weiß seine Theilnahme an dieser mühsamen, verdienstlichen Schrift, welche in ihrer neuen, verbesserten Gestalt keinem andern, uns bekannten Staatshandbuche nachsteht und mehrere von ihnen durch lichtvolle Anordnung und Genauigkeit in den Angaben übertrifft, nicht besser zu beweisen, als wenn er noch einige Bemerkungen und Wünsche für eine neue Bearbeitung hier offen darlegt: 1) Der Titel: „Jahrbuch u. s. w. für 1828“ ist nicht bezeichnend genug, da das Buch nicht alljährlich erscheint und auch nicht bloß für Ein Jahr bestimmt ist; „Pomm. Staatshandbuch“, „Pomm. Provinzial-Kalender“ oder „Handbuch für die Provinz Pommern“ wäre dem Zweck und Inhalt mehr entsprechend. 2) Bey den Provinzial-Behörden müßte immer zuerst ihr Wirkungskreis kurz angegeben und dann die in denselben gehörigen Unterbehörden, Personen u. s. w. namentlich nachgewiesen werden: denn der Personalstaat der Provinz kann nur aus ihrem innern Organismus, die Verwaltung aus der Verfassung erkannt werden, und die Aufgabe für diese Zusammenstellungen muß eben seyn: die Verwaltung in ihren einzelnen Zweigen aufzufassen und sie in ihrem vollen Zusammenhange und Umfange so darzustellen, daß sie mit der Verfassung ein Ganzes bildet. 3) Wenn gleich der Vf. für die Anordnung des Einzelnen und Besondern seine guten Gründe gehabt haben mag, so scheint dem Rec. doch Manches noch nicht ganz an seiner Stelle zu seyn: z. B. die katholische Geistlichkeit schon S. 43, welche, selbst mit Rücksicht auf ihr Ressortverhältniß zu den Regierungen, unbedenklich nach der evangelischen Geistlichkeit Platz finden sollte, und dort mitten unter den Provinzialbehörden die Reihenfolge nur unterbricht; die Provinzialstände (S. 213 ff.), welche gleich nach den Erbämtern (S. 36 f.) mehr an ihrer Stelle seyn dürften. 4) Die statistische Abtheilung werde erweitert, die Volkskunde von der Staatskunde noch schärfer getrennt, und der geographische Abriss durch eine Karte, die überhaupt eine Vielen sehr willkommene Zugabe wäre, veranschaulicht, damit das Buch in seiner neuen Ausgabe die Kenntniß der Provinz noch mehr befördern helfe und dadurch sich immer gemeinnütziger und unentbehrlicher mache. 5) Da dem Topographischen, ohne die Grenzen der Schrift

zu sehr zu überschreiten, hier nicht mehr Raum gewidmet werden kann, und eine ausführlichere Darstellung überhaupt nicht ihr Zweck ist: so wünschen wir, daß es dem Vf. gefallen möge, die sogenannten „Ortschaftsverzeichnisse vom J. 1817“, die ihren neuen Bearbeiter erwarteten, nach dem Vorgange einer so eben erschienenen Ortsbeschreibung von Schlesien (in alphabetischer Ordnung u. s. w.) zu einem Ganzen zu verbinden und seinem Jahrbuche als Ergänzungshefte bald folgen zu lassen. Um ihm zu beweisen, wie aufmerksam Rec. das letztere durchgesehen hat, bemerkt er noch, daß bey den Ueberlichten S. 18 — 23 wenigstens die Haupttribünen: Stettin, Cöslin und Stralsund vermißt werden; daß der Titel des neu ernannten ersten geistlichen Mitgliedes des Consistorii lautet: evangel. Bischof, General-Superintendent von Pommern u. s. w.; daß das Haupt-Seminar in Stettin ein Stadt- und Landschullehrer-Seminar ist; daß S. 46 die Mitglieder der zweyten Abtheilung der Regierung von denen der ersten und dritten durch c — e und einen Strich getrennt sind (vergl. S. 123 f. B. b. und S. 168 C. a.) — Möge es dem wackern Herausg. nicht an Neigung und Muße zur Vervollkommnung seiner Schrift fehlen, und er, unter der kräftigen, einsichtsvollen Leitung des verehrten Staatsmannes, welchem auch dieses Jahrbuch sein Daseyn verdankt, dem unter seinen Landsleuten erwachten Bedürfnis, dem Bedürfnis einer genauern Kenntniß der Heimath, in jeder neuen Ausgabe mehr und mehr entgegenkommen!

Bh.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIESBADEN, b. Schellenberg: *Eichenkränze*, dichterische Darstellungen aus deutscher Geschichte, seinem Handbuche derselben zu Gedächtnis- und Vortragsübungen in und außer der Schule beygelegt von *Friedrich Erdmann Petri*. Viertes und letzter Kranz. Denkblätter aus dem 19. Jahrhundert bis zum Tode Friedrich Augusts, Königs von Sachsen. 1828. XII u. 398 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Auch hier, wie in den ersten, Erg. Bl. 1827. Nr. 97 angezeigten Theilen, finden sich schöne dichterische Denkmäler einer großen Zeit und großer Männer. Aber auch viel Werthloses und Mittelmäßiges läuft mit unter, und gerade hier wäre unter dem reichen Stoff eine recht geschickte Auswahl zu treffen gewesen. Mancher Dichter, der seine Leyer für die Verherrlichung des letzten Freyheitskampfes gestimmt, ist unberücksichtigt geblieben; so fehlen *Arndt*, *Max von Schenkendorf* und *Stagemann* ganz, deren Vaterlandsgefänge doch gewiß von dem Herausgeber vernommen worden sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

THEOLOGIE.

Schriften über die neuere Gegeneinanderstellung des Supernaturalismus und Rationalismus.

- 1) LEIPZIG, b. Reclam: *Der Rationalist kein evangelischer Christ*. Ein Wort der Liebe und des Ernstes, von einem nicht-theologischen Gliede der evangelischen Gemeinde u. s. w.
- 2) *Ebend.*, b. Hartmann: *Ueber das Verhältniß der Philosophie zum Christenthum*. Eine Vorlesung — von H. Richter u. s. w.
- 3) *Ebend.*, b. Ebend. m. f.: *Vorläufige Replik an Vigilantius Rationalis* u. s. w.
- 4) *Ebend.*, b. Baumgärtner: *Rationalismus und Supranaturalismus in ihrer Beziehung zum Christenthum und zur protestantischen Kirche*. Eine offene philosophische Erklärung gegen die offene Erklärung des Hn. Dr. Hahn. Nebst zwey Nachträgen über des Hn. Prof. Richter Votum u. s. w. und die Berliner evangelische Kirchenzeitung. Von *Vigilantius Rationalis* u. s. w.
- 5) *Ebend.*, b. Kollmann: *Philosophische Duplik gegen des Hn. Prof. Richter vorläufige Replik an Vig. Rationalis*. Zugleich als Verständigung über die streitigen Punkte in Sachen des Rationalismus. Von C. Fr. W. Clemen u. s. w.
- 6) OSCHATZ, b. Oldecop: *Der evangelische Christ als Rationalist* u. s. w.
- 7) KÖNIGSBERG, in d. Univerf. Buchh.: *Send schreiben an Hn. Prof. D. Hahn in Leipzig in Beziehung auf dessen Schrift: an die Evangelische Kirche u. s. w. Ein Beytrag zur rechten Würdigung des Rationalismus*, von L. Aug. Kähler u. s. w.

(Fortsetzung der in Nr. 192 d. A. L. Z. abgebrochenen Recension.)

Erschöpft kann diese Materie in einer Recension nicht werden, am wenigsten einem Nichttheologen gegenüber, welcher sich für überzeugt hält und doch nicht bedenkt, daß niemals eine Bibelstelle sagt: *Gott sey durch das Blut Jesu versöhnt worden*; sondern immer deutlich ausspricht: daß Gott die Menschen durch das Blut Christi mit sich versöhne und die Apolliel deswegen das Amt hätten, um Christus Willen zu bitten: „*Werdet doch versöhnt mit der Gottheit*“! 2 Kor. 5, 18—20. Auch ein Nichttheo-

loge sollte doch, ehe er in diesen Dingen eine so ausschließende Behauptung zu haben öffentlich behauptet, sich wenigstens aus dem Griechischen belehren, daß das von Luther durch Versöhnen überetzte Wort ein Umändern von der Feindschaft zur Eintracht bedeutet. Der Sinn aller solcher Stellen also ist: die Gottheit gebrauche auch den blutigen Tod Jesu als ein Mittel, nicht um sich selbst gegen die Menschen zu verändern (was nach ihrer weisen Liebe nie nöthig seyn kann), wohl aber um Menschen, welche den Tod Jesu in seinem ganzen Zusammenhange betrachten wollen, dadurch zu einer Umänderung ihrer Gesinnung gegen die Gottheit zu bewegen, die, so lange sie das Sündigen nicht aufgeben, wie Röm. 8, 7 so richtig gesagt ist, eine Feindschaft gegen Gott, ein Wunich, daß Gott nicht wäre, seyn muß. Nach dieser Bedeutung der Worte sagt Paulus 2 Kor. 5, 20: „*werdet umgeändert gegen die Gottheit*“! Wenn das Blut Christi die Strafgerichtsbarkeit Gottes unmittelbar durch Genugthuung versöhnt hätte, so hätte doch der Apolliel sagen müssen: „*die Gottheit ist versöhnt; wir bitten nur, daß ihr diese Versöhnung annehmet*! Vielmehr aber hat die Gottheit nach v. 21 uns zum Besten zugelassen, daß ein Schuldloser als Verbrecher behandelt wurde, damit wir alles das, warum er leide und wie pflichtgetreu er gelitten habe, überdenkend durch ihn wahrhaftig rechtschaffen und Gott wohlgefällig werden möchten.

Wenn nun gleich dieser echt-biblische Sinn einem an dogmatische Uebersetzungen gewohnten Nichttheologen nicht so leicht deutlich werden kann, so wäre doch auch von einem Solchen zu erwarten gewesen, daß er nicht S. 88. 89 dem Rationalismus und dem Pelagianismus die Meinung andichten liesse, es komme lediglich darauf an, daß, und nicht wie, etwas gethan werde; der Rationalismus sey eine Trennung der Handlungen von ihren Motiven. Nie hätte sich ein selbstforschender Nichttheolog in diesem Sinne eine innere Verwandtschaft des Rationalismus und Romanismus durch die so betitelte und hier mit Ruhm angeführte Schrift eines Hn. Sartorius einreden lassen sollen: denn sogar schon *Pelagius* wird verleumdet, wenn man nicht weiß und anerkennt, wie sehr er nur die aus Pflichtgesinnung und Geistesrechtschaffenheit oder Heiligung entstehenden Handlungen für christlich gut und dem Lehren und Leben Jesu gemäß anerkannte. Wo dann aber solche christliche und gottgefällige Geistesrechtschaffenheit, als

als δικαιοσύνη θεού wirklich in einem Gemüth ist, da wird es unmöglich, zu behaupten, derjenige sey, wie S. 88 wörtlich so sich ausdrückt: dennoch „ein aufmerkfamer und ernster Christ, welcher seinem Heilande täglich Fülle abzubitten habe, wo er unterlag und ihn verleugnete, sey es auch nur durch Trägheit in der Nachfolge und durch Unwilligkeit bey'm Tragen der von ihm aufgelegten Tageslast.“

Welch ein Bekenntniß legt hier der Vf. ab von der leidigen Unwirklichkeit jener unbiblischen Lehrvorstellung, wie wenn vor dem Urtheil Gottes alles Sündhafte, wenn man nur an diese Verlöbungslehre glaube, längst abgethan und abgebußt sey. Freylich kann diese Lehrart ihrer Natur nach unmöglich einen Ernst, eine Strenge im Gemüth gegen sich selbst, eine zum Voraus gefasste Entschiedenheit gegen Trägheiten in der Pflichterfüllung hervorbringen. Wer glaubt, daß alle Schulden, die er mache, zum Voraus längst bezahlt seyen, wie sollte dieser, bloß aus Liebe zu dem Bezahler, der denn doch dafür schon all das Seinige aufgeopfert hat und jetzt nichts mehr dadurch leidet, das Schuldenmachen zu unterlassen sich bewogen finden? Glaubt er auch, jener Wohlthäter habe das Schuldenmachen, so wird wohl ein empfindsam dankbares (also ein schon zum voraus gutartiges) Gemüth dem Wohlthäter zu Liebe nicht gerade vorsätzlich sich in Schulden stürzen wollen; doch aber wird auch ein solches, wenn es sich tägliche Ausnahmen erlaubt, sich sehr natürlich auf tägliches Abbitten verlassen, da ja doch dem Wohlthäter dadurch keine neue Aufopferung zur Last kommt und der Glaube an ihn dennoch, ja sogar als desto größeres Bedürfnis festgehalten werde. Das rohere Gemüth aber..? Was erst psychologisch unvermeidlich in diesem entstehen müßte, wollen wir gar nicht ausmalen. Nur die doch nie zu unterdrückende Stimme des Gewissens kann rohere oder heuchlerische Gemüther von dem größten Mißbrauch jener Theorie abhalten.

Und woher kommt es dann, daß (wie der Vf. S. 106 davon ein psychologisch sehr wahres Beispiel aniebt) auch die, welche der in der Bibel nicht ausgesprochenen Theorie, daß die Strafgerechtigkeit Gottes durch die für alle Sündenstrafen stellvertretende Genugthuung des unter unendlich geltenden Körper- und Geistesmartern vergossenen Blutes Christi versöhnt worden sey, gar gerne anhängen, dennoch die Zuficherung davon immer und immer wiederholt hören wollen? Woher kommt es, daß besonders die, welche gar zu gerne in der wirklichen Besserung die des täglichen Abbitens bedürftigen Lücken lassen und nach jeder Absolution neue Materie zum Bereuen häufen, doch unaufhörlich an die unmittelbar geschehene Tilgung aller Sündenschuld erinnert und besonders durch kein Moralpredigen, auch, ungeachtet der bey Matth. 25, 86. 42 so deutlich ausgesprochenen Messianischen Urtheilsgründe, durch kein Erinnern an das aus geistiger Gesinnung fließende wahrhaft gute Handeln in diesem Glauben an fremde Verdienste gestört werden. Hochmuth,

wie der Vf. oft andeutet, kann doch gewis der Grund nicht seyn. Denn welcher Besonnene würde aus Hochmuth nicht glauben und es nicht benutzen wollen, wenn ein viel größerer, nach einer besondern Veranstaltung der ewigen Vorsehung, für ihn bezahlt und längst so bezahlt hätte, daß er dafür nun nichts mehr thun müßte, sondern nur die Freude der dankbaren Anerkennung wünschte. Muß also nicht vielmehr der Grund, warum solche Gemüther bis in den letzten Augenblick sich immer nur den Zuspruch von dem Glauben an diese unmittelbare Genugthuungsgnade wiederholen lassen wollen, darin liegen, daß sie zwar aus Noth daran wohl recht fest glauben möchten, aber dennoch eine solche, den Schuldlosen statt des Schuldigen zum Voraus büßenlassende Gottesgerechtigkeit mit jeder glaubwürdigen Idee von Gott unvereinbar und also eigentlich nicht glaublich finden? Wusste nicht der, dessen Beispiel S. 106 anführt, eben dieses Alles, was er gerne glauben wollte und sich selbst zum glauben gleichsam aufzuothigte, sehr gut? Wozu verlangt ein Solcher denn, daß der Prediger es ihm immer aufs neue einreden sollte? Nur was man im innersten Grund der Seele nicht als glaublich erkennt und wodurch man sich doch gern beruhigen und beschwichtigen lassen möchte, nur dieses versucht man durch immerwährendes Wiederholen und Zuhöhrn sich eindrücken und einprägen zu lassen!

Noch legt der Vf. S. 35 ein großes Gewicht darauf, daß auch bey dem Missionswesen diese Predigt von einer schon vorausgegangenen versöhnenden Genugthuung bey Gott an den Herzen der finsternen Heiden eher und mehr wirke, als alles Moralische. Sehr begreiflich. Auch für den sehr begreiflich, der durch redliches Lesen der Evangelien durchaus weiß, wie Jesus in seiner Rede vom Berge und sonst überall seine vom Vater erhaltene Mission durch lauter praktisches gottgetreues Predigen der Geistesrechtfchaffenheit ausgeübt, dabey aber von einem Zweck, durch Glauben an ein durch Strafabbüßung zu bewirkendes Versöhntseyn die Menschheit zu bessern, kein Wort gesagt hat. Ohne unter die finsternen Heiden zu gehen, weiß Rec. Tausende von niedern und besonders von vornehmen Heidenchristen, welche von der Rechtfchaffenheit (δικαιοσύνη), von der Enthaltbarkeit und Macht über sich selbst (ἐγκρατία), auch von dem gewis kommenden Gericht oder von der Bestimmung ihres künftigen Schicksals nach ihrem jetzigen Gemüthszustand und dessen Handlungen so ungern hören, als weiland der römische Provinzregent, Felix, nach Apg. 24, 25. Dennoch sprach Paulus auf seiner großen und beschwerlichen Christus - Mission zu diesem Magnaten von allen jenen so unangenehmen sowohl biblischen als rationalen Moralwahrheiten, nichts aber davon, daß Felix vor Allem glauben müßte, der zu Jerusalem vor einigen Jahren gekreuzigte Jesus Messias habe wegen Gottes Hafs gegen das Sündigen zum Voraus alle Sündenstrafen der Menschen abgebußt, und daß nunmehr, um dieses Glaubens willen an die schon geschehene Genugthu-

thung, der an Expiationen gewohnte Römer gerecht, keusch, unbefiechlich u. f. w. feyn solle, oder, was er nicht sey, seinem Heilande tagtäglich abbitten dürfe.

Genug von den beiden Hauptpunkten zur Beurtheilung für die Unparteyischen, ob die christlichen Rationalisten nicht in den beiden Lehren, wegen welcher sie der Vf. für bloße Namenchristen erklärt haben will, mehr biblisch seyen, als der Vf. selbst? und ob sie nicht auf jeden Fall die Harmonie der Bibel und Vernunft in dem Eigentlichen der Religionslehre redlich suchen und eifrig behaupten? Paulus, der Apollol, will nicht einmal eine Trennung der Ehe zwischen einer Christin und einem Heiden (1 Kor. 7, 13), weil vielleicht jene den Nichtchristen gewinne. Und eine ganze Kirche oder der supernaturalistische Theil einer Gemeinde sollte zwischen sich und die Christlichgläubenden, aber die Bibel anders Auslegenden eine Scheidewand ziehen, entweder weil sie jene überzeugen zu können sich für zu schwach hielten? oder gar von ihnen überzeugt zu werden fürtheteten? Der Vf. hält deswegen den Andersauslegenden nicht bloß wie einen Glaubensschild, sondern wie ein Medusenhaupt entgegen, daß sie (weil sie die Schriftforschungsfreyheit der evangelisch-protestantischen Kirche nach den jetzt möglichen Kenntnissen benutzten und die Schrift nicht aus den Symbolen, sondern diese aus der Schrift zu erklären für nöthig hielten?) nicht „*evangelische Kirchenchriften*“ seyen.

Jede geschlossene Gesellschaft, beginnt S. 14; geschweige jede Körperschaft, welche ihre eigenen Gesetze hat, hält sich mit Recht für befugt, Jeden, der sich in ihre Ordnungen und Statuten nicht fügen will, *auszuschließen*. Dies sey natürliche (folglich doch rationale?) Rechtskunde, wegen welcher man sich nicht einmal nach positiven Geleztstellen umzusehen habe. Hier (im Rationalismus) habe sich, nach S. 98, eine religiöse Ueberzeugung festgesetzt, über deren *Schädlichkeit* das kirchliche Gesellschaftsstatut sich unzweydeutig ausspreche. (Wir möchten wissen, wo? Etwa in der Bannformel des dem Athanasius einst angedichteten und doch herkömmlich beybehaltenen Symbolums?) Auch werden S. 100 Ausnahmsweise sogar lateinische Stellen angeführt, daß, wer nicht die göttliche (unmittelbare oder Joh. 5, 20. mittelbare) Autorität Christi anerkenne, weder ein Protestant, noch überhaupt ein Christ zu nennen sey.

Ist dieses, so ist der Vf. wahrhaftig nicht consequent genug, daß er behaupten will, es sey nicht von einem Aufheben der Kirchengemeinschaft mit den so unchristlichen Rationalisten die Rede, sondern nur von einer „*geistigen Trennung*.“ Die „*Auscheidung*“ S. 99 bestehe nur darin, daß „*ein jedes kirchliches Mitglied, welches von der Schädlichkeit und dem Gefährlichen jenes Zustandes sich überzeuge, vorbeuge und sich fern halte*.“ Ein ander Mal, S. 96, behauptet der Vf. doch, daß nur eine betrübte Lauheit und Schlawheit die Meinung

hervorbringen könnte, wie wenn auch ein harmloses Nebeneinanderseyn von Christusleugnern(?) und Christusverehrern an ebenderelben geweihten Stätte oder in collegialischen Kirchenämtern(!) auch künftighin bestehen könne, da es ja an so manchen Orten schon geraume Zeit auf diese Weise bestanden habe. Dennoch sey — bey jener öffentlichen Herausforderung S. 5, daß nach Dr. Hahn die evangelische Kirche jene „*Irrenden lieber aus ihrer Mitte entlassen, als zurückhalten wolle*“ (vgl. A. L. Z. 1827. Nr. 278. S. 546. 561 ff.), „*nicht etwa dieß im Hinterhalt, daß es zu einem Kirchenbann führen*“ sollte. Wie nun? Warum spräche man dann im Namen der Kirche von einem *Entlassen* der Andern! Wäre nichts als eine *geistige Trennung* gemeint, wie der Vf. das von Andern unklug ausgesprochene Entlassen der innern Feinde zu mildern versucht, so hätte Hr. Dr. Hahn der evangelischen Kirche überhaupt, besonders aber in Sachsen und Preußen, nur den Rath geben sollen, daß die, welche auf seine Weise evangelisch seyn wollten, *sich selbst* von den Andern „*geistig zurückziehen, vorbeugehen und sich ferne halten*“, sollten, weil nach S. 102 keine Innung gern eine „*Handwerksvermengung*“ zulasse, und der Tischler, wenn er gleich mit dem Zimmermann gemeinsam zu dem in Holz arbeitenden Handwerksstand gehöre, doch den Zimmerleuten das Tischlerzeichen auszuhängen (und als Tischler arbeiten zu wollen) nicht zugebe.

Ein Anderes ist der Entschluß, sich selbst von einem Andern zurückzuziehen; ein Anderes das bitterfüß vorgeschlagene *Entlassen*, welches Hr. Hahn selbst S. 12 vom „*Ausschließen*“ aus dem Vereine, als *Irrelehrer*, und S. 11 davon, daß *viele* von ihm und Seinesgleichen *scheiden* mußten, erklärt hat und sie immer als innere *Feinde* der Kirche darzustellen versucht, da sie doch nur Vertheidiger der evangelischen Selbstüberzeugungspflicht und der dazu unentbehrlichen Untersuchungsfreyheit sind, gegen welche zu allen Zeiten die sich so nennenden Orthodoxen und Supernaturalisten äußere Beschränkungsmotive in Bewegung setzen, ungeachtet sie selbst, wenn sie von den Orthodoxen, welche zwischen 1550 und 1750 für die allein feststehenden Kirchenfäulen gelten wollten, examinirt würden, sehr bedenkliche *Testimonia Quenstedtiana, Caloviana, Baieriana* u. f. w. erhalten würden.

Ein nicht consequentes Einlenken könnte, wenn der ungenannte Nichttheologe auch beyweitem mehr als ein Privatmann wäre, hier wenig mildern, und das, was doch rechtlich wäre, ohnehin nicht ändern. Warum aber bedenken dergleichen ausschließlich evangelische Protestanten nicht wenigstens als Rechtsgelehrte das, was aus der eigenthümlichen Beschaffenheit der evangelisch-protestantischen Kirchengesellschaft nach den Grundideen derselben sowohl, als nach Thatfachen das wahrhaft Rechtliche ist?

Jede wohlüberlegte Innung oder Association überhaupt beruht auf *Grundsätzen*, die ihr Gesetz, und auf *statutarischen Bestimmungen*, die ihre zeit-

gemäß und folglich veränderliche *Modifikationen* sind. Nicht diese, sondern die Grundsätze machen die Basis des Vereins aus. So zeigen auch nur die Grundsätze der Kirchen solche Unterscheidungszeichen (Symbole), nach denen zu entscheiden ist, was mit einer Kirche unvereinbar sey.

Allerdings ist nun auch sowohl die päpstliche, als die evangelisch-protestantische Kirche ein Verein, welcher theils auf Grundsätzen, theils auf zeitgemäßen Anordnungen oder Statuten beruht. Das Grundgesetz der päpstlichen Kirche ist die Unabänderlichkeit der Lehrartikel, welche zu irgend einer Zeit im Namen der Kirche als einer infallibeln für entschiedene Lehrwahrheiten erklärt worden sind. Gerade gegen diese durch Kirchenoberen für immer entschiedene Unveränderlichkeit der Lehreinsichten haben die Regenten selbst nach dem Sinn ihrer Unterthanen auf dem Reichstag zu Speier 1529 feyerlich protestirend den ersten Hauptgrundsatz unserer nicht-päpstlichen Kirche deutlich ausgesprochen. Er war dieser: daß, wie schon bey bürgerlichen Gesellschaften die Stimmenmehrheit oder Macht (Majorität) nicht über Privatrechte der Einzelnen (*jura singulorum*) entscheide, noch viel weniger in Sachen der moralisch-religiösen oder vor Gott gewissenhaft zu fassenden Ueberzeugung über die Verhältnisse zwischen Menschen und der Gottheit irgend die Stimmenmehrheit oder äußere Gewalt bestimmen dürfe, was als wahr anzunehmen oder beyzubehalten sey. War nun dieser Grundsatz etwa nur ausgesprochen gegen die damalige Mehrheit der katholischen Reichsstände? Er ist vielmehr das Grundgesetz der Selbstüberzeugungspflicht oder des gewissenhaften Denkens, ohne dessen Rechtmäßigkeit die damals sogenannten „Neuerer“ gar nicht ein Recht gehabt hätten, eine von der unabänderlichen Kirche wesentlich verschiedene Kirchengesellschaft zu bilden. Eben der Grundsatz aber, welcher ihr Entstehen rechtmäßig macht, giebt auch ihrem innern Bestehen die Rechtmäßigkeit. Gerade diejenigen Mitglieder der evangelisch-protestantischen Kirche, welche nicht eben dieses Grundgesetz innerhalb der Gesellschaft als gültig befolgen und nur nach ihren individuellen Auslegungen der Bibel und der Vernunft die Theilnahme an dem evangelischen Protestantismus zu bestimmen versuchen, verletzen das oberste Gesetz dieses gewissenhaft geistigen Vereins für ungekränkte Ausübung der Ueberzeugungspflicht, welcher mit keinem Verein, der auf einem Besitz beruht, gleichartig ist, folglich auch nicht nach Innungsbegriffen, die nur irdisches Eigenthum betreffen, auch nur vergleichungsweise gemessen werden darf. Darauf ging (s. die wörtlichen Actenauszüge im Sophronizon, 1828. Heft 6.) der Ursinn des evangelischen Protestirens, daß keine Mehrzahl die übrigen Seelen „zu Gottes Ungehorsam auf Menschengehorsam“ (App. 5, 29.) zu verbinden und

zu verstricken habe. Alles Binden an Auslegungen der Bibel, über welche verständige Menschen verschiedener Meinung seyn können, wäre ja doch nur Menschengehorsam für alle die, welche den Sinn und Zweck des biblisch Gefagten anders zu verstehen nach ihren Sinnerforschungsmitteln gewissenhaft überzeugt wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG U. DARMSTADT, b. Leske: *James Scurry's*, eines englischen Matrosen, *Gefangenschaft, Leiden und Flucht unter Hyder Ali und Tippu Saib*. Aus dem Englischen. 1828. 199 S. 8. (20 gGr.)

James Scurry, der als 14-jähriger Knabe im J. 1780 mit einem englischen Kriegsschiffe nach Ostindien ging, welches in dem damaligen Kriege zwischen der Ostindischen Compagnie und Hyder Ali von den Bundesgenossen, den Franzosen, genommen ward, wurde mit 500 auf andern Schiffen gefangenen Engländern dem Hyder Ali überliefert, und erzählt in diesem Werkchen die Leiden, die er während seiner Gefangenschaft unter diesem Despoten und dessen Sohne Tippu Saib, der den Vater noch an Grausamkeit übertraf, zu erdulden hatte. Die einfache Erzählung derselben hält das Herz des Lesers in beständiger Spannung, und zu den geringsten derselben gehört die gewaltthätige vollzogene Belohnung, wodurch Hyder 52 gefangene Knaben von 12 bis 17 Jahren zu Muhamedanern machen ließ. Eben so gewaltthätig und sonderbar war die Art, wie Tippu Saib diese zum Islam bekehrten Knaben verheirathete. Sie wurden in Reihe und Glied geordnet und hinter jeden ein Mädchen aus den Familien gestellt, welche der Tyrann aus dem eroberten Carnatik weggeschleppt hatte. Dann wurde: rechtsum kehrt euch! commandirt, und Jeder führte die schwarze Schöne heim, die er vor sich fand, mit welcher zwey Monate darauf die priesterliche Heiraths-Ceremonie vollzogen wurde. Dennoch fielen einige dieser Ehen so glücklich aus, daß der Vf., als er in der Folge mit 15 Kameraden zur Flucht Gelegenheit fand, sich schwer zur Trennung von Weib und Kind entschließen konnte, und Einer, der ihnen fast bis zur Grenze des Gebiets von Tippu Saib gefolgt war, unter Thränen wieder zu seiner Frau zurückkehrte.

Aehnliche Nachrichten und Anekdoten zur Charakteristik beider Tyrannen und zu der Geschichte des Kriegs, der sich mit der Eroberung von Seringapatam endigte, so wie die Darstellung der ungeheuren Schätze, in deren Besitz sich Tippu Saib befand, als mit der Eroberung seiner Hauptstadt auch sein Leben endete, machen dieses Büchlein zu einer unterhaltenden Lectüre.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

THEOLOGIE.

Schriften über die neuere Gegeneinanderstellung des Supernaturalismus und Rationalismus.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Indem nun die evangelisch-protestantische Kirche auf dieses Grundgesetz gebaut ist, welches die Ueberzeugungen der Mitglieder wechselseitig gegen jeden Zwangsversuch der Uebrigen sicher stellt, verirrt sich deswegen diese Kirche doch nicht, wie S. 56 meint, in die „heillose Unstätigkeit, durch immerwährendes Prüfen alles Feststehende wegzuprüfen und nach immerwährender Veränderung zu trachten.“ Nicht darauf zielt das evangelische Protestiren gegen jede anders als durch Gründe in Glaubenssachen operirende Auctorität, damit nur immer etwas Anderes, oder am Ende gar nichts geglaubt würde. Wer den evangelischen Protestantismus gefasst hat und nicht in sich an das Durchsetzenwollen seiner individuellen Einsichten allzuehr gewohnt ist, protestirt nur deswegen gegen jedes Zurückschrecken oder Erschweren offener Ueberzeugungsmittheilungen, damit man über das, was durch die möglich besten Gründe entschieden werden kann, desto früher zum festen Glauben komme; wie denn wirklich seit der ungehemmten Mittheilungsfreyheit von der Mitte des 18ten Jahrh. an vieles Wichtige, z. B. die Trennungsgründe beider protestantischen Kirchen, die Toleranz, die Richtigkeit des Kanons, der Streit über den Unterschied zwischen Paulus und Jacobus, über den apokalyptischen Ursprung der Apokalypse, über die nicht-siroherne Epistel des Jacobus u. s. w. zu einer fast allgemeinen Ueberzeugung gebracht worden ist, zu welcher es die Beschränkungen derer, die, indem sie Supernaturalismus behaupteten, auch selbst über die fehlbare Natur sich leicht erhoben dachten, in zwey Jahrhunderten nicht gebracht haben.

Wie hätte die Bibel eine Religionsquelle des cultivirten Theils der Menschen werden und bleiben können, wenn nicht das Wesentliche darin, in sofern es die Religiosität begründet, allen Verständigen verständlich wäre, oder wenigstens bald verständlich gemacht werden könnte? Deswegen wurde es ein zweytes Grundgesetz des evangelischen Kirchenvereins, daß das, was in der Bibel nicht als Religionsvorschrift enthalten ist (wie dieses zunächst

von den damals entdeckten päpstlichen Mißbräuchen für Jedermann klar zu machen war), auch nicht als nothwendig für die Christusverehrer den Kirchenmitgliedern aufgenöthigt werden dürfe, daß folglich nicht aus den spätern, gemischtern, sondern nur aus den ursprünglichen schriftlichen Ueberlieferungen das echte Urchristenthum zu erforschen sey. Hier aber theilt dann die Sache selber sich in zweyerley Bestandtheile: nämlich in die große Summe der christlichen Religionsausprüche, welche nicht verschiedner Auslegung ausgesetzt sind und wegen welcher die Reformatoren mit Recht die *perspicuitas* s. f. behaupteten, und dann in diejenigen Stellen, welche oft nur für die nächste Zeit gesagt, oft kurz und nicht ausgeführt erscheinen, oder in Beziehung auf Umstände gesagt sind, die ohne mancherley Vorkenntnisse nicht bestimmt gefaßt werden. Niemand war sich deswegen mehr, als die Reformatoren, bewußt, daß die Schriftauslegung gewissenhaft frey bleiben müsse, d. i. durch keine vorausgesetzte Lehrbestimmung oder Menschenansehen vorgeschrieben und aufgenöthigt seyn dürfe. Wer also durch irgend äußere Furcht oder Hoffnung die eine oder die andre Auslegung dunklerer, vieldeutiger, zerstreuter Andeutungen, welche ebendeswegen nicht zu Hauptpunkten bestimmt und an sich „offenbar“ genannt werden können, in der evangelischen Kirche vorherrschend machen will, handelt auch gegen das zweyte Grundgesetz dieses der Berichtigung sich immer offen erhaltenden Vereins. Schützte nicht der erste protestantische Grundatz ein jedes Mitglied unsrer Kirche bey der ungestörten Aeußerung seiner, wenn auch entgegengesetzten Ueberzeugung, wäre vielmehr diese Kirche nach der statutarischen Art andrer Innungen zu beurtheilen, so würden gerade diejenigen, denen die Nichtrationalisten manche ihrer herkömmlichen Schriftauslegungen durch gefährdende Auslegungen aufnöthigen wollen, das Recht haben, zu behaupten, daß gerade jene durch Verletzung des Grundgesetzes von gewissenhafter Freyheit der Schriftauslegung sich selbst von der evangelisch-protestantischen Kirche entfernten. Daß übrigens diese Denkart gegenwärtig unter denen, welche auf theologische Gelehrsamkeit Anspruch haben oder machen, irgend bey der Mehrzahl Statt finde, widerlegt der nichttheologische Vf. S. X. durch den Bericht, daß bisher nur wenige Stimmen sich hören ließen, welche durch kräftigen (?) Beytritt den Muth jenes „Glaubenshelden“ (Hn. Dr. Hahn's)

gestärkt hätten, nämlich 1) die Berliner Evangelische Kirchenzeitung, 2) das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt, und 3) eine Anzeige in den Schwarzen Jahrbüchern. Wo diese aufhörten, würden, meint S. XI., die Steine schreyen. (Joh. 10, 32; 33?) Ueberall werden deswegen, wo es dem Vf. möglich wird, die allenfalls beifälligen Wenigen mit Auszeichnung namentlich angeführt; wie Hr. Dr. Sartorius zu Dorpat und selbst der Hamburger Bürger schreibend an Hn. Pastor Renzel; welche Alle daher auch Rec. hiermit *honoris causa* genannt haben will.

Der Vf. kommt dagegen in einen Widerspruch mit sich selber, wenn er dort, wo er von den symbolischen Büchern spricht (S. 71—73), zwar anerkennt, daß die Reformatoren darin ihre Glaubenssätze bekannten, weil sie solche nach ihren individuellen Ansichten für schriftgemäß hielten, dennoch aber behauptet, daß man auch jetzt noch keine schriftgemäße habe; welches er nicht anders sagen kann, als weil ihm seine gegebenen Schriftauslegungen nach seinen individuellen Kenntnissen der Maassstab für alle Andere sind. Eine *Confessio*, ein *Bekenntniß* ihrer damaligen Einsichten wollten 1530 zu Augsburg unsere Fürsten und Reformatoren öffentlich gemacht haben, nicht aber eine *Norm* oder eine *Vorschrift*: denn sie selbst legten, nach der Vorrede, diese Ueberzeugungen sogleich als der Berichtigung offen vor, „damit in Liebe und Gültigkeit darüber gehandelt werden könnte, weil sich diese Sachen zwischen dem Kaiser und dem Papst zu einem guten christlichen Verstand zu schicken schienen.“ Dabey aber erneuerten sie sogleich ihre vormalige rechtliche Protestation: daß sie sich „nur alsdann zu begeben wüßten, wenn vor einem freyen christlichen Concilium diese zwispaltigen Sachen in *Lieb' und Gültigkeit*, wie das kaiserliche Ausschreiben sich ausgedrückt hatte, gehört, erwogen, beigelegt und zu einer christlichen Einigkeit verglichen würden.“ So ernst demnach ihnen das „Bekenntniß“ war, so hielten sie es doch für einen Gegenstand der weitem, aber nur freyen und göttlichen Vergleichstiftung. Das einzige symbolische Buch hingegen, welches wie Vorschrift durch Zwang aufgenöthigt wurde, die immer nur noch zur Warnung zu nennende kursächsische Concordienformel, welches Schicksal hatte sie gleich anfangs? und wie glücklich mußten sich die Regierungen preisen, daß man das gewaltsam Eingeführte endlich auf eine schickliche Art ignoriren konnte, weil ohne diese stille Beseitigung nie eine Union der beiden Kirchen, welche nur durch zelotisch-orthodoxe Vergessenheit der zwey Hauptgesetze der protestantischen Kirche so lange getrennt waren, möglich geworden wäre. Ganz aus den nämlichen dogmatischen Ausscheidungsgrundsätzen, auf denen die kirchlichen Absonderungsvorschläge des Hrn. Dr. Hahn und des Vfs. beruhen, war jene gewalthätig verfolgende Eintrachtsformel hervorgegangen. In Sachen freylich zeigte sich noch einmal ein Versuch, statt eines Bekenntnisses eine Lehrvorschrift durch mancherley

geheime Künste der Kirche aufzunöthigen. Dem Vf. als Nichttheologen sind diese *Concilia theologica Wittenbergensia* oder der *Consensus repetitus fidei verae lutheranae* aus der Mitte des 17ten Jahrh. vielleicht nicht genau bekannt. Sie wollten „Georg Calixtus ejusdemque complices“ bekämpfen. Der christlich rationalisirende Calixtus ist unvergesslich. Die, welche so gute geistliche Rathschläge hatten aufnöthigen wollen, ruhen längst in den Beinhäusern der ~~Reformatoren~~ als verehrungslose Reliquien. Wer ebendieselbe Bahn gehen will, muß der nicht ebendasselbe Schicksal voraussehen? Eben dadurch hat, ohne Geräusch und allmählig, die Kirche das allerdings *Schriftgemäße*, im Gegensatz gegen seine aufgenöthigte Meinungsvorschriften erhalten, daß sie von den dogmatischen Voraussetzungen, welche das Marburger Gespräch von 1529 fruchtlos machten, und dann von jenem *Consensus repetitus*, von jener *Formula Discordiae*, von seinem *Consensus Helveticus* u. dgl. m. bereits nicht mehr belastet ist; lauter Denkmale und Warnungszetichen theologisch-hierarchischer Anmaßungen, mit denen die evangelischen Kirchen nicht von den Rationalen belastet wurden, sondern von solchen, welche auch zu ihrer Zeit Jeden, der ihre Auslegungsmeinungen und unbiblisch-scholaistischen Begriffe nicht für Gottes Wort nehmen konnte, nicht als Brüder erkennen zu dürfen wähetem, oder sie gar auch aus der evangelisch-protestantischen Kirche zu entlassen oder auszuschließen Lust hatten. Wer den Rationalismus dadurch herabgesetzt zu haben meint, daß er ihn vom Naturalismus ableitet, der bedenke zum wenigsten, ob ihn nicht die Fußstapfen derer schrecken sollten, die er auf dieser seiner Bahn als Vorgänger zu erkennen nicht vermeiden kann. Wer jetzt noch mit Calow wider Grotius in Compagnie treten will, trägt nicht die Schmach Christi (Hebr. 11, 26.), sondern nur seine eigene.

Der Vf. schließt noch S. 102 mit einer Instanz, welche leicht diejenigen verwirren könnte, die den Standpunkt irgend eines juridischen Beamten als Gesetzvollstrecker nicht von den Pflichten derjenigen praktischen Staats- und Kirchenbeamten, die zur Ausübung ihrer wissenschaftlichen Einsichten aufgestellt werden, besser, als gewöhnlich unterscheiden. Geschäftsmänner, deren Amt nothwendig an Statuten, Edicte, Instructionen gebunden ist, begreifen gewöhnlich etwas schwer, daß es auch Ämter für wissenschaftlich fortschreitende Ueberzeugungen und deren Anwendung geben muß, und daß denn doch nicht, wie die Gesetzmänner meinen, Alles in Willkür übergehe, wenn nicht *libera scripta* dominirt. Es giebt aber für den menschlichen Geist, Gott sey Dank, auch eine wissenschaftliche gewissenhafte Lehr- und Forschungsfreyheit, ohne daß sie *Willkürlichkeit und Frechheit* wird, wenn sie gleich nicht zum mechanischen Wiederholen einseitig ausgedachter Formeln durch eine ihren Kreis überschreitende Gesetzgebung gezwungen wird. Wessen Amt auf dem äußerlichen Recht und Gesetz be-

beruht, der muß, ob er die Vorschriften gut oder unpasend findet, nach den Gesetzen Recht sprechen, Polizey verwalten und sonst administriren. Welcher Staat und welche verständige Gemeinde aber schreibt dem Amtsarzt vor, nach welchem der mehreren medicinischen Systeme er ausschließend zu curiren habe? Darüber nur, ob er die entdeckten Heilarten nach ihren Gründen kenne, soll er examinirt und dabey zugleich in Betrachtung gezogen werden, ob er ein Mann sey, von welchem man wahrscheinlich eine redlich-thätige Anwendung seiner Kenntnisse mehr der nöthigen Lebens- und Amtsklugheit zu erwarten habe. Ihm wird alsdann freigelassen, das Vertrauen derer, denen doch an Leben und Gesundheit viel gelegen ist, durch Pflichtmäßigkeit, Klugheit und Glück sich zu erwerben, wenn auch vor oder neben ihm ein Mann wäre, der ein ganz anderes ärztliches System auch durch äußere Auctoritäten und Wendungen, ausschließend geltend machen wollte. Und bey den Seelenärzten? Sollte denn bey diesen nach ruhiger Ueberlegung der Staat oder die Kirchengemeinde ein anderes Betragen zu fordern haben? Man sagt, der Staat läßt im Namen der Kirche ungefähr so schwören, daß der Religionslehrer die Bibel nach dem Augsbургischen Bekenntniß und nach Luthers oder dem Heidelbergischen Katechismus auslegen solle; folglich muß er dies streng beobachten. Wer macht in solchem Fall den Fehler? Die Gemeinde, welche nicht Lehrer seyn kann und will, und sich doch dadurch zum Voraus zum Lehrer des Lehrers aufwirft? oder der Staat, welcher sich wohl hütet, dem Leibesarzt, dessen Fach doch eher den Staatsvorstehern erkennbar seyn möchte, irgend ein Lehrsystem beschwören zu lassen; den Seelenarzt aber, dessen Fach nach seinen tiefen, exegetischen, philosophischen und historischen Gründen und Kenntnissen der Weltlichkeit gewöhnlich noch viel unbekannter ist, auf Formulare schwören lassen will, die schon durch ihre ganze Darstellung beweisen, daß sie aus unbiblischen Terminologien bestehen?

Bekanntlich entstanden diese Eide in Zeiten, wo die aus der Mittelalters-Kirche herüber noch scholastisch und polemisch gewöhnten Doctoren und Pastoren durch Lehrstreitigkeiten Unruhe, Zwietracht, Sectengeist unter der Menge verbreiteten, die noch in dem Episkopalischen Vorurtheil standen, als ob von solchen Menschenauslegungen und Conciliensetzungen das Seligwerden abhänge. Die Absicht, welche man bey den symbolischen Eiden hatte, war richtig: Der Staat soll bürgerliche und kirchliche Unordnung verhüten; das gewählte Mittel aber haben schon damals, als man Sachsen zum Eifern für die *Formula Concordiae* erregt hatte, mehrere ruhiger denkende Regierungen abgelehnt, manche es indeß gesetzlich und wohl motivirt aufgehoben. S. Carl Friedrichs von Baden Rescript an das Fürstl. Kirchenraths-Collegium, schon vom 6ten Aug. 1794 in der Badischen hierüber sehr deutlichen und mustermäßigen Kirchenraths-Instruction vom 6ten Jul. 1797 erneuert. Ja, seitdem man über die Grundsätze, die

durch Lehrzwang so sehr als durch Lehrunklugheit verletzt werden, deutlich und laut sprechen durfte, will beynahe keine unpäpstliche Regierung mehr den Namen haben, jenen Lehrzwang durchzusetzen, weil auch den Nichttheologen allzu klar ist, daß die freyer forschenden Männer unentbehrlich sind, die aber, welche sich den Lehrzwang wahrhaftig gefallen lassen, an andern nöthigen Vorzügen gewöhnlich weit zurückstehen.

Was aber, fragt der Vf., muß entstehen, wenn auf einen symbolisch-orthodoxen Prediger ein rationalistischer folgt? Rec. fragt dagegen: Was mußte einst entstehen, als bey einer großentheils erst zu belehrenden Gemeinde auf einen Pöpstler ein in Luthers oder Zwingli's Sinn evangelischer Prediger und Seelforger folgte? Schlimmes muß freylich entstehen, wenn ein solcher selbst Hirte zu seyn nicht versteht, sondern entweder Widder (ein Streittheolog) oder Schaf ist, und wenn er dann im letztern Fall mit denen Partey macht, die in seinen Pferch oder Conventikel paffen. Selbst wenn er so orthodox wäre, wie der selige Calov, oder wie der in vielen Rückichten vortreffliche und fromme Prälat Albrecht Bengel (der Vf. des „Abrisses der sogenannten Brüdergemeinde. Stuttgart 1761.“), würde er dann doch nicht die Spenerische und die Herrnhutische aus seiner Kirche verschleichen, und dadurch Conventikel, denen der Vf. sehr das Wort redet (S. 108), veranlassen? Oder soll etwa nur das veraltete symbolische Eidesgesetz legal seyn? sind nicht die neuern Gesetze gegen sectirische, wider die Nichtbrüder Partey machende Sodalitäten wenigstens eben so legal?

Was aber hat vielmehr ein geistlicher Hirte oder Lehrer bey jeder gemischten Gesellschaft aus Lehrerspflicht zu beobachten? Weder zu belehren, noch zu erbauen ist eine gemischte Versammlung, wenn der lehrende Redner nicht an das sich zu halten versteht, worin die verschiedenartigen mit einander übereinstimmen, oder ohne alles Streiten bis zum klaren Uebereinstimmen belehrt werden können. Also, würde vielleicht der Vf. einwenden, soll er nur ewig und ewig Moral predigen? Dies aber, deutet Er an, mögen die Leute nicht hören, weil sie es sich selber sagen können! Keineswegs. Die dem Vf. so angenehmen Formeln? „Ich habe nur zu glauben, daß Christus der Straferechtigkeit Gottes als Gottmensch durch Leibes- und Seelenmarter längst genuggethan hat; ich bitte nur Gott um den Glauben, daß Christus für mich seinen Zorn versöhnte und auch da, wo ich immer allerley abzubitten habe, für mich meine Gerechtigkeit (Rechtfertigung) ist“ — diese allbekannten Formeln kann sich, wie der S. 106 eingeführte Sterbende, ein Jeder auch ohne seinen Seelforger, so oft er will, wiederholen. Denn da diese unmittelbare Veröhnung auch nach des Vfs. Idee ein unbegreifliches Geheimniß ist, so kann ihm auch der Seelforger darüber nicht mehr sagen, als daß auch Er selbst nicht wisse, wie die ewige Liebe Gottes mit der (weder juridisch noch moralisch-religiös denkbaren) Straferechtigkeit Got-

tes darüber habe von Ewigkeit her übereinkommen können, daß einst ein mit der Unendlichkeit innigst verbundner Mensch statt aller Schuldigen eine kurze Zeit gemartert werden müßte und alsdann ein Jeder, dem sie die Gnade gebe, dieses vertrauensvoll für wahr zu halten, vor dem allwissenden und gerechten Richter für gerechtfertigt gelten, oder als selbst rechtschaffen behandelt werden solle. Gerade diese Sätze lernen sich nur gar zu leicht auswendig, so daß man keines Seelforgers mehr dafür bedürfte. Wie man aber wollen und handeln solle, diess sagen sich die Meisten nicht gerne, und wer wirklich für das Seelenwohl sorgen will, findet dadurch für Junge und Alte — man denke nur an Reinhard's Moral und Predigten — einen unerschöpflichen Schatz von lebensstättigen Betrachtungen. Dadurch aber wird der biblisch-rationalistische Seelforger, wenn er nur nicht die Bibel und die Wissenschaft so wenig, wie es ihm der Vf. von S. 102—117 zutraut, durchgedacht hat, auch die Lehrwahrheiten der christlichen Religion und ihre Geschichte ganz anders bey seiner gemischten Gemeinde geltend und anwendbar zu machen verstehen. Wenn jener Sterbende S. 105, 106 gewiß verloren zu seyn glaubt, wenn er seine Seligkeit auf seine Frömmigkeit bauen wollte, so wird der Prediger nicht, wie der Vf. annimmt, betroffen die Augen niederschlagen und darauf unvorbereitet seyn. Er wird vielmehr aus Paulus (Röm. 9, 3.) den großen Unterschied klar wissen, daß, wenn freylich diese Frömmigkeit nur in äußerlichen, dem Recht oder der Moral gemäßen Handlungen (den sogenannten „Werken“) bestände, daraus kein Seelenwohl entstehen könne, weil vielmehr nach Christus die heilselige Gottesverehrung im Geiste d. i. im Wollen und Denken dessen, was Gott wollen könne, bestiehe. Dem von dem Vf. eingeführten Todkranken würde demnach der biblisch-rationale Seelforger erwidern, daß allerdings, wenn seine bisherige exemplarische Handlungen nicht aus dem Vorsatz, nach besser Ueberzeugung vor Gott rechtschaffen zu seyn, geschehen seyen, er für seine Nebenabsichten seinen Lohn, wie die Schrift sagt, dahin habe; da diese irdischen Gründe ihn nicht in ein andres Leben hinüberbegleiten können. Aber, würde der Seelforger berathend hinzusetzen, noch jeden Augenblick könne der Kranke durch redliches Wollen den ins ewige Leben hinüber dauernden Vorsatz fassen, in seinem unselbigen Geiste das Rechte und Gotteswürdige über alles Andere zu wollen, und wo er es hier oder dort könne, zu vollbringen. Mit diesem Kräft und mit der zur Verdeutlichung nöthigen Ausführlichkeit wird er dann mit seinen Gemeindegliedern öfters und ehe sie auf das Todtenbett kommen, in diesem Sinn theilnehmend reden. Zum Eingang aber für solche Betrachtungen wird er nicht auf ein von Adam verurtheiltes Urverderben S. 109 bauen, wegen dessen ihm jeder Verständige entgegenhalten müßte, daß, wenn dieses so sey, es für Alle ein ungeheures, aber unverschuldetes Unglück wäre, dem sie, je mehr sie

es glaubten, desto weniger entgegenwirken könnten, da sie dann vielmehr Alles, wie bekannt, von der vorbereitenden, erweckenden, fortwirkenden und vollendenden Gnade Gottes erwarten müßten. Desto eindringlicher wird der wahre Hirte, ohne daß er jenen angeblich historischen Ursprung des Uebels, der zur Verbesserung nichts beytragen kann, weder bejaht, noch polemisch leugnet, von dem wirklich vorhandenen, aber verbesserlichen Willens- und Lebensverderben recht vollständig reden, da sich dasselbe keiner seiner Zuhörer, wenn sein Gewissen geweckt wird, ableugnen, aber auch nicht durch tägliches Abbiten (S. 88) von dem Gewissen weggeschaffen kann, wenn er in sich Vorsätze und Handlungen zuläßt, welche wirklich „Verleugnungen des Heilandes“ wären.

Sehr würde dagegen Rec. dem Vf. beystimmen, wenn er bey seinen Blicken auf die Amtsführung der Geistlichen, welche mehr biblisch-rationalistisch als symbolisch-orthodoxistisch zu seyn die Ueberzeugung haben, recht strenge Bemerkungen darüber gemacht hätte, daß sie es gewöhnlich nur bis dahin bringen, das ihnen Genügendere für sich zur Verstandesfache gemacht zu haben, meist aber nicht bey sich selbst es bis zur Empfindung und lebensstättiger Gottandächtigkeit, bey den Gemeinden aber nicht bis zur Erbauung und zur deutlichen Einsicht des Wesentlichen, besonders durch Benutzung der biblischen Geschichte und Mauerbilder zu bringen sich bemühen. Weit mehr Mühe macht diess freylich, als wenn man jeden Augenblick auf die Kanzel treten kann, um einige Katechismuslehren zu wiederholen, bey denen Alle, die nicht einschlafen, doch mit den Köpfen nicken, weil nichts leichter ist, als dem tausendmal Gehörten und doch nicht Befolgten einen solchen wortglaubigen Beyfall zuzuwinken. Dieses ist dagegen die Aufgabe jedes rechtschaffnen Denkers, daß seine Ueberzeugungen bey ihm selbst Willens- und Thatfache werden, und daß er sie auch denen, deren Lehrer und nicht bloßer Repetitor er seyn soll, nach ihrer Fassungskraft und um ihr ganzes Gemüth zu begeistern, vielseitig und vielgewandt (Hebr. 1, 1.) darzustellen und eindringlich zu machen sich bestrebe. Er ist, der die wissenschaftlich gediegenen Goldstücke in echte Scheidemünze nach den Bedürfnissen Aller umzusetzen und gangbar zu machen verstehen soll. Diess allein, daß in der langen Zeit seit der Reformation meist nicht von den sogenannten Orthodoxen, sondern von den Bessern aus den kleinern Kirchenparteyen das, was in den dogmatischen Systemen das Herz ansprechen kann, auf vielerley Weise durch Predigten, Lieder, Gebetbücher u. s. w. in die Volkssprache übergetragen worden ist, erweckt das Vorurtheil, wie wenn eine Vereinigung der biblischen und vernünftigen Religionslehre nur eine kalte Verstandesfache sey und bleiben müsse. Haben aber nicht, um der Lebenden nicht zu gedenken, Jerusalem, Spalding, Zollitofa, Löfler, Tzschirner u. A. bessere Vorbilder zur Nachahmung hinterlassen?

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

THEOLOGIE.

Schriften über die neuere Gegenüberstellung des Supernaturalismus und Rationalismus.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dem Rest ist es bey dieser wichtigen Sache nicht sowohl um die Kritik irgend einer einzelnen Schrift, vielmehr darum zu thun, die Sache selbst, so weit dieselbe bey dieser Veranstaltung gesehen kann, weitest ins Klare und Anwendbare zu bringen. Diese, hoffe ich, rechtfertigt die Ausführlichkeit der bisherigen Bemerkungen, die auf mehreres Anderes leichter übertragen seyn mögen. Den ohne Schuld der Rationalisten entstandene Streit möge Später erweckt, durch welche die ganze Dunkelheit erleuchtet worden werde!

Wir suchen die übrige Reihe der uns bekannt gewordenen Gelegenheitschriften kürzer darzustellen.

2) LEIPZIG, b. Hartmann: *Ueber das Verhältniß der Philosophie zum Christenthum*. Eine Vorlesung, aus einer Reihe von Vorträgen zur Einleitung in das Studium der Philosophie abgedruckt als Votum über Rationalismus und Supernaturalismus von H. Richter, außerord. Prof. der Philosophie. 1827. VIII u. 55 S. 8. (6 gGr.)

Im Gegensatz gegen den Rationalismus mit der vorher behaupteten Behauptung, daß der Rationalist kein evangelischer Christ sey, heftig übergründend, stehen wie ungleich und wahrhaft bewundernswürdig im Gehalt und im Ton! Von Stillschwebendem redend, an einer Universität, wo der christliche Rationalismus hochgeachtete öffentliche Lehrer und viele Vorleser für sich hat, dichtet ein Professor der Philosophie dieser Lehrart eine Mäthegalt an, die Jedermann verabscheuen mußte, die aber dem Vf., weil sein Name sonst ist, nur in einem pseudo-philosophischen Trümmerey erscheinen seyn kann. Ihm steht nach S. 34 ein Philosoph vor den Augen, ohne Glauben und historische Auffassung des Christenthums, welcher das Wesen desselben nur entweder in die Mittheilungen von Lehren der Theologie und Religionsphilosophie, oder in die Gesetzgebung zur richtigen Führung des Lebens, mithin in die Moralphilosophie setze. Sind denn aber diese beiden Doctrinen nicht

wesentliche Bestandtheile der christlichen Religionswissenschaft? Und wer, wenn er als Theolog lehrt, vernachlässigt es, sie überall mit dem historischen und noch vielmehr mit dem exemplarischen Inhalt der Bibel in genauer Verbindung zu zeigen? Wer ist Philosoph, wenn er nicht die wissenschaftlichen Einsichten frey von Individualität und abstract darstellt? Wer unter den Philosophen aber trennt ab, dann diese Ideen von dem ganzen Gange der Geschichte, durch welchen sie allmählig immer offener und anwendbarer geworden sind? Wie sonderbar widerspricht der Vf. sich selbst S. 87, daß die Verdienste des Rationalismus um die Auffassung der wissenschaftlichen Elemente des Christenthums unverkennbar seyen, dennoch aber das Wesen des Rationalismus der Offenbarung des Christenthums und seinem Wesen völlig entgegengesetzt sey. (Hat man denn nicht durch die Rationalität das Wissenschaftliche oder an sich Gewisse des Christenthums herausgefunden? Ist es eines philosophischen Lehrers würdig, die Vereinnahmung des Wissenschaftlichen mit dem historisch Gegebenen ohne allen Grund zu äßen und abzuleugnen?) Der Vf. giebt denen, die er sich als Gegner dichtet, *Rödemontaden Schlaftrunkener Fernsehnende* Scheld. Wir wünschen ihm, daß er sich künftig durch etwas Besseres würdiger charakterisiren möge.

Ein noch nachgefolgtes Flugschriftchen von Ebendemselben:

3) LEIPZIG, bey Hartmann: *Vorläufige Replik an Vigilantius Rationalis*, enthaltend eine divinatorische Kritik über die Individualität desselben. 1827. 40 S. 8. (4 gGr.)

Ist ein leeres Spielwerk von Persönlichkeiten und Witzeleyen, die nur allzusehr beweisen, daß es diesem Streifflüßigen meist um örtliche Verhältnisse zu thun war.

Einen viel wesentlicheren Gehalt von Sachkenntnis und regem Interesse für die Unterscheidung des Zufälligen und Bleibenden in den Erscheinungen der Religion unter der Menschheit zeigt eine kurz vorher erschienene Schrift:

4) LEIPZIG, b. Baumgärtner, *Rationalismus und Supernaturalismus in ihrer Beziehung zum Christenthum und zur protestantischen Kirche*. Eine B (5) of-

offene philosophische Erklärung gegen die offene Erklärung des Hn. Dr. Hahn; Nebst zwey Nachträgen über des Hn. Prof. Richter Votum u. f. w. und die Berliner evangelische Kirchenzeitung. Von *Vigilantius Rationalis*. 1827. 152 S. 8.

Zuvörderst ist diese Schrift eine Prüfung der beiden von Hn. Dr. Hahn, welchen als Person der Vf. mit aller Achtung beehrt. In der Sache selbst tritt und unterscheidet er die eigentliche Hauptfrage: Ist die biblische Ueberlieferung in allen ihren mit der Religion in Verbindung stehenden Theilen und Angaben eine unmittelbare Bekanntmachung des Unfehlbaren? Oder muß in den biblischen Ueberlieferungen das Bleibend-Wahre und Wesentliche der Religion von den Umgebungen, Zeitmeinungen und Nebenkenntnissen unterschieden werden? Wer eine unfehlbare Mittheilung der Religionswahrheiten an die Menschen für unentbehrlich hält, der muß, wenn er consequent seyn will, das Gegebene nehmen nach Form und Inhalt, wie es gegeben ist. Auch die Bildersprache, auch alles das Sinnliche der Einkleidung muß ja doch der unfehlbarlich Gebende an besten zu wählen gewußt haben. Recht hatte dann unparteiisch der sehr gelehrte und wohlthätige Johann Casparius, daß die Theologie ohne alle Beymischung von Philosophiren nur in Ausdrücken der heil. Schrift vongetragen werden dürfe, daß deswegen Alles an die Grundbegriffe eines alten und neuen Bundes, d. i. in seine Föederaltheologie aufzulösen und das buchstäblich Gesagte buchstäblich zu glauben sey. Müßte nicht diese consequente Behandlung im supernaturalistischen System immer durchgeführt werden? Denn giebt man irgend zu, daß einige Einkleidungen, wären es auch nur die bekannten Ausdrücke von einer Reue oder Zorn und Eifersucht Gottes, oder von einer rechten und linken Hand der Gottheit, nicht als unfehlbar mitgetheilt, auch ohne rationale Deutung angenommen werden müssen, so müßte man doch zugleich zugeben, daß die Menschen damals dergleichen Reden wörtlich verstanden und sie sich geistiger auszulegen nicht vermochten. Wenn sie nun aber für uns dennoch geistiger zu verstehen sind, so sage uns der consequente Supernaturalist, durch welche noch mehr unfehlbare Offenbarungsweise er dieses zu wissen fähig geworden ist. Auch er, wie Wir, wissen diese Nothwendigkeit einer geistigern Auslegung und Umdeutung nur durch die Denkkraft überhaupt, in sofern sie als Vernunft das Gotteswürdige und Vollkommne idealisch einseht, und als Verstand das den Grundwahrheiten Widersprechende beurtheilen kann und Folgerichtigkeit fordert. Kann demnach der Supernaturalismus nicht das Gegebene Alles, wie es grammatisch zu verstehen ist, als unfehlbar festhalten, so muß er, so verhält es ihm seyn mag, die einmal unverfügbare *ratio* herzutreten lassen, und zwar bey weitem nicht bloß als eine Dienerin zur Wortauslegung und um logisch-richtige Folgerungen für ein Dogmen-System zu bearbeiten. Zulassen muß er sie vielmehr,

um zu unterscheiden, ob das, was unleugbar wörtlich gesagt ist, alsdann, wenn es wörtlich geglaubt würde, etwas Fehlbares und Unwahres wäre. Zulassen also muß er sie in sein Gebiet als eine Unterscheidlerin und Richterin zwischen dem, was in dem Gesagten fehlerhaft oder unfehlbar, gotteswürdig oder von der Gottheit undenkbar, andern unleugbaren Wahrheiten widersprechend, oder damit vereinbar sey. Richten aber könnte zwischen dem Fehlbares und Unfehlbaren auch die Denkkraft selbst nicht, wenn sie nicht schon an sich einen Maasstab für dieses Richten hätte, der allerdings in der Vernunftkraft das Vollkommne vom Unvollkommenen zu unterscheiden und dadurch zu der Idee von der Gottheit sich zu erheben besteht. Durch diese Gedankenkette muß demnach der consequente Supernaturalismus entweder zum Ausschließen aller Vernunft sich genöthigt finden, oder zum Zugestehen, daß die Denkkraft nicht bloß als Mittel, sondern als Quelle der Religionswahrheiten tätig habe, damit unmittelbar eben dieser Ideen und anderer Unleugbaren der Biblisch-Wesentliche der Religion von dem Umwesentlichen zu scheiden sey, welches alsdann als etwas Vorübergehendes, Geistliches, Zeitliches, Persönliches zu beurtheilen ist, oder vielleicht auch richtigen zu erklären seyn möchte.

Dieser eigentliche Standpunkt des Streits sieht der Vf. jedoch nicht anfehlbarlich an, sondern, daß er zuerst, besonders nach dem merkwürdigen Beispiel der: *Andeutungen für glaubiges Schriftverständniß, in Gärten und Einzelnen*, von Rudolph Stier (Königsberg 1824) den Supernaturalismus auf den vollkommenen Standpunkt unfehlbar gegebener Offenbarungen hinführt und ihn S. 32 - 76 eine Menge von dem lägen läßt, was er als unfehlbar zu glauben versichern muß, wenn er nicht die *ratio* als eine Quelle des Unterscheidens zwischen dem Fehlbaren und Unfehlbaren zugeben will. Wahrscheinlich hätte der Vf. durch eine solche Darstellung noch mehr Eindruck für das Wesentliche der Sache machen und vielleicht auch manches Unnütze Scheinende vermeiden können, wenn er weniger das Geschichtliche, mehr aber der logischen Deductionen ausgehoben hätte, die mit dem wichtigsten Lehren in näherer Verbindung stehen. Für die erste sind dieselben nicht amfösig oder bedenklich, das ist darf man sich bei der Bildung von dem fähig, das zeitgemäße Klugheits-Verhältniß, Begriffe von dem Bleibend-Wahren und Nothwendigen unterscheiden, ohne daß jemals, selbst es an sich unangehörig oder unabwehrbar Gewissheiten unvereinbar ist, als ein die Vernunft übersteigendes Geheimniß aufgenöthigt werden kann. In Fragen bleibt daher freygen Supernaturalismus Nichts übrig, als daraus aus dem Gegebenen wie eine Glaubensaufgabe mit Resignation hinzunehmen und sich darüber auf künftige Aufschlüsse zu berufen und zu freuen. Nicht aber, daß man sich dem Vf. an, thut, der streng Supernaturalismus behauptend einprägt, legendar auszusetzen. Einige Stellen sind un-

meistlich ~~Mittheilung~~ seiner Stellung, um ihn von S. 77 bis 107 zum Rationalismus des Christenthums oder zur Vereinbarkeit der allmählig vollkommener gewordenen Religionsevidenzen mit den Vernunftideen und Verstandeschlüssen einzuladen.

Ein zweyter Abschnitt prüft die *Hahn'sche* Forderung, daß die christlichen Rationalisten von der evangelischen Kirche entweder ihre Entlassung annehmen, oder sich ausscheiden und ausschließen lassen sollten. Hier wird sehr klar gemacht, daß die Ausscheidungsbulle nur motivirt werden könnte durch die Thatfache, daß die vom System unabhängigen Bibelverfehrer viele mit der Denkkraft übereinstimmendere Bibelauslegungen finden zu können überzeugt sind, wogegen sich die Systemslehren durch Wort und Sinn als patristische und scholastische Gelehrsamkeit kund machen. Die Frage ist also, ob die Eine Art von Bibelerklärern die andere aus der Synagoge (Joh. 9, 22.) verweisen dürfe. Dieß ist um so weniger möglich, weil auch der strenge Supernaturalismus die *ratio* wenigstens als Mittel für die Exegese in der nichtpäpstlichen Kirche zugiebt.

Ein Paar Nachträge betreffen die vorher angeführte *Richter'sche* Vorlesung als eine einseitige und falsche Auffassung des Rationalismus, welcher nie die historischen Eigentümlichkeiten des Christenthums verleugnet, vielmehr sie mit allem Erkennbaren und Denkbaren vereinigt. Der Ton dieser Prüfung hätte auch einen Nichtphilosophen nicht zu spöttelnder Heftigkeit verankern sollen. Der letzte Nachtrag berührt ebenso die Numern 8—10 der *Hengstenberg'schen* Kirchenzeitung, welche sich vorzugewisse eine evangelische nennt, indem sie es für Ehre der evangelischen Kirche S. 15 ausgiebt, daß mit dem ersten Sündenfall der Mensch durch Verlaß des göttlichen Ebenbildes völlig verderbt und von Natur zu allem Guten unfähig geworden sey, S. 11 aber doch weiß, daß der heilige Geist seine Wirkungen an die schwachen Reste des göttlichen Ebenbildes anknüpfe. Mit dergleichen scharfhehenden ~~historischen Kenntnissen~~ weiß ebenderfelbe Aufsatz, daß alle Vorwürfe, welche der römischen Kirche gemacht worden sind, die Rationalisten in weit höherm Grade treffen, daß die evangelische Kirche nie der römischen auf gemeinsamen Grunde beruhe, daß aber doch der Rationalismus in vielen Stücken auch Marker, als der Katholicismus der (d. i. dieser Art von) evangelischen Lehre widerspreche. *Vigilantus Rationalis* macht dagegen S. 146 die Bemerkung: Ich habe mir wohl gedacht, daß solche nicht-rationalistische Gegner lieber Parabolische als Rationalisten werden möchten, gerade wie zur Zeit der Reformation. Da würden die evangelischen Kirchen (obald sie ihre herkömmlichen Dogmenauslegungen für das heilige Evangelium hielten) gegen einander mehr erbittert, als gegen die katholische.

Die *Richter'sche* Replik veranlaßte eine

5) LEIPZIG, b. Kollmann: *Philosophische Duplik gegen des Hn. Prof. Richter vorläufige Replik an*

Vig. Rationalis. Zugleich als Verständigung über die streitigen Punkte in Sachen des Rationalismus. Von C. Fr. W. Clemen, Privatgelehrten in Leipzig. 1828. X u. 116 S. 8. (12 gGr.)

Die in beiden Schriften bewiesene Sachkenntnis und logikalische Prüfungskraft sind für den Vf. um so mehr auszeichnend, da er noch unter den Privatgelehrten steht, und deswegen nach S. 6 Hr. *Richter* unter dieser Maske gegen einen ganz Andern anzukämpfen gemeint hat, sehr witzig auf eine goldene Vernunft und auf ein tönendes Horn des Rationalismus anspielend. Hr. Cl. macht mit diesem Fechter die kritisch nöthigen Gänge mit großer Ueberlegenheit durch. Auch ist vieles für sich Bestehende, Gründliche mit dieser Polemik verbunden. Dieses aber und Aehnliches, was Hr. Cl. zu erwarten giebt, wird in dem von ihm angekündigten Pädagogus gewiss noch viel mehr Nutzen gewähren, wenn die Sache an sich behandelt und, wo es nöthig ist, die neu hervorgegangenen Gegenätze nur in Noten oder Excursus abgechieden werden, wo dann die gegen Anfechtung anglicanischer Nichtrationalisten sich desto eher ferne davon halten können. Aus der Vorrede S. VII erfährt Rec., daß die Schrift: „Licht und Schatten“, unter gesetzlicher Censur gedruckt, dennoch ungefähr 7 Wochen nach dem Erscheinen zwar nicht confiscirt, aber doch im und für das Königreich Sachsen verboten wurde, während dieses verbietende Wort keine der gegnerischen Schriften getroffen habe. Die Behörde, von der es ausgegangen, wurde dem Vf. officiell nicht bekannt, dem übrigens der eigentliche Veranlasser nicht ganz unbekannt geblieben sey. Dergleichen *historiae arcanae* können in unsrer Zeit nicht lange in ihrer Dunkelheit bleiben.

6) OSCHATZ, b. Oldecop: *Der evangelische Christ als Rationalist*. 1828. 116 S. 8. (12 gGr.)

Da der Vf. den Rationalismus überhaupt, besonders gegen die *Hahn'sche* offene Erklärung, ins Licht zu stellen sucht, so würde er diese Absicht ohne Zweifel vollständiger erreichen, wenn er immer das den christlichen Rationalismus auszeichnend Eigene (Charakteristische), was wir das allgemein Subjective nennen möchten, von manchen seiner persönlichen und individuellen Versuche und Ansichten, z. B. über den Canon, die späte Entstehung neutestamentlicher Schriften, über die Accommodation u. dgl., durchgängig unterschieden hätte, da diese leichter Einwendungen ausgesetzt seyn möchten, die der Vertheidigung oder reinen Darstellung der Hauptsache bey Manchem Abbruch thun können. Es ist gar zu leicht, daß man individuell in der Kritik und Exegese das Bezweifeln zu weit treibt, oder wenigstens nicht selbst auch an dem Auflösen der Zweifel durch ruhige Betrachtung des Ganzen eben so gerne arbeitet. Die Taufformel z. B., meint der Vf., Matth. 28, 19. 20 lege Jesu in den Mund, was er nie gesagt haben könne, weil nach ihr alle Völker zu lehren ur

im Na-
des So
Petrus
lins ei-
sich n
haben
auf de-
lan nicht einmal geltend machen, daß in Apg. 8.
Vers. 37 wahrscheinlich unecht ist. Es folgt ohnehin
daraus, daß man auf den Namen des Messias
taufte, nicht ein Widerspruch gegen die Ursprüng-
lichkeit der vollständigen Taufformel. Wer von
dem Sohn der Gottheit als dem Messias unterrichtet
worden war, hatte eben dadurch auch die Gottheit
als Vater denken und verehren gelernt, weil diese
(1 Joh. 2, 22. 26) relative Begriffe waren. Die heilige
Geistigkeit aber war ohnehin überall in dem Lehr-
inhalt Jesu, und der Anspruch bey Matthäus ist
nur nach unserer Gewohnheit zur Vorchrift eines
Formulars geworden, an sich aber Andeutung dreier
unterscheidender Hauptpunkte des Lehrinhalts. Ge-
tadelt wurde dann Petrus nicht, weil er Heiden ge-
lehrt hatte, sondern weil er sie, ohne ihnen Verbind-
lichkeiten des Judenthums auferlegt zu haben, durch
das Taufen aufgenommen hatte. *Aller Weis* sollte
das Evangelium verkündigt werden; i. Jesu Worte
auch bey Matth. 24, 14. Aber die Frage wegen der
Bedingungen war dadurch nicht entschieden. Die
Frage: ob Heiden den Messias Jesus annehmen könn-
ten, ohne zugleich den Mosaismus zu übernehmen
(Apg. 15, 10), muß bey dem Leben Jesu nicht auf-
geworfen worden seyn. Deber in der Apostelgeschichte
die drey- und vierfache Verschiedenheit über das
Wie der Zulassung der Heiden, nicht über das Was.

Sogleich folgt S. 51 die Einwendung gegen
Matth. 23, 35, als gegen eine falsche Angabe, weil
zu Jesu Zeit der Tempel noch keine Mördergrube
gewesen sey. Beym ersten Passah (Joh. 2, 16) hatte
Jesus dies auch noch nicht gesagt, aber bey dem drit-
ten war er ja schon der Sitz der zum Mord gegen
ihn vereinigten Sadduceer und Phariseer. Ebenso
würden sich eine Menge anderer Einwendungen ge-
gen vieles Historische des Neuen Testaments, wie
wir sie S. 40 — 65 lesen, gründlich auflösen lassen,
wenn nur die allerdings nöthige Skepsis nicht allzu
gern bloß bey dem gefundenen Zweifel oder Anstoß
stehen bleibt, sondern auch nach sachgemäßen Lö-
sungen sich eben so gern umseht. Dies ist offenbar
bey einem so kenntnißreichen Vf. sehr zu wünschen,
da übertriebenes Zweifeln nur scheinbare Einwen-
dungen gegen den Rationalismus erweckt.

Rec. macht dagegen gern noch mehrere An-
deutungen, die das Wesentliche des Rationalismus
ins Licht setzen, bemerkbar. S. 16: Der Rationa-
lismus will keine besondere Kirche stiften; er ist die
philosophirende Ansicht (die Gnosis) des Offenba-
rungsglaubens. Ueber das Wesen Gottes und des-

Namen) des Vaters und
Geistes zu taufen seyn.
den Heiden bey Corne-
lium Vorwürfe machte,
daß Jesu berufen. Auch
in 10, 48 (auch S. 16) nur
Jesus getauft. Wir wol-
len

sen Eigenschaften steht der Rationalismus S. 17 im
keinem Gegensatz gegen den rationalen Supernatu-
ralismus. Der Vf. hält S. 20 Pantheisten, Materia-
listen und Fatalisten für Naturalisten, nicht aber
für Rationalisten. Auch das historische Christen-
thum nimmt er mit Verehrung an, aber nach 2 Cor.
8, 17 als ein freyes geistiges Wesen, welches die
immer mehr gereinigte Religionsoffenbarung in dem
Lauf der biblischen Jahrhunderte anflucht, doch
nicht wie eine Maschine das allmählig Gegebene
Alles wie eine Vorschrift ohne Prüfung im Einzel-
nen zusammenfaßt. Dagegen fordert nicht nur
1 Thessal. 5, 21 ein Prüfen selbst der Prophetisch-
Begeisterten, als Solcher, die der Supernaturalis-
mus unbedingt annehmen müßte. Auch Philipp. 1,
10. Eph. 5, 10 wie 1 Joh. 4, 1 fordern immer auf
zum Prüfen. Wäre die Denkkraft so schwach, wie
mancher Supernaturalist sie herabwürdigt, wie kann
dann ein Solcher ihr doch gerade in dem Wichtig-
sten trauen, in der Prüfung der Beweise für die
Wahrheit des Christenthums überhaupt?

Der eigentliche Streit des Supernaturalismus
gegen die Rationalität beruht S. 72 lediglich auf dem
Interesse für Dogmen, von denen unter tausend
Gemeindegliedern kaum fünf das Gewisse wissen.
Haben doch S. 85 die neuern orthodoxen Dogmatiker
die Lehren von der *communicatio idiomatum*,
satisfactio vicaria, selbst von der Erbsünde und von
der Trinität schon so modificirt, daß sie ihrer ur-
sprünglichen Gestalt bey Jedem sehr unähnlich sind.
Warum? Weil auch sie den Mahnungen der Vernunft
und der Vernunftigkeit, welche verjetzt die
Rationalität ausmachen, nicht ganz zuweichen kön-
nen. Dennoch aber sind jene Dogmen in der Gestalt,
in welcher kaum noch die Unwissenden sie wieder-
holen, die Ursachen fast aller Religionskriege und
die Hauptursache von dem Untergang der christli-
chen Kirche im Orient geworden, deren blühlich
polemischer Parteygeist im Gegensatz gegen die be-
geisterten arabischen Unitarier nicht bestehen konnte.
Auch sind eben diese Dogmen in den symboli-
schen Kirchenbekenntnissen nur in jenem alten
Sinne, nicht aber nach den Milderungen und Ver-
schönerungen der jetzigen Orthodoxen, enthalten,
welche sich allein die Evangelischen nennen möch-
ten. Als Luther den Colos der Römischen Priester-
herrschaft und seine auffallendsten Mißbräuche: die
Sündenvergebung durch Ablass oder durch die In-
tention des absolvirenden Beichtvaters bekämpfte,
erschien ihm und seinem Zeitalter noch keine Sün-
denvergebung möglich ohne die Uebertretung der
Abbißungen, welche für das Verdienst Jesu gehalten
wurden und überhaupt ohne Augustin's Dogmen
von absoluter Gnade und Prädestination. Ist aber
nicht dennoch die Lutherische Kirche von dem über-
triebenen Augustinianismus Luthers ohne Weiteres
abgegangen?

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

THEOLOGIE.

Schriften über die neuere Gegenüberstellung des Supernaturalismus und Rationalismus.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der heutige Rationalismus S. 86 konnte aus Mangel an Philosophie, Geschmack und Auslegungskunst noch nicht einmal im 17ten Jahrhundert gefunden werden. Er begann mit *Ernesti*, *Semler*, *Nöffels* als eine historisch-grammatische Kritik der Geschichte und der Lehre des Christenthums, und als eine schon durch die Folgen der *Leibnitz-Wolfschen* Philosophie möglich gewordene Auffassung des christlichen Offenbarungsglaubens ohne dogmatischen Autoritätszwang, welchen die evangelisch-protestantische Kirche nach ihrem Grundcharakter und Geist nie anerkennen soll. Diese rationalistische Kritik fand dann durch die Kantische Kritik der menschlichen Geistesvermögen eine feltere, tiefere, überall vom Praktischen beginnende Grundlage. Und so drängen, bey fortgesetzter historischer Forschung die Ansprüche des gewissenhaft freyen Geistes oder der sich selbst wiedergegebenen Denkkraft auf vernünftige Ueberzeugung, ohne religiöse Empfindung und begründeten Glauben auszuschliessen oder unbefriedigt zu lassen. In dem Gemüth des wahren Rationalisten lebt Gott und sein heiliger Wille! Und so wird eine Wiedergeburt und Vollendung des echt evangelischen Protestantismus, da die Tendenz unserer Zeit offenbar Befreyung der christlichen Religion von allem Sektenwesen fordert und befördert. Wie Christus auf Mose's Lehre baute, S. 96, so die Reformatoren auf das Reinere im Katholicismus. Wie Christus das pharisäische Satzungswesen verworf, so die Reformatoren jene hierarchischen und selbststüchtigen Dogmen der römischen Curie (die bey weitem nicht die katholische Kirche ist). Waren für Jesu Zeit Wunder nöthig, sagt der Vf., so für die Zeit der Reformation noch die Beybehaltung mancher Dogmen (von denen S. 114 selbst Hr. Dr. *Hahn* mehrere, z. B. die Höllenfahrt, die Himmelfahrt, das Abendmahl, die Ewigkeit der Höllestrafen gar nicht oder nur leise berührt). Je klarer und selbstständiger die Denkkraft wird in der Anwendung auf das Christenthum, desto mehr wird die Christusreligion von menschlichen Zusätzen wieder gereinigt und der Verehrung Gottes im Geiste genähert. Wie

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

die Abgeschmacktheiten mancher Mystiker nach Art der Swedenborgianer (und Zinzendorfer), auch der Unfug der Pietisten nach Art der Gichtelianer nicht den Supernaturalisten beyzumessen sind, so auch die Frechheiten einiger Naturalisten nicht den Rationalisten. Man vergesse aber nicht, daß es bey weitem nicht so viele Naturalisten giebt, als Inspirirte. Die Erbfeinde des evangelischen Christenthums sind S. 93 jene heimlichen Jesuiten, jene Schwärmer und Ueberfchwenglichen, welche der päpstlichen Kirche durch Unterdrückung der Geistesfreyheit, durch anpreisendes Ausbreiten der crafftesten Meinungen in die Hände arbeiten. Die sich in dunkeln Gefühlen der Ueberspannung des Gemüths hingeben oder gleich willenlosen Wesen sich in ein ewiges Meer von betäubter Liebe versenken, in welchem sie auf eine ihres Heilandes unwürdige Art vor überschwenglicher Zerknirschung und unendlicher Liebespein vergehen. Diese sind heimliche innere Gegner, welche an dem Lebenskeim der evangelischen Kirche nagen und in manchen Geist und Körper tödenden Conventikeln furchtsame und schwache Gemüther unkräftig machen für Menschenwohl und Gottesglauben, weil sie nach ihrer Meinung, S. 78, für diese Erde zu gut sind, und auf die Verblendung der Kinder dieser Welt voll stolzer Demuth herabsehen, wenn diese, mit der Christus würdigen Tugendlehre im Herzen, redlich ihre Besserungsvorätze erfüllen und den Mitbrüdern nicht zur Last fallen. Der Vf. erklärt Matth. 7, 21—23 für sein Motto, und Mark. 12, 29—31 für seinen Grundsatz. Und wer möchte irgend ein Dogma für so nothwendig halten, als jene Aussprüche des Messiasgeistes?

Unmittelbar auf die *Hahn'sche* Erklärung bezieht sich das nach Ton und Gehalt beyfallswürdige

7) *Königsberg*, in d. Univ. - Buchh.: *Sendfchreiben an Hn. Prof. Dr. Hahn in Leipzig*, in Beziehung auf dessen Schrift: *An die Evangelische Kirche u. l. w. Ein Beytrag zur rechten Würdigung des Rationalismus*, von *L. Aug. Köhler*, Dr. und ord. Prof. d. Theol., Konsist.-Rath, Superintendent und Pfarrer zu Königsberg in Preussen. 1828. 62 S. 8. (6 Gr.)

Schon 1818 hat sich der Vf., damals als Archidiaconus in Kotbus, durch „ein Wort zur Beruhigung für Alle, welche nicht wissen, ob sie glaubend erkennen, oder erkennend glauben sollen,“ den Supra

pranaturalismus und Rationalismus in ihrem gemeinschaftlichen Ursprung, ihrer Zwietracht und höheren Einheit darstellend, rühmlich bekannt gemacht. Die Aphorismen, in welchen er dort, S. 320 — 335, die Gegensätze und ihre Auflösung zusammenfaßt, können als die höhere Antwort, die sich Hr. Dr. Hahn hier zum voraus hätte nehmen können, für alle Unparteyische angesehen und empfohlen werden. In dem Sendfchreiben an Denelben als „vormaligen Collegen und immerfort herzlich geschätzten Freund,“ erscheinen nach dieser bestimmten Beziehung viele allgemeinere und besondere Bemerkungen in populärer Darstellung. Freundlich legt er Hn. Hahn seine Ueberzeugung dar, daß „derselbe den Rationalismus nicht gehörig gewürdigt und daß er dagegen seine eigene Ansicht, was Stoff und Begründung betreffe, viel zu hoch angeschlagen habe.“ Der Rationalismus bestehe auf der einfachen Ansicht, daß möglich sey eine rein wissenschaftliche Erkenntniß der Religion, so wie überhaupt für den Menschen ein in sich gefundenes und aus sich geschöpftes reines Wissen möglich ist (indem der Geist zwar durch Erfahrungen erregt werden und sie benutzen muß, doch aber zuvörderst er sich selbst das Gewisse ist und auf Alles, was er auffaßt, als Kraft, Ideen zu erkennen und Begriffe zu bilden, schaffend und messend wirkt). Sehr gut erinnert S. 8, daß, wenn der menschliche Geist *auch nur als ein tantillum von Geist* zu betrachten wäre, er doch das Einige und Wesentliche ist, wodurch wir uns an Geisteswelt, auch an die (allmählig) geoffenbarte, durch Gedanken und That in Glauben und Liebe zu knüpfen vermögen. Der Rationalist wählt für jede Erkenntniß, auch für die religiöse, das, was in der menschlichen Geistesnatur selbst begründet ist; der Supernaturalist aber das, was ihm außer und über der menschlichen Geistesnatur liegt, das dann aber doch mit dieser irgend wie (zur geistigen Harmonie, nicht aber zu einer mechanischen Unterdrückung des Geistes) vereinbar seyn muß. Was kann das eine oder das andere System von der Möglichkeit, vielfache Fehlversuche zu machen, ausnehmen? Giebt es nur eine anmaßliche Vernunftthümlerey? (Wie wimmelt es nach der Erfahrung von Verirrungen, die aus der Eingebungstheorie entstanden und noch alltäglich hervorgehen!) Wer sind die (Helden oder Pygmäen der deutschen theologischen Mitwelt), welche über einen *Wilhelm Abraham Teller* lachsalstisch den Stab zu brechen wagen? Hr. Hahn hat sich die Aendeutung erlaubt, daß Teller's Religion der Vollkommenen noch *schlanker*, als die der Meisten, seyn wolle, und daß er Gott, Tugend und Hoffnung der Unsterblichkeit nicht als wesentliche Religionsideen gelten lasse. Hr. K. nennt mit Recht diese Aendeutung eine „so übereilte, daß er sie mit Hahn's natürlichem Wohlwollen kaum zu vereinigen wisse.“ Man beruft sich auf Reinhard's Wort, wie consequent der Supernaturalismus auszubilden sey. Sehr richtig wird S. 14 bemerkt: dies betreffe nur die einseitige *logikalische* Consequenz, die mit der

wissenschaftlichen Consequenz nicht zu verwechseln ist (die nämlich die Prämissen nicht als entschieden voraussetzen darf, sondern bis zum Urwissen des Geistes hinauf gesucht und gefunden haben soll). An die Unfehlbarkeit der Offenbarungsüberlieferung glaubend, zog der Supernaturalismus (der Aeltere oft noch mehr als der Neuere) tausendfache Folgerungen wie Kettenfchlüsse richtig; aber ob er eine solche Unfehlbarkeit annehmen dürfe, wo anders kann er dies erfragen, als bey den allgemeinen Vernunftideen und ob er sie zu *irgend einer bestimmten Zeit* nicht bloß als viel Wahres enthaltend, sondern als fehlerlos finde und so historisch überliefert nachweisen könne? Wodurch anders vermag er dies, als durch unabhängigen, zum Entdecken der Gewissheit geübten, Verstand? *Glaube* ist alsdann S. 15 die vollkommenste Blüthe (Rec. möchte sagen: Frucht, oder Folge) des Wissens; und viel häufiger war zu den verschiedensten Zeiten der Supernaturalismus blind, weil er ohne Wissen seyn wollte. Ein vollendeter Rationalismus, als Erzeugniß der reinthätigsten Denk- und Willenskraft des Menschengesistes, ist nie ohne Glauben, ohne Empfindung, ohne heitere helle Begeisterung. (Aber diese folgen dem Gebrauch der höhern Geisteskräfte; sie eilen ihm nicht voraus; denn alsdann sind sie nie vor Abergläubigkeit zu sichern.)

Jeder Supernaturalismus, der von Ueberlieferung beginnt, setzt schon die Quelle der mehr oder weniger fehlerlosen Religionsüberlieferung voraus, eine Idee, ein Urwissen von der Gottheit; wo aber findet er dieses unentbehrliche Urwissen, als in der Vernunft, nicht bloß als in einem Mittel, sondern als in der ihm, dem Geiste, allein eigenthümlichen Quelle. Er ist also entweder wissenschaftlich inconsequent oder zum voraus ein Kryptorationalismus. Und so nennt S. 20 die Offenbarung eine besondere Affection der Vernunft, nämlich des vernünftigen Individuums, wodurch ihr die Gottheit in einer besonderen Beziehung wirklich werde. Mit Naturalismus ist diese Rationalität durchaus nicht zu verwechseln, so lange man bey dem Wort Natur meist an das Nichtgeistige und Bewusstlose denkt. Dies ist aber nur die unterste Bedeutung des Worts: Natur; und nur dadurch hat sich Hr. Hahn den Rationalismus als Naturalismus in eine für ihn abscheuliche, die Menschheit verderbende Erscheinung umgeschaffen. Von jeher aber war im Rationalismus die geistige, besonders die wollende Natur die Hauptsache und selbst seine Verirrungen, wie sie beyrn früheren Ringen gegen die als echte Theologie verbreiteten Vorurtheile noch nicht zu vermeiden waren, nennt S. 27 sehr richtig „natürliche Reactionen gegen den verirrten, scholastisch-phantastrenden und arroganten Supernaturalismus,“ und vergleicht sie mit hebräischen Bewegungen der im Heilungsgeschäft begriffenen Naturkräfte. Bezeugt nicht die Kirchengeschichte, wie aus dem einseitigen, falsch hergeleiteten Supernaturalismus alle die Unnatürlichkeit und Unmenschlichkeit hervorgegangen ist, die, leider, den

dem Christenthum selbst aufgebürdet wurde? Und war nicht von jener Dienbarkeit der Philosophie, S. 30, wodurch sie kaum eine supernaturale Halophilosophie wurde, die unmittelbare Folge das (sogenannte) fromme Denken statt des wahren? Dagegen fodert der Vf. S. 33 Hn. Dr. *Hahn* auf, daß er seine öffentliche, den Kirchenbann im Hintergrunde führende Herausforderung nicht bloß an zwei bedeutende Theologen, welche meist die *Kant'sche* Religionstheorie mit theologischer Gelehrsamkeit und combinirendem Scharfsinn auf die Einzelheiten der christlich-supernaturalistischen Ansicht auf eine merkwürdige Weise anwendeten, hätte richten sollen. „Wollten Sie, sagt S. 34, den Werth Ihrer eigenen dogmatischen Ansicht mit denen des neuesten Rationalismus vergleichend messen, warum wählten Sie nicht *Schleiermacher*, *Marheineke*, *Daub* und Ihresgleichen. Rationalisten sind diese Männer gewiss, obschon nicht in dem Sinne, wo Rationalismus als etwas ganz Einseitiges dem eben so einseitigen Supernaturalismus gegenüber steht. Ich weiß wohl, daß diese in ihrer Darstellung sehr verschiedenen Männer gerade wegen dieses Bestrebens, die Offenbarung wahrhaft zu rationalisiren, getadelt werden; aber entweder muß man leugnen, daß für das Christenthum überhaupt eine wissenschaftliche Basis möglich sey, in welchem Fall nur eine kirchliche, und — echt consequent — nur die römisch-katholische übrig bleibt, oder man muß zugeben, daß sie gesucht werde. Dieses Suchen aber ist christlicher Rationalismus.“

Rec., um nicht allzu lange bey diesem Zwiespalt zwischen der Selbstüberzeugungstheologie und der Inspirationstheologie zu verweilen, schließt noch mit Einem Wort des Vfs. S. 57: „Gott hat dem Menschengeschlecht die Offenbarung nicht gegeben, um ihm das Suchen der Wahrheit zu ersparen, sondern vielmehr recht eigentlich, damit er suche und finde.“ Von Hn. Dr. *Hahn* sagt S. 60 das persönlich von beiden Seiten Merkwürdige: „Lassen Sie uns denn, theurer Freund, der unnützen Streitigkeiten entschlagen, die uns wesentlich scheinenden aber gründlich, ruhig und ohne kirchliches Anathema (!) führen. Zur Kirche gehört, wer sie liebt und ihren Hauptzweck, die Heiligung, fördert. Ich kenne Ihre Seele wohl. Ihr Glaube ist redlich; aber, wie Sie selbst, reizbar; und darum, wie jedes leicht reizbare Gemüth, rasch und entschieden in Liebe und Scheue, zuweilen nicht schlechthin, aber je nach Art und Umständen *unduldsam* auf der Seite, wo er Scheu empfindet.“ —

SCHÖNE KÜNSTE.

GREIFSWALD, in d. Univ.-Buchh.: *Dichtungen*, von *Ludwig Gotthard Kosegarten*. Zwölf Bde. 1824. 8.

Kosegarten und *Kotzebue* haben in sofern ein gleiches Loos getheilt, als Beide am Ende ihres Lebens

von leidenschaftlichen Gegnern sowohl rückfichtlich ihres Talentes, als ihres Charakters verlästert wurden. Aber die Zeit wird einst dem Einen, wie dem Andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und noch ehrenvoll ihre Namen nennen, wenn die schwindstüchtigen Stimmen ihrer erbosten Kritiker längst verstummt und zu Grabe gegangen sind: denn, mag es, was hier *Kosegarten* betrifft, auch immerhin der Fall seyn, daß man seinem Talente die gegründetesten Ausstellungen macht; mag es seyn, daß er, und besonders in der Ode, nicht frey ist von Bombast und Uebertreibung; daß seine episch-idyllischen Gedichte an pittoresker Fülle und plastischer Darstellung der Charaktere den ersten Mustern der Nation bedeutend nachstehen, und häufig, nicht bloß an schlaffer Sentimentalität, sondern auch an übel angebrachter Gelehrsamkeit kränkeln; mag es endlich seyn, daß die Form seiner sämmtlichen Schöpfungen, so sehr sie auch noch in der späteren Zeit durch seine sorgsame Hand verbessert ward, doch noch immer nicht classisch zu nennen ist, und manches abenteuerliche Wort, manche überspannte Metapher, und mancher metrische Verstoß stehen geblieben sind: als *elegischer Liederdichter* wird K., trotz jener Mängel, stets einen vorzüglichen Ehrenplatz im deutschen Musentempel behaupten, mit welchem Urtheil jeder Unparteyische einverstanden seyn wird, der folgende treffliche Ergüsse kennt: An die Lyra; Geist der Liebe; Was bleibt und was schwindet; Abschied von Agnes; der Gewitterabend; an die Sterne; Alles um Liebe; an Juliens Grabe; an die Erstgeborene u. s. w.

Es war daher ein beyfallswerther Gedanke des Hn. Prof. *Kosegarten* in Greifswald, das Publicum mit einer neuen Ausgabe der sämmtlichen metrischen Werke seines verdienstvollen Vaters zu beschenken, und auch der thätige Verleger, Hr. Buchhändler Koch daselbst, hat von seiner Seite alles Mögliche gethan, dieses Unternehmen vor vielen ähnlichen der neueren Zeit durch ein geschmackvolles Aeußere und Correctheit des Druckes bey verhältnißmäßiger Wohlfeilheit auszuzeichnen.

Sämmtliche Dichtungen liegen uns in zwölf Bänden vor, von welchen der erste *Englische* und *Schottische Lieder*; der zweyte und dritte die beiden Idyllen *Jukunde* und *die Inselfahrt*; der vierte die *Legenden*; der fünfte *Rügische* und *Erbsische Sagen* und der sechste bis elfte die *Lyrischen Gedichte* enthält. Der zwölfte Band umfaßt das Leben des Dichters vom Herausgeber, welches viel interessante Aufschlüsse giebt. Billigen aber kann es Rec. nicht, daß im sechsten Bande, ohne die *geringste Auswahl* sämmtliche Jugendversuche des Dichters, welche zum Theil nie gedruckt, zum Theil aber nur mit wesentlichen Verbesserungen in den früheren Ausgaben erschienen, hier in ihrer ursprünglichen Unvollkommenheit aufgenommen wurden: denn der gleichen Jugendexercitien eines ausgezeichneten Geistes scheinen uns wenig Werth zu haben, wenn sich wenigstens nicht theilweise in ihnen der schlummernde

mernde Genius offenbart. — Dagegen möchte Rec. dazu ermuntern, von den profaischen Werken *Koßegartens*, und namentlich von seinen Reden, eine ähnliche Ausgabe zu veranstalten. Diese sind dem großen Publicum minder bekannt geworden, und doch verdienen sie es in einem ausgezeichneten Grade. Manche seiner Ufer- und sonstigen Predigten, was man auch gegen die logische Anordnung einiger hervorgebracht hat, seine Worte an *Serena*; seine Reden am *Napoleonstage*; über die Hingebung des *Leonidas*; von dem Tage zu *Clermont* u. s. w., scheinen Rec. in ihrer Art ganz vortrefflich, wie er denn von jeher in Zweifel gestanden, ob er in K. den Dichter oder den Redner höher zu schätzen habe.

4.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT AN d. Orla, b. Wagner: *Theilnahme am evangelischen Freyheitskampfe*. Eine Reihe Fasten - Wochen - Predigten, nebst historischer Einleitung. In Verbindung mit seinen Specialcollegen herausgegeben von Dr. *Johann Friedrich Heinrich Schwabe*, Superint. zu Neustadt an d. Orla (jetzt Consistorialrath zu Weimar). 1826. II u. 160 S. 8. (12 gr.)

Hr. Dr. *Schwabe*, ein rühmlich bekannter Beförderer des Guten, ein rüßiger Streiter für Wahrheit und Recht, hat sich durch die Herausgabe dieser sehr zeitgemäßen Schrift ein neues, nicht unbedeutendes Verdienst um die Glieder der evangelischen Kirche erworben. Einen wichtigen Bestandtheil derselben macht die, von ihm selbst verfaßte, *historische Einleitung* (S. 3—53) aus. Sie giebt in recht lebendiger und anschaulicher Darstellung, mit steter Bezugnahme auf frühere Zeiten, einen kurzen Ueberblick der directen und indirecten Angriffe, welche die evangelische Kirche im neunzehnten Jahrhundert von Seiten der katholischen erfahren hat, weist dieselben mit Nachdruck und Würde zurück, und zwar in der edeln Absicht, um zwischen den streitenden Parteyen dadurch Frieden zu stiften, „dass die Anmaßung in ihre Schranken zurückgewiesen und der Lästerung das Maul gestopft wird.“ (S. 52.) Findet gleich der Mann vom Fach hier nichts Neues, was auch nicht der Vf. bezweckte, so verdient sie doch die ernstlichste Beachtung aller gebildeten evangelischen Christen, für welche sie nur zunächst, wie das

Ganze, bestimmt ist. Der Einleitung folgt das „*Aus Schreiben zu den Passionspredigten im Jahre 1826*“ (S. 54—58), dem die Texte zu den sechs Predigten, welche den übrigen Theil der Schrift ausfüllen, beygefügt sind. Auf eine ausführliche Beurtheilung dieser Predigten können wir hier nicht eingehen. Im Allgemeinen sey nur bemerkt, dass sie von echt evangelischem Geiste erfüllt sind, und dadurch, zumal sie nicht Muster theologischer Beredtsamkeit seyn wollen, uns weniger fühlen lassen, was etwa dieser oder jener, besonders in formeller Hinsicht, an kunstreicher Abfassung mangelt. Die erste und vierte sind vom Herausgeber; die zweyte und fünfte vom Adjunct und Archidiaconus *Rintsch*; die dritte und sechste vom Diakonus *Kaphahn*. Diesem würden wir insonderheit rathen, sich vor so langen und schwerfälligen Perioden zu hüten, wie deren mehrere in seinen Predigten sich finden. Wir geben noch die Texte und Themata zum Schlusse an. 1) Joh. 8, 31. 32. *Die Wahrheit*. 1) Was ist Wahrheit? 2) Wo finden wir sie? 3) Was wirket sie? — 2) Galater 5, 1. 4. und 1. Kor. 7, 23. *Bestehet in der Freyheit, mit der Euch Christus befreyet hat!* 1) Was ist die christliche Glaubensfreyheit? 2) Was fordert uns besonders zum Festhalten an derselben auf? — 3) Matth. 23, 13. *Die Bemühungen der Feinde evangelischer Freyheit*. Sie sind immerdar entehrend und nachtheilig, mögen sie nun 1) planmäßig und eigentlich feindselig; oder 2) nur blinder Eifer für irgeleitetete Ansicht seyn. (Dass unter 2) besonders die Feinde der evangelischen Freyheit im Schoosse der evangelischen Kirche berücksichtigt sind, versteht sich von selbst.) — 4) 5. Mos. 13, 1—4. *Wie wir in Rücksicht der feindlichen Bemühungen gegen die evangelische Freyheit uns verhalten sollen*. — An der Disposition dieser Predigt, zu welcher der Text den Vf. verleitet, lassen sich wesentliche Ausstellungen machen. Wenigstens ist der 1ste Theil viel zu allgemein gefasst. — 5) 1. Petri 3, 15. 16. *Rechtfertigung gegen feindselige Beschuldigungen unserer evangelischen Glaubensfreyheit*. — Diese Predigt hat uns besonders angesprochen, was freylich mit in ihrem fruchtbaren Thema liegt, aber doch auch in seiner gelungenen Ausführung. — 6) 2. Cor. 13, 5 u. 11. *Verhaltensregeln für uns, deren Leben in eine Zeit gefallen ist, wo das reine evangelische Christenthum vielfach verunglimpft wird*. 1. Prüfet euch selbst, ob ihr im Glauben seyd; 2. werdet vollkommen in aller Tugend; 3. seyd friedsam gegen Andersdenkende.

ERGÄNZUNGSSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WIEN, b. Wimmer: *Faßtenpredigten über die Sünden gegen den heiligen Geist*, gehalten in der Pfarrkirche am Hofe 1824, sammt einer kurzen Abhandlung über denselben Gegenstand von Jakob Rudolph Kühn, Domherrn an der Metropolitankirche zu St. Stephan, k. k. Professor der Pastoraltheologie, fürbischöflichem Conf. Rath und emeritirtem Domprediger. 1825. 206 S. 8. (1 Rthlr.)

Die evangelische Kirche kennt zwar, weil sie sich bloß an die Bibel hält, nur Eine Sünde gegen den heiligen Geist, und ihre besten Exegeten behaupten, und, wie Rec. glaubt, mit vollem Rechte, daß diese Sünde jetzt eigentlich gar nicht mehr begangen werden kann, sondern nur ihr ähnliche Verbrechen; Indessen hat es nun einmal der katholischen Kirche gefallen, 6 solcher Sünden anzunehmen, und so kann man auch Nichts dawider haben, wenn einer ihrer Geistlichen besondere Predigten darüber hält. Zwar könnte man fragen: Warum gerade diese Sünden zu so einer besondern Auszeichnung gelangten und nicht auch manche andere, die ihnen an Größe und Strafbarkeit nicht nachstehen? zwar könnte man ohne große Schwierigkeit nachweisen, daß die eine mit der andern so ziemlich zusammenfällt; doch haben wir hier keinen Beruf zu solchen Erörterungen und wenden uns daher sogleich zur Beurtheilung der vorliegenden Schrift. Sie enthält 6 Predigten, über jede Sünde gegen den heiligen Geist Eine; und wegen des großen Umfangs, den Einige haben, entschuldigt sich der Vf. damit, daß er die reiche Materie durchaus in den 6 Faßtenpredigten habe abhandeln müssen, was wir um so eher gelten lassen, da wir überzeugt sind, daß er seinen Zuhörern nicht zu lange wird gesprochen haben; wenigstens haben wir mit fast gleich großem Interesse alle bis zu Ende gelesen. Denn unütreitig gehört der Vf. zu den besten Kanzelrednern seiner Kirche, und würde, wäre er evangelischer Prediger, auch einen ehrenvollen Platz unter unsern Homileten einnehmen. Dieses Lob theilen wir ihm nicht etwa, weil der Katholik nur wenig aus diesen Predigten hervorleuchtet, und da, wo es geschieht, auf eine der Moralität und den rein biblischen, religiösen Begriffen so wenig schädliche Weise, als es nur irgend die Dogmen seiner Kirche gestatten wollen; auch nicht, weil sie von Ausfällen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

auf andere Glaubensgenossen durchkristus nichts enthalten (gewiß in unsern Tagen eine seltsame Effektschöpfung), sondern weil er mit Wärme und Innigkeit, Kraft und Nachdruck, klar und zusammenhängend, einer lebendigen, gebildeten, nur von Idioten ganz freyen, und für unsern Geschmack und wieder etwas zu populären Sprache, das was Noth thut, die Heiligung im Geiste, seinen auf das dringendste ans Herz legt; weil er die Sprache fleißig und sehr gut benutzt (nur selten finst auch Aussprüche der Kirchenväter); weil er die gewöhnliche Menschen- und Weltkenntnis, und von ihr einen recht weisen, der Würde der Sache fast durchgehends vollkommen angemessenen Gebrauch macht. Bey so schätzbaren Vorzügen wollen wir ihm denn auch eine gewisse Steifheit und Stätigkeit der äußern Form, ein zu weites Ausspannen biblischer Erzählungen und Gleichnisse, besonders das Ausschmücken der Allegorien weit über den Vergleichungspunkt hinaus, und eine gewisse Verbißtheit des Ausdrucks in einzelnen Stellen, die von unsern Kanzeln nicht ohne allgemeine Mißbilligung der Zuhörer aufgenommen werden möchte, nicht so hoch anrechnen. Wir kommen nach diesen allgemeinen Bemerkungen zur Anzeige der einzelnen Predigten, wobey wir jene, so weit es der Raum gestattet, berücksichtigen werden. Pred. 1. *Vermessenlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen*. Da das Thema selbst dem Vf. in seiner Dogmatik vorgeschrieben ist, so mußte er zu demselben, wie zu den folgenden, den passenden Text sich suchen, und wir können ihm das Zeugniß geben, daß er überall gut gewählt hat. Hier ist es die Stelle Matth. 3, 20., welche man freylich nur passend nennen kann, wenn man das oben Gesagte dabey in Anschlag bringt. Der Vf. zeigt, wie abscheulich das vermessenliche Sündigen auf Gottes Barmherzigkeit sey; weil sich darin zeige: 1) eine große Thorheit unsers Geistes, 2) eine noch größere Rohheit unsers Gemüths, und 3) die größte Arglist unsers Herzens. Wir bieten, keinen Anstoß zu nehmen an dieser vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichenden Bezeichnung der 3 Hauptkräfte des menschlichen Geistes; in der Predigt selbst tritt deutlich hervor, was er unter jedem Ausdrucke versteht. Im ersten Theile zieht der Vf. die Stelle 1 Mos. 9. an, wo vom Regenbogen die Rede ist, welchen Gott den Bewohnern der Arche als ein Zeichen der bekannten Verheißung gegeben. Er will hier zeigen, daß man

D (5)

sich die Eigenschaften Gottes (besonders seine Gerechtigkeit und Barmherzigkeit) eben so wenig getrennt denken dürfe, und einzelne einseitig hervorheben, als die Farben des Regenbogens. Gewiss nicht passend; Aber folgende Stelle wird bewiesen, daß der Vf. sein Bild zu sehr ausmalt. S. 11 sagt er: „Setzen wir, der Friedensbogen wäre ganz grün: was wäre dies wohl besonders? Grün ist ja ohnehin die Erde. — Setzen wir, er wäre ganz gelb: Gelb ist das Feuer und dieses haben wir auf der Erden. — Nehmen wir an, er wäre ganz weiß: Weiß ist das Schneefeld des todtten Winters, und weiß das Leichentuch des Menschen. — Nehmen wir an, er wäre ganz blau: Blau ist ja die ganze Luft und wir sehen sie an fernem Bergen. — Setzen wir, er wäre ganz roth: Wie fürchterlich! eher ein Sinnbild des strengsten blutigen Richters, als des liebevollen Vaters. — Oder setzen wir, er wäre ganz dunkelblau: Wie nahe also dem Schwarzen, der Finsterniß, und wie traurig!“ — Weit gelungener ist in derselben Predigt die Stelle, wo er das Beyspiel der *Sohne Eli* benutzt (S. 17 ff.). Besonders belebt er hier, wie in andern Stellen, seinen Vortrag dadurch sehr, daß er die Personen redend einführt, auch da, wo er zeigen will, wie sie hätten denken und sprechen sollen. Pred. 2. An Gottes Gnade verzweifeln. Matth. 27, 3. *Der Mensch soll nie an Gottes Gnade verzweifeln; 1) weder im Gefühl seines Unglücks, 2) noch im Gefühl seiner Schuld.* Nur eine Stelle aus dem 1. Theile dieser Predigt erlauben wir uns anzuführen, um unsre Leser in den Stand zu setzen, unser über den Vf. ausgesprochenes günstiges Urtheil zu prüfen. Gleich gelungen finden sich sehr viele. S. 39: „Ich frage kühn einen jeden Leidenden, was denn in seiner Widerwärtigkeit von der Art wäre, daß die göttliche Allmacht daran scheitern sollte? Ist wohl bey Gott ein Ding unmöglich? Du schmachtest in Armuth; kann dich der Gott nicht herausreißen, der schon so oft die Reichen arm und die Armen reich gemacht? Du klagst auf dem Krankenlager; kann dich der, der dich niederwarf, nicht wieder emporheben? Du fühlst dich schwach und fürchtest einen frühen Tod; kann der Herr, der die Eiche zerfahmettet und den zarten Strauch erhält, nicht auch dich erhalten? Kann er deinen dünnen Lebensfaden nicht weiter hinaus verlängern, als

eicht? Du bist verbt im Stande, deine erleuchten und ihnen fallen zu lassen? Du die Herzen der Menschen kann er sie nicht Unternehmung größerer Einsicht erlände herbeyführen? Verlust erlitten, wie ist vielleicht deinem im ganzen Sinne des Freund warst: aber und die Macht, ab-

sprechen, dich mit dem Gegenstand, von dem er dich getrennt hat, jonstels noch seliger zu vereinen, und kann er dir indeß hienieden nicht durch Verbindung mit andern edlen Menschen Ersatz leisten?“ Pred. 3. *Der Mensch soll die christliche Wahrheit nicht streben.* Röm. 1, 21. Es geschieht 1) durch träge Unterlassung, und 2) durch verkehrte Thätigkeit. Das Gleichniß vom Haushalter, der in Abwesenheit seines Herrn dessen Güter (der Vf. setzt dafür einen Pächter) verwalten soll, wird vortrefflich durch die ganze Predigt benutzt, nur immer auch theilweise zu weit ausgeführt. Zur verkehrten Thätigkeit rechnet der Vf. Vernunftley, Schwärmerey, Werkheiligkeit. Wir wünschen wohl, daß auch die Glieder unserer Kirche beherzigen möchten, was er über die Schwärmerey sagt. „Was ist, fragt er S. 84, eine Schwärmerey? Eine in Gefühlen schwimmende, in Gefühlen versunkene, von Einsicht und Thatkraft entblößte Seele. Trauriger Zustand! Ein Schwärmer ist wie ein Gefangener in einem dunkeln Kerker ohne Fenster und Licht, der aber nicht durch Kälte, sondern durch übermäßige Hitze schauerlich wird. Da starrt der Arme! Der Angstschweiß sieht ihm auf der Stirne; die Adern pochen; die Wangen glöhen. Er sieht seine eigenen von Hitze glühenden Augen und glaubt, ein Gespenst grinsle ihn an. Die Ohren klingen ihm vor Hitze und er glaubt die Stimme eines Geistes zu hören. Einmal scheint ihm ein Engel, ein andermal Satan nahe zu seyn. So lebt er und träumt, und die ganze und wirkliche Welt um ihn her ist für ihn todt!“ Pred. 4. *Seinem Nächsten die göttliche Gnade misgönnen und ihn darinnen beneiden.* Matth. 27, 18. Es geschieht 1) durch Lästung, und 2) durch Verfolgung. In dem Beneiden der Feinde Jesu gegen ihn sehr anschaulich und eindringlich mit zweckmäßiger Anwendung auf die wichtigsten Verhältnisse des geselligen Lebens bewiesen. Pred. 6. *Wider heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz.* 2 Mos. 11, 10. Der Vf. zeigt die Natur und das endliche Loos derer, welche die 6te Sünde gegen den heiligen Geist begehen. 1) Der Zeitpunkt des Trotzes, 2) der Ackerweisheit, 3) des Widerspruchs, 4) der Entscheidung. Diese Predigt ist reich an ergreifenden Stellen, aber es kommen auch solche vor, die wir zu derb nannten. Auf einem katholischen Lehrstuhle sind gewiß die Worte merkwürdig, welche hier (S. 130) dem Sünder in den Mund gelegt werden: „Man kann nicht immer über der Bibel sitzen und beten, man hat mehr zu thun!“ Pred. 6. In der Unbussfertigkeit vorsätzlich beharren. Matth. 23, 37. Betrachtung über die Freyheit des menschlichen Willens. 1) Wie hoch uns Gott durch das Geschenk des freyen Willens stellen wollte; 2) wie tief wir uns durch den Mißbrauch desselben herabstürzen können. Der Anhang über die 6 Sünden gegen den heiligen Geist (von S. 181 an) zeigt: 1) was sie mit einander Gemeinsames und von andern Sünden Verschiedenes in sich enthalten. 2) Warum sie Sünden gegen den heiligen Geist heißen. 3) Warum sich die Lehre gründet, daß sie schwer oder niemals

lungen, welche die Predigten enthalten, und hat, was sich im der Sache selbst bezieht, die Predigten, die gleich weniger ausgeht, als die Predigten des Vf., von denen er mit wahren Hochachtung spricht, und dem Wunsche, daß er noch recht lange auf seinem wichtigen Posten zum Heil der Kirche Christi wirken möge. — In dem Buche kommen sonentstellende Druckfehler vor, die nicht angezeigt sind.

Königsberg, b. Bornträger: *Sechs Predigten über den seligmachenden Glauben an Jesum, den Sohn Gottes*, gehalten in der Löbenichters Kirche zu Königsberg in Preussen von Dr. Ludwig August Kühler. 1827. VI u. 129 S. gr. 8. (16 gr.)

Der Vf. dieser Predigten wünschte, nach seiner Erklärung im Vorworte, durch sie zunächst seine Zuhörer, dann aber auch solche Leser, die weder an religiöser Gleichgültigkeit, noch an religiöser Einbildung krank sind, auf die Wahrheit des seligmachenden Glaubens und zugleich auf die unter diesem Namen cursirende Unwahrheit, Scheinwahrheit, Lüge mit Ernst und Nachdruck aus der Fülle des Herzens aufmerksam zu machen. Weit entfernt, eine Glaubensform hinstellen zu wollen, nach welcher sich jede christliche Ueberzeugung unabänderlich bilden und jede christliche Erbauung gleichmäßig entwickeln müsse, findet er zwischen den Verdammungs-Decreten eines Concilliums und der unveränderlichen Lehr- und Cultusvorschrift nur im Grade, nicht in der Art einen Unterschied. Dabey hält er aber aus voller Ueberzeugung nicht bloß den christlichen Glauben, sondern den *Glauben an Christum* für das edellste Mittel und zugleich, wo er wahrhaft und rein ist, für das untrüglichste Zeichen einer solchen Seelenbildung, in welcher der irdisch-menschliche (?) Zweck erreicht ist. In dieser Ueberzeugung kennt er als Theolog und als Geistlicher keine höhere Pflicht, als diesen Glauben unablässig in das Licht zu stellen und in solcher Verknüpfung zu zeigen, daß derselbe durch ihn Einzelnen werde, was er überhaupt seyn kann und seyn soll. Die erste Predigt, über das Evang. Joh. 20, 19 — 31., kann als Einleitung in die folgenden angesehen werden, indem sie, nach einigen allgemeinen Betrachtungen über den Beruf eines christlichen Predigers, die Beförderung des allein seligmachenden Glaubens an Jesum, den Sohn Gottes, als den Hauptzweck des christlichen Lehramts darstellt. Wenn gleich diese Predigt Einiges enthält, was mit dem Thema dieser Betrachtungen, nicht in einem nothwendigen Zusammenhange steht: so enthält sie doch im Ganzen viel Lehrreiches und schärft, selbst in ihren minder wesentlichen Theilen, manche wichtige Wahrheit ein; z. B. S. 5: „Der christliche Lehrer muß alles äußerliche Priesterwesen für etwas ganz und gar Unchristliches, und in sofern es bey besserem Wissen in die christliche Kirche eingeführt wird, für ein recht verdammliches Teufelswerk, in sofern es aus mangelnder Einsicht damit verbunden wird,

der einen bewußtenswürdigen Mißverstand erklären.“ Und S. 18: „Wenn wir es nicht betrachten, so ist überhaupt das Höchste, was der Mensch erreichen kann, daß er verständig und gut sey, sobald diese Worte im höchsten Sinne genommen werden; an die menschliche Verständigkeit und Güte ist alles menschliche Heil geknüpft.“ In der zweyten Predigt, über das Evang. Joh. 16, 16 — 23, wird, nachdem die Begriffe des Glaubens und des seligmachenden Glaubens entwickelt worden sind, von den Schwierigkeiten des letzten gehandelt. Als solche werden angegeben: 1) der Umstand, daß der Glaube erst nach und nach und unter vielen Wechsellern seine Vollendung erhält; 2) die Befangenheit der Menschen in frommen Vorurtheilen und sinnlichen Erwartungen. Auch diese Predigt kann nur als vorbereitend auf den Hauptgegenstand betrachtet werden; aber auch sie enthält manches beherzigungswerthe Wort, z. B. S. 36: „Es giebt noch viel Buchstabiendienst, Buchstabenfurcht, Buchstabenhoffnung, auch unter uns; Viele, welchen die hellere Wahrheit nur Traurigkeit und Zweifel bringt, auch viel thörichte Eiferer für den Namen des Evangeliums, manchen *Saulus*, manchen *Herodes*, manchen *Kaiphaz*, auch in der evangelischen Kirche. Es wird der Geist der Wahrheit nicht begriffen; er wird gefürchtet, er wird gehaßt von Vielen.“ Und S. 40: „Noch Andere locken die arme, einfältige Menge mit dem Sinnenbilde der Seligkeit, oder schrecken sie mit dem Sinnenbilde der Verdammnis, daß sie aus Begierde oder Furcht ihnen zu Willen dient und sich ihrer Lüge und Habsucht mit Dank und Freude Preis giebt. Kein höheres Wort in der heiligen Schrift, welches so nicht in Frövel oder Uninn verwandelt werden könnte; keine noch so heilvolle Lehre, die nicht so ein Pflul des Verderbens werden könnte!“ Die dritte Predigt, gehalten am Bußtage über Joh. 8, 3 — 6., stellt die *Selbsterkenntnis* und die damit unmittelbar verbundene Geistesbalse (Beschämung bey dem Gedanken an das Bessere und ein Verlangen darnach) als das erste Stück, die erste Frucht des seligmachenden Glaubens, gleichsam als die Einleitung und Anleitung dazu, vor. Die vierte Predigt, über das Evang. Joh. 16, 23 — 30., handelt von der *Erkenntnis Gottes*, als dem zweyten Erfordernis, um durch den Glauben selig zu werden. „Diese Erkenntnis Gottes, welche der Mensch haben kann vor dem christlichen Glauben, ohne den christlichen Glauben, ja die er vorher haben muß, durch welche allein er ihn versteht, wodurch er dazu geführt und getrieben wird“, diese Erkenntnis Gottes wird nach der doppelten Quelle betrachtet, aus welcher sie entspringt, und von dem Vf. bezeichnet theils als eine *gemeine* und im gemeinen Sinne *natürliche*, in sich selbst ungewisse und verkehrte, theils als eine *ungemeine*, *hohe* und allein *ursprüngliche*, *ewig natürliche* und *wahre*. In Beziehung auf diese oder jene Vorstellungen von Gott, die bey gebildeten Menschen aus der sie beherrschenden Sinnlichkeit hervorgehen, sagt der Redner S. 73: „Es

ist klar, was insbesondere in unsern Zeiten nicht bloß die unwissende Einfalt — sondern vielmehr hochgebildete, mit aller Kunst, wie mit allem Glanz des Lebens vertraute, ja stürbliche Personen treibt, sich in allen Gaukeleyen einer mit dem Namen Christi sich brüllenden Götzendienerey wieder hinzugeben; es ist klar, warum die heuchlerischen *Kasphasse* unserer Zeit über Gotteslästerung schreyen, wenn sie die Wahrheit hören; warum die wahrheitslosen *Pilatusse* unserer Zeit die scheinheiligen *Pharisäer* in Rechten und Würden schützen und ihnen zu Furcht und Liebe die Verkünder der Wahrheit kreuzigen.“ u. f. w. Dagegen wird von demjenigen Erkenntniß Gottes, die ihre Quelle im Geiste des Menschen hat, S. 76 gesagt: „Es kann uns nichts eine andere und höhere Erkenntniß von Gott geben, als diese, und wo sie in ihrer vollen Kraft und Reinheit wäre, da bedürfte es wahrlich keiner Offenbarung, keiner heiligen Schrift, weil sie selbst die ewige Offenbarung und die innere heilige Schrift ist. Das haben auch, zu den Zeiten des eigentlichen Götzendienstes, geistvolle Männer erkannt, haben den menschlichen Geist, die *Vernunft*, in ihrem hohen Werthe schätzen und eine solche Vorstellung von Gott fassen gelernt, die ganz mit der *Übereinstimmung*, welche ich mit den Worten des Apostels Paulus ausgesprochen habe, haben auch diese Erkenntniß zuweilen auf eine so würdige und begeisterte Art in Worten dargelegt, daß sie gleich ähnlichen Stellen der heil. Schrift wohl zu belehren und zu erbauen vermögen.“ Am Ende dieser Betrachtung macht der Vf. seine Zuhörer und Leser aufmerksam auf den Unterschied zwischen Erkenntniß und Glauben. „Die Erkenntniß Gottes ist noch nicht Glaube an Gott, obschon der Glaube nicht seyn kann ohne Erkenntniß.“ Hierdurch bahnt er sich den Uebergang zur fünften Predigt; gehalten am Himmelfahrtstage, ab. Joh. 14, 6 — 12, worin der Glaube an Christus, den Sohn Gottes, als das Hauptstück des seligmachenden Glaubens dargestellt wird. Nachdem der Vf. in Beziehung auf einige angeführte Worte aus Joh. 1. erklärt hat, daß diese Worte ihn nicht verleiten werden, wie sie schon zahllose Menschen verleitet haben, nachzugrübeln über die höhere Natur Jesu Christi, um seine Zuhörer in die unfruchtbare Wüste seiner oder fremder Betrachtungen darüber hineinzuführen, — trägt er dasjenige vor, was er, entlassend aller sich blühenden Schulweisheit und allem eitlen Vorwitz, dagegen forschend mit dem Sinne der Wahrheit, in der heiligen Schrift, als die in ihr enthaltene Lehre von Jesu, dem Sohne Gottes, dem Verfühner und Heilande der Welt, gefunden hat. Für Söhne Gottes, sagt er, wurden diejenigen Menschen erkannt, in welchen sich die Kraft des göttlichen Geistes offenbarte. „In diesem Sinne

heißt auch Jesus Christus der Sohn Gottes, und auf diese Weise haben ihn seine Jünger als solches erkannt. Johannes aber nennt Jesum den eingebornen Sohn Gottes, und Jesus selbst sprach: Wer mich sieht, der sieht den Vater, und Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Dieß, heißt es S. 98, setzt denn doch voraus, daß in dem Menschen Jesus die ewige Kraft Gottes in einer solchen Vollkommenheit, wie in Keinem von uns, gewohnt habe u. f. w. Er war das lebendige Bild des Vaters, in dem jeder Gedanke ewige Wahrheit, jede Gefinnung göttliche Kraft und Liebe war. — Das genügte den Jüngern zur vollen Zusage des Glaubens an die ewig unzertrennliche und innige väterliche Gemeinschaft des göttlichen Geistes mit der menschlichen Natur.“ — Damit aber sie und mit ihnen wir Alle an Jesu sehen möchten, daß der Vater nicht bloß erlösen wolle, daß er es auch könne, entriß er dem eingebornen Sohn, nachdem er ihn den ganzen bitteren Kelch des Leidens und des Todes hatte ausleeren lassen, dem dunkeln Reiche des Todes, und stellte ihn nicht bloß als König der Wahrheit, sondern auch als König des Lebens, noch einmal vor die Augen seiner Jünger. So hatten sie erkannt, „daß göttlicher Geist sich verbinden kann mit der menschlichen Natur; daß selbst in der tiefsten Erniedrigung der menschliche Geist durch Gottes Liebe noch fähig und bestimmt ist, jenen Geist in sich aufzunehmen, und daß, wenn und wo nur dieser Gottes Geist im Herzen aufgenommen ist und vollkräftig wohnt und wirkt, der Herr des Lebens seine Kinder aller äußern Noth entreißen und ewig verherrlichen könne und werde. Des war ihnen Jesus Christus Zeuge, und in diesem Zeugniß, von Gott gegeben, wurde er ihnen nicht bloß Freund und Lehrer, wie er im menschlichen Leben gewesen, sondern Erlöser, Verfühner, Mittler, Vertreter bey Gott, Vorbild und Bürge der eignen ewigen Herrlichkeit.“ — Wenigleich diese Darstellung keinen Anspruch auf allgemeine Zustimmung machen darf, so ist sie doch ein sehr achtungswerther Beytrag zu dem Bestreben, die Lehren des christlichen Glaubens mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft in Harmonie zu bringen. Ganz übereinstimmend mit der geistigen Natur des Menschen ist auch der Inhalt der sechsten Predigt, wo gezeigt werden sollte, wie der Glaube an Jesum selig mache, nämlich durch die Ruhe, die Kraft, die Freudigkeit des Herzens, welche er verleiht. — Rec. glaubt diese Predigten, worin ein Mann voll Geistes seine eignen Ueberzeugungen, meistens in klaren und kräftigen Worten, mit derjenigen Beredsamkeit vorträgt, die aus der Tiefe des Herzens hervorgeht, gebildeten Christen, insbesondere auch Predigern und Candidaten, angeregunglich empfehlen zu können.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

WÜRZBURG, in d. Etlinger. Buch- u. Kunsth.: *Gedanken und Betrachtungen über die fünf Bücher Moses.* Von Johann-Georg Pfister, Pfarrer in Oberleichtersbach. 1826. 580 S. gr. 8. (2 Rthl.)

Das vorliegende Werk eines katholischen Geistlichen redet auf jeder Seite so deutlich für oder vielmehr wider sich selbst, daß es zu dessen vollständiger Charakteristik als eine merkwürdige Erscheinung der Zeit hinreichen wird, nur aus den Betrachtungen zur Genesis eine Blumenlese der auffallendsten Kraftstellen, doch mit Uebergang aller, in welchen der Vf. zu den pöbelhaftesten Schimpfreden gegen die Protestanten und Irrgläubigen herabsinkt, zusammenzufstellen.

Das kurze Vorwort lautet: „Unter Anrufung des heil. Geistes, auf dessen Eingebung und unter dessen Leitung die heiligen Bücher sind verfaßt worden, schreibe ich bey Durchlesung derselben einige meiner Gedanken und Betrachtungen nieder zu meiner eignen Belehrung und Erbauung. Werden diese auch Andere darin finden, so sey der dafür gepriesen, dessen grössere Ehre ich einzig und in Allem zu befördern suche. Sollte bey Aufzeichnung meiner Gedanken etwas einschleichen, was sich mit dem wahren Sinn der heil. Schrift nicht verträgt und verwerflich ist, so bin ich der Erste, der es verwirft und der verdammt, was die heil. katholische Kirche, die einzige wahre und unzweifelbare Auslegerin der heil. Schrift, verdammt.“

Genesis. Kap. 1. v. 2. Das Chaos ist „ein Bild der jetzigen Menschenwelt, wie sie unsre Philosophen, die sich wider Gott empören und über den Schöpfer erheben möchten, gestaltet haben.“ v. 14. 15: „Sonne, Mond und Sterne sind Bilder Jesu, der Maria und der Heiligen.“ v. 16. Der Mond und die Sonne als Bilder der Vernunft und der Offenbarung. v. 28. „Gott segnete sie und sprach: Wachset und vermehret euch und füllet die Erde an! Höret dieses, die ihr unserer Kirche eine ihrer schönsten Zierden mißgönnt, die Lilienschaar der Jungfrauen, an deren Spitze Jesus, ihr göttlicher Bräutigam steht; die ihr aus den Worten: „wachset und vermehret euch“, einen Befehl der ehelichen Verbindung oder ein Verbot der beständigen Enthaltlichkeit, die den

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Menschen zu den Engeln erhebt, erzwingen wollt, und die Worte: „Gott segnete sie“ schalkhaft (d. h. boshaft) übersehet.“ Rec. setzt hinzu: Hier lerne man von dem Vf., Ausprüche der heil. Schrift völlig unschädlich zu machen, so daß kein Funke von Erleuchtung zu dem armen Volke, welchem die Schrift auf diese Weise erklärt wird, hindurchdringen kann! — Kap. 2. v. 4: „Dies und kein anderer ist der Ursprung des Himmels und der Erde. Weg mit den ablernen, ungereimten Meinungen und abgeschmackten Systemen älterer und neuerer Sophisten, weg mit ihrer Ewigkeit der Materie, mit ihren Athomen (*sic!*) und dergleichen Thorheiten. Ich halte mich an Gottes Wort. Auch die nach und nach in 6 Tagen geschehene Schöpfung nehme ich ganz nach dem Worte des heiligen Textes.“ v. 7. „Philosophen, — so nennen sich vorzugsweise einige unsinnige Menschen, — behaupten, nur sterbliche Thierseelen zu haben, sind Feinde der Religion und Revolutionairs, welche Menschenfleisch fressen und an besten thäten, wie Nabuchodonosor sich zu den wilden Thieren zu gefallen.“ v. 10. „Der sich in vier Hauptströme theilende Fluß ist die heil. katholische Kirche, in welcher zu leben eine himmlische Lust ist, in welcher man allein den Baum des Lebens findet, und die sich in alle vier Welttheile verbreitet.“ Rec. vergilt die Belehrungen des Vfs. dankbar mit der Nachricht, daß die von Spaniern beherrschten Bewohner des fünften Welttheils, die mehreren Inselgruppen des stillen Weltmeers, ihren Beherrschern an gutem Katholicismus nichts nachgeben, und sogar die Segnungen des Mönchthums und der Autos da fe genießen. Nun paßt aber freylich die Vergleichung mit den vier Strömen des Paradieses nicht mehr. v. 18. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. „Diejenigen, welche diesen Ausspruch gegen die heil. Eremiten, die Mönche und das eheliche Leben wenden, verrathen eben so viel Unverständnis als Bosheit des Herzens und verdienen keine Widerlegung.“ — Kap. 3. v. 14. 15. „Das auserwählte Weib, durch dessen gebenedeyte Frucht der Fluch, der durch die Schuld unserer Stamm-Mutter über das menschliche Geschlecht gekommen ist, in Segen soll verwandelt werden, bist du, glorreiche Jungfrau Maria, die du 4000 Jahre nach dem traurigen Sündenfalle im Paradiese den Erlöser der Menschen, Jesus Christus, ohne Zuthun eines Mannes vom heil. Geiste empfangen und ohne Verletzung deiner Jungfrauschaft zum Heil der Welt geboren hast.“

E (5)

haft." — Kap. 4. v. 6. 7., nach der Vulgata so paraphrasirt: „Warum bist du zornig? Wirst du nicht die Vergeltung bekommen, wenn du Gutes thust? Die Neigung zu ihr (zur Sünde) wird dir unterworfen seyn, und du sollst über sie herrschen“, — was vom hebräischen Texte weit abweicht. v. 17 heisst es: „Kain baute eine Stadt, vermuthlich um sich vor dem Bluträcher zu schützen“, wobey es dem Vf. gar nicht einfällt, daß es nach der biblischen Erzählung noch keine andere Menschen giebt, als Adam, Eva und Kain. v. 26 wird Enos als Erfinder eines prachtvollen Gottesdienstes gepriesen. — Kap. 6. *Einleitung*: Als Ursachen des auch jetzt herrschenden Verfalls der Religiosität und Sittlichkeit, welche in unsern Tagen eine neue Sündfluth nöthig machen, werden angegeben: „1) der niederträchtige Wunsch, den Beyfall der Gottlosen zu haben; 2) der vertrauliche Umgang der Rechtgläubigen mit den Irr- und Ungläubigen; 3) die ehelichen Verbindungen der Katholischen mit Unkatholischen; 4) die hochgepriesene, zum Schaden der Tugend und Wahrheit erkommene Toleranz, welche auch zu Noah's Zeiten herrschte.“ — Kap. 7 eilt der Vf. über alle Schwierigkeiten der Sündfluthsgeschichte leicht hin, und bezeichnet nur Noah als Vorbild Christi. — Kap. 8, 6. 7. „Der Rabe des Noah (der Vf. schreibt Noe) ist ein Bild der Boshaften, die sich von der katholischen Kirche trennen, um sich freyer im Schlamm der Wollust wälzen zu können.“ — Kap. 11, 9. Der Babylonische Thurmbau und die Verwirrung der Sprachen stellen bildlich vor: „1) alle Nichtkatholiken und Ketzer, insbesondere die *Lutheraner* (hört!); denn nur in der katholischen Kirche ist Einheit und Wahrheit; 2) die heutigen Philosophen; 3) die heutigen *Statisten* (*sic!*) welche *Thürme von Papiergeld erbauen*.“ Der Vf. will wahrscheinlich *Statistiker* oder *Staatsmänner* bezeichnen. — Kap. 18, 9. „Nachdem sie gegessen hatten (nur *scheinbar*, als Engel), verschickte der Eine, welcher im Namen des Herrn das Wort führte oder der Herr selbst war, daß Abraham nach einem Jahre einen Sohn aus der Sara haben würde. v. 20. „Daß *Gott selbst* in *Menschengestalt* mit Abraham redet, kann uns nicht befremden, da der Sohn Gottes selbst die menschliche Natur angenommen hat.“ Kap. 19, 26. „Lot's Weib sah zurück und wurde auf der Stelle in eine Salzsäule verwandelt. Unfre überklugen Exegeten mögen an dieser *Salzsäule lecken* (wie geschmackvoll und witzig!) so lange sie wollen, sie werden dieses Denkmal des bestraften Vorwitzes oder einer Gott beleidigenden Unbeständigkeit, welches, obwohl nicht mehr nächst dem todten Meere, doch noch in der heil. Schrift steht, nicht hinwegexegetiren.“ Weit entfernt, dieses Hinwegexegetiren zu versuchen, gedenkt Rec. den Vf. mit der, von sehr glaubwürdigen und heiligen Kirchenvätern, deren Grundsatz war: *Nil magis verum quam quod maxime incredibile!* mitgetheilten Nachricht zu erfreuen, daß noch lange nach Christi Geburt diese Salzsäule fortwährend regelmäßige Menstruation hatte. Die Geschichte von Lot's

Töchtern übergeht der Vf. stillschweigend ohne Nutzanwendung; dagegen beweist er Kap. 23 daraus, daß Sara abgefordert von den Heiden begraben ward, sehr sinnreich, daß die Verehrung der Reliquien zulässig und löblich sey. — Kap. 25, 8: Abraham wurde zu seinem Volke versammelt; dieß ist dem Vf. ein sonnenklarer Beweis von der Unsterblichkeit der Seele, und er nimmt hier Gelegenheit, die Philosophen, welche sie leugnen, in die unterste Hölle zu verdammen. v. 27 ff. „Jakob wußte von seiner Mutter, daß er durch einen Ausspruch Gottes als der Vorzüglichste erwählt sey, und bietet dem Esau wohl nicht im Ernst das Linsengericht für die Erstgeburt an, geht aber dann mit Recht den Kauf ein. Esau aber ist das Bild eines leichtsinnigen, von der Sinnlichkeit beherrschten Frevlers.“ — Kap. 27. Nachdem der Vf. zu beweisen gesucht, Jakob habe den Segen seines Vaters völlig rechtmäßig erlangt, da dieser mit zu dem Rechte der Erstgeburt gehörte, fährt er fort: „Wenn ich mir den sanften, mit Fellen bedeckten Jakob in Esau's Kleidern vorstelle, wie er Esau's Gestalt nachahmt, ohne die Stimme Jakob's zu verleugnen: so sehe ich im Vorbilde meinen Heiland, den Sohn Gottes, angethan mit unserer Natur, in der Gestalt eines Knechts vor seinem himmlischen Vater, den Fluch der Sünde von uns abzuwenden und uns den Segen zu ertheilen, der uns in Hinsicht seiner zu Theil werden soll.“ — Solche lästernde Vergleichen sind nur der frommen Einfalt zu verzeihen, weil sie nicht weiß, was sie thut. — Kap. 47, 22 ff. stellt der Vf. in dem Pharaon, welcher die Priester von allen Abgaben befreite, nach dem Vorgange des Chryostomus allen christlichen Fürsten ein Vorbild auf, welchem gemäß sie aufhören sollen, „Schauspieler und Possenreißer höher zu besolden, als die Priester, die Ausspender der geheimnißvollen Gaben Gottes.“ — Kap. 48, 14. 15. „Wen sehe ich da vorgebildet, da der sich zum Sterben anschickende Vater (Jakob) mit über's Kreuz ausgestreckten Händen den Segen spricht? Nicht meinen göttlichen Heiland Jesus Christus, wie er mit am Kreuze ausgestreckten und schmerzlich angenagelten Armen für mich zum Vater betet? Woher kommt aller Segen? Nicht von der Kraft des Kreuzes, oder dem, der für uns am Kreuze gestorben ist?“

Doch genug Proben der nicht einmal immer heiligen Einfalt! Das Unschuldigere in der Schrift sind sonstige moralische Bemerkungen und Nutzanwendungen, aber meistens am unrechten Orte angebracht und so vorgetragen, daß jeder Gebildete sie sich leicht besser sagt. Daß vom Verständniß des Urtextes gar nicht die Rede sey, versteht sich von selbst; und wo der Vf. sich das Ansehen giebt, als verstehe er davon, z. B. zu 1 Mos. 3, 3, wo er über das (dem Urtexte ganz fremde) *vielleicht* wortreiche Anmerkungen macht, giebt er sich die lächerlichsten Blößen.

Wir bemerken noch, daß 1828 eine zweyte *veränderte* Auflage dieses Werks, wahrscheinlich daß-

dasselbe bloß mit umgedrucktem Titel, und für den wohlfeilern Preis von 1½ Rthlr. angekündigt worden ist.

Nicht gerade der Pfister'schen Schrift an die Seite zu stellen, aber doch auch ein sprechender Beweis von den geringen Fortschritten der alttestamentlichen Exegese im katholischen Deutschland giebt die folgende kleine Schrift eines selbst akademischen Gelehrten:

MÜNSTER, b. Theissing: *Weissagung von Emmanuel*, Jesaias VII — XII. Anhang: Heli's Schwiegertochter, 1 Kön. IV. Von Dr. J. H. Kistemaker, Domkapit. Prof. der Exegese zu Münster. 1824. IV u. 90 S. kl. 8. (6 gGr.)

Nach S. 70 ist diese Schrift bloß Uebersetzung aus einer franz. Schrift eines gewissen Bergier, aber weder die Lobprüche, die der Vf. dem „Erfinder“ deshalb ertheilt, nicht ohne Seitenblicke auf protestantische Ausleger, wie Rosenmüller, noch die Selbstgenügsamkeit, womit er von dem *nonum prematur in annum* redet, können uns abhalten, das Büchlein für ein sehr unbedeutendes, der Wissenschaft nicht den geringsten Gewinn bringendes zu erklären. Dem *Hauptinhalt* nach beliebt es (S. 1 bis 70) aus einer wenig gelungenen Uebersetzung von Jes. 7 — 12, mit eingestreuten Bemerkungen des Vfs., die an den besten Stellen leere Declamationen sind. Mißrathen mußte die Uebersetzung wohl, denn der Vf. zeigt auf jeder Seite, daß er nicht Deutsch zu schreiben versteht, aber glaubt, durch affectirte Redensarten einen schönen Stil hervorzubringen. Daraus gehen denn Uebersetzungen hervor, wie S. 21, Jes. 7, 25: „Grauerlich da sind Dornenstrauch und Stachelgestrüppe.“ S. 37, Jes. 10, 12: „Da werde ich heimsuchen den Ausbruch des stolzen Hergens des Königs Assur und seiner Augen siegprangende Blicke“, u. s. w. Stellen, die uns beym Umblättern sogleich in die Augen fielen und die in jedem Kapitel ihres Gleichen mehrere finden. Eben so unglücklich ist der Vf., wo er eigne Erklärungen beybringen und andere Exegeten widerlegen will. S. 38 wird das letzte Versglied von Jes. 10, 15 übersetzt: „oder sich aufrichten wollte der Stab, der ja nur Holz ist“, und in der Note heist es: „Ich bin hier der Uebersetzung des heil. Hieronymus gefolgt; Rosenmüller sagt: wie rathend aufs Gerathewohl habe Hieronymus so übersetzt. Das nicht! Das Hebräische heist: „nicht Holz“, und das wird sprachrichtig fragweise genommen: ist er nicht Holz? Eben-dasselbe heist auch: der ja Holz ist! Man tadle ja nicht wie aufs Gerathewohl!“ Vom Parallelismus muß der Vf. keinen Begriff haben, sonst würde er bemerkt haben, daß in den drey vorhergehenden Versgliedern das Werkzeug dem, der es handhabt, entgegengesetzt ist; nun ist hier ebenfalls *וְהַיָּבֵל* der Stab entgegengesetzt dem *וְהַיָּבֵל*, Nicht-Holz, d. h. dem,

der nichts weniger als Holz ist, dem Manne. So öfter, wo er Rosenmüller's Scholien anführt und befreitet, z. B. S. 41. Daß er Gesenius Commentar über den Jesaias gar nicht angesehen, erhellt aus dem, was S. 12 (zu Jes. 7, 15) gegen die Erklärung *וְהַיָּבֵל* „bis daß er weiß“ gesagt ist. Hr. K. behauptet, Gesenius führe zum Beweise, daß *וְהַיָּבֵל* vor dem *וְהַיָּבֵל* bedeute: *bis daß*, nur die genannte Stelle im WB. an; im Commentar stehen aber auch noch die treffenden Stellen 3 Mos. 24, 12, Dan. 9, 24, und doch wagt Hr. K. zu versichern, diesen Sinn habe *וְהַיָּבֵל* *præf.* nie und nirgends. Warum sollte es die Bedeutung auch nicht haben, da sie mit dem Grundbegriff der Partikel genau zusammenhängt? S. 10 ff. heist es, der Prophet habe Jes. 7. von einer damals lebenden Jungfrau, deren Sohn Emmanuel seyn sollte, nicht reden können, weil das nicht außerordentlich und wunderbar genug wäre. Nach S. 11 folgt aus Jes. 7, 15, daß Immanuel ein Sohn armer Aeltern gewesen sey, weil nur solche „ihre Kinder mit Honig und dicker Milch zu nähren pflegten“; und auf diesen ganz erfundenen Umstand legt der Vf. weiterhin stets viel Gewicht. Nach S. 14 ff. wird gelehrt, der Jes. 7, 16 erwähnte Knabe (*וְהַיָּבֵל*) sey ein anderer, als der v. 14. 15 genannte Immanuel, und zwar der schon früher erwähnte Sohn des Jesaias *וְהַיָּבֵל*, den er nach v. 3 bey sich hatte; denn „Emmanuel wird mit einem ehrenvollern Namen Ben, Sohn genannt, dieser aber Han-naar, der d. h. dieser Knabe.“ Aehnliches Raisonement lese man S. 17. 18. 24 ff. 31. 35. 37. 39. 40. 46. 49 ff. 55 ff. 62. 63 u. s. w. — Die kleine Beylage S. 71 — 90 über 1 Kön. 4, 19 — 23 (d. h. nach dem hebräischen Texte 1 Sam. 4, 19 — 23) ist nicht gehaltvoller, als das Vorige. Durch müßige Verdrehung der Worte und Aenderung der Interpunction in seiner nach der Vulgate gefertigten Uebersetzung bringt der Vf. heraus, die Schwiegertochter Eli's sey, ganz ungerührt von dem Tode ihres Schwiegervaters, Schwagers und Mannes, bloß über den Verlust der Bundeslade untröstlich gewesen, findet darin eine hohe Frömmigkeit und heilige Seelenstärke, dichtet dem Charakter dieser ganz unbekannten Frau viele herrliche Züge an, und findet dann endlich Alles wieder in den kurzen Worten jener Stelle, was er hineingetragen hat. Wie er bey dieser Geschichtsverfälschung zu Werke geht, überlassen wir den Lesern selbst nachzusehen. In dem allbekannten, im ganzen Orient verbreiteten Gebrauche, den Kindern von wichtigen Ereignissen hergenommene Namen zu geben, findet er „eine besonders lobenswerthe, fromme und sinnvolle Sitte der Israeliten, die darin Gott nachahmten, der Abram auch Abraham und Jakob Israel nannte.“ Die hebräischen Namen sind alle nach der Vulgate geschrieben, als: *Sear-Jafub*, *Rafin*, *Phacee Sohn des Romelia*, *Isaias*, *Ochozius*, anstatt: *Schear-Jaschub*, *Rezin*, *Pekah* Sohn des Remalja, *Jesaias*, *Ahasja* u. dgl. m., auch ist alles Hebräische mit lateinischen Buchstaben gedruckt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Deuerlich: *Proben britischer Kanzelberedsamkeit*, übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Friedrich Bialloblotzky. 1826. XII u. 70 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Herausgeber dieser Schrift sucht in der Vorrede die unglücklichen Meinungen zu widerlegen, welche man in Deutschland, sich beziehend auf Mittheilungen einsichtsvoller Beobachter, hie und da über die Religiosität und das kirchliche Wesen in England geäußert hat. Er hält sich von der Grundlosigkeit und Unrichtigkeit solcher Meinungen so fest überzeugt, daß er kein Bedenken trägt zu erklären: „es verräthe einen sehr beschränkten, gegen die Anerkennung der Wahrheit sich *absichtlich* verschließenden Sinn, wenn man leugne, daß Christenthum äußere seinen Einfluß in England stärker, als auf dem fernen Lande von Europa, man denke daselbst nicht eifriger, als bey uns, dem nach, was keusch, was gerecht, was lieblich, was wohlklingend, und was irgend tugendhaft und lobenswerth zu nennen ist.“ — Zum Beweis für diese, wohl Manchem um ihrer Neuheit willen auffallende Behauptung führt er unter andern an (S. IX): „Dort vereinigen sich große Gesellschaften für die Erreichung christlicher Zwecke; dort leihet man gern, *ohne irdische Vergeltung zu hoffen*, seinen Beystand Allen, die in irgend einem Winkel der Erde, durch Kirchen oder durch Schulen, durch Kunst oder durch Wissenschaft, durch gemeinnützige Anstalten jeder Art, oder durch die Gewalt der Waffen (!) der Menschheit geistiges und leibliches Wohl fördern wollen.“ Zur Erläuterung, wie die uneigennützigen Briten, auch durch Gewalt der Waffen, der Menschheit geistiges und leibliches Wohl zu fördern suchen, wird in einer Anmerkung erinnert: „daß in der Turkey Hekatomben von Menschen einer Molochs-Politik geopfert wurden, darf man wenigstens einer Nation nicht allein (!) aufbürden, bey welcher die Griechen mehr Unterstützung fanden, als bey allen andern (?)“ — Um nichtige Einwürfe niederzuschlagen, die sich etwa gegen solche Vorstellungen von der ausgezeichneten Frömmigkeit der Engländer und von der großen Wirkksamkeit ihres lebendigen Glaubens erheben möchten, hat Hr. B. wohl daran gethan, daß er zugleich versichert, „mit den gedachten großartigen Beweisen einer *nach außen* gerichteten uneigennützigen Menschenliebe sey *jetzt* ein sehr reges Streben verbunden, vielen bedeutenden Mängeln des Erziehungswesens und der Gesezte in Vaterlande auf eine christliche Weise abzuheben.“ Uebrigens meint der Herausg., daß die christlich großen Unternehmungen der Engländer nicht durch die stiefte Predigtform, nicht durch die Liturgie, nicht durch den Reichthum der bischöflichen Kirche, sondern durch Geisliche zu Stande kamen, welche sich

eine freyere Predigtweise zu eigen gemacht hatten, sie mochten nun zur Staatskirche, oder zu einer davon abweichenden Parthey gehören. Von dieser freyern Predigtweise sollten dem deutschen Publicum durch die gegenwärtigen Blätter einige Proben vorgelegt werden. Die hier mitgetheilten leiten aber keineswegs, was der Titel dieser Schrift erwarten läßt: denn man findet hinter denselben nichts weiter, als *drey* aus dem Englischen übersetzte und mit einigen unbedeutenden Anmerkungen begleitete Predigten des im J. 1791 gestorbenen *John Wesley*, ersten Stifters der Methodisten in England. Daß diese Predigten in irgend einer Hinsicht als Mußter der *Kanzelberedsamkeit* betrachtet werden dürften, oder auch nur recht lebhaft Eindrücke auf die Gemüther der Zuhörer hätten machen können, läßt sich weder aus ihnen selbst, noch aus den Anmerkungen des Herausg. erkennen. Gehalten vor den Mitgliedern der Universität *Oxford*, prangen sie mit einigen griechischen und lateinischen Wörtern und Sentenzen, und enthalten mancherley Distinctionen und Bemerkungen, die in einem auf Gemeinnützigkeit ab Zweckenden Vortrage sehr am unrechten Orte sind. — Am wenigsten verdienen diese Predigten, — 1) *das Wesen der Schwärmerey*, über Apostelgesch. 26, 24; 2) *der Beynahe-Christ*, üb. Apßg. 26, 28; 3) *eine Warnung vor der Bigotterie*, oder vielmehr vor der *Unduldsamkeit*, — von Seiten der in ihnen enthaltenen dogmatischen Vorstellungen, den Christen unsrer Zeit empfohlen zu werden. Zum Belege dieses Urtheils hier nur Eine Stelle, die über das ganze Glaubenssystem des Vfs. ein helles Licht verbreitet! In der dritten Predigt, in welcher eine fortwährende Herrschaft des Teufels über die Menschen behauptet wird, heißt es S. 47: „Wenigstens, wenn wir den Geschichtschreibern Glauben beymessen dürfen, so giebt es selbst heute noch Länder, wo der Teufel so öffentlich als vormals wirkt. Aber warum nur in den Ländern der Wilden und Barbaren? Warum nicht in Italien, Frankreich oder England? Eines sehr klaren Grundes wegen: er kennt seine Leute, und weiß, wie er sich gegen Jeden zu benehmen hat. Den *Lappländern* erscheint er mit enthülltem Angesichte; denn es kommt ihm darauf an, sie im Aberglauben und einem groben Götzendienste zu befestigen. Aber bey euch verfolgt er einen andern Zweck. Er will es dahin bringen, daß ihr eure eignen Götzen werdet, daß ihr euch selbst weiser erscheint, als Gott und alle seine Offenbarungen. Um nun dieses zu erreichen, darf er nicht in seiner eignen Gestalt erscheinen. Nein, er gebraucht seine ganze Kunst, um euch dahin zu bringen, daß ihr sein *Daseyn* leugnet, bis er euch endlich an seiner rechten Stelle sicher hat.“ Dergleichen homiletischen Nonsens braucht der Herausg. nicht erst aus England einzuschwärzen, da die einheimischen Mystiker Deutschland schon hinreichend aus eigener Fabrik damit versorgen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1826.

GERICHTLICHE MEDICIN.

LEITZIG, in d. Dyk. Buchh.: *Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Aerzte und Wundärzte. Vier Theile, 1819—1826. Erster Theil. Kurze Geschichte der gerichtlichen Medicin und ihres formellen Theiles erster Abschnitt. Von L. J. C. Mende, Dr. d. Medicin u. öffentl. ordentl. Lehrer auf d. Univerf. zu Greifswald (jetzt zu Göttingen). XIV u. 561 S. gr. 8. (alle 4 Bände kosten 10 Rthlr.)*

Die gerichtliche Medicin ist, trotz dem regen und erfolgreichen Eifer, mit welchem sie besonders in den neuesten Zeiten bestritten worden ist, doch noch immer weit davon entfernt; den Status alles das zu seyn, was sie thuen seyn könnte und sollte; und so dem Gipfel der Vollkommenheit, deren sie fähig ist, näher zu bringen, dazu wäre, wie es scheint, vor allen Dingen eine festere Einigung der Rechtsgelehrten und Aerzte über manche specielle Zwecke ihrer gemeinsamen Forschungen notwendig. Indes wäre damit freylich noch bey weitem nicht Alles gethan. Viele der wichtigsten Lehren der gerichtlichen Medicin bedürften an und für sich selbst einer weitern Vervollkommenung und genauer Feststellung, als ihnen bis jetzt zu Theil werden konnte, das Ganze überdies bey der immer fortschreitenden Ausbildung der Rechtswissenschaften und dem noch raschern Fortschreiten der Naturwissenschaften einer häufigen, ja nicht oft genug zu erneuernden Revision. Endlich ist auch für eine pragmatische und kritische Geschichte der gerichtlichen Medicin, wie sehr man auch seit längerer Zeit ihre Nothwendigkeit gefühlt hat, doch noch unendlich wenig geschehen.

Die Erwägung des eben bezeichneten Verhältnisses unsrer Wissenschaft hat den verdienstvollen Verfasser des vorliegenden Werks zu der Ausarbeitung desselben bestimmt. Es bezweckt nicht bloß die Ueberlieferung des Bekannten, es bezweckt neue Untersuchungen aller Gegenstände der gerichtlichen Medicin und die Vervollkommenung dieser Wissenschaft. Aber es liegt noch unvollendet vor uns, und obgleich wir die bis jetzt erschienenen Theile desselben in rascher Folge anzeigen werden: so kann uns doch nur das Ganze zu einem Urtheil über das Ganze berechtigen. Möchte bis dahin der vom Vf. ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gehen, daß es den

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1826.

Regierungen, nach dem Beispiele der Württembergischen, gefalle, über die wichtigsten Gegenstände der gerichtlichen Medicin, die nur durch beglaubigte Thatfachen ins Reine gebracht werden können, die benötigten Angaben der Medicinalpersonen einzuziehen! Es hätte auf diesem Wege längst viel gewonnen werden können. —

Was den vorliegenden ersten Theil anbelangt, so kann er beynahe als ein hehendes Ganzes angesehen werden. vier Fünftheile des Bandes sind der gerichtlichen Medicin gewidmet, dem der Vf. eine ganz besondere Wichtigkeit, weil die Begriffe von dem Will der Gestalt und Wirksamkeit der gerichtlichen Medicin nur durch die Geschichte begründet werden können. Obgleich wir nun zwar dieser Ansicht des Vfs. nicht in ihrem ganzen Umfange beystimmen können, obgleich ferner die das Werk eröffnende „kleine Geschichte der ger. Med.“, laut der Vorrede, auf Vollständigkeit selbst Verzicht leistet, und wir endlich auch mit dem Vf. über die Bearbeitung dieser „Geschichte“ nicht vollkommen einverstanden sind: so reichen doch die historischen Untersuchungen, deren Resultat uns hier vorgelegt wird, für sich allein hin. Hr. Prof. Mende danke allen wissenschaftlichen Aerzten zu sichern, und dieser Dank muß um so lebhafter seyn, als die kleinen Beyträge, welche bis dahin Metzger, Kapp, Chaumeton und (in einer tabellarischen Uebersicht) Choulant zur Geschichte d. ger. Med. geliefert hatten, fast nur dazu dienen konnten, an den Mangel dieser letztern zu erinnern, oder höchstens sie (besonders die Kopp'sche Skizze) als Leitfaden bey der Bearbeitung dieser Geschichte zu benutzen. Die etwanige Unvollständigkeit der seinigen erklärt Hr. M. theils aus dem verhältnißmäßig beschränkten Raume, der ihr in diesem Werke eingeräumt werden konnte (schon deshalb aber, scheint uns, wäre es wünschenswerth gewesen, daß der Vf. seiner Geschichte ein selbständiges Werk gewidmet hätte); theils aber und hauptsächlich, weil Vollständigkeit in diesem Felde ohne die jetzt noch gänzlich fehlende Mitwirkung von Rechtsgelehrten nicht zu erreichen ist.

Hinsichtlich des Einflusses, den die Entwicklung einerseits der Rechtsverhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft, andererseits der Naturwissenschaften auf die Ausbildung der ger. Med. gehabt haben, läßt Hr. M. seine Geschichte in folgende

F (6)

sechs

sechs Zeiträume zerfallen: „1) Von der Entstehung menschlicher Gesellschaft bis zur Sammlung und Aufbewahrung von Gewohnheitsrechten (S. 12); 2) die Gewohnheitsrechte werden gesammelt, als Gesetze aufbewahrt; und sie dienen zum Maassstabe für die Beurtheilung von Rechtsfällen (S. 17); 3) Volksgesetzgebung und Rechtswissenschaft (S. 22); 4) Positive Gesetzgebung und darauf gegründetes Recht (S. 68); 5) die Gesetzgebung unter dem Einflusse der christlich-geistlichen Gewalt (S. 76); 6) Ausbildung des gesetzlichen Zustandes unter den Deutschen durch Wissenschaft.“ (S. 111—466.) Sobald der Vf. zu diesem Zeitraume gelangt ist, liefert er die Geschichte jeder einzelnen Hauptlehre der ger. Med., nimmt bey den meisten den Faden der Erzählung im 16ten Jahrh. auf, und fährt ihn bey jeder bis auf die gegenwärtige Zeit fort.

Dafs diese Methode der Geschichtschreibung gewisse Vortheile gewährt, die auf einem andern Wege gar nicht, oder wenigstens sehr schwer zu erreichen sind, liegt am Tage. Mehr als jede andere ist sie geeignet, zu zeigen, wie die allmähliche Entwicklung der Rechtsverhältnisse die gerichtliche Medicin nothwendig ins Leben rufen mußte, und es möchte sich daher sehr wohl von dieser Seite die vorliegende „Geschichte“ Rechtsgelahrten besonders empfehlen. Ebenso setzt uns die genannte Methode in den Stand, mit einem Blicke Alles zu übersehen, was für einen einzelnen Gegenstand der ger. Med. im Laufe der Zeit geschehen ist; ein Vortheil, den wir gewiß nicht gering anschlagen dürfen. Aber von einer Geschichte der ger. Med. dürfen wir ihn, wie es scheint, nicht fordern, nur die Bearbeitung einzelner Felder dieser Geschichte darf ihn gewähren, und thut, indem sie ihn gewährt, ihrer Aufgabe Genüge. Die Universal-Geschichte kann nicht zugleich Special-Geschichte seyn. Daher würden wir glauben, dafs im Ganzen bey dem Vortrage der Geschichte der ger. Med. die chronologische Ordnung dennoch immer vor jeder andern den Vorzug verdiene, obwohl dies nach dem Vf. deshalb nicht geschehen kann, weil die Entwicklung der Völker in ganz verschiedne Zeiträume fällt. Allein die allzu sorgfame Berücksichtigung dieser Entwicklung hat in vorliegendem Buche zu einigen Verstössen gegen die Logik verleitet, die uns gegen die gewählte Methode nur noch mißtrauischer machen. Der Vf. hat als Zeiträume seiner Geschichte der ger. Med. mehrere aufgeführt, in denen es bekanntermassen und nach seinen eignen gelehrten und scharfsinnigen Forschungen keine Spur einer gerichtlichen Medicin gab. Würde er in diesen Fehler wohl verfallen seyn, wenn er seinen Theilungsgrund in der Wissenschaft selbst, deren Geschichte er schrieb, mit Beobachtung der chronologischen Ordnung gesucht hätte? Dann würden alle Untersuchungen, den Zeitraum betreffend, in welchem es noch keine gerichtliche Medicin gab, in eine *Einleitung* gefallen seyn, die sich damit beschäftigt haben würde, nachzuweisen, was aus den Schrif-

ten der ältern Aerzte späterhin Anwendung auf die ger. Med. vertratete; zu erwähnen, wie die allmählich höher steigende Ausbildung der Rechtspflege zuletzt das Bedürfnis einer ger. Med. erzeugte; und die Behauptungen derjenigen zu widerlegen, welche mit Unrecht dieser Wissenschaft ein hohes Alter zuschreiben. Die Geschichte selbst kann erst mit dem Augenblicke anheben, in welchem die gerichtl. Med. wirklich ins Leben trat, und die einzelnen Abschnitte dieser Geschichte werden uns lehren müssen, wie in gewissen gegebenen Zeiträumen die Wissenschaft mehr und mehr bereichert wurde, so wie, welchen Veranlassungen und welchen Individuen sie diese Bereicherung verdankt. Auf diese Bemerkungen hat indeß der Vf. gleichsam im Voraus geantwortet; eine Einleitung, wie die eben erwähnte, bedurfte seine Geschichte nicht: denn diese selbst ist ihm nichts weiter, als „Einleitung“ in die ger. Med.; geschichtlich will er diese letztere begründen, und der Verlauf des Werks allein kann uns zur Würdigung seines Unternehmens in der eben genannten Beziehung berechtigen. Dennoch unterliegt es kaum einem Zweifel, dafs der Verfasser einer selbstständigen, pragmatischen und kritischen Geschichte der ger. Med. bey der Bestimmung ihrer Zeiträume nicht unbedingt unfarm Vf. folgen darf, und dafs selbst dieser — unbeschadet seiner historischen Ansichten — eine logisch weniger anstöfsige Benutzung des gewis sehr mühsam errungenen Stoffes leicht noch zu den übrigen Vorzügen seines Werks hinzuzufügen im Stande gewesen wäre.

Begreiflicher Weise geht sehr Vieles von dem, was über die ältesten Zeiten gesagt wird, mehr die medicinische Polizey, als die gerichtliche Medicin an, und der Vf. spricht in Betreff dieser Zeiten den richtigen Grundsatz aus, dafs zwar in jeder Zeit zwischen den Naturwissenschaften und ihrer Benutzung von Seiten des Gesetzgebers ein gewisses Verhältnis, aber nicht immer ein vollkommen richtiges und zu richtigen Schlüssen von dem Einen auf das Andere führendes obwalte. Er liefert uns in seinem dritten Zeitraume überzeugende Beweise, dafs die Vermuthung eines hohen Alters der ger. Med. falsch sey, indem bey den Völkern des Alterthums die Naturwissenschaften auf einen zu niedern Stande standen, bey peinlichen Vergehungen nur die Absicht bestraft wurde, mithin an der Untersuchung der Thatfache weniger lag und lange Zeit die Blutraube galt. In diesem Sinne ist hier zuerst von den Israeliten die Rede. Beyläufig gesagt: mit den meisten medicinischen Schriftstellern betrachtet auch unser Vf. die Beschneidung als eine ursprünglich medicinisch-polizeyliche Maassregel. Ob sie aber das wirklich gewesen ist? Rec. wird vielleicht Gelegenheit nehmen, sich an einem andern Orte ausführlicher über diesen nicht hierher gehörigen Gegenstand auszusprechen. Vorläufig nur die Frage: Wenn in heissen Ländern aus der Länge der Vorhaut Krankheiten entstehen, wie geht es zu, dafs dies nicht auch bey jenen Tausenden und aber Tausenden geschieht,

schicht, die in den heißen Himmelsstrichen unbeschritten leben, z. B. in Hindostan? Sollte nicht *Voltaire* (I. la concision im *Dictionnaire philosophique*) den wahren Grund der Belchnoidung richtiger angegeben haben? Ebenso findet sich auch nirgends nur eine Spur, daß bey den Aegyptiern, medicinische Kenntnisse zu rechtlichen Zwecken benutzt worden wären; dies geschah nicht einmal, als man schon Leichenöffnungen zur Ergründung der Krankheitsursachen anstellte. Was die Griechen anbelangt: so wird eingeräumt, daß der Zustand ihrer Arzneywissenschaft die Meinung eines *P. Gerike* u. A., die gerichtliche Medicin sey diesem Volke nicht fremd gewesen, begünstige; aber sie wird dennoch mit überzeugenden Gründen, hergenommen aus den rechtlichen Verhandlungen der Griechen, widerlegt. Durch mehrere Beyspiele aus den Reden des *Lyfias*, *Antiphon*, *Demosthenes* u. A. wird unwidersprechlich gezeigt, daß eine gerichtliche Besichtigung und Untersuchung von Menschen und Leichnamen bey den Griechen auch da nicht angestellt wurde, wo der Rechtsfall, seiner ganzen Natur nach, dringend dazu aufforderte, und allerdings müssen wir den selbstsamen Widerspruch zwischen dieser Erscheinung und dem sonst blühenden Zustande der Wissenschaften bey den Griechen uns mit dem Vf. aus den damals herrschenden Rechtsansichten erklären. Alle Handlungen nämlich, welche nicht unmittelbar den Staat in Gefahr brachten, wurden den Partheyen zur Entscheidung oder Einigung überlassen, das Gericht wirkte nicht zur Ausmittlung der Thatfachen mit, die Gesetze erwähnten daher auch öffentlich von Aerzten zu veranlassender Untersuchungen durchaus nirgends. Bey den Römern ließen ebenfalls weder die Gesetze, noch ihre Rechts-Verwaltung und Verhandlung, am wenigsten aber die Lage der Aerzte und der Umfang ihrer Kenntnisse eine gerichtliche Medicin in diesem Zeitraume zu. Auch bey den Römern gab es nur einen Anklageproceß, der die Zuziehung von Aerzten zwar nicht ausschließt, aber fast nutzlos macht, da es mehr darauf ankommt, die Absicht des Thäters, als die That selbst jedem Zweifel zu entziehen. Die ganze sogenannte gerichtliche Medicin der Römer beschränkte sich darauf, daß man sich in Privatstreitigkeiten eines ärztlichen Rathes unter der Hand bedienen durfte, und daß das Zeugniß desselben in gewissen Fällen auch vom Gerichte zu Anordnungen benutzt wurde. „Was selbst späterhin in gesetzlichen Verordnungen über die Belichtung von Kunsterverständigen vorkommt, z. B. über die von den *Proculeanern* zur Ausmittlung der Pubertät nöthig gefundene Belichtung, so wie über Belichtung des Bauchs zur Entscheidung über vermuthliche oder angebliche Schwangerschaft, läßt sich hierauf zurückführen.“ Der Vf. beleuchtet hierauf diejenigen Stellen der Alten, in denen manche neuere Schriftsteller, namentlich *Gruner*, Beweise für die entgegengesetzte Meinung zu finden glaubten, eine Meinung, welche hier mit so viel gründlicher Gelehrsamkeit und scharfsinniger Würdigung der Verhältnisse widerlegt wird, daß sie auf einen glück-

lichen Vertheidiger nicht mehr rechnen kann. Daß auch unter den Kaisern, und nach der Ernennung von *Archiatris*, die gerichtliche Medicin, deren Entstehung damals manche Umstände zu begünstigen schienen, dennoch nicht entstand, davon liegt der Grund theils in dem geringen Vertrauen, dessen im Ganzen die Ansprüche der Aerzte genossen, theils in dem fortdauernden Besiehe des Anklageprocesses, theils endlich darin, daß gesetzliche Leichenöffnungen mit den religiösen Ansichten und Gebräuchen der Römer durchaus unverträglich waren. Unter diesen Umständen konnten selbst die Vorarbeiten des großen *Galen's* zur gerichtl. Medicin die Entstehung dieser letztern damals noch nicht bewirken. Aber auch in der *Justinian'schen* Gesetzgebung findet sich keine Spur der gerichtl. Med. (obwohl der *Justinian'sche* so gut, wie der *Theodosian'sche* Codex Anordnungen enthalten, die sich auf medicinische Kenntnisse beziehen), da die bey Rechtsfällen in Anspruch genommenen Kenntnisse keine höhern waren, als welche ein Gemeingut des Volks genannt werden dürfen, und das *Justinian'sche* Recht in peinlichen Fällen die Absicht des Thäters noch immer mehr, als den Thatbestand berücksichtigte. Die ersten Völker, welche eine gerichtliche Besichtigung Verletzter einführten, waren die germanischen, und ein Decret des Papstes *Innocenz III.* vom J. 1209 bezeichnet in den unzweydeutigen Ausdrücken eine solche Besichtigung und die Beurtheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen als etwas schon Herkömmliches. Hieraus läßt sich mit Grund folgern, daß die letzte Hälfte des zwölften und der Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts der Zeitabschnitt sind, in welchem die ger. Med., nach dem Begriffe den wir davon haben, zwar nicht als besondere Wissenschaft, doch als Anwendung medicinischer Kenntnisse vor Gericht durch Medicinalpersonen allgemeiner in Gebrauch zu kommen anfang; die Nachrichten von ihren ersten Anfängen hingegen sich in die frühe Zeit hin verlieren, in der die germanischen Völker ihre Gesetze aufzuschreiben begannen. „Der Einfluß der christlich-geistlichen Gewalt hatte die Blutrache abgeschafft, und an deren Stelle die Buße, das Wehrgeld gestellt, deren Bestimmung die Feststellung der Vergehungen als Thatfachen voraussetzt, und somit gerichtlich-ärztliche Begutachtungen nothwendig macht, eine Nothwendigkeit, die in der Bamberger Gerichtsordnung und in der C. C. C. nur bestimmter, als vorher geschehen war, ausgesprochen ist. Es ist daher ein Irrthum, wenn man, wie zum Theil noch jetzt öfter geschieht, sich die gerichtlich-ärztlichen Anordnungen Kaiser Karls V. als etwas ganz unvorbereitet Eingetretenes, mit den Vorstellungen der damaligen Zeit gar nicht im Zusammenhange Stehendes vorstellt, und in diesem Sinne darf die Carolina nicht die Quelle der ger. Med. genannt werden. Sie hat auch nicht, wie *Mittermaier* behauptet hat, die gerichtliche Section der Leichname eingeführt. Nirgends erwähnen ihrer die Criminalisten dieser Zeit, überall ist nur von der *Section vulnerum* die Rede. Die erste, hier wörtlich angeführte Stelle,

Stelle, welche der gerichtlichen Leichensection gedient, findet sich bey *Paré*, zu dessen Zeit sie bisweilen, wie wir glauben müssen, vorgenommen worden sind. Aber noch 1652 forderte *Carpzov* sie nicht ausdrücklich, ob er gleich ihren Werth in peinlichen Fällen anerkannte. Auch die Gutachten der Facultäten von Marburg, Leipzig u. s. w. erwähnen erst im 17ten Jahrh. der Nothwendigkeit der Leichensection; doch wird streng gefordert, auch von ihnen, nur die durch die Carolina vorgeschriebne Leichenbeschichtigung. Um eben diese Zeit bildete sich die gerichtl. Med., als Wissenschaft, in Italien und Frankreich, um von da nach Deutschland überzugeben, und allmählig in ihren einzelnen Theilen mehr und mehr vervollkommenet zu werden. Daher liefert uns nun auch der Vf., sobald er zu diesem Punkte seiner Geschichte gelangt ist, historische Erörterungen der einzelnen Lehren der gerichtl. Med., und dies möglichst in der Ordnung, in welcher sie der Zeit nach sich entwickelten. Den Anfang macht die Lehre von den Vergiftungen. *Ardoyni* und *Ponzetti* scheinen sich damit zuerst beschäftigt zu haben (1492); die peinliche Gerichtsordnung schrieb keine Untersuchung angeblich Vergifteter vor, wie sie bereits die ältern italienischen Rechtsgelehrten forderten; endlich wurde in Deutschland die Section in diesen Fällen durch *F. Fidelis* häufiger veranlaßt. Auf die im Darmkanal gefundenen Ueberreste eines Giftes, als auf das sicherste Merkmal der Vergiftung, machte zuerst *Welsch* aufmerksam. — Aus der neuesten Zeit sind vorzüglich *Henke's* Untersuchungen über diesen Gegenstand und die diesen betreffenden k. preussischen und k. bayerischen gesetzlichen Bestimmungen als wichtig hervorgehoben. Den hierauf folgenden geschichtlichen Bemerkungen über vorgeschützte und verhehlte Krankheiten sind auch einige Zeilen über „zweifelhafte Seelenkrankheiten“ beygefügt, was uns vollkommen unerklärlich ist, da gerade diese Lehre, die hier kaum an ihrer Stelle seyn dürfte, eine ausführliche historische Entwicklung vor manchen andern verdient hätte, die ihr aber der Vf. nirgends hat zu Theil werden lassen. Mußte denn nicht wenigstens der Streit, den *Kant* und *Metzger* über diesen Gegenstand geführt haben, und besonders die endliche wissenschaftliche und gesetzliche Entscheidung dieses Streits erwähnt werden? In dem nächsten Abschnitte, der Lehre von den Geschlechtsverhältnissen, haben wir die *Elvert'schen* Bemerkungen über den Begriff der Nothzucht (*Kopp's* Jahrb. II. S. 111) ungern vermisst, da sie wohl nicht ganz ungegründet und daher auch vom bayerischen Strafgesetzbuche berücksichtigt worden sind. Dagegen hat es auch unter den Aerzten wenigstens einen Vertheidiger der Möglichkeit einer von einem Frauenzimmer an einem Manne verübten Nothzucht gegeben, *Masius* nämlich. — Der Vf. spricht bey dieser Gelegenheit zugleich von der Zuziehung von Hebammen zu gerichtlichen - medicinischen Untersuchungen; uns scheint, er hätte seine Bemerkungen über diesen Gegenstand passender einem eignen Abschnitte, der das Geschicht-

liche der Lehre von dem zu Obductionen gehörigen Medicinal - Personale entwickelt, einverleibt. Nur ein Theil von dem, was diesen Abschnitt gefüllt haben würde, folgt späterhin. Von der Theilnahme der Chemiker, namentlich der Apotheker, an gerichtlichen Untersuchungen und von der Streitfrage: ob dergleichen chemische Untersuchungen ebenfalls nur durch die Gegenwart von Gerichtspersonen Giltigkeit erhalten, ist nirgends die Rede. — Das Geschichtliche der Lehre von dem Fruchtzustande der Menschen, der Lebensfähigkeit der Frucht, ihrer Reife und dem natürlichen Eintritte der Geburt, hierauf von der Schwangerschaft mit mehreren Früchten, den Mißgeburten und den Zwittern ist mit durchgängiger interessanter Hinweisung auf die, besonders gegenwärtig geltenden, Gesetze entwickelt. Den bekannten *Wolfart'schen* Fall, nach welchem die vollkommene Geschlechtslosigkeit eines Menschen nicht mit dem Mährchen verwechselt werden darf, an denen die Geschichte der Zwitter wie der Mißgeburten so reich ist, hält Hr. M. „für noch nicht hinreichend untersucht und erwiesen, um darauf bauen zu können.“ Die Bestimmungen, welche das preussische Gesetzbuch über die Zwitter enthält, bedürfen grosser Verbesserungen um so mehr, als in manchen wichtigen Fällen, z. B. im Lehnwesen, keine Rücksicht auf diese Anordnungen genommen wird. — Der Abschnitt, welcher dem Kindermorde gewidmet ist, liefert uns unter andern, wie zu erwarten war, eine kleine Geschichte der Lungenprobe. Die erste Idee derselben faßte *C. Rayger*. Als erster, aber nicht beharrlicher Gegner der Lungenprobe wird *M. Ettmüller* genannt; die ganzen später bis auf die neueste Zeit über diesen Gegenstand geführten Streitigkeiten werden mit vollständigster Sachkenntniß erörtert. Schade, daß der Vf. noch nicht die „fortgesetzten Erörterungen über die Beweiskraft der Lungen- und Athemprobe“ benutzen konnte, womit *A. Hencke* (*Zeitschr. für die Staatsarzneykunde*, 1821.) den neuesten Gründen seiner Gegner begegnet ist. Wie sehr die Verordnungen des preuss. allgem. Gesetzbuchs (Th. II. Tit. 20.), den Kindermord betreffend, neuer sorgfältiger Prüfung bedürfen, zeigt der Vf. an dem in der That höchst auffallenden Widerspruche der §§. 948 u. 957. Das östreichische Gesetzbuch schreibt über die Maassregeln, durch welche der Kindermord ausgemittelt werden soll, gar nichts vor. Auf die Untersuchung des mütterlichen Körpers in Fällen des Kindermordes legen die neuern Rechtsgelehrten zu wenig Gewicht. Im folgenden Abschnitte, in welchem von den Zeichen die Rede ist, durch welche der kindliche Körper seinen schon vor der Geburt erfolgten Tod verräth, ist am ausführlichsten die Geschichte der Harnblasenprobe behandelt. Nicht *Arnifäus*, wie man behauptet hat, ist der Erfinder dieser Probe, obwohl, was er lehrte, leicht auf dieselbe hätte führen können. Sie wurde zuerst in einem bey *Zittmann* erwähnten Falle (1693) gerichtlich angewandt.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

GERICHTLICHE MEDICIN.

LEIPZIG, in d. Dykſchen Buchh.: *Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin für Geſetzgeber, Rechtsgelehrte, Aerzte und Wundärzte.* Von L. J. C. Mende u. ſ. w.

(Beſchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Die geſchichtliche Lehre von den *gewaltsamen Todesarten bereits geborner Kinder* betrifft zuerſt die ſchon von *Paré* und *Dionis* gefürchtete Verblutung aus der Nabelſchnur, ſodann die Sugillationen und Knochenbrüche, als Zeichen des Kindermordes, endlich die Erſtickung Neugeborener. Die letztere, wo ſie nicht Folge einer Gewaltthatigkeit iſt, hält Hr. Mende nur in einem einzigen Falle für möglich, in dem nämlich, in welchem das Kind wegen Umſchlingung der Nabelſchnur ſcheintodt geboren wird und aus Mangel an Hülfe ſtirbt. Einzig in der Geſchichte der gerichtlichen Medicin iſt das auf Veranlaſſung von L. C. Klein von der Würtembergſchen Regierung 1813 erlaſſene Reſcript, welches die weitere Aufklärung der Fälle bezweckte, in denen der plötzliche Eintritt der Geburt, durch den Fall des Kindes, den Tod deſſelben herbeyführt. Das Reſultat der eingeforderten Berichte war, daſs ein ſolcher Fall des Kindes in keinem einzigen der ſehr zahlreich vorgefallenen Geburten jener Art nur den geringſten nachtheiligen Einfluß gehabt hatte; ein höchſt wichtiges Reſultat, wenn es auch nur die Folgerung zuläſst, daſs ein ſolcher Fall des Kindes, ſelbſt gegen einen harten Körper, nicht nothwendig ſchadet. — Was über die *Lebensalter* geſagt wird, enthält einige merkwürdige Beyſpiele des Rechtsverfahrens fünfter Jahrhunderte und betrifft hauptſächlich die Lehre von den Entwicklungs-Krankheiten. Es heiſst hier: „Die neueren Gerichtshöfe werden manches als Krankheit anzufehen haben, was ſie früher als Verbrechen beſtraften.“ Nach dieſer Aeufserung, zu welcher S. G. Vogel's Schrift über die Zurechnungsfähigkeit einen vortrefflichen Commentar liefert, erwartete Rec., der Vf. werde bey dieſer — freylich auch nicht ganz ſchicklichen — Gelegenheit das Geſchichtliche der Lehre von dem Einfluße phyſiſcher Störungen auf rechtswidrige Handlungen erörtern haben. Aber dieſe Erwartung blieb unerfüllt, und das Geſchichtliche der ſo hoch wichtigen Lehre vom Wahnsinne iſt, wie geſagt,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

überhaupt gänzlich übergangen worden. — Die Lehre von den *Wunden*, der am früheſten in Anwendung gebrachte Theil der gerichtlichen Medicin (der deſhalb vielleicht auch an die Spitze dieſer ſpeciellen hiſtoriſchen Erörterungen hätte geſtellt werden ſollen) iſt genauer gewürdigt worden. Hinſichtlich des groſſen Unterſchiedes zwischen *sectio vulneris* und *sectio cadaveris* wird auf *Carpzovii practica noua* (P. I. Quaeſt. XXVI. 43. S. 138) verwieſen. Die jetzt verſchollene Lehre von den kritiſchen Tagen bey Verwundungen, wurde ſchon von P. Zacchias verworfen, den *Wedel* mit Unrecht für den Stifter dieſer Lehre hielt. Die chirurgiſchen *Berichte über noch lebende Verwundete* können in manchen Fällen eine gröſſere Wichtigkeit, als ſie jetzt meiſtens haben, in Bayern erhalten, indem dort die Unterlaſſung der Eröffnung der drey Haupthöhlen weder Nichtigkeit noch Mangel des Thatbeſtandes begründet, wenn auſserdem die Tödtlichkeit der Verletzungen dargethan iſt. Auffallend wird mit Recht genannt, daſs es noch an geſetzlichen Beſtimmungen über die Verletzungen der Geſchlechtstheile mangelt, zumal da Urfachen und Folgen dieſer Verletzungen gleich viel Eigenthümliches haben. — Die *Leichenbeſichtigung* führt den Vf. auf das *Baarrecht*, von welchem er zur *Leichenzergliederung* übergeht. Wenn die hierbey gelieferte Widerlegung *Leyſer's* wohl, wenigſtens den Aerzten, überflüſſig ſcheinen könnte: ſo wird dagegen ihnen, wie den Rechtsgelehrten, die treffliche Auseinanderſetzung der Lehre von den *Tödtlichkeitsgraden der Verletzungen* gewiſs höchſt willkommen ſeyn. Daſs dabey *Metzger's* Beſtimmungen über dieſen Gegenſtand verworfen werden, läſst ſich erwarten, aber auch die Fragen, welche die preuſſiſche und die bayeriſche Geſetzgebung in Fällen dieſer Art den Gerichts-Aerzten vorzulegen gebietet, werden einer ſtrengen Würdigung unterworfen, deren Ergebnis nicht günſtig ausfällt. Daſs die hieher gehörigen Beſtimmungen des preuſſiſchen Geſetzbuches der nöthigen Deutlichkeit und Beſtimmtheit ermangeln, und daſs durch die Criminal-Ordnung dieſem gefährlichen Uebelſtande keinesweges abgeholfen iſt, wird an den einzelnen Paragraphen jener Verordnungen mit eben der Klarheit nachgewieſen, welche dieſe vermiffen laſſen. Die Beſtimmungen des öſterreichiſchen Geſetzbuches ſind beſtimmter und führen mit Vermeidung aller unfruchtbarſten Spitzfindigkeiten ſicherer zum Ziele. Unter andern beſtimmt auch eine öſterreichiſche

G (5)

sche Instruction v. J. 1814, daß sich der Arzt vor der Leichen - Untersuchung mit dem vorliegenden Falle, *selbst aus den Acten*, genau bekannt mache, was bekanntlich in Preußen durch eine noch vor wenigen Jahren erneuerte Verordnung unterlagt ist. Hr. M. findet weder dieses Unterlagen, noch jenes Gebieten, zweckmäßig, dem Ermessen des Richters und des Arztes müsse, sagt er, die Sache in jedem einzelnen Falle überlassen bleiben. Das Gerücht pflege zeitig dem Arzte Etwas von der die Untersuchung veranlassenden Thatfache zu Ohren zu bringen. „Bekommt er aber doch einmal eine vielleicht falsche, wenigstens immer undeutliche Vorstellung von dem, was er finden dürfte: so ist es besser, ihm die für jetzt möglichst richtige beyzubringen, und die Zweifel und Ungewissheiten, die obwalten, nicht zu verschweigen.“ — *Anleitungen zu einem zweckmäßigen Verfahren bey gerichtlichen Leichenzergliederungen.* — *Fehler und Versehen der Medicinalpersonen.* Einige neuere hieher gehörige, auf einzelne Fälle sich beziehende Schriften werden „aus Gründen mit Stillschweigen übergangen,“ dagegen wird vor der bekannten *Gössler'schen* Schrift mit der sehr treffenden Bemerkung gewarnt: „Es giebt der Zwangsjacken für die Heilkunst und für die, welche sie ausüben, leider so genug.“ — Der Abschnitt, welcher der Lehre vom *Selbstmorde* gewidmet ist, erinnert daran, daß die hier noch erwähnte preussische Verordnung, welche die gerichtliche Section aller Selbstmörder gebot, leider schon seit einigen Jahren aufgehoben ist. Die Bemerkung *Klein's*, daß gebildete Männer, wenn sie Selbstmörder werden, sich meistens durch einen Pistolenschuß tödten, gebildete Frauen in gleichem Falle Arsenik zu nehmen pflegen, scheint dem Vf. wichtig; Rec. möchte aber diese Wichtigkeit bezweifeln, da die Ausnahmen von der angegebenen Regel gar zu häufig sind. Es lassen sich z. B. gewiß weit mehr gebildete Frauen nennen, welche in den Wellen den Tod suchten, als solche, welche Arsenik nahmen. — Die geschichtlichen Untersuchungen über den *Tod*, als *Folge von Entziehung oder Uebermans's der zum Leben nothwendigen Reize* führen zuerst zu Bemerkungen über den *Scheintod*, wobey besonders auch *Nysten's* Lehre von der Erstarrung Verstorbenen berücksichtigt ist. Daß Fälle, in denen Verunglückte, die aber nur scheinotdt sind, Leben und Tod zugleich durch das anatomische Messer erhalten, auch wohl jetzt sich noch ereignen können, lehrt ein hier mitgetheilte Fall, der sich vor etwa achtzehn Jahren auf einer deutschen Universität zutrug. Der Verunglückte, an dessen Körper man die Operationen des grauen Staars, des Empyems, und der Exstirpation des Schenkels aus der Pfanne gemacht hatte, erwachte bey dieser letzten Operation, um bald darauf an der Verblutung zu sterben. Demnach erscheint jene preussische Verordnung, welche in irgend zweifelhaften Fällen der Legalsection alle möglichen Rettungsversuche vorangehen läßt, als eine humane und durchaus nothwendige. Wir

übergehen, was über das Ertrinken, Erhungern u. s. w. gesagt ist, und bemerken nur, daß über das Erfrieren, ausser dem hier genannten *Moricheau-Beaupré*, auch *Larrey* interessante Bemerkungen aus dem Feldzuge von 1812 mitgetheilt hat. — Hinsichtlich der Untersuchungen über *Erstigkeit* (*Priorität*) *des Todes* werden, wie bey den übrigen Abschnitten, die zu verschiedenen Zeiten geltenden ärztlichen Ansichten und gesetzlichen Bestimmungen angeführt. Gewiß gehören dergleichen Untersuchungen, wenn auch nur ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht werden soll, zu den schwierigsten, und Rec. glaubt, daß dabey sehr häufig nicht einmal alle Hilfsmittel richtig benutzt werden, z. B. die Rücksicht auf das Geschlecht der Verstorbenen; namentlich unterliegen gewiß nicht allen schädlichen Einflüssen, wie häufig angenommen wird, Frauen früher, als Männer. Das Gegentheil dieser Annahme hat schon *P. Zacchius* gelehrt, dessen Abhandlung über diesen Gegenstand hier mit vollem Rechte zu den besten seiner Werke gezählt wird. — Ob die jetzt folgenden historischen Bemerkungen über *Gefängnisse*, *peinliche Frage* und *Strafarten* hier ganz an ihrer Stelle sind, oder ein *hors d'oeuvre* genannt werden können, darüber wollen wir mit dem verehrten Vf. nicht rechten. Sie enthalten auf jeden Fall große Wahrheiten, die, von der Gesetzgebung erwogen, doch endlich Früchte tragen würden, deren sich die Menschheit erfreuen könnte. Daß „man in einem deutschen Staate“ (warum ist er nicht genannt?) „auch neuerlichst die Folter zurückkehren gesehen,“ war dem Rec. unbekannt, verdient aber gewiß zur allgemeinen Kunde der Mitwelt und Nachwelt zu gelangen.

Wir find dem Hn. Vf. durch die einzelnen Abschnitte seiner historischen Untersuchungen gefolgt, ohne einen Auszug aus seinen Erörterungen zu liefern, weil dies unmöglich war; aber nicht, ohne Einzelnes aus diesen Erörterungen hervorzuheben, und auch wohl eine oder die andere Bemerkung daran anzuknüpfen. Es bleibt uns jetzt noch übrig, ein Urtheil über das Ganze dieser geschichtlichen Arbeit auszusprechen, und es kann dies kein anderes, als ein sehr günstiges, seyn. Wenn wir bereits oben bemerkt haben, daß uns die *Form* dieser historischen Darstellung nicht ganz befriedigt: so liefert dagegen jede Seite des Werkes die sprechendsten Beweise eines eifrigen, vieljährigen Quellenstudiums, einer nicht gemeinen Belesenheit, einer vollständigen Sachkenntniß, und — was bey dem Historiker leicht das Wichtigste seyn möchte — eines gefunden, unbefangenen, nur durch Rücksichten der Wissenschaft und der Humanität bestimmten Urtheils, welches meist freymüthig ausgesprochen wird. Dem Gesetzgeber und dem Criminalisten möchten wir schon diese historische Einleitung ganz besonders zum Studium empfehlen. Wie sie eröffnet ist mit der Beantwortung der Frage: Wie ist die Geschichte der gerichtlichen Medicin zu bearbeiten: so schließt sie mit einem Rückblick auf dieselbe, der dem Vf. zu gewichtigen

tigen Bemerkungen über einen gewissen Mißbrauch der medicinischen Polizey von Seiten der Staaten Veranlassung giebt. „Die Tabellen - Medicin,“ heist es hier, „die nur sagt, was die Behörden wissen wollen, und nicht, was sie wissen müßten, diess ungekochte Gemisch von gerichtlicher Medicin, medicinischer Polizey und Aufgaben zu politischen Rechen-Exempeln bleibe ja weit davon entfernt,“ u. s. w. Dafs der Vf. überhaupt das Gebiet der medicinischen Polizey nicht selten verletzt hat, kann nicht ganz, aber doch grösstentheils durch die Natur der beiden Zweige der Staats - Arzneykunde und durch einen grossen und wichtigen Theil der Bestimmung dieses Werkes gerechtfertigt erscheinen.

I. *Formeller Theil der gerichtlichen Medicin* (S. 475). Nach einer *Vorerinnerung*, welche zu einer Uebersicht des Inhalts des formellen Theiles der gerichtl. Medicin führt, handelt der „*erste Abschnitt* von der gerichtlichen Medicin, ihrem Namen, Begriff, Quellen und Eintheilung.“ *Erstes Kapitel. Namen und Begriff der gerichtlichen Medicin* (S. 482). Sie ist „der Inbegriff der für das Recht (als Gesetzgebung und Rechtspflege) aus dem Gebiete der Medicin nöthigen Kenntnisse, mit den Vorschriften zu ihrer Anwendung überhaupt, und zu dem in besondern Fällen dabey erforderlichen Verfahren;“ sie hört eigentlich auf, Medicin zu seyn, weil sie der Zweck dieser letzteren, das Heilen, nicht angeht (ist denn nicht Erhaltung der Gesundheit, Verhütung von Krankheiten sogar ein höherer Zweck der Medicin, als das Heilen?) und sollte daher „*medicinische Hülfskunde des Rechts*“ heissen. Gegen diesen Namen, wie gegen jene Definition läst sich schwerlich Gegründetes einwenden; doch ziehen wir mit dem Vf. den alten Namen vor, und behalten ihn wenigstens im Gebrauch, in sofern die Begriffe nothwendig von den Namen nicht abhängen. *Zweytes Kapitel. Prüfung der für die gerichtliche Medicin sonst angegebenen Namen und Begriffe* (S. 491). J. Bohn hat zuerst den Namen: Gerichtliche Medicin gebraucht, und die später vorgeschlagenen Benennungen, denen meistens auch falsche, hier näher beleuchtete und berichtigte Begriffe zum Grunde lagen, fanden wenig oder gar keinen Eingang. Am günstigsten erklärt sich der Vf. noch für den von Klose (*IV. F. IV.*) vorgeschlagenen Namen, in sofern man, nach dem Beyspiele der Alten, die Medicin Physik nennen will, er ist aber „gezwungen und Manchem unverständlich.“ weil jene Benennungsweise nicht mehr gebräuchlich ist. M. Alberti suchte zuerst die gerichtliche Medicin (seine medicinische Jurisprudenz) in ein System zu bringen, der Versuch mißlang, gleich den späteren. Ein mit Recht tadelndes Urtheil wird auch über Metzger's Definition gefällt, wenn aber bey dieser Gelegenheit schon der Name Arzneywissenschaft getadelt wird, weil die Arzneymittellehre nur einen Theil der Medicin ausmacht: so scheint der Vf. zu weit zu gehen, denn es trifft sein Vorwurf offenbar die *Medicin* (*medicina*) um nichts weniger, als die

Arzneywissenschaft. Uebrigens enthalten des Hn. Vfs. Kritiken der gebräuchlichen Definitionen viel scharfsinnige und nicht unfruchtbare Bemerkungen. *Drittes Kapitel. Von dem Unterschiede zwischen medicinischer Polizeywissenschaft und gerichtlicher Medicin* (S. 514). Die Vereinigung beider wird eine wahre Mißgeburt genannt, und beiden alles Gemeinsame abgesprochen. Daran geschieht nun wohl nicht vollkommen Recht, denn beide stehen doch immer in einer näheren Beziehung zum Staate, als irgend ein anderer Theil der Medicin; auch bestimmen beide die Gesetzgebung. Auf der andern Seite aber ist es wahr, dafs der Zweck beider, oder vielmehr die Wirkungsweise derselben, eine umgekehrte ist, indem die medicinische Polizey die Kräfte des Staates auf den Zweck der Heilkunde richtet, während in der gerichtlichen Medicin die Heilwissenschaft (?) für den Staatszweck handelt; es ist diess aber kein Grund, beide nicht als Zweige eines Stammes anzusehn. Dafs die medicinische Polizey ihrem Wesen nach nichts weiter sey, als die Medicin selbst, während die gerichtliche Medicin „eine eigene Kunde, d. h. ein Inbegriff von Kenntnissen ist, der von seiner Stammwissenschaft für einen eigenthümlichen Zweck völlig ausgefondert ist,“ können wir nicht einräumen, denn in beiden Wissenschaften sind die Kenntnisse, die übrigens immer Eigenthum der Medicin bleiben, zu Staatszwecken verwendet, und dem tüchtigsten Privatarzte fehlt, als solchem, beynahe noch eben so viel, um ein guter (*sit venia verbo*) polizeylicher, als um ein guter gerichtlicher Arzt zu seyn. Dafs man übrigens unter medicinischer Polizey und manchem andern Namen bald die Grundsätze der medicinischen Polizey, bald die Anwendung derselben, die Ausübung, als Zweig der Staatsverwaltung, verstanden hat, ist sicher nicht lobenswerth, und Rec. glaubt, man könne die ersten, als *medicinische Polizeywissenschaft*, füglich von der letztern, als *medicinische Polizeyverwaltung*, trennen. — *Viertes Kapitel. Von dem Inhalte der gerichtlichen Medicin und von seinen Quellen* (S. 520). Die gerichtliche Medicin ist nach dem Vf. „eine für sich bestehende Kunde, die aus der Heilwissenschaft ihren Inhalt, aus der Rechtswissenschaft aber ihre Gestalt empfängt;“ in Betreff des Inhalts muß die *disciplinische* und die *technische* Seite unterschieden werden, als Quellen derselben aber sind, ausser der Philosophie und den Naturwissenschaften, Anatomie, Chemie, Physiologie (besonders die Lehre von der relativ-individuellen Gesundheit), Diätetik, auch die sogenannte medicinische Pathologie, Arzneymittellehre und Therapie zu betrachten. Die Naturwissenschaften haben, wie wichtig sie auch für die gerichtliche Medicin sind, doch nur einen mittelbaren Einfluß, den nämlich, den sie durch eine besondere und eigenthümliche Beziehung auf den Menschen erhalten. Von der Zoochemie erwartet Hr. M., dafs sie zur Ausmittelung von, besonders vegetabilischen, Giften in Leichnamen dienen werde, da durch die

Gifte Mischungsveränderungen der Theile des Körpers hervorgebracht werden. Von diesem Ziele möchten wir indess doch wohl, wenn auch die jetzigen sehr raschen Fortschritte der Naturwissenschaften und namentlich der Chemie, zu den größten Hoffnungen berechtigen, noch weit entfernt seyn. Dafs man aber bey hinlänglicher Kenntniß jener Mischungsveränderungen auf dem vorgeschlagenen Wege zur Erkenntniß der Vergiftungen, in vielen Fällen wenigstens, müße gelangen können, ist im Allgemeinen wohl kaum zu bezweifeln. Mit Recht wird endlich auch gefordert, daß man gerichtliche Medicin und gerichtliche Chirurgie nicht in der wissenschaftlichen Behandlung von einander trenne, daß man aber die Thierheilkunde von der gerichtlichen Medicin trenne, und in den Fällen, in denen Thiere der Gegenstand gerichtlich-ärztlicher Untersuchungen sind, Thierärzte zu der letzteren und zum Zwecke der Begutachtung zugezogen werden sollten. *Fünftes Kapitel. Von der Eintheilung der gerichtlichen Medicin in gewisse Abschnitte, und von der dabey zu beobachtenden Ordnung und Folge* (S. 745). Hauptsächlich auf zwey Wegen ist jene Eintheilung bisher immer versucht worden, von denen der eine sich auf den Ursprung, der andere sich auf die Anwendung der Grundsätze der gerichtlichen Medicin bezieht. Welche Mängel diese Versuche an sich tragen, ist bekannt, und wird auch hier wieder nachgewiesen. Der Vf. behält die jetzt gebräuchlichste Eintheilung der gerichtlichen Medicin in einen formellen und materiellen Theil bey. Was zu dem Technischen der ger. Med. gehört, soll weder übergangen werden, noch einen eigenen dritten Theil ausmachen, sondern dem materiellen (disciplinari-schen) Theile einverleibt werden. Der formelle Theil, da die Form nicht bloß auf die Anwendung, sondern auch auf das Wesen der ger. Med. zu beziehen ist, muß übrigens die Untersuchungen über Namen, Begriff, Zweck, Wesen und Inhalt der gerichtlichen Medicin und über ihre daraus hervorgehende Gestalt und Anwendung, also Gegenstände enthalten, welche man meistens in die Einleitung aufzunehmen pflegt. Für die beste Eintheilung des materiellen Theiles hält der Vf. diejenige, „auf deren Grundlagen die persönlichen und die rechtlichen Verhältnisse des Menschen in einer gleich natürlichen Ordnung bezogen werden können.“ Eine solche Grundlage giebt *das menschliche Alter*, in den Unterabtheilungen aber wird *das Rechtliche* vorherrschen. In dem ersten Abschnitte nämlich wird der Mensch in Absicht auf Rechte und Pflichten, im *handenden* Zustande, im zweyten Abschnitte im *leidenden* Zustande, in einem dritten in sofern betrachtet,

als die Strafen, welche er sich durch gesetzwidrige Handlungen zuzieht, ihn nicht härter treffen dürfen, als das Gesetz befehlt. Da er auch hier sich leidend verhält: so scheint es, der dritte Abschnitt müße einen Theil des zweyten ausmachen. Indess können wir voraussetzen, daß hierüber mit Grunde anders von dem Hn. Vf. entschieden worden ist, und daß die ganze Ausführung des Planes diesen Umstand, wie die Eintheilung überhaupt, einem neuen Zeugen der originellen Ansichten des Vfs. von gerichtlicher Medicin, rechtfertigen wird.

C. L. Kltze.

(Die Beurtheilung des 2 bis 4ten Bandes folgt nächsten.)

POLITISCHE OEKONOMIE.

HEIDELBERG, b. Olswald: *Uebersicht und Zusammenstellung der Königl. Preussischen Postgesetze, von 1816 — 1826 einschließlich.* Von Alexander Freyherrn Imhof-Spielberg, Geheimem Hofrath und ehemaligem Reichspost-Director. (Aus Harl's Archiv für die gesammten Staatswissenschaften besonders abgedruckt.) 1828. 55 S. 8.

Der Vf. ist unsern Lesern längst als gründlicher Kenner des Postwesens wie es seyn soll, und wie es wirklich war und ist, bekannt, und seine vorliegende Schrift läßt sich als eine lautere Huldigung für die Postverbesserungen betrachten, welche in Preußen mit Kraft und Eifer durchgeführt werden. Sie enthält die Preussischen Postverfügungen in folgenden Abtheilungen nachgewiesen: Postregal, Allgemeine Dienstordnung, Personal, Reitpost, Fahrpost, Ekstaffetten, Reisepost. Diese Schrift erspart den Preuß. Postbeamten die Mühe, sich einen Nachweis der Postvorschriften zu machen, welchen sie nicht entbehren, aber sonst nur mit Hilfe einer wohlgeordneten Postregistratur entwerfen können. Sie ist zugleich für alle übrigen Postbeamten nützlich, die mit den Preuß. Posten in Berührung kommen, und, wie der Vf. sagt, für Cameralisten, den Litterator, oder jeden Gebildeten, wird es unterrichtend und angenehm seyn, wenn er das Einzelne und den Zusammenhang der Gesetzgebung näher, wenn auch nicht erschöpfend, kennen lernt. Wir wünschen, daß diese Schrift zu ähnlichen Nachweisen über andere Postgesetzgebungen Anlaß geben möge, und daß darin das „Streben nach vervollkommnung, die Thätigkeit und besonders die Humanität klar herausgestellt“ werden könne.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

GERICHTLICHE MEDICIN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Die menschliche Frucht, das Fruchtkind, und das Kind kurz vor, in und gleich nach der Geburt; in gerichtlich-medizinischer Hinsicht dargestellt von Dr. L. J. C. Mende, Ritter des Wafa-Ordens, Professor der Medicin und Director der königl. Entbindungsanstalt zu Göttingen, Mitgl. der k. Societät d. Wissensch. daselbst, der k. k. Acad. der Naturforscher u. der Niederrhein. Gesellsch. für Natur- u. Heilkunde in Bonn u. s. w.* (Aus der Zeitschrift für gerichtliche Medicin u. s. w. besonders abgedruckt.) 1827. 136 S. 8. (12gGr.)

Die Aufforderung einiger würdiger Männer, namentlich des Hn. Hofrath Bauer und des Hn. Geh. Hofrath Mittermaier, bestimmten den Vf., die Resultate seiner Untersuchungen über die reife menschliche Leibesfrucht kurz vor, in (während!) und gleich nach der Geburt in rechtlicher Beziehung gedrängt und so klar und anschaulich vorzutragen, daß auch in der gerichtlichen Medicin weniger Unterrichtete, namentlich Rechtsgelehrte, zu einer richtigern und dem Rechtszwecke mehr entsprechenden Kenntniß davon gelangen könnten. Diefem Zwecke entspricht nun die vor uns liegende Abhandlung in jeder Hinsicht, da sie, ohne eine Wiederholung der bis zu einem gewissen Punkte hin für jetzt geschlossenen wissenschaftlichen Untersuchung zu liefern, und ohne sich auf gelehrte Erörterungen streitiger Fragen einzulassen, die einfache Schilderung der verschiedenen Zustände des bezeichneten Gegenstandes, nach der durch treue Naturbeobachtung davon erlangten Kenntniß, in soweit sie in rechtlicher Beziehung von Wichtigkeit sind, enthält. Der Vf. stellt zuerst die Begriffe von Leibesfrucht, Kind, Fruchtkind und Neugeborenen fest. Denjenigen eigenthümlichen Zustand des Neugeborenen, während welches bey demselben zwey Verrichtungen im Gange sind, die beide auf die Umwandlung seines Bluts hingehen, nämlich die Mutterkuchen- und Nabelschnurverrichtung, und das Athemholen, in welchem es weder vor dem Anfange des Athemholens war, noch nach dem Aufhören der Mutterkuchenverrichtung je wieder dahin zurückkehrt, also ein ganz eigenthümliches lebendes Wesen ist, das die wesentlichen Eigenschaften einer Frucht und eines Kindes zugleich an sich trägt, belegt der Vf. sehr bezeichnend mit

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

dem Namen: Fruchtkind. Dann kommt er S. 9 zu der *falschen Leibesfrucht, Afterfrucht, Mondkalb, Mole*. Auf die Entleerungsart falscher Früchte durch Beyschlaf, und daher auch auf getriebene Unzucht, soll der gerichtliche Arzt dann schliessen dürfen, wenn eine solche menschliche Bildung vorhanden ist, bey der die zum Leben der Frucht wesentlichen Werkzeuge, wenn auch mißgebildet, doch noch kennbar vorhanden sind, und mit den übrigen in einem solchen Zusammenhange stehen, daß daraus eine wirklich begonnene und unter günstigen Umständen möglich gewesene vollständige Entwicklung zur menschlichen Selbstständigkeit erhellet; und wenn sich ein wirklicher Mutterkuchen und Nabelstrang, wenigstens der letztere, sobald der erstere nicht mehr kenntlich seyn sollte, vorfindet. Wo von diesen beiden Merkmalen keins angetroffen wird, kann eine abgegangene Mole immer nur für ein krankhaftes Erzeugniß gelten und darf nicht zum Unzuchtsbeweise dienen. S. 14. *Die wahre Leibesfrucht*. Alle wahre, übelgebildete Früchte theilt der Vf. in zwey Klassen ein: in *Missgeburten* und *Missgestalten*. Eine solche Frucht, die wegen Bildungsfehler in oder nach der Geburt nicht in die Kindheit übergehen kann, nennt er ein Mißgebornes, eine Mißgeburt; eine Mißgestalt dagegen diejenige, bey welcher die vorhandenen Bildungsfehler das Erwachen des kindlichen Lebens entweder gar nicht beeinträchtigen, oder doch in dieser Beziehung leicht unschädlich gemacht werden können. Den Mißgeburten sollen, da sie nicht lebensfähig sind, auch keine Menschenrechte zukommen. Das, was der Vf. über die den Mißgestalten zustehenden Rechte sagt, verdient nachgelesen und beherzigt zu werden. Vor der 36sten Woche, meint er, kann nicht darauf gerechnet werden, daß eine sonst gesunde und kräftige Frucht, wenn sie durch eine *Frühgeburt* zur Welt kommt, bey der gewöhnlichen Pflege am Leben bleibe. Das Leben einer Frucht ist nach zweyen Richtungen hin wirksam; nämlich nach der, die sich auf ihre Selbsterhaltung bezieht, und nach der, die auf ihre Ausbildung zur Lebensfähigkeit gerichtet ist. Jene kann ohne diese, diese aber nicht ohne jene Statt finden, was sehr wichtig ist. Die Möglichkeit der Verlängerung der Schwangerschaft an sich wird nicht in Abrede gestellt. — Das die Frucht umgebende Fruchtwasser scheint dem Vf. die wichtigste Quelle der Ernährung für dieselbe zu seyn; doch aber glaubt er, daß sie durch das Aufsaugungsvermögen der Venen

H (5) ir

im Mutterkuchen ihre Nahrung unmittelbar von der Mutter erhalte. — Den *Blutumlauf* bey der Frucht finden wir gehörig gewürdigt. Das Venenblut in dem Nabelstrange eines Neugeborenen schien dem Vf. immer (?) röther, als das der beiden Arterien. — *Krankheiten der Frucht*. Fallen sie in eine frühe Periode, so haben sie meistens Entartung des Eyes u. s. w. zur Folge. Fehler und Entartungen des Mutterkuchens und des Nabelstranges und vielleicht des Fruchtwassers sind häufige Ursachen. Jene eigenthümliche Knochenkrankheit, die man von Knochenbrüchen herleitete, soll von einer ungleichmäßigen und unvollkommenen Verknöcherung herrühren. Auf eine Art von Blasausschlag wird besonders aufmerksam gemacht. *Lungenkrankheiten*. Der Vf. glaubt, daß im Allgemeinen von einzelnen besonderen Krankheiten der Frucht ihr Tod im Mutterleibe nicht so häufig abzuleiten ist, als man annimmt, und daß man selbst, wo sie Schuld waren, bey dem Mangel genauerer Kenntniß davon, doch mehr die Zeichen mangelnder und fehlerhafter Ausbildung, Magerkeit und schlechte Ernährung an den Leichen daran Gestorbener finden wird, als eigenthümliche Merkmale, die von der besondern Krankheit abhängen. *Verletzungen* der Frucht können nur auf dreyfache Weise entstehen: entweder durch innere Beschränkung des Raums, in dem sich die Leibesfrüchte befinden, oder durch Gewaltthätigkeiten, die durch die Bauchdecken der Mutter, durch die Gebärmutter und durch die Eihäute die Frucht treffen, und endlich von schädlichen Einwirkungen, die durch den Muttermund ihr zugefügt werden. Verletzungen, die der Frucht unmittelbar von den Bauchdecken zugefügt sind, müssen nach des Vfs. Beobachtungen Spuren an dem Bauche der Mutter zurücklassen; am geringsten waren diese, wenn die Gewaltthätigkeiten nur mittelbar dadurch geschadet hatten, daß sie durch einen Stoß oder Druck auf den Leib der Frucht, ihren schon in die obere Oeffnung des kleinen Beckens eingetretenen Kopf gegen die Beckenknochen angetrieben hatten. Auf den im Mutterleibe erfolgten Tod einer Leibesfrucht soll der gerichtliche Arzt nur aus drey Gattungen von Kennzeichen schließen, deren erste aus den in der Leiche noch sichtbaren Eigenthümlichkeiten des Fruchtstandes, die zweyte aus den Merkmalen der besondern Todesarten einer Frucht im Mutterleibe, und die dritte endlich aus den bleibenden Veränderungen, die eine im Mutterleibe abgestorbene und zurückgebliebene Frucht nach ihrem Tode erleidet, bestehen. Alles, was der Vf. von den Ursachen des Todes von Früchten im Mutterleibe sagt, verdient nachgelesen zu werden, da wir uns hier nicht näher darauf einlassen können. — Eine in der Gebärmutter noch ganz eingeschlossene tote Frucht schrumpft, ohne in Fäulniß überzugehen, auf eine eigenthümliche Art zusammen; der Vf. fand jedoch dieses Zusammenschrumpfen auch bey lebend zur Welt gekommenen und hernach abgestorbenen Leibesfrüchten, unter dafür günstigen Umständen.

S. 86. *Das Fruchtkind*. Das bis zu dem Zeitpunkt der Geburt noch als Frucht lebende menschliche Wesen verwandelt sich, durch den Zutritt der atmosphärischen Luft in die Gebärmutter nach geschehenem Blasenprunge (eine Bedingung, die der Vf. aber nur unter gewissen Umständen annimmt), entweder kurz vor dem Eintritte in das mütterliche kleine Becken, oder während es sich zum Theil schon darin befindet, oder bey dem Austritte, in ein Fruchtkind, d. h. es fängt an zu athmen, obgleich der Blutumlauf durch den Nabelstrang noch nicht aufgehört hat. Unter *Kind* versteht der Vf. hier ein entweder noch ganz, oder zum Theil im Mutterleibe sich befindendes; oder eben daraus hervorgetretenes menschliches Wesen, das sein Bedürfnis nach Umwandlung des Bluts aber schon allein durch das Athemholen befriedigt. Von S. 95 an betrachtet er die *Frucht, das Fruchtkind und das Kind in der Geburt, in Beziehung auf die während derselben stattfindenden Todesarten*. Ein sehr wichtiges Kapitel! Der Vf., der nur von natürlichen Geburten spricht, glaubt, daß eine Frucht, die als solche sich noch lebend zur Geburt stellt, auf vierfache Weise, in oder gleich nach derselben, ohne daß von Außen absichtlich Etwas dazu unternommen wurde, unkommen könne, wenn es gleich möglich ist, daß vorsätzliche Mitwirkungen dabey mit in das Spiel kommen. Nämlich: 1) Durch die Fortwirkung der Ursachen, die den Eintritt des Athemholens während der Geburt hindern, auch nach derselben; 2) durch die Unterbrechung der Verrichtung des Mutterkuchens und des Nabelstrangs, durch zu frühe Lösung des Eiern, und durch Druck, Erkältung oder gar Trennung des letztern; 3) durch das versäumte in den Gangbringen des Athemholens nach der Geburt, wobey nicht unbeachtet bleiben darf, daß die Aeuserungen des Fruchtlebens des Neugeborenen oft sehr schwach sind, und daß dies dann die Ursache wird, sie für todt zu halten, und sie in diesem Wahne Schädlichkeiten auszusetzen, die sie wirklich tödten; 4) durch mechanische Einwirkungen auf die Frucht, entweder um sie hervorzuziehen, oder bey plötzlichem Hervorschießen, Ereignisse die auch das Fruchtkind und das Kind treffen können. Diese vier Klassen werden genau erörtert. Von einem Tode durch Verblutung vom zu frühen Abtreiben des Mutterkuchens soll, nach dem Vf., nicht die Rede seyn können; nach ihm ist in solchen Fällen die Unterbrechung der Verrichtung des Mutterkuchens an dem Tode Schuld (?). Eben so wenig glaubt er, daß sich ein Neugeborenes aus einer getrennten Nabelschnur zu Tode bluten könne; es blutet nur so lange, bis es ohnmächtig wird, und ohne weitere Hülfe dann stirbt. (Heißt das denn etwas Anderes, als: verbluten?!) In Hinsicht der Gefahr, die das schnelle Hervorschießen der Früchte aus den Geburtstheilen und das Stürzen des Kopfs derselben auf den Erdboden hat, stimmt er mit v. Klein's Ansichten überein, leugnet jedoch nicht, daß es Fälle der Art geben könnte, in welchen ein solcher Sturz ge-

gefährlich werden könnte. Nur wenn das Athmen bereits eingetreten gewesen, hält er es für möglich, daß die Umschnürung des Muttermundes um den Hals eine Erdrösselung bewirken könne. Nie aber ist ihm ein solcher Fall vorgekommen.

S. 109. *Das Neugeborene.* Ist von einem Neugeborenen die Rede, das länger als 280 Tage im Mutterleibe zurückgeblieben seyn soll, so muß der gerichtliche Arzt auf dreierley sehen: 1) Ob in dem Zustande der Mutter und in ihren Verhältnissen Ursachen einer Geburtsverzögerung lagen; 2) ob in der letzten Zeit der Schwangerschaft die Erscheinungen an ihr wahrgenommen wurden, die Geburtsverzögerungen zu begleiten pflegen; 3) ob das Neugeborene die Merkmale einer höhern, seinem Alter entsprechenden Ausbildung an sich trägt? Treffen diese drey Umstände zusammen, so ist er befugt, die wirklich geschehene Uebertragung der Frucht zu bestätigen! — Bey der Beantwortung der Frage: ob ein todtcs Neugeborenes vor und in der Geburt, oder erst nach derselben abgestorben sey? scheinen dem Vf. mehrere Fehler begangen zu werden. 1) Sieht man, sagt er, auf die Ursachen des Todes der Frucht vor der Geburt, im Leibe der Mutter, auf die daraus entstehenden Todesarten und auf ihre Merkmale nicht genugsam; 2) man würdigt die Beschaffenheit des zur Geburt sich stellenden und wirklich geborenen werdenden Menschen nicht hinreichend, und übersieht daher die Veränderungen, die sich während dieses Vorgangs mit ihm ereignen; die Gefahren, denen er dabey unterworfen ist, und die Verletzungen und Todesarten mit ihren eigenthümlichen Merkmalen, die er dadurch erleidet; 3) man legt auf den Unterschied zwischen einer Frucht und einem Kinde und auf seine, zum Theil erst durch Versuche auszumittelnden Unterscheidungszeichen zu großen Werth, und glaubt zu unbedingt, daß erstere schon todt zur Welt gekommen seyn, letzteres aber nothwendig nach der Geburt noch gelebt haben müsse; und 4) endlich verläumt man darüber die Bedingungen aufzufuchen, unter denen die Zeichen des Fruchtstandes oder der Kindheit von Bedeutung sind, oder nicht sind, und beraubt sich dadurch selbst eines großen Hülfsmittels, sie in einzelnen Fällen, wo es darauf ankommt, in dem rechten Lichte zu sehen, und das Richtige daraus zu folgern. — Nach dem, was der Vf. sehr lehrreich auseinandergesetzt hat, erhellet, daß ungeachtet der Unterscheidungsmerkmale, die man zwischen der erfolgten Erstückung in und nach der Geburt aufstellen kann, es doch in den meisten Fällen unmöglich seyn wird, aus dem bloßen Zustande der Leiche zu erkennen, welche davon Statt gefunden habe. Läßt sich diess aber nicht erkennen, so ist es auch unmöglich zu bestimmen, ob das Athemholen schon in der Geburt Statt gefunden und noch vor völliger Beendigung derselben aufgehört habe, oder ob es noch nach der Geburt fort dauerte, oder darnach wohl gar erst eintrat, und der Tod des Kindes dann späterhin doch erfolgte. In wenigen Erstückungsfällen Neugeborner wird da-

her die sogenannte Athemprobe zu einer wahren Lebensprobe dienen können! Angenommen, daß die Athemprobe als solche gegen alle Einwendungen, die wegen einer krankhaften Beschaffenheit der Lungen u. s. w. gemacht werden könnten, gesichert sey, und daß sie also das wirklich geschehene oder nicht geschehene Athemholen unfehlbar anzeige, wird sie doch nur nach des Vfs. sehr richtiger Ueberzeugung in folgenden Fällen eine wirkliche Lebensprobe für den todtcn Neugeborenen seyn: 1) Wenn sie die unzweydeutigen Zeichen des Fruchtstandes neben denen eines frühern Absterbens im Mutterleibe, oder einer Todesart, die nur vor oder in der Geburt wirksam seyn konnte, zur Anschauung bringt; indem dann an dem Tode der Frucht vor beendigter Geburt nicht zu zweifeln ist. 2) Wenn durch sie die Merkmale des geschehenen Uebergangs in die Kindheit so kenntlich werden, daß darüber weiter kein Zweifel Statt findet, und dabey die Wirksamkeit einer Todesart an zuverlässigen Merkmalen kenntlich ist, die nicht allein bloß nach der Geburt eintreten konnte, sondern deren Ursachen sich auch vor derselben nicht hatten zufügen lassen. Zweifelhaft dagegen wird sie seyn: 1) Wenn, ihr Resultat mag seyn welches es will, die Todesarten, durch die das Neugeborene umgekommen ist, solche sind, die sowohl vor und in, als auch nach beendigter Geburt haben eintreten können, und aus deren zurückgebliebenen, wahrnehmbaren Wirkungen sich weder auf das Eine, noch auf das Andere mit Sicherheit schließen läßt. 2) Wenn die Wirkungen von Todesursachen, namentlich von Verletzungen, die man an der Leiche trifft, und von denen man den Tod des Neugeborenen ableitet, nicht offenbar die Zeichen an sich tragen, daß sie noch während des Lebens zugefügt sind. — Jener Probe kann daher immer nur ein beschränkter Werth zukommen!

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) ST. GALLEN, b. Huber u. Comp.: *Sammlung der gegenwärtig in Kraft bestehenden Gesetze und Verordnungen des Kantons St. Gallen und der Urkunden des Staatsrechts der schweizerischen Eidgenossenschaft, von 1803 bis Ende August 1826.* Ein Handbuch für Beamte und Bürger von Joh. Jakob Zollikofer, Kantonsrathe und Stadtmann, Mitgl. des Kriminal-Gerichts und des Ev.(angelischen) Ehegerichts. Zweyte, umgearb., viel verm. u. berichtigte Ausgabe. 1826. XXXIX und 1162 S. gr. 8. (4 Rthlr. 8 gGr.)
- 2) *Ebendaf.*, b. Denelben: *Der bürgerliche Proceß nach den Gesetzen und der Uebung des Eidgenössischen Kantons St. Gallen.* Ein Taschenbuch für Freunde des Rechts von Joh. Jak. Zollikofer, Kantonsrathe u. s. w. 1826. VIII u. 211 S. kl. 8. (16 gGr.)

Werke dieser Art sind kaum Gegenstände der literarischen Kritik. Ihr nächster Zweck besteht dar-

darm, die bereits einzeln erschienenen gesetzlichen Verordnungen dergestalt zu einem Ganzen zu vereinigen, das diejenigen, für welche sie gegeben worden sind, sie leicht auffinden und ihren innern gegenseitigen Zusammenhang wahrnehmen können. Dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von der fast in allen europäischen Staaten jetzt üblichen periodischen Bekanntmachung der Gesetze. Unfreiwillig darf der wissenschaftliche Forscher auch diese Art gemeinnütziger Schriften nicht ganz übersehen, weil auch er von der Gesetzgebung des sie betreffenden Staats dadurch leichter ein anschauliches Bild gewinnen wird, als durch die mühsame Durchsicht der vorhin gedachten, oft verschiedenartigsten amtlichen Sammlungen. In dem vorliegenden Falle gefällt sich für ihn noch ein eignes Interesse zu dem Gesagten. Der Kanton St. Gallen hat nämlich erst vor wenigen Jahren seine politische Selbstständigkeit erlangt; seine Gesetzgebung ist in allen ihren Theilen neu, und schon als solche bietet sie mannichfaltige Eigenthümlichkeiten dar. Ueber die Brauchbarkeit von Nr. 1. in dem vorstehend angedeuteten Sinne haben bereits die Kantons-Angehörigen entschieden. Ein sehr genaues Register erleichtert ohnehin den Gebrauch des starken Bandes, dessen Inhalt dem Titel genau entspricht. Die *erste* Abtheilung enthält neben der Verfassungsurkunde vom 31sten August 1814 alle die Gesetze, Beschlüsse und Verordnungen, die den Kanton St. Gallen im Allgemeinen und die beiden Confessions - Theile insbesondre betreffen; die *zweite* S. 897 ff. das Wechselrecht und die Dienstboten - Ordnung der Stadt St. Gallen, auch ihre Verordnung über das Ausleihen (d. h. Verpachten) der Häuser und Güter. Die *dritte* Abtheilung S. 933 endlich begreift die Eidgenössischen Bundesverhältnisse und die in Kraft bestehenden Vorkommnisse mit benachbarten Staaten. Da sie mit Fleiß zusammengetragen sind und sogar bis Ende Augusts 1826 reichen, so erhält man dadurch eine selbst für das Ausland beachtenswerthe Ergänzung des *Handbuchs des Schweizerischen Staatsrechts* von Usteri (Aarau 1821.) Von allgemeinem Interesse sind S. 1 die Geschichte der Bildung des Kantons St. Gallen, die Angabe der Quellen des St. Gallischen Staats- und Civilrechts und die Aufzählung derjenigen Werke, die für das Studium der Geschichte des Kantons als Quellen betrachtet werden können. Ausserdem sind im Buche mannichfaltige statistische Notizen zerstreut, von denen wir Beispielsweise nur folgende Angaben herausheben wollen. Der Flächen-Inhalt des Kantons beträgt nach geographischen Geviert-Meilen 38,669 oder in schweizerischen Geviert-Stunden 104,152. Die Bevölkerung, nach der letzten im J. 1809 vorgenommenen Volkszählung, belief sich auf 135,209 Einwohner, wovon 84,509 zur katholischen und 50,900 zur evangelischen Confession sich bekennen. Eine andere, nach den Geburts- und Sterberegistern angelegte Berechnung giebt für das Jahr 1825 die gesammte Seelenzahl auf

140,262 an. Im Polizeybezirk der Stadt St. Gallen wohnten im J. 1824 = 8906 Menschen. Für den Ausländer wird die Benutzung des Werks durch häufige örtliche Benennungen etwas erschwert: denn er stößt hier z. B. auf eine *Reckordnung auf der Linth*, auf ein *Torgelmandat*, auf *Freytschieseten*, auf eine *Wassordnung*, ein *Tritt-* und *Trattrecht* u. dgl. m.

Nr. 2. liefert, mit steter Bezugnahme auf die einzelnen betreffenden gesetzlichen Verordnungen, eine ursprünglich nur für den Gebrauch des Vfs. bestimmte Beschreibung des im Kanton St. Gallen anseergerichtlichen und gerichtlichen Verfahrens. Der Zweck, das Verfahren in Rechtsfachen, wie solches aus den Gesetzen und der bestehenden Uebung geschöpft werden konnte, unter den zwey Hauptgesichtspunkten des streitigen und nichtstreitigen Processes zu schildern, scheint uns durch die Deutlichkeit des Vortrags erreicht zu seyn. Dabey erleichtert ein alphabetisches Register ebenfalls den Gebrauch. Hr. Z. ist für seine vaterländische Gesetzgebung begeistert; denn im Vorwort ruft er aus: „ein Proceßgang wie der unsrige, so kurz und einfach, das die schwersten (!!) Civilrechtsfälle in wenigen Wochen, ohne große Kosten, definitiv entschieden sind, ist preiswürdig; er verdient gekannt, getreu erhalten und nachgeahmt zu werden.“ Es ist in der That betrübend, das der Vf. an einer so unerhörten Vortrefflichkeit noch immer nicht genug zu haben scheint. Wenigstens kann seine Erklärung: er habe nur das schreiben wollen, was wirklich durch Gesetz oder Uebung bestiehe — „nicht das, was allfälliger noch zu wünschen wäre, oder in der Theorie gut stünde“, ihm so gedeutet werden. Uns möge einstweilen noch der Wunsch gestattet bleiben, das der Vf. in einer correctern und deutlichern Sprache geschrieben hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ILMENAU, b. Voigt: *Leben, Thaten, Liebschaften, Verbrechen und Ende Louis Mandrins*, Oberhaupt(es) der französischen Falschmünzer und Contrebandiers, genannt das Ungeheuer von Frankreich. Frey nach dem Französischen. 1828. 8. (1 Rthlr.)

Rec. erinnert sich, schon vor länger als 50 Jahren eine deutsche Lebensgeschichte des berühmten Räubers, Falschmünzers und Contrebandiers Mandrin, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. sein Wesen in Frankreich trieb, gelesen zu haben, und der Vf. hätte wohl etwas Besseres thun können, als die Schandthaten dieses Verbrechers, die ewig vergessen bleiben konnten, wieder in Erinnerung zu bringen, und durch die eingemischten, recht *con amore* gemalten wollüstigen Scenen sein Büchlein zu Gift für die Jugend zu machen. Zu bedauern ist es, das Werke solcher Art noch immer einen Verleger finden, und das, so lange die Leihbibliotheken nicht einer strengeren polizeylichen Aufsicht unterworfen sind, sie an diesen noch immer Käufer finden werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

LANDWIRTHSCHAFT.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Neuester Katechismus des Feldbaues*, zum allgemeinen Gebrauche der Landwirthe, Bauern und besonders auch der Landschulen. Vom Staatsrath v. Hazzl, Ritter des O. d. b. Siz. u. f. w. (Zweyte unveränderte Aufl.) 1828. 282 S. 12.

Das Ganze dieses katechetischen Unterrichts, der so ganz der Fassungskraft und dem Bedürfnis der Landleute angemessen ist, zerfällt in 3 Hauptstücke: 1) Genaue Kenntniss und Veredlung des Bodens; 2) Kenntniss der verschiednen Pflanzen, ihrer Eigenschaften und Früchte, so wie ihrer erforderlichen Pflege; 3) Kenntniss der vorzüglichsten Hülfs- und Beförderungsmittel des Feldbaues. Dieses ist nun in 82 Kapiteln oder Unterordnungen ausgeführt, in welchen 88 Gegenstände erörtert sind, wovon am Schlusse dieses noch eine kürzliche Uebersicht gegeben werden soll.

Wer unter Landleuten wohnt, wie Rec., und den niedrigen Standpunkt kennt, auf welchem bey weitem die meisten, wo nicht alle, rückichtlich ihrer theoretischen Kenntnisse, von Allem, was ihr Gewerbe betrifft, sehen, der wird es sehr zweckmässig und wohlgethan finden, so mit ihnen zu sprechen, wie der Vf.; so sich ihnen, wie Anfängern in einer Wissenschaft auf die populärste Art verständlich zu machen. Eine künftliche Sprache, ein tieferes, gründlicheres Eindringen in die Sache unter Benutzung des Details der Hülfswissenschaften ist für den gewöhnlichen Landmann über seinen Begriffskreis; er liefert, aber ohne dadurch klüger oder angeregt zu werden. Was er verstehen und so mit Nutzen lesen soll, das muss kurz und körnig und wie zweifelsfreye Wahrheit rein abgesprochen dastehen, ähnlich dem: was heisst das? — und wie geschieht das? in Luther's Katechismus; was bey tieferer Erwägung der Sache noch wohl dabey beschränkt werden müsste, das gehört für den Bauer nicht, so wie für jeden Anfänger einer Wissenschaft. Der Vf. mag die geistliche Beschaffenheit der meisten Dorflandwirthe wohl kennen (man vergleiche darüber das Nachdrückliche S. 15, wo auch selbst der Vortrag genau auf das Unbefahrene an Herz und Ohren berechnet ist), so wie die daraus hervorgehende traurige Beschaffenheit ihrer Umgebungen S. 95—99; man muss sich mehrfach auf dem Lande umgesehen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

haben, um die dortige Schilderung gar nicht grell zu finden. So bekannt mit den geistigen und leiblichen Gebrechen des Landvolks hat der Vf. ihnen die Speisen so zugerichtet aufgetragen, wie sie solche nur zu verdauen im Stande sind, und hat es dabey an kräftigen Gewürzen, hergenommen aus allen Fächern der Wissenschaften, die mit dem Feldbau in Verbindung stehen, nicht fehlen lassen. Man erblickt überall in diesem Katechismus ein einfaches, lebendiges, durch kräftige Sprache gehobenes Gemälde; nicht kalte, oder, wie man es sonst häufig wohl findet, kindische Demonstration. — Auch selbst der Druck des Buchs ist ganz für den Landmann berechnet; er muss groß und weitläufig seyn, und dabey nicht viel auf einer Seite stehen, damit die Augen des Landwirths, welche dem Lesen ohnehin abhold sind, sich im Gedränge von Buchstaben nicht verirren. Rec. hat das Büchlein nach allen Seiten betrachtet, hat Form und Sachen mit seinen auf dem Lande gemachten Erfahrungen verglichen und findet es in aller Rücksicht für das Publicum, welches es aus seiner Lethargie aufrütteln und vorwärts bringen soll, damit doch nur auch bey dem allgemeinen Lichte einmal wenigstens hier die Oberfläche erleuchtet werde, — denn zur gänzlichen Erleuchtung der sämmtlichen Gemäcker und Winkel dürfte wohl noch etwas längere Zeit erforderlich seyn — sehr ansprechend, selbst sogar rückichtlich des starken Papiers ist es für die derbern Finger berechnet.

Der katechetische Unterricht beginnt mit den allgemeinen Begriffen über den Feldbau, und hier ist zugleich die Bodenkunde, Geschichte des Ackerbaus, Entstehung von Dörfern, Flecken und Städten, so wie die ganze Gestaltung unsrer jetzigen landwirthschaftlichen Verfassung eingewebt. Da erfährt auch der Bauer, auf welchem Standpunkte er leider noch steht und längst höher stehen könnte, wenn er sein hartnäckiges Hangen am Hergebrachten fahren lassen und gut gemeinten Rath annehmen wollte.

Ausführlich ist der Unterricht über den Dünger und zwar zunächst über Düngermaterialien, und dann über die Zeit und Art der Anwendung des Düngers, so wie über den Bedarf desselben. S. 21—101. Alles nun, was über die Grundbestandtheile der einzelnen Düngerarten, über ihre Mischung, Zersetzung und Wirkung dem hierin grösstentheils noch ganz unrationellen Landmann zu wissen nöthig ist, hat der Vf.

I (5)

Vf. allgemein verständlich, aber auch eindringlich dargestellt. Der Landwirth wird da auf eine Menge von Materialien hingewiesen, die er bisher unbeachtet hat liegen lassen, oder wo er bey verkehrter Behandlung, vernachlässigter Mischung, zu früher, oder erst nach dem Verderben geschehener Unterbringung, nach Arbeit und Mühe nur vergeblich gedeihliche Wirkungen erwartete. Wenn man hier das ganze linkische Benehmen unzähliger Landwirthe mit den erprobten Vorschlägen vergleicht, so wird man sich schwerlich mehr wundern, daß die Erwartungen verringert und die Klagen vermehrt werden. Ganz vorzüglich verdient beherzigt zu werden, was S. 92 von der rechten Zeit des Düngerausfahrens und dem Unterbringen desselben gesagt ist.

Und S. 94: „Wo fehlt es denn, daß man bey der so ungeheuren Menge von Düngermaterialien und Mitteln doch immer Klage über Dünger-Mangel hört? — Der Fehler liegt allein in der Unwissenheit, Nachlässigkeit und Faulheit.“ — Und hierauf folgt die schon oben berührte, aber nicht erfreuende Schilderung von der Unreinlichkeit und dem Schmutze in Dörfern, Bauerhäusern, Ställen, Höfen. — „Durch die Dörfer ist meistens kaum zu fahren, wenigstens nicht zu gehen, ohne im Moraste waten zu müssen — von allen Höfen und Ställen läuft der Harn auf die Gasse, wo er ganze Lacken bildet — im Hofe liegt Alles umher, wie bey Jerusalems Zerstörung — die Ställe selbst, wie sehen sie meist aus? nicht anders, als wahre Räuberhöhlen.“ — Möchte doch die schliesslich S. 100 beygefügte Aufmunterung fruchten, „durch sorgfame Mili- und Düngersammlung auch nebenbey die andern grossen Vortheile zu erreichen: die höchste Reinlichkeit der Bauernhöfe, der Dörfer, Flecken und Städte, damit Alles freundlicher und schöner gestaltet, Luft, Wohnungen und Menschen gesunder, munterer und gestiteter gemacht würden.“

Im zweyten Hauptstück S. 101 — 245 bey den Pflanzen überhaupt und denen des Feldbaues insbesondere ist die Physiologie derselben, ihre Eintheilung und Behandlungsweise mit der oben schon beyfällig bemerkten Gemeinverständlichkeit vorgetragen, und über die Halmfrüchte ein vollständiger Unterricht von der Saat bis zur Aernte ertheilt, wobey noch besonders auf den Mais aufmerksam gemacht wird.

Die Futterpflanzen S. 150 sind abgetheilt: 1) in Gräser und Futterkräuter, 2) Knollen- oder Wurzelgewächse, und 3) Gemüsearten. Natürliche und künstliche Wiesen, Behandlung derselben durch Wässerung, Ueberflauung, Ebnen, Düngen — die besten, schlechten und schädlichen Grasarten und Pflanzen und Verbesserung des Futterbaues auf Wiesen und im Felde machen unter andern mit den hier ertheilten Unterricht aus. Hierbey sind mehrfältig die Verhältnisse der Nahrungstheile des einen Gewächses mit denen eines andern angegeben. Ge-

müßarten und ausführlicher die Handelspflanzen beschliessen diesen Abschnitt.

Das letzte Hauptstück beschäftigt sich mit den vorzüglichen Hülf- und Beförderungsmitteln bey dem Feldbau. Der Vf. eifert hier unter andern sehr gegen das Liegenlassen der Gemeindeweiden, als Ueberbleibsel des vorigen barbarischen oder Nomaden-Zustandes — regt die Abfassung der Dreyfelderwirthschaft an — empfiehlt den Fruchtwechsel — zeigt das Wohlthätige der Ablösung der Grund-, Schaarwerks- und Zehentrechte, so wie die Arrondirung der Güter. Bey der Bestimmung des Flächenraums ist auch eine kurze Anleitung zum Ausmessen eines Grundstücks gegeben. Letztlich verbreitet sich der Unterricht noch über Wahl des Samens, seine Güte und Keimfähigkeit — Arbeitsvieh — Feldwerkzeuge — wo die Cork'sche Säemaschine als die zweckmässigste empfohlen wird — Tagebuch und Rechnung des Feldbaues und der damit zusammenhängenden ökonomischen Speculation. — Das fleißige Besuchen der Culturcongrèsse kann vor der Hand wohl nur in Bayern geschehen, wo durch den Betrieb des landwirthschaftlichen Vereins solche Jedem nahe genug gebildet worden sind. Dort ist überhaupt rücksichtlich der Beförderung der Aufklärung in allen Zweigen der Landwirthschaft längst schon Vieles geschehen, was in andern Ländern noch lange frommer Wunsch bleiben wird.

Möge übrigens dieser Katechismus, der sich in aller Rücksicht über seine Namensbrüder erhebt, bald in die Hände recht vieler Landwirthe kommen, und sie bey dem Lesen erwägen, was zu ihrem Frieden dient.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Neue Sommerpostille, oder Predigten vom ersten Sonntage nach Oftern bis zum letzten Sonntage Trinitatis.* Von Claus Harms, Archidiakonus in Kiel. 1827. VIII u. 676 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Um diese neue Sommerpostille, welche sieben und dreyßig Predigten enthält, zur eignen Erbauung benutzen und Andern empfehlen zu können, muß man mit ihrem Verfasser einerley Vorstellungen von dem Zweck und Geist des Christenthums haben. Man muß sich mit ihm *Vernunft und Offenbarung* als zwey einander entgegengesetzte Principien denken und von der ersten eine eben so geringe Meinung hegen, als diejenige ist, welche er in seinen Thesen, in seinen zu deren Vertheidigung herausgegebenen Briefen, in seiner Schrift, „daß es mit der Vernunftreligion nichts ist“, und in vielen seiner Predigten, mit großer Zuversicht zu sich selbst und seiner vermeintlich höheren Erleuchtung, ausgesprochen hat. Man muß mit ihm die Formeln, Theorien und Spitzfindigkeiten des Augustinus und Anselmus als entscheidende Kriterien christlicher Recht-

Rechtgläubigkeit, und das Festhalten daran als eine Bedingung der ewigen Seligkeit betrachten. Man muß bey Allem, was einem in der Bibel und den symbolischen Büchern zweifelhaft oder gar vernunftwidrig zu seyn scheinen möchte, die Vernunft gefangen nehmen und an die Unfehlbarkeit der Augsburgerischen Confession eben so fest glauben, als ein rechtgläubiger Katholik an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubt. Wer nicht in diesen Stücken mit dem Vf. einig ist, dem wird dieser oft und am meisten da, wo er am heftigsten für seinen Glauben eifert und Andersdenkende verdammt, als ein in grobem Irrthum und Eigendünkel Befangener erscheinen. Zwar werden auch die Freunde und Verkündiger des vernunftmäßigen Christenthums Manches in diesen Predigten finden, wovon sie wünschen, daß die ganze Christenheit es hören und befolgen möchte, und Keiner wird in ihnen eine eigenthümliche Darstellungsgabe und Genialität des Vfs. vermissen. Aber kaum wird sich in dieser großen Sammlung von Predigten auch nur Eine finden lassen, in welcher nicht entweder durch ein widriges Polemisiren, oder durch das eitle Hervortreten des lieben Ich, oder durch irgend einen seltsamen Einfall, oder durch Worte und Ausdrücke, die unter der Würde des Kanzelvortrags sind, die Andacht gestört und ein feineres Gefühl beleidigt würde. Zum Beleg dieser Andeutungen will Rec. von Vielem, was er sich angemerkt hat, nur Einiges hier mittheilen und dabey den Lesern selbst das Urtheil überlassen. Der Plan, nach welchem die Materien zu diesen Predigten gewählt sind, gründet sich auf die Meinung des Vfs. (S. 234), daß während der ersten Hälfte des Kirchenjahrs mehr die Wahrheiten eines lebendigen Glaubens, in der andern Hälfte mehr die Regeln eines gläubigen Lebens der Inhalt aller Reden seyn sollten. Die erste Predigt in dieser neuen Sommerpoëlle, am Sonnt. Quasimodogeniti, handelt von der *Confirmation*, von welcher Hr. H. behauptet, daß sie nicht sey „eine ungefähre *Aufkommenheit* in der Kirche, oder irgend eines machthabenden Mannes Einfall“, sondern eine Handlung, die offenbar daraus hervorgegangen, daß, nach Apoligeseh. 8, 12—17, Paulus und Johannes die Hände auf die Getauften legten. Gleichwohl hält er, und mit Recht, die Confirmation nicht für eine von Gott befohlne Handlung, auch nicht für ein Erforderniß zur Seligkeit. „Stirbt uns“, heist es S. 18, „ein ungetauftes Kind, da, achten wir, sey etwas veräußert; wenn aber ein *unconfirmirtes* Kind stirbt, mit dem vollen Segen der Taufe getauft das heim, und was diesen Punkt betrifft, da fehlt auch nichts.“ In der 2ten Pred., von der *Trennung der Christenheit in verschiednen Kirchen*, hat sich der Vf. in Widersprüche verwickelt, indem er (im 2ten Theile der Pred.) behauptet: 1) diese Trennung der christlichen Kirchen betreffe *keine Grundlehren, keine Hauptsachen*; 2) diese Trennung betreffe *keine Nebensachen*, besonders in Rücksicht der Katholiken, „nicht bloß verschiedene Ansichten, unschuldige Irrthümer, ungefährliche Lehren, son-

dern vielmehr *sehr gefährliche und verderbliche Lehren*.“ — Von Luther, als Reformator, wird S. 25 gesagt: „Sein Werk war nicht von Menschen allein, sondern zu unsrer Trennung von der katholischen Kirche hat Gott sein *Fiat*, sein Ja gesprochen.“ In der 3ten Pred., von der *Trennung durch die neuern religiösen Ansichten innerhalb unsrer Kirche*, spricht sich der Redner mit großer Heftigkeit gegen die sogenannten Rationalisten aus. Schon im Eingange heist es S. 37: „Was immer auch davon gesagt werden kann, wie nachtheilig die Trennung der Einen Kirche in drey (?) Kirchen sey, als unbedeutend erscheint es, als kaum der Rede werth gegen das, was davon zu sagen ist und davon gesagt werden muß, daß inmitten unsrer Kirche sich ein solcher Abfall (von Augustin und Anselm?) gewiesen hat, wie leider. Geklagt werden muß, ja, und ob sich die Rede anlief als eine Schleuder, und ihre einzelnen Worte mit glatten Steinen sich verglichen (ein Bild, worin sich der Vf. sehr zu gefallen scheint!): so darf sie nimmer ein solches Urtheil scheuen.“ — Möge nur Hr. H. das Urtheil nicht verschulden, welches schon öfter über ihn gefällt wurde, daß er von seinem Eifer sich zur Verleumdung der ehrwürdigsten Wahrheitsfreunde hinreißen lasse! Aehnliches, als in diesem vom Anfange bis zum Ende polemisirenden Vortrage, kommt auch in den nächstfolgenden Predigten vor: nämlich am Sonnt. Cantate, über das sonderbare Thema: *Wie das Christenthum müsse angesehen werden deshalb, weil nach Christi Hingang zum Vater noch die Sendung des heil. Geistes nothwendig war?* und am Sonnt. Rogate: über die *Duldung der Andersdenkenden*. In der letzten Pred. wird die Trennung in unsern Tagen durch die neuern religiösen Ansichten innerhalb der christlichen Kirche, und namentlich in unsrer lutherischen Kirche, ein *erschreckliches Unglück* genannt, „darum, daß sie alle Bande des Lebens, die häuslichen, die kirchlichen und die bürgerlichen Bande des Lebens löst, darum, daß sie aller Gottlosigkeit die Thür öffnet; darum, daß sie mit einem falschen oder gar keinem Troste die Seelen in eine andre Welt schießt.“ Hätte der Vf. auch hier die Lehrer eines vernunftmäßigen Christenthums bezeichnen wollen, könnte man dann noch einige Achtung für ihn haben? — Am *Himmelfahrtsfeste* wird den Zuhörern vorge stellt *das dreyfache Hineintreten des Himmelfahrtsfestes, nämlich in die Natur, und in den Glauben und in das Leben (?)*. Im ersten Theile wird gelehrt, wie zeitgemäß das Himmelfahrtsfest hereintrete, eben in den Tagen, da die Natur ihre allerhöchsten Reize auslegt, „um denen, die lieber auf dem Baumblatte, als auf dem Bibelblatte leseh, lieber die Vögel singen, als die Prediger reden hören, zuzurufen: Stehet still! euch soll gewiesen werden, daß es ein Anderes gebe, daß die Natur es nicht allein sey.“ Die Pred. am Sonnt. *Exaudi* erinnert an eine andere, die sich für eben diesen Sonntag in den *christologischen Pred.* des Vfs. befindet. Dort sprach Hr. H. (S. 465 ff.): „Ich wüßte keinen Sonntag im

im ganzen Jahre, der, ich kann es nicht treffender sagen, so arm wäre, als es der heutige Sonntag eben ist. Wie so? Christus ist weggegangen, und der heilige Geist ist noch nicht gekommen; so sieht dieser Sonntag verlassen und arm da, — und, setze ich noch hinzu: dieser ist ein trauriger Sonntag." — Dieser Einfall, ganz im Geschmack des *Abraham a Santa Clara*, gefiel Hn. H. so sehr, daß er hier denselben zum zweyten Male darbringt, und zwar mit solchen Zusätzen und in einer solchen Einkleidung, daß die ganze Darstellung dadurch noch viel widriger und ungereimter wird. — Möge aus dieser Pred. nur eine Stelle hier Platz finden, um eine Probe von der Unklarheit zu geben, womit der Vf. nicht selten zu reden pflegt. S. 128 soll erklärt werden, was die lebendige Kenntniß vom Christenthum oder das innere Leben des Christen sey. Da heist es denn unter Anderm also: „Zu verstehen, daß unsre Kenntniß vom Christenthum mit irgend einer größern oder geringern Kraft bey uns verbunden sey, welche entfernt Einiges, wiederum Andres anzieht, die Seele zu diesem hinzieht, im Streben darnach, es zu bekommen, in Freuden, wenn es erlangt ist, in Sorgfalt es nicht wieder zu verlieren, und wie zugleich diese Kraft sich weist in der Gestaltung des Lebens, das sonst so heist, unsre Werke, unsre Worte, ja das Alleräußerlichste an uns, selbst die Gliedmaßen und was den Leib bedeckt, daß wir dasselbige lassen von dieser Kraft ergriffen und gestaltet werden immer mehr und mehr, — das ist das Leben." — In der *Pfingstpredigt* wird ein Fluch ausgesprochen über Alle, „welche vermeinen, wir könnten auch wohl das Christenthum haben ohne die äußerliche Einfassung, die Lehren der christlichen Religion ohne ihre Begebenheiten, den Geist, so zu sagen, ohne Fleisch und Bein." Solche werden vorgestellt, als die Gott meistern und wider ihn streiten, der dem Moses im feurigen Busch erschien; vor Israel in einer Wolken- und Feuerfäule herging" u. s. w. „So (S. 150) hat Gott wollen, ihr aber wollt nicht so; da widerfahr' euch denn, was Einigen nach dem Text, daß ihr gleichfalls haltet die Begeisterten für Betrunkene, und seyd dann verkehrt und verloren, die ihr es wollet!" (Am Sonnt. Rogate hatte Hr. H. zur Duldung der Andersdenkenden ermahnt, damit die Gewinnung (?) nicht ausschlage in *Ungeßüm*, in *Lieblosigkeit* und in *Selbstsucht*.) — S. 156 werden die Zuhörer also angeredet: „Kieler Gemeinde! wie verschieden bist du seit mehreren Jahren geführt worden; so wollten die mit dir und Andre wollten so, in ganz entgegengesetzter Richtung. Sehe deshalb sich ein Jeder, da er gehet, umher! Wandelt Christus mit dir, der Christus, den die Apostel verkün-

digen? ein Christus mit Wunden? Das ist der rechte; denn durch welches Wunden 1 Petr. 2. ihr seyd heil worden." Weiter unten wird von einer Trunkenheit geredet, „welche nüchtern macht, 2 Tim. 2. und des Teufels Stricken", wo es dann heist: „Daß ihr auch einmal trunken würdet auf diese Art, welches heist: nüchtern! Kommt her, ihr Dürstenden! Es ist ein Tag, da der Herr einschenkt. — Kommt her, ihr kalten Seelen, aus dem strengen Norden eurer Wissenschaften, aus dem frostigen Norden eures Erwerblebens, und tretet in den Süden des Pfingstglaubens und Pfingstlebens hinein! — So kommt doch näher und seyd nicht bang! Wer hat euch beredet, denn ihr gebardet euch ja, als wenn euch Jemand beredet hätte, es gäbe keine Wärme als im Thal, kein Feuer anders als vom der Hölle her?" (Welcher gebildete Christ möchte wohl sein Ohr zu solchem Geschwätz hinwenden?) — In der Predigt am *Sonntage Trinitatis* „zum Verständniß, was dieser Sonntag sey und seyn solle", — wird versichert (S. 168), daß mit der Lehre von dem *dreyeinigen Gott* Alles siehe und falle. „Wenn sie siele, so siele schlechterdings alles Christenthum und zugleich bürgerliche Ordnung, Heiligkeit der Gesetze und der Eide, häusliche Glückseligkeit, ehrbares Leben und gute Sitte; das Alles würde fallen und nicht bestehen, wenn nicht unter uns beständig der Glaube an den *dreyeinigen Gott* bliebe."

(Der Beschlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

HANNOVER, in der Hahn. Hofbuchh.: *Blumenkranz für Freundinnen der Natur*. In Erzählungen. Gewunden von *Henriette Hanke*, geb. *Arndt*. Zweyte Sammlung. 1827. 328 S. 8.

Im Allgemeinen müssen wir das über die *erste* Sammlung in den Erg. Bl. vom J. 1827. Nr. 25 ausgesprochene günstige Urtheil auch diesem zweyten Kranze ertheilen. Derselbe enthält zwey Erzählungen: *Ehrenpreis* und *Balsamene*, von welchen die erstere männliche, die andere weibliche, durch Leiden geprüfte Seelengröße verherrlichen soll. Reine Sittlichkeit und ernste Lebensfassung zu erhalten und zu fördern sind diese Erzählungen besonders geeignet, und um deswillen ihnen viele Leserinnen zu wünschen. — Indess kann doch Rec. nicht verschweigen, daß es ihm scheint, als ob die von ihm geachtete Erzählerin anfinke, etwas breiter und gedehnter zu schreiben als früher. Möge sie sich vor diesem Abwege hüten, den sie sonst glücklich vermied.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Neue Sommerpostille* — —
Von Claus Harnis u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In den folgenden sieben und zwanzig Predigten, die an den Sonntagen nach Trinitatis gehalten wurden und sich mehr auf das Leben, als auf den Glauben der Christen beziehen sollten, werden meistens interessante Materien abgehandelt, und manche wichtige, gemeinnützige Wahrheiten auf eine anziehende, hier und da recht treffliche Weise dargestellt. Desto mehr ist aber zu bedauern, dass auch in diesen Predigten die christliche Erbauung so oft gehindert wird, bald durch auffallende Behauptungen und Ansichten, welche der Vf. geltend zu machen sucht, bald durch andere schon oben berührte Eigenheiten. Rec. hält es für seine Pflicht, auch hiervon, bey Angabe der Hauptsätze dieser 27 Kanzelvorträge, einige Proben vorzulegen. 1. *Von dem dreifachen Segen unsers Gottesdienstes.* 2. *Wie von der Kirche aus die Schulen anzusehen sind.* Hier wird die allgemein anerkannte Pflicht, das Christenthum in den Schulen zu lehren, unter anderm auf folgende Weise eingeschärft (S. 205 ff.): „Kirchengut ist es meistens und Kirchenbrot, das den Schullehrern gegeben ist, wie solches z. B. von unsern Schulen mit noch unverbliebenen Buchstaben geschrieben steht; — erst 30 Jahre ist es her, dass der grösste Theil von der Einnahme des vorigen dritten Predigers an dieser Kirche eine Einnahme der Schule geworden ist. Soll es kein Raub seyn, muss die Schule dafür der Kirche zu Dienst seyn. — Was hilft's wenn die Kinder zu allem Andern gebracht werden, nur nicht zu Christo! wenn Lehrer und Aeltern die Kinder über die schönen Fortschritte Herzen, Jesus sie aber nicht Herzen und segnen kann! Was hilft's, wenn sie eine schöne Hand schreiben, wofern sie nicht die Schrift verstehen, die eigends loheist? Oder dass sie schwere Rechenaufgaben lösen, wofern sie nicht die ersten Aufgaben der Bibel und die allgemeinen Exempel des Lebens lösen! — Was hilft's, dass sie die Büchersprache lernen regelmässig sprechen, oder gar mit Franzosen und Dänen in deren Sprache, wofern sie nicht lernen mit den Propheten und Aposteln sprechen und mit Gott in Gebeten?“ 3. *Von dem erbaulichen Umgang.* S. 229: „O Lie-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

ben! weis ich denn nicht unter euch, denen die Nachrichten aus dem Reiche Gottes angenehmer zu lesen sind, als Merkur und Correspondent und Börsenhalle!“ 4. *Von den bessern Freuden.* Im Eingange wird von einem Hindernis der Sonntagsfeyer zur Zeit des Sommers geredet. S. 235: „Was ist dieses Hindernis? O ihr kennt es wohl, wenn ihr Sonnabends gewisse Bekanntmachungen leset; ihr seht und hört es, wenn Sonntags Morgens, Sonntags Nachmittags viel mehr Menschen aus der Stadt hinaus — als hereingehen, und ihr seyd zum Theil selbst durch solche hindurchgegangen, ihr nach der Kirche, sie — nun wohin? worauf zu? wem nach? sie gehen den Freuden nach, wie das milde Wetter, die schöne Natur, allerley Spas und Spiel im Freyen und ein solcher froher Genuss in einer fröhlichen Menge draussen sich ihnen darbeyt, wie zwar diese weltliche Hindernis des Heiligen sich finden lässt überall, doch ja am Sonntage und durch die ganze Woche sich stärker finden lässt bey uns, als vielerwärts.“ Diefes wird noch weiter ausgeführt S. 242. In Beziehung auf die Freuden der Natur wird behauptet, dass die Natur ehemals viel reiner und herrlicher gewesen ist und uns gegenwärtig blofs ihre Relie zeigt. — S. 246: „Einen solchen Stern hat der ganze Himmel nicht mehr als den, welcher den Weisen nach Bethlehem den Weg zeigte, und kein Baum hat eine solche Merkwürdigkeit für uns, wie jener Feigenbaum, der auf Christi Geheifs verdorrte.“ 5. *Wie bedeutsam es sey, ob man vom Glück mehr oder mehr vom Segen spreche.* 6. 7. *Das Bücherlesen von der Lichtseite und von der Schattenseite.* In diesen Predigten, welche manches beachtenswerthe Wort enthalten, wird eines Predigers in einem benachbarten Lande gedacht, der in zwey Jahren kein anderes Buch als die Bibel gelesen haben soll, und darnach gesagt S. 280: „Zu viel Ruhmens von der heil. Schrift kann nicht gemacht werden. Wie weit Jemand nicht einstimmt in das helle Loben, so weit, das müsse er wissen, ist er im heiligen Leben noch zurück.“ Esra 9, 19: „Moses besprengte das Buch und alles Volk mit dem Blute; uns ist die Bibel mit dem Blute Jesu besprengt; wie viel von dieser Besprengung auf uns gefallen ist in zueignendem Glauben, so viel Vergnügen findet unsre Seele daran, — an diesem Buch und an allen andern, auf die gleichfalls sind heilige Tropfen gefallen.“ S. 302: „Kempis muss Knigge nachsehen, Luther muss Laurentius nachsehen, Petrus und Paulus und Johan-

nes insgefammt kommen nicht daran vor dem einzigen *Walter Scott*. (!) 8. *Von dem thätigen Leben des Christen*, und zwar nach der Tiefe und nach der Höhe, nach der Breite und nach der Länge dieses Lebens. S. 313: „*Cicero* sagt: Keiner wird je seine Tugend Gott zu Buch schreiben.“ (?) 9. *Die Mitwelt und die Nachwelt*. S. 335: „Wenn ein Begüterter stirbt, der nichts für die Nachwelt gethan hat, das ist, wie wenn jemand einen Banquerot macht, bey welchem auch der erste Creditor ums Geld kommt.“ 10. *Die Stufen im Christenleben*. S. 366: „Vergleichen wir eine solche Seele, die ihren Himmel schon allezeit (!) auf der Erde hat, jenem Instrument, das vor ein Paar Jahren bey uns Hand in Hand zwar als ein Spielwerk ging, aber ein wie treffendes Bild uns giebt von einer seligen Seele im unseligen (?) Erdenleben. Was man in dasselbe hineinthat, wie Geringes, wie Verächtliches, wie Mißfarbenes und Mißgestaltetes auch, man schüttelte das Instrument, so gab Alles und Jedes darin eine wie schöne liebliche Erscheinung!“ — Wieviele unter den Zuhörern mögen wohl gewußt haben, wovon hier die Rede sey? 11. *Die göttlichen Befehle als christliche Befugnisse*; mit anderm Wort: *Die Verwandlung des Gebots, du sollst — in die sanftere Form der Verstattung, du darfst*. In dieser Predigt, welche, wie die nächstvorhergehende, viel Unklares enthält, liest man S. 379: „Damit noch und fast damit allein läßt sich der Nichtchrist fahen, daß es ihm nicht möglich sey, schlechterdings nicht möglich, ein gutes Werk aus reinem Triebe zu thun, ein kleines so wenig, wie ein großes. — Warum nicht? Weil der sein Ich hat, weil er ein Ich ist u. s. w. Durch das Christenthum nur wird dieses Ich entfernt, getödtet und begraben.“ S. 382: „Das Christusgesetz enthält zehn, enthält hundert Tafeln, wenn jenes auf Sinai gegebene nur zwey Tafeln füllte; und wenn die Rabbiner sechshundert dreyzehn machten, Christus hat sogar dem Blick ein Gesetz gegeben und dem Gedanken.“ S. 383: „Wer in die Sünde fällt, der fällt nicht auf einem wohlgefesten und gebohten Boden nieder, das wissen wir; darum, wenn er aufsteht, so weiß er auch, was er zu thun hat.“ — S. 386: „Wenn der Mensch dahin kommt, die Stimme, die in ihm ist, als die Gottesstimme zu hören: — o wie leicht, wie gar leicht kann auf diesem Instrument der Böse zu spielen anfangen, als der umhergeht und lauert darauf, zuerst etwa noch in bekannten frommen Chorälen, dann im verführenden Nachspiel und in verlockenden Uebergängen zum weltlichen, sinnlichen, fleischlichen Liede, so den Menschen verführend, der um des Instruments willen jedem Ton und Spiel arglos vertrauet. Ohne Bild: Weil sie thaten, was sie mochten, und glaubten, sie dürften auch thun nach erlangter Befugniß, die ihnen als Gottes Befehl galt, so sind Viele in Unzucht und Ehebruch hineingerathen, zu Diebstahl und Meineid gekommen, selbst zu gräßlichen Mordthaten, deren eine ihr Alle wohl wißt; denn *Sand's* That ist nicht in *Sand* geschrieben, sondern auf eine steinerne

Tafel zur Warnung mit seinem Blute geschrieben und mit dem Blute des von ihm Ermordeten, welche Schrift nimmer bleichet.“ — 12. *Die christliche Familientafel*. S. 392 ff.: „Wie groß die Untreue bey uns sey, Manche unter euch wissen noch mehr davon, als ich weiß. — Die Untreue ist ein viehisches Wesen, — ein Entsetzen, wenn auch mit seidenen Gardinen behangen. — Die Ehebrecherin sieht den Verlassenen an gleich einem Thore, daß, wer kommt und das Thorgeld bezahlt in Geld, oder Putz, oder worin, frey die sonst verbotenen Wege fahre. — Die Ehebrecher nehmen die Glieder Christi, das sollten die ihrigen seyn, und machen Hurenglieder daraus; sie bewerfen mit Koth, sie übersreichen mit Rufs das heilige Bild von der Gleichheit“ u. s. w. 13. *Herren und Dienende*. S. 414: „Demuth hieß vor Alters Thiemuth, d. h. Magdmuth, Thie eine Magd.“ — Eine ganz andre Ableitung des Wortes findet man in der allg. teutschen Synonymik von *Eberhard, Maaf und Gruber*. 14. *Armenpredigt*. Die Behauptung S. 434, daß alle andre Pflanzen in ihrer gegenwärtigen Gestalt auch ohne den Menschen ihr eignes Fortbestehen haben, und bloß das Korn, dieß einzig und allein, absterbe, wenn es nicht Menschenhand bewahre, — dürfte schwerlich zu erweisen seyn. S. 436 lehrt Hr. H., daß die Speise durch Gebet gesegnet werde, und daß, wie im Sacrament des Altars nach geschehener Einsegnung zweyerley sich finden, so auch in jeder gesegneten Speise in, mit und unter dem Irdischen sich ein Himmlisches und Heiliges befinde. — Nach S. 439 dürfte wohl die große Armuth, in welche Viele, die meist überreichlich hatten, so unerwartet und unbegreiflich gerathen, eine von Gott über sie verhängte Strafe seyn, weil sie das Tischgebet unterließen und Gott nicht für seine Gaben dankten. (Ist auch dieß eine im christlichen Glauben gegründete, der Gottheit würdige Vorstellung?) S. 441 heißt es: „Es enthält doch jede Speise in sich etwas, das der innere Mensch bekommt, und die wir gelehrt sind, daß auch in die Natur hinein der Menschen Sünde gedrungen ist, möchte denn nicht auch in unsre Speise etwas Sündhaftes gekommen seyn? — und möchte nicht wohl diese Eigenschaft der Speise unschädlich gemacht werden durch ein Gotteswort, über die Speise gesprochen?“ — Die Gegenstände der noch übrigen Predigten sind folgende: 15. *Vom Reichtum*. 16. *Das Wort Jesu: Weine nicht!* 17. *Von der Armuth*. 18. *Christliche Ausichten für die, so in Traurigkeit gehen*. 19. *Rückblicke und Ausichten*. 20. *Die Reformationsfeier*. 21. *Sein Altwerden verstehen*. 22. *Das Krankenbette*. 23. *Das Wiedergutmachen*. 24. *Vom falschen und vom wahren Trost im Sterben*. 25. *Die verschlossene Thür*. 26. *Von der Wiederkunft Christi noch vor dem jüngsten Tage*. 27. *Von der Dunkelheit der letzten Dinge*. — Da der Raum hier nicht gestattet, aus diesen Predigten, die mit den vorhergehenden gleiches Lob und gleichen Tadel verdienen, Mehreres anzuführen, so sey es genug an folgender Stelle aus der Pr. am 22. Sonnt. nach Trinit.,

wo S. 582 gesagt wird: „Oftmals erscheint uns die leibliche Krankheit, als die mit ihren Schmerzen in den Augen der Seele den Staar slicht, mit ihrem erschütternden Frost die Rinde des Herzens bricht, mit ihrer Hitze den starren Sinn schmelldigt, mit ihren Krämpfen Bande zerreiſt, welche den Geist beſtändig gebunden hielten. Also geſchieht es, daß die Krankheit wie die Geburtshelferin uns vorkommt, die den neuen Menschen, im Menschen den Chriſten zum Vorſchein bringt. *Oder wie ſonſt Jemand in das Geheimniß der Bekehrung durch andre Ritzen hineinblickt.*“ — Ohne ſich auf die ſchon oft beſprochenen Fragen einzulaſſen, welche Hr. H. im Vorworte zu dieſen Predigten aufwirft, will Rec. nur aus der Anrede an Jeſum in dieſem Vorworte folgenden Ausdruck der chriſtlichen Demuth des Vf. mittheilen. „Es beugt mich, es wirft mich vor dich nieder, wenn ich daran denke, wie du dich ſelbſt allezeit, nun ſchon eine ſo lange Zeit, meines Wortes angenommen, beides, was ich vor den Gemein- den geſprochen und was ich in die Chriſtenheit hineingeſchrieben habe. Wer bin ich? Mit gleichen Freuden, wie zu mir, biſt du zu vielen Andern nicht eingekehrt, die gewiß deines Mitihnenſeyns viel würdiger ſind, als die ſleißiger forſchen, brünftiger beten und als reinere Gefäße für deine Gaben ſich darbieten. — *Du gehſt befremdende Wege.*“ — Wenn das Erſte wahr iſt, ſo muß es auch das Letzte ſeyn: denn es läßt ſich ja nicht denken, daß Chriſtus, das Ebenbild des heiligen und gerechten Gottes, den Würdigern dem Minderwürdigen nachſetzen und dieſen vorzugsweiſe begünftigen ſollte. Wenn aber Hr. H. ſich mit ſo lebhafter Dankbarkeit die ſegensreichen Wirkungen des von ihm geſprochenen und geſchriebenen Wortes vorſtellt, woher dann die Klagen über den geringen Erfolg ſeiner Bemühungen? — Schon in einigen der oben angeführten Worte vernimmt man ſolche Klagen; noch ſtärker hört man ſie in andern Stellen dieſer Predigten, z. B. in der Predigt am Reformationſeſte (welches faſt, nach ſeinem Daſeyn, in der ganzen proteſtantiſchen Kirche, auch da, wo er lebt, eher ein Trauer- als ein Freudenfeſt zu nennen ſey). In dieſer Predigt ſagt er S. 536 ff.: „Das gebietet die Wahrheit zu bekennen, und nach meinem nun bald neunjährigen Dienſt an der Gemeinde iſt es ja auch Keinem unbekannt in dieſer Gemeinde, wie wenig, ſehr wenig ſey ausgerichtet worden durch mich. Ja, wenn alle Zuhörer gläubige Zuhörer wären, was ſie bekanntlich bey weitem nicht ſind, und wenn alle gläubige Zuhörer lebendig Gläubige wären, was uns ja genug aufgerückt wird, daß man es nicht ſey: wie ganz anders müßte dann es um Jeruſalem ſtehen! — Nein, ob etwas, ſo iſt's doch wenig, wenig, was ich habe zur *Wiederherſtellung* (?) an dieſem Orte gethan. Darf ich ja noch immer eine jede Sonntagsverſammlung fragen: Hättet ihr's nicht lieber, wenn ich gute Sitten, als daß ich chriſtlichen Glauben? wenn ich Vertrauen auf Gott in Nahrungſorgen, als daß ich die Zuverſicht zu unfrem Heiland Jeſu

Chriſto in Sorgen wegen unfrem Seligkeit predige. Und dieſerhalb will ich, als ich nach ſolcher Erfahrung muß, mich ſelbſt einbegreifen und es laut ſagen: Wir ſind es nicht, die rechten Wächter ſind wir nicht.“ — Der Troſt des alſo Klagenden liegt in den Worten ſeines Textes, Jeſ. 62, 6. 7, indem er darin die Verheißung findet, „daß der Herr die beſſern Wächter beſtellen wird, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nimmer ſchweigen, ſondern rufen nach Wächteramt: da iſt die Noth, da iſt die Gefahr! Und es werden vor derſelben Männer Ruf ſich die Gelehrten und Hochmögenden entſetzen, daß ſie ſolche Abtrünnige geworden ſind des allerheiligſten Glaubens, und die jungen Kinder werden vor Schreck zuſammenfahren, daß ihre Führer ſie alſo ſeelenverderbliche Wege geführt haben.“ — — Rückſichtlich der jungen Kinder, deren hier ſo drohend gedacht wird, klagte der Vf. in ſeinen chriſtologiſchen Predigten S. 531 über die Kinder in Kiel, daß, während er in der Kirche einige Kinder um ſich habe, mit welchen er rede vom Reiche Gottes, andere und die meiſten in den Schulen Geographie lernten; während er einige Kinder in die Geheimniſſe Gottes einführte, andre und die meiſten Welt- und Vaterlandsgeschichte lernten; während er einigen Kindern das Buch des Evangeliums aufthue und die Gottesblumen der Himmelsweide ſuchen lehre, andere über dem *Cornelius Nepos* ſäßen, Franzöſiſch und Hochdeuſch lernten, Stickeren und Strohlumen machten. — In der gegenwärtigen neuen Sommerpoſtulle, und zwar in der Predigt am 19ten Sonnt. nach Trinit. (Hauptſatz: *Rückblicke und Ausſichten*) ſagt er S. 524 ff.: „Wahrlich, wenn ich dieſes Mal zum letzten Mal vor der Gemeinde ſtände, ſo möchte ich wohl ſagen können mit Pauli Worten: Ihr wiſſet, wie ich bey euch geweſen bin vom erſten Tage, und zeuge am heutigen Tage, daß ich rein bin von Aller Blut; denn ich habe euch nichts verhalten. Aber ach! wie ſo Viele, und wie ſo Viele eben von denjenigen, die man könnte die Aelteſten, die Angeſehenſten der Gemeinde heißen, ſind der Verkündigung ausgewichen, Andern zu einem gefährlichen Exempel, ſich ſelber freylich zu einem gewiſſen Schaden. Und von mehrern mich betrückenden Vorſtellungen betrübt eine mich ganz beſonders. Acht Jahre ſind zum Theil die Kinder der Stadt von der Schule, da ſie ſaßen, zurückgehalten worden, daß ſie nicht ſollten in die Kirchenlehre gehen; im neunten Jahr iſt endlich die Einrichtung gemacht, daß die Schule derweil geſchloſſen wird; allein ich weiß kaum, ob auch nur ein einziges Kind mehr dieſerhalb in die Kinderlehre kommt.“ — — Dieſe Geſtändniſſe und Klagen, welche ſich nach jenem Gebet im Vorworte hier kaum erwarten ließen, können leicht die Frage veranlaſſen, was denn die Urſache ſey, daß eben der Mann, deſſen Reden von ſo Vielen gehört und deſſen gedruckte Predigten von ſo Vielen gekauft und ja wohl auch geleſen werden, dennoch nach ſeiner eignen Verſicherung, ſelbſt unter denen, in deren Mitte er lebt, ſo wenig zu lei-

ßen vermag, um sie nach seinen Ansichten und seinen Wünschen zu bilden. Manche mögen den Grund davon in der großen und allgemeinen Verdorbenheit der menschlichen Natur nachweisen wollen. Andere glauben, daß Hr. H. seine unverkennbaren Kanzelgaben nicht so gebrauche, wie er wohl könnte und sollte, und daß seine Predigten von Vielen nur deshalb vorzugsweise gehört und gelesen werden, weil er dem Wahren und Guten, was er sagt, — zuweilen auf eine mutterhafte Weise sagt, — häufig eine so unerwartete, aufregende, witzige oder doch witzig seyn sollende Wendung giebt, und weil überdies in seinen Kanzelreden nicht selten so sonderbare Bemerkungen und possierliche Einfälle, so auffallende Anspielungen und so ungestüme Ausfälle gegen die Mißfälligen vorkommen, daß die Zuhörer und Leser sich dadurch, wenn auch nicht eben mehr erbaut, doch stärker angezogen und besser unterhalten fühlen, als durch das Hören und Lesen anderer Predigten, z. B., — um nur Verstorbene zu nennen — von *Spalding*, *Zollikofer*, *Reinhard*. — Aber einen noch wichtigern Grund von dem geringen Erfolg der Bemühungen des Hn. H. finden Viele in seinem auf das Bestimmteste ausgesprochenen unverständigen Hais gegen die Vernunft und ihre ewigen Gesetze, so wie in seiner starren Anhänglichkeit an das alte und veraltete dogmatische System, verbunden mit einer hochmüthigen und lieblosen Verketzerung derer, die auch in Sachen des Glaubens ihre Vernunft gebrauchen. Die diese Meinung haben, halten sich überzeugt, daß er, so lange er fortfährt, sein dogmatisches System an die Stelle der wahren Christuslehre zu setzen, er diese, anstatt ihre großen, heiligen Zwecke zu befördern, vielmehr verdunkeln und entstellen wird.

TECHNOLOGIE.

DRESDEN, in d. Walther. Buchh.: *Die Branntweimbrennerey nach einer verbesserten Gährungsart, durch welche ein Fünftheil mehr gewonnen wird.* Nebst einer vollständigen Anweisung zur Verfertigung aller Arten einfacher und doppelter Liqueure. Nach vieljährigen Erfahrungen herausgegeben von *Bachwell*. Mit 1 Kpf. 1828. XVIII u. 211 S. 8. (18 gr.)

Man würde sich sehr getäuscht finden, wenn man in vorliegendem Schriftchen eine zweckmäßige Anleitung zur Branntweimbrennerey auf der Stufe der heutigen Vollkommenheit dieser Kunst suchen wollte. Auf 85 Seiten handelt der Vf. das Branntweimbren-

nen höchst oberflächlich und ungenügend ab, ohne auch nur mit einem Worte die vervollkommeneten Brennapparate, die heutiges Tags allein noch vortheilbringend seyn können, zu erwähnen. Sein Apparat ist die gewöhnliche Blase mit Kühlschlange; auch spricht er fast nur von Bereitung des Getreidebranntweins. Was die neuern Entdeckungen des Vfs. betrifft, durch welche es ihm gelingt ein Fünftheil Branntwein mehr als andre Brenner zu gewinnen, so beziehen sie sich auf die Flüssigkeit zum Stellen der Meische und auf das Gährungsmittel. Das Abstellen geschieht bisjetzt, wie er sagt, immer noch mit kaltem Wasser; er aber hat, dies *sind seine Worte*, die Hälfte Wasser und die Hälfte dünnen Spülicht zum Abstellen genommen, durch welche Manipulation er immer ein Fünftheil Branntwein mehr erhielt, als wenn er mit Wasser allein abstellte. (!)

Da die Hefen nicht immer von gleicher Güte erhalten werden können, so bereitet sich der Vf. sein Gährungsmittel selbst, indem er einen Theil seiner Meische mit kaltem Spülicht gähren läßt und dabei die Gährung bisweilen durch Hefen wieder anregt — das Product ist das Gährungsmittel, auf dessen Entdeckung er großen Werth legt.

Die theoretischen Erörterungen des Vfs. klingen wunderlich. So sagt er: das Malzen des Getreides sey eine Operation, bey welcher dem Getreide sein Sauerstoff ausgezogen und dadurch dem Kern ein süßer Geschmack verschafft werde.

Wenn wir indessen dem ersten Theile des Schriftchens eben keinen großen Werth beylegen können, da er bis auf einige praktische Bemerkungen durchaus nur das jedem Branntweimbrenner längst Bekannte wiederholt und dabey oft das Wichtigste ganz übergeht, so dürfte doch der zweyte Theil von S. 36—200 Manchem eine willkommne Gabe seyn; er enthält nämlich eine Sammlung einiger hundert Vorschriften zur Verfertigung vieler Arten (wenn auch nicht aller, wie der Titel besagt) von Branntweinen, Liqueuren und wohlriechenden Wassern, die wenigstens keine so arge Giftmischerey lehren, als manche ähnliche, die sich in den Händen des Publicums befinden. Daß es indess auch schon gute Sammlungen dieser Art giebt, ist bekannt.

Den Schluß machen einige Bemerkungen über das Reinigen des Branntweins und dessen Umänderung in Rum, Franzbranntwein und Arrak, die nur Alltägliches enthalten; den Chlorkalk, das kräftigste Mittel zum Entfäulen, kennt der Vf. nicht, doch erwähnt er die Anwendung des gasförmigen Chlors, welches er chlorinsaures Gas nennt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

CHEMIE.

WEIMAR, im Verl. des Großherz. S. priv. Landes-Industrie-Compt.: *Chemische Manipulation oder das eigentlich Praktische der sichern Ausführung chemischer Arbeiten und Experimente.* Von Mich. Faraday. Aus dem Englischen. Erste bis dritte Lieferung. Mit 5 Tafeln Abbildungen. 1828. VI u. 810 S. gr. 8. (3½ Rthlr.)

Vorliegendes Werk erschien im vergangenen Jahre zu London unter dem Titel: *Chemical manipulation; being instructions to students in chemistry on the methods of performing experiments of demonstration or of research with accuracy and success* by Michael Faraday etc., und soll in England mit Beyfall aufgenommen worden seyn, so wie denn auch aufer der deutschen bereits eine französische Uebersetzung desselben erschienen ist.

Chemische Manipulationen oder die Handgriffe, deren man sich bey Ausführung eines Experiments bedienen kann, zum Gegenstande eines besondern Werks machen zu wollen, wäre gewiß höchst sonderbar, da es Niemandem einfallen wird, gerade diese aus einem Buche lernen zu wollen, da sie überdiß so sehr Sache der Geschicklichkeit eines jeden Experimentators sind und je nach den verschiedenen Fällen so bedeutend modificirt werden müssen, daß sich schwerlich ganz allgemeine Regeln darüber würden aufstellen lassen. Es ergiebt sich jedoch bald, daß man den Titel des obigen Werks nicht wörtlich zu nehmen habe, indem uns der berühmte Vf. schon in der Einleitung sagt, seine Absicht bey Herausgabe dieses Werks sey, anzugeben: die zweckmäßigste Einrichtung eines Laboratoriums, den chemischen Apparat und dessen Gebrauch; die besten Methoden zu laboriren; die durch Uebung zu erlangenden Handgriffe und die Ursachen, welche auf das Fehlschlagen und den Erfolg der Experimente Einfluß haben. Die Kunst des Experimentirens also in ihrem ganzen Umfange soll das Werk lehren. Auch dieses kann zwar nur mit Einschränkungen durch schriftlichen Vortrag geschehen: allein ein Buch wird immer von hohem Werthe erscheinen, welches die bewährtesten Methoden zur Ausführung chemischer Untersuchungen aus den verschiednen Schriften sammelt und dem Anfänger in deutlicher Darstellung in die Hände giebt. Noch weit wichtiger aber wird ein solches Werk dann werden, wenn

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

ein mit reicher Erfahrung ausgerüsteter Chemiker, dessen Arbeiten im chemischen Fache die Prüfung bereits bestanden haben, nun auch seine Methoden, seine Manipulationen der Oeffentlichkeit übergiebt. Unser Vf. bestimmte sich bey Herausgabe seines Werks vorzugsweise für das Letztere, ohne jedoch eben das auszuwählen, was Andere neben oder vor ihm leisteten. Die Individualität des Vfs. muß freylich auf ein solches Werk, vorausgesetzt auch, daß er zu den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit gehört, den mächtigsten Einfluß ausüben, je nach der Richtung, welche seine Forschungen vorzugsweise nehmen, und es ist daher vorauszusetzen, daß es nicht jeder Klasse von Lesern gnügen kann. In der That giebt uns das vorliegende Werk bald den Beweis, daß sein Vf. zwar kein genauer Analytiker, wohl aber ein geschickter Experimentator ist, dem jedoch mehr daran liegt, qualitative als quantitative Forschungen anzustellen. Ein durchaus verschiedenes Werk würde uns Berzelius geliefert haben, ein ganz andres vielleicht mehrere unserer deutschen Chemiker, die Vollständigkeit in Aufstellung der Methoden für erste unerläßliche Pflicht gehalten haben würden. Das Buch, wie es jetzt vorliegt, ist ein englisches in jeder Art, es giebt uns Aufschluß über den Zustand der Chemie in England, und wir sehen darin auf das Bestimmteste, daß es dort nicht ist, wo die Wissenschaft in ihrer höchsten Blüthe steht. Wunderbarer Weise sieht es aber in dem ganzen Buche aus, als sey der ganze Bau der Wissenschaft von Engländern ausgeführt, und wir ersaunen zu finden, wie uns längstbekannte Dinge rein englische, oft neue Erfindungen genannt werden. Dagegen vermiffen wir häufig die Anführung der bewährtesten Methoden und Hülfsmittel, deren wir uns bedienen, ja was die nachbarlichen Franzosen täglich üben, ist dem Vf. öfters unbekannt — Berzelius selbst hat nicht immer bis zu ihm dringen können. Eine Menge von Vorschlägen und Bemerkungen gelten überdiß nur für England, wo, wie man mit Verwunderung sieht, von Seiten der Industrie nicht eben viel gethan ist, um das Experimentiren zu erleichtern.

Das Werk ist durchaus mit größter Ausführlichkeit, ja mit Breite bearbeitet. Die einfachste Operation beschreibt der Vf. eben so sorgfältig, oft zu wiederholten Malen, als die Ausführung von Experimenten, denen nur ein tüchtiger Chemiker gewachsen seyn dürfte. Man möchte in dieser Hinsicht fragen, für wen der Vf. eigentlich schrieb? Das Studium

dium des Buchs wird hierdurch jedem Leser sehr erschwert, indem sowohl der Anfänger als der gewohnte Chemiker überall Vieles überschlagen müssen; der Eine, um nicht ihm unverständliche, der Andere, um nicht ihm alltägliche Dinge zu lesen. Dieser Uebelstand, der im Grunde bey einem Werke dieser Art unvermeidlich ist, kann nur durch eine gute Anordnung der behandelten Gegenstände weniger unangenehm gemacht werden, und hier müssen wir dem Vf. aufrichtiges Lob zollen, indem er eine zwar nicht streng-systematische, aber gewiss sehr zweckmäßige, vom Einfachsten beginnende Anordnung befolgt hat.

Ehe wir uns zur nähern Beleuchtung der einzelnen Theile des Buchs wenden, müssen wir dem Obigen gemäß unumwunden aussprechen, was wir weiter unten durch einzelne Belege darthun werden, daß das Buch, wie es jetzt in Uebersetzung vorliegt, den Anforderungen, die wir Deutsche an ein Werk dieser Art machen dürfen, nicht entspricht. Eine freye Bearbeitung desselben (wohl zu merken nicht aus einer der allezeit fertigen Uebersetzungsfabriken), welche vorzüglich auch das Aufserenglische zu berücksichtigen gehabt hätte, würde dagegen wohl einigermaßen dem Zwecke entsprochen haben, welchen ihrer Zeit einige ältere Schriften zum großen Vortheile angehender Experimentatoren erfüllten. Eine solche müßte vorzüglich auch sich bestrebt haben, die unnütze Weiterschweifigkeit, die unendlichen Wiederholungen, die ängstliche Aufzählung aller kleinsten Vorichtsmaafsregeln, welche den Anfänger nur verwirren, und ähnliche Uebelstände, an denen das Original leidet, zu vermeiden. Nur einige Proben dieser Art führen wir an.

Der Vf. sagt, was sich auch von selbst versteht, daß er nur Leser voraussetze, welche sich bereits eine tüchtige Grundlage von theoretischen Kenntnissen zu eigen gemacht haben, dennoch aber beschreibt er ausführlich die bekannten chemischen Feuerzeuge mit rothen Zündhölzern und giebt sich die überflüssige Mühe, wiederholt auf ihren Nutzen aufmerksam zu machen; ferner, er macht Experimentatoren zweymal, S. 120 u. 216, darauf aufmerksam, daß sie ihre im Gange befindlichen Oefen nicht auf hölzerne Tische setzen sollen, indem diese anbrennen könnten; er warnt, gläserne Thermometer schnell in heisse Flüssigkeiten zu tauchen, und bringt ähnliche Dinge mehr vor, für welche er sich höchstens die vollendete Geistesarmuth. verpflichten wird. Nach Weglassung solcher und ähnlicher Notizen möchte freylich das 51 Bogen starke Buch bedeutend an Masse abgenommen haben.

Der erste Abschnitt §. 1. handelt über das Laboratorium und giebt die Beschreibung desselben. Dabey beschränkt sich der Vf. nicht darauf, anzugeben, wie es in der höchsten Vollkommenheit beschaffen seyn könnte, sondern er zeigt auch, wie man nöthigenfalls einen weniger vollkommen beschaffenen Arbeitsraum am zweckmäßigsten benutzen kann. Viel gute Winke neben sehr viel Ueberflüssigem.

Zweyter Abschnitt. Von der Waage, deren Gebrauch u. s. w. §. 28. Genaue Vorschriften. Der Vf. empfiehlt das Grangewicht; das französische bietet jedoch so offenbaren Vortheil dar, daß es den Vorzug verdient. Unter der Surrogaten für genaue chemische Waagen, die sich der angehende Experimentator nicht immer verschaffen kann, hätte füglich die *Tralles'sche* Senkwaage, die ziemlich genaue Resultate bis auf $\frac{1}{10}$ Gran giebt, erwähnt werden müssen, besonders da man sie nöthigenfalls sich selbst leicht herstellen kann. Die gegebenen Vergleichen einiger üblichen Gewichte sind sehr unvollständig. Auch fehlt eine Vergleichung der gebräuchlichen Aeräometerscalen unter sich und die Angabe der specifischen Gewichte, welchen die Grade entsprechen.

Dritter Abschn. Hohlmaasse. §. 105. Gute Vorschriften zum Graduiren von Röhren u. s. w.

Vierter Abschn. Ueber die Apparate zur Anwendung von Hitze. §. 140. Oefen §. 141. Sehr zweckmäßige Angaben zur Herstellung kleiner Tiegelföfen, die bey uns weniger im Gebrauch sind, aber höchste Beachtung verdienen. Lampen §. 175. Gaslampen §. 192. Mittel, das Rufen der Gasflammen zu verhindern. Für uns noch nicht wichtig. Löthrohr §. 196. Dieser Artikel gehört zu den schwächsten des Buchs. *Berzelius* über die Anwendung des Löthrohrs ist zwar citirt, aber nicht hinlänglich benutzt, noch weniger Neues beygebracht. Die Reactionen der einzelnen Stoffe vor dem Löthrohre durften hier wohl nicht fehlen, sind aber gänzlich übergangen. Die zweckmäßigen Platinlöffeln, deren man sich bedient, um darin Substanzen in die Löthrohrflamme zu bringen, sind nicht erwähnt; Platinfolie ersetzt sie nur sehr unvollkommen. Ebenso ist der Gebrauch des in vielen Fällen sehr nützlichen Löthrohrs mit Stativ, bey dessen Anwendung man beide Hände frey hat, dem Vf. nicht bekannt. Die Knallgasgebläse sind nur oberflächlich berührt, *Pfaff's* Anwendung von Kohlenwasserstoffgas statt des gefährlicheren und weniger Hitze gebenden Wasserstoffgases fehlt. Unter derselben Rubrik werden noch die Wasser-, Sand- und Metallbäder abgehandelt. Thermometer §. 254. Hier kommen zugleich die Pyrometer vor; das beste, nämlich *Dulong's*, fehlt.

Fünfter Abschn. Vom Zerkleinern, Stoßen, Körnen, Niederschlagen. §. 281. Wie man sieht, müssen hier etwas heterogene Dinge Hand in Hand gehen. Ermüdende Details einer und Weglassungen anderer Seits fallen hier unangenehm auf. So hätte bey dem Zerreiben dem Anfänger füglich die Regel angegeben werden müssen, daß wenn zwey Substanzen mit einander zu einem Pulver gemacht werden sollen, in den meisten Fällen jede einzeln zerrieben werden muß, während bisweilen das Zusammenreiben von Anfang an die Arbeit sehr beschleunigt; Beispiele davon waren genug anzuführen.

Sechster Abschn. Solutionen, Infusionen, Digestionen u. s. w. §. 333.

Siebenter Abschnitt. Destilliren und Sublimiren. Die abgebildeten Retorten sind sehr gut gestaltet, besser, als die in Deutschland gewöhnlich verkauften. Zur Verbindung der Appartheile bedient sich der Vf. der in England käuflichen Federharz-pappe von *Hancock*, deren Einführung auch bey uns wünschenswerth wäre; die Schnittflächen derselben haften fest und leicht aneinander. Hier, wie im ganzen Werke, spielen die Florentiner Flaschen, die mancher deutsche Chemiker wohl kaum je gesehen hat, eine große Rolle. Aus mehreren Stellen sieht man, daß es in England weit schwerer hält, nach Vorschrift gearbeitete Glasgefäße zu erlangen, als bey uns; der Vf. klagt, daß selten Retorten, Röhren u. s. w. aus grünem Glase zu erhalten seyen, was eben kein günstiges Licht auf den Zustand des englischen Glashüttenbetriebes wirft. Glasirte Porzellanretorten, welche sich uns so oft nützlich bewiesen (die Meißner Porzellanfabrik liefert sie vortreflich), kennt der Vf. nicht. Er glasirt seine irdenen Retorten selbst mit Borax.

Achter Abschn. Präcipitation (Fällung, Niederschlagung) §. 468. und

Neunter Abschn. Filtriren, Decantiren, Waschen, Abscheidung von Flüssigkeiten §. 486. Diese wichtigen Abschnitte haben das Unglück, am schlechtesten behandelt zu seyn, und wenn das Alles ist, was der Vf. an Regeln für diese nicht genau genug bey analytischen Untersuchungen auszuführenden Operationen beizubringen weiß, so dürften schwache Analytiker aus seiner Schule und Analysen aus seinem Laboratorio hervorgehen, die der Wissenschaft eben nicht sehr förderlich seyn möchten. Ein zeitraubendes Verfahren zur Faltung der Filter, das zu nichts führt, giebt der Vf. ausführlich an, aber nirgends nimmt er auf zu veranstaltende genaue Gewichtsbestimmungen Rücksicht; höchst unvollständig ist die Trennung der Substanzen von den Filtern beschrieben; die gewöhnliche Methode, die Filter vor der Operation zu trocknen und später mit dem Präcipitate, nachdem der vorige Trockenheitszustand wieder erreicht ist, aufs neue zu wägen und das Gewicht des Papiers vom gefundenen Gewichte abzuziehen, ebenso die bisweilen thöraliche Verbrennung der Filter mit ihrem im Feuer unveränderlichen Inhalte, worauf man von dem Reste die durch einen vorläufigen Versuch ausgemittelte Menge von Asche des Filters abzieht u. s. w., fehlt gänzlich. Das oft sehr nöthige Ausziehen des zu benutzenden Filtrirpapiers mit verdünnter Salpetersäure kommt bey unserm Vf. gleichfalls nicht vor.

Zehnter Abschn. Krystallisation. §. 534. Beyläufig wird hier ein neues, von *Wollaston* erfundenes Verfahren angegeben, einige kleine Krystalle in einen einzigen großen zu verwandeln. Wenn man eine kleine Menge schwefelsaurer Nickelauflösung mit überschüssiger Säure in einem Uhrglase abraucht, so bilden sich bey dem Verköhlen häufig viele kleine Krystalle; wenn man sie mit der Mutterlauge aber ein Paar Wochen lang an einen Ort

setzt, welcher den Temperaturveränderungen der Atmosphäre ausgesetzt ist, so verschwinden die kleinsten Krystalle allmählig und die größern wachsen, bis zuletzt nur ein einziger oder ein Paar große vorhanden sind. Dasselbe beobachtete d. Vf. bey Sauerkleeensäure, salpetersaurem Quecksilber, eßigsaurem Bley u. s. w., und erhielt so Krystalle von ungewöhnlicher Größe.

Elfter Abschnitt. Abbrauchen, Austrocknen. §. 554. Das Austrocknen mittelst der Luftpumpe ist nur mit wenigen Worten berührt und scheint vom Vf. nicht geübt zu werden.

Zwölfter Abschnitt. Farbige Reagentien, Neutralisiren. §. 582. Bloß Lakmus, Curcuma und Rothkohl werden erwähnt. Die Tincturen der Rosen und Dahlienblätter hätten wenigstens einer Erwähnung verdient. Streifen mit Wismuthauflösung zur Prüfung auf Schwefelwasserstoff kommen nicht vor.

Dreyzehnter Abschnitt. Tiegelprocesse, Schmelzen, Reduciren. §. 607. Was von den irdenen Schmelzgefäßen angeführt ist, gilt meist nur für England; der Uebersetzer hat jedoch Notizen über deutsche und französische Tiegel beygebracht. Den Raum zwischen zwey in einander gesetzten Tiegeln füllt man besser mit reinem Sand, als mit Thon aus, besonders wo feuerfester Thon schwer zu haben ist; die Arbeit geht überdies leichter und schneller von Statten, da es des langweiligen Trocknens nicht bedarf. Platinatiegel darf man nach des Vfs. Angabe unmittelbar auf die Kohlen im Ofen setzen; es ist aber bekannt, daß sie hierdurch leiden, indem sie spröde und nach einiger Zeit ganz unbrauchbar werden. Einige Seiten früher führt er selbst an, daß, wenn man Platina mit Holzkohle gemengt stark erhitzt, sie sich mit Silicium verbindet, was bekanntlich auch der Grund jenes Sprödewerdens ist.

Vierzehnter Abschnitt. Ofenprocesse mit Röhren. §. 660. Hier ist so Manches, nur nicht die recht eigentlich hierher gehörige Zerlegung der organischen Substanzen erwähnt, die überhaupt im ganzen Werke nicht besonders behandelt ist. *Gay-Lussac's*, *Thenard's* so wie *Berzelius's* Methoden hätten doch wohl eine Beachtung verdient.

Fünfzehnter Abschnitt. Von der pneumatischen Manipulation oder Behandlung der Gase. §. 690. Die pneumatische Wanne des Vfs. ist unvollkommen eingerichtet, es fehlen ihr die nach unten erweiterten Trichter in den Löchern der Bank; die große Wanne (Universalwanne) hat sogar nur ein undurchbohrtes Standbret. Von Apparaten zum Festhalten der mit Gas gefüllten Cylinder ist nichts erwähnt; sehr bequem sind dazu am Bord der Wanne stehende Metallstangen, an denen sich metallene Flächen auf- und niederschleiben und mit Stellschrauben befestigen lassen, die dazu dienen, die Cylinder niederzuhalten; eben so muß dieser Stab mit einigen beweglichen Ringen versehen seyn. Die beschriebene Quecksilberwanne ist für reiche Engländer eingerichtet, in Deutschland hat man längst

längst zweckmäßigere Einrichtungen, z. B. die *Döbereiner'sche* Wanne, mit einer tiefern Stelle, um hier die Cylinder füllen zu können; man braucht dabey nur die Hälfte Quecksilber. Entbindungsflaschen mit Trichtern und darin eingeriebenen Stöpfeln, wie sie zum Nachfüllen von Flüssigkeiten sehr zweckmäßig sind, fehlen. Bey dem Auffangen der entbundenen Gase ist nur mit wenig Worten angedeutet, wie man die ganze übergegangene Quantität genau zu messen hat, was sehr gegen die sonstige Ausführlichkeit absteht. Des Auffangens mancher Gase in absorbirenden Flüssigkeiten, welche mit dem Gase feste Verbindungen darstellen, z. B. Schwefelwasserstoff in Bleyauflösung und quantitativer Bestimmung des Gases aus der bekannten Zusammensetzung des erhaltenen Products geschieht hier keine Erwähnung. Eben so wenig ist erwähnt, daß man in manchen Fällen, wo es darauf ankommt, die Gase, welche entbunden werden, von atmosphärischer Luft frey zu erhalten, diese durch Wasserdämpfe aus dem Apparate treiben kann, indem man z. B. chlorlaures Kali, mit Wasser befeuchtet, zur Sauerstoffentwicklung in einer Retorte erhitzt, bekanntlich die einzige Art, sich absolut reines Sauerstoffgas zu eudiometrischen Zwecken zu bereiten. Um ein Gefäß mit Hülfe der Luftpumpe mit einem trocknen Gase zu füllen, pumpt der Vf. das Gefäß bloß einmal aus und läßt nun das zu prüfende Gas einströmen. In diesem Zustande wird es aber nicht rein erhalten, bekanntlich muß nun nochmals ausgepumpt und dann erst das zu prüfende Gas eingelassen werden; zu sehr genauen Bestimmungen möchte wohl dies kaum noch ausreichen. Der Artikel über Berichtigung des Volums der Gase in Beziehung auf Temperatur und Druck hätte durch Zugabe von Correctionstabellen sehr viel an Bequemlichkeit des Gebrauchs für Anfänger gewonnen. Uebrigens sehr viele praktische, zum Theil neue Bemerkungen.

Sechszehnter Abschnitt. Manipulation der Röhren bey mikrochemischen Untersuchungen. §. 847. Ein Artikel, der mit sichtlich Vorliebe gearbeitet und daher ausgezeichnet belehrend ist. Die vielen eigenthümlichen Bemerkungen und neuen Methoden, welche der Vf. hier mit so geringen Mitteln ausüben lehrt, sind zum Theil überraschend. Der Vf. ist hier recht eigentlich in seiner Sphäre. Daß hier besonders auch die Liquefactionen der Gasarten, welche der Vf. mittelst seiner Röhrenapparate zuerst bewerkstelligte, berücksichtigt sind, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Der hinsichtlich seiner Apparate beschränkte Chemiker wird hier manchen nützlichen Wink, der Anfänger vielfältige Belehrung finden. Leider ist auch die etwas zu große Weitläufigkeit der Deutlichkeit eher nachtheilig, als vorthellhaft. Von diesem Glanzpunkte an nimmt

das Interesse, welches das Werk einflößt, wieder bedeutend ab, und wir können am Schluß desselben leider wenig Rühmliches sagen.

(Der Beschlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Nachgelassene Aphorismen*, aus den Erfahrungen eines Siebenundsechzigjährigen. Elysiun und Tartarus, eine Fantasmagorie, von *Hans Wilhelm Frhn. von Thümmel*, weiland Herzogl. Sächs. Geheimenrath u. Minister. Nebst des Verfassers Biographie. 1827. 168 S. 8. (21 gr.)

In der Biographie lernen wir den Geheimenrath *Hans Wilhelm Frhn. v. Thümmel* als vielseitig gebildeten Geschäftsmann und Schriftsteller kennen, der mit rastloser Thätigkeit als Cameralist, geschickter Architekt und Diplomat seinem Lande mannichfachen Nutzen schaffte. Bey seinem am ersten März 1824 erfolgten Tode befanden sich die mehresten seiner Schriften, als: 1) das Leben der ersten Gemahlin des Herzogs August, einer gebornen Prinzessin von Meklenburg-Schwerin; 2) das Leben Herzog Ernst II., mit einem starken Briefwechsel; 3) *Hans Taps der Gärtner*, nebst einem ABC für Minister; 4) die Reise des Herkules von Petersburg nach Lubeck; 5) eine kurze Charakteristik Napoleons, versiegelt in seinem Schreibtsche, und werden nicht erscheinen, weil sie die Familie in Beschlag genommen hat. Im Druck sind nur erschienen: Statistische, geographische und topographische Beyträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg; später als Zugabe die Biographie der Herzogin Charlotte Dorothea von Curland, die Biographie des Oberconsistorial-Vizepräsidenten *Klüpfel*, die Nachrichten über die Familie des Fürsten von Benevent (Talleyrand), welche *Thümmel*, um sich Eingang bey diesem zu verschaffen, unter dem Titel: *Lettres à Clio*, zu Ronneburg drucken ließ, und die Aphorismen, wovon schon 1822 eine vermehrte Auflage erschien.

Von diesen 271 Aphorismen, welche wir hier in verbesserter Gestalt abgedruckt lesen, sind die mehresten vortrefflich und wahre Kernsprüche, viele sind witzig, manche aber nur halb wahr, wenige unverständlich und einige sogar trivial. Die Zugabe: *Elysiun und Tartarus*, entstand durch eine Wette mit dem Herzog August, welcher behauptete: daß kein Protestant fähig sey, eine bilderreiche Legende zu schreiben. Der Vf. schrieb sie in der Christnacht 1812 nieder, und gewann die Wette. Sie enthält neben den sichtbaren Spuren gesuchter Schmeicheley gegen den Gebieter auch bittere Wahrheiten für die Großen, die unter der Hülle eines schwärmerischen Stils an manche geschichtliche Gräuel erinnern.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

CHEMIE.

WEIMAR, im Verl. des Großherzogl. S. priv. Landes-Industrie-Compt.: *Chemische Manipulation oder das eigentlich Praktische der sichern Ausführung chemischer Arbeiten und Experimente*, von Mich. Faraday u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Siebzehnter Abschnitt. Elektricität. §. 905. Hier wird gelegentlich das Volta'sche Eudiometer, (von einem andern ist nirgend die Rede) leider sehr ungenügend abgehandelt; die mancherley guten Vorrichtungen, welche man an der Verpuffungsröhre angebracht hat, z. B. die französische Feder, welche die Kraft der Explosion bricht, die Einrichtungen zum Verschließen der Röhre u. s. w. sind nicht erwähnt, der Vf. arbeitet nur mit der einfachen, offenen Verpuffungsröhre, was übrigens durchaus kein Tadel seyn soll, da sie in den Händen eines geschickten Experimentators gewiss das vorzüglichste Instrument ist. Unter den Elektrometern ist nur *Bennet's* Goldblattelektrometer erwähnt. Das *Behrens-Bohnenberger'sche*, nach *Becquerel's* Einrichtung mit Condensator verbunden, ist dem Chemiker doch wohl das Wichtigste; es fehlt. Bey Gelegenheit der Zerlegungen mittelst der galvanischen Elektricität wird bemerkt, dass Instrumente, welche aus einem einzigen Plattenpaare bestehen, keine chemische Zersetzung bewirken können; der nächste Paragraph dagegen erwähnt, dass *Wollaston* mittelst eines aus Zink und Platin bestehenden Paares, Cadmium aus seiner Auflösung scheide, was doch gewiss auf einer chemischen Zersetzung beruht. Weit häufiger sogar, als der Säule, bedient man sich jetzt der einfachen Ketten mit Nutzen zu chemischen Zerlegungen, oder wenigstens zur Beförderung derselben. Reines Wasserstoffgas bereitet sich bey uns wohl fast jeder Chemiker aus Salzsäure mittelst eines Zinkplatinpaares; wie außer Cadmium auch Nickel, Kobalt u. s. w. auf gleiche Weise ausgeschieden werden, hat uns *Döbereiner* längst gelehrt, so wie auch den Nutzen einer solchen elektrischen Combination bey schnell zu bewirkender Auflösung eines elektropositiven Metalls, indem man neben demselben ein Platinstück in die Säure bringt. *Davy's* Untersuchungen ähnlicher Art werden gleichfalls nicht erwähnt. Der Schweig-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

ger'sche Multiplicator fehlt; besser hätte das ganze Kapitel im Buche gefehlt.

Achtzehnter Abschnitt. Beschlüge. Kitle. §. 992. **Neunzehnter Abschn. Biegen, Blasen und Schneiden des Glases. §. 1042.** Sehr belehrend und den 16ten Abschnitt erläuternd. Vielleicht steht hier die vermiste Bemerkung nicht überflüssig, dass man Glastafeln mit einer schlechten Scheere sehr bequem unter Wasser schneiden kann; indem man immer kleine Stücken absprengt, kann man mancherley Figuren, runde Scheiben u. s. w. aus zerbrochenen Fenstergläsern verfertigen, ohne dabey vom Staube und den abspringenden Splittern belästigt zu seyn.

Zwanzigster Abschnitt. Von der zu beobachtenden Sauberkeit. §. 1127. Viel Nützliches über Reinigung der Gefäße, Ausziehen feststehender Glasstöpsel, in sehr vielen Worten.

Ein und zwanzigster Abschn. Allgemeine Regeln für angehende Chemiker. §. 1080.

Zwey und zwanzigster Abschn. Vom Gebrauche der Aequivalente. §. 1198. Handelt von *Wollaston's* Scale. Dabey ist zu bemerken, dass zwar wohl ein gut eingerichtetes Instrument dieser Art manche Bequemlichkeit haben muss, dass aber die jetzt im Handel vorkommenden, namentlich die englischen (die von Wien kommenden sind besser) ihrer falschen Aequivalentbestimmungen wegen durchaus unbrauchbar sind.

Drey und zwanzigster Abschnitt. Notizen gemischten Inhalts. §. 1220. Ueber Kork (das bey uns übliche Sieden der Korken, welche dicht schliessen sollen, in Wachs, fehlt), Papier, Metallbleche und Drähte u. s. w. Weiche Backsteine (auf den Gebrauch derselben bey chemischen Arbeiten zum Aufbau kleiner Oefen u. s. w. hat nach des Vfs. Wissen zuerst *Aikin*, also ja ein Engländer, aufmerksam gemacht!). In Glas zu ätzen. Sehr bequem wird bisweilen diese Arbeit dadurch ausgeführt, dass man die zu ätzende, mit Grund überzogene und mit einem Wachsrande versehene Stelle, nachdem sie radirt ist, mit feingepulvertem Flußspath bestreut und diesen dann mit Schwefelsäure übergießt. Der Vf. wendet bloß das mühsame Ätzen mittelst der flußspathsauren Dämpfe an. Die hier mit vorkommenden Artikelchen: Phosphorescenz, Medien zur Darstellung der Richtung des Lichts, Anwendung der Sonnenstrahlen, Magnetismus u. s. w. nehmen sich höchst dürftig aus, statt derselben wäre eine Anweisung

M (5)

ing zum Gebrauche krytalographischer Instrumente am Platze gewesen.

Vier und zwanzigster Abschnitt. Nützliche und lehrende Übungsaufgaben. Die Löthrohrverluste sind zu wenig berücksichtigt.

Den Schluss macht ein ziemlich vollständiges Register.

Was die Uebersetzung anbetrifft, so ist sie für die Kürze der Zeit, in welcher sie bearbeitet worden seyn muss, leidlich genug gerathen, so weit sc., ohne das Original zur Hand zu haben, sie theilen kann. Nur die Nomenclatur ist abscheulich verstümmelt. Chlorkali und Chromkali stehen durchaus statt chlorlaures und chromlaures Kali, wodurch der Anfänger sehr irre geleitet werden kann; Salpeterchlorid statt Chlornitrooxyd oder Stickstoffchlorid, Salpeteroxyd und salpeteriges Oxyd wahrscheinlich statt Stickstoffoxyd und Stickstoffoxydul; Tungsteinoxyd, Sulphure u. s. f. klingen remdartig und die öftere Verwechslung von schwefeliger und Schwefelsäure ist arg. Schlecht überetzte Stellen und einzelne undeutliche Ausdrücke fehlen auch aufser diesen Uebeln nicht. Wir dürfen nur auf die ganz und gar verfehlte wörtliche Uebersetzung des Titels aufmerksam machen. Die Anmerkungen des Uebersetzers oder der Uebersetzer sind größtentheils nicht von Belang. Die Abbildungen sind schlecht lithographirt. Druck und Papier gut.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Sautet: *Histoire de la conquête de l'Angleterre, par les Normands*, de ses causes et de ses suites, jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecosse, en Irlande et sur le continent; par Augustin Thierry. Zweyte Ausgabe. 1826. Vier Bde. zu f. 1568 S. 8. (Pr. 28 Fr.)

Hr. Thierry gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten historischen Schriftstellern des neuern Frankreichs und vorliegendes Geschichtswerk zu den merkwürdigsten Erzeugnissen seiner Gattung in der französischen Literatur. Der Sprachforscher, dessen Frachten dahin geht, die Menschenstämme an ihren Sprachen wieder zu erkennen, so wie der Politiker, welcher die Ursachen der Verschmelzung so vieler verschiedenen Völker in ein einziges Volk zu erforschen strebt, werden in diesem Werke eine glückliche Anwendung mehrerer, für sie besonders fruchtbarer Principien finden. Der Vf. hat viel gelesen und viel gesehen. Selbst die außerordentlichsten Vorgänge vermochten niemals seinen Blick zu verwirren, noch die Begebenheiten ihn aus dem Geleise zu bringen; denn er weiß sie von einander zu unterscheiden, indem er zugleich die verschiedenartigen Theile seiner Geschichtserzählung mit einander verknüpft. Ein Anhänger der industriellen Schule, die vorzugsweise an dem Schicksal der nützlichen Gewerbe Theil nehme, denkt er großartiger in betreff der Wissenschaften, die er nicht ausschließ-

lich zu einem Zweige lucrativer Speculation macht. Und in dieser Beziehung sowohl, als hinsichtlich des Gesichtspunkts, unter welchem er die Begebenheiten betrachtet, hat er von seinen Lehrmeistern sich unabhängig gemacht. Glücklicherweise auch hat er, was die Form seines Vortrags betrifft, die von ihm als Wunsch geäußerte Maxime, die Muse der Geschichte möchte ihre Farben *Walter Scott's* Pinsel entlehnen, mithin sich zum Ton des Romanhaften erheben; bey der Ausführung nicht angewandt. — Bey allen Vorzügen dieses Werks indessen, welche des Vfs. Beruf zum Geschichtschreiber außer Zweifel setzen, dürfte uns dennoch bedünken, als habe er besser die äußere Gestalt und Verkettung der Begebenheiten erfasst, als die ihnen zum Grunde liegende Idee und deren innern Charakter begriffen. Nach dem großen Plane, den sich Hr. Th. vorgezeichnet hat, mußte man bey ihm die Forschungen des Rechtsgelehrten, des Philosophen, ja selbst des Theologen voraussetzen, und gleichwohl genügt er nicht überall den desfalkigen Ansprüchen; denn der Dichter und Politiker treten gemeinhin ausschließlich hervor. Um jenen Forderungen zu entsprechen, hätte Hr. Th. keineswegs nöthig gehabt, seine Arbeit mit gelehrten Bemerkungen zu überladen; allein die Natur seiner Aufgabe erheischte es, über Alles, was zu dem Bereiche der Erlern gehört, kurze Auskunft zu ertheilen, und nichts über viele Punkte vermissen zu lassen. Denn nach seinem Systeme hatte er die sehr complicirte Organisation des gesellschaftlichen und legislativen Zustandes verschiedner Völker zu untersuchen, die auf denselben Gebiete einander folgten, und die in wechselseitigen Beziehungen von Wirkung und Rückwirkung nicht nur mittelst der Waffen, sondern auch der Institutionen, Sitten und Sprache zu einander standen. — Gemeinhin werden die großen Begebenheiten, welche den Fall oder die Unterdrückung eines Volks herbeiführten, von den Ueberwindern oder Unterdrückern selbst erzählt, während die vergessenen und verlassenen Unterdrückten keinen Geschichtschreiber, keinen Vertheidiger finden. Die Geschichte der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer fand sich seither in derselben Weise behandelt. Die alten Chroniken sind fast ausschließlich mit Schilderung der normännischen Waffenthaten, der Institutionen, welche die Sieger mitbrachten, der Veränderungen, die sie bewirkten, der Familien, die sie bereicherten, der Kirchen und Klöster, die sie erbauten oder beschenkten, angefüllt. Um das Schicksal der eingebornen Völker, die unterjocht wurden, bekümmern sich diese Chroniken fast gar nicht. Hr. Th. dagegen hat diese Völker in den Vordergrund seines großen Gemäldes stellen zu müssen geglaubt. „Ohne den in der neuern Geschichte berühmten Waffenthaten mindere Wichtigkeit beyzulegen, sagt er, habe ich mich, aufrichtig gefanden, mit ganz besonderer Vorliebe für die örtlichen Begebenheiten interessiert, welche jene vernachlässigte Bevölkerung betreffen, als hätte ich mich selber für verpflichtet ge-

gehalten, eine unverdiente Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Wiewohl ich gezwungen bin, nur in wenig Worten die sie selber betreffenden Umwälzungen zu erzählen, so habe ich dies mit Wärme, Mitgefühl und einer Art Parteylichkeit gethan. Vielleicht verleitete mich ein unwillkürliches Streben, zu finden, daß Gewalt und Zufall immer Unrecht haben; zu Gunsten verschiedner Menschenmassen, denen die Bildung der großen Staaten ihre Unabhängigkeit, ihre Nationalität, ja selbst ihren Namen als Volk raubte, der heutiges Tages durch einen fremden Namen ersetzt wird." — Der Vf. fügt hinzu, daß er, bey Betrachtung des verlängerten Kampfes zwischen den sitzenden Normannen und den unterdrückten Angelsachsen zu der Entdeckung der Wirkungen dieses Kampfes bey den spätern Ereignissen geführt worden, worin die Geschichtschreiber ganz etwas Anderes gewahrt haben. Unter diesen Ereignissen nennt der Vf. im Voraus den langen und verderblichen Zwist Heinrichs II. und des Erzbischofs Thomas Beckett, so wie den großen Bürgerkrieg, der England unter der Regierung Johanns und Heinrichs III. verheerte, und der ihm vielmehr ein Streit unter den Stämmen, als unter den Gewalten zu seyn scheint. Dieser vom Vf. gewählte Gesichtspunkt ist allerdings neu und muß, seiner Seltsamkeit wegen, gleich anfangs Erlaunen erregen; er hört jedoch auf zu befremden, folgt man mit Aufmerksamkeit Hn. Th., der jenen Kampf der beiden Völker selbst da nicht aus dem Auge verliert, wo sich die Geschichte nicht weiter damit beschäftigt. — Nach diesen vorläufigen Bemerkungen über dem in dem Werke waltenden Geist mag eine kurze Anzeige seines Inhalts hier ihre Stelle finden.

Der Vf. beginnt mit der Schilderung des frühesten Zustandes der Insel Britannia, in so weit die von den Römern darüber eingezeichneten Nachrichten und die gälischen Chroniken ausreichen. Seit der Unterjochung Britanniens durch die Römer sind die Sachsen, damals ein mächtiges Volk, die ersten Fremden, die auf der Insel landen. Sie machen Eroberungen auf derselben, und ihnen folgen die Angeln, die den Sachsen zur Seite sich niederlassen und zuletzt mit ihnen in ein Volk zusammenschmelzen, das die Priester nicht ohne Mühe zum Christenthum bekehren. Im 8ten Jahrh. steigen dänische Seeräuber ans Land, liefern den Angelsachsen häufige Schlachten und machen Eroberungen. Mehrere angelsächsische Könige zeichnen sich aus und am Ende werden die Dänen aus England vertrieben. Inzwischen haben sich die Normannen, die größtentheils ebenfalls Dänen sind, in Frankreich niedergelassen. Sie schließen Bundesverträge, oder gerathen in Zwistigkeiten mit den Angelsachsen. Auf den Grund eines sehr zweydeutigen Rechtsanspruchs rüstet sich Herzog Wilhelm von der Normandie zur Eroberung Großbritanniens. Der Vf. macht bemerklich, wie der Papst, der den aumaasslichen Peterspfennig nicht mehr erhielt und der höchst unzufrieden mit den zum Gehorsam gegen den heiligen Stuhl wenig ge-

neigten Angelsachsen war, Wilhelm in seinen Plänen unterstützte, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß deren glückliche Ausführung ihm und der Kirche nur zum Nutzen gereichen würde. Hr. Th. schildert sehr umständlich die Vorgänge, welche die Eroberung Englands und die Unterjochung des angelsächsischen Volks vorbereiteten und erleichterten. — In dem zweyten Theile erzählt der Vf. die Geschichte der Landung in England, den Hergang der Schlacht, worin der letzte König der Angelsachsen umkam und diejenigen Begebenheiten, welche die Besitznahme des englischen Gebiets durch die Normannen begleiteten. Von nun an fällt Alles, was zur angelsächsischen Nation gehört, in Dienstbarkeit und Verachtung. Selbst die Kirchen werden von den Siegern nicht verschont, die gegen Alles, was sonst Achtung gebot, selbst gegen die Heiligen englischen Ursprungs, ihre frevelnde Hand erhoben. — Allein noch gab es Männer, welche der Geist der Unabhängigkeit befeelte; sie verschanzten sich im Lager von Ely; jedoch ihre Schwäche kam ihrem Muth nicht gleich; sie wurden geschlagen und als Rebellen behandelt. Die Engländer, die sich unterworfen hatten, erhielten, zum Theil als Lehen, diejenigen Ländereyen, die sie als Eigenthum besaßen hatten; sie wurden die Vasallen ihrer Sieger. Viele Männer und Frauen einheimischer Stämme flüchteten sich in die Klöster; einige Mönche schrieben dort ihre Klagen gegen die Normannen nieder. Hr. Th. führt Mehreres aus ihren Schriften in seinen Noten an; sie dienten ihm zur Beleuchtung des willkürlichen Verfahrens der von den Annalisten ihrer eignen Nation nur zu viel belobten Normannen; vielleicht verfielen die englischen Chronikenschreiber zuweilen in den entgegengesetzten Fehler. — Die Zwistigkeiten und Bürgerkriege, die unter den Normannen entstanden, gewährten nur eine geringe Rache dem unterdrückten Volksstamme, der nichts desto weniger unter dem Joche verblieb, ungeachtet er dasselbe zu wiederholten Malen abzuwerfen versuchte. — Der Schilderung der Verhältnisse zwischen England und Schottland schickt der Vf. im dritten Bande einen Blick auf dieses Land voraus. Hierauf erzählt er die Kriege, welche die Normannen im Lande Wales führten, das gegen diese Eroberer seine Freyheit mit eben der Kraft vertheidigte, die es gegen die Angelsachsen in einem früheren Zeitpunkte entfaltet hatte. Um unparteyisch zu seyn, wäre es vielleicht zuträglich gewesen, ebenfalls die Erbitterung zu schildern, mit welcher die Sachsen gekämpft hatten, um den Gälern ihre Unabhängigkeit zu rauben. — Unter der Regierung Heinrichs II. gelangt der Vf. zu dem berufenen Streit zwischen diesem Fürsten und dem Erzbischofe von Canterbury. Hier bemüht er sich, wie schon oben angedeutet, zu beweisen, daß die Verfolgung, der dieser Prälat ausgesetzt war, lediglich durch den Nationalhaß der Normannen gegen ihn hervorgerufen ward. Dieser Streit, wobey zugleich Englands Regierung, Geistlichkeit und Volk, wie auch der römische Hof theilhaftig waren, wird

wird mit großer Ausführlichkeit entwickelt. Thomas Beckett behandelt der Vf. mit einer unverkennbaren Vorliebe; allein er verehrt denselben nicht sowohl um sein selbst willen, als weil er Engländer und ein Gegner der Nachkommen der Sieger ist. Die Verbindung Englands und Aquitaniens führt die Geschichte wieder auf das Festland zurück. Hier finden wir eine Abschweifung über die Troubadours, von deren Gesängen der Vf. mehrere als historische Beweisstücke anführt, weil dieselben Anspielungen auf die Zeitereignisse enthalten. Mit der Geschichte der irländischen Kriege beginnt der vierte Band: Hr. Th. folgt König Richard auf seinem Kreuzzuge; er erzählt die Unordnungen, welche Räuberbanden, unter andern die Bande des berühmten Robin-Hood, in England begingen, und er zeigt, wie zu dieser Zeit die Straßentrüberey, die lange Zeit nur eine Rache der Angelsachsen gegen die Normannen gewesen, ihren patriotischen Anstrich verlor und nichts weiter als ein gemeines Verbrechen war. Der Vf. geht flüchtig über die Ereignisse des 13ten, 14ten und 15ten Jahrh. hinweg um nochmals auf die Gälten, Schotten, Irländer und Stamm-Engländer, d. h. auf alle diejenigen Völker zurückzukommen, welche die Normannen nach und nach in Großbritannien unterjochten. Am Schlusse giebt freylich der Vf. zu, daß es nur noch in der Geschichte Normannen und Sachsen giebt; indessen macht er bemerklich, daß es weit mehr Namen französischen Ursprungs unter denen des Adels, als unter den Namen der Kaufleute, der Handwerker oder der Landleute gebe. Er führt bey diesem Anlaß die Worte einer alten Chronik von Glocester an: „Von den Normannen stammen die hohen Personen dieses Landes ab, und die Leute niedern Standes sind Söhne der Sachsen.“

Kann man unter vielen Beziehungen nicht in Abrede stellen, daß Hr. Th. ein wahres Phänomen im literarischen Frankreich ist, daß er aus den Quellen schöpfte, in sofern sie ihm bekannt und zugänglich waren, so dürfte sein Werk jedoch an Vollendung gar sehr gewonnen haben, hätte er es nicht zu sehr und, wie uns bedünkt, absichtlich vernachlässigt, die Resultate der Forschungen neuerer Gelehrten zu benutzen. Ein Justus Möser, Hüllmann, Savigny u. s. w. haben gewiß sehr viel zur Erweiterung unserer Kenntnisse nicht nur der Sprachen, sondern auch der Gesetze, der politischen und religiösen Institutionen der aus Germanien und Scandinavien herfließenden Nationen beygetragen, und jeder Geschichtschreiber darf die Früchte ihrer Arbeiten zu Rathe ziehen, ohne daß ihn deshalb der Vorwurf eines Mangels an selbstiegnem Quellenstudium trifft. — Es möchte uns ferner bedünken, als habe der Vf. den schöpferischen Genius jener alten Zeiten nicht recht begriffen. Dieser Genius

verstand es, sich scheinbar heterogener Elemente zu bemächtigen, um daraus eine moralische, gesellschaftliche und intellectuelle Einheit zu bilden. Hr. Th. aber verabsäumt, uns anzudeuten, wie sich die Gegensätze und Contraste im Schoosse der ritterlichen und bürgerlichen Institutionen des Mittelalters verschmolzen, wie sich ein neues gesellschaftliches Leben mitten im Conflict von Völkern und Gewalt habern entwickelte. Liest man das Buch, so möchte man glauben, es habe sich, vor einer wenigstens vergleichsweise neuern Zeit, nichts zu einem gemeinsamen Interesse vereinigt. Es ist diess zwar nicht Ths. Gedanke, allein es geht solches doch aus seiner Art, die Dinge darzustellen, hervor, so wie aus der Nichtbeachtung der mannichfaltigen Institutionen, der organischen Schöpfungen, in deren Schoosse der Unterschied der Stämme verschwand und woraus sich eine gesellschaftliche Ordnung entwickelte, die weder den Siegern, noch den Besiegten ausschließlich angehörte, und deren Originalität auf den Sympathieen, keineswegs aber auf den Antipathieen der Vergangenheit gegründet ward. Mitleid mit denjenigen, welche ihre nationale Existenz durch das Schwert verloren, und Haß gegen die Andern, die sie ihnen raubten, haben allein den Vf. zu einem Fehler verleiten können, der ihn, bey aller Gerechtigkeitsliebe, der Parteylichkeit verdächtig macht. Inzwischen ist es keine empörende Parteylichkeit. Man darf sicher behaupten, daß der Vf., nachdem er die bey ihm vorherrschenden Vorurtheile hat durchblicken lassen, es als Mann von Gewissen verachtet, dieselben zu bekämpfen. So auch, wenn er die Adelsklasse und die römische Geistlichkeit auf die Bühne führt: sein Urtheil über beide ist eben so wenig von Befangenheit frey, wie das über den legenden Volksstamm; allein nirgend erlaubt sich Hr. Th., jene Aeusserungen eines revolutionären Hasses, der bis zur Entstellung der Thatfachen geht, und der bey andern Geschichtschreibern der vorerwähnten Schule nur zu häufig hervortritt.

PÄDAGOGIK.

ALTONA, gedr. b. Hammerich: *Ein Paar Worte über die wechselseitige Schuleinrichtung*, von Moritz Georg Witt, Predigamtshilfen in Nienstätten. 1827. 24 S. 8. Mit 3 Tabellen. (7 gr.)

Diese wenigen Blätter enthalten durchaus nichts Neues über den in Frage stehenden Gegenstand und haben nur ein locales Interesse. Die beygefügte Lectionspläne scheinen zweckmäßig bis auf den Religionsunterricht, dem zu wenig Zeit darin angewiesen ist. Rec. verweist im Uebrigen auf seine Anzeige der Schrift von „Krohn“ im 124. Stück der A. L. Z. von diesem Jahre.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Logier u. Delaunay: *Annales du moyen age*, comprenant l'histoire des temps qui se sont écoulés depuis la décadence de l'empire romain jusqu'à la mort de Charlemagne. 1826. Acht Bde in 8. Ein jeder von 500 S. und in 4 Lieferungen, jede von 2 Bänden, publicirt. (Pr. 62 Fr.) — *Erste* Lieferung.

Der anonyme Vf. dieser Jahrbücher weicht, wie der Titel zeigt, von der sonst üblichen Eintheilung der Geschichtsepochen gänzlich ab, indem er unter Mittelalter einen Zeitraum begreift, der mit dem Verfall des Römer-Reichs beginnt und mit dem Tode Karls des Großen endigt. Bevor wir die Analyse der hier vor uns liegenden *ersten* Lieferung des Werks mittheilen, dürfte es an seinem Platze seyn, zu erörtern, in wiefern diese Neuerung, die bereits der Titel angiebt, sich rechtfertigen lasse, oder ob derselben nicht vielmehr eine falsche Idee, eine unrichtige Ansicht des Vfs. zum Grunde liege. Unter Mittelalter will man den Zeitraum bezeichnen, der zwischen der ältern und neuern Geschichte liegt; allein wir gewahren nichts, das mit dem Zeitpunkte endigt, wo Roms Macht zu verfallen beginnt, noch das mit dem Zeitpunkte anhebt, wo Karl der Große stirbt. Demnach gewähren die Punkte, die der Vf. gewählt hat, keine wahren Ruhepunkte in der Reihenfolge der Zeiten und den mit ihnen wechselnden Zuständen der menschlichen Gesellschaften. Roms Geschichte unter den Kaisern ist bloß eine Fortsetzung der Geschichte des freyen Roms; wir erblicken hier dieselbe Staatsgesellschaft ihre Bestimmungen vollenden; kein neuer Zustand der Völker beginnt und die Welt hört nicht auf, der alten Civilisation anzugehören. Allein nach Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande, und als an deren Stelle die Waffen der germanischen Nationen neue Reiche stifteten und andre Sitten einführten, und als sich auf den Trümmern des Heidenthums das Christenthum niederließ, da allererst beginnt eine wahre Umkehr und Europa betritt den Weg zu einer neuen Civilisation. Allein es bedarf einer langen Reihe von Jahrhunderten, um zu dieser zu gelangen; Barbarey wird eine Zeitlang herrschen müssen; jedes Volk muß sich der Form des Feudalwesens unterziehen, bevor sich aus demselben die Form der neuern Regierungen entwickelt; und dieser langsame Uebergang von einem Zustande zum andern, dieser Zeitraum von zehn Jahrhunderten

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

zwischen der gesellschaftlichen Ordnung der Alten und der der Neuern ist das, was man mit Fug und Recht das Mittelalter nennt. Nimmt man aber mit *Bossuet* die Regierung Karls des Großen als den Anfang der neuern Geschichte an, so ist dies eine willkürliche Eintheilung, die in den Thatfachen nicht begründet ist und die nothwendiger Weise den allgemeinen Gesichtspunkt verrückt, aus welchem diese Geschichte betrachtet werden muß. Denn man unterstellt alsdann, daß von nun an das Zeitalter der Barbarey durch diesen Fürsten geschlossen ward, und man macht sich gleichsam anheischig, in den nächstfolgenden Jahrhunderten ein stetes Fortschreiten zu einer bessern Ordnung der Dinge zu gewahren, was doch thatächlich ganz falsch ist. Indem Karl der Große mit Gewalt mehrere ganz unterschiedliche Völker unter seinen Scepter vereinigte, hemmte er allerdings für einige Augenblicke jene natürliche Bewegung, welche die Gesellschaft zur Auflösung, zur Zerplitterung führte; allein nach seinem Tode nahmen die Dinge wieder ihren Lauf. Man muß demnach die Regierung dieses großen Fürsten als eine bloße Zufälligkeit, als einen Lichtstreifen in der Finsterniß der Barbarey; allein nicht als eine jener großen Revolutionen betrachten, welche die Zeit hervorruft und deren Einfluß sich für die Dauer einer langen Zukunft bemerklich macht. Wollte daher der Vf. Jahrbücher des Mittelalters schreiben, so ist seine Absicht unerreicht geblieben; in der Meinung, einen Gegenstand zu umfassen, dessen Grenzen genau bestimmt wären, hat er das Ende und den Anfang zweyer Geschichtsepochen mit einander verknüpft, die kein Ganzes zu bilden vermögen; und der Titel des Werks verkündet bereits diesen Irrthum. Allein, dieses Irrthums ungeachtet, könnte sich doch noch Wahrheit in der Ausführung der einzelnen Theile finden; jedoch auch diese Befriedigung gewährt dessen Analyse nicht. Nach des Vfs. in vielen Beziehungen richtigen Meinung kann man den Ursprung der neuern Nationen nur unter den Trümmern der römischen Welt entdecken; mithin muß man ihn dort suchen. Jedoch zu dem Ende reicht es, unsers Bedünkens, nicht hin, einige vage Betrachtungen über die Zerstörungsprincipien anzustellen, die großen Reichen inhäriren; man darf sich nicht einbilden, mittelst einigen Gemeinplätzen zur Lösung eines so wichtigen Problems zu gelangen: die Frage muß offen und unter Berücksichtigung aller ihrer Schwierigkeiten erörtert, und alle Denkmäler

N (6)

mäler müssen erforscht werden, die einiges Licht über jene andere Eroberung zu verbreiten vermögen, die Rom unter seinen Kaisern machte, wo es die Welt, nachdem es solche seinen Waffen unterworfen, seiner Civilisation unterwarf. Man muß ferner in seinen successiven Entwicklungen und in allen seinen Theilen jenes umfassende Verwaltungssystem verfolgen, wodurch die Schicksale so vieler Völker an das einer einzigen Stadt, deren Bürger sie wurden, geknüpft ward. Nicht weniger erscheint es unumgänglich, die unterschiedlichen, durch dieselbe Oberherrschaft mit einander verschmolzenen Nationen, eine jede für sich ins Auge zu fassen, um zu untersuchen, bis zu welchem Punkte die römische Civilisation in die Sitten einer jeden eindrang, oder sich nach den besondern Verhältnissen einer jeden anders gestalteten, und nachdem man auf diese Weise bis unter die Trümmer der Römerwelt eingedrungen; wird man vielleicht ein wenig Licht daraus hervorziehen können, um damit den Ursprung der neuen Nationen zu beleuchten. Allein die Erfüllung dieser Aufgaben liegt nicht einmal im Plane des Vfs., wie er solchen zu Anfang seines Werks entwickelt. Weiterschweifige Schilderungen jener ermüdenden Reihfolge militärischer Revolutionen, durch welche der kaiserliche Scepter aus einer Hand in die andere übergeht; einige oberflächliche Betrachtungen über das Entstehen des Christenthums und seine Verbreitung im römischen Reiche; etwas genauere, wiewohl noch immer unzulängliche Nachweisungen über den Ursprung und die ersten Wohnsitze der barbarischen Völkerschaften, welche die römischen Provinzen überzogen, füllen die Seiten des Werks, wo von Rom, von Augustus an bis zu Augustulus, die Rede ist. So finden wir im ersten Buche, wovon eine bedeutende Seitenzahl dem Diocletian gewidmet ist, den der Vf. als einen Mann schildert, der als großer Fürst zu regieren und als Weiser zu endigen verstand, fast kein Wort von der wichtigen Neuerung, die von diesem Kaiser in das Verwaltungssystem eingeführt und von seinen Nachfolgern beybehalten ward. Der Vf. schildert Diocletians Kriegsthaten gegen die in das Reich eindringenden Barbaren, seine Tugenden, seine Talente, und erzählt, wie er der Stifter einer neuen Politik durch Theilung des Reichs ward u. s. w.; allein er übergeht, wie zu jener Epoche das Kaiserthum aus den Feldlagern in den Pallast übergieng; wie die Gewalt glaubte, den Glanz der Majestät zu erhöhen, indem sie sich mit einem Hofstaat umgab, um ihre Energie zu vermehren, indem sie eine ganze Miliz besoldeter und ihr untergeordneter Agenten erschuf, die der Achtung der Völker durch gaulhafte Titel empfohlen ward. Gibbon's Werk scheint der Vf. niemals gelesen zu haben, und las er es wirklich, so muß man sich wundern, wie er auf den Einfall kam, nach den gelehrten und fruchtbaren Forschungen des englischen Geschichtschreibers dem Publicum eine so trockne Erzählung anzubieten. — Etwa 40 Seiten des 6ten Buchs sind der Schilderung der

Sitten der Germanen gewidmet. Diese lediglich aus Tacitus entlehnte Schilderung genügt dem Vf. vollkommen, um ein Charaktergemälde von den Völkern zu entwerfen, die das abendländische Reich eroberten. Seinen Vortrag in ein den neuen Begebenheiten, die er erzählt, angemessenes Gewand zu kleiden, fällt dem Vf. nicht ein: indem derselbe nach einem Schein von Würde hascht, wird der Leser durch Eintönigkeit ermüdet, und es drängen sich ihm um so gegründeter Zweifel gegen die historische Glaubwürdigkeit der gemeldeten Thatfachen und gegen die Richtigkeit des hierauf gegründeten Urtheils des Geschichtschreibers auf, da dieser fast überall vernachlässigt hat, seine Quellen anzuführen. So stellt dieser den Ostgothen-König Theodorich als das Muster eines vollendeten Regenten dar, das noch nimmer übertröffen ward; und muß er gleich zugeben, daß der Glanz der großen Eigenschaften, die dieser Fürst als Feldherr, als Gesetzgeber und als Gründer eines neuen Reichs entwickelte, durch einige Verbrechen besetzt wurde, so findet der Vf. deren Entschuldigung in den Nöthigkeiten der Staatsklugheit. — Doch mit noch auffallenderer Vorliebe und wahrhafter Parteylichkeit geht derselbe hinsichtlich Chlodowich's zu Werke, dessen und seiner Kinder Regierung das 7te Buch gewidmet ist, womit diese Lieferung schließt. Dieser Heerführer und seine Franken ergriffen das Christenthum mit dem Eifer echter Profelyten. Der Eroberer Galliens war ein eben so geschickter Staatsmann, als Feldherr: den Beweis davon entlehnt der Vf. aus dessen Unterhandlungen mit den Völkern Armorika's, die nach den Grundätzen eines vollendeten politischen Systems geleitet wurden. Die Absendung eines Mordmörders mit dem Auftrage, einen andern barbarischen König, seinen Verwandten, Chloderich aus dem Wege zu räumen, ist, nach dem Vf., eine Gesandtschaft, die diesem Fürsten zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen sollte. Endlich möchten wir ihn fragen, aus welcher glaubwürdigen Quelle er den Beweis für seine Behauptung geschöpft hat, daß die Franzosen unter Chlodowich Fortschritte im bürgerlichen Leben gemacht. Gregor von Tours, der doch allein als Autorität für diese Epoche gilt, sagt von allen jenen schönen Dingen nichts; und wenn man dieselben bey Pater Daniel, Anquetil und andern Historiographen, die entweder für den Hof oder das Kloster schrieben, verzeichnet findet; so muß man sich wundern, daß ein Mann, der frey von jedem fremden Einfluß schrieb und der aus erster Quelle zu schöpfen vermochte, das Zeugniß der Chronikenschreiber nicht mit mehr Unterscheidungskraft zu benutzen wußte. — Ungeachtet aller der Mängel, die eine gewissenhafte Kritik an dem Werke zu rügen gebietet, kann Referent nicht umhin, der Schreibart des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und in ihm ein nicht gewöhnliches Talent, historische Gegenstände zu behandeln, anzuerkennen. Und forscht man nun nach der Grundursache, die ihn auf der betretenen Bahn irre führte, so wird man

man solche in der vorherrschenden Idee des Vfs. finden, den Triumph des Christenthums zu verherrlichen, durch denselben gleichsam die Wiedergeburt der römischen Welt zu feyern, so wie in dem Bestreben, diese Idee durch die Geschichte zu verwirklichen. Der Ausführung dieses Gedankens hat der Vf. alle andern Rücksichten aufgeopfert, und obschon wir ihn durch diese Bemerkung keineswegs zu rechtfertigen vermeinen; so glauben wir doch darin seine Entschuldigung zu finden, wenn er mit einem ernsten Geiste, den kein noch so mühsames Quellenstudium zurückschreckte, kein vollkommneres Product zu Tage gefördert hat.

Z.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART UND TÜBINGEN, in der Cotta. Buchh.: *Klamer Eberhard Karl Schmidt's Leben und ausgewählte Werke*, herausgegeben von dessen Sohne *Wilhelm Werner Johann Schmidt*, Divisionsprediger und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt; und Schwiegersohne *Friedrich Lautsch*, Prediger zu Halberstadt. Erster Band. 1826. 637 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Dem Dichter, dessen Werke hier zum erstenmal gesammelt erscheinen, verfloßen mehr als dreißig Jahre, die kräftigsten und glücklichsten seines Lebens, in enger Freundschaftsverbinding mit *Gleim*. Beide, während dieses langen Zeitraums an einem Orte vereinigt, als Nachbarn wenige Schritte von einander entfernt, nur selten und nicht lange getrennt, denselben Geschäftskreis, dieselben Gönner und Freunde, meistens auch dieselben Neigungen, Ansichten und Gewohnheiten theilend, könnte man den Orest und Pylades des deutschen Parnasses nennen. Ob sie gleich fast das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichten und der Musenkunst bis an dieses Ziel treu blieben, gelangten sie doch nie dazu, ihre Werke gesammelt der Welt vorzulegen; aber auch darin fiel ihnen ein gleiches Loos, daß nicht Fremde, sondern nahe Verwandte das versäumte Geschäft nach ihrem Tode vollbrachten. Den größern Theil des vorliegenden Bandes nimmt des Dichters Leben, dargestellt von *Friedrich Lautsch*, ein. Diese Darstellung eines beynahe 78jährigen, zwar einfachen und geräuschlosen, aber dennoch in vieler Hinsicht merkwürdigen Lebens, ist aus drey ungleichartigen Theilen zusammengesetzt. Den Anfang bildet das Fragment einer Autobiographie, welche *Schmidt* bereits in hohem Alter anfang und eben deshalb nicht vollendete. Es umfaßt nur 23 Druckseiten und führt uns rasch durch die Kindheit, die Schul- und Universitätszeit bis ins 26ste Lebensjahr des am 29ten December 1746 gebornen Dichters, wo dieser bereits eine öffentliche Anstellung und einen Kreis literarischer Freunde hatte. Man erkennt in dieser Raschheit, die jedoch fern von Leere und Trockenheit bleibt und manchem recht

charakteristischen Zuge Raum verflattet hat, den bescheidenen Mann, der nicht gern zu viel von sich reden mochte, und den Zögling der Alten, die bekanntlich in ihren Biographien das Gedrängte lieben. Auch liegt in dem Gebrauch der dritten Person, worin der Dichter mit höchst seltenen Ausnahmen von sich redet, etwas, das einer behaglichen Ausführlichkeit widerstreitet. Die Geschichte der hierauf folgenden 10 Jahre (1773—1782) macht den zweyten Theil dieser Biographie aus und ist ganz das Werk des Hn. *Lautsch*, der die Aufgabe auf eine befriedigende Weise gelöst hat. Im J. 1781 begann der Briefwechsel *Schmidt's* mit dem Bruder seiner Gattin, dem nachherigen Medicinal-Director *Johannes Abel* zu Düsseldorf, einem sehr gebildeten, kunstliebenden und achtungswerthen Manne, dessen Freundschaft der Dichter zu den höchsten Gütern seines Lebens rechnete, und dem er sich mit dem innigsten Vertrauen ganz hingab. Er sprach sich in diesen Briefen über seine innern und äußern Verhältnisse und über die mannichfaltigsten Gegenstände aus, ja mehrere derselben enthalten einen förmlichen Abriss seiner Lebensgeschichte während eines Jahrs oder einer kürzern Periode. Diese Briefe, welche nach *Abel's* 1822 erfolgtem Tode an seinen Erben *Schmidt* zurückfielen, benutzte Hr. *Lautsch*, um in geordneten Auszügen den Dichter sein Leben selbst darstellen zu lassen, wobey er nur von Zeit zu Zeit erläuternd oder ergänzend das Wort nimmt. Vom J. 1809 an, wo diese Correspondenz nicht weiter benutzt werden konnte, obwohl sie bis zum J. 1822 fortgesetzt wurde, treten Briefe des Dichters an seinen jüngsten Sohn, den auf dem Titel genannten Mitherausgeber, nebst einigen bereits früher gedruckten Fragmenten aus Briefen an den Literator *Friedrich Rafsmann* zu Münster an ihre Stelle. Diese gesammte, nur in zweckmäßigen Auszügen mitgetheilte Correspondenz war nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt, und wir erhalten hier folglich eine absichtslose oder unvorfätzliche Autobiographie, welche durch das Lebendige und Frische der unmittelbaren Anschauung reichlich gewinnt, was sie etwa durch Zerstückelung des Stoffes verlieren sollte. Uns hat der erste Theil derselben, welcher die beiden letzten Decennien des 18ten Jahrh. umfaßt, am meisten angezogen. Sie schildert uns den Dichter im reifern Mannesalter, und auf dieser Höhe des Lebens, wo die Menschenbrust am reichsten ist an Freude und Leid, sprach er beide auch gegen seinen Freund am vollständigsten aus. Was das Letztere, das Leid betrifft, so bestand es bey ihm in mancherley Krankheitszuständen, in dem Verluste seiner Geliebten, auch wohl in unwillkommenen lästigen Geschäften; von gescheiterten Unternehmungen, fehlgeschlagenen Planen, unerfüllten Hoffnungen ist kaum irgendwo die Rede bey dem genügsamen, anspruchlosen Manne, der sein Glück im beschränkten Kreise fand und keinen sehnsüchtigen Blick über denselben hinaus warf. An politischen Ereignissen nahm er weit weniger Antheil, als

als sein Freund *Gleim*, und daß er in Folge derselben seine bürgerliche Stellung verlieren werde, wie es 1810 bey Aufhebung des Domsitzes geschah, ahnte er damals gewiß nicht. In der äußern Geschichte seines im geregelten Gleise still dahinfließenden Lebens machen außer einigen Reisen vornehmlich Epoche die Besuche deutscher Dichter und Literatoren, welche um *Gleim's* willen damals nach Halberstadt kamen und neben *Gleim's* Freundschaft größtentheils auch die seinige suchten. So lernte er im vorletzten Jahrzehend des verfloßenen Jahrhunderts *Johannes Müller, Mißer, Claudius, Moritz, Lavater, Elisa von der Recke, Tiedge* und *Matthisson* kennen, im letzten *Lafontaine*, mit dem er im Lauchstädter Bade zusammentraf, *Jean Paul Friedrich Richter, von Retzer, Bothe*, vermuthlich auch jetzt erst *Herder* und *Voss*. Von den meisten dieser neuen Bekanntschaften hat er seinem Freunde ein mehr oder minder ausgeführtes Bild entworfen, wobey es nicht an manchen interessanten Zügen fehlt. In *J. P. Richter*, den er als Schriftsteller bewunderte, gesteht er sich etwas geirrt zu haben, er hatte sich ihn im Leben wärmer und herzlicher gedacht. Von *Morus*, den er ebenfalls in Lauchstadt kennen lernte, wird gesagt, daß ihm der Mensch weniger, als der Schriftsteller gefallen habe: doch erfahren wir nicht, in wiefern oder warum. Zu den ältern Freunden *Schmidt's*, deren Umgang er in dieser Periode noch zuweilen genoß, gehörten *Göckingk* und *Benzler*; den Kreis seines literarischen Umgangs zu Håbersstadt aber bildeten außer *Gleim* noch *Dohm, Lucanus, Streithorst*, der Rector der Domschule *Fischer, Nachtigal* und einige Andere. Ueberaus schätzbar blieb ihm das Wohlwollen des edeln Grafen von Stolberg-Wernigerode, der als Domdechant in den Jahren 1786 bis 1796 sein Vorgesetzter war, und seiner Familie, einer wahren *famiglia*, wie *Schmidt* sie zu nennen pflegte (S. 75). Ueberhaupt gehörte zu den größten Begünstigungen des Glücks, die *Schmidt* in seinen mittlern Lebensjahren genoß, das erfreuliche und ermunternde Verhältniß, worin er zu seinen nähern Vorgesetzten im bürgerlichen Leben stand: denn auch des Grafen zu Wernigerode Vorgänger, der 1785 verstorbene menschenfreundliche Domdechant *v. Spiegel*, und der Nachfolger des Erstern, der letzte halberstädtische Domdechant und nachherige braunschweigische Staatsminister, Graf *von Alvensleben*, schätzten und begünstigten den Dichter.

Ein großer Theil von *Schmidt's* Correspondenz betrifft seine literarischen Arbeiten, Genüsse und Studien. Die letztern waren gerade nicht tief und vielumfassend; *Schmidt* war ein dichtender Geschäftsmann, ungefähr wie *Gleim, Uz, Rubener* und andere Zeitgenossen; der Kreis seiner literarischen Bildung war dem jener Männer ähnlich und bezog sich zunächst

auf die Poesie. Er war nur als Dichter literarisch wirksam, und hat außer Gedichten, versteht sich im weitesten, auch die schöne Prose umfassenden Sinne des Worts, kaum noch einige biographische Aufsätze, und namentlich, was bey neuern deutschen Dichtern ein feltner Fall ist, in seinem langen Leben nie auch nur eine Recension geschrieben. Seine poetische Thätigkeit wurde selbst in dieser Periode häufig durch Krankheitszustände, Reisen und andere Umstände gehemmt: doch war sie größer, als späterhin; aber mit der Herausgabe einzelner Werke war er minder rasch, als im vorhergehenden 8ten Decennium des 18ten Jahrhunderts; wozu ohne Zweifel die seinen Wünschen nicht entsprechende Aufnahme einiger derselben beytrug. Unterm 23sten May 1788 schreibt er (S. 81) an *Abel*: „Ich habe eine Menge Sachen und Sächelchen liegen, ihr Name ist Legion: Episteln, Sprüche, Erzählungen, Sinngedichte. Aber der Stempel der Vollendung, das einzige gültige Entreebillet auf dem großen Schauplatze der Unsterblichkeit, fehlt allen. Und so laß' ich es sein ruhig liegen; habe keinen Verdruß von Kritikern und Buchhändlern, und befinde mich wohl dabey. Dieß aber deine Rüge meines schriftstellerischen Stillschweigens.“ Freylich war diese Stimmung nur vorübergehend, denn das Göttesche:

Dichter lieben nicht zu schweigen

wird sich im Allgemeinen immer als wahr bewähren, und so lies auch *Schmidt* bereits im folgenden Jahr 1789 „Erzählungen aus der Geschichte der aktöontischen Nachkommen“ erscheinen, die, so viel bekannt, unter allen seinen Werken gerade die ungünstigste Aufnahme fanden, und, wie sein Biograph zu versichern giebt, sogar auf seine gesellschaftlichen Verbindungen nachtheilig wirkten. Was ihn bey seiner Lectüre besonders anzog und anregte, bespricht er gern mit seinem Herzensfreunde, und dieser Theil seiner Correspondenz ist nicht der unwichtigste. Doch findet sich, wenigstens in dem hier mitgetheilten Auszuge dieser Correspondenz, nicht, daß ihn in den achtziger Jahren ein deutsches Dichterwerk besonders angeregt habe, und er schreibt unter andern im März 1787: „Nebenbey studir' ich, wie ich seit Jahr und Tag gethan, die Alten. Das Wenigste der Neuen schmeckt mir. Hier ist zu viel Spitzfindigkeit und dort zu viel Schwärmerey. Meine lieben Alten wußten so schön die Mittelsirase zu gehen. Ihre meisten Gedanken find reine Abdrücke einer unverdorbenen Denkkraft.“ Anders zeigt er sich in den neunziger Jahren: *Jean Paul's* Werke, besonders der *Hesperus*, rissen ihn ganz hin und machten ihn zu *Richter's* feurigstem Bewunderer. Nächst ihm erregte *Voss* als Uebersetzer und Metriker seine Aufmerksamkeit, und wurde als letzterer sein Vorbild.

(Der Beschlus folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART UND TÜBINGEN, in der Cotta. Buchh.:
*Klamer Eberhard Karl Schmidt's Leben und aus-
 erlesene Werke*, herausgeg. von dessen Sohne
Wilh. Werner Joh. Schmidt — — und Schwie-
 gerlehne *Friedrich Laufs*ch u. L. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ungefähr gleichzeitig mit *Voss*, um's Jahr 1797, unternahm *Schmidt* eine Uebersetzung von den Oden des *Horaz*. *Gleim*, über dessen allzu grosse kritische Nachsicht *Schmidt* sonst Klage führt, rief ihm, sobald er die Erscheinung der *Voss'schen* Uebersetzung erfuhr, die seine zu verbrennen. *Schmidt* handelte zwar recht, dies nicht zu thun, aber seine damaligen Erwartungen von dieser Uebersetzung blieben unerfüllt: denn als sie nach langem Zögern im J. 1820 erschien, gab es der deutschen Uebersetzungen des *Horaz* bereits so viele, dass eine neue dem Publicum nicht als ein besonderes verdienstliches oder schwieriges Werk erscheinen und daher auch kein bedeutendes Aufsehen erregen konnte.

Der Eintritt des 19ten Jahrh. wurde zu Halberstadt durch eine besondre Feyer bezeichnet; mit dem Schläge 12 Uhr in der Nacht begannen alle zahlreichen Glocken der Stadt zu läuten, und der grösste Theil der Bevölkerung wogte auf den Strassen und Plätzen, durch eine ruhige und milde Witterung begünstigt. *Schmidt* befand sich, wie er seinem *Abel* erzählt, mit *Gleim* in froher Gesellschaft bey *Nachtigal*, als aber die Scheidestunde des Jahrhunderts schlug, fühlte er sich tief ergriffen, er glaubte die Sterbeglocke aller genossenen Freuden zu hören und entzog sich der Gesellschaft. Seine Ahnung war nicht ohne Grund; das neue Jahrhundert konnte ihm nicht ersetzen, was mit dem vorigen entchwunden war. Gleich das erste Decennium brachte drey Ereignisse, deren jedes einen entloehenden und im Ganzen höchst nachtheiligen Einfluss auf *Schmidt's* Leben hatte, nämlich den Tod *Gleim's* im Februar 1808, die französische Invasion im Herbst 1806 und in Folge derselben die Aufhebung des Domcapitels am Schluss des Jahres 1810. *Schmidt's* Lage wurde durch diese Ereignisse einsamer, freudenloser und sorgenvoller. Seine ganze Umgebung war verwandelt und gleichsam verödet; die alten Freunde waren gestorben (außer *Gleim* auch *Streithorst* und

Fischer), oder entfernt (wie *Lucanus*), oder ihm durch den Ernst der Zeit entfremdet, und konnten ihm durch neue Verbindungen wenigstens nicht ganz ersetzt werden. Die Mäsen flohen, vom Kriegsgetümmel verschleucht, oder nahmen, wo sie noch Einzelnen getreu blieben, einen ernstern Charakter an. Die vormalige ermunternde Anerkennung seines Dichtertalents im Kreise von Freunden und humanen Vorgesetzten war mit diesem Kreise dahin; seit 1806 drückten ihn Kriegslasten, und besonders seit 1810, wo sein Amt zugleich mit dem Domcapitel erlosch, auch Nahrungsorgen. Die letztern dauerten zum Theil noch nach der Rückkehr des allgemeinen Friedens fort, der auch die frühern günstigen literarischen Verhältnisse nicht nach Halberstadt zurückführen konnte. In den letzten Jahren seines Lebens wechselten Leid und Freude fast unaufhörlich; Leid brachten ihm besonders die sich schnell folgenden Verluste von Verwandten und Freunden; zur Vermehrung seiner Lebensfreuden trugen die beiden Herausgeber dieses Bandes, sein Sohn und Schwiegerlehne, sehr Vieles bey. Der Letztere, durch gleiche Neigung zur Poesie mit ihm befreundet, lebte in seiner Nähe, und von Beiden sah er frohe Enkel. Von seinen ältern Freunden wurden ihm einige, namentlich *Göckingk*, bis an seinen Tod erhalten. Er hegte eine besond're Vorliebe für *Friedrich Leopold von Stolberg*, und fand die Art, wie nach dessen Tode *Voss* sich über ihn aussprach, seinem Gefühl so widersprechend, dass er *Voss* sehr abgeneigt wurde, was diesem jedoch bey der weiten Entfernung und geringen Verbindung zwischen Beiden wohl kaum bemerklich geworden ist.

Die Briefe *Schmidt's* aus dem 19ten Jahrh., die in immer fragmentarischer werdenden Auszügen bis zum August 1824 (drey Monate vor seinem am 12ten Nov. erfolgten Tode) mitgetheilt sind, erscheinen für die deutsche Literargeschichte minder wichtig, als die frühern, da ihr Verfasser jetzt wenig neue literarische Bekanntschaften machte und zum Theil selbst den frühern entfremdet wurde; dagegen enthalten sie manche Beyträge zur Geschichte Halberstadts in dieser Periode. Rührend ist die zutrauliche Innigkeit, mit welcher der Vater dem Sohne sich mittheilt; nicht minder rührend die Klage des Greises über den Verlust so vieler vorangehender Freunde. Mancher nicht ausgeführte literarische Plan wird noch besprochen; auch fährt der alternde Dichter fort, sich über den Eindruck auszusprechen,

den neue literarische Erscheinungen auf ihn machten. Die Fichtsch-Schelling'sche Philosophie blieb ihm fremd und widrig; das Letztere war auch mit der neuen poetischen Schule der Fall, so lange sie der alten noch schroff entgegenstand. In den letzten Jahren seines Lebens ergriffen ihn besonders einige Werke von *Fouqué* und die lyrischen Gedichte von *Stagemann*; auch versuchte er, wie Rec. weiß, sich mit *Walter Scott* zu befreunden, aber dies wollte ihm nicht gelingen.

Der Charakteristik, womit der Biograph seine Arbeit schließt, muß Rec. das Zeugniß geben, daß sie nicht nur mit Geist entworfen, sondern auch vollkommen treffend ist. Nur Kleinigkeiten vermöchte Rec., der den Dichter länger als der Biograph gekannt hat, hinzuzufügen. Zu der Gewohnheit *Schmidt's*, fast jedes Leid ohne Klage in seine Brust zu verschließen, scheint das Gefühl mitgewirkt zu haben, daß es ihm, der in seinen Gedichten so oft zum Lebensmuth und zur Lebensfreude aufgefordert, nicht gezieme, sich unter den Schlägen des Mißgeschicks zu beugen. Er war überhaupt mehr zum Dulden als zum Handeln organisiert. In der Schätzung seiner eigenen Werke schwankte er zwischen einem Selbstgefühl, das sich auf frühern Beyfall gründete, und dem Mißtrauen, welches spätere ungünstige Erfolge nothwendig erwecken mußten; und den Gesetzen der menschlichen Natur gemäß, behielt dieses Mißtrauen bey zunehmendem Alter immer mehr die Oberhand, und hat vielleicht viel dazu beygetragen, daß er die Sammlung seiner Werke nicht zu Stande brachte. Zu Freunden wählte er, wie *Gleim*, Männer von literarischem Ruf am liebsten. Seine Religionsansichten waren frey, doch gewissermaßen wider seinen Willen; er wünschte sich einen festern Glauben an die kirchlichen Lehren, als er ihm zu Theil geworden war. Musik übte er nicht praktisch und selbst die Kenntniß der Noten mangelte ihm. Für seine Genügsamkeit giebt es wohl kein gültigeres Zeugniß, als daß er in seiner engen, nur wenige Schritte breiten Wohnung so wenig zu vermissen schien. Diese enge Wohnung war nicht einmal sein Eigenthum, sondern *Gleim* angehörig, der ihm den Gebrauch derselben letztwillig vermacht hatte. Wie *Gleim*, der Lobredner des Weins, gewöhnlich Wasser trank, so war auch *Schmidt*, der Sänger geselliger Fröhlichkeit, sehr mäßig bey geselligen Mahlen. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß diese Charakteristik zunächst *Schmidt* den Greis darstellt. Zwar glaubt Rec. nicht, daß sich die Grundzüge seines Charakters mit den Jahren verändert haben, kann aber doch nicht umhin, sich ihn in der Jugend rascher und auch zum Theil reizbarer zu denken, als er im Alter erschien.

Die Herausgabe der Gedichte selber hat der Sohn des Dichters mit Zuziehung einiger Freunde besorgt, und sie nach den einzelnen Dichtungsarten in funfzehn Bücher chronologisch geordnet. Im

vorliegenden Bande haben nur die beiden ersten Bücher Platz gefunden. Ein allgemeines Urtheil über *Schmidt* den Dichter darf Rec. sich daher noch nicht gestatten; er beschränkt sich auf folgende mehr specielle Bemerkungen.

Das erste Buch enthält die sämtlichen Lieder, achtzig an der Zahl, dem größern Theil nach schon früher, wiewohl an sehr verschiedenen Orten, besonders in den Voss'schen und Göttinger Musenalmanachen, den Taschenbüchern und den Erholungen von *W. G. Becker* u. a. gedruckt. Sie umfassen einen Zeitraum von wenigstens 46 Jahren, vom J. 1769 ungefähr bis zum J. 1814, wo die Sammlung mit einem gelungenen schwungvollen Hymnus auf den Geburtstag des Königs schließt. Die größere Hälfte dieser Lieder ist jedoch aus den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, dem Zeitpunkt männlicher Reife des Dichters. Aus seiner frühesten Periode, wo er, nach *Gleim's* Vorgange, auf eine den Deutschen bald mißfällig gewordene Weise von Wein und Liebe sang, sind kaum einige Lieder, gleichsam als Probe mitgetheilt; doch nähert er sich diesem Tone nicht selten auch in spätern Jahren wieder. Hiervon abgesehen nimmt *Schmidt* unter den deutschen Liederdichtern keine geringe Stelle ein. Am wenigsten braucht er im muntern geselligen Liede die Vergleichung mit irgend einem Zeitgenossen zu scheuen; bey einer reichen Ader geselliger Fröhlichkeit wird er doch immer von den Grazien geleitet; seine zahlreichen Trinklieder haben nicht das Derbe und mitunter Pedantische, was man bey *Voss*, *Bürger* u. A. nicht selten antrifft. In seinen ernsten Liedern darf man *Schiller's* philosophischen Geist und *Bürger's* leidenschaftliche Glut nicht suchen; die letztere lag nicht in seinem sanften Charakter und seine philosophischen Ansichten gingen nicht über die seines Lieblings Horaz hinaus. Ein ruhiger milder Geist wohnt auch in seinem ernsten Liede; einige sind schlicht und bieder, andere nicht ohne höhern Schwung, manche vielleicht zu witzig und sentimental. Das Technische ist mit Sorgfalt behandelt, die Versification ist leicht, die Sprache wohlklingend und gerundet. Mehrere dieser Lieder findet man in der meisten für das Volk bestimmten Liedersammlungen, z. B. in dem mildbeimischen Liederbuche, und einige leben wirklich im Munde des Volks. Das bekannteste davon, welches Rec. in mehr als einer Stadt hat singen hören, erscheint hier S. 389 nach der Bemerkung des Herausg. in seiner echten ursprünglichen Gestalt, die uns aber nicht überall hat ansprechen wollen; vielmehr gesteht Rec., einige von fremden Händen an diesem Liede gemachte Aenderungen vorzuziehen. Ein Beyspiel mag dieses Urtheil rechtfertigen. Die fünfte Strophe des Liedes lautet hier:

In graulichen Grabes
Unendlicher Nacht,
Wes hilft's, daß Niemand
Mit Salben mich Todten
Zur Mumie macht.

Dafür heist es in der neuen Auflage des mildheimischen Liederbuchs:

Und deckt mich des Grabes
Unendliche Nacht,
Was hilft's, daß im Leben
Ich Tage vertrauert
Und Nächte durchwacht!

In den beiden ersten Zeilen der echten Bearbeitung ist der Ausdruck *graulich* mehrdeutig und nicht edel genug; das zweymalige *Gr* ist dem Ohre unangenehm. Zwar könnte dieser Mißton wohl absichtlich seyn, in Beziehung auf den abschreckenden Gegenstand selbst, aber Rec. würde dennoch die untadelhafte, mildheimische Lesart vorziehen. Die folgenden Zeilen beziehen sich auf den Versuch des ehemaligen Hallischen Professors *Nietzky*, den Körper eines in der Saale ertrunkenen Grafen von Schimmelmann durch Einbalsamirung zu erhalten. Dieses Factum ist jetzt so wenig mehr bekannt, daß es eigentlich eine erklärende Anmerkung erfordert hätte; überdiß fügt sich der Name *Nietzky* so übel in das Sylbenmaas, daß auch hier die mildheimische Aenderung sich wohl vertheidigen läßt. Dagegen ist zu tadeln, daß die sechste Strophe in dieser Sammlung ganz fehlt, und der Herausg. auch den Urheber des Liedes nicht gekannt hat.

Das zweyte Buch enthält 119 Sinngedichte, von denen etwa der vierte Theil ältern und neuern Dichtern nachgeahmt ist. (Auch unter den Liedern finden sich einige Nachahmungen besonders Anacreons.) Eine ungleiche Zusammenstellung! Vortreflich möchten wir nur Einiges, das Meiste jedoch gut nennen. Manches ist offenbar des Dichters nicht würdig. Gleich das dritte Gedicht enthält eine gewaltige Uebertreibung, und das sechste, dessen Bedeutung man überdiß errathen muß, scheint uns nicht besser. Selbst die nachgebildeten waren nicht alle der Nachbildung werth. Im Ganzen scheint uns das griechische Epigramm dem Geiste des Dichters verwandter, als das scharfgespitzte martialische oder französische; auch sind die Epigramme der letztern Art minder zahlreich.

R—e.

dem Grafen *Friedrich Skarbek*. *Erster* und zweyter Theil. 194 u. 205 S. 12.

Die polnische Literatur hatte sonst nur einige historische Romane, die *Franz Jezierski* geschrieben: *Repicha*, die Mutter der Könige, die Gemahlin *Piafi's*. 1790. 428 S. 8. *Goworek*, der Freund des *Leszek's* V. 1789. Ausser diesen beiden *Leszek der Weise*, von *Krajewski*; eine Nachbildung des *Telemachs* von *Fennelon*. Nun erscheinen fast auf einmal zwey polnische und ein lithauischer historischer Roman 1825 bis 1827. Nr. 1. ein Werk des um die polnische Literatur so hochverdienten *Niemcewicz*, schildert die Sitten der polnischen Großen, den Anfang der Anarchie, das schändliche Verfahren der Unterhändler der Königin *Bona*, das wunderliche Gewirre der kleinen Landtage, die Schwäche des letzten *Jagellone's* *Siegmund August's* II. Zum Stoff der Erzählung dient dem Vf. die romantische Geschichte des Grafen *Johann von Tenczyn* und der schwedischen Prinzessin *Cäcilia*, der Tochter *Gustaf Wasa's*. Nicht in *Kopenhagen* im Gefängniß, sondern nachdem er sich durch den Sund durchgeschlagen, die ihm nachsetzenden Schiffe zurückgeworfen, läßt N. seinen Helden auf der *Norwegischen Insel Hittern* bey einem protestantischen Prediger sterben, wohn er, nachdem das durch das Gefecht leck gewordene Schiff untergegangen, von den Meereswogen halbtodt ausgeworfen war. *Don Alonso de Medicina Coeli*, sein Schwager, macht hier als ein edler Spanier mit seinen Bemerkungen und Handlungen einen angenehmen Eindruck, so wie auch die Schicksale des biedern *Norwegers*, der den schiffbrüchigen *Tenczynski* aufgenommen. Die einfachen Sitten des kleinen Adels und die Reinheit derselben in *Polen* zu damaligen Zeiten geben den Lesern ein nicht minder interessantes Bild.

Weniger glücklich hat Nr. 3. seinen Stoff gewählt. Der junge *Tarlo* ist ein Anhänger *Stanislaus Lesczynski's*, während sein Vater alle Bande der Liebe und der Blutsfreundschaft vergiftet und ein eifriger Anhänger *Friedrich August's* I. bleibt. Vor vielen Jahren erinnert sich Rec. auch einen französischen Roman, etwa von 1756 dünkt ihn, *le Comte Tarlo*, gelesen zu haben, der aber mit dem gegenwärtigen nichts gemein hat, auch ganz romantisch und gar nicht historisch ist. Der Roman des Hn. S. läßt sich indess recht gut lesen, und man sieht, daß dem Vf. nichts so hinderlich gewesen, als der Mißgriff in der Wahl des Stoffs. Diese Begebenheiten sind noch zu neu für uns, und Alles, was vorkommt, zu kleinlich, um gehörig unfre Einbildung zu beschäftigen. *Stanislaus Lesczynski* war, ungeachtet aller seiner Tugenden, kein Held und nichts weniger, als dazu gemacht, sich selbst bey seinem Volke geltend zu machen. — Nur *Friedrich August's* erbitterte Feinde bildeten seinen getreuesten Anhang und einige wenige Verwandten und alte Familienfreunde. Aber sich selbst überlassen konnten sie wenig oder nichts thun für den König, der für sie nichts that.

So

1) *Warschau*, b. *Glucksberg*: *Jan z Tęczyna* — d. i. *Johann von Tenczyn*, von *J. U. Niemcewicz*. T. I. II. III. 1825. 250, 265, 183 S. 8. Nebst einem Anhang von 16 unpaginirten Seiten.

2) *Ebenda* f., b. *Brzezina*: *Poiata Corka Lizdeyki albo Litwini w XIV wieku*, d. i. *Poiata Lisdeyko's Tochter*, oder *die Lithauer im XIV. Jahrhundert*, von *F. Bernatowicz*. 1826. I—IV. Theil 249, 257, 255, 278 S. 8.

3) *Ebenda* f.; b. *Glucksberg*: *Tarlo powiesc z dzieiow Polskich przez Fryderyka Hr. Skarbka*. 1827. T. I. II. 12. d. i. *Tarlo*, eine polnische Novelle aus der polnischen Geschichte von

So auch die Tarlos. Der erdichtete Familienwille zwischen Vater und Sohn hat doch am Ende einen sehr unwichtigen, gar nicht historisch-merkwürdigen Ausgang. Die tragische Auflösung, daß die Geliebte des jüngern Tarlo eine Nonne wird und sich abtrübt, weil sie ihren Geliebten nicht bekommt, ist eine Alltagsgeschichte ohne allen Einfluß auf die Zukunft. Als bloß romantisch wird diese Geschichte ihren Werth haben, weil sie gut erzählt wird; aber historisch hat sie keine große Bedeutung. Hr. S. hat in andern Romanen schon sein Talent bewährt. Er erzählt schön und bündig, er weiß die Situationen seiner Helden und Heldinnen gut darzustellen. Aber der historische Roman erfordert mehr, als bloß dieses. Er erfordert die Sittenschilderung der Zeit und eine Anknüpfung derselben an wichtige und interessante Personen. Die traurige Zeit 1704—1715 verdient es aber fast nicht einmal geschildert zu werden, da sie weiter keinen großen Einfluß auf die Zukunft gehabt hat. Unverkennbar ist manche Nachahmung in Nr. 3. von Nr. 1. Oft spricht der jüngere Tarlo gerade so, wie Johann von Tenczyn. Als historischer Roman verdient Nr. 1. den Vorzug, aber als bloße Novelle, *Powiesc* Erzählung und romantische Liebesgeschichte hat Nr. 3. immer seinen Werth. Vielleicht wollte auch Hr. S. nichts mehr geben, als dieses.

Weit glücklicher in der Wahl des Stoffs und selbst auch in der Behandlung seines Gegenstandes ist Nr. 2. Dieser Roman ist ganz originell. Die Heldin desselben ist eine erdichtete Person, *Pojatá*, die Tochter des Hohenpriesters *Lisdeyko*, eines Enkels desjenigen, welcher Wilna zu erbauen Gedymin dem Großen angerathen. Sie ist der Königin mütterlich. Alle, die sie sehen, verlieben sie und tugendhafte Heidin; der fahrrley, welcher der Königin zu Ehren Snitisch, wo ein ewiges Feuer unter ein Opferprießter wird und im Voraus eideloten zum Christenthume stimmt; als Heide; sein Vetter, Fürst Daniel

Kleyflut's Sohn; der unedel denkende Comthur Sunditein. Ein gemaltes Bild der Königin Hedwig, welches bey dem Ritter Firley gefunden wird, bringt den abergläubischen Jagello auf den Gedanken, sich um die Königin Hedwig zu bewerben. Der fromme Sinn der Königin, Jagello's Bildung vor und nach seiner Bekehrung, seine und seines Volks Bekehrung, die Verdorbenheit des damaligen Deutschen Ordens, der von seinen alten Sitten ganz abgefallen war, alles dieses ist auf eine sehr sinnige und unerwartete Art so zusammengestellt, daß die Aufmerksamkeit des Lesers immer gefesselt wird und stets gespannt bleibt. Man kann nicht durch Lesung einiger Blätter oder ein Paar Episoden das Ganze errathen. Der geschickte Vf. weiß sehr gewandt bis an das Ende des Werks sich die Auflösung seines Romans zu sparen. Man muß alle 4 Theile des Buchs ganz durchlesen, und man thut es gern, weil man immer

Unterhaltung findet. Die ganze liebliche lithauische Mythologie, die noch wenig bekannt ist, lernt man hier kennen; den alten biedern Charakter der Lithauer, die Art und Weise, wie zwey gegen einander feindselig gesinnte Völker sich verbrüdereten und fast in eins zusammenzuschmelzen, die alten Sitten Polens und Lithauens. Die Sprache, in der Hr. S. schreibt, ist edel, schön und natürlich, entfernt von allem Schwulste, den man oft in neuern Werken der polnischen Literatur findet. Nur der häufige Gebrauch des Ausdrucks: *do licha* (zum Henker, zum Teufel), will Rec. nicht gefallen. Im Munde des ungebildeten Helden Jagello klingt er recht gut, aber bey Andern sollte er weniger oft vorkommen. So gefällt es auch Rec. nicht, daß der Vf. das unfläwische Wort *Cheim*, der Helm, statt *szyszak* braucht. Die alten Kriegsausdrücke erklärt der Vf. sehr richtig. Nur muß Rec. bemerken, daß auch *Przybica*, das Visir, manchmal den ganzen Helm bedeutete und daß *Hufarze* die schwerbewaffnete geharnischte Reiterey war, die *Pancerni* aber Panzerhemden von Draht trugen und auf dem Kopfe eine Drahtkappe, *misurka*. In ältern Zeiten wurden sie mit den *Kosaken* oder leichten Truppen verwechselt, in spätern Zeiten bekamen sie meist die Rüstung der schweren *Cuirassiers* der polnischen *Hussaren*, die mit den ungrischen Hularen gar nicht zu vermengen sind. Fürst Stanislaus Jablonowski änderte diese ganze Rüstung, da sie für das 18te Jahrh. nicht mehr brauchbar war. Eine Note behauptet; daß zu Siegmund August's Zeiten man nur allein sehr schön und rein gesprochen und daß Makaronismen nicht vorgekommen, sondern erst unter Johann Casimir V. gäng und gäbe geworden. Das ist unrichtig. Rec. hat eine Rede des Erzbischofs Karukowski von 1591 vor sich, die schon voller Makaronismen ist. Man schrieb schön, man hütete sich vor Makaronismen in der Schriftsprache; wer nicht gut Latein konnte, brauchte auch keine Makaronismen im Reden; aber da fast Alles Latein konnte, so waren auch schon damals oft genug die Reden mit Makaronismen angefüllt.

JUGENDSCHRIFTEN.

HALL, b. Kümmel: *Jesus der Kinderfreund*. Von C. F. Thiele, erstem Prediger an der Stadtkirche zu Altleben a. d. Saale. 1828. IV u. 171 S. 8. (4gGr.)

Wenn der Leser fragt: Wozu bey einem solchen Ueberfluß an Sammlungen biblischer Geschichten für den Jugendunterricht noch diese neue? wird der Vf. hierauf eben nichts zu antworten wissen. Rec. kann auch nichts weiter sagen, als daß die Lebensumstände und Gleichnisse Jesu sich hier, meist mit den biblischen Worten wieder erzählt, mit einzelnen Parabeln, Lehren, Sprüchen und Liederverfen begleitet finden, daß eine Sammlung von Schulgesängen, Luther's Katechismus und das Einmal Eins angehängt ist, und daß das Ganze wenigstens nichts Ungehöriges enthält.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. DARMSTADT, b. Leske, und BONN, b. Marcus: *Die Tragödien des Sophokles*, übersetzt von Georg Thudichum. Erster Theil. König Oedipus. Oedipus in Kolonos. Antigone. 1827. 373 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

An Sophokles hatte sich, um von Andern nicht zu reden, der verstorbene *Solger*, wie bekannt, rühmlich versucht; aber es war ihm nicht gelungen, eine Uebersetzung zu geben, die durch das Ganze gleichmäfsig gearbeitet und überall deutlich und verständlich wäre. So durfte denn jemand, ohne irgend anmaafsend zu erscheinen, sich aufs Neue versuchen, und dies hat Hr. Thudichum gethan, und zwar mit grossem Fleiße, jedoch mit welchem Erfolge, wird Rec. zu zeigen suchen. Der Fleiße des Hn. Th. geht aus der Gleichmäfsigkeit seiner Arbeit hervor, und diese Gleichmäfsigkeit gereicht, nach des Rec. Meinung, dem neuen Uebersetzer des Sophokles zu grossem Lobe, da er sich durch eine einfache, edle, gemessene Sprache der des Sophokles zu nähern sucht. Ferner findet Rec. die Leichtigkeit der Sprache und das Verständliche vorliegender Uebersetzung sehr zu loben, wobey jedoch zu bemerken ist, daß manche Stellen der Chöre auch bey Hn. Th. einiges Nachdenken zum Verständniß des Ausdrucks erfordern, was vielleicht hier und da durch die Wahl einer andern Wendung sich hätte vermeiden lassen. Rec. meint damit nicht ein allzu großes Abweichen vom Texte, denn was im Original als schwer zu fassen sich ergibt, darf es auch in der Uebersetzung bleiben, und muß es sogar, da eigentliche Aufklärung des Textes nicht die Sache der Uebersetzung ist, sondern in den Commentar gehört. Daß die griechische Tragödie Stellen hat, die auch manchem Griechen schwer zu verstehen waren, bezeugt uns *Aristophanes* in den Fröchen, und nennt dabey den *Aeschylus* als einen Dichter, der dem Publicum nicht immer klar in seinen Ausdrücken war. Jene Leichtigkeit ist ganz besonders geeignet, Viele zum Lesen des Sophokles zu bewegen, die sich bisher bald davon abgeschreckt fühlten, und es wäre kein kleines Verdienst des Hn. Th., wenn er diesem edlen Dichter unter denen, die der griechischen Sprache nicht mächtig sind, Freunde verschaffte, weil seine Tragödien zur Erweckung und Befestigung eines reinen und guten Geschmacks.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

besonders beytragen können. Nur ist es sehr zu bedauern, daß das feyerliche Wesen, das, was der Grieche *αιωνότης* nannte, welches über Sophokles Werken wie ausgegossen ist, und manchmal, wie bey manchen griechischen Statuen, bis an das Strenge streift, bey dem Bestreben nach Leichtigkeit fast ganz in dieser Uebersetzung verloren gegangen ist. Freylich ist dergleichen, was nicht in einzelnen Worten besteht, sondern den Ton des Ganzen bildet, äußerst schwer zu erreichen; es ist aber auch gerade das Höchste, was der Uebersetzer zu erstreben vermag; und darum muß es die Hauptaufgabe für Jeden seyn, der sich auf dieses Feld wagt. Wie bedendend die Sache selbst sey, ergiebt sich am besten aus Beyspielen, und wir haben ein genügendes an den Uebersetzungen des Calderon, von denen die von A. W. v. Schlegel mit einem südlischen Dufte und musikalischen Wohlhaupte übergossen ist, wogegen die von Gries, obgleich technisch gut gearbeitet und in vieler Hinsicht lobenswerth, nackt erscheint. Doch Rec. zweifelt nicht, wenn er das von Th. Geleitete erwägt, daß es einem Manne von so viel Fleiße, Geschmack und Gewandheit gelingen werde, bey wiederholter Bearbeitung auch jene eigenthümliche Farbe des Sophokles zu erstreben. Auch in prosodischer Hinsicht bietet diese Uebersetzung noch viele Gelegenheit zur Verbesserung dar, wiewohl auch hierin bereits große Sorgfalt angewandt worden. Denn es kann z. B. nicht gebilligt werden, wenn der Artikel läng gebräucht wird, oder wenn Personalpronomina ohne Nachdruck nach der Penthemimeres als Längen stehen, was auch von den meisten Präpositionen gilt, oder wenn zu beym Infinitivus läng steht. Es reicht hin, zum Beleg des Tadels nur einige Beyspiele aus der Antigone zu wählen:

- v. 53. Den Stern der Augen ^{sich} zerriss mit eigner Hand
- v. 73. Dann werd' ich liebend neben dem Geliebten ruh'n
- v. 91. Werd' ich zu schwach seyn zu der That, so laß' ich sie.
- v. 170. Nun da dieselben in vereintem Tod zugleich.
- v. 220. Wo ist der Thor, den nach dem Tod gelüftete.
- v. 237. Laß erst mich reden von mir selbst. Ich übt nicht

und dazu die Anapästien:

- v. 145. Dem Verleiher des Siegs, den ehernen Zoll.
- v. 616. Sieh Hämon dort, der Kinder zuletzt
- v. 620. Den Raub der Vermählung beklagend.

- v. 793. Einhalten den Quell der Thränen nicht mehr zu sehn, wie in's ewige Ruhegemach.
 v. 827. Der Göttergleichen zu theilen
 v. 930. Der Könige Kind, die Letzte des Stammes

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Uebersetzung als solche. Ihr Hauptcharakter ist, wie Rec. schon bemerkt hat, Leichtigkeit und eine geschmackvolle Mäßigkeit der Ausdrücke. Dafs dessen ungeachtet Manches auch in dieser Hinsicht auszustellen sey, will Rec. nicht bergen, ohne es jedoch dem Uebers. hoch anzurechnen in Betracht der grofsen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Es mögen hier einige Stellen, deren Uebersetzung weniger gelungen scheint, und zwar ohne besondere Auswahl folgen:

Oed. Col. v. 7 sq. ed. *Reisig*.

στέργειν γὰρ αἱ πάσαι με καὶ χρόνος· ξυνῶν
 μακρὸς διδάσκει, καὶ τὸ γενναῖον τρίτον.

Denn still entlagen hat die Noth, und mächt'gen
 Schritts

Die Zeit gelehrt mich, und das ungebeugte Herz.

Wie man auch den Ausdruck: die Zeit mächt'gen Schritts, auffassen mag, so paßt er wenig hieher: denn soll er die rasch vorföhreitende Zeit bezeichnen, so würde er dem Original entgegen seyn, und soll er die Zeit, deren Vorwärtsschreiten mächtig wirkt, bedeuten, so entspricht er zwar mehr dem Griechischen, ist aber für die Stelle, wo er steht, zu stark. Es kommt bey Leiden auf die Zeitdauer an, welche mildert, und nicht auf den mächtigen Schritt der Zeit, welcher sich eher in der Gestaltung bedeutender Weltbegebenheiten und Völkerchicksale kund giebt. Ferner bedeutet das Wort *γενναῖον* keineswegs das ungebeugte Herz, sondern das Edle; und *Solger* übertrug es weit besser durch: die edle Sinnart. Es ist die Sinnesart, wie sie in freygebornen Männern herrscht, im Gegensatz unedler, knechtischer Gesinnung gemeint.

ibid. v. 62 sq.

τοιαῦτά σοι ταῦτ' ἐστὶν ὃ ξέν', οὐ λόγους
 τιμῶμεν, ἀλλὰ τῇ ξυνοσίᾳ πλεον.

Und so besteht es, fremder Mann, nicht so im Wort
 Als in vereinter Übung ein geehrtes Recht.

Diese Stelle hat den Auslegern Mühe gemacht wegen des Wortes *ξυνοσίᾳ*, welches hier dem Worte *λόγους* entgegengestellt wird; doch ist richtig bemerkt worden, dafs diese Entgegensetzung die gebräuchlichere von *Wort* und *That* vertrete und ihr nahe komme, so wie denn *Reisig's* Erklärung durch *praesentia cultorum* genügen kann. Die deutsche Uebersetzung aber ist besonders durch den Ausdruck: ein geehrtes Recht, weit dunkler als das Original, und *Solger* drückte den Sinn deutlicher aus:

So ist, o Fremdling, dieses, nicht in Worten nur
 Geachtet, sondern mehr in That gewohnter That.

ibid. 122.

πλανάτας, πλανάτας τις ὁ πρέσβυς, οὐ-
 δ' ἔχχωρος.

Ohn' Heimath, ohn' Heimath ist der Alte, nicht
 Unfres Landes.

Diese Uebersetzung kann nicht gelten, denn das Heimathlose wird nicht dem Einheimischen entgegengesetzt, sondern das Fremde, Auswärtige, und *πλανάτας* drückt hier das Umherirrende aus. Ein umherirrender, durch die Länder schweifender Mann braucht aber nicht heimathlos zu seyn, und sogar wenn Oedipus wirklich durch seine Vertreibung heimathlos geworden, so braucht das hier nicht angedeutet zu seyn, um als fremd und der Satzungen an einem andern Orte unkundig bezeichnet zu werden.

ibid. 219 sq.

οὐδενὶ μοιριδίᾳ τίσις ἔρχεται,
 ὣν προπάθῃ, τὸ τίτιν.

Keinen bedrohet der Zorn des Verhängnisses,
 Dafs, wie er lügt, er vergilt;

Das Griechische ist hier verschieden verstanden worden, die Uebersetzung aber erfordert noch einiges Nachdenken mehr, ohne dafs es viel fruchtet, denn es ist kein deutlicher Sinn daraus hervorzulocken. *Solger* übersetzte:

Keinen ergreift ja die göttliche Züchtigung,
 Strafet er, was er erlitt.

Dies konnte man doch verstehen, und es paßte auch in den Zusammenhang, wenn es auch gleich dem Griechischen nicht entsprach, wie *Reisig* bemerkt hat.

Antig. v. 119. ed. *Herm.*

ἑπτάπυλον στόμα

Um den siebenbethorten Mund.

Es ist hier die Rede von dem belagerten Theben, welches sieben Thore hatte. Diese sieben Thore zusammen konnte der Dichter nun einen Mund, der aus sieben Thoren bestand nennen. Was ist aber ein siebenbethorter Mund? wäre dies nicht eine Mündung, die mit sieben Thoren versehen ist, so dafs der Mund hier die Stadt selber wäre? Man beliebe eine Auslegung des deutschen Ausdrucks, welche man wolle, immer wird diese Uebersetzung misslungen erscheinen.

ibid. 274 sq.

— καὶ μετὸν δυσδαίμονα,

πάλος καθαιρεῖ τοῦτο τάχαθ' ὅν λαβεῖν.

— und ich beklagenwerther Mann

Im Wurf des Looses wurde zum Gewinn verdammt.

Diese Uebersetzung ist geradezu fehlerhaft zu nennen, weil sie den Sinn des Originals nicht ausdrückt, sondern zum Errathen läßt. Der Bote, aus dessen Rede die angeführten Worte sind, und welcher von seiner Botschaft Unheil erwartete, sagt, dafs Göt (nämlich diese unglückselige Botschaft) ward mir durchs

durchs Loos. Es darf also hier das Wort *dies* nicht ausgelassen werden, weil hauptsächlich der Nachdruck und die richtige Bezeichnung des Sinnes darauf beruht. Rec. könnte leicht eine große Menge Ausstellungen dieser Art und noch trefflichere, als die vorgebrachten machen; doch mögen die wenigen angeführten Stellen genügen, um zu zeigen, daß auch in Rücksicht der Uebersetzung und des Ausdrucks vorliegende Uebersetzung noch Manches zu wünschen übrig läßt und weiterer Verbesserung fähig ist.

Der Text ist von Th. verständig aufgefaßt worden, und er zeigt sich von dieser Seite als ein der griechischen Sprache wohl kundiger; jedoch in den Entscheidungen der Kritik und Exegetik nicht gerade sehr glücklicher Mann. Da wir noch keine Recension des Sophokles besitzen, welche in kritischer und exegetischer Hinsicht als genügend gelten könnte, so bleibt dem Uebersetzer freylich nichts Andres übrig, als aus den vorhandenen bedeutenden Vorräthen auszuwählen. Hr. Th. hat dies auch offenbargethan, allein öfters nicht mit dem besten Erfolg, was aber Rec., um sich nicht in weitläufige Erörterungen, die zuletzt über die Uebersetzung als solche doch nicht entscheiden, einzulassen, gern übergeht.

Hr. Th. hat seiner Uebersetzung auch zahlreiche Anmerkungen von S. 207 bis 373 angehängt und giebt darin vorzüglich Sacherklärungen. Die Vossischen Anmerkungen zu Virgil haben hauptsächlich als Muster gedient, und Th. bewährt darin Fleiß und Gelehrsamkeit. Erhebliche neue Erklärungen sind Rec. darin nicht vorgekommen, und da sie auf der andern Seite die berührten Gegenstände nicht immer erschöpfend behandeln, so hätten sie viel kürzer abgefaßt werden können. Doch auch so liebt man sie mit Vergnügen und sie zeugen rühmlich für ihren Verfasser. Möge Hr. Th. mit gleichem Eifer fortfahren, sein Werk zu fördern.

THEOLOGIE.

KOPENHAGEN: *Theologisk Maanedsskrift*. April und May 1825. 200 S. 8.

Nur die zwey Probehefte dieser vor einigen Jahren erschienenen periodischen Schrift hat Rec. vor sich, sie haben aber das Verlangen nach Mehr nicht in ihm erwecken können. Nach öffentlichen Blättern ist Hr. N. F. S. Grundtvig der Herausgeber und die Hnn. Rudelbach, Lindberg, J. Holm, lauter in der dänisch-literarischen Welt, wenigstens bis 1820, unbekannte junge Männer, sind die Mitarbeiter. Alle sind, wie die vorliegenden Aufsätze zeigen, unzufrieden mit dem 18ten Jahrhundert, unzufrieden mit dem ersten Viertel des 19ten, unzufrieden mit dem, was Andere (deso zufriedener mit dem, was sie selbst) Aufklärung (Erläuchtung, *Oplysning*) nennen; unzufrieden mit mehreren der berühmtesten

und verdienstvollsten Theologen älterer und neuerer Zeiten; unzufrieden, wie es scheint, mit der ganzen Welt, nur nicht, soweit aus diesen Heften erhellt, mit sich selbst. Einer *Oppositionsschrift*, wie z. B. Schröter u. A. sie herausgeben, und deren Zweck es ist, wirklichen oder vermeinten Irrthümern auf dem Felde der theologischen Literatur entgegen zu arbeiten, ist Rec. nie abhold gewesen; sind es aber fast nur Klagen, Vorwürfe, Beschuldigungen, mitunter selbst Schimpfreden, deren man sich in einem solchen Blatte bedient, um seine Meinungen gegen Andersdenkende durchzusetzen, und berechnet man dasselbe, wahrscheinlich im Gefühle, mit den Gelehrten es nicht aufnehmen zu können, auf Leser des großen Haufens — wie wenigstens bey Grundtvig's Ansätzen unverkennbar der Fall ist: so kann ein friedliebender Rec. unmöglich Wohlgefallen an einer solchen Schrift und Lust zu ihrer Fortsetzung haben. — In der Vorrede von Dr. A. G. Rudelbach heist es unter Anderm S. 6: „Wir wissen nun einmal nichts Anders, oder wünschen doch nichts lieber und besser zu wissen, als ihn, den Gekreuzigten. In seinem Namen wollen wir mit dem heiligen Bernhard uns trösten, Alles zu haben.“ „Denn, sagt dieser, wie das Oel das Feuer nährt, den Gliedern wohlthut, den Schmerz lindert und also zugleich eine leuchtende, nährnde und heilende Kraft hat, so erleuchtet Jesu gesegneter Name, wenn er gepredigt wird; er nährt, wenn er in Ueberlegung gezogen wird; er lindert und heilt das Herz, wenn er recht angerufen wird.“ „Lieber denn, fährt Hr. R. fort, dieses Vorurtheil, als aller Welt Weisheit und Gerechtigkeit: denn wir kennen nur *Einen Namen* unter dem Himmel und auf Erden, worin alle Rettung gegeben ist.“ Aber macht es denn der bloße Name *Jesus* aus? Schon zu Jesu Zeiten mißbrauchte man diesen Namen, und bis auf den heutigen Tag gilt er Manchem mehr, als Jesu Lehre, Beyspiel, Welterlösung. „Wir bringen ihm (dem Leser dieser Zeitschrift) zugleich das Schwert und den Frieden. Nicht das Schwert allein: denn wir streiten nur *für* (? wollte Gott!) den Frieden in der Kirche Christi; nicht den Frieden allein: denn Mörder haben Gottes Weinberg überschwemmt und dessen Zäune durchbrochen“ u. f. w. *Ueber des 18ten Jahrhunderts Aufklärung in Sachen der Seligkeit*, von N. F. S. Grundtvig, S. 17 — 89, und S. 97 — 127. Ein Gemälde der religiösen Denkart des 18ten Jahrh., vor welchem der Vf. selbst erschrecken dürfte, wenn er Solches späterhin einmal mit kaltem Blute betrachten sollte. Friedrich d. Gr., Voltaire und Dr. Bahrdt sind dem Vf. in ihren Werken gleichsam die Repräsentanten der religiösen Denkart jenes Jahrhunderts; und wenn auch jeder derselben in mancher Hinsicht nicht ohne Nachtheil wirkte, so stifteten sie doch sicher auch großen Nutzen. Warum verschweigt diesen Hr. Gr.? warum erwähnt er Keines der unzähligen, vortrefflichen, glaubens- und verdienstvollen Theologen, Geistlichen und Weltlichen, aus derselben Zeit,

Zeit, nebst den Schriften, die sie jenen entgegen-
setzten? — Wie vertraut Hr. Gr. mit der Denk-
art der Theologen im 18ten Jahrh. seyn müsse, zeigt
unter andern die Bemerkung: „*Teller* in Berlin und
Semler in Halle strebten, um einem so grossen und
mächtigen Könige, wie *Friedrich* der Einzige war,
zu gefallen, nach dem wunderlichen Ziele zwi-
schen dem Christenthume und dessen Gegnern einen
Vergleich zu stiften.“ S. 18. Eine bisher unbekannte
göttliche Eigenschaft lernt man S. 115 kennen: „es
ist schlechthin unmöglich, das ein vernünftiger
Mensch das N. T. lesen kann, ohne zu finden, das
Jesus von Nazareth alle göttliche Eigenschaften hat,
ausgenommen diese: sein eignen Vater zu seyn,
welches sein Sohnname bestimmt ausschliesst.“ Ue-
bersicht des Schicksals, welches das Studium der
hebräischen Sprache und die Auslegung des A. T.
in Dänemark von 1790 bis 1820 gehabt hat; von
Jac. Chr. Lindberg. S. 40 — 50 und S. 128 — 144.
Die Uebersicht selbst ist nicht ohne Werth und zeugt
für des Vfs. Bekanntschaft mit dem Gegenstande
seiner Abhandlung. Wenn er aber sagt: „Der Un-
glaube brach ein in die christliche Kirche; mit der
Achtung gegen die Bibel vernichtete er die Lust,
die hebräische Sprache und die Denkmale des Alter-
thums gründlich zu studiren; der hochgepriesenen
Aufklärung wurde es nun leicht, sich des armen,
durch Judenwitz verderbten Hebräischen zu be-
mächtigen; über das A. T. zu exegetisiren traute
sich Jeder zu, welcher mit Unkunde im Hebräischen
und den verwandten Dialekten eine hinlängliche
Unverschämtheit verband, niederzureiszen und um-
zubilden, was für den Menschen das Wichtigste
war, und Hochmuth genug befals, zu behaupten,
seine eigenen ungereimten Meinungen finden sich
in der heil. Schrift; so ungefähr war es im Anfan-
ge des 19ten Jahrh. bestell; und was sich durch die
frechsten Schriften in Deutschland aussprach, gab
gewöhnlich bey uns ein mehr oder weniger starkes
Echo ab“ — so beweist er damit nur, das er die
Einseitigkeit in seinen Ansichten und die Unbeschei-
denheit in seinen Ausdrücken mit seinen Mitarbei-
tern an dieser Monatschrift gemein hat. — *Ueber
den Sadducismus in der heutigen Neologie*, vom
Licent. in d. Theologie, J. Holm. S. 51 — 64. Der
Vf. sprach in Amsterdam den aus seiner Schrift über
denselben Gegenstand, Leiden 1824, hinlänglich
bekannten Mr. da Costa, und fand dessen gezogene
Parallele zwischen den vormaligen Sadducäern und
jetzigen Neologen so passend und treffend, das er
dieselbe seinen Lesern nicht vorenthalten konnte.
Eine Neuigkeit wird S. 64 erzählt: „Die Neolo-
gen haben sich grössern Unwillen unter den ech-
ten Protestanten (in Hn. Lund's Sinne), als unter
den Katholiken zugezogen.“ Noch schlimmer, als
deutsche Gelehrte, kommt S. 54 der ehrwürdige
Prof. Hornemann zu Kopenhagen weg, der des un-

sinnigen Dr. Bohrdt mental-moralische Exegete an-
genommen und sogar (in einer lateinischen Rede) be-
hauptet hat: „das directe Mittel, Sündenvergebung
zu erhalten, sey nichts Andres, als des Menschen
moralisch-gute Beschaffenheit selbst.“ (Die von Chri-
stus und den Aposteln geforderte Busse scheint bey Hn.
L. wenig in Betracht zu kommen.) *Joh. Arnold Kan-
ne's* Nekrolog, von Rudelbach, S. 65 — 85, zum Theil
aus *Kanne's* Selbstbekenntnissen in dessen *Leben
merkwürdiger und erweckter Christen aus der pro-
testantischen Kirche*, Th. 1. gezogen. *Leo's XII.
Ablafsbulle für das Jubeljahr 1825, übersetzt und
mit* (passend gewählten) *Glossen aus Dr. Luther's
Schriften versehen* von Dr. Rudelbach, S. 145 — 171.
Den übrigen Raum füllen Recensionen, in deren Hin-
sicht Rec. nur die Eine Bemerkung sich erlaubt, das
er für seine Person es vorziehen und sich mehr ge-
ehrt fühlen würde, in einer solchen Zeitschrift bitter
getadelt worden zu seyn, wie z. B. dem verdienten
Schultheiss in Zürich wegen s. Schrift: *Epistola Ja-
cobi, commentario explanata*, Tur. 1824. begegnet
ist, als aus vollem Munde gelobt worden zu seyn,
wie solches Hn. Couard zu Berlin und dessen *Predig-
ten* widerfährt. Siehe S. 85 u. 172 ff.

SCHÖNE LITERATUR.

DRESDEN u. LEIPZIG, in d. Arnold. Buchh.: *Histo-
risch-romantische Erzählungen* von A. v. Trom-
litz. Dritter Band. 1827. Anna Groslot. 163 S.
Vierter Band. 1827. 178 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf. der vorliegenden beiden kleinen Romane
ist ein sehr gewandter und unterhaltender Erzähler,
der geschichtliche Stoffe wohl zu benutzen, mit Ge-
schmack zu bearbeiten und in die von ihm erfundene
Fabel geschickt zu verweben versteht. Für die bei-
den hier erscheinenden Novellen ist die Geschichte
der französischen Religionskriege die Fundgrube ge-
wesen. In der erstern kämpft, duldet, siegt und
wird glücklich *Anna*, die lebenswürdige Tochter
des hugenottisch gesinnten Bailli von Orleans, der
zugleich mit dem erhabenen Oberhaupte seiner Par-
tey, dem Prinzen von Condé, zum Tode verurtheilt,
aber durch den plötzlichen Tod von Franz dem Zwey-
ten gerettet wird. Die Erzählung ist reich an Schil-
derungen, welche die Aufmerksamkeit spannen, an-
ziehen, rühren und erschüttern. Die zweyte Erzäh-
lung beschäftigt sich mit der Ermordung des Herzogs
Franz von Guise, durch *Jakob Poltrot*; der Letztere
wird zu dieser That theils durch Haß gegen die
Feinde seiner Parthey, theils durch die Rache ver-
führt, die er an dem Schänder seiner Geliebten,
Chevalier Billi, und an dem Beschützer desselben,
dem Herzog, zu nehmen beschloffen hat. Der Ton
des Ganzen ist bald der einer sanften Wehmuth, bald
der des Furchtbaren und Entsetzlichen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ZWEYBRÜCKEN, b. Ritter: *Gefangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche für evangelische Christen.* 1824. VIII u. 569 S. 8.

Die Beurtheilung eines bestimmten vorliegenden Gefangbuchs gehört zu den schwierigeren Aufgaben für einen Rec. Wer je der Redaction eines solchen Buchs nahe stand, weiß, wie oft der bessere Mitarbeiter im Kampfe mit mittelmäßigen erliegt, wie Ein Sammler leicht ein Buch einseitig, viele Sammler es charakterlos machen. Gewöhnlich sind in einer solchen Commission Männer, die selbst gern wollen gefungen werden. Oft haben geistreich oder fromm seyn wollende Männer und Frauen Einfluss. Und wie unsicher, willkürlich u. s. w. die Neigung und Abneigung vieler Menschen in Bezug auf Lieder, sey, davon liesse sich ein Buch schreiben.

Was zuvörderst den Ausdruck: „gottesdienstlich“ auf dem Titel betrifft, der sich auf das Werk beziehen soll, so erscheint er deshalb unpassend, weil offenbar manche Lieder, wie 485 ff. bey dem Tode einer Gattin, nicht in der Kirche können gesungen werden.

In Hinsicht der Anordnung ist zu bemerken, daß die Metaphysik nicht mehr vorherrscht, und keine Rubriken, wie: Erhabenheit Gottes über die Zeit, Erhabenheit über den Raum u. s. w. vorkommen. Die Inhaltsanzeige könnte genauer seyn. Ueber das Wort Gottes z. B. sind an mehreren Stellen Lieder, und wer wird sie gerade 121—124 suchen? Es ist schwer über die Anordnung zu rechten; daß man aber mit der Würde des Menschen anfängt, wo doch der ganze Jammer über das Sündenelend hinterdrein kommt, fällt auf. Von Gott sollte ein Gefangbuch beginnen, am besten von demjenigen, was er an uns gethan. Daher Rec. es vorziehen möchte, wenn nach der alten Weise mit den Adventsliedern u. s. w. begonnen würde. Der heiligen Poesie liegt heilige Geschichte zum Grunde.

Die Anordnung ist folgende: Einleitung. Bestimmung des Menschen, Religion, Bibel. Glaubenslehre. 1. Gott und Schöpfung. 2. Vorsehung. 3. Gottes Wesen und Eigenschaften. 4. Von der Sünde und ihrem Elende. 5. Erlösung. Advent
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

bis Himmelfahrt — dann Jesu Wiederkunft — Christus als Haupt der Gemeinde, Wirkung durch das Lehramt, Gefinnungen gegen Jesum. (Diese letzte Anordnung ist jetzt häufiger. 6. Heiligung. Pfingstlieder — Verbreitung des Evangeliums. Besserung. 7. Mittel zur Heiligung und Seligkeit. 1—208.

Sitten- oder Tugendlehre: — Tugend, Pflicht. — Pflichten gegen Gott, Selbst- und Nächstenpflichten, so wie in besondern Verhältnissen. Zukunft — Kürze des Lebens, dann die vier letzten Dinge. 209—446. Endlich Lieder bey besondern Vorfällen. 447—560.

Die ersten Lieder, von der Bestimmung des Menschen, sind wenig populär, das dritte indess weckt den Sinn für's Erhabene. Nur 4—6 handeln von Unsterblichkeit. Das einfachste Lied hierüber ist im Schneeberger Gefangbuche: „Ich bin zur Ewigkeit geboren“ ein wirkliches Lehrgedicht. Doch geben die *Fragen* in Volksliedern leicht zu Mißverständnissen bey Jugend und Volk Anlaß. — Was soll die Personification der Religion Nr. 9? Ein Candidat sagte einst auf der Kanzel: „Religion, Tochter der Gottheit“ u. s. w., worauf die Bauern fragten: ob der liebe Gott nun auch eine Tochter bekommen hätte? 12—13 über Wort Gottes, kommt man endlich auf Gellert'sche Lieder und erquickt sich wahrhaft daran. Dank verdienen die Herausgeber, daß sie wenigstens Gellert geschont haben; nur an „Oft klagt dein Herz“ ist gewaltsam geändert. Die Lieder von Gott und der Schöpfung und Vorsehung stehen vor denen von Gottes Eigenschaften, gegen die Gewohnheit. Diese Partie ist mit die schwerste in einem Gefangbuche, und hier gar nicht gerathen. Es giebt alte Lieder, als: „Monarche aller Ding“, „Ein Herz, das Gott erkennen lernet“, denen man leicht die Flecken abwischen könnte, und die dann tiefer eindringen, als so viele, die gar vollständig, aber kalt sind. Auch unter den neuern sind manche der besten übersehen. Hierhin gehörten Psalmen, wie das Trierische G. B. Pl. 15, 10, 139, 104 sehr gut giebt; hierhin das Lied: „Der Herr ist in den Höhen“, das schon oft in Junglingen den Sinn für's Erhabene weckte. Wollte man viele der im vorliegenden Buche vorkommenden Lieder zu Katechisationen benutzen, so würde man finden, wie schwer dies ist. Constructionen, wie 14: „und wenn ihn nicht erreicht mein Flug“, sind zu schwer. Auch muß der Volksdichter die
Q (5) be-

beziehenden Pronomina so wenig als möglich gebrauchen. In unserm Buche muß man oft einen ganzen Vers zurückgehen, um endlich das Substantiv zu finden. Man vergleiche im Gegentheil das Lied 433, das zwar auch nicht ohne Flecken ist, doch durchgehends verständlich. Der Philosoph als solcher ließt unsere Gesangbücher nicht; das Demonstrieren kann hier nicht nützen. Das Volk bekomme einfache Lieder, und der Jüngling und wer sonst Sinn für's Erhabene hat, dem gebe man Poesie, nicht gereimtes Raisonement. 16: „Betet an, laßt uns lob-singen“, ist gut; dagegen 15: „Wie könnt' ich zweifeln, daß du bist“, wird keinen Zweifler beruhigen. Das Sternenlied ist auch nicht gerathen. Warum ist überhaupt das Rigaer Gesangbuch gar nicht benutzt? Ueber religiöse Ansicht der Natur giebt kein Gesangbuch so viel, als das Rigaer. Man hat im vorigen Jahrhundert nun einmal geglaubt, über jede Eigenschaft Gottes, die das Compendium aufstellt, müsse ein Lied gegeben seyn. Der sel. J. J. Rambach in Gießen hat hier wenig glücklich gearbeitet, und noch jetzt martert man sich an den prosaischen Liedern über die einzelnen Eigenschaften. Was aus einer vollen Seele über Gottes Herrlichkeit strömte, das gebe man so viel als möglich; z. B.: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht, — Gott ist mein Lied“ u. a., aber nicht diese Lieder über die göttlichen Eigenschaften, die aus Einem Gesangbuche wie Inventariestücke ins andere übergehen. Nr. 27 ist 354 zum Theil wiederzufinden. Nr. 28 ist das schöne Gerhard'sche Lied: „Du bist ein Mensch“ in eine andere Melodie gebracht, abgekürzt und gewaltsam verändert. Die herrlichen Stellen: „ach wie so oftmals schweigt Gott still“, oder: „Gott aber, der uns ewig liebt“, stehen ganz anders da. Wer sich solchen Prokrustesarbeiten unterzieht, bedenkt nicht, daß jedes Lied, welches wirkliche Poesie ist, auch nur in dem, man kann nicht sagen vom Dichter gewählten, sondern dem Dichter gegebenen Sylbenmaasse Werth hat. Aber man hat in vorliegendem Buche mit gar manchen Liedern, z. B. mit *Voss* Liede zum Jahreschluß, diese Prokrustesarbeit vorgenommen. Manche andere Bemerkungen sieht sich Rec. genöthigt, des Raumes wegen einem andern Orte vorzubehalten.

GESCHICHTE.

- 1) HAMM, b. Schulz: *Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens*. Im Namen des Vereins herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Erster Band, mit vier lithographirten Blättern. 1826. In vier Heften zu 118, 136, 117 und 124 S. 8.

- 2) MINDEN: *Westphalia. Beyträge zur vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde*. Herausgegeben von der historischen Section der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Minden. Erster Band, erstes Heft.

1828. 152 S. und *Codex diplomaticus* 40 S. 8. Nebst 3 lithographirten Tafeln.

Vielleicht möchte sich in keiner Provinz Deutschlands ein so reger Sinn für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde vorfinden lassen, wie in der Provinz Westphalen des Königreichs Preussen. Einen vollgültigen Beweis hierfür giebt, daß sich dort zu jenem Zwecke nicht allein zwey Vereine gebildet haben, sondern auch, daß beide bemüht sind, ihres schönen Berufs eingedenk, die gewonnenen Resultate zur öffentlichen Kunde zu bringen. Der erste dieser Vereine wurde durch den würdigen Domherrn Meyer zu Paderborn ins Leben gerufen. Er constituirte sich daselbst am 19ten Jul. 1824, erhielt aber seine jetzigen Statuten am 20sten Nov. 1826. Unter dem Namen *des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde Westphalens* bildet er zwar nur Eine Gesellschaft, welche jedoch in zwey Specialvereine, jeder unter einer besondern Direction, den zu Münster und zu Paderborn, zerfällt, und der ein gemeinschaftlicher Vorstand unter dem Namen eines Curatorii vorgesetzt ist. Die Tendenz dieser Gesellschaft ist rein-wissenschaftlich. Ihr Zweck ist, der allgemeinen Geschichte des Vaterlandes durch Erforschung der speciellen Geschichte der Provinz Westphalen nützlich zu werden. Die Mitglieder desselben sind verpflichtet, der Gesellschaft über vorhandene oder aufgefunden wichtige Quellen und Denkmäler der Geschichte Anzeige zu machen, und über Alles, was in ihrem Umkreise für den vorgesetzten Zweck Denkwürdiges existirt, oder geschieht, Bericht zu erstatten, nach Zeit, Verhältniß und Neigung, in einer so viel als möglich zu bewirkenden Vertheilung einzelner Bezirke und Ortschaften, zu gemeinsamen Forschungen, besonders bey Gegenständen, wo die genaueste Kenntniß der Localität wesentlich ist, beizutragen und dafür vollständig zu sammeln, um allmählig ein Ganzes zu erreichen; endlich etwaige Abhandlungen über geschichtliche und antiquarische Gegenstände dem Vereine zu widmen, welche in der Versammlung vorgetragen, oder aus denen Bericht erstattet wird, und die mit Erlaubniß des Verfassers und nach dem Beschlusse der Gesellschaft zum Druck befördert werden. Für diesen Zweck ist das von dem Verein herausgegebene *Archiv* bestimmt; außerdem hat derselbe einen Grund zu einem vaterländischen Museum gelegt, und eine Kasse durch freywillige Beyträge gebildet, um für das *Letztere* Denkmäler, Handchriften u. s. w. anzukaufen.

Der zweyte dieser Vereine hat sich in dem Schooße der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Minden gebildet, indem sich mehrere Mitglieder derselben unter dem 2ten May 1828 zu einer historischen Section der Westphälischen Gesellschaft constituirten. Ihren Statuten nach widmet sich die Thätigkeit und Wirksamkeit dieser Section überhaupt dem allgemeinen Interesse der vaterländischen Geschichte durch Erforschung, Er-

Erläuterung, Sammlung oder Aufbewahrung vaterländischer Geschichtsquellen und Antiquitäten; insbesondere aber den geschichtlichen Forschungen ihrer Mitglieder über die Geschichte Westphalens und vaterländischer Alterthümer durch Austausch oder Communication mit andern Vereinen, durch gemeinschaftliche Berathungen in den monatlichen Versammlungen der Section, so wie durch eigene Abhandlungen und Mittheilungen, Berichtserläuterungen oder Vorträge. Letztere werden mit Erlaubniß des Verfassers und nach dem Beschlusse der Section in besondern Heften zum Druck befördert.

Was nun die Leistungen beider Vereine, insofern sie durch den Druck zur öffentlichen Kunde gebracht worden sind, anbetrifft, so liegen diese in den beiden oben angegebenen Zeitschriften vor, und so mögen die wichtigern Aufsätze in denselben kürzlich hier angedeutet werden.

Dahin rechnet Rec. in Nr. 1. die Berichte über das Archiv zu Corvey und zu Marsberg; die Untersuchung des Hn. L. v. Ledebur über die Grenzen zwischen Engern und Westphalen, welche sehr wichtige Beyträge zu einer geographischen Bestimmung der Gawe Westphalens enthält; die Beschreibung der merkwürdigen Gerolds- und Bartholomäus-Kapelle zu Paderborn, mit zwey Abbildungen in Steindruck, vom Frhn. v. Brencken; die Nachrichten über einen alten Gerichtsplatz am Donnersberge bey Warburg und Wormeln, aus Urkunden zusammenge stellt vom Hn. Präsidenten v. Spilcker; die von dem Herausg. mitgetheilten Corvey'schen Güterregister und Heberollen; die Abhandlung über den Defenberg bey Warburg, nebst einer Abbildung in Steindruck, vom Hn. Domherrn Meyer; das Bruchstück aus einer gereimten Legende vom heil. Aegidius, vom Hn. Bibliothekar Jacob Grimm; die Untersuchungen über die Lage des Gau Borocetra, vom Hn. v. Medem; die Uebersicht der Freystühle in der Grafschaft Waldeck, vom Hn. Kirchenrath Varnhagen; der Beytrag zur Geschichte des westphälischen Handels im Mittelalter, vom Hn. Dr. Stüve (an Caravanenhandel mit orientalischen Producten sey nicht zu denken); die Abhandlung über den ehemaligen Schilderzoll in der Stadt Paderborn, vom Hn. Criminaldirector Gehrken; einen interessanten Beytrag zur chemischen Geschichte der Siegel, vom Hn. Dr. Witting; eine Untersuchung über den Namen Westphalen, von Hn. Jacob Grimm („In dem *formáli* der *Snorra-Edda* wird der drey Söhne Odin's: *Veggdegg*, *Beldegg* und *Siggi* gedacht, und zwar den erlien die Herrschaft über Ostfachsen — *austr fuxa land* —, dem zweyten die über Westphalen beygelegt — *hann diti that land er nú heitir Vestfal* —. Die ganze genealogische Nachricht ist sichtbar aus einer angelsächsischen Quelle geflossen. Das lehrt schon die unnordische Form der Namen *Veggdegg* und *Beldegg* (angelsächsisch *Kügdæg*, *Büldæg*), der letztere lautet *Balldr* auf altnordisch. Schlägt man nun die angelsächsischen

Genealogieen in der *Chronologia Saxonica* nach, so erscheinen auch hier *ad ann.* 547, 560, 597 *Bäldæg* und *Vägdæg* als Söhne des *Vóden*, und *ad ann.* 566 unter des *Vägdæg* Nachkommen ein *Vester-falcna*. Hieraus folgern wir zweyerley: Einmal Zusammenhang des Namens *Westfal* mit unsern alten Mythen. Dann drückt das angelsächsische *falcna*, oder besser *falca*, den Namen eines Vogels aus; weil aber das sächsische *falca* im Hochdeutschen *valho*, *saluhho* lautet, so führt der Name bedeutend auf jene alte Form *westfalch*, *ostfalch*. Wir betrachten es nicht als ausgemacht, daß *Westfal* ursprünglich *Westfalk* bedeutet habe, der Ausfall des sächsischen *c* ist ungewöhnlich, und das Wort *valho* scheint dennoch undeutlich und aus dem Lateinischen eingeführt. Allein der Urheber jener angelsächsischen Genealogie muß sich auf irgend eine Weise die Begriffe *fal*, *falch* und *salho* verbunden gedacht haben, und die dadurch begründete Auslegung verdient, als die älteste und keineswegs rein erfonnene, unter allen Aufmerksamkeit“); eine Abhandlung über den Verfall der westphälischen Städte, insbesondere der Stadt Rütthen, und eine höchst schätzbare, gegen das üblich werdende Generalisiren der Germanilien gerichtete Abhandlung von dem Herausg., über die Entstehung der Meyergüter im Stift Corvey und deren Erblichkeit; endlich der Aufsatz des Hn. v. Ledebur über die Grenzen des von Karl dem Gr. der Osnabrück'schen Kirche geschenkten Forstbannes und über die Errichtung und erste Dotation der Benedictinerabtey Marienmünster in der Paderborn'schen Diöcese, vom Hn. Dr. Gehrken. Sehr verdienstlich sind außerdem die zahlreich mitgetheilten Urkunden, deren fast jede einen Gegenstand des deutschen Rechts erläutert, und von denen das mitgetheilte Stadtrecht, welches der Bischof Balduin von Paderborn dem Orte Schwanzy im J. 1344 verlieh, eine der ersten Stellen verdient. Unter den jedem Hefte zum Schlusse beygegebenen Miscellen findet sich gleichfalls manche höchst interessante Notiz, z. B. von Hn. Ritter v. Lang über die rothe Erde in Westphalen, daß *roth* so viel bedeute, als *unterworfen*, *zinsbar*, *klein*, im Gegensatz von *weiß*; so daß sich das westphälische rothe Erdreich auf die Abhängigkeit von dem *weißen* Hauptlande der Karolingischen Franken beziehe („Westphälische Erde bedeutet dann überhaupt den Gerichtssprengel der westphälischen Gerichte, die *rothe* Erde aber den Ausfluß und die Abhängigkeit dieser Gerichtsbarkeit vom Kaiserstaat, oder der *weißen* Erde.“); über das Wort *veme* von Grimm, über ein Basrelief von weißem Marmor in der Domkirche zu Paderborn, mit Abbildung u. s. w. — Uebrigens ist zu bemerken, daß dieses Archiv ungehindert fort erscheint, indem von dem zweyten Bande bereits drey Hefte und von dem dritten Bande das erste in der Meyer'schen Buchhandlung zu Lemgo erschienen ist. Da aber das vierte Heft des zweyten Bandes durch die Saumseligkeit der frühern Verleger noch nicht in den Verkehr gekommen ist, so hat Rec. bis da-

dahin, daß es geschehen wird, die Anzeige desselben verschoben.

Nr. 2. erscheint in Heften, deren Herausgabe an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Zu dem Abdruck von Urkunden sind in jedem Hefte etwa zwey Bogen mit besondrer Seitenzahl bestimmt. Diese werden auch noch besonders als *Codex diplomaticus* in einer beträchtlichen Anzahl von Exemplaren abgedruckt, um ein für sich bestehendes Ganzes bilden zu können. Vorläufig ist in demselben eine sehr vollständige Reihfolge von städtischen Urkunden aus dem rathhäuslichen Archiv der Stadt Minden zum Abdruck bestimmt, in deren Zusammensetzung aber nicht weiter, als bis zum Jahre 1500 herabgegangen werden soll. In diesem Hefte ist der Anfang mit 31 solcher Urkunden gemacht, deren älteste vom J. 1232, die jüngste zwischen 1324—1346 datirt. Von wichtigern Abhandlungen sind nur zwey geliefert: I. *Des Germanicus Feldzüge gegen die germanischen Völker*, vom Hn. Justizcommissair L. Koch, Beiträge zur geographisch-historischen Kritik der Römerzüge in Deutschland, mit vieler Polemik gegen die in dem v. Wersebe'schen Werke über die Völkerbündnisse der Deutschen aufgestellten Hypothesen, und II. eine sehr ausführliche und wohlgelungene Abhandlung über die Gegend von Wildeshausen, besonders in alterthümlicher Hinsicht, von G. W. A. Oldenburg und J. P. E. Greverus, zu der auch die saubern Steintafeln gehören, deren erstere die Gegend um Wildeshausen mit den Fundorten alterthümlicher Reste, die zweyte und dritte Aschenkrüge u. dgl. abbildet. Gegen das Alterthum der Fig. 13. hegt Rec. bedeutende Zweifel, da sie offenbar die Fortuna mit ihrem Schleyer darstellt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CASSEL, im lithogr. Institute: *Anleitung zur Ertheilung des Schreibunterrichts*, nach den in dem Lithographischen Institute Gech und Rausch lithographirten Schreibbüchern entworfen und mit Tabellen erläutert von *Heinr. Karl Friedr. Weber*. 1826. 30 S. 8. (nebst 4 Tafeln).

Auch unter dem Titel;

Anleitung u. s. w. nach den, für die öffentlichen Schulen in Kurhessen verfertigten methodischen Schreibbüchern u. s. f.

Mit dieser neuen Methode, die Kinder von Bauern, Tagelöhnern, Soldaten u. a. zur geringern Volksklasse gehörenden Aeltern im Schreiben zu unterrichten, kann sich Rec. nicht befreunden. Es ist wahr, die Bequemlichkeit der Schullehrer erhält dadurch neuen Vorschub; die kleinen Kinder werden sich, anfangs wenigstens, an den vielen bedruckten Pappstreifen, den Tabellen und den schö-

nen Schreibbüchern ergetzen, und dem lithographischen Institute zu Cassel, auf dessen Betrieb diese Methode in den kurhessischen Volksschulen eingeführt werden soll, mag aus dem Abfatze der Tabellen, Schreibbücher u. s. w. ein ganz artiger Vortheil erwachsen. Aber schon der Umstand, daß die Methode eingeführt werden soll, erweckt ein Vorurtheil gegen ihre Güte: indem das wirklich Gute sich gern von selbst empfiehlt und keines Zwanges bedarf. Und ob nicht diese Art der Schreiblehre, ähnlich der Frag- und Antwort-Methode in Katechismen, die Lehrer in einer maschinenmäßigen Behandlung ihres Dienstes bestärkt? ob die Kinder eben so leicht an vor ihnen liegende Pappstreifen und lithographirte Viertelsbogen, um sie abzuschreiben, als an vom Lehrer vorge schriebene Buchstaben, Wörter, Zeilen u. s. w. sich gewöhnen werden? ob es nicht Kindern von so zartem Alter, wie doch Anfänger im Schreiben meist sind, zu viel zugemuthet ist, wenn sie nach S. 4. 5. 9 u. s. f., als bloße Vorbereitung zum Schreibunterrichte, lernen sollen, was schiefe oder schräge, senkrechte, wagrechte, ungleichlaufende, gleichlaufende Linien, was Wellenlinien, Bogen, Kreise, Ovale, was Grund- und Haarstriche, Grund- und Haarzüge u. s. w. sind? ob nicht überall diese vorgeblich zur Erleichterung dienende Methode, wenn auch nicht für den Lehrer, so doch für die Schüler, mehr Aufwand von Zeit und Mühe erfordert, und sie dabey über den letzten Zweck aller Schreibkunst, das durch Schriftzeichen auszudrücken, was man sonst durch ausgesprochene Worte zu erkennen giebt, leichter verwirrt, als die bisher gewöhnliche und einfache Art der Schreiblehre? — darüber will Rec., der nie schreiben lehrte, aber in allen seiner Aufsicht anvertrauten Schulen diesen Unterricht ohne lithographische Hilfsmittel mit recht gutem Erfolge ertheilen sah, sein Urtheil zurückhalten, bis ihn eine längere Erfahrung dazu in den Stand setzt, gründlich darüber urtheilen zu können. Jedenfalls sieht S. 6 die Warnung an ihrem rechten Orte, nach welcher „der Lehrer sich nicht auf weitläufige Erklärungen von den verschiedenen Arten der Winkel und Figuren einlassen und sich erinnern soll, daß die Schüler zur Schreibkunst, nicht zur Geometrie vorzubereiten sind.“ Auch ist es eine gute Lehre, daß nach S. 29 f. außer dem eigentlichen Zwecke der Schreibkunst mittelst ihrer auch der Sinn fürs Schöne und die Liebe zur Ordnung in den Kindern geweckt werden soll; nur leuchtet nicht ein, warum es eben hierzu lithographischer Vorschriften bedarf? Die Vorschriften selbst sind beyfallswerth; aber das Papier in den Schreibbüchern könnte besser seyn. Sowohl die Mönchsschrift auf dem Titel, als die an Weisbinderarbeit erinnernden vielen Schnörkel, womit sie umgeben ist, haben für den Rec. etwas äußerst Widerliches.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

THEOLOGIE.

GOTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Der Religionsglaube der Apostel Jesu, nach seinem Inhalte, Ursprunge und Werthe*, von Dr. Georg Christian Rudolph Matthäi. Erster Band. 1826. XLII u. 772 S. 8. (8 Rthlr.).

Für die Darstellung des Religionsglaubens der Apostel Jesu setzte sich d. Vf. die Aufgabe, zu zeigen: „was und wieviel der frühere oder gleichzeitige jüdische, und was und wieviel der erklärte Glaube Jesu zu dessen Schöpfung beytrug; worin er von jenem und von diesem abwich, und woher es kam, daß er von beiden abwich.“ Ohne Zweifel eine sehr interessante Unterfuchung, deren glückliches Gelingen nicht nur einen großen Reichthum an Kenntnissen und einen tief eindringenden Forschungsgeist, sondern auch eine gänzliche Unabhängigkeit von vorgefaßten Meinungen und einen lebendigen Eifer für echtes Christenthum erfordert. Daß es dem Vf. an diesen Erfordernissen nicht gänzlich fehle, dafür zeugt nicht nur das eigene Bewußtseyn, mit welchem er dem Publicum diese Schrift darbietet, sondern auch der Inhalt derselben. Zu bedauern ist nur, daß man nicht selten in den Entwicklungen seiner Ideen die Leichtigkeit, in seinen Darstellungen die Klarheit und in seiner Schreibart überhaupt eine gefällige Form vermisst. Der Vf. selbst war sich, als er die Vorrede schrieb, dieser Mängel bewußt (S. XXVII.); doch scheint er nicht genug erwogen zu haben, wie viel vollkommener, als jetzt, aller Wahrscheinlichkeit nach, sein Zweck hätte erreicht werden können, wenn er vor der Herausgabe seines Werks bemüht gewesen wäre, die daran wahrgenommenen Unvollkommenheiten zu verbessern. Allein auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt verdient diese Schrift der Aufmerksamkeit derer empfohlen zu werden, für welche sie bestimmt ist. Dies scheint am sichersten durch Darlegung des Wesentlichsten ihres Inhalts und durch Hervorhebung einiger den Forschungsgeist und das Eigenthümliche in den Ansichten des Vfs. charakterisirenden Stellen geschehen zu können. Hierauf wird sich daher der folgende Bericht größtentheils einschränken, und dies um so mehr, da eine ausführliche Kritik dieses Werks ein eignes Buch erfordern würde. — In einer Einleitung, welche 198 Seiten einnimmt, wird zuerst von dem religiösen Glauben überhaupt, und darnach

insbesondre von dem Religionsglauben der Apostel geredet. Der Vf. hält es für nöthig und gerecht, daß man *Religion* und *religiösen Glauben* wohl unterscheide. „*Religion*, recht gefaßt“, sagt er, „muß immer objectiv seyn, und ist im wahrhaft objectiven Sinne der Inbegriff, das Totum solcher Vorstellungen und Begriffe von Gott und dem Göttlichen, welche mit der Realität (der Art des Seyns und Wirkens, der Objectivität) Gottes und mit dem Wesen der göttlichen Verhältnisse in strenger allseitiger Harmonie stehen, oder nach welchen der Mensch Gott und das Göttliche denkt und sich vorstellt, wie Gott und das Göttliche wahrhaft, d. h. an sich beschaffen sind.“ Dieser Erklärung zufolge kann kein Mensch *Religion*, sondern nur einen *Religionsglauben* haben, dessen allgemeinen Begriff der Vf. also bestimmt, daß er sey (S. 5) „der Inhalt des von der Natur gegebenen und durch Ueberlieferung, Aufsenwelt, Selbstdenken u. f. w. angeregten und idiomatisch entwickelten und ausgebildeten Gefühls oder Ideals vom Göttlichen d. i. Ueberirdischen, Absoluten.“ Jesus hatte Religion, die Apostel aber nur Religionsglauben. Rec. bemerkt hierbey, daß Hr. Dr. Eckermann (f. Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehre; Th. 1. S. 76 ff.) dasjenige, was hier *Religion* genannt wird, als die *objective Religion*, dasjenige aber, was hier *Religionsglaube* heißt, als die *subjective Religion* bezeichnet und sich über beide mit mehr Klarheit und Bestimmtheit geäußert hat. — Um den Ursprung des religiösen Glaubens zu erklären, unterscheidet der Vf. Quelle, Grund und Anlaß derselben. Als Quelle nennt er Ahnung, Gefühl, Receptivität, Kraft, Trieb, Vorbild, Typus, Keim des Göttlichen, im Allgemeinen „das unbestimmte Etwas, welches in dem sinnlich geistigen Menschen durch mancherley Impulse wach und rege wird, um ihn über das Irdische, das sinnlich Sicht- und Vernehmbare zu erheben.“ Den Grund der Kenntniß des Göttlichen leitet er von der Wißbegierde her, vermittelt welcher der Mensch dasjenige, wovon er auch nur eine dunkle und unbestimmte Ahnung hat, näher und bis auf den Grund erforschen zu können wünscht. Nach dieser Erklärung aber befindet sich nicht bloß, wie der Vf. lehrt, die Quelle, sondern eben sowohl der Grund des Religionsglaubens im Menschen selbst. Der Anlaß zum Gottheitsglauben liegt in der Aufsenwelt, die im harmonischen Einklange mit dem Innern des Menschen, der

Religionsquelle in ihm, gleichsam sympathisirt und den wilsbegierigen Verstand, welcher schon durch die Ahnung interessirt wird, immer kräftiger erregt, spannt, auffordert. — Nach Darstellung der Ursachen von den Verschiedenheiten in der Ausbildung des religiösen Glaubens wird der Entwicklungsgang dieses Glaubens bey den Hebräern nachgewiesen. In der folgenden Untersuchung unterscheidet der Vf. die Quellen des Religionsglaubens der Apostel von den Quellen der Darstellung desselben. Als jene werden genannt: das A. T., der Unterricht, welchen die Apostel von den Rabbinen in den Synagogen empfangen; der religiöse Umgang, welchen sie mit Jesu, oder, wenn nicht mit ihm selbst, mit seinen Freunden, die seinen Geist, seine Grundsätze und Gesinnungen in sich aufgenommen hatten, pflegten und unterhielten. Hierzu kam noch nach seinem Tode der ihnen versprochene Geist, der sie in alle Wahrheit leiten, lauter wahrhaft göttliche Gedanken in ihnen wecken, sie über die Zukunft beruhigen und ihnen der edelste Stellvertreter Jesu seyn sollte. — Der Vf. hält jedoch die Wirkung des *πνευμα* auf die Apostel eben so wenig für eine Einwirkung von außen, da solche mit der Natur des menschlichen Geistes unvereinbar seyn würde, als er die Bekehrung des Apostels Paulus für die Folge einer wunderbaren Einwirkung von außen hält. — Schwankend und zu keinem sichern Resultat hinführend erscheint dasjenige, was S. 99 ff. von den neuen Religionsvorstellungen gesagt wird, welche die Apostel während ihres Aufenthalts im Auslande, oder durch unmittelbaren und mittelbaren Verkehr mit dem Auslande bekommen haben sollen. „Auf diesem Wege, heist es S. 99 ff., hat vielleicht Paulus seine Lehre von der himmlischen Bekleidung der Seelen nach dem Tode, — seine künftliche Unterscheidung der mannichfaltigen Kraftäusserungen oder Wirksamkeiten des *πνευμα*, Johannes seine Lehre vom *λογος*, der Apokalyptiker seine Lehre von den sieben Geistern um den Thron des Hochgelobten überkommen u. s. w.“ — Da der Religionsglaube der Apostel in dieser Schrift nach seinem Ursprunge, nach seinem Inhalte und nach seinem Werthe betrachtet werden sollte, so glaubte der Vf. auch für die Darstellung desselben drey Quellen unterscheiden zu müssen. Als Quellen für die Nachweisung des Ursprungs des apostolischen Religionsglaubens werden genannt, ausser dem kanonischen und apokryphischen A. T., einige Pseudepigraphen desselben, Philo von Alexandrien, Josephus und der ältere Talmud. Quellen für die Darlegung des Inhalts des apostol. Religionsglaubens sind nur die Schriften des N. T. — In Allem, was S. 115—153 über die völlige Harmonie der Lehre der Apostel mit ihrer eigenen, innigsten Ueberzeugung, über die Meinung, daß die Schüler Jesu, insonderheit Johannes, Vieles, was sie von Jesu hörten und sahen, unverzüglich aufgezeichnet haben(?) u. s. w., umständlich ausgeführt ist, zeigt sich der Vf. zwar als selbstforschend, doch so, daß gegen seine Behaup-

tungen noch Manches zu erinnern seyn dürfte. — Als Quellen für die Werthschätzung (Schätzung oder Beurtheilung des Werths) des Glaubens der Apostel werden Geschichte und Vernunft angegeben. Die in Beziehung auf jene hier mitgetheilten Bemerkungen sind von geringer Wichtigkeit. Ausführlicher erklärt sich der Vf. über die Vernunft, welcher er das Recht und die Pflicht beylegt, den Werth des fremden Glaubens zu schätzen, der ihr angeboten wird, um ihn sich eigen zu machen. In sehr starken und wohl nicht durchaus zu billigenden Aeusserungen wird S. 157 gezeigt, wie Gott als der grösste Despot erscheinen würde, wenn er von den Menschen fordern wollte, daß sie glauben sollten, was ihre Vernunft als wahr und heilsam nicht erkennen könnte. — „Jesum habste alles Formelwesen, welches den freyen, selbstkräftig aufstrebenden Geist bindet und niederschlägt. Dunkles und Unbegreifliches hat die Religion Jesu in den Glauben der Menschen nicht hineinlegen wollen. Die grösste aller Religionen will, wie über das Leben, so über den Glauben ihrer Jünger Licht verbreiten. — Es ist im N. T. weder lauter Göttliches, noch lauter Menschliches enthalten. — Ist schon Pflicht, den Werth und die Güte des Religionsglaubens des grossen Nazareners zu überlegen, wie viel nothwendiger mag es seyn, den Glauben seiner Schüler zu prüfen, die manche ihrer frühern Vorurtheile bebehielten!“ — So vernunftmässig diese und mehrere ähnliche Ansichten sind, so schwer dürfte es seyn, einige der folgenden Aeusserungen, z. B. S. 168 ff., besonders aber das Raisonement über *Mythen* (S. 179 ff.), dergleichen es viele im A., aber keine im N. T. geben soll, damit zu vereinigen. Ueber die *Mythen* des N. T. urtheilt der Vf. also (S. 182): „Die Erzählungen von Christus Verklärung, der den Aposteln widerfahrenen Engelererscheinungen oder ihres Fortgerissenseyns in das himmlische Paradies, wie alle vorhin gedachten und übrigen sogenannten *Mythen*, lagen ihrem Inhalte nach unveränderlich implicirt im Innern der Apostel; äussere Impulse, dergleichen unzählige mögliche waren, regten das Innere auf, und das aufgeregte Bewusstseyn brachte das Geglaubte zur Entwicklung.“ Es scheint dieser Erklärung ein unrichtiger Begriff von *Mythen* zum Grunde zu liegen. — Nach einigen Bemerkungen über eine zweyfache Ordnung in der Darstellung des Religionsglaubens der Apostel, kündigt der Vf. den Plan seines Werks mit folgenden Worten an (S. 196 ff.): „Die Folge, in welcher der Glaube nach seinem merkwürdigsten Inhalt entwickelt werden wird, muß der innere Zusammenhang angeben, welcher die verschiedenen Glaubensvorstellungen hält und bindet, und sie soll sich in diejenige Ordnung stellen, welche die successiven Entwicklungen des Glaubens übersehen läßt. — Da Gott den Aposteln der Anfang und das Ende alles religiösen Seyns und Denkens ist, von welchem Alles ausgeht und auf welchen Alles zurückgeht: so bezeichnet der Gottesglaube die erste Epoche des

Religionsglaubens. — Die Apostel glaubten, die Kraft und der Wille Gottes gebe wie in natürlichen; so in übernatürlichen Phänomenen sich kund. Daher schließt sich zunächst und unabtrennbar an den Gottesglauben der Offenbarungsglaube, die *zweite* Epoche des Religionsglaubens. — Das menschliche Erkennen des Seyns und Wirkens Gottes bleibt immer ein Untergeordnetes, und dieser Charakter desselben fiel leicht ins Auge; der Glaube drang schnell vorwärts zu der Vorstellung übermenschlicher Geister. Daher wird der Geisterglaube die *dritte* Epoche des Religionsglaubens seyn. — Weil das Unheil, welches die bösen Geister in allen Formen auf Erden anrichteten, nicht ungestört Oberhand behalten sollte, so mußte ein höchster guter Engel zur Erlösung kommen. Daher bildet der Messiasglaube die *vierte* Epoche des Religionsglaubens. — Der Messias hat der Sache Gottes den Sieg gegeben. Die Folge davon ist die ewige Glückseligkeit der Sieger. Der Unsterblichkeitsglaube bezeichnet die *funfte* Epoche des Religionsglaubens. — Der gegenwärtige *erste* Theil dieses Werks umfaßt nur die *erste* und *zweite* Epoche. In der ersten Epoche, überschrieben: Gottesglaube, wird zuerst von dem Seyn, dann von dem Wirken Gottes gehandelt. „Das Seyn Gottes, als des Urgrundes alles geistig und sinnlich Vernehmbaren, wollen die Apostel weder einleuchtend und absolut beweisen, noch setzen sie es unverfehlend(?) voraus. Zur Anerkennung desselben ist ein innerer Frömmigkeitstrieb unentbehrlich, als aus welchem sich ein unwiderstehlicher Glaube entwickelt. Daher können die Christusgläubigen, bey dem ihnen eigenen Frömmigkeitstribe, dem göttlichen *πνευμα*, in der Erscheinung Christi den höchsten Beweis des Seyns und der Fürsorge (Vorsehung) Gottes finden. „Wer aber Jesum für den Christus anerkennt, der wird noch andre, wenngleich nicht so dringende, doch hilfreiche Glaubensgründe finden.“ Als solche werden angeführt viele Erscheinungen in der Geschichte, besonders des Hebräervolks; dann das herrliche Weltall, und endlich das Bewußtseyn eines inneren Tugendgesetzes oder des Gewissens. Von dem letzten hier aufgestellten Glaubensgrunde wird gesagt, daß es ihm an philosophischer Schärfe und nöthiger Ueberzeugungskraft gebreche. Aber mit wie viel größerm Rechte läßt sich dies von den zuerst hier aufgestellten Glaubensgründen behaupten? — Unter der Ueberschrift: Arten des Seyns, wird von den Eigenschaften Gottes gehandelt, und zwar nach folgender Anordnung: Numerisches, selbstbeständiges Seyn; nur Ein Gott und zwar ein lebendiger und persönlicher Gott (ὁ θεὸς ζων καὶ ἀληθινός). Dynamisch und substantiel *beharrendes Seyn*; Allgegenwart. Die Apostel dächten sich unter dieser Art des Seyns Gottes kein persönliches Allverbreiteseyn. — „Das Bewußtseyn von der unerfaßbaren Größe und Allvollkommenheit Gottes, welches Jesu einlag(?), ließ nicht zu, daß er Gott für sinnlich anschaulich hielt. — Ganz andre Vorstellungen findet man im A. T.“ Als Resultat der hier mitge-

theilten Bemerkungen wird angegeben (S. 227), daß die apostolische Vorstellung von einem Allverbreiteseyn der Gottheit in der Welt die andere von ihrer nächsten und persönlichen Gegenwart im Himmel weder zerstöre, noch beschäme. „Kraft und Wesen ist zweyerley. In Christus ist z. B. die Gottheit dynamisch, potential, auf das herrlichste und auffallendste gegenwärtig; aber die Essenz, Substanz bleibt dem und da, wo sie ewig allein war und hingehört.“ — Körperlich organisiert und rein geistiges Seyn, sichtbares und unsichtbares. Der Vf. sucht aus einigen Aussprüchen im N. T., die er nicht bildlich verstanden wissen will, zu beweisen, daß die Apostel sich die Person Gottes in einer feinen, glanzreichen Umhüllung (im Lichte) gedacht und sich vorgestellt haben, Gott sey von Christus in seiner Persönlichkeit erschauet worden. — Intellectualles und moralisches Seyn; Allwissenheit, absolute Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Liebe (Vaterverhältniß). Indem der Vf. die Ansichten, welche die Apostel von diesen Eigenschaften Gottes hatten, aus dem N. T. entwickelt, sie dann sowohl mit den Aussprüchen Jesu, als auch mit denjenigen Vorstellungen vergleicht, welche hierüber im A. T. enthalten sind, und solche mit seinen eignen Urtheilen und philosophischen Reflexionen begleitet, trägt er so viel Lehrreiches und selbst in praktischer Hinsicht Wichtiges vor, daß man auf diesem Wege seiner Untersuchungen ihn nicht anders als mit Hochachtung und Zufriedenheit begleiten kann. Nur mit seiner Entwicklung des Begriffs von der Vorherbestimmung Gottes dürften die meisten seiner Leser eben so wenig, als er selbst (Vorr. S. XXVII) zufrieden seyn. Am Ende seiner über dies schwierige Thema angestellten Betrachtungen sagt er (S. 291): „Durch solche Reflexionen ist denn wohl ein logischer Zusammenhang zwischen der göttlichen Allwissenheit und der menschlichen Selbstbestimmung vermittelbar. Gleichwohl muß man gestehen, daß wenig (Rec. meint: Nichts) erklärt sey. Die Zeitlosigkeit und Unveränderlichkeit Gottes und die Anfangslosigkeit aller Dinge vor ihm sind überirdische Unbegreiflichkeiten. Nun heißt aber, eine Unbegreiflichkeit aus einer andern begreiflich machen, nicht: sie hinwegräumen, sondern: die Unbegreiflichkeit erweisen.“ Dynamisch-thätiges Seyn; Allmacht, „die kraftvollste, ununterbrochne und unaufgehaltne, von Ewigkeit her wirkende und überall fortwirkende Thätigkeit Gottes.“ Substantiel-thätiges Seyn; Seligkeit, die nach dem Vf. nur in einem gleichmäßigen, nie erhöhten und nie verminderten Zustande der Liebe zu dem absolut Guten bestehen kann; und Ewigkeit, von welcher Eigenschaft Gottes Alles, was über sie im N. T. vorkommt, auch schon im A. T. gelehret war. Allvollkommenes oder harmonisches Seyn; der Inbegriff, die Totalität aller Arten des Seyns und ihrer gegenseitigen Harmonie. Einige Apostel, namentlich Paulus und Jacobus, haben, wie auch Jesus selbst, nur auf Eine Seite der göttlichen Allvollkommenheit, die moralische, hingedeutet. Da-

gegen hat der Apokalyptiker die Bestandtheile der Allvollkommenheit Gottes künstlich nach dem System zusammengesetzt. „Er schildert mit *drey* Charakteren das ewige, überirdische Wesen Gottes, und mit *sieben* seine der Welt offenbar gewordene Größe (Offenb. 1, 4), und läßt die Engel vor seinem Throne nach der Zahl der *sieben* Geister Gottes *sieben* Worte der Anbetung sagen (Offenb. 7, 12).“ Nach der Erklärung des Vfs., die aber wohl Manchem sehr willkürlich und gewagt vorkommen möchte, sagt jedes Wort des Lobes eine höchste Vollkommenheit aus und jede höchste Vollkommenheit ist als ein besonderer Geist personificirt, so daß in jener Stelle sieben göttliche Vollkommenheiten gepriesen sind. — In einer Anmerkung wird das gewöhnliche Schema der kabbalistischen Sephiroz vorgelegt. Verherrlichungswürdiges Seyn Gottes. Hier werden die Vorstellungen der Apostel von wahrer Gottesverehrung; und deren Aeußerungen mit den Ansichten der Hebräer im A. T., der Phariseer, Essäer und Therapeuten, des Philo und der Rabbinen, zuletzt auch mit den musterhaften Belehrungen Jesu hierüber, auf eine sehr lehrreiche Weise verglichen. Der *zweite* Hauptabschnitt in der Darstellung des Gottesglaubens der Apostel hat das Wirken Gottes und die Arten dieses Wirkens, die Schöpfung und Fürscheidung zum Gegenstande. In der Darstellung der eignen Ansicht des Vfs. von der Wirklichkeit Gottes sind die Spuren seines Scharffsinns nicht zu verkennen, obgleich es ihm so wenig als irgend einem Andern gelingen konnte, ein Licht über Gegenstände zu verbreiten, die dem Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande ein undurchdringliches Dunkel verhüllt. Ueber den Actus der Welterschöpfung werden, außer den Lehren der Apostel, auch die Vorstellungen der alttestamentlichen Schriftsteller des Philo, Josephus, der Rabbinen und Jesu, in einer Anmerkung auch des Zoroastrius vorgetragen. Bey Anführung einiger hierher gehörigen Aussprüche Jesu sagt der Vf. ganz unumwunden: „Wer mag glauben, daß er die beygehaltenen (öffentlich ausgesprochenen und unberichtigt gelassenen) Meinungen immer getheilt habe?“ — Daß Paulus die ewigen göttlichen Kräfte, aus welchen sich die den Menschen sichtbare Welt entwickelte, für die Welt, die vor Gott ewig war, gehalten habe, dürfte wohl schwerlich aus Römi 1, 20 herzuleiten seyn. Dagegen wird man um so lieber dem Vf. beystimmen, wenn er am Ende dieser Untersuchung erklärt, daß hier, wie gewöhnlich, der absolute Werth der dargelegten Vorstellungen geringer sey, als der relative, daß es für die Theilnahme Jesu an der Welteinrichtung weder Beweis - noch Wahrscheinlichkeitsgründe gebe; daß man wohl thue, bey der einfachen Vorstellung stehen zu bleiben, Gott sey Urheber der Einrichtung, nach welcher die Welt einmal menschlichen Sinnen wahrnehmbar hervorgetreten sey. „Desgleichen, heißt es S. 415 ff., liegt die Entleerung des Menschengeschlechts weit über dem Gebiete

menschlicher Einsicht, und weder die eine Vermuthung, daß es von Einem Paare herkommt, noch auch die andere, daß es zu gleicher Zeit in mehreren Gegenden seine Existenz anfangt, kann durch ausgezeichnete (zureichende oder befriedigende) Gründe unterstützt werden. Endlich ist der Glaube an das göttliche Ebenbild des Menschen nicht historisch, sondern religiös, aber so zuverlässig, wie der allgemeine Gottesglaube überhaupt. Der Gott im Innern ist es, nach welchem der Mensch den äußern sinnlichen Gott denkt und sich vorstellt. Ist ersterer Dichtung, so verliert sich die Realität des letztern von selbst.“ Auch in Beziehung auf die *Vorlesung* Gottes werden mit den Lehren der Apostel die Vorstellungen im A. T., dann des Philo, Josephus, der Rabbinen und endlich Jesu selbst verglichen. Von Jetztterm heißt es (S. 442): „Unzweifelhaft hat Niemand diese Lehre so hell und gemüthlich gefaßt und mit solichem Erfolge vorgetragen, wie Jesus.“ — Von den Aposteln wird weiter unten gesagt: „Wenn sie alle moralische Fürscheidung, die über Christus durch Offenbarungen und in vielen frommen Anregungen waltet, als eine himmlische und unmittelbare denken, bey welcher der eigene Geist des Menschen zwar nicht unthätig, aber nicht das Princip der Thätigkeit sey: so hat diese Betrachtungsart ihren Grund im Mangel an intellectueller Selbstbetrachtung.“

(Der Beschlus folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiefsner: *Gedichte von Jakob Schnerr. Zweyte Aufl. 1827. 124 S. 8. (15 Gr.)*

Da diese meist lyrischen und beschreibenden Gedichte bereits die zweyte Auflage erlebten, so müssen sie wohl ihr Publicum gefunden haben; dennoch darf die gerechte Kritik nicht verschweigen, daß sie keineswegs zu den vollendeten Producten der neuern Muse gehören. Freylich ist der Wunsch des Vfs. für sie bescheiden genug, den er bey ihrer Einführung ausspricht:

Was wir sind?
Nicht mehr und minder,
Heitrer Stunden frohe Kinder.

Was wir wollen?
Nun Euch allen
Möchten gerne wir gefallen.

Was wir bitten?
Unvergällt,
Rüget, was euch nicht gefällt.

Die ganze Sammlung ist eingetheilt in „*Früheres*“ und „*Späteres*“, dem noch eine Zugabe von Epigrammen folgt. Reiner Naturinn ohne erhabenen Schwung spricht sich meist anmüthig aus. Das Höhere will weniger glücken, als das Naive. Die Form ist überall noch mangelhaft. Z. B:

Traun ein köstliches Mahl, welches hier oben uns Narkot.
oder:

Dich, Lieblich der Charitinnen erblickt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

THEOLOGIE.

GÜTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Der Religionsglaube der Apostel Jesu, nach seinem Inhalte, Ursprünge und Werthe; von Dr. Georg Christian Rudolph Matthäi. Erster Band u. f. w.*

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyte Epoche des Religionsglaubens der Apostel. *Offenbarungsglaube.* Der Vf. versteht unter *Offenbarung* im ausgezeichneten Sinne die äußere oder innere göttliche Belehrung der Gläubigen über Gott und göttliche Dinge. „Die Glaubensquelle in des Menschen Innern, die Offenbarerin des Göttlichen ist einem Jeden von Gott gegeben.“ — Die verschiedenen Arten der Offenbarung werden, in Beziehung auf die Quellen, aus welchen sie entspringen, auf folgende Weise angegeben (S. 447): „Ist es die äußere Natur, das All der Schöpfung, welches offenbart, so ist die Offenbarung eine äußere und mittelbare. Ist es die Menschenatur, das Gewissen, das Tugendgesetz im Innern, welches das Göttliche vorhält, so ist die Offenbarung eine innere und mittelbare. Geben der himmlische Geist, Christus, Engel, giebt Gott durch absichtlich hervorbrachte Natur- und Himmelsphänomene und andre Wunder, oder durch Träume und Visionen göttliche Willensgebote und Rathschlüsse kund: so ist die Offenbarung zwar auch eine von Außen kommende, mittelbare, aber eine *außerordentliche*. Spricht Gott selbst seine Vertrauten da, wo er in Person und Wesenheit ist, in den obersten Himmeln an: so offenbart er sich ihnen *unmittelbar*.“ Von den hier aufgezählten Arten der Offenbarung wird nun im Folgenden gehandelt, und zwar so, daß, in Beziehung auf jede derselben der Glaube der Apostel, die Vorstellungen des A. T., die Ansichten des Philo, des Josephus und der Rabbinen; dann die Aussprüche Jesu dargestellt und nach Grundlätzen der Vernunft geprüft werden. Bey der Ausführlichkeit und Gründlichkeit, womit der Stoff dieser Untersuchungen behandelt worden ist, hat der Vf. einen solchen Reichthum an Ideen und an historischen, kritischen und exegetischen Kenntnissen mitgetheilt, daß er mit Recht in der Vorrede die Hoffnung äußern durfte, diese Schrift werde selbst für vollkommene Gelehrte ein mehrfaches Interesse haben. Da diese besonders auch von den eignen Ansichten des Vfs. zu erwarten ist, so wird es noch einige von diesen

hervorheben. Am Ende der Untersuchung über Vernunftoffenbarung heißt es (S. 458): „Erst dann, wenn die Entdeckungen des höher Begabten den rechten Weg gezeigt haben, wird eines Jeden Vernunft die eigne rechte Offenbarerin oder Lehrerin seyn können. Geschichte und Erfahrung bestätigen, daß einzelne Weise, denen ein höherer religiöser Genius einwohnt, die Lehrer der Menschen seyn müssen.“ Von den Offenbarungen durch Himmelsstimmen urtheilt der Vf. (S. 465): „Soviel steht fest, daß die Himmelsstimmen als solche von je her nichts als Deutung oder Glauben ohne historische Realität gewesen sind. Die betheiligten Personen schoben gleichsam Gott ihre Worte unter. Daß sie dieselben nicht gehört hatten, bedachten sie nicht, da ihre erhöhte Phantasie die Deutung mit der Wirklichkeit verwechselte. Uebrigens schloß sich hier der Glaube nicht an etwas Factisches an, sondern das Factische regte den Glauben auf.“ Ueber Offenbarungen durch Träume wird unter Anderm gesagt (S. 478 ff.): „Jesus hat sich über Traumdeutungen nicht geäußert. — Daß die Juden durch Traumdeutungen oft zu Narren geworden sind, sagt die Geschichte ausdrücklich. (Es wird nicht angegeben: wo?) — Alle Träume sind Producte der vom Selbstbewußtseyn entseelten Phantasie, die nach einer Einrichtung Gottes erscheinen, wie jede andre Einrichtung in der Welt. — Es hat daher gar keinen andern Sinn, wenn man sagt: Träume sind von Gott, als wenn man sich ausdrückt: die Bewegung meiner Gliedmaßen, der Hauch meines Mundes u. f. w. ist von Gott.“ — „Verwandt mit den Traumoffenbarungen sind die Offenbarungen durch Visionen, in sofern beide etwas als gegenwärtig vorhalten, was nicht gegenwärtig ist. — Sie unterscheiden sich dadurch, daß jene nur im Schlaf und bey völliger Bewußtlosigkeit, diese auch im wachenden Zustande und bey sehr entkräftetem Selbstbewußtseyn sich darstellen. — Der Ursprung derselben liegt nicht in den äußern Erscheinungen, sondern diese haben sie aufgeregt.“ — S. 494 ff. wird behauptet, daß man die Versuchung Jesu durch den Teufel nicht für eine Vision zu halten habe, sondern „daß nach aller Wahrscheinlichkeit(?) Jesus bey völligem Selbstbewußtseyn den Gedanken auffaßte, als irdischer Messias aufzutreten. Diesen schlug aber sein längst zur Reife gediehener Plan, allein durch Lehre und Vorbild der Menschheit zu helfen, so oft er in ihm aufkam, nieder.“ (Ist nicht in dieser Darstellung ein

Widerspruch enthalten?) — Der lehrreiche Abschnitt von den Engeln wird mit folgenden Bemerkungen geschlossen (S. 526): „Engel sind, nach dem allgemeinen Begriff, von Menschen ganz verschiedene, heterogene Wesen, und doch mit sinnlichen menschenähnlichen Organen versehen; ohne diese würden sie den Menschen nicht perceptibel seyn; denn die bloß geistige Wahrnehmung ist deshalb sehr unsicher, weil es hier an Analogie fehlt. Wie aber menschenähnlich organisirte Wesen die Grenzen des irdischen und überirdischen Gebiets durchbrechen, oder die unübergebbare Scheidewand, welche die verschiedenen Welten trennt, zurücklegen können, ist aller menschlichen Denkkraft, welche auf das nüchterne Ueberlegen sich einschränkt, unvorstellbar. Wie endlich Engel, die Ideale des Wissens und der Wahrheit, so weit sich verirren mögen, daß sie im Namen Gottes einen Messias verkündigen (Luc. 1, 32. 33.), wie er nie erschienen ist und so lange die Welt steht, wohl nicht erscheinen wird, — ist eine Unbegreiflichkeit, die ihres Gleichen sucht.“ In einer Anmerkung wird hinzugefügt: „Wo fände sich wohl Ein Zug im Leben Jesu, welcher diesem irdisch — herrlichen Messiasideal entspräche? Diese Eine Bemerkung überzeugt von der Unmöglichkeit, daß ein aufrichtiger Bibelforscher den ganzen neuteamentlichen Glauben zu seinem eigenen mache, hinlänglich.“ — Nach der Darstellung des Glaubens an die Offenbarung des heiligen Geistes, deren Quelle der Vf. in der Tiefe des Menschengewisses findet, ist die Rede von den Christusoffenbarungen, und zunächst von den Erscheinungen Jesu nach seiner Auferstehung. Hier aber ist es dem Rec. sehr auffallend gewesen, daß bey der Auferstehung Jesu „aus dem dunkeln, sinnlichen, zerstörbaren Leibe ein leuchtender, statt von der *ψυχή* vom *πνεύμα* belebter, unvernichbarer hervorgeblüht seyn mußte, so daß Jesus schon auf Erden einen Himmelskörper hatte, desgleichen Engel und Selige im Paradiese tragen“ (S. 570 ff.), und daß, dieses „verwandten, pneumatischen, verklärten Körpers“ ungeachtet, Jesus zum Theil wegen Ermattung seines Körpers sich habe dem Volke entziehen müssen (S. 686). Sehr ausführlich handelt der Vf. von denjenigen Christuserscheinungen, welche der Apostel Paulus gehabt haben soll. Daß er deren sieben annimmt, wird nur dadurch begreiflich, daß er, sonst ein gewandter Exeget, kein Bedenken getragen hat, Stellen, wie Gal. 2, 2; Apgefch. 18, 4 — 10; 2 Timoth. 4, 16 — 18, auf das Bestimmteste für Christophaneen zu erklären. Nach den Beschreibungen aber, welche er von den Christuserscheinungen macht, ist die Person Christi „in Jugendlichkeit und Lichtgewande, gleich den Engeln“ dem Paulus erschienen, doch nur vor dessen Geistesblick, weil überhaupt, wie er sagt, die himmlischen Christuserscheinungen nach der Himmelerhebung nicht mehr mit Leibesaugen gesehen worden, sondern nur innere Erscheinungen, Erscheinungen im Geiste, gewesen sind. Hieraus scheint sich zu ergeben, daß der Vf., wenn

gleich einige seiner Aeußerungen zu einer andern Meinung führen könnten, am Ende doch die Christusvisionen (die psychologische Ansicht, sagt er, ist die gehaltenste, — annehmlichste) für nichts anders, als für Wirkungen einer begeisterten Phantasia gehalten wissen will. Er schließt diese Betrachtung mit folgenden Worten, denen mehr Klarheit und Bestimmtheit zu wünschen wäre (S. 650): „Uebrigens soll man die Erklärung, daß der Menschenverstand die auf auferlebene Seelenverwandte vollziehbare Einwirkung der zur Unsterblichkeit erhobenen Menschen, viel weniger Christus, nicht fassen, die Vernunft nicht leugnen können, das vorläufige Gefühl bloß ahne und glaube, kurz, daß der Eine ganze Menschengewiß sie als Thatfache auf sich beruhen lassen und nicht über sie absprechen dürfe, dreist herauslagen und nicht unterdrücken.“ Im folgenden Abschnitt: über die unmittelbare Gottesoffenbarung, wird Jesus als einziger Empfänger derselben bezeichnet, wodurch man aber nicht berechtigt werden soll, „eine zusammenhängende, in Grund- und Folgesätzen ausgeführte, bildlose, offene, allgemein klare Darstellung des religiösen Wahren“ von ihm zu fordern. (Von den Aposteln ist S. 616 bemerkt worden, daß keiner unter ihnen in ungemischter Reinheit und Erhabenheit den Geist der Religion Jesu aufgefaßt und zur Durchbildung seines Glaubens angewandt habe). — Die noch übrigen Theile dieses reichhaltigen Buchs verbreiten sich über folgende Gegenstände: Inhalt und Werth der Offenbarung, Empfänger der Offenbarung; — diejenigen, die fern und nahe das Werk des Messias einleiten oder für sich und Andre schaffen; Bedingungen, unter welchen Offenbarung gewonnen wird; Wirklichkeit für messianische Zwecke, sey sie unabsichtlich und ungeahnet (Kajaphas), oder absichtlich und angelegt; ein laterer ungefällicher Sinn und Sehnsucht nach dem Religiösen; Eindruck der Offenbarung, nach Beschaffenheit der innern und äußern Befähigung (Empfänglichkeit) dessen, der ihn erfährt oder seiner bedarf; Dauer der Offenbarung — bey den vormessianischen Geweihten, bey Jesu, bey den Aposteln u. s. w.; Werthgebung der Offenbarung; sie giebt den Geweihten eine verschiedene, diesem eine andere (weniger ausgezeichnete), jenem eine höhere Würde. Grade der Offenbarung; „die mehreren Umfassungen, reichern und karglichen Erkenntnissen des Göttlichen in seinem Seyn, Wirken und Wollen. Drey Grade lassen überhaupt sich unterscheiden. Den einen hatte die Vorzeit inne unter Mose und den Propheten, den andern nimmt ein die messianische, den dritten wird aufzeigen die paradiesische Zeit.“ Maassstab der Offenbarung; für die Fortsetzung der vormessianischen Offenbarung — die messianische Offenbarung; für das neue Offenbarungsganze — die dem Menschengewisse in Anlage und Entwicklungsfähigkeit von Gott eingeleiteten (eingepflanzten, anerfahrenen) Religions- und Sittlichkeitsideen. Darstellung und Anwendung der Offenbarung; so soll, würdig ihres Inhalts, mit

eigener Geistesbewegung und Ermunterung dargestellt, geistvoll ausgelegt, allgemein verständlich gemacht, nützlich angewendet werden. Orte der Offenbarung. Als Juden glaubten die Apostel an heilige, d. i. durch Offenbarung ausgezeichnete Orte. — Jesus sagte sich zuerst von dem Glauben an heilige Orte ausdrücklich los. Zeiten der Offenbarung, kleine und große, ordentliche und außerordentliche. — Es werden fünf Zeiten der Offenbarung unterschieden, von welchen jede folgende über jede vorhergehende an Wichtigkeit und Reichtum des Einflusses hervorragt. — An diese Untersuchungen, in welchen ein Streben nach Vollständigkeit und Gründlichkeit meistens sichtbar ist, schliessen sich am Ende noch einige Betrachtungen an, die überschrieben sind: *Blicke und Rückblicke*, und zur Verstärkung des Eindrucks dienen können, welchen das ganze, von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geistesfreyheit zeugende Werk, das überdies mehrere dem Vf. eigenthümliche Ansichten darbietet, auf solche Leser machen kann, die für tiefer eindringende und freysinnige Untersuchungen dieser Art Empfänglichkeit besitzen. In Rücksicht auf die äussere Einrichtung des Buchs möge hier noch schliesslich bemerkt werden, dass dasselbe in 47 Paragraphen zerfällt, deren jeder mit einer ihrem Zweck entsprechenden Ueberschrift versehen ist. Auch ist eine wohlgeordnete und genaue Inhalts-Anzeige dem Werke vorgelegt.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Arch. Longmann, Rees u. f. w.: *The seventh Report of the Committee of the Society for the Improvement of Prison Discipline, and for the Reformation of juvenile Offenders.* 1827. XII u. 144 S. und Appendix ausserdem 411 S. 8.

Howard's menschenfreundliche Bestrebungen zur Verbesserung der Lage verhafteter Verbrecher waren in England, wie im übrigen Europa nur hier und da, und nur vorübergehend von Erfolg, und so blieb es in den meisten Staaten gewöhnlich bey dem Alten. Erst in den neuern Zeiten ist diesem Gegenstande wiederum die Aufmerksamkeit geschenkt, welche er in dem höchsten Grade verdient; und zwar sind jene so heilsame und nothwendige Verbesserungen nicht sowohl von oben herab, von den Regierungen ausgegangen, als vielmehr von Vereinen, welche sich für diese Zwecke gebildet haben. Vorzugsweise hat hierzu in England der hochverdiente Arzt Thomas Fowell Buxton, welcher in seinem Werke: *An Inquiry, whether Crime and Misery are produced or prevented by our present System of Prison discipline*, von welchem schon 1818 die sechste Ausgabe erschienen ist (vergl. Erg. Bl. Jahrg. 1821. Nr. 123.), die Anregung gegeben, indem er den schaudervollen Zustand der englischen Gefängnisse an das Licht zog, und zugleich auf das aus Amerika entlehnte System der Pönitentiarier, als wahrer Besserungsanstalten,

auf die heilsamen Folgen, der nach demselben errichteten Anstalten, namentlich zu Milbank, und die damit in Verbindung gesetzten Frauenvereine, besonders dessen, welchen die hochherzige Mistriss Frey gestiftet hatte, hinwies. Buxton's Stimme verhallte nicht vergebens; ein eben so ehrenwerther Mann, William Roscoe, schloss sich ihm an, und suchte gleichfalls durch seine *Observations on Penal Jurisprudence and the Reformation of Criminals.* London 1819. 8. (Vergl. die deutsche Bearbeitung dieses Werks: „Ueber die sittliche und bürgerliche Besserung der Verbrecher, mittelst des Pönitentiar-systems, als den einzigen zulässigen Zweck jeder Strafe, und über die Unzweckmässigkeit der frühern Straftheorien, namentlich der Abschreckungstheorie, in ihrer praktischen Anwendung. Frey nach dem Englischen bearbeitet von E. Spangenberg.“ Landsbut 1821. 8.) auf denselben Zweck hinzuwirken. Erheben sich freylich gegen die nach dem Muster der Amerikanischen, in England angelegten Pönitentiarier nicht etwa wegen eines Mangels der in der That segensreichen Wirkungen, sondern wegen der enormen Kosten, die jene Anstalten erforderten, manche Bedenklichkeiten, so wurde dennoch der Eifer für eine zweckmässigere Einrichtung der Gefängnisanstalten, so wie für Verbesserung der bestehenden und der in denselben gehandhabten Disciplin geweckt, und so haben sich in mehrern Ländern Privatvereine gebildet, deren rastlosen Bemühungen es gelungen ist, die Regierungen für diese Gegenstände empfänglich zu machen, und durch Preisaufgaben, Vorschläge, eigene Bestrebungen und Anordnungen wirklich bedeutende Verbesserungen hervorgebracht. Mit grösstem Lobe ist in dieser Hinsicht zu erwähnen die *Société royale des Prisons* zu Paris, welche sich unter dem Voritze des Herzogs von Angoulême vereinigte, und deren Aufforderung wir die vortreffliche, leider in Deutschland wenig bekannt gewordene Preisschrift: *Des prisons, de leur régime, et des moyens de l'améliorer*, par M. R. Danjou. Paris 1821. 559 S. 8. verdanken; eine andere hat sich zu Amsterdam für die Niederlande gebildet, und wenn gleich in den übrigen Ländern, namentlich in Deutschland, noch keine so umfassenden Vereine in das Leben getreten sind, so lässt sich doch aus dem Aufkommen einzelner, z. B. für die Preussischen Rheinprovinzen, und daraus, dass man sich hier und da einzelne Anordnungen jener Gesellschaften angeeignet hat, wie z. B. in Hamburg und in der Festung Cronach in Baiern, wo die vorgeschlagenen Tretmühlen eingeführt worden sind, kaum zweifeln, dass sich nach und nach dergleichen Vereine überall bilden werden. Ein Hauptverein dieser Art, neben welchem noch verschiedene specielle, z. B. für Schottland und Irland bestehen, ist nun auch die zu London gebildete *Society for the improvement of Prison Discipline and for the Reformation of juvenile Offenders*, über deren Bestrebungen und gehabten Erfolge dem Rec. der siebente Jahresbericht zugekommen ist. Auch dieser Verein, wel-

welcher unter der Protection des Herzogs von Gloucester steht und die Ersten des Reichs zu seinen Mitgliedern zählt, deren Zahl aber nicht geschlossen ist, da ein Einschuss von 10 Guineen, oder ein jährlicher Beytrag von 1 Guinee das Recht der Mitgliedschaft erwirbt, beschäftigt sich zunächst mit der Erforschung des Zustandes der Gefängnisse, mit Vorschlägen zu deren Verbesserung, mit öffentlicher Bekanntmachung dahin zielender Werke. (So sind bereits von ihm herausgegeben: *Remarks on the form and construction of prisons, with appropriate designs; Rules for the government of goals, houses of correction and penitentiaries, for consolidating and amending the laws for the regulation of prisons and an other Statutes, relating thereto; A description of the treadmill with a view of the prisoners at work upon it, at the house of correction at Brixton, Surrey, with plates of the machinery* *); *Inquiries relative to prison discipline, to assist in the acquirement of information on the actual state of prisons*); vorzugsweise hat sie aber auch ein äußerst heilsames Institut zur Besserung jugendlicher Verbrecher gegründet, welches die allererprobtesten Folgen gehabt hat. Was dieselbe zu diesem Zwecke in dem Laufe des Jahrs 1826 geleistet hat, darüber wird in dem vorliegenden Buche berichtet. Nach einer gegebenen Namenliste der Vicepräsidenten und Mitglieder des Vereins zerfällt dasselbe in zwey getrennte Abtheilungen, von denen die erste jenen Bericht, die zweyte oder der *Appendix* Correspondenznachrichten und einzelne Actenstücke enthält. Jene beschäftigt sich vorzüglich mit der Darstellung des Geleisteten und dem Ergebnis der eingezogenen Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der Gefängnisse des In- und Auslandes; dieser dagegen liefert die Beweise für jene Angaben, Auszüge aus den Berichten ähnlicher Vereine und den Briefen inländischer und auswärtiger Correspondenten. In das überreiche Detail, welches sich sogar über Westindien und Neusüdwalis verbreitet, hineinzugehen, möchte eine undankbare Mühe seyn, da dasselbe meistens nur höchst locale Gegenstände bezieht; von allgemeinerem Interesse ist die Liste der einzelnen aufgehobenen englischen Strafgesetze, woraus man ersieht, dass man dort mit Ernst an die Verbesserung der Criminalgesetzgebung denkt, so wie die Uebersicht über die in den letztern sieben Jahren in England und Wales vorgekommenen Verbrechen und vollzogenen Strafen, welche höchst interessante Beyträge zu einer Criminalstatistik, wenn Rec. so sagen darf, liefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ST. GALLEN, b. Huber u. Comp.: *Worte der Liebe an Alle Genossen des heiligen Abendmahls.* Von Johann Conrad Mezger, Pfarrer zu Gäch-

lingen, Cantons Schaffhausen, 1828. VIII und 302 S. 8. (21 gr.)

Der Leser erwarte unter diesem Titel nicht ein eigentliches Communionbuch, bestehend in einer Sammlung von Betrachtungen und Gebeten für die Vorbereitung zum heil. Abendmahl, deren wir in Ueberfluth haben. Das hier dargebotene sehr nützliche Büchlein hat nämlich einen mehr belehrenden Zweck, und erreicht diesen, ohne eigentlich tief einzugehen in die schwierigen Unterscheidungslehren. Zuvörderst stellt er die Gründe auf, die uns zu einer gewissenhaften Theilnahme an der Feyer des heil. Abendmahls veranlassen sollen, und nimmt diese theils von unserm Chrietenberufe, theils von der Ehrwürdigkeit dieses Gebrauchs, theils von der Verpflichtung her, uns als Christen öffentlich zu bekennen, unser Heil zu fördern, zur Erhaltung des Christenthums beyzutragen, Gott uns dankbar zu bezeigen und das Band der Liebe zu unsern Brüdern zu befestigen. Sodann spricht er von den segensreichen Wirkungen des heil. Abendmahls auf den Glauben, die Tugend, die Gewissensruhe und den Seelenfrieden seiner Genossen; entwickelt aber auch die allgemeinen und besondern Bedingnisse, unter welchen allein diese segensreichen Wirkungen Statt finden können. Die allgemeinen Bedingungen sind ganz richtig: Ehrfurcht vor Gott, lebendiger und fruchtbarer Glaube an Jesum, Erkenntniß des Geistes und Zwecke seiner Lehre; Anerkennung der höhern Bestimmung der Menschen; Inneres Bedürfnis der höhern Güter des Lebens. Als besondre Bedingungen fordert er zuerst: richtige Erkenntniß von dem Wesen der Abendmahlsfeyer, und erklärt dies für eine Gedächtnisfeyer, Bundesfeyer, Gemeinschaftsfeyer und Bekenntnisfeyer. Dann warnt er vor manchen Irrthümern in Abicht auf die Wirkung des Abendmahls, und belehrt endlich über das rechte Verhalten vor, bey und nach der Feyer desselben. Wenn Rec. im Ganzen dem Vf. das Lob der Deutlichkeit, Vollständigkeit und Bestimmtheit ertheilen muß, und seinem Buche in dieser Hinsicht recht viele Leser wünscht, so kann er doch nicht bergen, daß es ihm manchmal an einem tiefern und geistreichern Auffassen der Glaubenswahrheit zu fehlen schien. Er will nicht mit dem Vf. wegen des Festhaltens an dem strengen Zwinglischen Lehrbegriff rechten, dessen Vorzug er vor andern Ansichten darzuthun sucht; aber auch dieser hätte sich noch erhebender und ergreifender darstellen lassen. — Zu manchen nicht ganz richtigen oder unvollständig ausgedrückten Behauptungen gehört auch die S. 108: daß nur das Daseyn der Welt in dem menschlichen Verstande den Glauben an das Daseyn Gottes wecke. Rec., und wer nicht mit ihm? bedient sich in dem Unterricht des moralischen Beweises eben so glücklich, als des kosmologischen und physikotheologischen.

*) Hieraus findet sich eine Ansicht der Trötmühle mitgetheilt in *Hitzig's Zeitschrift für die Criminalrechtspflege in den Preuss. Staaten.* Jahrg. 1827. Bd. 1.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Lürrich, b. Lemarié: *Bibliothèque du Jurisconsulte et du Publiciste*, par MM. J. Ackersdyck, J. M. F. Birnbaum, J. F. de Coster, P. J. Destriveaux, J. G. J. Ernst, A. N. J. Ernst, A. C. Holtius, L. A. Warnkoenig et R. Winsinger, Professeurs en droit aux universités de Liège et de Louvain. Tome premier (in 6 Heften). 1826. 570 S. 8.

Seit Errichtung des Königreichs der Niederlande hat auch dort die Rechtswissenschaft einen neuen Aufschwung gewonnen, und die dortigen Rechtsgelehrten vereinigen nicht selten mit deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit den regen praktischen Sinn der Franzosen. Jenem aufblühenden Studium der Jurisprudenz haben wir nun auch zwey juristische Zeitschriften zu verdanken, welche so ziemlich ein gleiches Ziel zu erreichen suchen. Die eine in holländischer Sprache: *Bydragen tot regtsgeleerdheid en wetgeving*, herausgegeben von C. A. den Tex und J. van Hall, Professoren an dem Athenäum zu Amsterdam, — von der Rec. nächstens Kunde geben zu können hofft; die andere, oben angezeigte in französischer Sprache, von welcher gegenwärtig die Rede seyn soll. Ihr Plan wird zunächst dahin gegeben, eine allgemeine Verbindung und einen Vereinigungspunkt für die Rechtsgelahrten der nördlichen und südlichen Provinzen der Niederlande, für gegenseitige Mittheilungen zu veranlassen. Sodann heisst es: „*Répandre les théories enseignées dans nos diverses Universités, les opinions reçues dans nos Cours de justice du midi et du nord, constater les progrès des sciences politiques, de la Législation et du droit dans notre Royaume, tel est notre dessein. Mais l'ouvrage que nous allons publier sera aussi destiné à faire connaître tout ce qui paraîtra d'intéressant à l'étranger, sous le rapport de la science du droit ou de la Législation. Nous avons établi des relations sûres et avantageuses avec la France, l'Angleterre, l'Allemagne, l'Italie, la Suisse et la Russie; les Pays-Bas serviront d'intermédiaire pour l'échange des idées et des découvertes de ces contrées. Quelques uns des rédacteurs de la Thémis publiée à Paris jusqu'à ce jour vont se réunir aux savans nationaux; de sorte que notre Journal peut être considéré sous plusieurs rapports comme la continuation de ce recueil, pour ce Royaume. La Thémis, comme bibliothèque du Jurisconsulte s'occupe plus spécialement*“

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

du Droit civil et des parties de la Jurisprudence qui s'y rattachent: notre Journal est en outre destiné à embrasser toute la science législative dans ses rapports avec la civilisation et les progrès de l'état social. Le droit public et administratif, l'histoire politique dans ses relations avec la Législation, la statistique et l'économie politique sont au nombre des sciences que les rédacteurs se proposent de traiter. — C'est ainsi, que la Bibliothèque du Jurisconsulte et du Publiciste sera rédigée dans l'esprit de l'enseignement du Droit dans les Universités du Royaume, ou la Jurisprudence et les Sciences politiques intimement liées ne forment qu'un seul tout. Mais, quoique dirigé par des Professeurs, notre Journal ne sera pas borné à l'utilité de l'école. Il aura non seulement pour but, tout en facilitant l'instruction des élèves, de constater l'état de la science pour le Jurisconsulte qui s'en occupe plus particulièrement; mais encore il doit conserver au praticien le goût de l'étude et secourir le Magistrat et l'Avocat, qui désirent de suivre les progrès de la théorie, si souvent négligés dans les recueils de Jurisprudence.“ Der Plan dieser Zeitschrift zerfällt in sechs stehende Rubriken, deren erstere Abhandlungen, kleine Aufsätze und Reden über einzelne Gegenstände der Rechts- und Staatswissenschaft, die zweyte aber Analysen und Kritiken neuerer in dem Königreiche und auswärts erschienenen Schriften über jene Wissenschaften enthält; die dritte beschäftigt sich mit der Gesetzgebung des Königreichs und des Auslandes; die vierte ist lediglich für die Darstellung der Rechtspflege in den Niederländischen Gerichtshöfen bestimmt; die fünfte für Alles, welches sich auf den öffentlichen Unterricht bezieht; die sechste endlich liefert Miscellen, Ankündigungen und Anzeigen neuer Werke, biographische Notizen und Nekrologe. Was für alle diese Fächer in dem vorliegenden Band geliefert ist, erlaubt sich Rec. kürzlich anzudeuten. Das erste Heft wird durch einen *Discours prononcé par M. Destriveaux, à l'ouverture du Cours du droit public, donné à l'Université de Liège, pendant l'année académique 1825—1826*, eröffnet, welcher *de l'histoire nationale dans ses rapports avec l'étude de la Loi fondamentale* handelt. Er enthält in allgemeinen Zügen eine kurze Staats- und Rechtsgeschichte der Niederländischen Provinzen, äussert sich sodann über den jetzigen, durch die Verfassungsurkunde gesicherten Rechtszustand, und schliesst mit Wünschen für deren Aufrechterhaltung, so wie mit Danksayungen an die Regierung —

alles gut gemeint, aber für den auswärtigen Rechtsgelehrten zu dürftig, wie es auch bey einer feyerlichen Rede nicht anders seyn konnte. Dann folgt: *Reflexions sur la force probante du titre des courtiers*, vom Prof. *Holtius*, um zu zeigen, daß der französische *Code de commerce* art. 109, in Vergleichung mit dem art. 192, den Büchern der Mäkler keineswegs den öffentlichen Glauben, den sie früher befaßen, genommen habe, und um eine Gleichstellung derselben mit den Handelsbüchern der Kaufleute für das neue Niederländische Handelsgesetzbuch zu empfehlen. Hierauf: Analysen und Recensionen von *Walter's* Lehrbuch des Kirchenrechts und *Maciejowsky's* *Principia juris Romani*; endlich: Uebersicht der von 1824—1825 auf den Niederländischen Universitäten vorgekommenen Dissertationen und einige Miscellen. — Das zweyte Heft enthält nur Eine ausführliche Abhandlung eines Ungenannten: *Considerations de droit public appliquées au Concile de Trente et au Concordat de 1801*, zunächst gegen die Anmassungen des päpstlichen Hofs gerichtet, und ausführend, daß das Tridentiner Concilium keine Anwendbarkeit gegen das Staatsgrundgesetz des Königreichs finden könne, das Concordat von 1801 im Ganzen völlig anwendbar sey, nur einige Berichtigungen nöthig habe, und es daher des Abschlusses eines neuen Concordats nicht bedürfe. Hierauf den Anfang einer Abhandlung des Prof. *de Coster*: *Essai sur la nullité par contravention à la loi*, die sich durch die folgenden Hefte hindurchzieht und in diesem Bande noch nicht beendet ist, so daß sich Rec. eine Beurtheilung derselben bis dahin, daß auch ihr Schluß erfolgt seyn wird, vorbehalten muß. Endlich literarische Neuigkeiten; nämlich eine Uebersicht der neu herausgekommenen juristischen Zeitschriften des In- und Auslandes, Anzeigen der im J. 1825 in dem Königreiche erschienenen Bücher über die Rechts- und Staatswissenschaft, Preisaufgaben der Niederländischen Universitäten, Nekrolog des Prof. *de Bruyn* (geb. zu Löwen 12. Dec. 1766, gest. daselbst 5. May 1826) und kleine Miscellen. — Das dritte Heft beginnt mit einer sehr gelungenen, mit großer Belesenheit und vielen Literarnotizen ausgestatteten und geistreichen Abhandlung des Prof. *Birnbaum*: *Coup d'oeil sur le droit criminel de la Grande-Bretagne*, welche aber leider auch noch unvollendet ist und sich durch die übrigen Hefte hindurchzieht. Dann wird die Preisaufgabe der *Société de la morale chrétienne* zu Paris über die Todesstrafe in Erinnerung gebracht, und mit einigen Bemerkungen des Prof. *Destriveaux* über infamirende Strafen begleitet, die jedoch nur Zweifel und Andeutungen enthalten. Hierauf folgt eine Abhandlung des Prof. *Ernst* des Jüngern: *La cause est-elle une*

condition essentielle pour la validité des conventions? worin gezeigt wird, daß diese Lehre des *Code Napoléon* auf einem von *Pothier* begangenen argen Mißverständnisse des römischen Rechts beruhe und einer großen Verbesserung bedürfe, zu welcher von dem Vf. Vorschläge gethan werden. Dann: *Législation de la république de Colombie*, dargestellt vom Prof. *Birnbaum*; endlich: Uebersicht über die bestehenden Sammlungen der von den Niederländischen Gerichtshöfen abgegebenen Erkenntnisse, Preisaufgaben der Universität zu Brüssel, und kleine Notizen und Nachrichten. — Im vierten Hefte befinden sich nur: *Extrait du discours prononcé par M. Leclercq, Procureur général près la cour supérieure de justice, séant à Liège, à l'audience de rentrée de la Cour, le 2 Octobre 1826*, worin mit grellen Zügen die Mißbräuche der von den geistlichen Oberbehörden sonst in Belgien und andern katholischen Ländern ausgeübten sogenannten *cenfura ecclesiastica* geschildert, und mit großem Freymuth Maassregeln vorgeschlagen werden, um jene Mißbräuche zu unterdrücken und auch für die Zukunft zu beseitigen. Sodann Analysen und Recensionen von *Irving's* *observations on the study of the civil law*, *Reddie's* *historical notices of the Roman law*, *Coup d'oeil sur le mariage tout à la fois sacrament et contrat civil*; par un Belge catholique; und eine *Notice sur les Ouvrages les plus récents publiés en Allemagne sur l'histoire du droit Romain*, vom Prof. *Warnkönig*. Endlich Uebersicht der auf den Niederländischen Universitäten während des Jahrs 1824—1825 herausgekommenen Dissertationen (Fortsetzung); Nachrichten über den Rechtsunterricht auf den Italiänischen Universitäten; eine biographische Skizze über *Giambattista Vico*; Preisaufgaben der Niederländischen Universitäten; Ankündigungen von Büchern u. s. w. — Das fünfte Heft enthält: *Essai sur le beneficium competentiae*, vom Prof. *Holtius*, in welcher das wahre Wesen dieses *beneficium* nach römischem Rechte dahin festgestellt wird, daß dasselbe in dem *in quantum facere potest, condemnari*, also nicht in der Befugniß, die Alimente zurückbehalten zu dürfen, sondern nur darin bestand, daß der Schuldner nur in soweit zur Bezahlung verurtheilt werden konnte, als das Vermögen, welches er besaß, ausmachte*). *Le juge doit fixer le montant de ces biens*, sagt der Vf., *et condamner le débiteur à payer cette somme et rien de plus. Même cela ne doit pas être exécuté avec rigueur; il faut, disent les jurisconsultes (Paulus und Pomponius) avoir égard pour ces personnes de leur laisser le nécessaire. Ils ne disent pas quelle sera la mesure de ce nécessaire; apparemment cela n'alloit pas loin.* Dann: *Coup d'oeil sur l'emploi de la langue latine dans les actes anciens*, et

*) Hier scheint der Vf. die verschiedenen Zeiten zu verwechseln. In älterer Zeit war die *condemnatio in quantum facere potest* bestimmt, dem Schuldner den Concurs und die damit verbundene Infamie zu ersparen; seitdem aber dieser Vortheil schon durch *cessio honorum* erreicht werden konnte, reducirten sich die eigenthümlichen Vorzüge der *condemnatio in quantum facere potest* auf eine mildere Behandlung des Schuldners, und namentlich auch auf Gewährung der Alimente.

et sur sa prohibition au 16^{me} Siècle; par M. Ber-
 tiat-Saint-Prix, Professeur à la faculté de droit
 de Paris. *Lu à la Société royale des antiquaires de
 France, le 29 Novembre 1824.* (Auch besonders ge-
 druckt Paris 1824. 8.) Untersuchungen über den
 Gebrauch der lateinischen Sprache in den gericht-
 lichen notariellen Ausfertigungen in Frankreich,
 und woher es gekommen sey, daß dieselbe, unge-
 achtet so mancher königlichen Verordnungen von
 1490 bis 1679, nicht schon früher aus den Gerichts-
 höfen habe verdrängt werden können. Der Vf. findet
 die Ursache nicht in einer Widersetzlichkeit der
 Gerichte gegen die königliche Gewalt, sondern ledi-
 glich und allein in dem sich so leicht bey Corpo-
 rationen erzeugenden und nachher so schwer zu ver-
 strängenden eigenthümlichen Geschäftstil, oder, mit
 andern Worten, dem Schlendrian. Dabey werden
 die ergetzlichsten Proben jenes barbarisch-lateini-
 schen Stils aus den Acten und Ausfertigungen jener
 Zeit ausgehoben und mitgetheilt. Hierauf: *Examen
 critique de l'opinion de M. Livingston, contre la peine
 de mort, consignée dans son rapport sur le projet
 d'un Code pénal, fait à l'assemblée générale de l'Etat
 de la Louisiane.* Vom Prof. Desriveaux, der sich für
 die Zulässigkeit der Todesstrafen erklärt. Endlich:
 Uebersicht der Dissertationen, welche von Zöglingen
 des Athenäums zu Amsterdam verfaßt sind; Notizen
 und Bücheranzeigen. — Das sechste Heft enthält
 die Fortsetzung der Abhandlung des Prof. Birnbaum
 über das Englische Criminalrecht, und der von de
 Coster über die Nullitäten, eine Notiz über die *Ga-
 zette des tribunaux*, eine Anzeige der *Oratio de
 praecipuis criminis in patria exculti Juris Romani
 causis*, vom Prof. van Twisl. Deventriae 1826, und
 ein Generalregister.

GEBURTSHÜLFE.

MANNHEIM, b. Schwan v. Götz, und Lirzio, b.
 Fr. Fleischer: *Die regelwidrigen Geburten und
 ihre Behandlung*, von Dr. Samuel Merriman,
 Prof. der Geburtshülfe zu London, angeordnetem
 Geburtshelfer des Middlesex-Hospitals und des
 Krankenhauses von St. George; und berathen-
 dem Arzte und Geburtshelfer des Westminster-
 General-Dispensary. Aus dem Engl. nach der
 letzten bedeutend vermehrten Ausgabe des Ori-
 ginals übersetzt von Dr. Herm. Friedr. Kilian;
 mit fünf lithograph. Tafeln. 1826. XIV u. 354 S.
 8. (2 Rthlr.)

Nach dem Titel zu urtheilen, würde man bloß
 die regelwidrigen Geburten und ihre Behandlung in
 diesem Werke suchen; nicht aber auch die regel-
 mäßige Geburt, mit welcher der Vf. doch beginnt,
 und die er um so weniger übergehen konnte, da er
 einen Versuch liefert, die abnormen Geburten in
 ein nosologisches System zu bringen. Dieß ist ihm
 jedoch keineswegs gelungen. Die Abtheilungen,

die er aufstellt, scheinen nur so hingeworfen zu seyn;
 sie entbehren jedes innern Zusammenhangs; die De-
 finitionen, die er davon liefert, sind daher oft sehr
 gezwungen! Auf die beiden, den abnormen Verlauf
 einer Geburt allein veranlassenden, entweder durch
 die enthaltenen, oder durch die enthaltenden Theile
 bedingten Ursachen ist gar nicht Rücksicht genom-
 men, und doch wäre dieß der einzig mögliche Weg
 gewesen, auf welchem sich in die große Anzahl der
 die Geburten abnorm machenden Ursachen eine ge-
 wisse Ordnung hätte bringen lassen. Abgesehen hier-
 von gelangen wir durch das Werk, wie der Ueber-
 setzer in der Vorrede sagt, auf den Standpunkt,
 den die ganze englische Geburtshülfe als den licht-
 vollsten jetziger Zeit zu verehren hat; auch werden
 wir durch dasselbe mehr als durch irgend ein ande-
 res bisher erschienenenes in den Mittelpunkt der eng-
 lischen Literatur geführt. Gründe genug, welche die
 Uebersetzung desselben rechtfertigen. Gefreut ha-
 ben wir uns, zu finden, daß der Vf. in sehr vielen
 Stücken mit den Ansichten unsrer bewährtesten
 deutschen Geburtshelfer übereinstimmt; ein Lob,
 was wir leider nicht vielen englischen Werken ähn-
 lichen Inhalts ertheilen können! Die Geburten
 theilt der Vf. im Allgemeinen in zwey Klassen: in
Eutocia, normale Geburt, und *Dystocia*, abnorme
 Geburt. Von der *Eutocia* giebt er folgende Defini-
 tion, gegen welche sich jedoch viele Einwendungen
 machen ließen: Der Scheitel stellt sich ein und der
 Kopf rückt leicht ins Becken herab, wobey er sich
 dergestalt richtet, daß das Hinterhaupt unter dem
 Schaambogen hervorkommt; — der ganze Geburts-
 act dauert nur 24 Stunden(?), und die Nachgeburt
 wird innerhalb einer Stunde nach der Geburt des
 Kindes ausgelassen; — die Niederkunft ist nicht
 mit der geringsten Gefahr(?) für die Mutter ver-
 knüpft. Die der Niederkunft vorhergehenden und
 dieselbe begleitenden Symptome, die verschiedenen
 Zeiträume der Geburt und die Verhaltensregeln
 bey der natürlichen Geburt werden genau angegeben.
 Daß Wehen, die vor dem wahren Ende der Schwän-
 gerschaft eintreten, falsch seyn sollen, ist eine auf-
 fallende Behauptung. Der Vf. unterscheidet bloß
 vier Zeiträume, und nimmt dabey auf die Beschaf-
 fenheit der Blase keine Rücksicht. Während des
 ersten Zeitraums, sagt er, tritt der Kopf in die obere
 Beckenöffnung und der Muttermund ist in der we-
 henfreyen Zeit bis auf zwey Zoll im Durchmesser
 erweitert. Das zweyte Stadium hat die Stellung des
 Kopfs so geändert, daß die Stirn gegen die Anshöh-
 lung des Kreuzbeins gerichtet ist, das Hinterhaupt
 aber unter dem Schaambogen hervorsteht. Die dritte
 Periode bringt das Kind, die vierte die Nachgeburt.
 (Die zweyte mangelhaft definirte Periode mußte in
 zweyen getheilt seyn; dann würden fünf Zeiträume
 herauskommen!) Der Rath, den Nabelftrang nie
 unter der Bettdecke zu unterbinden, mag für seine
 Landsleute passen; denn vor Kurzem erl. band ein
 englischer Geburtshelfer ein Fingerchen des Kindes
 in die Ligatur, die er um den Nabelftrang legte, und
 schnitt

schnitt mit der Scheere den ersten Phalanx des Fingers durch!!

Die *Dystocia* umfasst funfzehn Unterabtheilungen: 1. *D. diutina*, zögernde Geburt. Eine Geburt, in welcher sich der Kopf gerade so stellt, wie in der *Eutocia*, welche ganz gefahrlos für die Mutter, einzig und allein von den Kräften der Natur geendet wird, — welche aber den Zeitraum von 24 Stunden übersteigt. Da bey der Aufzählung der veranlassenden Ursachen auch von einem zu engen Becken, übermäßiger Grösse der Frucht, zu kurzer Nabelfschnur die Rede ist; so hätte bey obiger Definition auf die Gefahr für das Leben der Frucht Rücksicht genommen werden müssen. Den Borax lobt der Vf. nicht besonders; er meint, der Hauptnutzen desselben beruhe im Glauben. Bey rigidem, sich jeder Erweiterung hartnäckig widersetzendem Zustande des Muttermundes soll man recht guten und reinen Talg nehmen, denselben gehörig schaben und in kleine Kügelchen von der Grösse einer Muskatennuß zusammenrollen, dann dieselben mit den Fingern so hoch als möglich in die Scheide einführen, und sie hier liegen und allmählig sich auflösen lassen, wobey das Fett über die ganze Oberfläche der Scheide vertheilt werden wird. (Ein gewiß sehr guter Rath!) — 2. *D. anergica*. Geburt mit Erschöpfung der Kräfte. Eine Geburt von langer, aber unbestimmter Dauer, bey welcher die Wehen schwach und unwirksam werden, oder gänzlich aufhören, und der von ihren Leiden ganz erschöpften Patientin nicht anders, als durch Eingreifen der Kunst geholfen werden kann. (Die *D. diutina* möchte wohl so oft in die *anergica* übergehen, daß beide schwerlich einzeln für sich Klassen bilden können!) — 3. *D. perversa*. Geburt, wo der Kopf eine falsche Lage hat. (Soll wohl heißen: eine falsche Stellung; denn bey der Querlage des Kindes hat er eine falsche Lage.) Der Vf. nimmt nur drey abnorme Kopfstellungen an, nämlich: a) die Stirn gegen die Schaambogenknochen geneigt; b. das Gesicht vorliegend; c. die dadurch veränderte Kopflage, daß zugleich mit dem Kopfe eine Hand oder ein Arm in das Becken herabgegangen ist. Daß er bey Gesichtslagen, wenn auch nur bedingungsweise, zur Wendung rath, darüber haben wir uns gewundert, so wie auch darüber, daß er bey gleichzeitig vorgefallenem Arme die Geburt den Kräften der Natur überlassen will und nicht zur Anwendung der Zange, die unter diesen Umständen meistens angezeigt ist, rath. — 4. *D. amorphica*. Geburt, durch Mißbildung des Beckens erwirkt. Hier ist nur vom Perforiren die Rede und von den Zeichen, die uns lehren, ob das Kind todt sey, oder nicht. — 5. *D. obstructoria*. Gehemmte (im Original steht aber: *obstructa*!) Nie-

derkunt. Eine Geburt, welche durch ein mechanisches Hinderniß in den weichen Theilen, durch welche das Kind gehen muß, gehemmt wird. In Fällen von krankhaften Eyerstöcken soll man die Geschwülste, wenn sie eine Flüssigkeit enthalten, öffnen: denn aus der vom Vf. über dergleichen Fälle gegebenen Uebersicht erhellet, daß von den 9 Weibern, die mehr oder weniger vollkommen genesen, fünf allein dieser Operation ihr Heil zu danken hatten, und daß von den lebend gebornen Kindern zwey durch dasselbe Mittel gerettet wurden. Ein allerdings sehr günstiges Resultat! — 6. *D. ectopica*. Schwere Geburt von veränderter Lage der Gebärmutter! Daß eine *Retroversio uteri* bis an das volle Ende der Schwangerschaft fort dauern konnte, ohne daß *abortus* erfolgt, sollte man kaum glauben: doch spricht der S. 251 vom Vf. mitgetheilte Fall dafür. — 7. *D. transversa*. Widernatürliche (?) Geburt. Eine Geburt, wo irgend ein anderer Theil als der Kopf vorliegt. Bey der Steißlage soll es zuweilen zweckmäßig seyn, eine gewöhnliche Wendungsoblinge oder ein Tuch (?) über den Schaambug zwischen des Kindes Schenkel und den Leib hinwegzuführen, denn dann kann die Kraft zum Herausziehen erspriesslicher angewandt werden, als bey dem Gebrauch des stumpfen Hakens, durch welchen nicht selten (?) Brüche des Schenkelknochens entstehen. Daß der Vf. in der Gefahr die Arme zu verrenken oder zu brechen eine Ursache gegen das Lösen derselben bey Fußgeburten sucht, ist uns unbegreiflich. Von der Anwendung der Zange nach schon gebornem Rumpfe erwähnt er keine Sylbe. Die Art und Weise, die Wendung zu machen, beschreibt er genügend. Liegt ein Arm vor und sind die Wasser schon sehr früh entleert, ist der Gebärmuttermund mehr oder weniger eröffnet, und kehren die Wehen oft wieder, sind sie aber unregelmäßig und gewaltsam wirkend, so soll man unter diesen Umständen die Wendung nicht unternehmen, sondern so lange warten, bis der *Uterus*, durch fruchtloses Bemühen das Kind auszuliösen ermattet, torpid und zu fernern Kraftäusserungen unfähig wird, oder auch den Körper durch Aderlässe und andere entleerende Mittel herabstimmen, oder endlich die Thätigkeit der Gebärmutter durch eine starke Gebe *Laudanum* schwächen. Der Selbstwendung wird mit wenigen Worten gedacht. Geburten, wo der Rücken, der Bauch oder die Seiten vorliegen, sind nach dem Vf. sehr selten. Unter 20,000 Geburten, die in seiner und seines Onkels Praxis vorgekommen sind, war nicht ein einziger von einer oder der andern dieser Lagen; angenommen ein- oder zweymal, wo die Mutter nicht den siebenten Schwangerschaftsmonat erreicht hatte, und beide Male gingen die Kinder als gedoppelte Geburten durch's Becken.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

GEBURTSHÜLFE.

MANNHEIM, b. Schwan u. Götz, und LEIPZIG, b. Fr.
Fleischer: *Die regelwidrigen Geburten und ihre
Behandlung*, von Dr. Samuel Merriman — —
Aus dem Engl. von Dr. H. F. Kilian u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

8. *Dystocia gemina*. Zwillings-, Drillingsgeburten u. s. w. Für nicht rathsam hält es der Vf., vier Stunden (oder vielmehr eine mäßig lange, von der Vernunft und Einsicht vorgeschriebene Zeit) zu warten, bevor man die Entbindung des zweyten Kindes künstlich befördert: wo es nöthig gewesen ist, bey dem ersten Kinde künstliche Hülfe zu gebrauchen; wo das zweyte Kind in widergesetzlicher Lage sich zur Geburt stellt, und wo Convulsionen, Blutsturz oder sonst ein Zufall gleich nach der Geburt des ersten Kindes eingetreten sind. — 9. *D. laceratoria*. (Ein sonderbarer Ausdruck!) Eine Geburt, die entweder selbst eine Ruptur oder Zerreißung eines innern oder äußern Theils hervorbringt, oder in deren Gefolge eins der eben genannten Uebel sich findet. (Der letzte Satz ist völlig überflüssig, da er schon in dem ersten liegt.) An Zerreißungen des Mittelfleisches soll nur der Geburtshelfer Schuld seyn. (Eine wahrlich sehr gewagte Behauptung!) Zerreißt die Gebärmutter während der Geburt, so rathen einige Geburtshelfer, die Hand durch den Riß einzuführen, um die Füße, wo sie auch immer liegen mögen, zu erfassen und das Kind zur Welt zu fördern; *Denman* dagegen hält es für besser, Alles den Kräften der Natur zu überlassen, und unser Vf. glaubt, daß jede der beiden Handlungsweisen, je nachdem die Umstände sind, ihr Gutes habe. Sind seit der Zerreißung schon mehrere Stunden verflossen, sagt er, oder findet man wegen der Zusammenziehung des *Uterus* Schwierigkeiten, die Hand hindurchzubringen, so wird es rathamer seyn, die Natur allein wirken zu lassen. (Daß bey einem solchen unverantwortlichen Verfahren der Tod von Mutter und Kind unvermeidlich, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. Immer bleibt noch der Bauchschnitt; je schneller er unternommen wird, desto eher ist auf einen glücklichen Ausgang, wenigstens für das Kind, zu rechnen!) — 10. *D. haemorrhagica*. Geburt, mit Blutfluß verbunden. Der Vf. theilt die Blutflüsse in drey Arten ein, nämlich in zufällige, un-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

vermeidliche und atonische; eine Eintheilung, die auf keinen festen Principien beruht! Mit Recht wird erinnert, daß man mit Aderlässen vorsichtig seyn solle. Nach Geburten mit einer *Placenta praevia* will der Vf. öfters *Phlegmatia dolens* haben folgen sehen. In allen den Fällen, wo die Größe des *Uterus* diejenige übersteigt, welche er im 3ten bis 4ten Schwangerschaftsmonate hat, und wo die Wände so viel Nachgiebigkeit haben, um sich von dem in dem *Cavo uteri* ansammelnden Blute ausdehnen zu lassen, schadet der *Tampon* eher, als daß er nützt. Ueber den Nutzen des Mutterkorns bey Metrorrhagien hat der Vf. noch keine Beweise. — 11. *D. syn-copalis*. Geburten, in deren Gefolge Ohnmachten, Traurigkeit, Beklommenheit in der Gegend der Präcordien und Herzklopfen sind. — 12. *D. epileptica*. (Die Convulsionen Kreifender sind nicht immer epileptisch, und dennoch erhalten sie hier jene Benennung.) Aderlässe und die entleerende Heilmethode sollen vor allen andern Mitteln den Vorzug verdienen. Lieber soll man perforiren(?), als die Kranke unentbunden sterben lassen. — 13. *D. inflammatoria*. Geburten mit localer Entzündung oder allgemeinen Fieberbewegungen. — 14. *D. retentiva*. Geburten, wo nach dem Ausstoßen des Kindes ein ungewöhnlich langes Zurückhalten der Nachgeburt Statt findet. Eine allgemeine Regel ist es, sagt der Vf., daß wir nur wenig Hoffnung fassen dürfen, die Placenta von den Kräften der Natur allein ausgelassen zu sehen, wenn sie schon viel länger als eine Stunde im *Uterus* zurückgehalten worden ist; deshalb werden wir auch völlig gerechtfertigt seyn, wenn wir ein oder zwey Stunden nach der Geburt des Kindes es unternehmen, dieselbe herauszufördern! — *D. inversoria*. Geburt mit Umstülpung der Gebärmutter.

Von S. 159—188 spricht der Vf., jedoch nur oberflächlich, von dem Gebrauche der Instrumente in der Geburtshülfe und von einigen geburtshülflichen Operationen. *Golden* nennt er die Regel: niemals die Zange früher anzuwenden, als bis wenigstens sechs Stunden lang das Ohr des Kindes dem Finger des Operateurs erreichbar war. Specielle Indicationen zur Perforation vermissen wir ganz. Er wartet übrigens so lange mit dieser Operation, als es nur immer das Wohlbefinden des Weibes gestattet, weil sich die Operation dann leichter und zuverlässlicher verrichten läßt; weil wir dann erfahren oder wenigstens uns glauben machen, daß wir

U (5)

wir das Instrument nicht einführten, als das Kind noch lebend war; und weil es unsre Schuldigkeit ist, die Patientin und ihre Umgebungen sich eben so vollkommen von der Nothwendigkeit der Operation überzeugen zu lassen, als wir es selbst sind. (Wir bezweifeln, daß alle diese Gründe haltbar sind.) Daß der Kaiserschnitt in England nicht häufiger gemacht wird, darüber wundert sich der Vf. nicht; denn, sagt er, er hat zu häufig einen geringen Erfolg gehabt. (Ein Urtheil, wie man es nur von einem Engländer, der nichts als perforiren kennt, nicht aber von einem *Merriman* erwarten konnte!) Noch stellt er einige Regeln für die künstliche Frühgeburt auf, die wir jedoch nachzulesen bitten.

Der Anhang enthält meistens sehr lehrreiche Erläuterungen, Geburts geschichten, Tabellen u. s. w. zur bessern Verständigung der vorhergehenden Seiten. Etwas daraus mitzutheilen würde uns zu weit führen.

Die 1ste Tafel stellt einen vergrößerten Eyerstock dar, der die Beckenhöhle ausfüllt und das Herabsteigen des Kopfes hindert. Die 2te zeigt die Ursache einer unvermeidlichen Blutung, eine *Placenta praevia*, und ist eine Copie der 12ten Hunterschen Platte. Auf der 3ten ist ein verkrümmtes Becken abgebildet, welches der Geburt ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzt. Die 4te zeigt einen Fötus von acht Monaten, welcher mit einiger Schwierigkeit durch ein Becken von 2½ Zoll Durchmesser dringt. Die 5te endlich stellt eine seit mehreren Jahren umgefülppte und von *Chevalier* exstirpierte Gebärmutter dar.

MARBURG, b. Krieger u. Comp.: *Geburtshülflche Abhandlungen*, nebst einer Nachricht über die akademische Entbindungsanstalt zu Marburg; von Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch*, Prof. der Medicin u. Geburtshülfe zu Marburg. Mit drey Abbildungen. 1826. VI u. 333 S. 8. (1 Rthlr.)

Verschiedne, in *Rust's* Magazin und *Mende's* Zeitschrift für Geburtshülfe bereits abgedruckte geburtshülflche Abhandlungen des Vfs. finden wir hier sehr zweckmälsig noch einmal besonders abgedruckt, um in die Hände jedes Geburtshelfers gelangen zu können; da doch manchem sonst, bey der übergroßen Anzahl von Zeitschriften, der reiche Inhalt derselben unbekannt geblieben seyn würde, so ist dies sehr zu loben. Das Ganze besteht aus vier Abhandlungen, von denen die beiden ersten Nachträge erhalten haben. Neu ist nur der S. 265 mitgetheilte zweyte Jahresbericht über die Entbindungsanstalt zu Marburg.

1. *Geburtshülflche Betrachtungen über die Wendung*. 1) *Die Wendung auf die Füße*. Für angezeigt hält der Vf. dieselbe: in allen übeln Lagenverhältnissen der Frucht nach abgeflossenem Fruchtwasser; bey stehendem Fruchtwasser, wenn die Wendungsversuche durch äußere Manipulation

fruchtlos waren, und man zur Wendung auf den Kopf keine Anzeige fand; und endlich in den Fällen, wo die Wendung als Mittel zur schleunigen Beendigung der Geburt angezeigt ist. Den Uebergang von der zweyten zur dritten Geburtsperiode hält er für den besten und natürlichsten Zeitpunkt, wo die Wendung gemacht werden soll. Der Vergleich zwischen dem Verhalten der Steißgeburt und Fußgeburt bestimmt ihn, gewiß mit Recht, dahin, bey der Wendung, als Lageverbesserungsoperation, stets nur *einen* Fuß in den Muttermund zu führen und ihn dort festzuhalten. Der Vf. unterscheidet zwey Arten von Zusammen schnürung des Uterus um die übelgelagerte Frucht: die erste ist die krampfhaft-entzündliche, die zweyte möchte er *Tetanus uteri* nennen. Gegen diese zeigte sich *Tinct. ambrac. moscho* besonders wirksam. — 2) *Die Wendung auf den Kopf*, welche durch Einführung der Hand in die Gebärmutter vollführt wird. Nie beobachtete der Vf. dabey Vorfälle der Nabelschnur, den manche fürchten! Er verlangt folgende Bedingungen (die in mancher Hinsicht mit denen von *d'Outrepoint* aufgestellten nicht übereinstimmen!), ohne welche dieser Kunstact im Allgemeinen nicht vorgenommen werden darf: 1) das Fruchtwasser darf noch nicht abgeflossen seyn; 2) die Frucht muß hoch und sehr beweglich stehen, und ein günstiges Verhältniß zwischen derselben und der Menge des Fruchtwassers obwalten; 3) die Form des Fruchthalters darf nicht durch ungleiche Zusammenziehungen der einzelnen Partien derselben gelitten haben, und wenn man den Leib der Kreißenden übel geformt findet, so unterscheide man, ob das eben genannte Verhältniß oder Schiefslage des Uterus oder der Frucht die Ursache davon ist. Wird die Form des Fruchthalters bald verbessert (durch die Seitenlage), so kann man die Operation noch unternehmen. 4) Das Ende der zweyten Geburtszeit, die rechte Periode zur Operation, muß eingetreten seyn. 5) Es darf keine Anzeige vorhanden seyn, die Geburt zu beschleunigen. 6) Das zweyte Zwillingkind erfordert, mit Ausnahme von Nr. 1 und 5, alle diese Rücksichten nicht. 7) Bey allen Lagen der Frucht, wo man Vorfälle der Nabelschnur zu fürchten hat, oder diese der vorliegende Theil ist, vermeide man diese Operation; man mußte denn die Schlinge der vorgefallenen Nabelschnur mit der operirenden Hand zurückführen, was aber immer ein gewagtes Unternehmen bleiben würde! — Bey *d'Outrepoint's* Methode empfiehlt der Vf. mit Recht die grösste Vorsicht; er wendet sie nur an, wenn wenig oder gar kein Fruchtwasser (was ja aber gegen Nr. 1. spricht) da ist. Gewöhnlich führt er die Hand, gleich nach dem Blasensprunge, über den Hinterkopf und Nacken der Frucht, und fixirt, in einer sanft zurückziehenden Bewegung, den Kopf auf der obern Beckenöffnung, bis der sich contrahirende Fruchthälter dies Geschäft übernimmt. Daß der Vf. sehr glücklich operire, beweist, daß von 15 Fällen 14 Kinder lebend geboren wurden, und nur eins todt, was

was jedoch Zeichen eines frühern Ablebens an sich trug. Ein S. 79 mitgetheilte Fall zeigt, daß bey mäßiger Beckenbeschränkung, die überhaupt die Wendung zuläßt, die Wendung auf den Kopf der auf die Füße vorzuziehen sey! — 3) *Die Wendung durch äußere Handgriffe nach Wigand.* Eine zweckmäßige Seitenlage der Kreißenden, verbunden mit den etwa erforderlichen innern Mitteln und sanften Reibungen des Gebärmuttergrundes, wirkt nach dem Vf. besser, als das von W. so sehr empfohlne Streichen und Drücken gegen den vorausgehenden Kindestheil an der Bauchwand. — 4) *Die Selbstwendung.* Der Vf. unterscheidet die Selbstwendung vor dem Wassersprünge von der nach dem Wassersprünge. Jene soll häufiger vorkommen, als man gewöhnlich glaubt, und am häufigsten auf den Kopf, diese aber am häufigsten auf den Steiß geschehen. Diese fördert nur todte Kinder zur Welt. Armlagen begünstigen die Selbstwendung am meisten. Die dritte Art der Selbstwendung ist, streng genommen, keine, sondern eigentlich nichts anders, als eine gewaltsame Entwicklung des ganzen Kindeskörpers, nach den nämlichen Gesetzen, nach welchen die einzelnen Theile der Frucht bey dem Austritt aus dem Becken entwickelt werden. Ohne den mindesten Anschein, daß eine Selbstwendung eintreten werde, hält es der Vf. mit vollem Rechte für unpassend, auf dieselbe warten zu wollen, denn der üble Ausgang wird nie ausbleiben. Die mitgetheilten Fälle von Selbstwendung sind sehr interessant, vorzüglich aber der S. 94 erzählte, wo der Vf. nach bestimmter Anzeige die Selbstwendung abwartete. — Ueber den Vorschlag des Dr. Betschler, die Wendung auf den Steiß betreffend, äußert sich der Vf. am Ende dieser sehr lehrreichen Abhandlung mit wenigen Worten beyfällig.

II. *Beiträge zur Lehre von der Perforation des Kopfes bey der Geburt.* Der Vf. zieht hier besonders gegen Wigand's Ansicht, die Perforation bey jeder erkannten Verengerung des Beckens auch bey lebendem Kinde im Anfange der Geburtsarbeit vorzunehmen, und die Ausschließung der Natur zu überlassen, mit Glück zu Felde. Er findet W's. Verfahren nur dann angezeigt, wenn bey einem Becken, welches offenbar zu enge zum Durchgange des Kopfes ist, jedoch noch über 1½ Zoll in der *Conjugata* hält, offenbare Zeichen des Todes der Frucht vorhanden sind. Er hält die Perforation übrigens für eine Operation, welche nie und durch kein anderes geburtshülffliches Handeln entbehrlich gemacht werden kann, welche aber erst dann verrichtet werden darf, wenn die Erhaltung der Mutter und der Frucht als unmöglich erkannt worden ist, und nun die Anzeige eintritt, wenigstens das Leben der erstern zu erhalten, indem man sie auf eine möglichst wenig verletzende Weise entbindet. Bey einer Erstgebärenden, wo eine solche Beckenge enge erkannt ist, welche den Kaiserschnitt nicht

mehr zuläßt, und bey Mehrgebärenden, wo man früher zur Entbindung durch Perforation gezwungen war, wo aber die Anzeige dazu bey einer folgenden Schwangerschaft nicht recht bestimmt und klar ist, empfiehlt der Vf. mit Recht, erst Versuche mit der Zange zu machen. Diese Versuche soll man überhaupt so lange fortsetzen, als man es, ohne eine gefährliche Vulnuration der Mutter zu bewirken, thun kann, dann aber sofort zum Perforatorium greifen, selbst wenn das Kind noch lebt. — In einer ausgebreiteten, 14jährigen geburtshülfflichen Praxis und einer 4jährigen geburtshülfflichen Professur an einer nicht unbedeutenden akademischen Entbindungsanstalt beobachtete der Vf. nur vier (S. 136 erzählte) Perforationsfälle, deren Zahl schon von selbst ausspricht, daß die Anwendung der Perforation nicht so häufig seyn könne, wie sie Wigand angiebt.

III. *Beschreibung von zwey Fällen der Kaisergeburt bey Osteomalacie.* (Einen ähnlichen Fall theilt der Vf. in der Gemeinsamen Deutschen Zeitschrift für Geburtskunde, Bd. I. S. 115 mit.) Diese Fälle hier, wenn auch nur im Auszuge, mitzutheilen, würde uns zu weit führen; wir begnügen uns daher, nur Folgendes darüber auszuheben: Der Gegenstand der *ersten* Operation starb am dritten Tage nach derselben. Es wurde der Diagonalschnitt nach Stein d. J. gemacht, der den bedeutenden Vortheil ergab, daß er zu einer beliebigen Länge ausgedehnt werden konnte, und daß er, besonders in dem vorliegenden Falle, ohne die Höhe des Nabels zu überschreiten, eine Länge von sechs Zollen erreichen konnte, während der Nabel hier abnormer Weise kaum vier Zoll über der Schaambeinvereinigung stand. Ferner ergab sich, daß die Bauchwunde beynahe gar keinen Blutverlust veranlaßte. Die schnelle und feste organische Verklebung der Bauchwunde sprach auch sehr zu Gunsten des Diagonalschnittes; die Urinblase blieb ganz außerhalb der Operationsphäre, und der Sitz der *Placenta* wurde gänzlich vermieden. Der Hauptzweck der Angabe des Diagonalschnitts war dem Vf. die gleichmäßige Contraction des *Uterus* durch Verhütung der Trennung nur gleichlaufender Fibern des Fruchthälters, wie bey dem Längen- oder Querschnitt, um die Folgen des Drucks der Gedärme von oben, das Auseinanderspreitzen der Wunde zu verhüten. (So viel auch wir wissen, ist dieser Fall erst der zweyte, während der des Erfinders der erste war, in welchem der Diagonalschnitt gemacht wurde. Daß beide Fälle unglücklich endeten, kann kein Einwurf gegen die Methode seyn!) — Bey der zweyten Kreißenden, die am 30ten Tage nach der Operation starb, wurde der Schnitt in der weissen Linie gemacht, weil sich die Stimmenmehrheit der zu der Operation zusammengetretenen Aerzte dafür aussprach. Daß aber diese Methode gerade in dem gegebenen Falle gar nicht paßte, beweist der Vf. deutlich durch die Zufälle während und nach der Operation.

Operation, auf die wir uns hier jedoch nicht näher einlassen können. — Im ersten Falle war das Becken mäßig verbogen, seine Knochenmasse aber mürbe, zerreiblich und selbst Spuren anfangender Knochenbrüche waren vorhanden; der Körper der Frau war nicht verkrümmt. Im zweyten Falle dagegen war große Biegsamkeit der sämtlichen Knochen ohne Zerbrechlichkeit eingetreten, so daß nicht allein das Becken, sondern alle Knochen des Rumpfs äußerst verbogen waren; ausgenommen von der Verbiegung waren der Kopf mit den Zähnen und die Knochen der Extremitäten. — Die Osteomalacie ist, nach dem Vf., eine nur dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Krankheit, die in einer wirklichen Rückbildung des Knochen Systems zu bestehen scheint, und die nie ganz geheilt wird, sondern bis zum Tode der Kranken zunimmt!

IV. Zweyter Jahresbericht über die Entbindungsanstalt zu Marburg (den dritten findet man in der Gemeinf. Deutschen Zeitschrift für Geburtskunde, Bd. I. S. 187.). Die auch in diesem Jahresbericht niedergelegten Geburts geschichten liefern für die Wissenschaft eine reiche Ausbeute; wir empfehlen sie Jedem zum Nachlesen, und ziehen nur einige wenige Momente, die uns besonders wichtig erschienen, aus. — Der künstliche Wassersprung ist ein vortreffliches Mittel gegen Gebärmutterblutflüsse kurz vor der Geburt. — In zwey Fällen (die für v. Klein's Ansicht sprechen) hatte der Sturz der Kinder auf den Fußboden keine Folgen; im ersten hatte derselbe keine sichtbare Spur an dem Kopfe zurückgelassen, und im zweyten kaum eine Spur an der Kopfbedeckung. Beide Kinder blieben leben. — Bey Wehenschwäche bewies sich der Borax in mehreren Fällen sehr heilsam. — Bey Blutflüssen aus dem Mutterhalse leistete der Tampon dem Vf. zwar gute Dienste, doch fand er, daß die Hand des Geburtshelfers sicherer wirke, wenn man sie zuerst als allgemeines Reizmittel anwendet, um Contraction des Mutterhalses hervorzubringen, dann aber sie sanft an die das Blut ergießende Fläche andrückt, und so mechanisch die Blutung stillt; nur darf man die Hand nicht zu schnell zurückziehen, weil sonst die Blutung sich erneuert. — Nie sah der Vf., selbst nach der kräftigsten Zangenanwendung, eine Frau sterben, so daß die Todesursache auf die Zangenanwendung fallen konnte!

Auf den drey Kupfertafeln finden wir die Abbildungen der beiden Becken von den nach der Kaisergeburt gestorbenen beiden Frauen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. Orla, in Comm. b. Wagner: *Predigten von J. A. Gottfr. Woltersdorff*, Dr. der

Philos. und Diakonus zu St. Marien in Salzwe-
del. 1828. 118 S. 8. (12 Gr.)

Diese Vorträge wurden bey Gelegenheit der fünfzigjährigen Amtsjubelfeyer des würdigen Vaters des Vfs. als ein Zeichen kindlicher Liebe und Dankbarkeit in den Druck gegeben und zeugen von rühmlichem Streben, wahre Erbauung in der Gemeinde zu fördern. Homiletische Musterstücke sind es nicht, und die Anordnung sowohl, als die Ausführung haben mancherley Mängel. Die Hauptsätze sind zu wenig neu und sehen einander sehr ähnlich; so sind sie bey drey der sechs hier gelieferten Predigten in Frageform gestellt, und von den übrigen dreyen enthalten zwey: Gedanken, die dritte: Vorschriften. In Absicht auf die Textbenutzung wäre wohl ein genaueres Eingehen zu wünschen gewesen, doch stehen die biblischen Stellen wenigstens nicht müßig da. Die Rede läßt weder Klarheit noch Wärme vermissen, aber an Tiefe und Schwung fehlt es zuweilen; dem Ausdruck muß man edle Popularität nachrühmen, nur vor einigen allzu gewöhnlichen Bildern möchte zu warnen seyn: z. B. „die Natur wird bald in das kalte Leichentuch gehüllt werden!“ Soll Rec. noch einiges Einzelne bemerken, so ist es Folgendes: die dritte Predigt über Röm. 1, 16 stellt die Frage auf: Wenn beweiset sich der Glaube an Jesum bey uns vorzüglich segensreich? Rec. erwartete hier eigentlich Angabe der nothwendigen Eigenschaften eines wahrhaft heilsamen und wohlthätig wirkenden Glaubens, und war daher überrascht, die Frage in der Angabe der einzelnen Theile so beantwortet zu sehen: 1) in der Stunde des Zweifels an der Religion; 2) in der Stunde der Versuchung zum Bösen; 3) in der Stunde der Leiden; 4) in der Stunde des Todes. Aber wenn auch die drey letzten Stücke zugegeben werden müssen, der erstere enthält einen Widerspruch in sich selbst. In der Stunde des Zweifels kann unmöglich der Glaube wirksam seyn: denn eben Zweifel zeugt ja von Abwesenheit des Glaubens. Dies bemerkt man auch in der Ausführung, wo mehr Declamation als gründliche Erörterung der Sache herrscht, und sich Schwanken und Unsicherheit der Begriffe kund thut. Eher hätte der Vf. sagen können: Der Glaube an Jesum wirke segensreich bey den Zweifeln, welche Andere gegen die Religion erheben, denn er lehre dieselben bekämpfen und widerlegen. Die sechste Predigt ist eine Antrittspredigt über Col. 1, 25. 28. 29. Der Vf. sagt darin der Gemeinde: „warum er mit Freudigkeit sein Predigtamt antrete.“ Die für den Hauptplatz gewählte Form bewirkte leider, daß er in der Predigt öfter in der ersten Person reden mußte, als selbst in Antrittspredigten gut und zulässig ist. Die Sache hätte sich anders gestellt, wenn der Hauptsatz hiesse: Warum der christliche Prediger sein Amt mit Freudigkeit antreten könne; oder: von den Ursachen der Freudigkeit, mit welchen der christliche Prediger sein Amt antrete! —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

GEBURTSHÜLFE.

CARLSRUHE, im Verlag der Müller. Hofbuchh.: *Das Weibliche Becken*, betrachtet in Beziehung auf seine Stellung und die Richtung seiner Höhle, nebst Beyträgen zur Geschichte der Lehre von den Beckenaxen, von Franz Carl Naegele, der Philosophie und Medicin Doctor, Großherzogl. Badischem Geh. Hofrath, ordentl. öffentl. Prof. der Arzneywissenschaft, Director der Großherzogl. Entbindungsanstalt zu Heidelberg und mehrerer gel. Gesellschaften Mitgliede. Mit 3 lithographirten Tafeln. 1825. VIII u. 126 S. 4. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Dass die Kenntniss der Stellung des weiblichen Beckens gegen den Stamm und die der Richtung seiner Höhle sowohl in Beziehung auf die Vorstellung von der Art und Weise, wie die Frucht bey dem Gebären durch die dazu bestimmten Wege hindurch bewegt wird, als auf gewisse Hülfleistungen bey der Entbindung von Wichtigkeit sey, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, darüber ist unter den Sachverständigen nur eine Stimme. Betrachtet man aber die große Verschiedenheit der aufgestellten Ansichten, so muß es sehr erwünscht seyn, daß ein Mann, wie der Vf., der dieser Sache eine Reihe von Jahren hindurch besondere Aufmerksamkeit gewidmet, es unternommen hat, in dem vorliegenden Werke das Ergebniss seiner Untersuchungen öffentlich mitzutheilen.

Das Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung handelt von der Stellung des weiblichen Beckens und der Richtung seiner Höhle; die zweyte, ungleich größere, liefert Beyträge zur Geschichte der Lehre von den Beckenaxen. So genau nun auch beide Abtheilungen unter einander in Zusammenhang stehen, so würde es uns doch zu weit führen, wenn wir dem Vf. in der zweyten Schritt vor Schritt folgen wollten; wir werden uns daher nur mit der ersten beschäftigen, welche das Resultat der Untersuchungen des Vfs. enthält, und begnügen uns, über jene bloß zu bemerken, daß sie nicht allein in der Hinsicht, daß sie eine vergleichende Berücksichtigung der Ansichten Anderer liefert, höchst interessant und belehrend ist, sondern auch in der, daß sie viele Fehler im Historischen dieses Zweiges aufdeckt und, mitunter freylich etwas hart, rügt. Für die bio-

graphischen Nachrichten über *Heinrich van Deventer* und *Jens Bang* sind wir dem Vf. Dank schuldig.

Die Stellung des weiblichen Beckens oder die Neigung der Flächen seiner Aperturen anlangend, bekräftigt der Vf. seine frühere Angabe, daß der Winkel, der die nach vorwärts abhängige (denkbare) Fläche des Beckeneingangs mit der Horizontalebene, auf der eine wohlgebaute Person aufrecht steht, oder den ein auf jene Fläche gefällter Perpendikel mit der Verticallinie des Körpers macht, in der Regel zwischen 59 bis 60° anzunehmen sey; sonach, daß das Vorgebirge des Kreuzbeins 3" 9—10" höher stehe, als der obere Rand des Schoofsknorpels, und daß eine von diesem Punkte aus durch die Beckenhöhle mit dem Horizont parallel gezogene Linie das Steißbein unweit der Stelle berühre, woselbst zweyter falscher Wirbel mit dem dritten sich verbindet. Ferner, daß das Mittel der Inclination des sogenannten geraden Durchmessers des Beckenausgangs oder einer vom untern Schooffsfugenrande zur Steißbeinspitze gezogenen Linie ein Winkel zwischen 10 und 11° sey; daß die Steißbeinspitze zwischen 7 und 8 Linien höher stehe, als der Scheitel des Schooffsbogens und daß, bey übrigens gutem Baue des Beckens und des übrigen Körpers, die Inclination des geraden Durchmessers des Beckenausgangs weit häufiger und in ungleich größerm Maasse von dem gewöhnlichen Verhältnisse abweicht, als die der *Conjugata* des Eingangs. — Um den Stand der Steißbeinspitze und des untern Schooffsknorpelrandes gegen den Horizont bey aufrechter Stellung des Körpers zu bestimmen, hat der Vf. an mehr als 800 Subjecten Messungen nach *Röderer's* Vorschrift, die hier in einer Anmerkung auseinandergelegt wird, angestellt und den Calcul mitgetheilt, auf welchen wir verweisen, so wie auf die Erklärung der hierher gehörigen ersten Tafel.

Richtung der Beckenhöhle. Mittellinie, centrische Linie, Richtungs- oder Directionslinie will der Vf. die Axe der Beckenhöhle genannt wissen. Sie kann nach ihm nur aus einer geraden und einer krummen Linie bestehen. Als gerade ist sie nämlich für den Theil der Beckenhöhle anzusehen, der rückwärts und oben durch die beiden obersten Kreuzwirbel und vorn und unten durch den verhältnißmäßigen Theil der gegenüberstehenden Beckenwand begrenzt wird, — als krumm in dem, hinten von den 3 letzten Kreuzwirbeln und vorn von der vordern Beckenwand gebildetem Räume. Die

X (5)

zwey-

zweyte Tafel erläutert diese Ansicht sehr gut. Die dritte liefert den Durchschnitt eines fehlerhaften Beckens. Die bisherigen Versuche und Vorschläge, im Leben die Neigung des Beckeneingangs und die Mittellinie der Beckenhöhle durch Berechnungen und Messungen auszumitteln, hält der Vf. mit Recht für misslungen und unanwendbar, und zweifelt selbst, daß Bemühungen der Art je zum Ziele führen möchten. (Der Nutzen solcher mathematischen Darstellungen ist überhaupt für die geburtshülfliche Praxis nicht groß!) — Die Richtung der Mittellinie der Beckenhöhle als einen Kreisbogen anzunehmen und darnach die Anwendung der Kopfzange zu richten, nennt der Vf. sehr wahr eine der nachtheiligsten und darum verwerflichsten Meinungen: denn daß der Kopf durchaus nicht in der Richtung eines Kreisbogens, sondern in gerader Richtung in die Beckenhöhle herabgeführt werden müsse, ergiebt sich aus dem oben über die Richtung der Beckenhöhle Gesagten. — Daß die umgekehrte Inclination des Beckenausgangs ein untrügliches Zeichen verunstalteter Becken sey, hat der Vf. nicht bestätigt gefunden. Eben so wenig stimmen mit seinen Erfahrungen manche Behauptungen über den Einfluß ungewöhnlicher Inclinationsverhältnisse des Beckens auf die Schwangerschaft und den Hergang der Geburt überein; manche jener Angaben scheinen ihm erfunden und ausgedacht! Nicht selten will er beobachtet haben, daß bey ungewöhnlich geringer Inclination des Beckens das untere Segment des Uterus ungewöhnlich hoch stand und der Kopf kaum zu erreichen war; daß hingegen bey bedeutender Inclination des Beckens der Kopf tief und nicht leicht beweglich durch den untern Gebärmutterabschnitt zu fühlen war. Unter beiden Umständen erfolgte die Geburt ohne wesentliche Verschiedenheit hinsichtlich ihres Mechanismus. Als Beweis für das eben Gesagte theilt der Vf. zwey Fälle mit. Er leugnet aber darum keineswegs die Möglichkeit des Einflusses ungewöhnlicher Inclinationsverhältnisse auf den Hergang der Geburt, zumal wenn noch andere ungewöhnliche Umstände zugleich Statt haben; natürlich verfehlt er also auch nicht die Inclination in Bezug auf geburtshülfliche Operationen zu berücksichtigen.

Dr. Dillf.

PFERDEZUCHT.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Naturlehre des Pferdes für alle diejenigen, welche den Organismus dieses Thieres genau kennen lernen wollen*, vorzüglich aber für Cavallerie-Officiere, Stallmeister, Reiter, Pferdehändler und alle Pferdebesitzer, welche auch Liebhaber und Freunde dieser Thiere sind. Herausgegeben von S. v. Tennecker, Königl. Sächf. Major der Cavallerie u. s. w. 1827. (2 Rthlr.)

Das vorliegende Werk enthält eine ziemlich weitläufige Physiologie des Pferdes, indem der durch seine vielen Schriften in diesem Fache rühmlichst bekannte Vf. eine anatomische Beschreibung der

wichtigsten Theile des Pferdekörpers giebt, woran sich die Lehre von ihren Functionen im gesunden Zustande, von ihren Krankheiten und den zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen Maassregeln anschliesst. Das Buch ist in fünf und zwanzig Kapitel eingetheilt, welche Vorträge genannt werden. Die Eintheilung und der Plan des ganzen Werks, dessen sich der Vf. seit mehrern Jahren bey seinen Vorlesungen bedient hat, sind sehr zweckmässig, indem er, vom Allgemeinen ausgehend, die Gesetze entwickelt, welche in der Bildung und dem Leben des thierischen Körpers vorherrschen, und diese sodann auf die einzelnen Theile und ihre Verrichtungen anwendet. Die einzelnen Abtheilungen sind dagegen weniger gut gearbeitet, indem das Allgemeine und Besondere nicht gehörig getrennt und weniger folgerecht behandelt ist, wodurch öftere und ermüdende Wiederholungen nöthig werden. Vieles ist nur dem verständlich, der schon physiologische Kenntnisse besitzt, und darum wieder Vieles für einen Solchen überflüssig; der anatomische Theil ist oft sehr gründlich bearbeitet, oft sehr oberflächlich und meistentheils ohne die Ansicht der beschriebenen Theile unverständlich, zuweilen auch fehlerhaft. Deswegen ist das Buch auch mehr zum Leitfaden bey Vorlesungen, als zum Selbststudium brauchbar, für erstere aber zu weitläufig und das Einzelne nicht genug getrennt. Zu bedauern ist die große Menge von sinnentstellenden Druckfehlern, welche besonders in der ersten Hälfte auffallend ist. Wir gehen nun zu dem Einzelnen über, um das so eben ausgesprochne Urtheil zu rechtfertigen.

Der erste Vortrag enthält eine kurze Einleitung in die Naturlehre des Pferdes, und handelt von der Uebereinstimmung zwischen den Theilen des Körpers des Pferdes, von der Eintheilung desselben im Allgemeinen, sowohl bloß äußerlich, als auch in anatomischer Hinsicht; endlich von der Schönheit des Pferdes, für welche sich keine Norm angeben lasse.

Der zweyte Vortrag enthält die Lehre von den Elementartheilen des Pferdes, die aber eben so gut von dem Körper der höhern Thiere im Allgemeinen gilt. Es werden die Begriffe entwickelt von organischem System, Apparat, Organ. Hierauf folgt die Eintheilung der Elementartheile nach ihrer Form, als die Faser-, Blatt- und Kugelform, oder die mechanische Zerlegung; zunächst die chemische Zerlegung des thierischen Körpers, deren Schwierigkeit und Unsicherheit der Vf. kurz nachweist. Nachdem die verschiedenen Stoffe aufgezählt worden, die sich im leblosen Körper nicht finden und deren charakteristische Kennzeichen angegeben sind, wie des Eyweissstoffs, der Gallerte, des Faserstoffs, Schleims, thierischen Wassers, Fettes, Osmazoms und der Milchsäure, macht die Angabe der einfachen, im thierischen Körper enthaltenen Bestandtheile den Beschluß, welche aber wohl früher hätten aufgeführt werden sollen, wo von der chemischen Analyse überhaupt die Rede war. — Von den Lebensäußerungen überhaupt, von der Erregbarkeit, der Action und Reaction und dem darauf begründeten Begriff von Thätigkeit, Verrichtung oder Fun-

Function einzelner Theile und Systeme handelt der dritte Vortrag nur sehr kurz und oberflächlich.

Der vierte Vortrag umfaßt die Lehre von dem Knochen-system, wo zuerst von der Eintheilung der Knochen im Allgemeinen nach ihren Hauptformen gehandelt wird, und von den verschiedenen Substanzen derselben. Hierauf folgt eine umfassende Beschreibung der verschiedenen Verbindungsweisen der Knochen untereinander, wo die Lehre von den Gelenken im Allgemeinen sowohl wie im Besondern, und den dazu nöthigen Bändern, Knorpeln u. s. w. ausführlich abgehandelt wird, wobey auch noch die an den Knochen und Gelenken vorkommenden Krankheiten erwähnt werden. Bey den letztern vermiffen wir da, wo der Vf. von den Verrenkungen aus innern Ursachen spricht, die Angabe der Ausfüllung der Gelenkhöhle. Nachdem die durch das fortschreitende Alter bedingten Veränderungen der Knochen und Knorpel durchgegangen worden und noch Einiges von dem Nutzen der Knochen im Allgemeinen hinzugefügt ist, geht der Vf. zu den Zähnen und ihrer Eintheilung im Allgemeinen und Besondern über. Sehr genau beschreibt er die verschiedenen Zähne, die Substanzen, aus denen sie bestehen, und die mannichfachen Veränderungen, denen sie nach dem Alter und nach der Verschiedenheit der Lebensart unterworfen sind. Hier wiederholt sich der Vf. sehr oft, indem er mehrere Male ganz Dasselbe mit wenig verschiednen Worten sagt, wie z. B. S. 54, wo die Veränderung des Hakenzahns dreymal beschrieben wird. Auch kann Rec. nicht umhin, hier die Undeutlichkeit zu rügen, mit welcher der Vf. Manches ausgedrückt hat, wie z. B. S. 58, wo es bey der Beschreibung der Wurzel des Backzahns heisst: „Sie (die Wurzel) ist von dem Halse an beynahe von einer Stärke und ungetheilt bis an das Ende, an welchem sie sich in zwey, drey und vier Zweige theilt und endigt.“ So auch S. 59: „Im hohen Alter des Pferdes ist aber die Nachschiebung des Zahns, die Herausrückung der Wurzel aus ihrer Zelle — — — so weit geschehen, daß öfter die jetzt ganz verschwundene Wurzel nur noch den Hals und die Krone ausmacht und die kleinen Zweige und Zapfen derselben nur noch allein vorhanden sind“ u. s. w. Wenn keine Wurzel mehr vorhanden ist, so kann diese auch nicht den Hals und die Krone ausmachen, und es scheint, als ob der Vf. die kleinen Zweige und Zapfen der Wurzel nicht für Theile derselben anerkennen will. Dergleichen Fehler gegen den Ausdruck kommen in diesem Kapitel noch mehrere vor, auch die andern Abschnitte sind nicht frey davon: die eben angeführten sollen nur als Beispiele dienen. Nachdem der Vf. die Schädlichkeit des sogenannten Maulräumens mancher Schmiede, um die Wolfszähne, deren Unschädlichkeit er zeigt, fortzuschaffen, dargethan, folgt eine genaue Beschreibung der Veränderungen, die in den verschiedenen Altern an den Zähnen vorgehen, mit ausführlicher Angabe der Ursachen, welche diese Veränderungen bewirken, deren Verschiedenheit

dargethan wird, woraus sich ergibt, daß auch ihre Wirkungen verschieden seyn müssen, weshalb der Zahn ein viel unsichereres Kennzeichen des Alters darbietet, als man gewöhnlich glaubt. Den Beschluß dieser Abtheilung macht eine oberflächliche Aufzählung der übrigen Knochen des Gerippes, wobey Rec. Mancherley zu erinnern findet. So wird das Felsenbein, das der Vf. das steinige Bein nennt, als ein besondrer Knochen aufgezählt, da er doch nur ein Theil des Schläfenbeins ist, wenn auch im Embryo und vielleicht in den ersten Lebensmonaten getrennt. Ebenso führt der Vf. das Sichelbein auf, worunter er, wie aus dem 11ten Kapitel erhellt, den Sichelfortsatz des Stirnbeins (*spina frontalis*) versteht, der bey dem Füllen nur bis zum Ende des ersten Jahrs ein getrennter Knochen ist. Den Hinterkiefer, oder eigentlich den Unterkiefer nennt er auch den Hinterkopf, unter dem man doch auch bey Thieren das *Os occipitis* versteht, das hier „Oberhauptbein“ heisst. Unter die gepaarten Beine wird auch das Stirnbein gezählt, da es doch in der Regel nur bey dem Füllen, oder bis zum siebenten Jahre durch die *Sutura frontalis* in zwey gleiche Theile getheilt wird, was wenigstens hätte bemerkt werden sollen. So hätte auch hier das runde Beinchen des Sylvius nur als ein Fortsatz des Ambros, und nur ausnahmsweise getrennt, angeführt werden sollen, was erst im 13ten Kapitel geschieht.

Im fünften Vortrage handelt der Vf. vom Zellgewebe, Zellstoff, Schleimgewebe und Thierstoff. Diese vier Namen bezeichnen dieselbe Substanz; die ersten drey Namen werden für unpassend erklärt, und der Name Thierstoff für angemessener. Ganz falsch ist es, wenn es heisst: „Indessen ist das sogenannte Zellgewebe im lebenden Thiere eine zähe, halbflüssige, ganz formlose Masse, die nur nach dem Tode durch den Verlust ihrer Flüssigkeit ein festeres Ansehen gewinnt, und in welcher man nur auf künstlichem Wege die Fäden (z. B. durch Zerung) und Blättchen (durch Gefrieren und Lufteinblasen) erzeugt.“ Offenbar herrscht in dem Zellgewebe die Blattform vor, wie wir am deutlichsten in den Muskeln und in dem Glaskörper des Auges sehen. Es ist das große Medium, sagt der berühmte Blumenbach, zwischen dem Blut- und dem lymphatischen System; das erste duftet beständig Feuchtigkeit in's Schleimgewebe aus, was die lymphatischen Gefäße wieder einsaugen; geschieht das Einsaugen nicht, so entsteht wässerige Geschwulst. Von dem im Zellgewebe angelammelten Fett sagt der Vf.: „es scheint dem Körper wenig zu nutzen, so lange er sich wohl befindet, und ist vielmehr als ein Ueberschuß der Ernährung anzusehen.“ Er bedenkt aber nicht, daß sein Hauptnutzen darin besteht, die festen Theile schlüpfrig zu machen und dadurch die Bewegung zu erleichtern; es stumpft die Empfindlichkeit mehr ab und hält die thierische Wärme mehr zusammen. Das Mark in den Knochen, eine Modification des Fettes, dient offenbar dazu, die Knochenmasse zäher und weniger zerbrechlich zu machen.

In dem *sechsten* Vortrage, von dem Muskelsystem, vermisst Rec. Mehreres, wie z. B. eine genauere Beschreibung des Hautmuskels, die Erwähnung des Zwerchfells, des verschiedenen Nutzens der Ringmuskeln u. a. m. Einen falschen Begriff giebt es auch, wenn es heisst: „Nur einige Muskeln sind vollständige Hautmuskeln, so dass sie an keine Knochen befestigt sind, wie z. B. der allgemeine Hautmuskel.“ Danach sollte man glauben, dass außer den Hautmuskeln alle andern an Knochen befestigt wären, da wir doch nur an die Muskeln des Darmkanals und den Ringmuskel des Mauls erinnern wollen.

Der *siebente* Vortrag umfasst die Lehre von den Stellungen und den Bewegungen des Pferdes. Nachdem der Vf. von dem Stillstehen gehandelt und gezeigt hat, wie nachtheilig und ermüdend allzu langes Stehen für das Pferd seyn muss, geht er zu den verschiednen Bewegungen über, als dem Schritt, Pafs, Trab (nicht Trapp, wie hier geschrieben wird), dem Gallop und seinen verschiedenen Arten. Von dem Trabe heisst es: er komme mit dem Mechanismus der Bewegung im Schritte überein, nur unterscheide er sich davon durch die grössere Schnelligkeit, indem man auch vier Zeiträume im Aufheben und Niedersetzen der Füße unterscheide. Rec. kann nicht glauben, dass dieses wirklich die Meinung des Vfs. sey, da im Trabe doch die beiden entgegen gesetzten Schenkel zugleich aufgehoben und niedergesetzt werden, wodurch also nur zwey Tempo in diesem Gange zu unterscheiden sind. Was hier von dem Bocken der Pferde, besonders der jungen Wildfänge erzählt wird, ist interessant. Wenn es aber vom Schwimmen heisst, es werde mageren Pferden leichter als fetten, weil die in der Wildnis aufgewachsenen mageren Pferde besser und leichter schwimmen, als die im Stalle aufgezogenen und gemästeten, so können wir dem nicht beystimmen, da wohl nur die Uebung, die jene wilden Pferde von Geburt an hatten, es ihnen so leicht macht, während die darin nicht geübten, im Stalle aufgewachsenen Pferde im Wasser ängstlich werden und sich darum so ungeschickt geben, dass sie leicht untergehen. Es ist ja auch hinlänglich bekannt, dass ein fetter Thierkörper specifisch leichter ist, als ein magerer.

In dem *achten* Vortrage, von dem Blute und den Gefässen, sagt der Vf.: die Hufe, die Oberhaut und der Schmelz der Zähne hörten auf lebendig zu seyn, so wie sie gebildet sind; aber sie wachsen doch, und es findet in ihnen, vermittelt des Capillargefässsystems, ein beständiger Austausch der Materie Statt. Es stirbt zwar immer ein Theil davon ab, dieses ist aber in gewissem Grade durch den ganzen thierischen Körper der Fall, nur in keinem so sichtbar, wie in diesem. Nicht deutlich und bestimmt genug ist die Beschreibung des kleinen Kreislaufs, indem das Verhalten der Lungen dabey eben nur erwähnt wird. Nachdem hierauf von dem Verhalten des Bluts,

hauptsächlich des arteriellen, bey der Ernährung gesprochen und nur kurz die absondernden Drüsen und die Secretion selbst erwähnt worden, folgt eine Beschreibung des Baues der Venen und ihres Verhaltens bey dem Kreislaufe und der Blutbereitung, der sich, sehr passend, die Beschreibung des Baues und der Verrichtung der Lymphgefässe und der durch sie gebildeten Drüsen anreihet. Den Beschluss dieser Abtheilung macht eine Uebersicht über den Blutumlauf im Allgemeinen. Hieran schliesst sich der *neunte* Vortrag, der eine ziemlich ausführliche Beschreibung der grössern Gefässstämme, zuerst der Arterien, alsdann der Venen enthält. Hier, wie an vielen andern Stellen, ist Rec. wieder die so oft unverständliche Verdeutschung der anatomischen Namen aufgefallen, wie z. B. *Verstopfungsschlagader* und *Verstopfungsvene* für *Arteria* und *Vena obturatoria*, da *Foramen obturatum* mit *Verstopfungsloch* übersetzt wird, da es doch besser *das verschlossene* oder *das eyförmige Loch*, *Foramen ovale* genannt wird.

Der *zehnte* Vortrag enthält eine weitläufige, jedoch nicht ganz klar geordnete Beschreibung des Nervensystems im Allgemeinen. Vom Gehirn wird nur sehr oberflächlich gehandelt und seine anatomische Beschreibung nur eben berührt. Es wird nur kurz angegeben, dass es in mehrere häutige Hüllen eingeschlossen ist, während diese bey dem Rückenmark einzeln aufgeführt werden, so dass man glauben könnte, diese Häute seyen bey beiden Theilen ganz verschieden. Erst im folgenden Kap., wo das Gehirn genauer beschrieben wird, worauf aber doch hätte verwiesen werden sollen, werden auch die Hirnhäute einzeln aufgeführt. Von der Spinnwebenhaut heisst es: sie bilde eine doppelte Lage, indem sie die harte Hirnhaut von innen und die weiche von aussen bekleide; dieses thäte denn jede Membran, die zwischen zwey Theilen läge. Auch ist es zu bestimmt abgesprochen, wenn es heisst, diese Haut sey ohne Gefässe, da *Mascagni* Saugadern in dieser Haut angefüllt haben will, auch *Sömmerring* in ihr Gefässe mit Quecksilber injicirt zu haben glaubt, ohne jedoch geradezu behaupten zu wollen, dass diese zu der Haut selbst gehörten. Der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung, so des Einflusses der verschiedenen Nerven darauf, wird nur blofs Erwähnung gethan, und dieses Wenige ist auch nicht klar und deutlich genug. Im nächsten Kapitel folgt eine ausführliche Beschreibung des Gehirns, wozu die *Gyri cerebri*, *Hirnwendungen* (wohl ein Druckfehler statt *Hirnwindungen*) genannt werden. Nach der Beschreibung des kleinen Gehirns und des verlängerten Marks folgt noch die Aufzählung der zwölf Paar Gehirnnerven. Wenn es am Schlusse heisst: mit Ausnahme des herum schweifenden Nerven und des Beynerven vertheilen sich die übrigen Gehirnnerven am Kopfe zu den Sinneswerkzeugen, so ist dieses falsch, indem wir nur an den *Nervus trigeminus* erinnern wollen, dessen Aeste so viele Muskeln am Kopfe versehen.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1828.

PFERDEZUCHT.

MÜSCHEN, b. Lindauer: *Naturlehre des Pferdes für alle diejenigen, welche den Organismus dieses Thieres genau kennen lernen wollen* — herausgegeben von S. v. Tennecker u. f. w.

(Befehle der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Der zwölfte Vortrag enthält eine ziemlich ausführliche Beschreibung des Auges, wo wir, bey der Aufzählung der, die Augenhöhle bildenden Knochen, die *Pars orbitalis* des Gaumenbeins und die *Pars papiracea* des Siebbeins vermissen. Die Augenwimpern werden beschrieben, aber nicht benannt. Auch ist es falsch ausgedrückt, wenn es heisst, der Muskel, der das obere Augenlid öffnet, entspringe aus dem Boden der Augenhöhle, da er auf der obern Wand der Augenhöhle, nahe am *Foramen opticum*, seinen Ursprung nimmt, weshalb es heissen könnte, er entspringe im Grunde der Augenhöhle. Ganz falsch ist es, wenn die Meibomischen Drüsen dem öbern Augenlide allein zugeschrieben werden, da sie sich auch im untern finden. Bey der weissen Hornhaut (der *Sclerotica*) hätte auch erwähnt werden müssen, dass ihre vordere Fläche von der Bindehaut überzogen ist, wenn dieses gleich schon bey der Beschreibung der Bindehaut geschehen ist. Die durchsichtige Hornhaut und ihre Verbindungsweise mit der undurchsichtigen hätten wohl eine nähere Beschreibung verdient. Nachdem die übrigen Theile des Auges und ihre Verrichtungen, so weit wir sie kennen, durchgegangen sind, folgt eine Uebersicht der Krankheiten des Pferdeauges, wobey wir nur erinnern wollen, dass Wassersucht des Auges nicht *Staphyloma* heisst, sondern *Hydrophthalmus*, und dass das *Staphyloma totale pelucidum*, ein sehr uneigentlicher, das Wesen der Krankheit wenig bezeichnender Name, erst durch jene Krankheit hervorgebracht wird. Den Beschluss dieses Kapitels machen einige Regeln bey der Prüfung des Pferdeauges.

Der dreyzehnte Vortrag umfasst die Gehörwerkzeuge, ihre Verrichtungen und ihre hauptsächlichsten Krankheiten. Hier haben wir zu erinnern, dass der Vf. irrt, wenn er unter den Muskeln des innern Ohres den Erschlaffer des Trommelfelles (*Laxator tympani*) für einen beständigen Muskel erklärt und ihn wahrscheinlich mit dem *M. mallei*

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

obliquus oder *externus* verwechselt, welcher sich immer vorfindet, während jener öfters fehlt. Auch ist es undeutlich ausgedrückt, wenn von den Gängen des Labyrinths gesagt wird: es sind diese Gänge von einer überall geschlossenen Haut ausgefüllt, da es heissen sollte, in diesen Gängen liegen hüufige Kanäle. Falsch ist es auch, wenn behauptet wird, der Vorhof stehe in keiner Verbindung mit der Trommelmöhle, da sich das eiförmige Fenster in ihn öffnet.

Das folgende Kapitel handelt von den Geruchswerkzeugen, ihren Verrichtungen und ihren Krankheiten. Die Beschreibung dieser Theile ist ziemlich oberflächlich, die ihrer Functionen aber ziemlich weitläufig und enthält mehrere sehr scharfsinnige Bemerkungen. An dieses Kapitel schliesst sich der fünfzehnte Vortrag über die Geschmacksorgane an, mit einer weniger ausführlichen Beschreibung dieser Theile, ihrer Functionen und ihrer Krankheiten. In dem sechzehnten Vortrage, über die Stimme und das Geberdenspiel, vermissen wir eine genauere physiologische Beschreibung der Stimmwerkzeuge, welche von denen des Menschen doch sehr verschieden sind. Was der Vf. über das Geberdenspiel des Pferdes in Krankheiten sagt, ist recht interessant, aber für den, der nicht Praktiker ist, wenig verständlich.

In dem siebzehnten Abschnitte, von der Haut und dem allgemeinen Gefühlsinn, sagt der Vf.: die Lederhaut werde nie wahrhaft neu gebildet, was er daraus folgert, dass Wunden derselben Narben machen. Erscheint dieses nicht bloß von der Narbenbildung zu verstehen, sondern auch von dem beständigen Austausch der Materie, indem er von der Oberhaut noch besonders sagt: „sie erneuere sich während des ganzen Lebens“ ein Process, der im ganzen Thierkörper während des ganzen Lebens, mit den nöthigen Modificationen, ununterbrochen fortgeht. Die Narbe wird aber nicht bloß durch Zusammenziehung gebildet, sondern auch durch die sich auf der Granulation erzeugenden Haut, die anfangs freylich von der übrigen Haut sehr verschieden ist, aber früher oder später ihr immer ähnlicher wird, was wir aus dem allmählichen Verschwinden der Narbe in der ungefarbten Haut sehen. Der Vf. leugnet die Poren der Oberhaut, indem er annimmt, dass sie sich um die Wurzeln der Haare herum, in sehr enge und verhältnissmäßig tiefe Höhlungen, fortsetzen und diese umkleiden, da die Haare doch von feinen Gefässendchen ernährt

Y (5)

und mit Nerven durchzogen verfehen werden, daher doch auf jeden Fall die Oberhaut von diesen Nerven und Gefäßen durchbohrt werden müßte, wenn diese nicht ganz unabhängig von dem Centrum der Ernährung und des Gefühls in ihren Höhlungen bestehen sollen. Der Hauptgrund, den er für seine Meinung anführt, ist der, daß die Oberhaut das Quecksilber nicht durchlasse; auch sagt er, die Einsaugung und Ausdünstung der *Epidermis* berechtige uns noch nicht, auf Oeffnungen in ihr zu schließen. Auch die Haare erklärt der Vf. für Hornmasse; wenn er aber sagt, daß die sogenannten (?) Haarzwiebel nicht mit einzelnen Fasern in der Haut wurzele, so verweisen wir ihn nur auf *Leuwenhoek's*, *Ledermüller's* und *Winslow's* genauere Untersuchungen. Nachdem von der Function der Haut, als der Aushauchung und Einsaugung, gehandelt worden, beschließen dieses Kapitel einige Betrachtungen über den Gefühls- und Tast-Sinn.

Die folgende Abtheilung enthält eine weitläufige Beschreibung des Hufes, seiner hornigen und fleischigen Theile, Gefäße, Nerven, Muskeln, Bänder, Knochen und Korpel, die aber ohne gute Präparate oder wenigstens getreue Abbildungen, nicht verständlich ist. Der Vf. sagt S. 331: „Der Huf gehört im Gegentheil eben so gut zu den *belebten Waffen*, wie alle übrigen Theile des thierischen Körpers.“ Wenn auch der Huf die Hauptwaffe des Pferdes ist, so sind doch die übrigen Theile seines Körpers nicht alle Waffen. Den Beschluß macht eine kurze Aufzählung der Fehler des Hufes und seiner Krankheiten.

Der *neunzehnte* Vortrag umfaßt die Beschreibung sämmtlicher Verdauungsorgane, und mit der der weichen Theile des Maules und des Schlundkopfes mit ihren Verrichtungen beginnt. Hieran reiht sich die Beschreibung des Schlundes, worauf der Vf. die des Zwerchfelles und der Bauchhöhle mit ihren Muskeln und deren Verrichtungen, so wie eine allgemeine Uebersicht der darin enthaltenen Theile, folgen läßt, unter denen wir die Bauchspeicheldrüse vermissen. Zunächst folgen nun die Beschreibungen der einzelnen, zum Verdauungsgeschäft gehörigen, Theile und ihrer Functionen. Zuerst die des Magens, wo der Vf. zweifelhaft ist, ob er den Magenfaft als bloßen Schleim oder eine, besonders modificirte, schleimige Flüssigkeit ansehen soll. Diesem schließen sich die Betrachtungen der dünnen und dicken Gedärme an. Bey der Beschreibung des Mastdarms ist uns aufgefallen, daß demselben die Bandstreifen zugelegt werden, welche nur den andern Theilen des Dickdarms eigenthümlich sind. Zwar findet man an ihm auch eine Spur der Bandstreifen, sie sind aber wesentlich von denen der übrigen Gedärme verschieden, und dienen nur zur Befestigung des Gehörles. Nachdem die Leber sehr ausführlich beschrieben, wo uns nur aufgefallen ist, daß sie so unbedingt für eine Drüse erklärt wird; und von ihren Verrichtungen gehandelt worden ist, be-

schließt eine Beschreibung der Bauchspeicheldrüse und der Milz dieses Kapitel. Hieran schließt sich der folgende Vortrag, welcher die Lehre von der Verdauung und der Ernährung umfaßt, und hauptsächlich die Regeln enthält, welche bey der Fütterung des Fatters und des Getranks, der Erfahrung gemäß, zu beobachten sind. Er beginnt mit einer Erklärung des Hungers, die darauf hinauskommt, daß er eine, durch das Bedürfnis nach Nahrung erzeugte Veränderung des Gemeingefühls ist; welche durch das Ausbleiben des normalen Reizes, für den die Magenerven besonders organisiert sind, erzeugt wird. Wenn der Vf. aber allgemeine Schwäche, Abmagerung u. s. w. zu den Folgen des Hungers zählt, so ist dieses offenbar falsch, denn es ist die Folge des Mangels an Ernährung, der auch ohne Hunger eintreten kann. Was von der, bey uns üblichen, Verschwendung des Futters gesagt wird, ist sehr gut, und es ist zu wünschen, daß es beherzigt werde, so wie die hierauf folgenden Lehren von den Futterstoffen und ihren Eigenschaften, und die, bey der Fütterung zu beobachtenden Regeln.

Der *einundzwanzigste* Vortrag enthält eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Athmungsorgane vor und nach der Geburt, ihrer Verrichtungen, der in ihnen dabey vorgehenden Veränderungen und der ihnen eigenthümlichen Krankheiten. Verhältnismäßig ist wohl zu wenig von dem Brustfell gesagt und der Art und Weise, wie es die Lungen und die innere Brusthöhle überzieht. Wenn der Vf. sagt, daß das Brustfell *drey* Räume bilde, so ist dieses unrichtig; denn der, den er den untern nennt, und der den mittlern Lungenlappen enthalten soll, kann nicht für einen Raum gelten, der durch das Brustfell auf gleiche Weise gebildet wird, wie das obere und untere (vordere und hintere) *Cavum mediastini*, da diese Räume durch das Brustfell von der Lunge vollkommen getrennt sind. Wo gesagt wird: „Das Athemholen währt vom Anfange bis zum letzten Momente des Lebens“ möchten wir lieber sagen: „Vom Anfange bis zum letzten Momente des selbstständigen Lebens,“ da das Thier schon vor der Geburt, also ehe es athmet, lebt.

Nachdem im *zweyundzwanzigsten* Vortrage die Urinwerkzeuge beschrieben, ihre Functionen abgehandelt und einige Worte von der, bey Pferden seltenen, Steinbildung gesagt worden sind, geht der Vf. zu dem Zeugungsgeschäft über, indem er in *drey* Kapiteln von den Zeugungsorganen des Hengstes und der Stute und ihren Verrichtungen handelt. Den Beschluß machen einige Betrachtungen über die Zwitterbildung und den Einfluß des Wallachens auf das Pferd. Dieser letzte Theil des Werkes ist weit kürzer gefaßt, als die vorhergehenden, besonders ist die Physiologie der dahin gehörigen Organe viel weniger ausgeführt.

RECHTSGELÄHRTHEIT.

LEHRBUCH, b. Knüll: *Anleitung zur Vertheidigungskunst im deutschen Criminalproceß*, und in dem auf Öffentlichkeit und Geschwornengerichte gebauten Strafverfahren, mit Beyspielen von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrath und Prof. d. Rechte zu Heidelberg. Dritte durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1828. IX u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die erste Ausgabe dieses für Defensores überaus nützlichen Werkes erschien bekanntlich 1813; die zweyte, auch das öffentliche Verfahren berücksichtigende, 1819; beide sind bereits in diesen Blättern beurtheilt, so daß nur diejenigen Verbesserungen erwähnt zu werden brauchen, wodurch sich die vorliegende dritte Ausgabe von den frühern auszeichnet. Neu hinzugekommen ist die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Rechtsstaats der Vertheidigung, und der Forderungen, welche in Bezug auf dasselbe an die Criminalgesetzgebung gemacht werden können, beides in der Absicht, die Vertheidigung der Angeklagten im Strafproceß selbst auf feste Grundsätze zu bauen. Zugleich hat es der Vf. sich angelegen seyn lassen, den Vertheidiger überall auf die Ergebnisse neuerer Forschungen in dem Gebiete des Criminalrechts aufmerksam zu machen, und folchergeßt auf der einen Seite eben sowohl vor dem ängstlichen Festhalten an manchen, durch Vorurtheile fortgeerbten alten Ansichten, als auch vor der blinden Befolgung mancher neuen, oft sehr unreifen Behauptung, zu bewahren. Deshalb ist auf die neuesten Schriften im Criminalfache, und die neuern Werke von Gerstücker und Hermann, stets die geeignete Rücksicht genommen, und, was ein besondrer Vorzug dieser Ausgabe ist, so ist durch eine sorgfältige Angabe neuer Criminalfälle in ihrer Beziehung auf Vertheidigung dem Defensor die Auffassung mancher wichtigen Gesichtspunkte erleichtert, und die gegebene, an sich trockne Regel zur lebendigen Anschauung gebracht worden.

NEUERE SPRACHKUNDE.

DRESDEN, b. Arnold: *Vollständige spanische Sprachlehre*, nebst einer *Abhandlung über die Prosodie und einem Verzeichniß synonymischer Wörter*, nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von J. B. Fromm u. s. w. 1828. VI u. 502 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein in einen *theoretischen* und *praktischen* Theil zerfallendes Lehrbuch, auf welches Rec. die Freunde der castilischen Sprache nicht aufmerksam genug machen kann, indem dasselbe in jeder Hinsicht der „spanischen Sprachlehre u. s. w.“ von J. D. Wagner, ja auch in manchem Betracht der mit vieler

Büchset gearbeiteten „Grammatik der spanischen Sprache u. s. w.“ von C. F. Brandes, vorzuziehen ist.

Der *theoretische* Theil besteht aus folgenden vier Kapiteln: 1) *Orthoëpie und Orthographie* (S. 1 ff.), 2) *Etimologia* (S. 46 ff.), 3) *Syntax* (S. 207 ff.), 4) *Umriss der Prosodie* (S. 331 ff.). Die übrigen 171 Seiten enthalten den *praktischen* Theil und liefern: a) *deutsch-spanisches Vocabular*; b) *kurze Redensarten*, c) *Hispanicismen*, d) *Sprichwörter*, e) *Synonymen*, f) *Titulaturen*; g) *Verzeichniß von Taufnamen*. Gründlichkeit und fast durchaus genügende Ausführlichkeit sind das Hauptgepräge dieses überaus nützlichen Werkes, das für ein ernstes Studium der castilischen Sprache in Deutschland ein wahres Bedürfnis war. Der Vf. zeigt das fleißigste Studium und die tiefste Kenntniß seines Gegenstandes. Schon die bloßen Rubriken der Abschnitte in seinen Kapiteln deuten darauf hin — Rubriken, von denen etliche selbst in der erwähnten „Grammatik von Brandes“, und bey weitem mehrere noch in der Wagenersehen Sprachlehre fehlen. So sind zunächst folgende Rubriken des ersten Kapitels: a) *Aussprache der Stimmhafte*, b) *Aussprache der Zwey- und Dreyhafte*, c) *Aussprache der Mithafte*, d) *Allgemeine Bemerkungen über die verschiedenen Arten des Accents* und e) *Regeln zur Accentuirung* in musterhafter Vollständigkeit und Deutlichkeit gegeben. Was der Vf. (S. 7 ff.) über die *Aussprache der Diphthonge und Triphthonge* sagt, hätte vielleicht etwas vereinfacht werden können, da die Gesamtlehre über die Zwey- und Dreyhafte in der spanischen Sprache doch endlich darauf hinaus läuft, daß — was der Vf. selbst (S. 6) erwähnt — in der *Aussprache der castilischen Doppellauter* jeder Laut besonders gehört wird, nur daß der erste heller klingt, als der zweyte. Streng genommen hat demnach die castilische Sprache im Gegensatze der deutschen, englischen und holländischen Sprache *keinen Monophthong*, weil zwey spanische Vocale nur dann in geringem Maasse monophthongirt werden, wenn derselben ein längerer Vocal vorangeht, wie etwa in den Hauptwörtern *aí* und *ío*, deren erste Sylbe einen gedehnten Stimmhaft enthält, als: *Francia*, *gloria*, *precio*, *ocio*, oder in den Conjugationsendungen der Zeitwörter, als: *amáis*, *amaráis* u. s. w. (vgl. *Francesin*, S. 2 ff.) Indes dienen die Anweisungen, die der Vf. am erwähnten Orte giebt, allerdings, um auf viele Zartheiten in der *Aussprache der castilischen Redeweise* aufmerksam zu machen. — Der Abschnitt über die *Aussprache der Mithafte* giebt die befriedigendste Belehrung über die schwierige Unterscheidung der Buchstaben *b* und *v*; *g*, *j* und *x*; *c*, *s*, *z* und des veralteten *ç* (S. 11 ff.). Ein Gleiches gilt von den vier *Regeln* und der *Anmerkung zur Accentuirung* (S. 20 ff.); (vgl. *Francesin* S. 18 ff.) — Dem Abschnitt von der *Orthographie* ist besonders (S. 31 ff.) ein *Verzeichniß gebräuchlicher Abkürzungen* beygegeben, das sowohl bey *Brandes* wie bey *Wagner* fehlt und sich überdiß durch

irch Vollständigkeit auszeichnet, indem es über
 eyhundert solcher im Geschäftsleben häufig vor-
 kommenden Abkürzungen mittheilt. Ein zweytes
 Verzeichniß, welches ebenfalls bey jenen beiden
 genannten Grammatikern fehlt, giebt eine Reihe ca-
 stilianischer Homonymen (S. 41 ff.). Ob in diesem Ver-
 zeichniß die Zusammenstellungen *ay* und *hay*, *ola*
id hola, *oi* und *hoy*, so wie alle die, welche durch
 die Buchstaben *b* und *v* herheygeführt worden sind,
 wirkliche Homonymen anzusehen sind, möchte
 Rec. nicht unbedingt unterschreiben, da gewisserma-
 ßen *ay* und *hay* als *v*— und —*v*; *ola* und *hola* als
v— und *v*—; *oi* und *hoy* wieder als *v*— und —*v*
 unterschieden sind, der Castilianer überhaupt aber in
 der Aussprache die Buchstaben *b* und *v* genau zu un-
 terscheiden weiß, wie der Vf. solches auch selbst
 S. 11 u. 18) andeutet und *Francefon* es (S. 4 u. 14)
 klärt. — Auf S. 51, wo der Vf. von dem Ge-
 schlechte der *Hptw.* handelt, hätte Rec. die Benen-
 nung *sexos* für Wortgeschlecht (*genus*) wegge-
 rücht. Im Uebrigen sind (S. 53 ff.) die vierzehn
 Regeln, das Geschlecht der Hauptwörter an ihren
 Endungen zu bestimmen, mit vieler Ausführlichkeit
 behandelt; obwohl eine Hindeutung auf das dem
 spanischen Hauptwörter analoge französische Sub-
 antivum hier nicht unpassend gewesen wäre, indem
 in solchem Falle in der einen wie in der andern Spra-
 che das *genus* dasselbe zu seyn pflegt. — Die Aus-
 nahmen bey der Steigerung der *Adjective* sind S. 68
 vollständig angegeben. Der Vf. zählt deren im Gan-
 zen sechzehn auf, während *Wagner* deren nur
 zweyzehn beybringt; auch die Positive: *parvo*, *ex-
 terno*, *interno*, *alto*, *baxo* und *capaz*, deren Stei-
 gerung unser Vf. lehrt, in dieser Hinsicht gar nicht
 zu kennen scheint. Der Superlativ von (*alto*) *super-
 ior* heist *sumo*; bey unserm Vf. steht, zuverlässig
 als Druckfehler, statt dessen *suno* (S. 68). — Be-
 sonders belehrend ist wieder der 7te Abschnitt des
 10ten Kapitels, der sich auf das Gründlichste über die
 Zahlwörter äußert, wohin besonders die Wiederho-
 lungszahlen und die Zeit- und Altersbezeichnenden
 Zahlwörter (S. 75 ff.) zu zählen sind. Bey *France-
 fon* sind dieselben minder ausführlich behandelt; in
Wagners erster Ausgabe fehlt diese Wortklasse
 gänzlich. — Ueber den richtigen Gebrauch der Ver-
 ba *estar* und *ser* giebt der Vf. allerdings näheren
 Aufschluß als sonst wohl eine spanische Sprachlehre
 für Deutsche es thut; jedoch wären hier mehrere
 Beispiele aus klassischen Schriftstellern wohl zu wün-
 schen, da die Regeln hierüber für den Ausländer, ja
 selbst für den Castilier große Schwierigkeiten haben,
 und also die Hinweisung des Vfs. auf des *Fernandez*
„pract. spanish grammar“ hier nicht genügend
 seyn dürfte, um so weniger, da der Vf. es mit Recht
 nicht verschmähte, S. 176, aus der eben erwähnten
„grammar“ die vier bemerkenswerthen *verba de-*

fectiva der Spanier, nämlich *placer*, *oler*, *yacer*
 und *podrir* zu entlehnen, die auch *Francefon* (S. 207 f.)
 abhandelt, von denen jedoch ihrer eigenthümlichen
 Gestalt nach bey *Wagner* keine Spur zu finden ist.
 — Die abgeänderte Zusammenstellung der unregel-
 mäßigen *participien* (S. 179 f.) ist sehr schätzens-
 werth; ihre Wiederholung auf S. 191 jedoch über-
 flüssig. — Von dem eifernen Fleisse des Vfs. zeugt
 ferner der 9te Abschnitt des 2ten Kapitels, wo das
 Verzeichniß der unregelmäßigen Zeitwörter (S. 182 ff.)
 in großer Vollständigkeit geliefert wird. Es zählt
 über fünfhundert solcher Zeitwörter auf, während
Wagner nur vierhundert und etliche derselben bey-
 bringt. — Gleicher Fleiß erhellet aus der Aufzählung
 der *Adverbien* (S. 193 ff.), so wie der *Präpositionen*
 (S. 204) und der *Conjunctionen* (S. 202 f.). — Unter
 den *Interjectionen* (S. 205 f.) vermißte Rec. das nicht
 selten vorkommende: „*¡Oxalá!*“, welches *France-
 fon* (S. 227) gut erklärt. — Eine vortreffliche Zugabe
 zu dem ebenfalls mit der größten Sorgfalt ausgear-
 beiteten dritten Kapitel dieses Werkes ist der, den
 Gegenstand völlig erschöpfende zweyte Anhang eben
 dieses Kapitels, der (S. 286 — 330) eine bey *France-
 fon* wie bey *Wagner* gänzlich fehlende: „*Lista de
 las palabras*“, beybringt, „*que rigen Preposiciones;
 de las Preposiciones regidas; y por vía de Ejemplo,
 de las Palabras regidas de las Preposiciones.*“
 Diese *lista* ist, so wie das im praktischen Theile nach
 den Materien geordnete *Vocabular* (S. 350 ff.), nebst
 den *Hispanicismen* (S. 433 ff.) ein wahres Schatz-
 kästlein, das einem umsichtigen Lehrer Mittel in Fälle
 an die Hand giebt, den Schüler auf leichte und ange-
 nehme Weise zu einem blühenden castilianischen
 Stile zu verhelfen. Auch der *Umriss der Prosodie*
 (S. 382 ff.) ist besonders durch die trefflich gewähl-
 ten Beispiele aus klassischen Dichtern keine unbe-
 deutende Zugabe zu diesem Lehrbuche, obwohl hie-
 oder da noch einige Ergänzungen zu machen wären.
 So z. B. bediente sich *Calderon* in seinem „*la vida es
 sueño*“, auch in „*el mayor monstruo los celos*“ bey
 den *Decimas* oder der *Capla real* noch anderer Durch-
 kreuzungen der Reime, als die sind, die der Vf. als
 Beispiele anführt. — Minder zureichend sind die
Sprichwörter (S. 443 f.), die sich in größerer Anzahl
 und trefflicherer Auswahl in *Bartuch's „Manual de
 la lengua española*, S. 213 ff., vorfinden. — Er-
 schöpfender sind dagegen die dem Schlusse des Buches
 beygegebenen *sinónimos*, von denen weder bey *France-
 fon* noch bey *Wagner* Erwähnung geschieht.
 Ueberhaupt verdient der Vf. den Dank aller Freunde
 und Verehrer der castilianischen Sprache für dieses
 auch in typographischer Hinsicht vortreffliche
 Werk, und die Genauigkeit, mit welcher Rec. das-
 selbe zu prüfen bemüht war, bürgt für die Hochach-
 tung, die Rec. gegen den ihm übrigens völlig unbe-
 kannten Vf. hegt.

β qu.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

PHYSIK.

HAMBURG, b. Campe: *Physik des Unbelebten und des Belebten*, entwickelt unter Forschung nach der Ursache der fortgesetzten Bewegung von *Christoph Friedrich Hellwag*, Dr. d. Philosophie, Hofrath, Leibarzt u. Phycus zu Eutin. 1824. 192 S. kl. 8. (18 gGr.)

Wenn wir uns mit der Frage nach dem Begriffe der Bewegung überhaupt, an den bloßen gefunden Menschenverstand wenden, so findet dieser dabey keine Schwierigkeit; der Ausdruck: „Ein Ding bewegt sich“, ist Jedermann verständlich. Der Naturforscher, welcher nur eine gewisse bestimmte Richtung verfolgt, könnte sich also bey diesem dunkeln Begriffe, mit welchem wir ein bloßes Ahnden des Wahren, ohne den Willen sich auf weitere Untersuchung einzulassen, bezeichnen, allwohl beruhigen, und, indem er seine Unwissenheit über die Natur und den Ursprung der verschiedenen Arten von Bewegungen offenherzig gestände, dagegen mit einer gewissen Selbstzufriedenheit geltend machen, daß er das wesentlich Brauchbare, das Praktische: *die Gesetze der Bewegung*, ziemlich, ja — für das Leben — hinreichend genau kenne. Mit dieser, von der Resignation eingegebenen Bescheidenheit wäre die Sache solchergestalt unter alleiniger Beschränkung auf den mathematisch-praktischen Gesichtspunkt abgethan, wenn es nicht zugleich auch Geister gäbe, die, unermüdet dem Reize metaphysischer Erörterung zu widerstehen, auch den tiefern Sinn des Begriffs von der Bewegung aufzuklären wünschten. „Wie geht es (z. B.) zu, daß ein geworfener Körper seine, durch eine äußere Ursache bestimmte Wurfbewegung unverändert fortsetzt, nachdem diese äußere Ursache aufgehört hat, die Wurfbewegung ferner zu bestimmen?“ (§. 1.) — „Um eine Antwort auf diese Frage haben sich Philosophen alter und neuer Zeit bemüht. Mag nun Jemand das Suchen danach als unwichtig und daher zwecklos, oder als jeder Erreichung der Absicht unfähig und daher vergeblich, oder als schon befriedigt und daher überflüssig verwerfen: so giebt der durch alle diese Einwendungen nicht beruhigte Forscher gleichwohl das Interesse daran nicht auf, und läßt sich nicht abhalten, seine Kräfte an dieser Untersuchung zu proben, die Versuche seiner Vor-

gänger zu prüfen und seine eigenen Versuche hinwiederum spätern Forschern zu ihrer Prüfung zu überlassen.“ Nachdem also solchergestalt das Interesse an der Frage selbst entschieden ist, welche das Fundament des eigenthümlichen physikalischen Gebäudes ausmacht, das unser Vf., wenn auch nicht sowohl in detaillirtem Ausbau, als vielmehr nur in großen Umrissen darauf zu errichten gedenkt, so geht er (im 11ten Abschnitt seines Werks) an eine kritische Betrachtung der Untersuchungen, welche seit Aristoteles bis auf die neuesten Zeiten über diesen Gegenstand angestellt worden sind, und bahnt sich durch eine Darstellung der Newton'schen Begriffe von einer „*vis insita*“ und „*vis inertiae*“, der Lambert'schen Ansicht von der Trägheit, und dessen, was *René des Cartes* und *Kästner* über die Zustandsveränderung der Körper vorbringen, den Weg zum 2ten, mit der reinen Phronomie beschäftigten Abschnitte. „Die Bewegung (§. 14.) geschieht im Raume und in der Zeit; ein Bewegliches ist in beiden vorhanden. Die Stelle, welche es durch dieses Vorhandenseyn in jedem von beiden einnimmt, wird als angeblich postulirt; die angebliche Stelle im Raume heißt der Ort. Die Zeit ist ein Stetiges eigener Art; eben so der Raum: in jedem beider kommen Stellen vor, die nicht Theile desselben, sondern Grenzen seiner Theile sind; jeder Theil ist außer dem andern; sowohl außerhalb als innerhalb jeden Theils sind stets wieder Theile mit ihren Grenzen, daher die Unendlichkeit und unendliche Theilbarkeit der Zeit und des Raumes. Die Zeit ist das Eine, worin Alles ist, was *nach* oder *mit* einander ist; der Raum ist das Eine, worin Alles ist, was *neben* oder *in* einander ist; *irgend* eine Zeit ist das, worin *irgend* Etwas nach Etwas, *irgend* ein Raum das, worin *irgend* Etwas neben Etwas ist. Ein Zeitpunkt oder Augenblick endlich ist eine Stelle in der Zeit, worin Nichts *nach* einander; ein Raumpunkt eine Stelle im Raume, worin Nichts *neben* einander ist.“ Auf diese Erklärung der Grundbegriffe folgt nun die Darstellung der phronomischen Hauptsätze über Bewegung und Weg, Richtung der erstern im letztern, Bewegung und Weg von Punkt, Linie, Fläche, Körper, über gleich- und ungleichmäßige Bewegung u. s. w.: Alles in dem Sinne, welchen wir durch die ausgehobene Stelle angedeutet zu haben wünschen, da es, ohne das Buch abzuschreiben, sonst nicht leicht seyn möchte, den eigenthümlichen

lichen, darin herrschenden, zum Theil ganz originellen Geist vollständig zu bezeichnen. Indess mag zu diesem Zwecke hier noch die Darstellung des Galiläischen Gesetzes vom Falle der Körper nach *Le Sage's* atomistischer Hypothese, mit den Einwendungen unsers Vfs. sowohl dagegen, als gegen das in der nämlichen Absicht aufgebotene Postulat unendlicher Kleinheit (im Sinne der Differentialrechnung), einen Platz finden. „Im Anfange eines Zeitatoms (§. 28) giebt der Strom von schwer machenden Atomen dem Körper, der fallen soll, einen Stoß, woraus plötzlich ein Atom von Geschwindigkeit erwächst, beharrend ohne Zunahme bis zum Ende des Zeitatoms; dafür werden zwey gleiche Ordinaten construirt, welche dem Anfang und dem Ende des Zeitatoms entsprechen: ihre Endpunkte begrenzen das Atom einer mit der Abscissenlinie parallelen geraden Linie. Am Anfange des zweyten Zeitatoms, welcher zugleich das Ende des ersten ist, kommt ein neuer Stoß und von diesem ein neues Geschwindigkeitsatom, das dem vorigen als Zusatz beygefeilt wird; dafür werden wieder zwey gleiche, um ein Atom als die vorigen grösseren, Ordinaten construirt, deren erste mit der vorigen zweyten in einander liegen. Die Endpunkte der beiden neuen Ordinaten begrenzen wiederum das Atom einer neuen, mit der Abscissenlinie parallelen geraden Linie. Durch Fortsetzung dieser Construction bilden sich zwey Reihen Endpunkte von Ordinaten, durch welche zwey nahe an einander liegende Linien gezogen werden können, zwischen welchen die zerstückelte Reihe von parallelen Linienatomen eingeschlossen ist. Je kleiner nun die Atome gesetzt werden, desto näher kommt das nach *Le Sage's* Hypothese ausgekünstelte Fallgesetz dem Galiläischen; aber wer wird, vertrauend dem Gesetze der Stetigkeit, nicht lieber mit jenem tiefen Denker die nahe Wahrheit ergreifen, als in den Fesseln der pedantischen Atomhypothese sich derselben nur asymptotisch nähern wollen? Derselbe Hang zur Atomistik scheint in den Sätzen der Differentialrechnung die anstößige Annahme des Unendlichkleinen begünstigt zu haben, wofür die Grenzgrößen $2x dx$, $3x^2 dx$, $mx^{m-1} dx$ genommen werden sollen, die als Grenzen von x^2 , x^3 , x^m keine Theile dieser Grössen, also gegen denselben Nichts sind.“ Diese Darstellung der atomistischen Ansicht von dem vorliegenden besondern Falle, sammt den dagegen nur gleichzeitig gegen den Mechanismus des sogenannten Infinitesimal-Calculs erhobenen Einwendungen wird vielleicht eine Modification erfahren, wenn der würdige Vf. zunächst noch die Art prüft, wie *Lagrange* in der *Théorie des fonctions analytiques* den Bezug von Raum, Geschwindigkeit und Zeit als primitive und derivirte Functionen auffaßt. Auch durch die gewöhnliche Differentialrechnung läßt sich das Problem eben so bestimmt auflösen. Es würde indeffen für diese Blätter zu

weitläufig werden, wenn hier der ausführliche Beweis gegeben werden sollte.

Der 5te Abschnitt seines Werks beschäftigt sich mit der Frage: „Ist Bewegliches Materie, oder in unbeweglicher Materie?“ Ein Beyspiel wird da eigentliche Bedeutung dieser Frage im Sinne des Vfs. deutlich machen. Der Schall gilt unstreitig für ein Bewegliches: er beschreibet einen Weg in einer angeblichen Zeit; was am Anfange des Wegs vom schallenden Körper ausgeht, ist dasselbe, was am Ende von beiden das Ohr erreicht; und die Luft, obgleich in ihren kleinsten Theilen bewegt, erscheint in Ansehung des beweglichen Schalls als unbewegliche *) Materie, der Schall selbst aber als bewegliche Modification dieser Materie. — Diefs führt auf die Begriffe: dicht, porös, ungleiche oder veränderliche Dichtigkeit ohne Porosität, stetige Gebilde von ungleicher Dichtigkeit u. s. w., und bahnt den Uebergang zum 4ten, die „Ursachen, welche den Zustand eines realen Beweglichen verändern“, erörternden Abschnitte. Die Untersuchungen derselben beziehen sich zum Theil auf die Frage: „Ob, nach Klügel, Trägheit oder Beharrungsvermögen die plötzliche Veränderung der Bewegung hindert und die allmähliche erschwert? Ob zwey einander einschränkende Kräfte dabey thätig sind, deren eine die Vermehrung, die andre die Verminderung der Bewegung erschwert, und ob sich diess auch auf die Richtung beziehe?“ Darauf folgt eine Untersuchung über das „All der unbeweglichen Materie, über „Zug- und Fliehkraft“, und schliesslich eine Darstellung der bemerkenswertheiten Hypothesen über die Ursachen der Schwere, wobey Rec. lebhaft an *Bülfinger* erinnert worden ist, der nach einer ähnlichen Mußerung die Darstellung seiner eigenen, vielleicht noch gezwungneren Ansicht mit den Worten: *Difficile remedium, fateor, et quo lubens carerem. Sed praeferat hoc, quam nihil dicere* — beschliesst.

Der reichhaltige 6te Abschnitt betrachtet die „Kraftäusserungen im Wägbaren, abhängig von Berührung.“ „Nach der allgemeinen Zugkraft nämlich, welche von jedem Wägbaren zu jedem Wägbaren, in jede kleine oder große Ferne, von Berührung unabhängig wirkt, sind die übrigen bekannten, die Bewegung allmählich verändernden Kräfte zu betrachten, welche von einem mit dem Beharrungsvermögen begabten Beweglichen zu einem andern, ihre Wirkung nur unter gegenseitiger Berührung beider Beweglichen äussern.“ Begriff von Berührung, Durchdringlichkeit und Undurchdringlichkeit, Elasticität, Schwerpunkt u. s. w.; auch finden hier Leibnitz's „todte und lebendige“ und Kant's „lebensdigernde Kraft“ ihre Stelle. In Absicht auf die letztere erzählt *Kant* (Kleine Schriften, I. 227):

Die

*) Unbeweglich offenbar nur in demselben Sinne, als man die Welle eines sich um seine Axe drehenden Rades oder den Pendel einer Uhr unbeweglich nennen würde.

„Die Erfahrung bestätigt die successive Lebendigung. Ich schoss einige Zolle weit vom Ziele eine Kugel in Holz, und unter gleichen Umständen eine andere einige Schritte vom Ziele: letztere drang tiefer ein, weil die Intensität der sich frey und gleichförmig bewegendem Kugel in der Kugel wächst, und nur nach einer gewissen Zeit ihre rechte GröÙe hat.“ „Erfahrene Schützen“, wendet unser Vf. dagegen ein, „bestätigen diels zwar: aber sey der Umstand wirklich gegründet, so liegt es darin, daß sich die Kugel nicht frey und gleichförmig bewegt; wahrscheinlich verdichtet sie in ihrer anfänglichen Geschwindigkeit die Luft dergestalt, daß solche vor dem nahen Holze die Wirkung eines Poliers äussert.“ Hier wird sich, auch abgesehen von aller Erfahrung, der bloÙe gesunde Menschenverstand mit Kant gegen den Vf. erklären, indem schon der Instinct der Wahrheit natürlich findet, daß eine mitgetheilte Kraft einer gewissen Zeit bedarf, um das Maximum ihrer Wirkung hervorzubringen *). — Einige interessante Bemerkungen über das Echo, die Elasticität des Wassers u. s. w. bilden den Schluß dieses Abschnitts und leiten zum folgenden 6ten: „Unwäg- bare Gebilde von Kraftäussierungen der Materie“ überschriebenen Abschnitte. „Das Unwäg- bare liegt nämlich dem Wäg- baren dergestalt gegenüber, daß von allen, dem letztern vereinigt zukommenden Attributen dem erstern vereinigt das Gegentheil zu- steht; dem Unwäg- baren kann Flüssigseyn und ver- derliche Dichtigkeit zugeschrieben werden, aber nicht mechanisch wirkende Elasticität; in ihm wirken nur Kräfte, welche die, die Bewegung all- mählig verändernden Kräfte verändern. — Theorie des Lichts. Dieser Theil des Werks hat den Rec. sehr angezogen; er ist so reich an neuen und tiefen Ansichten, daß Rec. ihm nur seinen aphor- istischen Zuschnitt vorwerfen möchte. In wiefern Rec. aber Allem, namentlich den Einwü- ren gegen Newton's Farbentheorie unbedingt beystimmen wür- de, ist eine andere Frage; — in den engen Grenzen dieser Blätter darf die Antwort darauf natürlich kei- nen Platz fordern. Manche Anregungen, z. B. die Frage: „ob ein Sinnenwerkzeug für Zugkraft, wie für Licht möglich sey?“ treten ganz und gar aus der engen Sphäre gewöhnlicher physikalischer Erörte- rung, und weisen der Wissenschaft eine Unermess- lichkeit und Grenzlosigkeit an, welchen sich nur die Schwingen der Ahnung gewachsen fühlen. —

„Eine andre unwäg- bare Kraftäussierung ist Wärme.“ Untersuchungen über das Wesen derselben, über Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus, als andere Zweige des großen Naturflam- mes, aus wel- chen sie mit dem Lichte gemeinschaftlich zu ent- springen scheinen, auf welche Veranlassung sinnrei- che Vermuthungen über den tellurischen Ursprung der Meteormassen, als bloÙe atmosphärische Nieder- schläge, vorkommen, die dem Rec. um so mehr aufgefallen sind, als sie ziemlich mit denjenigen Gedanken übereinstimmen, die er einmal über den nämlichen Gegenstand geäußert hat. (*Wegweiser* z. Abendzeitung, Nr. 77 f. 1826.) Uebergang zum 7ten und letzten, über den höchsten Naturproceß: „Le- ben, Belebung“, handelnden Abschnitt. Eine Fülle der erhabenen Ideen zeichnet auch diesen Abschnitt ganz besonders aus, und es scheint, als wenn der Vf. an lebendiger und würdiger Darstellung selbst ge- wonnen habe, indem er sich dem Culminationspunkte des hehren Schöpfungsacts nähert. Die Paragraphen über Dauer der Belebung im Gegensatze der Dauer des Lebenden, über das passende Wechselverhältnis zwischen den organischen Gebilden und der bewohn- ten Erde, über die streng gesetzmäßige Folge von Ursache und Wirkung in der Natur überhaupt und die unendliche Zweckverkettung u. s. w. verdienen die dankbarste Anerkennung, und werden dieser Anerkennung um so weniger entbehren, da sie sich als Glieder zu einer Schlusskette zusammenreihen, deren erhabenes Resultat sich in dem Satze: „daß das Höchste im Geiste des Menschen sitzliche Würde, und selbst in seiner Erkenntnis Gottes, als höchsten Gegenstandes, eine solche Stufenordnung ist“, aus- spricht. Dr. Nürnberg.

PHYSIOLOGIE.

EISENACH, b. Bäcker: *Zeitschrift für die organi- sche Physik*. Herausg. von Dr. Carl Friedr. Heu- singer, (Prof. der Anatomie, Zootomie u. Physio- logie zu Würzburg u. s. w.) *Erster* Bd. 1—6s Heft. XII u. 818 S. 1827. 8. mit 13 Tafeln Abbild. in gr. 4. *Zweyter* Bd. 1s Heft. 124 S. 8. mit 6 Taf. Abbild. in 4. 1828. (jeder Bd. in 6 Heften 4 Rthl.)

Vorliegende neu begonnene Zeitschrift nimmt eine sehr ehrenvolle Stelle unter ihren Schwestern ein; ja sie besitzt, besonders durch Mittheilung von Be-

*) Bey diesem schwierigen Probleme, welches allerdings eine nähere Untersuchung auf experimentalem Wege ver- diente, bleibt noch eine dritte mechanische Erklärung möglich. Die Erfahrungen mehrerer Artilleristen, nament- lich die Versuche des Generals v. Helwig, haben erwiesen, daß nicht alles Pulver in Gas verwandelt worden ist, ehe die Kugel den Lauf der Kanone verlassen hat. Dieses unverbrannte Pulver wird zum Laufe hinausgeschleudert, verbrennt hier und vermehrt so die treibende Kraft erst ausserhalb der Mündung bis zu ihrem Maximum. Dazu kommt, daß der ausfahrende Luftstrahl die bekannte Contraction erleidet. Dieser abgekehrte Gaskegel hat an der Spitze, nach den Erfahrungen v. Helwig's, einen Winkel von etwa 12°, die Länge desselben beträgt bey einer sechsfündigen Kanone 3 bis 4 Fuß von der Mündung. Indem aber der Strahl auf diese Art contrahirt wird, so wird der Kugel da, wo er am engsten ist, offenbar die größte Geschwindigkeit mitgetheilt. Ist nun die Oeffnung des Laufs einige Fuß von dem Pfoßen entfernt, so erlangt die Kugel durch das auswärts verbrannte Pulver und durch die Contraction das Maximum ihre Geschwindigkeit; dieses kann aber nicht geschehen, wenn die Entfernung nur einige Zoll beträgt, indem hier die Kugel schon in das Holz gedrungen ist, ehe diese beiden Ursachen bis zum Maximum ihrer Thätigkeit gelangten. Ann. c. d. Red.

Beobachtungen des Auslandes, Kritiken der ausländischen hierhergehörigen Literatur vor mancher ähnlichen bedeutende Vorzüge. Ihr Titel hat allerdings etwas Befremdendes, indem man nicht recht die Nothwendigkeit einseht, warum ihr Herausgeber statt des allgemein gebräuchlichen Namens *Physiologie* die Worte *organische Physik* wählte. Vielleicht wollte er dadurch Verwechslung mit ähnlichen Zeitschriften desselben Titels verhüten. Sie erscheint übrigens in monatlichen Hefen von 6—8 Bogen in 8. mit Kupfern und Steindrucktafeln in 4., indem 6 Hefte einen Band bilden. Der Stoff wird dabey unter dreierley Rubriken vertheilt: A) *Originalabhandlungen*, B) *Uebersetzungen*, und C) *Kurze Anzeigen*.

Wir werden uns hier vorzüglich auf die Angabe der Originalabhandlungen beschränken, und begnügen uns nur damit, die Leser auf die Reichhaltigkeit der andern Rubriken aufmerksam zu machen, wofelbst bloß bey einigen Uebersetzungen, wie namentlich bey der von *Moreau de Joaze* über den Einfluß der Wälder u. s. w. größere Abkürzungen zu wünschen gewesen wären, zumal da bereits eine vollständige Uebersetzung davon erschienen.

Erster Bd. 1s Heft: — 1) *Dr. Leiblein: Beytrag zu einer Anatomie des Purpurschels (Murex brandaris)*. Eine fleißige Arbeit, die indels keineswegs Alles erschöpft und erklärt, daher sie auch mit Recht *Beytrag* genannt wird. Die Sprache ist etwas breit, indem die Beschreibung 31 Seiten füllt, welche süglich bey größerer Kürze auf die Hälfte reducirt werden konnte. Die dazu von *Ermer* gestochene Tafel giebt den besten dieser Art nichts nach. — 2) *Heusinger's Abhandlung über den Antagonismus der thierischen Excretionen, nebst Bemerkungen über die individuelle Constitution*, dient eigentlich als Einleitung zu einigen physiologisch-pathologischen Untersuchungen und ist mit großem Scharf sinn und Gelehrsamkeit durchgeführt. Sowohl das bildende Leben des thierischen Körpers im Allgemeinen, als die individuelle Constitution, von denen er 3 annimmt: 1) die *indifferente*, 2) die *nervöse* und 3) die *arterielle*; ferner die Excretionen und ihre Organe, nebst der Umwandlung der Bestandtheile des Körpers in Excretionsstoffen, finden hier ihre Erörterung und verrathen manche eigenthümliche Ansichten des Vfs. Die Frage: warum verschiedene Auswurfstoffe in verschiedenen Organen gebildet werden? sucht er dadurch zu beantworten, daß er theils auf die eigenthümlichen Gewebe aufmerksam macht, welche eigenthümliche Excretionen bedingen, theils auf das bestimmte polare Verhältniß, welches zwischen den Organen der Körper obwaltet. Doch ist die Abhandlung in diesem

Hefte noch nicht beendigt. — 3) *Derfelbe: Mißbildung in dem Auge eines Mannes, welcher lange an Amaurose gelitten hatte*. Der Vf. bemerkte bey Oeffnung der harten Haut eine Menge einer ausfließenden gelbbraunen Flüssigkeit, welche das Wasser gelb färbte, im Weingeist wie Eyweiß gerann und eine sehr schöne schwefelgelbe Farbe erhielt, die erst nach Verlauf einiger Tage verschwand. Wahrscheinlich rührte sie von 3 durchscheinenden breyförmigen Bläschen auf der äußern Fläche der *Retina* von der Größe einer Erbse bis zu der einer Bohne her, welche eine eben so gerinnende Flüssigkeit enthielten. Wahrscheinlich waren es nach dem Vf. Producte der *Jakob'schen Haut*. — 4) *Derfelbe: Mißbildungen der Nieren eines neugebornen Kindes*. Bey Eröffnung des sonderbar und stark aufgetriebenen Unterleibes fand der Vf. zwey bläuliche, mit dem Bauehfelle überzogene Wülste, welche den größten Theil des Unterleibes ausfüllten und als Nieren erkannt wurden. Sie hatten ein milzartiges Parenchym, aber normale Harnleiter und ziemlich große Nebennieren, während die Leber zu klein war. — 5) *Domenico Nardo (zu Chioggia): über die Nadeln im Innern des Alcyonium tynceum und Cydonium*, bemerkte, daß die Nadeln, woraus das Centrum des Körpers gebildet ist, nicht aus Harnstoff, sondern aus Kiesel Erde beständen. Noch aber waren ihm die Untersuchungen *Grant's* (*Edinb. philos. Journ.*) über denselben Gegenstand unbekannt. — 6) *Derfelbe Vf. glaubte in einer neuen Art Distoma, welche 5 Zoll lang ist und sich in einem Fische Proctostegus Nardo aufhält, zuerst den After an der Schwanzspitze gefunden zu haben; allein jene Oeffnung bemerkte bereits Mehlis (obs. anat. de Distomate hepatico et lanceolato. Götting. 1825. fol.) und wies nach, daß sie zu einem Gefäßsystem führe.*

(Der Beschlus folgt.)

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTOWA, b. Busch: *Der Sprachunterricht in der Elementar schule*. Ein Leit faden bey dem Gebrauch der Materialien für den Sprachunterricht, von J. Klindt. Ohne Jahrzahl. 104 u. 96 S. 8.

Schon bey der Anzeige früherer Schriften des Vfs in Nr. 121. der Erg. Bl. vom J. 1826 haben wir die Methode desselben, den Deutschen Sprachunterricht zu ertheilen, gelobt, und müssen dieses Lob auch auf das vorliegende Werkchen ausdehnen. Es handelt die Lehre von der Satzbildung und Satzverbindung faßlich und durch Beyspiele erläuternd und veranschaulichend ab. Der Anhang, welcher besonders paginirt ist, enthält Stoff und Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

PHYSIOLOGIE.

EISENACH, b. Bärecke: *Zeitschrift für die organische Physik*. Herausg. von Dr. Carl Friedr. Heusinger. Erster Band, 1—6s Heft. Zweyter Band, 1s Heft u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ersten Bandes zweytes Heft. 1) Beschluss der vom Herausg. im ersten Hefte angefangenen Abhandlung über den Antagonismus thierischer Excretionen. — 2) Dr. G. Born: über den innern Bau der Lamprete (*Petromyzon marinus*). Wiewohl mehrere Schriften über den innern Bau der Lamprete bereits erschienen, so fand doch der Vf. dieser schätzenswerthen Abhandlung noch Manches genauer zu bestimmen, auch verdiente gerade dieser Fisch sorgfältige Untersuchung, da er den Uebergangspunkt zweyer ganzer Thierklassen bezeichnete. Besonders that er dar, dass jeder Kiemenknorpelbogen ununterbrochen von der Knorpelröhre zum Brustbeine verlaufe, sowie auch die Knorpelbogen der beiden Seiten einen sehr künstlich gebildeten ununterbrochenen Cylinder bilden, was gleichfalls bey der Pricke Statt findet. Es täufchte sich daher Rathke (*Bemerkungen über den innern Bau der Pricke oder des Petromyzon fluviatilis*. Danzig 1825. mit Abbild. 4. S. 11 u. f.), dass jene einzelnen Knorpelbogen aus 3, durch Bänder verbundenen, Stücken beständen. Der Meinung des Vfs. übrigens, dass diese Knorpelbogen den Kiemenbogen entsprächen, in sofern sie nur nach Maassgabe der übrigen Ausbildung dieses Fisches höher entwickelt sind, stimmen wir gegen Carus, Rathke und Schulze bey, indem selbst die Vertheilung der Gefässe, Muskeln und Nerven dafür spricht. Die nöthigen Erläuterungen liefert eine treffliche Tafel. — 3) Derselbe: *Bemerkungen über den Zahnbau der Fische*. Nur von folgenden werden allgemeine Bemerkungen in dieser Hinsicht mitgetheilt und durch schöne Abbildungen verfinnlicht: *Petromyzon marinus*, *Chaetodon Faber*, *Acanthurus nigricans*, *Tetraodon marmoreus*, *Anarrhichas Lupus*, *Esox Lucius*, *Squalus cornuticus* und *Sparus auratus*. — 4) Zwey Fälle von angeborener Afterverschliessung, beobachtet und beschrieben von Dr. Löper und Prof. Heusinger. Ein interessanter Beytrag zu manchen anderen Beobachtungen dieser Art, die man in den Werken Meckel's, Ottinger's, Löper's, Meissner's, in Horw's

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Archiv, 1826. Sept. u. Oct. S. 342. (nach Hutchinson und Barle) näher angegeben findet, so wie auch Lagneau eine Denkschrift ankündigt unter dem Titel: *sur les diverses variétés de l'imperforation de l'anus* (vgl. *Revue médicale*, Avril 1827. S. 155.). Nur mangelt noch eine vollständige kritische Zusammenstellung und Vergleichung des bereits Beobachteten, um auch für die Chirurgie nützlicher zu werden, indem ohne Zweifel eine genau wissenschaftliche Kenntniss dieser Fälle den Wundarzt auf zweckmässigere Behandlung dieser Atresie hinweisen wird.

Drittes Heft: 1) *Beobachtung einer höchst merkwürdigen Balggeschwulst*, vom Prof. Renner zu Jena. Mit Taf. VII. Fig. 1. 2. Ein allerdings höchst interessanter Fall, der zugleich zu den seltensten gehört. Hinter der Parotis der linken Seite befand sich unter der Haut oder dem Hautmuskel einer jungen, aber an Franzosenkrankheit leidenden, Kuh eine Balggeschwulst, welche deutlich die Knochen des Schädels, Schwanzes und der Extremitäten eines Kuhfötus enthielt. — Schade ist es, dass Hr. R. nicht eine genauere anatomische Untersuchung derselben anstellte, in sofern sie vielleicht manches Interessante geliefert haben würde. Uebrigens haben wir ein ähnliches Präparat von einem Hasen, welches uns von einem Bauer überbracht wurde, der es für Gerölle oder einem Bezoarstein ähnliches Gebilde ansah. — 2) *Beobachtungen über den Heilungsprocess an Wunden*, von Dr. G. Kattenbrunner. Mit Taf. VIII. Schon früherhin hatte der Vf. mehrere Experimente zur Erforschung des Bluts und seiner Gefässe während der Entzündung angestellt und auch bekannt gemacht unter dem Titel: *Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione* etc. 1826. Hier werden sie nur mehr concentrirt wiedergegeben. Vorzüglich dienten die Schwanzflossen von *Cobitis fossilis*, sowie die Schwimmbaut des Frochsfusses zu den Versuchen, welche zugleich die Zustände der Verwundung bis zur Vernarbung betrafen. Das Meiste ist freylich schon bekannt, doch wurde auch manches Neue beygebracht und namentlich die verschiedene Blutströmung genau erörtert. Freylich stellt er dabey die gewonnenen Resultate, obgleich sie nur die angegebenen Theile betrafen, ganz als allgemein göltig hin, was wir jedoch nicht ganz billigen, in sofern er weniger das durch den besondern Fall Bedingte von dem Allgemeinen sondert, wiewohl bey allen Entzündungen

A (6)

dungen immer gewisse, hier sehr gut gewürdigte Phänomene wahrnehmbar sind. — 3) *Kurze Zusammenstellung einer Reihe von Versuchen über den Zustand der Blutgefäße während der Entzündung*, mit besonderer Rücksicht auf das darüber erschienene Werk: *Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione*. Stuttg. 1826. von Dr. G. Kaltenbrunner. Manches Neue enthält auch dieser Aufsatz, worin eine heilende und krankhafte Entzündung unterschieden wird, was wir nicht eben gut heißen, da hiermit keineswegs die Natur der Entzündung genau bezeichnet ist. Jede Entzündung ist erhöhte Thätigkeit des Blutgefäßsystems, welche durch die heilende Naturkraft angeregt wird, sie mag nun die Heilung einer Wunde, oder die Beseitigung fremder Reize und Einwirkung dabey beabsichtigen. — 4) *Neue Beobachtung der Schimmelbildung im lebenden Körper*, von Dr. Theile in Jena. Der Vf. fand im Innern eines jungen Raben, welchen er ungefähr 10 Stunden nach dem Tode untersuchte, Schimmel, von dem er glaubt, daß er bereits im lebenden Körper vorhanden gewesen sey. Obwohl wir nicht an der Möglichkeit solcher Erscheinung zweifeln, auch andere Beobachtungen dafür zu sprechen scheinen, so kann man doch diesen Fall nicht eben als Beweis dafür gelten lassen, wenn man die Schnelligkeit der Pilzerzeugung überhaupt bedenkt. Dieser Schimmel konnte sich ja gleich nach dem Absterben des Raben erzeugt haben, und um so schneller, wenn der Rabe schon vorher krank war. Hätte der Vf. den Raben lebend geöffnet und dieses Gebilde in ihm gefunden, dann wäre freylich die Thatsache unzweifelhaft und die Ueberschrift dieses Aufsatzes tadellos. — 5) *Beschreibung mehrerer Hemmungsbildungen an einem und denselben Fötus*, von C. F. Heusinger. In dem hier gemeinten, obgleich vom Schädel bis zum Schwanzbein nur 3 Zoll langen Fötus fand eine wahre Concentration mehrerer Hemmungsbildungen Statt. Das Gesicht wurde durch eine doppelte Mund- und Gaumenspalte (doppelten Wolfsrachen) entstellt, die Füße waren in ihren Gelenken verdreht und der rechte Fuß sogar sechszebig, sowie überdies noch am Anfange des untern Drittheils vom Krummdarm ein Rest (Divertikel) des Nabelblasenganges sichtbar wurde. — 6) Derselbe Vf. beobachtete einen ähnlichen Fall an einem andern Fötus, woselbst die *vasa omphalomesenterica* ganz frey, ohne besonderes Gekröse, bis an die Spitze des Divertikels verliefen. — 7) In der darauf folgenden mitgetheilten Beobachtung wird vom nämlichen Vf. noch ein Fall erzählt, wo bey einem ausgetragenen, vollkommen ausgebildeten, aber todtgeborenen weiblichen Fötus, welcher, den doppelten Wolfsrachen ausgenommen, eine im Uebrigen normale Bildung zeigte, die bis zur Geburt bestehenden *vasa omphalomesenterica* vorhanden waren. — 8) wird eine Beobachtung über ererbte anomal angeborne Farbe des Scheitelhaars mitgetheilt, welche Dr. Fuchs in den klinischen Sälen des Julius-Hospitals zu Würzburg machte. Ein 22 Jahr alter israeliti-

seher Schneidergeselle hatte bey blühender Gesichtsfarbe, robustem Körperbau und dunklen Augen silbergraue Haare auf dem Scheitel, während an der Grenze des behaarten Kopftheils sich ein schmaler Kranz braunen Haars hinzog, worin nur einzelne weiße Haare zum Vorschein kamen. Dagegen waren die übrigen behaarten Körperstellen gänzlich mit braunen Haaren, ohne Beymischung von weißen, bedeckt. Ob solche Färbung jenem Subject angeboren worden war, darüber konnte man keine Auskunft erhalten. — 9) *Beobachtung einer graviditas extrauterina*, von C. F. Heusinger mitgetheilt nach einem Präparat aus der Leiche einer jungen Frau, woselbst sich das Ey gerade an die Franlen der Muttertrompete angeheftet hatte. — 10) *Endlich werden von dem nämlichen Vf. Fett-, Haar- und Knochenbildung aus dem Eyerstocke einer 98 Jahr alten unverheiratheten Tagelöhnerin* beschrieben, welche zuletzt wegen unglücklicher Liebe wahnsinnig geworden war.

Viertes Heft: 1) Ueber die Wasserzellen im Magen der Kameele, von W. Ropp. Bereits Rudolphi zog die Annahme, daß die Zellen des Kameelmagens bloße Wasserbehälter seyen, in Zweifel, indem er vielmehr meinte, daß die darin enthaltene Flüssigkeit keineswegs das früherhin von den Thieren eingeschluckte unveränderte Wasser, sondern erst eine aus den Wänden abgeforderte Feuchtigkeithey. Der Vf. vorliegenden Aufsatzes, welcher ebenfalls dieser Meinung huldigt, macht insonderheit auf die zahlreichen secernirenden *folliculi* aufmerksam, welche sich an der innern Oberfläche jener Zellen finden, und in der That geht auch sowohl im Pansen, als in der Haube der Wiederkäuer, eine sehr starke Absonderung vor sich. Doch darf dabey nicht das Eingehen der Speisen in jene Magen in Zweifel gezogen werden, wie der Sectionsbefund erwies. Fragen wir nach dem hiermit von der Natur beabsichtigten Zwecke, so scheint die Natur mit jener Zellenbildung am Pansen und am zweyten Magen der Kameele aus der alten und neuen Welt eine größere aussondernde und vielleicht auch auffaugende Oberfläche darzustellen zu wollen, ohne deshalb zugleich das Volumen jenes Verdauungswerkzeugs unverhältnißmäßig zu vergrößern. Die alte Erzählung also, nach der die Karavanenführer bey Wassersnoth ihre Kameele schlachten, um das jenen Magen befindliche Wasser zu bekommen, scheint wenig Glauben zu verdienen: denn man würde man wenig oder gar keine Flüssigkeit darin finden, so daß hiermit einer ganzen Karavane kein großer Dienst geschähe. — 2) *Tiefe Lage der linken Niere im kleinen Becken in einer erwachsenen Weibsperson*; mitgetheilt von C. F. Heusinger, nebst Abbildung auf der zehnten Tafel. Ein allerdings seltener Fall bey Erwachsenen. — 3) *Ueber die Gesichtsnerven des Pferdes*, von Breschet, mit Abbild. auf Taf. XI u. XII B. wollte die Versuche Bell's über den *Nervus facialis* und *N. infraorbitalis* des *ramus secundus quinti paris* wiederholen, war aber ersaunt, ganz andre Re-

Resultate zu erhalten, als Bell sie angiebt. Anfanglich schien ihm der Grund in der verchiednen Präparation zu liegen, allein eine weitere Nachforschung ergab, daß die Haupt-Gefächtsnervenzweige des Pferdes vom fünften Paare stammen, und daß der *N. facialis* viel schwächer ist und viel weniger Zweige abgiebt, indem diese beiden Nerven sich erst mittelst starker Zweige mit dem *N. infraorbitalis* vereinigen. So sah sich Breschet veranlaßt, ein neues Präparat zu machen, von dem ein junger Anatom, Kuhn, die Zeichnung fertigte, welches hier lithographirt mitgetheilt wird. Zwar weicht Br. in der Nomenclatur von andern Autoren ab; allein dennoch bleibt es ein warnendes Beyspiel, daß man selbst von sonst in der Wissenschaft hinlänglich bewährten Männern nicht Alles auf Treue und Glauben annehmen mußte. — 4) *Ueber eine Höhle in der hinfälligen Haut des menschlichen Eyes und eine Flüssigkeit in derselben*, von Breschet. Hunter, Bojanus u. A. nehmen eine Höhle zwischen der hinfälligen Haut des Wirms und der umgeschlagenen hinfälligen Haut an, und in dieser Haut fand Breschet eine Flüssigkeit, welche keine andere zu seyn scheint, als diejenige, die man bey sehr vielen Säugethieren zwischen dem mütterlichen und kindlichen Theile der Kotyledonen deutlich wahrnimmt. Der Analogiegemäße hatte man schon früherhin eine ähnliche Flüssigkeit bey dem Menschen gleichfalls angenommen, ohne ihr Daseyn streng erwiesen zu haben; allein Breschet will sie hier nach wirklich bey der Untersuchung frischer, ganz und ohne Zerreißung der hinfälligen Haut ausgestoßener Eyer entdeckt haben, was fernere wiederholte Beobachtungen erst bekräftigen mögen, indem es sich überhaupt fragt, ob solche Flüssigkeit nach der Geburt wohl noch gut wahrgenommen werden könne?

Fünftes Heft: 1) *Ueber die Knie- und Ellenbogenschabe in dem Thierreiche*, von Dr. Rud. Wagner. Man hatte bisher die Kniechabe bey den Amphibien entweder ganz übersehen, wie es bey Cuvier der Fall zu seyn scheint, der ihrer wenigstens in seiner neuen Auflage der *recherches sur les ossements fossiles* gar nicht erwähnt, was er wohl gethan haben würde, wenn er sie beobachtet hätte, oder gänzlich geleugnet, wie Meckel (*Vergleichende Anat.* II. 1. S. 484.). Unser Vf. bemerkte sie an einem vollständigen Skelette eines Monitors (*Locusta nilotica* L.) und zwar von ansehnlicher Größe, in der Sehne der Streckmuskeln des Unterschenkels. Ausser dem fand er sie noch bey mehreren eidechsenartigen Amphibien, indeß sie bey andern, wie bey *Iguana*, *Stellio*, *viridis*, *ocellata* etc. vermisst wurde. Dies beweist freylich noch nichts für den absoluten Mangel derselben, da ja doch der Vf. seine Forschungen nur an schon fertig aufgestellten Skeletten des Pariser Museums machte, woselbst sie leicht bey der Präparation mit hinweggenommen seyn konnte. Bey den Batrachiern suchte er sie gleichfalls vergeblich, wogegen er einigemal, und namentlich bey *Rana temporaria*, den ziemlich ansehnlichen, einer Kniechabe conformen Knochen

zwischen den beiden Fuß-Unterschenkel traf, welche (a. a. O. Bd. 2. 1. S. 488) an dem Pariser Skelette von scheinlich ist es derselbe, welchen Zencker in seiner bey dem *Musc. gastrocnemii* meilen froschähnlichen Art bey den Krokodilen war gen vergebens und sogar schien dieser Knochen kommen, da er ihn nur in den Amphibien handelt. Ähnlichen Bildungen bey ab, wo man sie schon früh blieb auch hier dem Vf. ne umfassendere Bestimmung über die vordere Extremität *suare*, von dem Vf., ent der Meckel'schen Angabe, welcher auf die Ausnahme neuholländische Casuar d Handwurzelknochen von chen würde, wenn ihm diese, wie solches bey dem Pariser Skelett wirklich der Fall ist, gänzlich abgingen. Zwar zweifelt Meckel (a. a. O.) selbst daran, indeß nach unserm Vf. soll sie in der That ihm nicht zukommen. — 3) *Winterschlaf der Insecten*, von Dr. Succow. Eine schätzenswerthe Abhandlung, worin zugleich manche Irrthümer des Marcel de Serres berichtigt werden.

Im letzten oder sechsten Hefte des ersten Bandes sind nur Uebersetzungen und Anzeigen enthalten, ohne Originalabhandlungen, so wie noch der Titel, Vorrede und Register über alle 6 Hefte geliefert werden.

Das erste Heft des zweyten Bandes unsrer Zeitschrift beginnt mit einem höchst lehrreichen Aufsatz: *über die Vereinfachung der Lehre von den Lagen des Kindes zur Geburt*, vom Prof. Osiander zu Göttingen. Der Vf. hatte im J. 1809 u. 1810 Gelegenheit den Vorträgen Baudelocque's im Pariser Entbindungshospitale beyzuwohnen und zugleich die theoretischen Spitzfindigkeiten B's kennen zu lernen, welcher 23 Hauptarten von Lagen des Fötus zur Geburt annahm. Schon im J. 1813 machte der Vf. darauf in seiner Schrift: *Bemerkungen über die französische Geburtshülfe*, aufmerksam. Späterhin versuchte er in seinen *Anzeigen zur Hülfe bey unregelmäßigen und schweren Geburten*, welche als dritter Band des Handbuchs seines Vaters im J. 1824—1825 erschien, eine einfachere, der Natur angemessenere Eintheilung vorzuschlagen, und hier legt er von Neuem dem Publicum eine Skizze seiner Eintheilung der Lagen des Kindes zur Geburt vor, welche allerdings die Aufmerksamkeit sowohl der reinen Physiologen, als Geburtshelfer vom Fach verdient. — Der zweyte Aufsatz enthält eine sehr gediegene Darstellung der *Respiration der Insecten*, insbesondere der *Darmrespiration* von *Aeshna grandis*.

die, von Dr. Succow in Mannheim, welche schöne Abbildungen auf Taf. I—IV. begleiten. Zugleich verspricht der Vf. noch ähnliche Beobachtungen in diesen Heften mitzutheilen, denen wir mit Erwartung entgegensehen. Die übrigen Blätter des Hefts füllen Uebersetzungen und kurze Anzeigen. Letztere Abtheilungen dieser Hefte würden noch reichhaltiger ausfallen, wenn der Herausg. ausser der französischen und englischen Literatur auch noch die der Amerikaner berücksichtigen wollte.

Was die Abbildungen anlangt, so verdienen besonders die Tafeln von Ermer gelochten alles Lob, auch mehrere lithographische sind gelungen, nur die von Denk in Würzburg lithographirten lassen noch manchen Wunsch übrig; besonders waren die uns vorliegenden Abdrücke sehr unrein. Auch wäre eine etwas weitläufigere Erklärung der Abbildungen überhaupt, als Fortsetzung des schon für die ersten 6 Tafeln gemachten Anfangs für manche Leser dankenswerth. Die geschmackvollen, mit dem Inhaltsverzeichnis versehenen Umschlagsbogen, so wie der correcte schöne Druck auf weißem gutem Papier erhöhen die innere Güte dieser ganz vorzüglichen Zeitschrift, welche sowohl dem Verleger als Herausgeber gleiche Ehre bringt. Wir wünschen ihr von Herzen fröhliches Gedeihen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

AURICH, b. Tapper's Wittwe: *Sammlung religiöser Lieder, zum Gebrauch für Schulen.* (Nach der Unterschrift der Vorrede von C. Pommer, Director und erstem Lehrer des Lycei in Aurich.) 1825. VIII u. 103 S. 8.

Bey einem Schulgesangbuch ist ein doppelter, an sich verschiedner Zweck denkbar. Es kann nämlich entweder für den *Gesangsunterricht* bestimmt seyn, den man in neuerer Zeit in die Schulen allgemeiner einzuführen gesucht hat, und der allerdings auch in mancherley Hinsicht eine besondere Beachtung verdient; oder — das Schulgesangbuch soll ein *Hilfsmittel des Religionsunterrichts* und der jugendlichen *Andacht* seyn, so daß es theils bey dem Erlernen mit gelesen und auch daraus Verschiednes von den Schülern auswendig gelernt wird, um dadurch die religiösen Grundsätze und Gefühle desto mehr zu beleben und zu befestigen, theils aber auch bey dem Anfang und Schluß der Schule, oder bey besondern Feyerlichkeiten *wirklich* in derselben daraus *gesungen* wird. — Beide Zwecke lassen sich ohne Zweifel auch mit einander vereinigen; wenigstens möchte es gerathen seyn, bey dem ersten den zweyten nicht auszuschließen.

Das vorliegende Schulgesangbuch, das zufolge der Vorrede durch ein Decret des *königl. Consistoriums* zu Aurich bey dem dortigen *Lyceum* eingeführt ist, war in Beziehung auf die Feyerlichkeiten bey demselben besonders nothwendig, und ist somit auf den zweyten der eben angeführten Zwecke berechnet. Sehr groß ist die Anzahl der aufgenommenen Gesänge

nicht, — sie beträgt gerade 150, da in *Serbode's* Schulgesangbuche nicht weniger als — 452 Lieder vorkommen; unstreitig eine zu große und auch zu bunte Sammlung! Hier aber ist die Anzahl auch deswegen nicht größer, weil (nach der Vorrede) keine Lieder aufgenommen sind, die sich schon im öffentlichen *ostfrieschen Gesangbuch* und dessen *Anhang* befinden. Aus dem ersien, das dem Rec. nicht unbekannt ist, dürfte fürwahr die Ausbeute für diesen Zweck nicht sehr groß gewesen seyn; und was den ostfrieschen Gesangbuchs Anhang betrifft, so hätten vielleicht einige Gesänge, die in demselben abgekürzt sind, wie z. B. das göttlich-kräftige *Gellert'sche* Lied: „Der Wollust Reiz zu widerstreben“ u. a., in diesem Schulgesangbuche in ihrer ursprünglich *größer* Form gegeben werden können. Der würdige Herausg. hat übrigens aus der großen Zahl neuer geistlicher Lieder eine sehr gute Auswahl getroffen, und sie verdient mit vollem Recht eine *gelungene* genannt zu werden. Sie ist mit Sachkenntniß, Umsicht, Ueberlegung und Geschmack gemacht worden, und das Ergebniss ist eine *gediegene* Sammlung rein-christlicher, verständig-religiöser und wahrhaft schöner Gesänge, gleich fern von geistloser Trockenheit und einem hohlen Mysticismus. Die einfachen und wohlgewählten Rubriken sind folgende: *Religion im Allgemeinen* — *Gott* — *Werke Gottes* — *Jesus* — *Heiliger Geist* — *Der Mensch* — *Christliche Denk- und Handlungsweise* oder *Pflichten* — *Lieder für besondere Fälle und Zeiten*. Gegen die Vollständigkeit hat, bey der angeführten Voraussetzung des ostfrieschen Anhangs, Rec. nichts einzuwenden, als daß in der vorletzten Rubrik noch ein Paar besondere Lieder über Reinheit des Herzens und Keuschheit vorkommen möchten, z. B. das schöne Lied von *Niemeyer*, dem Meister der religiösen Poesie: „Du Heiliger, es wirft vor dir sich unsre Seele nieder“ u. s. w., oder auch das *Cramer'sche*: „Mein Leib soll, Gott, dein Tempel seyn“ u. s. w. Das Büchlein ist auch nicht bloß *Compilation*, sondern in der Vorrede wird angeführt, daß *Gittermann* in Emden dazu *zwey neue Lieder* geliefert habe. Im Register sind die Namen der Verfasser der Lieder angegeben, jedoch nicht vollständig. Rec. fügt daher noch einige Namen hinzu. Nr. 5 ist von *Cramer*, 14 von *Reche*, 35 von *J. F. Schmidt*, 37 von *Cramer*, 49 von *Niemeyer*, 58 von *Neuhöfer*, 70 von *Wagner*, 119 von *Niemeyer* nach *Gellert*, 141 von *Julie Vaillodier* (hier nur zu sehr abgekürzt), und 145 von *Nölting*. Nr. 136 lieht auch, ohne Angabe des Vfs., im *Jauerschen* Gesangbuche, so wie im *Rigaer* Gesangbuche Nr. 20, 41, 43 und 75 befindlich sind und wahrscheinlich von dem Herausg. desselben, *Sonntag*, herrühren. — Unstreitig verdiente dieses Schulgesangbuch in alle gelehrte Schulen Ostfrieslands eingeführt zu werden, und auch ausser Ostfriesland, wo es vielleicht gar nicht bekannt geworden ist, eine seinem Zweck zuzugende Berücksichtigung, wozu Rec. es durch diese Zeilen angelegentlich empfehlen möchte. Denn hier findet man nicht etwa nur *multa*, sondern *multum*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z. U. R.

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

GESCHICHTE.

BERLIN, POSEN U. BROMBERG, b. Mittler: *Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals, und besonders des daraus entstandenen Krieges*, Vom Königl. Preuss. Obrist v. Schepeler. *Erster* Band, 1826. X u. 555 S. — *Zweiter* Band, 1827. *Erste* Abtheilung. XII u. 334 S. 8. (6 Rthlr. 12 Gr.)

Das vorliegende Werk giebt die Hoffnung, wenn es vollendet seyn wird, ein höchst nützlicher Leitfaden in dem unabsehbaren Labyrinth der spanischen und portugiesischen Revolution und alles dessen zu werden, was in jenen unglücklichen Ländern sich seit dem August 1807, wo Napoleon Portugal vorschrieb, den Engländern alle Häfen zu schliessen, sie aus allen Besitzungen zu vertreiben, und ihr Eigenthum zu confisciren, vorbereitet und zugetragen hat. Rec. findet die Befestigung jener Hoffnung vorläufig schon in den bis jetzt erschienenen beiden Bänden: denn der Vf. dringt hier zu den Quellen hinauf, sondert sie, und verfolgt jede erst einzeln so lange für sich, bis er den Zusammenfluss mehrerer und das hierdurch Entstandene nachweist. Wenn er diesen Weg unverrückt auch für die Folge im Auge behält, was allerdings seine großen Schwierigkeiten hat; so wird sein Werk sicher unter allen früheren und gleichzeitigen den Preis davon tragen und die gründlichsten, folgerechtesten Aufklärungen und Belehrungen über ein geschichtliches Ereigniß gewähren, das als einzig in seiner Art in der Weltgeschichte da steht. Hierzu aber ist die Person des Autors vorzüglich deshalb geeignet, weil er vom Jahr 1810 bis 1823 in der Mitte aller dieser großen Umtriebe und Bewegungen, als Militair (Major im Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels) und Diplomatiker (K. Preuss. Geschäftsträger) in Spanien lebte. Er kann also hinreichend die Halbinsel und die sie bewohnenden Nationen kennen gelernt haben, und er sagt selbst, daß er nicht allein aus Flugschriften und Manuscripten, sondern aus mündlichen Mittheilungen der handelnden Personen schöpfte, wobey es ihm besonders zu Statten kam, von den Erben des verstorbenen Don Isidor Antillon die wichtigen Dokumente zu erhalten, welche dieser ausgezeichnete Mann selbst zu einem Werke über Spaniens Revolution gesammelt hatte.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Die *Einleitung* in das Ganze bildet eine kurze Darstellung der in Spanien üblich gewesenen höchsten Regierungs- und Verwaltungsbehörden, welcher eine Schilderung der Regierung sämmtlicher einzelnen Provinzen, wie auch Erinnerungen an die Thorheiten, Schlechtigkeiten und Mißgriffe des Friedensfürsten und das Sittenverderbniß der Königin folgen. „Während nun der Hof toll zum Untergange fortobte,“ sagt der Vf., „war die Nation durch alle Phafen einer innern Revolution gegangen, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnten. Die französische Revolution hatte auch nach Spanien Strahlen des Jahrhunderts geworfen, und die Unordnungen der Regierung trugen nicht wenig dazu bey, eine republikanische Parthey zu bilden; auch ist kein Zweifel, daß die französische Republik mehr Anhänger in Spanien gefunden hätte, als Napoleon. Auffallend war es, wie die Nation die Siege der Republikaner und des republikanischen Helden Bonaparte mit Theilnahme verfolgte, und nicht etwa der aufgeklärte Theil der Nation allein ihr ihnen hold, nein, auch die große Masse der Dunkelheit durchglänzte der Strahl des Ruhms, welcher jeden Spanier anpricht, so wie er seine orientalische Einbildungskraft erregt. Und was war wohl mehr hierzu geeignet, als die Thaten Bonaparte's! Kaum hatte er jedoch seine Mutter, die Republik, verschlungen, als die Spanier auch kalt in ihrer Verehrung wurden; sie fürchteten für ihre eigne Unabhängigkeit und sahen heller, als ihre Regierer. Das klare Vorgefühl der Treulosigkeit des Eroberers sprach sich in dem allgemeinen Unwillen aus, mit welchem die Nation Mack's Niederlage bey Ulm empfang, und die unglückliche Schlacht bey Trafalgar (die Spanier schlugen sich hier weit braver als die Franzosen) zerriss vollends alle Anhänglichkeit an Frankreich: denn man war überzeugt, daß Napoleon Spaniens Marine zu vernichten trachtete.“ Wir dürfen nicht aus der Acht lassen, hier mit daran zu erinnern, daß der Vf. dem so allgemein verbreiteten Glauben: als habe der Klerus allein die Völker der Halbinsel für ihren rechtmässigen Fürsten aufgeregt, welche irrige Behauptung der *Jesuitismus benutzt, um daraus ein Netz für ganz Europa zu stricken*, nicht bloß mit Worten, sondern durch dargelegte Thatfachen widerspricht. Er leugnet zwar keinesweges, daß der Fanatismus seine Rolle bey der Revolution mitgespielt, er sagt vielmehr: derselbe habe mitgewirkt, aber nicht geführt, und wo er dies letztere

B (6)

that,

that, ging es meistens erbärmlich schlecht. Aber dieß obscurante, jesuitische Princip umgab, im Gegenfatze des Constitutionellen, den König Ferdinand, als er 1814 aus der Gefangenschaft zurückkehrte. Den damaligen Zustand Spaniens schildert mit wenigen aber starken Zügen diese Anekdote: Einige Bürger und Officiere standen zu Cadix auf dem Platz St. Antonio im Kreise, von den Begebenheiten des Tages redend, als ein stattlicher Mönch stolz heranschritt. Ein Officier fragte einen Bürger, doch laut genug, daß es der Vorübergehende hörte: „Von welchem Corps ist dieser?“ Schnell versetzte der Mönch, sich gegen den Kreis wendend: „Von dem, welches das eurige besiegt hat!“ So sehen wir auch im Fortgange dieser Geschichte, die verschiedenen Epochen in den Ursachen der spanischen Revolution angezeigt; wir finden überall den Klerus mitwirken, welches natürlich ist, da er den Reichthum und eine große Menschenzahl sein nennt; „allein,“ fährt Hr. v. S. fort, „die ganze spanische Nation für innigst mönchisch-fanatich zu halten, weil sich jetzt ein Theil derselben so geberdet (die jetzige dortige Revolution erinnert an einen Fieberkranken, der sich plötzlich von einer Seite auf die andere wirft, je nachdem die Fieberhitze ihn beunruhigt) ist eben so irrig, wie der Brief eines Engländers, der, weil er in Spanien fast alle Todte mit Mönchskleidern begraben sah, (die man den Klöstern abkaufen muß, welche aus diesem Fabrikathandel viel Geld ziehen) nach Hause schrieb: Die Spanier sind eine Nation von Mönchen. Wer in solchen Irrthum fällt, bedenke nur, daß ein großer Theil des jetzt als Königl. Freywillige bewaffneten Volkes zu den untersten Klassen in den Städten gehört, und vor vier Jahren eben so laut: Es lebe die Constitution! schrie, als es jetzt die Inquisition hoch leben läßt. Die spanische Revolution dient dem Obscurantismus als Fürsprache des Fanatismus. Aber dieser ist nie tüchtig zur Führung von großen Geschäften, und weniger von Revolutionen, die er eben deswegen leicht hervorbringen kann.“ — Nachdem der Autor jene einen neuen Zustand der Dinge vorbereitenden Thatfachen aufgeführt, die jährlichen Einkünfte Spaniens vor dem Kriege 1808 (693,000,000 Reales de Vellon, und aus Amerika ein Jahr ins andere 145,000,000 Reales de Vellon — der R. de V. ist ungefähr ein Groschen acht Pfennige —) aufgeführt und das große Mißverhältniß dabey angedeutet hat, welches in der Eintreibung derselben lag; wendet er sich im *ersten* Kapitel zu dem Revolutionskrieg von 1808. Junots Ueberrumpelung Portugals, die Auflösung der dort niedergesetzt gewesen Regentschaft; dann die oft Ekel erregenden Vorfälle im Eskurial zwischen Karl, Ferdinand, Godoy und der tief gesunkenen Königin, das verrätherische Eindringen der Franzosen in Spanien und treulose Wegnehmen einiger festen Plätze machen den Hauptinhalt aus. Das *zweyte* Kapitel umfaßt die Abdankung Karls IV., Ferdinands Thronbesteigung und seine Gefangenschaft. Dieß ist gleichsam eine Fortsetzung der mannigfaltigen

Schwächen, vom Seiten des Königlichen Vaters und Sohnes, wie deren Umgebung; Napoleon zeigt sich dabey als großer, kaltblütiger Verbrecher. Es würde Rec. zu weit führen und den Raum dieser Blätter ungebührlich füllen, wenn er die Kapitel dieses Werks einzeln weiter verfolgen wollte, und es scheint ihm hinlänglich zu seyn, die des Anfanges angeführt zu haben, und den Lesern von der innern Gestaltung des Werkes einen Begriff zu geben. Das *dreysigste* und letzte Kapitel des *ersten* Theiles handelt von dem spanischen Corps unter Romana in Dänemark, und dessen eigenmächtiges Verlassen der aufgedrungenen französischen Allianz, oder richtiger gesagt Sklaverey. Es ist von dem Hergange dieser wichtigen Begebenheit so wenig Wahrafftes bekannt geworden, daß wir uns verpflichtet halten, die Hauptzüge derselben in Kürze mitzutheilen. Der Marquis de la Romana, den Godoy früher verfolgt hatte, war ein sehr aufgeklärter Mann, aber seine wirklich große Gelehrsamkeit, besonders in den alten Sprachen, machte ihn so zersireut, daß er ein mittelmäßiger Feldherr wurde und viele große Sachen politisch und militairisch in der Ausführung verdarb. Persönlich haßte er die Franzosen, war Spanier und liebte sein Vaterland. Dieses letztere ließ ihm auch die Veränderung der spanischen Dynastie (da Joseph den Thron bestiegen), wegen der daraus entstehenden Culturvortheile für Spanien, als vortheilhaft betrachten, und so lange er noch nicht die Nation in Waffen für ihre Unabhängigkeit sah, schlug er sich auf die Seite der buonapartistischen Fürsten. Die Abdankung der Könige zu Gunsten der Napoleoniden machte er dem Corps bekannt und stellte der regen Einbildungskraft die Wiederauflebung der Cortes und die schöne Aussicht einer besseren Zukunft des Vaterlandes dar. Er erhielt den 24ten Jun. 1808 von Bernadotte die Mittheilung der Ernennung Josephs I., die er gleichfalls dem Corps bekannt machte und zur Ruhe ermahnte; auch schrieb Romana noch denselben Tag seinen Glückwunsch dem neuen Könige und legte ihm sich und seine Division als treue Unterthanen zu Füßen. Konnte er wohl weniger thun, da Ferdinand VII. den 22ten Jun. bereits an Joseph geschrieben und Spanien Glück gewünscht hatte, von einem Fürsten beherrscht zu werden, der Neapel so weise regiert hatte? Die französische Polizey hatte alle Maßregeln ergriffen, dem Corps keine Briefe aus Spanien zukommen zu lassen, Romana wußte selbst nichts Bestimmtes über die dort stattfindende Revolution. Allein nun glaubten auch die Truppen, denen doch einige Gerüchte vom 2ten May (wo Murat in Madrid ein so großes Blutbad angerichtet) zugekommen, auch das Wahre nicht, sondern das Ungeheure und Unwahrscheinliche fand leichten Eingang. Der noch gute Wille des Generals hielt dessen Officiere nicht ab, an Spanien zu denken, und Bernadotte's Versuche gingen an der Natur des spanischen Soldaten verloren. Im Julius wurden jene Gerüchte allgemeiner und beunruhigender, da trotz aller Bemühungen der Franzosen doch

noch einige Briefe durchkamen. Den 22ten desselben Monats sollte die Eidesleistung erfolgen; Romana zögerte, aber gedrängt vom französischen Marfchall und seine Spanier kennend, schlug er diesem vor, den Schwur bey Seite zu setzen, und die Truppen zu behandeln, als ob alles schon gethan sey: in welchem Falle allein er für Ruhe und Subordination stehen könne. Allein Bernadotte bestand darauf. Indefs befand sich das Corps, das in verschiedenen Districten vertheilt stand, im Zustande geheimen Auf- ruhrs; nur ein Anstoß fehlte zum Ausbruch, und dieser geschah, als Romana in Person in die ver- schiedenen Cantonirungen reiste, um die Eideslei- stung herbeyzuführen. Die spanischen Regimenter in Seeland feuerten auf den französischen General Fririon, der ihnen den Schwur abnehmen wollte. Die Truppen in Fünen schrieten in Romana's Ge- genwart: Es lebe Spanien, Tod Frankreich! In Langeland schwuren die Spanier zwar, aber Be- dingungsweise; in Jütland eben so. Indefs gelang es dem spanischen General, sie wieder zu beruhigen, und er parlamentirte mit Bernadotte von neuem, als der Lieutenant D. *Juan Antonio Fa- bregues* das ganze Gewebe zerriss. Diesem, An- fang Augusts mit Depeschen von Langeland nach Kopenhagen gesandt, fiel es auf der Rückreise ein, den Versuch zu machen, ob er von der Küste See- lands zu den einige Meilen abliegenden englischen Schiffen kommen könne. Er trat in eine Fischer- hütte und bot gute Belohnung, wenn man ihn nach Langeland überschiffe, weil seine Papiere Eile hät- ten. Die Fischer stiegen mit dem Boote, worauf er und einige spanische Soldaten waren, ab, als sie aber genugsam von der Küste entfernt waren, zieht Fabre- gues den Säbel und erzwingt nach heftigem Wider- stand, daß nach den englischen Schiffen zugefegelt wird, wo er am Bord des Admiralschiffes von Keats alle spanischen Zeitungen, Nachrichten und Procla- mationen empfängt. Nach der Unterredung mit den Engländern liefs er sich gern willig faden, diese Romana mitzutheilen, und im Verein mit dem Lieu- tenant *Canera*, langte er verkleidet in Nyborg bey jenem an. Zwey Schreiben der Junta's, und die Proclamationen waren es, welche Romana sogleich bezog, Spanien so viel Truppen wie möglich zu retten: denn bisher hatte er an nichts dem ähnliches gedacht. Jetzt eilte er mit größter Schnelligkeit zum Ziele: Er versammelte die Befehlshaber, schickte Officiers, um die Regimenter aus Jütland herbeyzu- rufen und zeigte ihnen die Mittel an, über den klei- nen Belt nach Fünen zu setzen, wo die Vereinigung und Einschiffung sicherer war. Zugleich gab er den Truppen dieser Insel Befehl, sich in Nyaborg, Eaa- borg und Svendsborg zu concentriren und nach Langeland zu schiffen, wo das ganze Corps die eng- lischen Transportschiffe erwarten sollte, derentwe- gen er bereits Zusicherung aller Hülfe erhalten hatte. Den 8ten August bemächtigte sich der Marquis Nya- borgs sammt der Batterie, wobey die Dänen überall, wo sie nur konnten, feindselig gegen die Spanier

agierten. Indefs erreichte der General dennoch, wie- wohl mit Zurücklassung von etwa 6000 Mann in Seeland, welche die dänische Regierung gefangen hielt, seinen Zweck, und schiffte sich zu den Eng- ländern, am 21sten August, von Langeland aus, ein.

Die erste Abtheilung des zweyten Bandes hebt mit dem Anfang der Regierung der Junta-Central an, verfolgt im zweyten Kapitel die Bewegungen der spanischen Armeen bis zur Ankunft Napoleons in Spanien, enthält in dem dritten Abschnitte die Eröffnung des Feldzuges; Blakes Rückzug von Bil- bao und die Schlacht bey Espinosa, und führt so die politische und militärische Geschichte der Re- volution, bis mit der Schlacht bey *Medellin*, den 28ten März 1809, wo Victor über Cuesta siegte, dem Leser so klar als inhaltschwer vorüber. Es würde nicht belohnend seyn, das Hauptstückliche davon hier mitzutheilen, denn die Thatfachen dar- über sind allgemein bekannt; dasjenige aber, was dieser Schilderung hier ihren Reiz und Werth ver- leiht, das Auseinandernehmen der großen Ma- schine und das Zeigen ihres Trieb- und Räder- werks läßt sich, wie Jeder fühlt, nicht vereinzelt mittheilen. Um jedoch einen Beleg von unsers Au- tors Behandlungsweise der Materien zu geben, wol- len wir hier schließlichs aus dem achten Kapitel das was *Joseph* betrifft, und den Schritt, welchen die Junta-Central gegen die höhere Geistlichkeit that, wörtlich ausheben. „Die schwache Autorität Jo- sephs über die französischen Armeen, Folge der eignen Beschränktheit militärischer Talente, jedoch auch des unbeugsamen Stolzes der Marfchälle, war eine andere Waffe der Junta's gegen die Fortschritte der Josephinischen Partey. Mit tausend lächerlichen Anekdoten wurde die Nullität des neuen Königs ausgemalt und ihm sogar das Laster des Trunkes angedichtet, was er nie befalls. *Pepe botellas* (Jo- sephs Bouteille) ward bald sein allgemeiner Name in der Nation. Aber das Gute bringt immer Gutes, wenn auch spät! Josephs Edelmuth, womit er sich der ihm geschenkten Nation annahm, wurde be- kannt, und sein Zwist mit Napoleon verschaffte ihm manchen aufgeklärten Spanier, dessen Unabhängig- keitsstolz durch ein Benehmen geschmeichelt ward, welches Spanien nach dem Tode des Eroberers eine eigne glückliche Laufbahn versprach. Fast die ganze hohe Geistlichkeit neigte sich zu ihm, um ihre Pfrün- den zu erhalten, und alle Bischöfe oder Cabildos ge- räumter Provinzen sandten Deputirte oder ihre Schwüre. Die Erzbischöfe und Bischöfe von Za- ragoza, Santiago, Burgos, Valladolid, Leon, Sa- lamanca, Palencia, Avila, Zamora, Madrid, Lugo, Astorga u. s. w., erkannten nicht allein die neue Dyn- astie an, sondern ermahnten auch ihre Schaaf, denselben Weg der Ruhe zu gehen. Wenige Bi- schöfe verließen ihre Sitze, keiner wurde auf ihm zum Märtyrer und durch Domkapitel legitim er- nannte Vicarien ersetzten schnell die abwesenden. In allen eroberten Bisthümern war die öffentliche Stimme

Stimme der geistlichen Herren für die Feinde, und rechtmäßig, denn des Papstes Macht wurde hierin durch Napoleon geleitet. (Dies ist gerade das gefährlichste für den Fürsten katholischer Völker, daß ein Mann außerhalb, den Anhängern seines Feindes die Gewissensmacht anvertrauen kann.) Der 19te März, Namenstag Josephs, wurde in der Domkirche mit *Te Deum* gefeiert; Bischöfe predigten und beteten für den neuen König, der, von allen Herrschern Europa's anerkannt, legitimirt auf seinem Throne sey. Und wahr ist es, Joseph und seine Minister bemühten sich, die Nation durch heilsame, nothwendige Reformen zu gewinnen, und selbst scharfe Maasregeln milderte des Königs Güte, der aus edlem Bestreben, das Glück der Nation durch Beruhigung zu gründen, oft die politische Strenge hintansetzte. — Es ergingen z. B. den 24sten Januar zwey Decrete, welche die durch die Junta's ertheilten Gnaden und Aemter für null erklärten, und in jedem von Franzosen besetzten Orte ein Kriegsgericht ernannten, um die Werber und Angeworbenen der Werber, mit dem Tode zu bestrafen. — Das letzte war unausführbar, da die Nation nur den Autoritäten der Revolution gehorchte; allein französische Generale, einzelne spanische Behörden, alte Municipalitäten (und auch Bischöfe an ihrer Spitze) vollzogen es theilweise mit grauer Strenge, und bestrafte, die Amnestie verachtend, an den Urheber der Insurrectionen das vergossene Blut; aber wo Joseph seine Milde zeigen konnte, da unterließ er es nie, und dieses erweiterte den schon bestehenden Bruch zwischen ihm und den französischen Marschällen. Die alten Bande, welche die Nation bisher zusammen erhielten, erklärten sich also meistens für Joseph, oder waren Willens, es bey erster Gelegenheit zu thun. — Der Abfall der höheren Geistlichkeit wurde der Unabhängigkeitsache so gefährlich, daß die Junta-Central sich zu dem Decrete vom 24ten April 1809 genöthigt sah. Sie sagt darin: Nein, unglaublich war es, daß die Gesalbten des Herrn, sich ihres hohen, heiligen Amtes bedienend, die Treulosigkeit zur Gerechtigkeit, die Irreligion zur Gottesfurcht, die Unmenschlichkeit zur Gnade, die Gewalt zum legitimen Recht, den Raub zur Großmuth, und die Verwüstung zur Glückseligkeit stempelten; daß sie, unter Anrufung des gerechten Gottes, die Kanzel des heiligen Geistes entweihend, in der Mitte der Tempel die Kühnheit und Verderbtheit befasen, ihren Subditos (Pfarrkindern) die Pflicht aufzulegen, einer aufgedrungenen Autorität Gehorsam zu schwören; und daß sie als ewige Wahrheit, ja als evangelische Lehre, die unerhörtesten Handlungen und Grausamkeiten anpreisen, welche den Abscheu des Himmels und der Erde erregen." Hier folgt nun unmittelbar jenes Decret, das solche Bischöfe als Hochverräther erklärt und ihre Güter mit Sequester belegt.

Werfen wir nun nochmals einen Blick auf das bis jetzt vor uns liegende Ganze; so sagen wir uns, daß wir aus diesem noch unvollendeten Werk machen interessanten Aufschluß und anderweitige Belehrung geschöpft haben, namentlich aber in den Relationen von Augenzeugen, bereits gegründeten Ueberzeugung befestigt worden sind, daß, die spanische Revolution über lang oder kurz, auch ohne Napoleons treulosen Einbruch in der Halbinsel, ausgebrochen wäre, weil die Regierung auf die gewaltsamste Weise alles Gute und Bessere zurückdrückte, dabey hart, selbst grausam, und doch gleichmäßig ungeschickt zum Herrschen war, endlich die Skandale der Königin und ihres Günstlings Godoy, den Hof in Verachtung brachten. Trotz dieser wohl ziemlich unparteyischen Meinung wird es nicht fehlen, daß vielleicht bald Schriftsteller auftreten, und uns, wie der Vf. der „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI.“ dies bey diesem Staate bereits versucht hat, auch hier werden einreden wollen: die neue Philosophie, wie sie es nennen, sey Schuld daran.

NATURKUNDE.

HANNOVER, b. Hahn: *Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen im Felde der Toxicologie, besonders der chemisch-gerichtlichen Untersuchungen, durch viele eigene Beobachtungen bereichert.* Vom Dr. Ernst Witting, Apotheker in Hörter. Mit einem Vorwort von Fr. Strömeyer, Prof. in Göttingen. Erster Band. Mit einem Kupfer. 1827. VIII u. 156 S. 8. (16 gGr.)

Die Toxicologie ist in neuerer Zeit der Gegenstand vielfältiger und gesauer Untersuchungen gewesen, besonders hat die Ausmittlung der Gifte bey Vergiftungen die Aufmerksamkeit der Chemiker auf sich gezogen. Viele neue Methoden sind in Vorschlag gebracht, und es ist ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit; dieselben zu prüfen und das Bewährte von dem Unzuverlässigen zu sichten, da auf ihre Sicherheit in gerichtlichen Fällen so außerordentlich viel ankommt. Der Vf. der vorliegenden Schrift hat ein solche Prüfung unternommen. Er hat die neuesten Entdeckungen in der Toxicologie zusammengestellt, die vorgeschlagenen Untersuchungsmethoden wiederholt und modificirt, und mit verschiedenen Giften auch eigene, zahlreiche Versuche angestellt. Der erste Band enthält die Gifte des anorganischen Reiches; der zweyte soll die des organischen umfassen. Wir wünschen dem für den Chemiker wie für den gerichtlichen Arzt interessanten Werke eine baldige Vollendung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) CONSTANZ, b. Wallis: *Neue Gedichte* von J. H. v. Wessenberg. (Mit dem Bildniß des Vfs.) 1827. 872 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)
- 2) GOTHA, in Comm. b. Gläser: *Gedichte* von Adolph August Bube. 1825. 110 S. 8. (16 gGr.)
- 3) LEIPZIG, b. Wienbrack: *Vaterland. Ein Liederkranz* von M. C. R. Schumann. 1825. 112 S. 8. (16 gGr.)
- 4) ZERBST, b. Kummer: *Gedichte* von Georg v. Gaal. *Zweyte* Auflage. 1825. VIII u. 211 S. 8. (20 gGr.)
- 5) STUTTGART u. TÜBINGEN, b. Cotta: Die *Votivtafel. Vermischte Gedichte* von E. Trummer. 1825. 321 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)
- 6) WEIMAR, b. Hoffmann: *Gedichte* von der Verfasserin der *Erna, Felicitas* u. f. w. 1826. 208 S. 8. (21 gGr.)

Wenn Herder, Seume und ihres Gleichen Dichter waren, was man nur mit Unrecht hat bestreiten können: so ist es auch der Vf. von Nr. 1. Was Nachdenken, Welserfahrung, Religion, Natur und Kunst in ihm anregte, bald seinen Geist in philosophische Betrachtungen versenkte, bald sein Herz mit theilnehmender Bewegung ergriff, das versuchte er in angemessenen Worten und Bildern, in poetischer Form genügend auszusprechen, und so dem Drange seines Innern gleichsam Luft zu machen und sich und Andere durch so gemüthliche Darstellungen zu erfreuen. Es kann nicht fehlen, solche Producte streifen, je nachdem die Stimmung war, in welcher sie entstanden, nicht nur bald an diese, bald an jene Dichtform, sondern nähern sich zuweilen auch mehr der Prosa als Poesie. So finden wir hier elegische, didaktische, epigrammatische Anklänge; zarte fromme Lieder, erhabnen Oden-schwung, ruhige Betrachtung, manche gefühlvolle Herzensergießung; daneben auch manchen gewöhnlichen Gedanken und manchen, wie es scheint, *invita minerva* — in Verse gebrachten flüchtigen Einfall. Vieles ist werth der Nachwelt aufzubehalten zu bleiben; Manches, was kaum für den Augenblick anspricht, hätte wohl zurückgelegt werden können. Doch eine Sammlung lyrischer verschiedenartiger Gedichte ist ein Blumentraufs, dessen Einzelheiten,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

wenn sie den Einen gleichgültig lassen, dem Andern gefallen, und dessen Ganzes das einzelne Unscheinbare verdeckt. — Die Sammlung ist in acht Abschnitte eingetheilt. Der erste enthält meist religiöse Gedichte, unter welchen das *Lied der Blinden* mit seinem rührenden Schluss:

„Wo dein Engel weilt, da gehen
Wir, wie Kinder, sicher vor Gefahr;
Was kein Auge je gesehen,
Wird dereinst auch unserm Auge klar;“

uns besonders angezogen hat. Die des zweyten Abschnitts besingen die *Natur* und ihren unvergänglichen Reiz im vergänglichen Wechsel; Lieder der *Freundschaft und Liebe*, aus tief bewegtem Gefühl erklungen, füllen den dritten und vierten Abschnitt; patriotische Gefänge, mit nahen Beziehungen auf das deutsche Vaterland und die noch immer bedrängten Hellenen, den fünften, und vermischte Gedichte im oben angedeuteten Sinne die übrigen Abschnitte.

Aus allen diesen Poesieen spricht ein frommer erleuchteter Geist; ein für das Wahre, Gute und Schöne begeisteter Sinn und ein Gemüth, dem man es anhört, daß es im Conflict mit der wirklichen Welt oft mag beunruhigt und verwundet worden seyn. — Einzelne, doch seltene Sprachhärten, wie:

„Freund, wie sandst du den Beweis?
Stolzes Grübeln macht nicht weis!“

hätten ganz vermieden werden sollen. — Genug, diese neuen Erzeugnisse der Wessenberg'schen Muse (von welchen wir eins der kleinsten hier mittheilen) werden, wie manche frühern, den Verehrern des geistvollen Mannes höchst willkommen seyn.

An die Natur.

Welche Ruhe geußt dein Lächeln
O Natur! in mein empfindend Herz.
Deines Hauches leises Fächeln
Wecket sanft des Frohlnisses heitern Scherz.
Wie das Kind der Mutter schau' ich dir
In's Gesicht. Nur Liebe spricht es mir.
Bist nur Bild des Unsichtbaren,
Der so schön und anmuthvoll dich schuf.
Drum in deinem ewig klaren
Tempel schwör' ich Treue deinem Ruf.
Mutter! wenn mein müdes Auge bricht,
Lächelt mir noch Liebe dein Gesicht.

In dem Vf. von Nr. 2. erscheint uns ein junge Dichter, von ausgezeichnetem Talent. Seine Gemälde aus der Mythologie sind episch-lyrische Darstellungen

C (6)

lungen, die eben so von genauer Bekanntschaft mit der Clafficität des Alterthums, als mit der Romantik der modernen Poesie zeugen. Seine Phantasie ist zwar nicht überschwenglich, wie man sie gern von angehenden Dichtern erwartet, aber doch frisch und blühend, die Sprache kräftig, die Behandlung des Stoffs geistvoll, der Versbau correct. Das Studium der Alten, so wie der frühe Umgang mit hochgebildeten Männern, dessen er gewürdigt wurde, und unter welchen der jugendliche Dichtergreis, v. Knebel, vorzüglich erwähnt wird, mögen den poetischen Funken des Vfs. hauptsächlich geweckt, seine natürlichen Anlagen entwickelt und seinen Geschmack gebildet haben. Bey fortgesetzter Uebung und freyerer Bewegung in den Regionen des Schönen wird, wenn der eigene Geist nachhält und Natur und Leben reichern Stoff liefern, sich manches Vorzügliche von ihm erwarten lassen. Unter den mythologischen Gemälden scheinen uns vorzüglich gelungen: der gefesselte Prometheus, Dädalus und Ikarus, Ajas Telamonius und Epimenides; unter den Liedern, entsprungen aus dem Antheil des Dichters an der Sache der Griechen: Odysseus Heldenschaar in den Thermopylen (die übrigen sind mehr wort- als geistreich); unter den Liedern: „der Einzigen geweiht“, nichts Einziges; und unter den vermischten Gedichten: die an Knebel, Lord Byron, Theoxena und Brutus; verfehlt dagegen der Berggeist, der entsprungene Bär, die Perlenkette u. a. Zur Probe mögen einige Strophen dienen aus einem Gedicht

An Knebel.

Verleihe du des Jünglings leisem Wagen,
Dich zu erheben in der Saiten Klang;
Denn deinen Ruhm in Liedern auszusagen
Gebührt allein den Meistern im Gesang.
Doch wag' ich kühn, die Saiten anzuschlagen,
Weil mich besiegt des Herzens starker Drang,
Sich in der Töne Wellen einzutauchen,
Und dankbar mein Gefühl in sie zu hauchen.

So lange Titan's Strahlen nicht verfliegen
Und noch Selene auf dem Thron sich zeigt *),
Um den in buntem Glanz die Wolken fliegen;
So lang' ein Mensch sich noch zur Erde neigt,
Um liebend sich an ihre Brust zu schmiegen,
Und Stund' auf Stunde nach dem Ost entsteigt;
So lange Maafs und Ordnung noch bestehen,
Wird dein Gefang durch alle Zeiten wehen.

Und so wie fort und fort seit tausend Jahren
Erschallt Propertius und Lukrezens Lob:
So wird die Zeit auch dein Talent bewahren,
Das mit der Römer Kunst sich fest verwob.
In vaterländischen Werken gabst erfahren
Du uns den Geist, der dich, wie sie erhob;
Und deines sichern Rhythmus schöne Hülle
Umfaßt ihn ungetrübt in ganzer Fülle u. s. w.

Der bescheidne Vf. von Nr. 3. erklärt im Vorworte, daß der Schmerz seine Muse gewesen sey, und daß

„nicht des Glücks, nicht der Freude Strahlen in seiner Brust den Funken entzündeten, welcher hier, aber vielleicht auch nur matt hervorsprühe.“ — Matt wollen wir diese poetischen Beschreibungen der schönen Gegend um Schwarzburg, die selbst eine Poesie ist, eben nicht nennen, welches schon ihr Anfang beweist:

Zur Hand, zur Hand, du meine traute Leyer,
Erhelle du des Dulders düst're Nacht!
Geleite du den Geist in heil'ger Feyer
Zur Heimath hin, der meine Sehnsucht wacht;
Nur da zerreißt der Schwermuth däm'rer Schleyer,
Der mich umweht mit alter finst'rer Macht.
Da wandeln sich der Klage Melodien
Begeistert um in Jubelharmonien!

aber mitunter sind sie uns doch etwas zu breit vorgekommen, welches freylich bey der beschränkten Dichtart, ein Landschaftsgemälde in Versen zu zeichnen, nicht immer leicht mag zu vermeiden seyn. Im Ganzen spricht die Darstellung den Kenner jener Gegenden (der vaterländischen des Vfs.) recht freundlich an, und auch der Nichtkenner wird sich aus ihr eine Vorstellung entwerfen können; die theilweis seine Einbildungskraft fesselt. Sprache und Versbau sind fließend.

Als ein gewandter, vielversuchter Lyriker zeigt sich der Vf. von Nr. 4., Hr. v. Gaal, unsers Wissens ein Unger, den frühe Bildung und Bekanntschaft mit deutscher Literatur zu vielfachen Versuchen in deutscher Sprache und Kunst veranlaßten. Er giebt Erzählungen, Romanzen, Balladen, Legenden, Lieder, Elegieen, Epigramme und Gelegenheitsgedichte, von welchen wenige mittelmäßig, die meisten so formgerecht, als anziehend durch interessanten Stoff, einige vollendet genannt werden können. — Es fehlt dem Vf. weder an kräftiger Imagination, noch Humor; weder an Tiefe des Gefühls, noch an Schalkhaftigkeit und Witz; indess verdirbt dieser zuweilen das Spiel des gefühlvollen Ernstes, wo er unberufen sich einmischt (wie am Schluß der Ballade: Sängerlohn); und jene tritt mitunter zu keck hervor, wie z. B. in dem Zwiegespräch zwischen Karl und Röschen, das allzusehr an Moschos „Satyr und das Mädchen“ erinnert; oder in dem vierten Epigramm, wo der Vf. eine Ausicht beschreibt, die seine Einsicht lieber hätte verschweigen sollen. Am besten sagt uns Hr. v. G. in der poetischen Erzählung, der Ballade und Romanze zu, von denen wir einige in dieser Sammlung unbedenklich den bessern zuzählen möchten, welche der deutsche Parnass aufzuweisen hat. Aber auch unter den Liedern und Elegieen findet sich neben manchem Unbedeutenden (wie die Begegnung, das Mädchen am Bach u. a.) viel Gelungenes und durch Neuheit der Form und Materie Anprechendes, wovon wir eins zur Probe mittheilen.

*) Anspielung auf die Knebel'schen Hymnen und Elegieen.

An die Geliebte.

„Seh' ich, von Goldgewölken rings bestäubt,
Der Dämmerung die Morgenröth' entglühn,
Und wie, zu neuem Leben frisch entkeimt,
Dem Lichte jede Blum' entgegenblühn:
So ruf' ich wie entzückt zum Hochgefange,
O dafs auch dich der Morgen hold umfange!

Berührt zephyr'isch Säufeln mein Gesicht,
Wie holder Geister Nah'n aus besserer Welt,
Und nicht mir Halm und Busch im Rosenlicht,
Vom Thau, wie Freudenblicke, sanft erhellet;
Entwallt mir fromm der Wunsch getreuer Liebe:
O dafs kein Thürchen heut dein Auge trübe!

Wiegt sanft und eben sich der heit're Bach,
Wie Unschuld'sinn und des Zufriednen Glück,
Und äugelt durch belaubter Zweige Dach
Auf sein Geriesel mild der Sonne Blick;
So halt' es durch des Busens ganz Gefaite:
O dafs so schön dir jede Stund' entgeite!

Schwebt dann das Licht hinab in's Abendland;
Hüllt sich, im Wandel der erhabnen Ruh,
In nächtiges Gedüft des Himmels Rand,
Und schliesset sich sein Segenauge zu;
So halt' mein Seelenruf noch in den Tönen:
So mög' auch dir den Tag die Ruhe krönen!”

Weniger glücklich scheint uns der Vf. im eigentlichen Gelegenheitsgedicht zu seyn; obwohl, streng genommen, jedes Poëm einer speciellen Veranlassung bedarf, und um so frischer und gediegener hervortreten wird, je mehr die Lust des Augenblicks zu seinen Schöpfungen anregte. Denn eben die zur Feyer des Namenstags einer edlen Freundin verfaßte symbolische Scene: „die Farben“ (wo Violett und Indigo, Blau und Roth u. s. w. personificirt auftreten, um der gefeyerten Dame viel Schönes zu sagen) ermangelt nicht nur der Klarheit und bestimmten Abgrenzung, in welcher jedes Kunstwerk, wenn es Eindruck machen soll, sich darstellen muß; sondern auch der innern Nothwendigkeit, indem, was hier gesagt und gemeint ist, leicht überall hinpäfst und also nirgends recht an seinem Orte steht.

Die poetischen Gaben des Vfs. von Nr. 5., Hr. Trummer's, bestehen meistens aus Charaden und Räthseln, die aber nicht gemein und gewöhnlich, sondern größtentheils, nach Art der bekannten Schiller'schen in Turandot und andern ähnlichen, sinnvoll und von dichterischem Werthe sind. An diese reihen sich in bunter Menge allerley, theils eigene, theils engländischen und französischen Dichtern mehr oder minder glücklich nachgebildete lyrische Gedichte, Elegieen, Lieder, Parabeln, Gnommen, ernst- und scherzhafte Einfälle. Dafs Alles so bunt durch einander geht, möchten wir tadeln; Hr. Tr. hätte jedes an seinen Platz stellen und die Sammlung in verschiedene Abtheilungen trennen sollen, um die Uebersicht zu erleichtern und dem Leser mehr Ordnung im Genuß zu verschaffen. Aus vielen von diesen Erzeugnissen weht ein phantasieenreicher, gebildeter Geist, dem es leicht wird, die Erscheinungen des Lebens und die Zustände seines Gemüths poetisch aufzufassen und in entsprechenden Bildern

und Umrissen zu gestalten. Wird auch im Ganzen der Reichthum und die Tiefe der Anschauung vermifst, durch welche andere neuere Dichter, besonders v. Platen, sich auszeichnen: so fehlt es doch nicht an der Kraft und Innigkeit, die der entstehenden Geisteschöpfung das Siegel des Lebens und der Anmuth aufdrücken muß. Die bittern Ausfälle auf „den Corsen“ und die schrecklichen Verwünschungen, die „dem Teufelskinde in die Hölle“ (!) nachgeschickt werden, dürften die Leser dem Vf. gern erlassen haben. Die sanften Saiten der Lyra müssen nicht erbeben und zerrissen werden unter den Händen der Leidenschaft; die Regel des Schönen ist Maafs und Harmonie. Für diese Mistöne entschädigen die Loblieder auf *Klopstock*, die der Vf. mit dankbarem Nachruf dem Unsterblichen spendet. Von den oben bezeichneten *Räthseln* theilen wir hier eins zur Probe mit, die Auflösung dem lusthabenden Leser überlassend.

Räthsel.

Ich bin unendlich oft auf dieser Erde,
In jeglicher Gestalt triffst du mich an,
Ob ich so häufig jenseits bleiben werde?
Noch kehrte Niemand, der das sagen kann.
Ich bin die Blume und ihr Stilles Keimen;
Ich bin der Mensch mit allen seinen Träumen.
Ich bin die Welt; und wie sie seyn wird, wie sie war,
Bin ich und bin es lange schon gewesen.
Ja, du hast selbst von mir vielleicht in diesem Jahr,
An diesem Tage, jetzt vielleicht gelesen!”

Die edle *Verfasserin* von Nr. 6. können wir nicht anders, als mit dem Namen einer gefühlvollen Dichterin bezeichnen. Sie selbst, die diese aus dem Leben und Leiden ihres Gemüths hervorgegangenen Accorde „vor allzu schnellem Untergang in den Herzen ihrer Freunde bewahren und vielleicht auch in andern Gemüthern für Momente einen beschwichtigenden oder ermunternden Anklang erwecken wollte“, drückt sich über ihren Dichterberuf so aus (Vorr. S. VI): „mein Beruf zur Poesie kann Niemand unentschiedener dünken, als mir selbst, die ich nur dem innern Tact vertrauen muß, und von den eigentlichen Forderungen und Regeln der Dichtkunst auch nicht den fernsten Begriff habe. Aber, wenn das Bedürfnis, in der Einsamkeit auszusprechen, was mit Macht im Innersten der Seele erklingt, und was im Entwickeln der geheimnisvollen Tiefe unsrer Natur in uns fortschreitet, und bald erhebend, bald beruhigend, bald fremde Gefühle zu den eigenen machend in uns waltet; wenn diese im Busen brennende Flamme, die sich an unsern besten Kräften nährt und sie läutert, statt zu verzehren, *Dichterweihe* ist: dann darf ich behaupten, dafs sie, unbeschadet meiner Unkenntnis der metrischen Gesetze, mir in ihrem vollen Umfange geworden ist.“ In diesem Sinne und als „Abdruck ihres innern Weisens“ haben denn auch diese Gedichte für verwandte Gemüther einen entschiedenen Werth. Man sucht und findet in ihnen die goldenen Jugendträume einer feurigen Phantasie, eines zartgeflümmten weiblichen

chen Herzens; die Geständnisse einer durch die Wirklichkeit hart getäuschten edlen Seele; die verblühten Hoffnungen, die einem allzu kurzen Genuß des flüchtigen Lebensglücks folgten, und die würdige Resignation, zu welcher sich durch Glauben und Edelmuth das Edlere im Menschen zuletzt immer zu erheben weiß. — Solche Gedichte, die den Geist in erhabne Betrachtungen über die Natur und das Leben versenken, oder das Gemüth mit lebensgroßen Bildern ergreifen und nähren, sind es also nicht, und sollen es nicht seyn. Gewiß aber darf die Vfn., wie sie ohne Anmaasung wünscht, erwarten: daß diese Versuche „bey den vielfachen Verkettungen der oft heitern, oft düstern menschlichen Loose, manche ihnen ähnliche Stimmung *funst* und *wohlthuend* berühren werden.“ Zum Schluß theilen wir eins der kürzesten derselben als Probe mit.

Morgenroth und Abendroth.

Hoffnung ist das *Morgenroth* der Freude,
Ach! auch *mir* erglüh't es einst so hell!
Doch es bleichte schon im *frühen* Leide
Und erlosch in Thränenschauern schnell!

Abendroth gleicht dem Erinnerungstraume,
Der, wenn längst die Lebenssonne schwand,
Dennoch in des Daseyns finstern Raume
Ihren Sillen Abglanz wieder fand.

Wie des Niederganges Purpurschimmer
Lange noch die öde Nacht *verklärt*,
Bleibt im Strahle der Erinnerung *immer*
Mir das Traumbild besserer Zeiten werth."

Chr. Schreiber.

BOTANIK.

HAMBURG, b. Perthes u. Besser: *Novitiae florum Holsticarum* sive Supplementum alterum primitiarum florum holsticarum G. H. Weberi. Auctore Ernesto Ferdinando Nolte, M. D. Professore botanices publ. extr. in Universitate Kilonensi, directore horti botanici. 1828. XXIV u. 82 S. gr. 8. (16 gr.)

In der weitläufigen Vorrede dieser bey Popp in Kopenhagen gedruckten Schrift zählt der Vf. die zahlreichen Vorgänger auf, die, früher als er, Beiträge zu der von ihm beabachtigten Flora der drey Herzogthümer Holstein, Schleswig und Lauenburg geliefert haben. Diese Uebersicht ist auch in literarischer Beziehung interessant, da sie mit bibliographischer Genauigkeit die betreffenden Werke nach der Reihenfolge ihrer Erscheinung genau angiebt. Sie bietet dem Hn. Nolte, der sich im Besitze des Flüge'schen botanischen Nachlasses befindet, eine schickliche Gelegenheit dar, diejenigen Männer zu nennen, die ihn unterstützten. Um seine Befähigung zu dem Unter-

nehmen zu beurkunden, für welches Vaterlandsliebe und die erhaltene Vorstandschafft des botanischen Universitätsgartens zu Kiel ihn begeistert, beschreibt er die von ihm seit zwanzig Jahren gethanen Wanderungen u. s. w. Nachahmungswerth bleibt das Vorhaben, mit der ihm anvertrauten öffentlichen Anstalt ein vaterländisches Normalherbarium zu verbinden. Ein jeder Florenschreiber sollte etwas Aehnliches thun. Wir möchten sagen, daß ihm dieß als Pflicht obliegt, damit man über die Identität irgend einer gegebenen Pflanze urtheilen könne. Wahrlich, zu keiner Zeit möchte dieß rathamer seyn, als jetzt, wo die Sucht nach neuen Benennungen, Oberflächlichkeit und Eigendünkel Synonyme wie Pilze entstehen lassen und täglich die genaue Kenntniß der Arten mehr und mehr verwirren. Als Vorläufer des beabsichtigten größern Werks, das außer den drey Herzogthümern auch die Gebiete der Hansestädte Hamburg und Lübeck umfassen wird, nennt der Vf. hier 500 einheimische Phanerogamen, die fast alle seit 1780 entdeckt worden sind, in welchem Jahre bekanntlich die auf dem Titel erwähnten *Primitiae florum holsticarum*, Kiliae & erschienen; ein Werk, das man dem verstorbenen Dr. F. H. Wiggers zuschreibt, während es von dem ehrwürdigen Etatsrathe und Archiater Georg Heinrich Weber in Kiel herrührt. In der Vorrede wird behauptet, daß die Flora von Schleswig, Holstein und Lauenburg fast 1300 Phanerogamen aufzuweisen habe. Die seltnern werden auch nach den gemeinschaftlichen Standörtern zusammengestellt. Es ist bekannt, wie die Beschaffenheit des Standortes und die feststehenden geselligen Verhältnisse der Pflanzen oft auf interessante Entdeckungen führen, indem man mit Sicherheit aus der Betrachtung des Bodens und das Vorkommen gewisser Gewächse auf das nothwendige Vorhandenseyn Anderer schließen kann. Mit Recht macht Hr. Prof. N. die Anfänger darauf aufmerksam. Die Aufzählung der Pflanzen selbst beurkundet den scharfsichtigen, mit den neuesten Forschungen vertrauten Botaniker. Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht alle aufgezählte 500 Arten Stoff zu gelehrten Bemerkungen darbieten: denn es kommen darunter nicht wenige ganz bekannte und selbst einige angebaute oder verwilderte Gewächse vor. Jedenfalls macht diese kritische Behandlung der schwierigeren einheimischen Arten begierig auf die von dem Vf. verheißene Flora. Es würde uns zu weit führen, hier in's Einzelne zu gehen, obgleich die Schrift sehr wichtige Notizen enthält. Da der Vf. die Umgebungen von Hamburg zu berücksichtigen gedenkt, so wird er wohl auch noch die von ihm in der Vorrede nicht genannte *Flora hamburgensis pharmaceutica* des Dr. G. Eimbecke zu Rathe ziehen müssen, die wir bey ihrem Erscheinen in diesen Blättern (A. L. Z. 1823. II. S. 526.) angezeigt haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

- 1) HALLE, b. Hemmerde u. Schwetfchke: *Caabi ben-Sohair carmen in laudem Muhammedis* dictum denuo multis conjecturis emendatum, latine versum adnotationibusque illustratum una cum carmine *Motenabbii* gratulatorio propter novi anni adventum et carmine ex *Hamo fa* utroque inedito edidit G. W. Freytag, Dr. Prof. publ. ord. in univ. Boruss. Rhem. 1822. XXIV, 42, 28 S. 4.
- 2) BONN, b. Weber: *Amrulkaisi Moallakah* cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus edidit latine vertit et illustravit Ern. Guil. Hengstenberg. 1828. 68 u. 40 S. 4.
- 3) Ebendaf., b. Marcus: *Carmen Abu Lajjib Ahmed ben Alhofain Almotenabbii*, quo laudat Alhofainum ben-Ishak Altanuohtam, nunc primum cum scholiis edidit, latine vertit et illustravit Antonius Horst, Agrippinensis, Theol. Stud. 1828. IV, 55 u. 8 S. 4.
- 4) Ebendaf., b. Ebend.: *Locmani fabulae* et plura loca ex codicibus maximam partem historicis selecta in usum scholarum arabicarum edidit G. W. Freytag. 1828. VI u. 88 S. 8.
- 5) Ebendaf., b. Habicht: *Harethi Moallaca* cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus, et *Abul olae carmina duo* inedita e codice Petropolitano edidit, latine vertit et commentario instruxit Joannes Fullers. 1827. XXV, 62 und 26 S. 4.

Die vorliegenden Ausgaben arabischer Schriften, welche größtentheils poetische Stücke enthalten, verdankt man alle der Thätigkeit des Hn. Prof. Freytag. Wenn gleich einige derselben zunächst von seinen Schülern herrühren, so wurden sie doch auf Antrieb und unter Aufsicht des Lehrers abgefaßt. Das in der ersten Schrift enthaltene berühmte Lobgedicht auf Mohammed, verfaßt von dessen Zeitgenossen Kaab ben Sohair, ist von Lette, einem Schüler Reiske's, herausgegeben worden, jedoch auf eine so mangelhafte Weise, daß allerdings Grund genug zur Veranstaltung einer neuen Ausgabe vorhanden war. Hr. Fr. bemerkt, das Gedicht verdiene um so mehr Aufmerksamkeit, als in den übrigen bisher vorzüglich bearbeiteten alten arabischen Gedichten, nämlich den Moallakas, doch nur die Tapferkeit

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

weltlicher Helden gepriesen werde, hingegen in dem Gedicht des Kaab ben Sohair die Kraft des arabischen Religionsdichters. Dieser Umstand allein indess möchte wohl gerade nicht hinreichen, wie es dem Rec. scheint, dem Gedicht des Kaab ben Sohair einen Vorzug vor den Moallakas zu sichern. In den Moallakas überlassen sich die Dichter doch mehr solchen Gefühlen, welche diesen Dichtern nach den Verhältnissen, in welchen sie lebten, natürlich und nothwendig waren. Sie schildern darin ihre Liebe, ihr Kofs, ihre Wüsten, ihre Schlachten, ihre Leiden und ihre Freuden. Die Lobgedichte auf Mohammed, wenn gleich auch ihnen ein würdiger und dichterischer Charakter nicht abgesprochen werden kann, verlieren sich doch leichter in Hyperbeln, oder in ein gesteigertes Gefühl, welches wir nicht ganz theilen können; sie beschränken sich nicht immer darauf, dasjenige an Mohammed zu preisen, welches Achtung und Ehre verdient; sie wollen ihren Helden in jeder Rücksicht verherrlichen. Doch ist es gewiß, daß auch diese Gedichte poetische Schönheiten enthalten, und das auch zu dieser Gattung gehörende Gedicht *El borde* ist hinlänglich bekannt als ein solches, welches durch edlen Schwung und kräftigen Ausdruck sich auszeichnet. Hr. Fr. bemerkt zuerst Einiges über die Ausgabe von Lette. Auf der Rathsbibliothek zu Leipzig befand sich eine Handschrift des Gedichts. Diese schrieb Reiske ab, und theilte seine Abschrift seinem Freunde Lette mit, nebst manchen Scholien und Bemerkungen. Als Lette darauf nach diesen Hülfsmitteln das Werk herausgab, beschwerte Reiske sich über Treulosigkeit des Freundes und tadelte die Ausgabe, besonders die Wörtlichkeit der Uebersetzung, indem diese dadurch unverständlich geworden sey. Ergab selbst eine Probe einer andern Uebersetzung, welche denn desto paraphrastischer ausfiel. Dieses Paraphrasiren herrscht auch in Reiske's Uebersetzung des Abulfeda, nicht nur in der Uebersetzung der von Abulfeda angeführten Gedichte, sondern selbst in dem Wiedergeben der ganz einfachen Prosa des Abulfeda, so daß man oft wirklich Mühe hat, sich aus der Reiske'schen Uebersetzung hineinzufinden in den arabischen Text. Reiske geht überall absichtlich darauf aus, den arabischen Ausdruck zu verlassen, auch da, wo es gar nicht nöthig ist. Die Ausgabe von Lette enthält nun Manches, was eigentlich Reiske zuzuschreiben ist, und Anderes, was von Lette selbst herrühren mag. Aber eine Sonderung dieser beiden Bestandtheile in dem

D (6)

in Buche ist gar nicht möglich; *Lette* hat *Reiske's* genthum von dem seinigen nirgends geschieden. Doch den Hauptfehler der *Lette'schen* Ausgabe hat *iske*, wie *Fr.* richtig bemerkt, am wenigsten gesagt: nämlich die außerordentliche Fehlerhaftigkeit des arabischen Textes sowohl in den Versen, wie in den Scholien. Diese Fehler möglichst zu berichtigen, war nun ein Hauptzweck des *Hn. Fr.*; er hatte gar keine Handschrift, welche er dabey benutzen konnte: allein eine genaue Beachtung der Grammatik, des Sprachgebrauchs und der Prosodie konnten von sehr viele Berichtigungen an die Hand geben. Durch die Anwendung dieses Hülfsmittels hat denn auch der neue Herausgeber sehr viel geleistet und uns einen bedeutend verbesserten Text geliefert. Er benennt selbst, daß er es jedoch sich nicht anmalse, behaupten, überall den rechten Text wiederhergestellt zu haben, da sich diess durch bloße Conjecturkritik nicht erreichen lasse. Er bemerkt, wie wichtig es sey, bey der Herausgabe arabischer Gedichte sorgfältig auf das Metrum zu achten, und gibt Beyspiele davon, indem er mehrere Verse in druckten arabischen Gedichten verbessert. Hierfür giebt er einige Nachrichten über die Lebensumstände des Dichters Kaab ben sohair, eines Zeitgenossen Mohammeds, welche aus einer Gothaischen Handschrift geschöpft sind. Hr. *Fr.* nennt diese Handschrift immer schlechthin das *Kitāb el āgāni* des *El āhāni*, und auch in mehreren spätern Werken hat an die Handschrift mit diesem Namen bezeichnet, daß es ist die Gothaische Handschrift sehr verschieden von dem wirklichen *Kitāb el āgāni*, welches sich zu Paris befindet. Die Gothaische Handschrift ist nur, wie *Rec.* aus eigener Benutzung derselben weiß, ein verkürzter und umgearbeiteter Auszug aus dem wirklichen *Kitāb el āgāni*. Dieser Auszug ordnet den Dichter nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Namen alphabetisch, welches in dem wirklichen *Kitāb el āgāni* gar nicht der Fall ist; viele Dichter läßt der Auszug ganz weg. Der Text des Auszugs ist bisweilen so sehr contrahirt, daß der deutliche Zusammenhang darunter leidet, und er scheint öfter auch in der Hinsicht flüchtig geschrieben zu seyn, wovon er sogleich ein Paar Beyspiele anführen wird. Man überzeugt sich leicht von dieser Beschaffenheit der Gothaischen Handschrift, wenn man sie mit der Pariser vergleicht. Auch der Eingang der Gothaischen Handschrift lehrt schon, daß sie nur ein Auszug sey; und daher hat dieses nun auch Hr. *Möller* bemerkt in seinem Catalog der Gothaischen Handschriften.

Der Dichter Kaab ben sohair ward auf einem Feldzuge zugleich mit dem arabischen Helden und Dichter Seid el chail gefangen genommen. Der Name Seid el chail bedeutet *Seid der Roffe*, und der Held nannte ihn, weil er viele und berühmte Roffe besaß. Mehrere derselben hat er auch in seinen Gedichten herrlich. Mohammed sagte nachher: dieser Held heißt nicht mehr heißen Seid el chail, sondern Seid el chail, d. i. *Seid der Wackern*. Hr. *Fr.* führt S. XV

und XVI einige Notizen über diesen Helden aus der Gothaischen Handschrift an. Man sieht daraus, wie die Lesearten dieser Handschrift abweichen von dem Pariser *Kitāb el āgāni*. Zuerst kommen einige genealogische Nachrichten über Seid el chail. Unter seinem Vorfahren befindet sich auch der Araber, welcher den Beynamen *Tajji طي* erhielt, und nachher die-

sen Namen auf einen ganzen arabischen Stamm übertrug. Der eigentliche Name dieses Mannes lautet nun hier bey *Fr.* *Halfah*; der Verfasser schreibt: *Halfah, et hio est Thai*. Allein wenn man das Pariser *Kitāb el āgāni* vergleicht in dem Artikel des Seid el chail, so findet man, daß der wirkliche Name jenes Mannes

nicht *Halfah* war, sondern *Dschulhume جلهمة*. Eben diese Schreibart des Namens hat das Pariser *Kitāb el āgāni* auch in dem Artikel des Hātem Tāi, weil auch in diesem Artikel die genealogische Ableitung auf den *Dschulhume*, genannt *Tajji*, zurückführt. Auch das Wörterbuch *Kamūs* enthält das

Wort *Dschulhume جلهمة*, welches unter Andern *Flussufer* bedeutet; aber das Wörterbuch bemerkt dabey, daß das Wort auch als *nomen proprium* gebraucht werde. Die Gothaische Handschrift hat daher den richtigen *Dschulhume* nur durch Flüchtigkeit in einen *Halfah* verwandelt. Der Sohn des *Dschulhume Tajji* heißt bey *Fr.* *Alauhts*; aber das Pariser *Kitāb el āgāni* hat sowohl im Artikel des Seid el chail, wie im Artikel des Hātem Tāi, den gewiß richtigen Namen *El gauh الغوث* mit einem *Gain*.

Hr. *Fr.* führt auch die Namen von sechs Pferden des Seid el chail an; der Name des sechsten Pferdes ist bey ihm *Djamūl*. Allein statt dessen lautet dieser

Name in dem Pariser *Kitāb el āgāni* *Dewūl دؤول* oder *دؤول*. Daß diess die richtige Leseart sey, ergibt sich daraus, daß die Pariser Handschrift auch einen Vers hinzufügt, in welchem Seid el chail dieses Pferdes gedenkt. In diesem Verse ist der Name des Pferdes wiederum *Dewūl* geschrieben. Der Vers lautet also:

فاقسم لا يفارقني دؤول
لجول به اذا كثر الضراب

Ich schwör's! Nie weicht von mir *Dewūl*!
Auf dem ich Rürm', wenn tobt die Schlacht.

Schlagen wir *Rasmussens Additamenta ad historiam Arabum* pag. 23 auf, so finden wir auch dort den Namen des Pferdes richtig *Dewūl دؤول* geschrieben. Dieser Name *Dewūl* ist vielleicht abzuleiten von dem Verbo *دال*, *traben*, also *دؤول*, *Traber*. Bey *Rasmussen* stehen übrigens nur vier der sechs Pferdenamen. Der

Der Vater des Seid el chail heist bey Fr. Mohallel; in der Pariser Handschrift heist er Mohalhel, مهالهل, ebenso auch bey Rasmussen. Einer der Vorfahren des Seid el chail heist bey Hn. Fr. Nahb; in der Pariser Handschrift lautet dieser Name Nebhan, نيهان. Den Namen Nebhan hat auch der Kamus im Artikel نيه, und senet p. 166 den Seid el chail: النيهاني, den Nebhaniten. Ebenda nennt ihn der Kamus auch بن منهب.

ben munhib; diesen Vorfahren hat auch die Pariser Handschrift; statt dessen steht bey Hn. Fr. ben Fahm.

Das Gedicht des Kaab ben soheir hat in Ansehung des Inhalts Aehnlichkeit mit den Moallakas; doch ist es etwas kürzer, als jene. Der Dichter beginnt mit der Erwähnung seiner Geliebten, welche Soad heist, und gedenkt der Trauer, mit welcher ihre Abreise ihn erfüllte. Er sagt dann, daß sie sich jetzt in einer fernen Gegend befinde, wohin den Reiter nur rüßige Saumthiere trügen. Dies führt ihn auf eine Schilderung seines eigenen Saumthieres. Diese beiden Gegenstände werden gewöhnlich in den Moallakas berührt. Dann gedenkt er seiner Mutter, welche wegen der Erhaltung des Sohnes mit Sorgen erfüllt war, und dies führt ihn auf die Erwähnung des Schurzes, welchen Mohammed ihm zugesagt hatte. Er schließt dann mit dem Preise der Eigenschaften Mohammed's, und sucht sich dadurch die Haltung des Versprechens von Seiten Mohammed's zu sichern. Des Herausg. Uebersetzung folgt getreu dem arabischen Texte, und ist weder zu paraphrasisch, noch zu dunkel. Nur der erste Vers scheint ein wenig zu wortreich wiedergegeben zu seyn. Er lautet bey Hn. Fr.: *Abiit Souhda, et cor meum hodie afflictum (est), vestigia ejus sequi tumquam servus coactum, et non redemptum e captivitate, compedibus vinctum.* Vielleicht könnte man statt dessen sagen, ohne ein Wort des arabischen Textes zu übergehen:

*discessit Soud, proptereaque cor meum moerens
abripitur in ejus vestigia, neque solvitur vinculis.*

بانت سعاد فقلبي اليوم متبول

متبم أثرها لم يقدر متبول

Es kann nicht von dem Uebersetzer verlangt werden, daß er die Nebenhedeutungen jedes arabischen Wortes mit ausdrücke; es genügt, wenn er nur den Sinn, welchen das Wort gerade an dieser Stelle hat, bemerkbar macht. Indess wird hier das Urtheil über das Zuviel und das Zuwenig wohl immer hauptsächlich von dem Gefühl des Einzelnen abhängen. Die vom Herausg. beygefügte Anmerkungen geben hauptsächlich Rechenschaft von den kritischen Berichtigungen, welche der Text in dieser Ausgabe erhalten hat. Indess sind auch andere schätzbare Er-

läuterungen beygefügt, zum Theil aus dem Gotha'schen Auszuge des Kitab el agani. In diesen Anmerkungen hat Fr. die arabischen Worte unpunctirt gelassen und deren Aussprache mit lateinischen Buchstaben beygefügt, wo es auf den Unterschied der Formen durch die Vocalisation ankam. Das angehängte Gedicht des Motenabbi enthält einen Glückwunsch zum Antritt des neuen Jahrs, gerichtet an den Fürsten Mohammed ben el Houssein, und ist auch vom Herausg. mit Erläuterungen begleitet worden. Dann folgt noch ein kleines Gedicht aus der Hamasa, verfaßt von dem Dichter Eschdscha ben bekr effulami. In dem Pariser Kitab el agani findet man das Leben eines Dichters Eschdscha ben amr effulami aus El jemama. Rec. weiß nicht, ob dieser einerley ist mit jenem. In dem Gotha'schen Auszuge des Kitab el agani findet sich bloß ein Eschdscha ben amr effulami.

In der Schrift Nr. 2. erhalten wir eine neue Ausgabe der schönen Moallaka von Amrulkais. Dieses Gedicht, welches sich eben so sehr durch lebhaftes Gefühl, wie durch schöne Naturschilderungen, unter andern die des Gewitters auszeichnet, ist gleichfalls durch Lette früher herausgegeben worden. Reiske tadelte auch diese Arbeit Lette's sehr bitter, bekannte indess später, daß er doch etwas ungerecht gegen Lette gewesen sey. Die Lettische Ausgabe ist allerdings ziemlich mangelhaft, wie sie nothwendig ausfallen mußte, nach dem Maasse arabischer Sprachkenntniß, welches Lette besaß. Wir sind daher Hn. H. Dank schuldig dafür, daß er uns einen verbesserten und sehr schön gedruckten Text mittheilte. Er ist entlehnt aus der besten Pariser Handschrift der Moallakas und mit den arabischen Scholien des Suseni begleitet. Hr. H. hat Prolegomena vorangesendet, in welchen er von den Moallakas überhaupt und der des Amrulkais insbesondere handelt, und zeigt dabey viele Belesenheit. Ueber das Leben des Dichters giebt er Nachrichten, welche zum Theil aus dem Gotha'schen Auszuge des Kitab el agani geschöpft sind. Ueber den Inhalt der arabischen Gedichte, welche den Namen Kaffide führen, und deren Charakter Einige zu beschränkt durch den Ausdruck Lobgedichte haben bezeichnen wollen, bemerkt H. richtig: *Intra nullius argumenti fines hoc genus restrictum est, sed vel praecepta, vel querimoniam, vel laudationem, vel delicias ac lusus, vel vituperationem potest complecti. Hujus generis poematu debent esse medicae magnitudinis. Raro supra centum versus progrediuntur et consistunt infra viginti.* Lette's Uebersetzung des Gedichts ist kurz und gedrungen, und zeichnet sich dadurch wirklich vortheilhaft aus vor den schwülstigen Paraphrasen, welche man aus damaliger und auch aus späterer Zeit öfter erhalten hat. Die Uebersetzung von H. ist auch in dem kürzern Stile abgefaßt. Zur Vergleichung mit der Lettischen theilen wir eine Probe mit. Der Dichter erwähnt das Dunkel der Nacht, in welchem er oft seine Unternehmungen ausführte.

Lette.

44. *Saepe nox instar fluctuum maris, quae laxabat lacinus suas*
Super me, ut diversis sollicitudinibus me tentaret.
 45. *Et diri ei, quum extendisset lumbum suum,*
Et posticas partes; et pectore procubisset:
 46. *Ne, o tu Nox longa, ne discutiaris*
Per aurorem: nam aurora te non esset melior.
 47. *Formidulosa nox! cujus stellae videbuntur*
Validis vinculis religatae esse in monte Jedsbel.
 48. *Perinde ac si Piciades adfixae essent stationi suae*
Funibus lini duros ad filices.

Hengstenberg.

44. *Saepe jam nox, fluctibus maris similis, super me demisit*
velamenta sua, cum variis curarum generibus, ut me
tentaret.
 45. *Dixique ei cum protenderet lumbum suum et sequi faceret*
partem posticam et pectus averteret:
 46. *Nonne tu, o Nox longa, nonne discutieris per Auroram?*
At vero Aurora te non est melior.
 47. *O noctem mirabilem, cujus stellae videntur alligatae funi-*
buis lini duros ad lapides!

Einer dieser Lettischen Verse fehlt bey H., weil derselbe nur diejenigen Verse in seinen Text aufnahm, welche die Textesrecension des Scholiaften Sufeni enthält. Daher sind auch die Verse bey Hn. H. eigentlich mit andern Zahlen bezeichnet, nämlich mit 42 bis 45. Rec. hat auch aus der Pariser Handschrift das Gedicht mit dem Commentar des Sufeni abgeschrieben, und Hn. Hengstenberg's Druck mit der Handschrift sehr übereinstimmend gefunden. Im Eingange der Handschrift stehen am Rande einige kleine Notizen über die Lebensverhältnisse des Dichters, welche, soviel Rec. bemerkt hat, von H. nicht aufgenommen sind. Wir wollen eine davon zur Probe hier mittheilen:

هو امرى القيس بن حجر بن عمر الكندي
 وهو من أهل نجد من أهل الطبقة الأولى
 وهذه الديار التي وصفها في شعره هي بيار
 بنى اسد قال لبيد بن ربيعة اشعر الناس ذو
 الفروج يعني امرى القيس وملك حجر بنى اسد
 فكان يأخذ منهم شيا معلوما فامتنعوا منه فسلم
 اليهم فانفر سرواتهم وقتلهم بالعصى فسيبوا
 عبيد العصا.

S. 5 sagt Hr. H.: *de etymologia nominis (Amrulkais)*
vide notam marginalem, quae excipit Zuzenii prae-
fationem. Rec. hat im Buche keine solche Note am
 Schlufs der Vorrede des Sufeni finden können; in
 der Pariser Handschrift steht im Eingange am Rande
 folgende kleine etymologische Notiz über den Na-
 men des Dichters:

وقيل امرى القيس هو اسم علم مركب من امرى
 الرجل وقيس وهو الشدة وقيل كان صنبا
 والمركب به امرى القيس هنا الشاعر المشهور

صلحبت لوا شعرا الجميلة يوم القيمة وقايدهم
 الى النار d. i. „Man sagt, Amri el kais sey ein
nomen proprium, zusammengesetzt aus امرى, wel-
 ches Mann bedeutet, und قيس, welches Gewalt
 bedeutet; auch sagt man, letzteres sey Name eines
 Götzenbildes gewesen. Hier aber ist gemeint Amri
 el kais, der berühmte Dichter, der Bannerträger
 der heidnischen Dichter am Tage der Auferstehung,
 welcher sie anführen wird, wenn es hingeht zum
 Feuer.“

(Der Beschlufs folgt.)

STATISTIK.

(Ohne Verlags- u. Druckort): *Aphorismen über*
die Justiz-Einrichtungen des Kantons Aargau.
 1827. VI u. 36 S. 8. (6 gGr.)

Die Kleinheit des Staats und die daraus sich erge-
 bende Nothwendigkeit der Sparsamkeit im Staats-
 haushalte hat den Rath dieser Republik auch bey der
 neuesten Einrichtung des Justizwesens bewogen, bey
 der uralten Sitte zu beharren, nach welcher bey der
 Besetzung der Richterstellen das allgemeine, auf
 Rechtschaffenheit und Geschäfts-Erfahrung begrün-
 dete Vertrauen entscheidet und kein Ausweis über
 die besondere Geschicklichkeit und Tauglichkeit zum
 Richteramte weiter erheischt wird. Um Bezirksrich-
 ter werden zu können, ist gesetzlich nur erforderlich
 das Activbürgerrecht, ein Alter von 25 Jahren und
 Unbescholtenheit, oder wie das Gesetz sich nur aus-
 drückt, „dafs der zu Wählende kein Bevogteter oder
 Criminalisirter sey.“ Die dreyzehn Männer aber, aus
 denen das Obergericht besteht, müssen „Mitglieder,
 oder während 5 Jahren Actuarien einer obern gericht-
 lichen Behörde, oder während eines gleichen Zeit-
 raums Mitglieder oder Actuarien eines Bezirksgerichts
 gewesen seyn, oder in einer Rechtsschule die Rechts-
 wissenschaft studirt, oder dieselbe während 5 Jahren
 im Kanton durch eine unbeschränkte Anwendung aus-
 geübt haben.“ Allerdings ist das, was solchergestalt das
 Gesetz verlangt, sehr wenig; allerdings ist dadurch
 die Gefahr einer allgemeinen Rechtsunsicherheit her-
 beygeführt; allerdings hat der Vf. ganz Recht, wenn
 er behauptet, dafs diejenigen, welche die Gesetze am
 gründlichsten kennen und am genauesten beobachten,
 am meisten die Erfahrung machen werden, von unwil-
 lenden Richtern gemeißelt und verurtheilt zu werden.
 Unfre Altvordern nahmen zwar die Beyfitzer ihrer Ge-
 richtsverfammlungen ebenfalls aus dem Volke; aber
 nur solche, welche durch lange und häufige Beywoh-
 nung der Gerichtsverfammlungen und durch Theilnah-
 me an den Geschäften derselben sich den Ruf ausge-
 zeichneter Rechtskenntnisse erworben hatten. Nur
 solche sollten zu Schöffen erwählt werden, und Karl der
 Grosse hatte sein besondres Augenmerk darauf, die un-
 willenden Schöffen aus den Gerichten zu vertreiben.
 Der Vf. eifert mit vollem Rechte gegen die Gering-
 schätzung der Rechtspflege in seinem Vaterlande, wel-
 che aus der Qualifikation der Richter hervorgeht:

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

- 1) HALLÉ, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Caabi ben-Sohair carmen in laudem Muhammedis dictum denno multis conjecturis emendatum* — — edidit G. W. Freytag etc.
- 2) BOXY, b. Weber: *Amrulkafi Moallakah cum scholiis Zazenii e codicibus Parisiensibus edidit latine vertit et illustravit Ern. Guil. Hengstenberg* etc.
- 3) Ebendaf., b. Marcus: *Carmen Abu Ltajjib Ahmed ben Alhofain Almotenabbii*, — — nunc primum cum scholiis edidit Antonius Horst etc.
- 4) Ebendaf., b. Ebend.: *Locmani fabulas et plura loca ex codicibus maximam partem historicis selecta* — — edidit G. W. Freytag etc.
- 5) Ebendaf., b. Habicht: *Harethi Moallaka cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus et Abul olae carmina duo inedita e codice Petropolitano edidit* — — Joannes Vullers etc.

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Schrift Nr. 3. hat Hr. Horst ein Gedicht des berühmten Motanabbi mit arabischen Scholien herausgegeben, und sowohl das Gedicht wie die Scholien übersetzt und erläutert. Das Gedicht ist gerichtet an einen Freund des Dichters, nämlich an den *Hoffein ben ishak*, welcher zu Laodicea wohnte. Der Dichter beginnt mit der wehmüthigen Erinnerung an den Schmerz, welchen das Scheiden von geliebten Freunden erregt, und mit dem Gedanken an den Wechsel menschlicher Schicksale. Er schildert dann, wie er muthig Wüsten durchzogen sey, froh durch den Gedanken, bald den Freund wieder zu erreichen. Er preiset dann die Freygebigkeit und die Tapferkeit des Freundes und schließt mit der Bethenung, daß dieses Freundes Wohnung alle Wünsche des Dichters umschliesse. Der Dichter sagt, indem er den Ritt durch die Wüste zu dem Geliebten erwähnt und dessen Freygebigkeit vergleicht mit der freygebigen Regenschauer spendenden Gewitterwolke:

6. Frag die Wüß', ob Elfen uns erreichen,
Ob der Strauß gleich unfrem Saumthier eilt!
7. In der düßern Nacht wies uns die Wüste
Oft dein Antlitz als das Leitungszeichen;
8. Nur dein Antlitz scheuchte fort das Dunkel,
Rüß'ges Thier nur trug hindurch den Reiter,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

9. Und das Rütteln, das den Schlaf vorjagte,
Daß ich müd' im Bügel mürbem Kleid glich.
10. Hoffein wird besungen, und das Thier hebt
Froh das Haupt empor zu Dock' und Sattel,
11. Er, bey dessen Trilt die Erd' erzittert,
Und die hohen Berge rings erheben;
12. Der wie schwarze Gewölke ist lieb und furchtbar;
Lieb sind Schauer, furchtbar sind die Blitze;
13. Doch Gewölke entflucht, und Hoffein bleibt,
Jenes lügt auch, dieser ist Rets treu.
14. Flucht er auch, und will vergessen seyn,
Sind doch Ost und West voll seines Lobes.

Der Dichter beschließt sein Lied, indem er den Freund anredet mit diesen Worten:

23. Dich preiß Sag', so lange Sterne blitzen,
Dich singt Lied, so lang' der Ofen flammt.
24. Wem du wehrst, dem schenkt das Schicksal nicht,
Nicht wehrt dem das Schicksal, dem du schenkst;
25. Nicht zerreisst die Zeit, was du verbindest,
Nicht verbindet Zeit, was du zerreisest.
26. Heil dir! andrer such' bey andrem Glück;
Andrer such' sich nicht Laodicea;
27. Sie ist Ziel mir, Wunsch dein Antlitz mir,
Welt dein Haus, und du der Schöpfung All!

d. h.: in dir vereinigt sich für mich die ganze Welt.

Des Herausg. Meinung von der Poesie des Motanabbi geht dahin, daß Motanabbi allerdings unter den arabischen Dichtern zu den ausgezeichneten gehöre, jedoch nicht zu den vorzüglichsten, indem mehr Kraft und Natürlichkeit, als bey ihm, gefunden werde bey den Dichtern der frühern Zeiträume:

*Non deprehenditur in
in cogitando atque dici
Amrui ben Kelthumi,
allaka; neque suavis
qui reperitur in Taraph
Kefi Modllaka; neque
tentiarum, tum imagin
cet in omnibus illis Moe
ita sunt, quas veritati
mia laude extollatur,
aliis detrahatur, quas
Motanabbi poetu non ex
sua laus. Rec. kann di
nur beypflichten, da e
genheiten geäußert hat
mit Unrecht, daß der
schen den Dichtungen
ältern Dichter bemerkt
heit der bürgerlichen
beiden Zeiträumen ihr*

E (6)

frö-

frühern Dichter das freyere Leben in der Wüste führten, die spätern hingegen dem Zwange einer mehr cultivirten Gesellschaft unterworfen waren. Gänzlich können zwar solche äußere Verhältnisse den Geist des Dichters wohl nicht beherrschen, aber einen bedeutenden Einfluß üben sie gewiß immer aus. Auch andre Umstände noch wirkten mit zur Veränderung der arabischen Poesie in der spätern Zeit. Ueber den Charakter des Motanabbi urtheilt Hr. H. mit vieler Billigkeit, und wie uns scheint, ganz richtig; er vertheidigt den Dichter gegen die einseitigen und leidenschaftlichen Anklagen, welche von Reisker und Andern gegen ihn erhoben worden sind. Motanabbi starb den Tod eines Helden im Gefecht. Hr. H. theilt über das Leben Motanabbi's einige ausführlichere, zum Theil aus Handschriften geschöpfte Erörterungen mit. In der lateinischen Uebersetzung der arabischen Scholien hat er die arabischen Worte, welche im lateinischen Texte stehen bleiben mußten, weil sie erklärt werden, ohne Vocale drucken lassen, ohne Zweifel, um den Druck zu erleichtern. Rec. würde es jetzt immer vorziehen, diese Worte mit ihren Vocalen zu versehen; denn gerade hier sollen bestimmte grammatische Formen bezeichnet werden, und diese werden doch erst durch die Vocale erkennbar gemacht. Dafs der Leser selbst sich erst diese Vocale suchen soll, welche doch in manchen Fällen bey der ersten Betrachtung des Wortes zweifelhaft erscheinen können, ist eine eigentlich nicht ganz zu rechtfertigende Zumuthung. Wenigstens liefs man einen Text mit dem meisten Vergnügen dann, wenn man am wenigsten noch hinzu zu suchen hat. In den Nachrichten über Motanabbi kommt unter anderm folgender Vers des Motanabbi vor:

يا ليت الموت عندي
أحب من الحياة بعدى

welchen Hr. H. übersetzt: *mors jucundior apud te mihi videbatur, quam vita procul a te*. Indefs bedeutet das Wort بعدى in diesem Zusammenhange gewöhnlich *post te, post defunctum te, tibi superstes*. Dieser Sinn möchte auch hier ganz passend seyn, zumal da Seif eddawla hierauf erwiedert: بل يطيل الله عيى d. i. „Keineswegs! möge im Gegentheil Gott dein Leben verlängern“; d. i. wenn ich auch aus der Welt gehe, so magst du immerhin auch noch nach mir leben.

In der Schrift Nr. 4. wollte Hr. F. einige für den Unterricht der Anfänger passende Uebungsstücke herausgeben, und zugleich einige noch nicht gedruckte nützliche historische Abschnitte bekannt machen. Er sagt: *in quo libello edendo duplex nobis causa erat, una, ut parvis sumtibus comparari posset liber, qui rudimentis harum litterarum docendis satis faceret, altera, ut ex scriptoribus vel parum notis vel minino ignotis loca quaedam historiae Orientis utilia*

evulgarentur, quo harum litterarum studiosi, quid boni in scriptis lateret, cognoscerent, eoque majore hujus linguae utilissimae desiderio incenderentur. Allerdings ist ein solches Buch für Anfänger nicht überflüssig, ungeachtet wir mehrere grössere und kleinere in Deutschland erschienene Chrestomathieen haben. Einigen dieser Chrestomathieen fehlt ein richtiger Text, vorzüglich eine richtige Vocalisation; andern fehlt es an einer passenden Auswahl der Stücke; andern, und leider den meisten, an einem beygefügtten *vocabulario*; einigen endlich an allen diesen drey Erfordernissen. Der Mangel der *vocabulary* ist besonders fühlbar, weil der Anfänger im Arabischen fast außer Stande ist, ein Wörterbuch erhalten zu können. Sacy's Chrestomathie ist ein Meisterwerk, kostet aber nicht weniger als 21 Rthlr. und hat kein Glossarium. Hr. F. liefert uns hier zuerst die Fabeln des Lokman. Diese sind freylich schon sehr oft gedruckt worden, selbst in der neuesten Zeit wieder durch Bernstein und Oberleitner. Ihr Text wimmelte früher von Fehlern aller Art; Hr. F. hat das Verdienst, hier einen sehr gereinigten Text zu geben. Manche Fehler, die noch in den neuesten Ausgaben standen, sind hier berichtigt worden.

S. 13 Z. 3 steht gedruckt أعجب ich verwundern mich, mit dem Zeichen Wesla über dem Eliph. Ebenso ist auch in Ha. Bernstein's Ausgabe gedruckt. Die achte Conjugation nimmt freylich Wesla über ihr Eliph *protheticum*. Aber in der ersten Person *singularis futuri*, wo zu dem Eliph *prothetico* noch das starke Eliph *personae primae singularis* kommt, wiewohl statt der beiden Eliph nur eins geschrieben wird, kann das Wesla nicht bleiben, sondern es muß Hamfa und Fatcha über das Eliph gesetzt werden, also أعجب^{١٠٣}. So steht auch S. 15 Z. 4 أتنس^{١٠٤}.

ich begehre, mit Wesla über Eliph; aus dem eben angeführten Grunde ist dafür wohl zu setzen أتنس.

Auf die Fabeln des Lokman folgt ein Abschnitt aus dem historischen Werke des Fachr eddin errafi, aus welchem auch Sacy in seiner Chrestomathie etwas mitgetheilt hat. Der hier gegebene Abschnitt enthält Nachrichten über die einfache und schlichte Regierungsweise der ersten Chalifen. Fachr eddin sagt: „wisse, dafs die Herrschaft dieser Männer nicht gewesen ist nach der Weise der weltlichen Herrschaften; sie war vielmehr ähnlich den prophetischen Angelegenheiten und den Dingen des zukünftigen Lebens. Dahin gehört, dafs das Aeusere dieser Chalifen das Aeusere der Propheten war, und ihr Wandel der Wandel der Frommen; ihre Siege aber waren die Siege grosser Könige. Ihr Aeuseres war die Rauheit in der Lebensart und die Dürftigkeit in Speisung und Kleidung; es ging ihrer einer auf den Gassen zu Fuß und hatte einen alten ausgebeizten Mantel um, welcher nur bis an die Hüfte des

Beins herabhang. An den Füßen hatte er Sandalen und in seiner Hand trug er einen Riemen. Wem Züchtigung gebührte, der empfing sie von ihm. Ihre Speise war von der geringsten der Speisen ihrer Armen. — Der Beherrscher der Gläubigen Ali, welcher begrüßet sey, befah große Güter, aber er verwendete sie alle für die Armen und die Schwachen; er und die Seinigen begnügten sich mit einem groben Kleide von Baumwolle und mit einem Stück Gerstenbrot. Was aber ihre Siege und ihre Feldzüge anbetrifft, so gelangten ihre Reiter bis gen Afrika, und in die Enden von Chorassan, und gingen über den Oxus hinaus. Denn Obeid alla ben el abbas stand der Statthalterschaft von Samerkand vor. Und alldort starb er und ward bestatet dort.“ Das Wort *تاسومة* hat Rec. nur aus Conjectur durch *Sandalen* übersetzt; es ist ihm unbekannt. Das Wort

Riemen hat Hr. Fr. punktirt *سارية*; der Kamus hat *سارية*.

Es folgen dann noch einige Nachrichten über die Eroberung von Persien und die Einrichtung der Soldregister *ديوان* für die Moslemen, welche unter dem Chalifen Omar eingeführt wurden. Hieran schließt sich ein Abschnitt aus einer Gothaischen Handschrift, welche betitelt ist: *Geschichten abgezonderter Dynastien*, und verfaßt von Dschemal eddin abul hossein ben gasi. Der hier mitgetheilte Abschnitt enthält die Geschichte einer bisher noch wenig bekannten kleinen Dynastie in Persien, welche von A. H. 285 bis 317 regierte. Sie führt den Namen der Sadschiten, *الدولة الساجية*. Einige Wörter im Texte ermangelten der diakritischen Punkte; Hr. Fr. lies sie auch in dieser Beschaffenheit, und bemerkt darüber: *Quum in permultis locis codex careret punctis diacriticis ad legendum necessariis, nonnulla loca, ut erant in codice, immutata relinquere placuit; nam juvenibus conficiendi occasionem eripere nolui.* Hieran schließt sich ein Abschnitt aus der Geschichte von Aleppo, von *Kemal eddin*, aus welcher Hr. Fr. bekanntlich schon mehrere interessante Bruchstücke mitgetheilt hat. Dieser Abschnitt enthält die Regierung des Fürsten *Said eddaule*, welcher von A. H. 381 bis 392 regierte; und dann auch noch einen Theil der Regierung des *El melik ennasfer* von A. H. 634 bis 641. Den Beschluß machen drey Erzählungen aus dem moralischen Roman *Fakehet el cholafa* von Ebn arabischa. Dieses Werk ist in dem künstlichen rhythmischen Stile geschrieben, welcher auch in der Geschichte des Timur von demselben Verfasser angewendet ist. Mit Ausnahme der Fabeln des Lokman sind die übrigen Stücke des Buchs ohne die Vocale gedruckt, oder es sind auch nur hin und wieder die für den Anfänger wichtigern Vocale bemerkt. Anmerkungen wollte der Vf. nicht beyfügen, weil sie den Umfang und den Preis des Buchs zu sehr erhöht

haben würden. Der Druck ist in den Fabeln des Lokman, besonders in den Vocalen, bisweilen etwas undeutlich, wovon die Schuld wohl an der Druckersehwarze oder am Papier liegt. Die gebrauchten Typen drucken sonst rein aus.

Durch Hn. *Fullers* erhalten wir in Nr. 5. eine neue Ausgabe der *Moallaka* des *Hareth ben hillifa*, welche vor einigen Jahren durch Hn. *Knatchbull* zu Oxford gleichfalls mit den Scholien des *Süfeni* bekannt gemacht ward. Die *Knatchbull'sche* Ausgabe hat freylich Mängel, welche Hr. V. am Schlusse seiner Vorrede hervorhebt, und ein berichtigter Text des Gedichts und der Scholien kann daher nur willkommen seyn. Das Gedicht des *Hareth* ward bekanntlich veranlaßt durch einen Streit des Stammes *Tagleb* mit dem Stamme *Bekr*; über die Ursache jenes Streits sind uns aber verschiedene Berichte überliefert worden. Hr. V. untersucht daher in der Vorrede diesen Streitpunkt, und findet die Erzählung wahrscheinlicher, zufolge welcher der Streit darüber entstand, daß die *Bekriten* das Wasser eines Brunnens den *Taglebiten* verweigerten. Daß *Hareth* sein Gedicht aus dem Stegereif gesprochen, scheint Hn. V. nicht unwahrscheinlich zu seyn, und Rec. ist gleicher Meinung; denn eine durch häufige Uebung erworbene Fertigkeit im Dichten besaßen diese arabischen Helden, da sie oft von ihrer Kunst Gebrauch machten, in ihren Gedichten gewöhnlich denselben Kreis von Gegenständen behandelten, und von Natur eine Gabe der Rede und Schilderung besaßen, welche wir noch jetzt an den Arabern bemerken. Einzelne Schilderungen der Geliebten, des Rosses, des Kameels, des Schwerts, des Gewitters, welche in die Gedichte gewöhnlich eingeflochten werden, konnten diese Dichter schon im Voraus entwerfen, um sie nachher gelegentlich anzuwenden; ein gleiches Verfahren beobachteten schon die griechischen Redner. Hr. V. erwähnt den Umstand, daß, der Sage der arabischen Schriftsteller zufolge, der berühmte Held *Mohamel* der erste gewesen sey, welcher eine *Kasside* gedichtet habe. Rec. möchte auf diese Sage nicht viel Gewicht legen. Die Araber erzählen uns sehr häufig, wer diels oder jenes angeblich zuerst gethan habe: z. B. wer zuerst einen Panzer angezogen, wer zuerst

أما بعد gesagt, wer zuerst eine *Kasside* gemacht, u. s. w.; dennoch hat es sich schon bey einigen dieser Dinge gezeigt, daß die Sage nicht genau sey, sondern die erwähnte Sache schon früher vorhanden gewesen. Diels ist namentlich in Ansehung der arabischen Nachrichten von der Entstehung und den Urhebern der *Neskhischrift* geschehen; diese Schrift sollte von dem und dem Manne, zu der und der Zeit ausgebildet worden seyn; und doch haben wir jetzt vollkommen wohlerhaltne *Neskhischrift* schon aus viel früherer Zeit, aus dem zweyten Jahrhundert der Hedschra aufgefunden, nämlich in den von *Silvestre de Sacy* bekannt gemachten, auf Papyrus geschriebenen arabischen Pässen aus Aegypten.

Die Moallaka des Haroth, beginnt wörtlich also:

1. Angeregt hat uns Asma ihre Abreise —
Manches Verweilenden Verweilung wird lästig —
2. Nachdem ich Sie gekannt in Borket Ichamma,
Und dem nächsten ihrer Wohnsitze, welcher war
El chalsa,
3. Und El muchajjat, Effisach, Anak, u. s. w.

Hier wäre unsrer Meinung nach zu wünschen gewesen, daß Hr. V. dem Leser in seinen Anmerkungen entwickelt hätte, in welchem Zusammenhange die Parenthese: *manches Verweilenden Verweilung wird lästig*, eigentlich mit dem vorhergehenden Hemistich (siehe, und welchen Sinn sie hier überhaupt haben solle. Rec. hat darüber in des Herausg. Anmerkungen nichts finden können; sie beschäftigen sich nur mit dem ersten Hemistich des ersten Verses. Knatchbull bemerkt hierüber auch nichts; er hat überhaupt das zweyte Hemistich mißverstanden, da er übersetzt: *haud raro divertentes taedet diversorū*, welches freylich einen leichter verständlichen Zusammenhang geben würde; sie reißt ab, weil es ihr geht wie manchem Verweilenden, der des Verweilens überdrüssig wird. Aber *Süfeni* ist gegen diese Erklärung und giebt den Zusammenhang dahin an: „manches Verweilenden Verweilung wird freylich lästig; aber Asma gehört keineswegs zu jenen Verweilenden; ihr längeres Bleiben hätten wir gerne gesehen.“ Im zweyten und dritten Verse übersetzt Hr. V.: *in ejus loco Chalsa; vel in Mohajjat, vel in Siphah, vel in Anak, Fatak etc.*; als wenn die Präposition *in*, welche vor dem Worte *برقة شبا* steht, auch noch diese andern Namen von Oertnern regiere. Doch wird wenigstens der Anfänger anlossen müssen, wenn er nun sieht, daß im Arabischen alle diese Namen im Nominativ stehen; er muß fragen: wie können denn diese Nominative durch die Präposition regiert seyn? Es wäre daher wohl gut gewesen, wenn Hr. V. in seinen Anmerkungen den Zusammenhang der Construction auseinandergelegt hätte. Sonst zeichnen sich Hn. V's. Anmerkungen durch Reichhaltigkeit und Gründlichkeit aus. Eine schätzbare Zugabe sind die beiden Gedichte von dem berühmten blinden Dichter Abul ola, oder eigentlich Abul ala. Das erste ist ein Lobgedicht auf den Dichter Abul kâsem al ben hassan, und schildert besonders eine gefährvolle Wanderung desselben von Bagdad nach Haleb. Das andre Gedicht ist an des Verfassers Oheim Ali ben mohammed gerichtet, schildert dessen beschwerliche Reisen in Afrika und ermahnt ihn zuletzt, nun endlich seine Reisen zu beschließen und während des noch übrigen Theils seines Lebens die Verwandten durch seine Gegenwart zu erfreuen. Arabische

Scholien haben diese beiden Gedichte nicht; aber Hr. V. hat sie mit kürzern Anmerkungen begleitet. Ka

TECNOLOGIE.

NÜRNBERG, Compt. d. allg. Handlungszeit.: Beschreibung der in den letzten acht Jahren in da Papier-Fabrikation gemachten Verbesserungen. Als Nachtrag zu J. C. Leuchs Darstellung der Verbesserungen in der Verfertigung des Papiers. 1828. 60 S. 8. mit 1 Holzchn. (12 gGr.)

Erst S. 1 erfährt man, daß dieser Nachtrag von Leuchs selbst und nicht etwa von einem Andern ist; denn der Titel und die Vorrede lassen uns darüber im Zweifel. Die genannten „Verbesserungen...“ (Nürnberg 1821.) sind gewiß jedem Manne vom Fach bekannt; daher nur eine kurze Inhaltsanzeige von diesem mit der nämlichen Gründlichkeit und Vollständigkeit bearbeiteten Nachtrage. 1) Das Leimen des Papiers in der Bütte. — Es wird dadurch sogar noch vorzüglicher, als das auf die gewöhnliche Art geleimte; doch sind gewisse Zusätze nöthig, damit die Bogen nicht zusammenkleben. 2) Art fertiges Papier zu leimen. 3) Bleichen des P. — Ueber die Mängel des Bleichens mit Chlor, und die Art ihnen abzuweichen. Praktische Beschreibung des ganzen Verfahrens. 4) *Congrove's* P. für Banknoten. Dünnes Papier, das gegen das Licht gehalten, eine andere Farbe annimmt, als es auf der Oberfläche hat. 5) P. mit farbigen Zeichen. — Ebenfalls zu Banknoten. 6) *Böhm's* Art Marokin-Pap. zu machen. 7) Ersatzmittel der Lumpen. — In dem frühern Werke sind 60 Stoffe angegeben; hier werden noch 3 nachgetragen und die Resultate der Verarbeitung einer damals aufgezählten angeführt. 8) Chinesische Art große Papierbogen zu machen. 9) Verschiedene kleinere Angaben; z. B.: verbessertes Schulpapier; in der Nässe haltbares P.; Roß-P.; Glas- und Feuerstein-Pap. zum Poliren; Papier zum Einpacken der Nadeln; P. formen; Zuckerhut-P. u. dgl. 10) Maschine zum endlosen Papier. 11) Geschichte der Papier-Verfertigung mit Maschinen. Die erste Idee hatte der Franzose Robert zu Essonne, der sich 1799 ein Patent geben ließ; sie wurde aber wegen verschiedener Umstände zuerst in England ausgeführt. Nach Deutschland scheint das endlose Papier zuerst durch Adolph Keferstein zu Weida im Weimar. gekommen zu seyn (1816 — 1819). 12) *Stuart's* Zeichenpapier. 13) *Forget's* Marokinpapier. 14) Leimen des Papiers mit Luftdruck. — Man kann so einen ganzen Ballen auf einmal leimen. 15) Leimen des Papiers mit Chlor und Chlorkalk und die Bereitung desselben. 16) Papier aus dem Papiermaulbeerbaum und chinesisches Papier.

Prof. Dr. Eisenbart.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

STRASSBURG, gedr. b. Heitz: *Jérémie*, traduit sur le texte original, accompagné de Notes explicatives, historiques et critiques, par *Jean-Georges Dahler*, Docteur en Théologie et Professeur d'exégèse à la faculté de Théologie et au Séminaire protestant établi à Strasbourg. 1825. XXII u. 864 S. 8.

Es kann als erfreuliche Erscheinung betrachtet werden, daß unsre französischen Nachbarn, bey denen biblische Kritik und Exegese in neuerer Zeit fast über Gebühr vernachlässigt worden ist, während mancher andere, für uns viel weniger fruchtbare Zweig der asiatischen Philologie so eifrig und als wahres Modestudium gepflegt wird, wenigstens zum Theil sich nicht mehr stolz über die alttestamentlichen Urkunden erheben, oder was nicht viel besser ist, dieselben als über alle Kritik erhaben betrachten. Der würdige Vf. des vorliegenden Werks beabsichtigte, laut seiner Vorrede, zunächst nur eine schlichte, treue Uebersetzung des Propheten für gebildete Leser mit beygefügt, zum Verständniß derselben nothwendigen Erläuterungen. Da er sich jedoch genöthigt sah, in der Auffassung des Sinnes bey einzelnen schwierigen Stellen, so wie auch in der chronologischen Anordnung manches Orakels, dessen Zeit nicht sicher zu bestimmen ist, von seinen Vorgängern abzuweichen, so glaubte er dafür in besondern, nur für wissenschaftliche Leser bestimmten Anmerkungen, die der Gegenstand eines zweyten Bandes werden sollen, aber noch nicht erschienen sind, Rechenschaft geben zu müssen. Da die Weissagungen des Jeremia im Urtexte nicht nach der Zeitfolge stehen, so hat der Vf., nach *Eichhorn's* Vorgange, die natürliche Ordnung derselben in seiner Uebersetzung herzustellen gesucht; aber auch zur Erleichterung des Nachschlagens eine vergleichende Tabelle beygefügt. Die einzelnen Verse sind, nach einer bey den Franzosen bis jetzt noch neuen Methode, den Gesetzen des Parallelismus zufolge, in kleinere Glieder abgetheilt. Auch hat der Vf. für weniger gebräuchliche hebräische Namen eine eigenthümliche Orthographie eingeführt, die aber, nach unserer Ueberzeugung, eben nicht zweckmäßig ist, und denselben, besonders für französische Organe, einen barbarischen Anstrich geben muß. Der Vf. hätte weit besser *de Sacy's* arabische Rechtschreibung.

Ichreibung bey seiner hebräischen zum Grunde gelegt. So schreibt er: *אֶשְׁכֹּחַ*, *Phascechur*; *בָּגָד*, *Baghal*; *גָּרוֹחַ*, *Gharogher* u. s. w. Der gelinde Hauch *Ain*, am besten durch einen *Spiritus* bezeichnet (*Ba'al*, *Aro'er*) läßt sich in dem *gh* nicht wieder erkennen. Mit Unrecht steht ferner *ch* als Repräsentant des *Chet*; *סֵעַ*, *sci* für *Schin*, das einfache *u* für *Schurek* u. s. f. Der Franzose, bisher immer gewohnt, den harten Kehlhauch *n* in ausländischen Wörtern an der Verbindung *kh* zu erkennen, findet nun an dessen Stelle sein *ch*, das vielmehr vor Vocalen dem *Schin* entspricht, und für letztere Articulation die eben so fremdartige *italienische* Bezeichnung. Warum nicht *Pachekhour* statt *Phascechur*, *Chema'ya* statt *Seemaghia* u. s. w.?

Es folgt eine historische Einleitung über Jeremia und sein Zeitalter, der eine kurze Darstellung der Schicksale des jüdischen Volks überhaupt vorangeht, und als nützliche Zugabe eine vergleichende chronologische Tabelle der hebräischen, ägyptischen, assyrischen, babylonischen und persischen Geschichte, bey deren Abfassung der Vf. sich vorzüglich an *des Vignoles* gehalten hat. Die Einleitung beurkundet, daß der Vf. in mancher Hauptsache nicht mit den neuern Kritikern Hand in Hand geht, indem er z. B. noch immer den ganzen Pentateuch für Mose's Werk zu erklären geneigt ist, auch an dem altkirchlichen Lehrbegriff von den Weissagungen festhält. Die ganze Behandlung kündigt übrigens hier wie anderwärts den ruhigen, bescheidenen Forscher an und ist von jedem bitteren Ausfall gegen Andersdenkende frey.

Warum der Vf. diejenigen Orakel, deren muthmaßliche Abfassungszeit nur aus innern Gründen geschöpft werden kann, in dieser oder jener Periode abgefaßt wissen will, darüber erhalten wir, wie schon über die Gründe seiner eigenthümlichen Leistungen im Allgemeinen bemerkt, in vorliegendem Bande noch keine Auskunft, und beschränken daher unsere Kritik nur auf einzelne Berichtigungen der Uebersetzung.

Cap. 1. v. 17 übersetzt der Vf. die erste Hälfte des zweyten Versgliedes: *אֶל-לִפְנֵי מַלְאָכָיו* zwar richtig: *ne tremble point devant eux*; die zweyte aber *אֶל-לִפְנֵי מַלְאָכָיו* falsch: *ne crains pas que je te confonde à leurs yeux*; der Sinn ist drohend: damit ich dich nicht vertilge vor ihren Augen f. sonst möchte ich dich vor ihnen vertilgen. — Bey dem von einem *Mandelbaume* hergenommenen Gleichniß (v. 11) ist

vornehmlich auf die Etymologie und das Wortspiel mit *שָׁקֵץ* *in vigilans*, welches deutlich aus den Worten *שָׁקֵץ אִי וְשָׁקֵץ אִי* hervorgeht, Rücksicht zu nehmen. — y. 81: *וְאַתָּה לֹא הָיִיתָ מִן הָעָם הַזֶּה* nicht: *vous êtes de la race de vos pères*, was eine zu kühne Ellipse voraussetzt; sondern ganz einfach: *O ihr Geschlecht* (d. h. der gegenwärtigen Zeit)! Der Artikel steht vor dem *Vocativ* (*הָעָם הַזֶּה*). — v. 34: *וְאַתָּה לֹא בָחַרְתָּ מַצְחָיִים*, *que tu n'as pas surprises en faute*. *מַצְחָיִים* heisst nicht Fehler oder Versehen im Allgemeinen, sondern: gewaltsamer Einbruch, von *חָצַב* durchbrechen, z. B. eine Wand. Vielleicht ist aber auch *faute* ein Satzfehler für *fraude*, und der Vf. verstand unter *מַצְחָיִים* Betrug, *Treulosigkeit*, nach dem Arab. *خَدَع* *decepit, perfide*

egit, was allerdings recht gut in den Zusammenhang passte, vorzüglich wegen des Gegensatzes zu den *נָקִיִּים*, die schuldlos, ohne Falsch sind. — Die letzten Worte desselben Verses *וְעַל כֵּן לֹא יָשָׁב* lässt der Vf. den Anfang des folgenden bilden, verbindet also *וְעַל כֵּן* (v. 85) unmittelbar damit und übersetzt: *et malgré tout cela tu dis* fgg. Diese Verbindung würde, uns zusagen wenn *וְעַל כֵּן* ohne *Wav conversivum* stände. Allein der Aorist mit *Wav conversivo* dürfte nicht anders als nach grössern oder kleinern Pausen, und zwar im Anfang von Satzgliedern vorkommen. Die Coordination scheint daher unhebräisch und wirklich unnötig, sobald man das Verbum *וְעַל כֵּן* zugleich auch auf *וְעַל כֵּן* bezieht und etwa so übersetzt: „die du nicht fandest bey listigem Betrug (Diebstahl), sondern gegen Alles diese (was nämlich mit solchen Lastern zusammenhängt, gegen alle Laster der Art; also: die sich dir im Gegentheil als *rain* und schuldlos bewährten). — v. 36: *וְאַתָּה לֹא בָחַרְתָּ מַצְחָיִים* ist übersetzt durch: *que tu te rendras méprisable en réitérant ta conduite passée!* nach der Punctuation *וְאַתָּה*, die aber überflüssig ist. Die Phrase scheint Rec. nichts Anderes auszudrücken, als wenn es hiesse *וְאַתָּה לֹא בָחַרְתָּ מַצְחָיִים*, was geheist du immer fort (oder: so häufig) und veränderst dabey immer deinen Weg? d. h. warum wendest du dich unaufhörlich zu auswärtigen Völkern, und zwar bald zu diesem, bald zu jenem? Dals hier nichts Anderes gemeint sey, erhellt zur Genüge aus den folgenden Versen. — C. VIII, v. 5 sind die Worte: *וְאַתָּה לֹא בָחַרְתָּ מַצְחָיִים* sie halten fest am Trug, in der Uebersetzung weggelassen. — v. 14 *וְעַל כֵּן* wohl besser: *Saft der Pflanze Rosch*, als galliges Wasser

(*eau de fiel*); *וְעַל כֵּן* kann hier, wie das arabische *وَعَلَىٰ* (vgl. Golius u. d. W.) auch den Saft oder die Milch der Pflanze bezeichnen. — C. XVIII, v. 4 übersetzt der Vf. die Worte: *וְעַל כֵּן לֹא יָשָׁב* *or, le vase qu'il avoit formé se rompit. Le potier, comme l'argile est docile à ses mains* fgg. Er liess demnach einer Variante zufolge *וְעַל כֵּן* statt *וְעַל כֵּן*. Wir wollen zwar nicht leugnen, dals *וְעַל כֵּן* heissen könne: *der Thon ist in seiner Gewalt, er kann daraus machen, was er will*; allein folgende Uebersetzung, in der wir *Beth* vorziehen, wäre ohne

Zweifel sowohl den *Account*, als besonders der hebräischen *Construction* angemessener: *or, le vase qu'il avoit formé d'argile (statt: le vase d'argile qu'il avoit formé) se rompit dans la main du potier*. Nach des Vfs. Auffassung müßten die Worte des Textes in Verbindung mit dem Folgenden etwa lauten: *וְעַל כֵּן לֹא יָשָׁב* (statt: *וְעַל כֵּן*) oder es müßte wenigstens *וְעַל כֵּן* gelesen werden, und die Bindepartikel vor *וְעַל כֵּן* ausfallen. — C. XLVII, v. 5 ist für *וְעַל כֵּן* vielleicht zu lesen *וְעַל כֵּן* und zu punktiren *וְעַל כֵּן* Enakiten, die Vorfahren der Philistäer. — C. XLIX, v. 4: *וְעַל כֵּן*, *oui, tes vallées abondent en fruits* fgg. Das *Eliesen* oder *Triesen* wird also von dem Vf. nicht auf *Blut*, sondern vielmehr auf *Segen* bezogen, und wirklich scheint uns dies den Vorzug zu verdienen (man vergleiche *וְעַל כֵּן*), weil die Drohung sonst hier zu isolirt stände, und erst in dem folgenden Verse *וְעַל כֵּן* ihre Stelle fände. — C. XLVIII, v. 9: *וְעַל כֵּן* heisst: *gebet den Moabitern Flügel*, nicht: *irez Moab par les chemins*. Der Prophet rath den Moabitern entweder spottweise oder mitleidig, so schnell als möglich dem drohenden Verderben zu entinnen. — v. 15 giebt der Vf. die Worte *וְעַל כֵּן* durch: *le destructeur de M. et de ses villes sera arrivé à peine etc.* Allein da steht von einem Zerstörer und seiner *Ankunft* nichts, man müßte denn lesen: *וְעַל כֵּן*; aber der Umstand, dals es allerdings v. 18 *וְעַל כֵּן* heisst, kann nicht zu einer solchen Veränderung berechtigen. Nach der Textes-Lesart kann man nur übersetzen: *zerstört wird* (das Land) *Moab* und seine Städte steigen (in Rauch) auf. *Bey* *וְעַל כֵּן* ist dann hinzuzudenken, und *וְעַל כֵּן* steht *per Anomal. gen. et num.* für *וְעַל כֵּן*. — v. 31. Warum in fragendem Sinne: *à cause de cela pleurerai-je sur Moab?* u. s. w., da doch v. 36 nach des Vfs. eigner Uebersetzung lautet: *à cause de cela mon cœur pousse des gémissements sur Moab* fgg. Der edle, gefühlvolle Jeremias schämt sich nicht, den Unglücklichen zu beweinen, auch wenn er ein Erbfeind seines Volks war, wie Jesus über Jerusalem weint. Zudem findet sich auch keine Fragepartikel.

Druck und Papier sind vorzüglich gut und der Satzfehler sehr wenige.

GÜTTIGER, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Synopsis der vier Evangelien, nebst Kritik ihrer Wundererzählungen*; zunächst für seine Vorlesungen, von Dr. Georg Christian Rud. Matthäi 1826. XXXIV u. 128 S. 8. (12 gr.)

Der Titel läßt uns in dem Vf. einen angehenden Privatdocenten vermuthen, und die Vorrede so wie Stil und Manier des ganzen Büchleins bestätigt diese Vermuthung: denn neben manchen einzelnen guten Ideen und viel gutem Willen zu belehren und zu nützen, wobey zugleich eine fromme Gesinnung unverkennbar ist, zeigt sich doch allenthalben die grösste Unbeholfenheit im Gebrauch der deutschen Sprache.

Sprache, große Unklarheit der Vorstellungen und daraus fließende Inconsequenz, die zu den härtesten Widersprüchen verleitet, so daß es nicht befremden kann, wenn der Vf., wie er klagt, docirt, ohne verstanden zu werden und ohne Beyfall zu finden; es fehlen ihm die ersten und einfachsten Requisite: deutsche Sprachkenntniß und Logik. Ein Paar Beyspiele des Stils mögen gleich vorangehen. Es wird stets geschrieben: die kritische Ansicht *ein-geleht* — *anerkennt*. S. 39 soll ein „*harmoniebestündiges* Geist- und Körperübel“ eine Krankheit seyn, welche nicht außer dem Causalzusammenhange liegt. S. 44: „Glaube, Ahnung, Zuversicht des höhern Wirkens — wie viel höhere, wie das unsere, wer unterfange sich, es zu sagen? — der Gotteskraft in Jesu macht deutlich, was uns deutlich seyn soll.“ — S. 51: „Der Glaube, daß Jesus Brote aus nichts schaffte, eine Stadt aus nichts mit Menschen bevölkern konnte, müßte sich *als selbstgenügendes Fragment in den Gottesvorstellungen besondern*, nicht aber darauf einlassen, Zusammenhang mit dem Ideal der göttlichen Harmonie zu vermitteln.“ — S. 62. „Jesus wußte, daß die Welten des Alls tiefe Klüfte sperren“, — soll heißen: daß aus dem Geisterreich keiner zu uns auf die Erde herüber kann. — Diese Stellen fielen uns beyrn Nachblättern wieder auf; sie reichen hin, zu zeigen, wie leicht es dem Vf. bey dieser Fertigkeit dunkel zu reden, werden muß, wo er seine Meinung nicht offenbaren will, oder wo er keine hat, den Leser mit einigen fromm und erhaben tönenden Worten abzuweisen. Doch wir wollen dem Buche näher treten.

Von den frühern Synopen, welche der Vf. in der *Vorrede* namhaft macht, soll sich die, welche er durch Angabe ihrer Abschnitte nach Reihenfolge und Inhalt hier zusammenstellt, dadurch unterscheiden, daß sie zugleich historisch und exegetisch sey, d. h. nicht nur, wo es möglich und erweislich ist, die chronologische Ordnung beachte, sondern auch das nach dem Inhalt Verwandte zusammenfasse. Darum werden auch, wo es passend scheint, die Abschnitte des vierten Evangeliums eingeschaltet, jedoch ist bemerkt, daß eine chronologische, mit der der übrigen Evangelien übereinstimmende Ordnung dabey nicht bewahrt werden könne. Die Synopse erscheint übrigens als Nebenwerk und Vehikel der sogenannten Kritik, auf welche wir noch besonders unser Augenmerk richten wollen. Diese soll „die *Wundererzählungen* nach ihrem Ursprung, Inhalt und Werth darstellen, um falsche Vorstellungen von *Wundern*, wie man (S. VIII) die Jesu einzigen Thaten *nicht* nennen darf, zu berichtigen.“ Der Vf. verwirft dabey den Grundsatz: „wenn man eine Wundererzählung als historisches Factum annimmt, so muß man alle annehmen“, ohne doch zu zeigen, wie man ohne diesen der Inconsequenz entgehe, und ohne selbst diese zu vermeiden; er erklärt nirgends, was er unter den „Jesu eignen Machtthaten“ versteht, doch merkt man, daß dabey an Aeußerungen einer Jesu eigenthümlichen Kraft ge-

dacht werden soll, und wenn er gleich einige derselben als ganz außerordentliche Erscheinungen mit unerwarteter Gläubigkeit aufnimmt, so besteht seine Kritik doch meistens in dem Bestreben, zu zeigen, daß das Wunderbare nur in einer unhistorischen Darstellung liege und ganz einfache und gewöhnliche Veranlassungen dazu zu suchen seyen, ein Naturalisiren, worin er häufig über die Grenzen einer erlaubten Kritik hinausgeht, welche wohl angehen kann, wo man sich auf historischem Gebiet befinde, und wo nicht; aber sich nie anmaßen darf, genau bestimmen zu wollen, ob und was den Sagen Historisches zum Grunde liege. Um so mehr überraschen die Aeußerungen des Vfs. (S. XII f.): „Die Wundererzählungen sind das Hauptstück des Christenthums, sein Bau und sein Siegel, und es ist zu hoffen, daß junge Theologen, welche sich bisher vor den Wundern *gefürchtet* haben, sie *nun* (d. h. nach des Vfs. Aufklärungen) auf die Kanzel bringen werden; denn wenn Jesu Lehren auch Analogie anderswo finden, so stehen seine Thaten einzig da. Geistig sind sie, in geistiger Kraft angelegt, zu geistigen Zwecken vollendet, aber als das höchste Geistige, was sich uns entwickelt hat.“ Betrachtungen dieser Art möchten sich jedoch eben so wenig für den Religionsunterricht des Volks eignen, wie die natürlichen Erklärungen der Wunder, welche der Vf. beybringt. Uebrigens bedauern wir des Vfs. traurige Erfahrungen, wenn er sagt, er habe seine Schrift zunächst als Leitfaden zur Vorbereitung auf seine Vorlesungen herausgegeben, „weil die Studierenden gewöhnlich auch bey sorgfältiger Präparation den Sinn der n. t. Abschnitte gar nicht fassen“, und können seine Hoffnung nicht recht theilen: „es werden Viele nach dieser Schrift, so klein und armfelig sie auch sey, greifen“, was dem Vf. sehr billig dünkt, „da sie ihm nicht wenig Mühe gekostet habe.“

Indem wir nun einige der „kritisirten“ Wundererzählungen nach der Reihe durchgehen, geben wir immer nur eine Stelle an und setzen die Vergleichung der Parallelen voraus. Matth. 1, 18 ff. Bey Zacharia, Maria und Joseph ist der Glaube an eine Engelsercheinung eine Thatfache ihres Innern (?), die man nicht für mythisch zu halten hat, da nichts Aeußeres Factisches zum Grunde liegt; doch können wir nicht darüber entscheiden, wie Gott im Menschen wirkt, wenn Engelbilder vor ihm glänzen (?). Daß aber Engel äußerlich erscheinen, läßt sich bestreiten. Matth. 2, 1—12. Geschichtlich soll seyn, daß Mager zu der Zeit nach Jerusalem gekommen, was natürlich erklärt wird; doch *nicht*, daß sie Jesum getroffen. Damit verschwindet aber aller Zweck, den der Evangelist bey dieser Sage haben kann. V. 13 ff. ist bloß die messianische Auffassung erdichtet, daß Herodes mit Bewußtseyn den Messias verfolgt und daß *nur* Jesu Aeltern auf den Rath eines Engels entfliehen. Matth. 3, 1—17. Die wie eine Taube herabfahrende Offenbarungskraft ist messianische (mythisch-bildliche) Ansicht; die Worte aber: „Du Sohn

Sohn meiner Liebe und Freude! hat Gott in der Höhe allmachtkräftig erzeugt." Woher mag doch Hr. M. solche Offenbarungen haben? — S. 9: Die Juden hielten den Messias, die Apostel Jesum für allwissend in unbewußtem Widerspruche mit ihm selbst. — Joh. 2, 1—11. Johannes hat nicht gesehen, wie es mit der Hervorbringung des Weins zugegangen ist; sondern späterhin, als er seine Bemerkungen in ein Ganzes sammelte, hat er diese wunderbare Darstellung hinzugefügt. S. 14. Nur der Art nach sind im A. T. die Machtthaten Gottes durch Mose u. s. w. verschieden von den Naturerscheinungen; aber im Jugendalter der Menschheit werden solche Thaten zuweilen angenommen, welche dem Ideal Gottes zuwider sind. Machtthat Jesu ist den Aposteln Aeußerung der göttlichen Kraft, die so vermittelt, gerichtet, geartet war in Jesu Geist und Körper, wie sie nie sonst gewesen(?). Nach Jesu Vorstellung sind seine Machtthaten solche, durch welche sich das Wirken Gottes vorzüglich deutlich verherrlicht, ohne doch der Harmonie Gottes zu widersprechen, oder als leeres Schauspiel zu erscheinen; durch den Glauben aber gesteigert: denn dem, der nicht glaubt, bleibt die That gemein, alltäglich. Ueber- und Widernatürliches ist in den Thaten Jesu nicht, sondern (S. 20) nur jene von Gott ausgehende Kraft, welche den messianischen Erwartungen entspricht. Mit Kranken, denen durch alltägliche Mittel geholfen werden konnte, besafte Jesus sich nicht; aufs Begreifen, wie in Allem (S. 24), was in, mit, um, über uns schafft, hilft, vollendet, verzichtend, lassen wir an der *Ahnung* uns genügen." Welches Kriterium kann die abgeben? Luc. 5, 1—11: Petri Fischzug ist nach dem Evang. ein Wunder; die Kritik erklärt es aber dahin, daß Jesus eine günstige Stelle kannte und daß mit mehreren Netzen gefischt wurde, — beides dem klaren Wortfönn zuwider. Matth. 9, 1—6: Heilung eines Nervenkranken, wird von der Kritik als ein staunenswerthes Wunder, was über Menschenkraft hinauslag, anerkannt, weil Jesus die That als ein solches bewährt. Matth. 8, 5—18: vom Hauptmann zu Capernaum. Nach der evangelischen Ansicht kann Jesu Kraft in weite Ferne wirken; nach der kritischen scheint der Kranke ohne Jesu Zuthun in alltäglicher Weise genesen. Annahme der Weissagungskraft in einem Wesen, das Menschenäufseres und Sinne hat, zerstört den Begriff desselben. Daß Jesus gemeint ist, liegt am Tage; doch sollte man meinen, die Annahme einer übermenschlichen, der Natur gebietenden Wirkfamkeit thäte das Nämliche. — Luc. 7, 11—17: vom Jüngling zu Nain. Die kritische Ansicht weist die Annahme von sich, daß Jesus Todte, die gänzlicher Auflösung ord-

nungsgemäß im Reiche Gottes unterlagen, zu irdischem Seyn erneuert habe. Sie vertheidigt nur das Vermögen in ihm, Kraft in Verstorbenen zu verjüngen und zu mehren, welche nach Seyn und Entwickelungsfähigkeit der Sehkraft unsers Geschlechts verborgen ist und seyn soll(?). Die Annahme höhern Wirkens der Gottheit, das Jesus auch bey Todten-erweckungen erwies, ist der göttlichen Harmonie gemäß; Jesus selbst zeugt davon. Aber der Glaube ist größer(?), als der Inbegriff der Gründe; wer nicht glaubt, dem soll nicht bewiesen; wer glaubt, dem kann sein Glaube bewährt werden." — Ist es wohl zu verwundern, wenn den Vt. seine Zuhörer nicht verstehen, indem er ihnen solchen Galimathias als Kritik vorträgt? — Matth. 8, 28 f. wird die Beschwichtigung des Sturms ganz natürlich erklärt. — v. 28 ff. „Jesus und die Kritik mit ihm hält das Seyn und die Plage der Dämonischen für ein krankes Gefühl unglücklicher Seelen(?). Nach Marcus und Lucas gerathen die Besitzer von Gadara in fromme Scheu, bitten aber Jesus, ihr Gebiet zu verlassen. Nicht Eigennutz(?) ist Grund ihrer Bitte: nur Furcht für Wohlseyn, Leben. Im Augenblick hatte die Legion der Gejagten eine Heerde vernichtet, was ließ sich für Menschen fürchten? was ferner, wenn Jesus fortfuhr, die Geister zu jagen?" — Erweckung der Tochter Jairs. Höchst unklar sind hier die Aeußerungen; „Für Jesum war das Mädchen nicht todt; wäre es aber bloß ohnmächtig gewesen, so hätte der Lärm der Klageweiber es eher geweckt, als Jesu Berühren und Ruf in der Stille." Die sehr ähnlichen Erweckungen des Elia und Elisa, 1 Reg. 17, 19 ff. 2 Reg. 4, 32 ff. werden nicht hier, sondern weiter unten erst bey Lazarus erwähnt. — Matth. 14, 14 ff. und Parallelen, von denen Johannes das Ereigniß am deutlichsten als Wunder ausmalt. „Alle Evangelisten deuten allerdings eine Schöpfung des Brots u. s. w. zur Vermehrung an, aber Johannes allein nennt es ein *oppositum*. Das thut Jesus nicht, und äußert sich überhaupt nicht so, als wenn er außerordentlich wirkte, zumal da er im Gedränge ja gar nicht erfahren konnte, daß von 5000 Mann niemand Speise habe. Er will der Noth abhelfen von seinem Vorrath, die Jünger sollen das Nämliche thun; sie reichen das Brot, was er als Hausvater vertheilt, weiter; alles ohne Prunk. Wozu dann 5 Brote, wenn er ein ganzes Magazin schaffen wollte? Joh. 6, 26 übrigens verweist Jesus hierauf bloß, als auf eine behagliche Sättigung des Volks, weshalb es ihm nachfolge, nicht als auf ein Wunder. Die Berichtstatter, selbst die Augenzeugen bildeten späterhin auch das Gewöhnliche zu Jesu Verherrlichung aus. —

(Der Beschluß folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Synopse der vier Evangelien, nebst Kritik ihrer Wundererzählungen* — von Dr. Georg Christian Rud. Matthäi u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Matth. 14, 22—23. Die Evangg. erzählen ausdrücklich Alles wunderbar und voller Erstaunen: daß Jesus auf dem Meere geht, den Petrus rettet, daß der Sturm schweigt. Jesus wollte aber nie bloße Thaten zur Schau thun, wie diese doch gewesen wäre; mithin ist Alles natürlich zu erklären, z. B. (S. 67) durch Wassertreten. „Das ist Jesu nicht unwürdig, denn er ist nicht der Feyerliche, sondern der Populäre!“ — Matth. 17, 1—9. Die *Verklärung* geht in der Phantasie der von messianischen Ideen eingenommenen Jünger vor, deswegen kann Jesus sie auch mit einem Worte beruhigen. „Der Schrecken der himmlischen Welt wäre unwiderstehbar gewesen.“ Schweigen mußten sie über ihren Glauben, weil Jesus durch die Bekanntmachung vor der Zeit hingeopfert wäre; denn (?) das Erscheinen der Prophetenfürsten wäre dem Volke der stärkste Beweis von Jesu Messianität gewesen. — V. 24 ff. Stater im Munde des Fisches. Aus den Worten des Evang. will Hr. M. das Wunder nicht gerade wegerklären, redet aber dunkel von einem Spiel des Zufalls und davon, daß eine Scherzrede (?) Jesu vielleicht späterhin zum messianischen Machtworte geprägt wurde. — Hier folgt nun ein längeres Stück aus Johannes Ev. mit der Bemerkung: Einschoben ließen sich Johannes Zusätze im Mindesten nicht, denn sie passen nicht in die Chronologie der drey ersten Evangelien. Joh. 11, 1—58 erklärt sich der Vf. wieder, seiner sonstigen Kritik zuwider, sehr gläubig dahin: Lazarus war wirklich todt; das Ordnungsmäßige im Wirken Gottes (d. h. sonst: das Naturgemäße) ist hier jedoch in keiner Weise überschritten; zuwider der Harmonie, die in Gottes Menschen- und Außenwelt sich ausprägt, ist uns an dieser That nichts: denn wer hat Kunde, Vermuthung darüber, wie die Todten verjängt, neu geschaffen werden?“ — Als wenn es ein Naturgesetz gäbe, nach welchem das geschähe, nach welchem das Verwesende aufhörte zu verwesen und wieder lebte! S. 88 beruft sich der Vf. darauf, daß

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

der Text nichts von einem Scheintode, von einem Irrthum in der Annahme der Verwesung sagt; aber wenn wir über den Text nicht hinausgehen wollen, wo giebt es da noch eine Kritik in dem Sinne, wie der Vf. sie bey so vielen andern Erzählungen getübt hat? — S. 92 heißt es von Johannes, „dem wir diese Erzählung allein zu glauben haben“, da die andern Evangelisten, wie Hr. M. meint aus zureichenden Gründen, sie nicht mittheilen: „Er hat, vom Strahl der Andacht bezaubert, die Allwissenheit, Allmacht, unbedingte Gewalt seines Jesu zu gutem Letzt (?) geglaubt, seinen Glauben auch seiner Erzählung eingegossen“ u. f. w., woraus dann hinlänglich erhellt, daß hier nach Hr. M's. eigener Ansicht von glaubwürdiger, reinhistorischer Darstellung nicht die Rede seyn kann, zumal da sonst so oft gerügt worden, wie einfache und gewöhnliche Dinge von den Evangelisten messianisch gefaßt und idealisirt worden. S. 95 geschieht auch der Vf. selbst von Johannes, er habe unrichtig das Vertreiben der Käufer aus dem Tempel in die Zeit des ersten Auftretens Jesu gesetzt. — Matth. 21, 17 ff. (in den Parall. ein chronologischer Widerspruch.) Durch das Verdorren des Feigenbaums wollten die Evangelisten die Allmacht des Messias zeigen, dem die ganze Natur unterworfen war; Jesus aber hatte wahrscheinlich nur gesagt: Von dir wird auch wohl Niemand mehr Frucht essen! weil der Baum elend ausah; wogegen jene glaubten, der Baum sey seines Worts wegen erst verdorrt, was doch ein Jesu unwürdiges Gaukelstück wäre. — Matth. 26, 17 ff. Bestellung des Passah. Uns ist es gewiß, sagt Hr. M., daß Jesus Alles, was zum Local gehörte, für sich ins Werk brachte; dann mit dem dichtesten, geheimnißvollsten Dunkel bedeckte. Die Berichtserstatter erkannten darin Gottes Allwissenheit. — S. 110 ff. Letzte Lehrvorträge Jesu, folgt wieder eine längere Einschaltung aus Johannes, Kap. 15, 81—17, 26. — S. 115 Jesus hat nur vorhergesagt, was er aus dem aufbrausenden Charakter des Petrus wohl vermuthen konnte: Seine Hitze werde sich bald legen, und noch vor Tagesanbruch werde er ihn wiederholt verleugnen. Von den Referenten wurde es bestimmter gefaßt und bezogen und die Erfüllung ins Einzelne ausgemalt, doch in kleinen Zügen nicht ganz übereinstimmend; z. B. bey Marcus ist die Verleugnung nach, bey Lucas und Johannes vor Jesu Verurtheilung. — Matth. 27, 62—66. Die Stelle von der Wache des Sanhedrin bey

G (6) Gra-

Grabe ist nicht unecht, enthält auch keine Erdichtung; denn obgleich Jesus nicht bestimmt vom Wiederkommen am dritten Tage gesprochen, so konnten doch die Sanhedrissen einen treffigen Grund haben, das Volk vom Grabe abzuhalten; wahrscheinlich ist die Stelle nur corrumpt. — S. 121. Wie wir uns den Hergang der Auferstehung denken, ist sehr gleichgültig; genug, daß Gottes Ordnung dadurch nicht gestört wurde, und daß sie die segensreichsten Folgen hatte. Die Engelsererscheinung am Grabe können wir allerdings in unsre Ueberzeugung nicht aufnehmen. S. 125. Der Ursprung des Glaubens an die Himmelfahrt wird aus den Vorstellungen der Jünger von Jesu entwickelt, nach welchen er wieder in den Himmel zurückkehren mußte, und an Dan. 7, 13 erinnert, wo auch eine Wolke den Messias(?) zu Gott bringt. Das Factum selbst läßt Hr. M. im Dunkeln, verweist aber, mit Beziehung auf Phil. 3, 21, unrichtig darauf, daß Jesus nach seiner Auferstehung keinen irdischen Leib mehr gehabt habe. Dies ist selbst im Sinne der Evangelisten schon darum nicht anzunehmen, weil er dem Thomas die Wundenmähle zeigt, und weil er Luc. 24, 39 ff. den Jüngern seine Glieder zeigt und mit ihnen ist, um sie zu überzeugen, er sey keingespensliches Wesen, sondern habe einen wahren, irdischen Körper. Durch alles dies scheint jene doketische Ansicht recht absichtlich widerlegt zu werden; die Kritik mußte aber auch hier über die Vorstellungen der Referenten hinausgehen, wenn sie ein klares Resultat gewinnen wollte.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Ueber alleinseligmachende Kirche*, von F. W. Carové. Zweyte und letzte Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Die römisch-katholische Kirche im Verhältniß zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit, Reformation und Geschichte, von u. s. w. 1827. XXXII u. 476 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Mit eben der Freude und hohen Achtung für den Verfasser, womit Rec. den ersten Theil dieses ausgezeichneten Werks las und in dieser Zeitschrift anzeigte (A. L. Z. 1827. Nr. 47 ff.), hat er auch die vorliegende zweyte Abtheilung desselben gelesen, und wird, da er sich nirgends einer wesentlichen Verschiedenheit der eigenen Meinung von den Urtheilen des Vfs. bewußt geworden ist, nur die Hauptmomente ihres Inhalts hier darzustellen haben, um das große Interesse anzudeuten, welches sie nicht nur für Katholiken, sondern auch für Protestanten hat. Dies Interesse bleibt unverkleinert dasselbe, wenn auch die gegenwärtige, schon vor einigen Jahren ausgearbeitete Schrift dem Vf. selbst bey ihrer Herausgabe nicht mehr vollkommen Genüge leistete, indem er glaubte, „daß das Ganze stren-

ger und systematischer angeordnet und vieles Einzelne tiefer begründet und weiter ausgeführt werden müßte.“ Daß Hr. Dr. Carové, bey seinem eifrigen Streben nach möglichster Vollendung, in Stande gewesen wäre, diese Forderungen zu erfüllen, wenn er das Ganze hätte unarbeitswollen, kann keinen Zweifel leiden. Dies schien ihm aber unausführbar zu seyn, da er in der Vorrede zum ersten Theile dieses Werks sich anheischig gemacht hatte, die zweyte und letzte Abtheilung desselben ungesäumt nachfolgen zu lassen. Diese ist dreyen Männern zugeeignet, die aus der katholischen zur protestantischen Kirche übergegangen sind: nämlich dem ehemaligen römisch-katholischen Pfarrer Hennhöfer, dem ehemaligen römisch-katholischen Hofprediger zu Sevilla, Joh. Bl. White, und dem ehemaligen römisch-katholischen ersten Vicar der Cathedrale zu Paris O. Egger. Hr. Carové erklärt in einer inhaltsreichen Vorrede, worin auch einige Nachrichten von seinem Leben mitgetheilt werden, daß er der römisch-katholischen Kirche nicht länger angehören könne, seitdem er in die Unmöglichkeit empfunden habe, dieselbe als unabhärbare Lehrerin der Wahrheit anzuerkennen; wo der Zeit an glaube er, ohne das es hierzu einer besondern Förmlichkeit bedurfte, in jene große, wahrhaft allgemeine christliche Kirche eingetreten zu seyn, „deren Mitglieder nur dasjenige äußerlich bekennen, was sie innerlich, — was sie von Herzen glauben können; welche mit allen ihren Kräften und durch keine Autorität gebunden nach immer reinerer und vollständigerer Erkenntniß Gottes und seines Willens trachten, und Gott dadurch ihm am wohlgefälligsten zu verehren glauben, wenn sie seinen Willen, so weit sie ihn erkannt haben, zu vollbringen sich unablässig und eifrig bestreben.“ — Höchst wahrscheinlich dachte Hr. C., als er diese Worte schrieb, an die evangelisch-protestantische Kirche, die, wenn sie ihrem Ideal entspräche, seinem Geiste und Herzen vollkommenen Befriedigung gewähren würde, gegenwärtig aber, in wie fern sie die Glaubensfreyheit ihrer Mitglieder durch symbolische Bücher zu beschränken, eben dadurch aber den freyen Vernunftgebrauch in Sachen der Religion zu hemmen sucht, noch immer eine so große Aehnlichkeit mit dem Papstthum hat, um nicht bey so aufgeklärten und freysinnigen Männern, wie der Vf. ist, Bedenklichkeiten zu erregen, wenn die Aufforderung an sie ergeht, öffentlich sich der Kirche anzuschließen. „Eben darum, sagt Hr. C., weil die Mitglieder jener großen, wahrhaft allgemeinen Kirche das, was für die Menschen das Billigste und Höchste ist, nicht für Parteyfachen haben u. s. w. — eben darum kann es kommen, daß sie in keine der sie zunächst umgebenden kirchlichen Genossenschaften förmlich eintreten, da der förmliche Eintritt noch das ausdrückliche Bekenntniß von Glaubenslehren erheischen kann, welche anzuerkennen das theoretische Gewissen ihnen verbietet, wenn gleich sie in allem Uebrigen sich an solche

Gemeinden auszufliessen das Bedürfnis haben.“ — Er betrachtet den Schmerz und Nachtheil, welcher dem alle Menschen als seine Brüder liebenden Christen aus einer solchen Vereinfachung entstehen kann, als ein Opfer, das der Wahrheit gebracht werden müsse. — In dem übrigen Theile der Vorrede erklärt sich der Vf. zunächst mit nachhaltungswürdiger Bescheidenheit über die ihm bekannt gewordenen Recensionen der *ersten* Abtheilung dieses Werks, und darnach, mit Berücksichtigung mancher beachtenswerthen Zeitereignisse, über den Nutzen, welchen er durch die gegenwärtige Schrift zu erreichen hofft, indem er dabei vor Augen hatte *erstlich* diejenigen, die, in der römisch-katholischen Kirche geboren, noch von dem Wahne, als sey diese Kirche die alleinseligmachende, befangen seyn mögen, und durch diesen Wahn zu Aeusserungen oder selbst zu Handlungen fortgerissen werden, welchen ihre bessere Natur im Stillen widersprechen muß; *zweitens* diejenigen, welche in jener Kirche nur erst bis zur halben Freyheit fortgeschritten sind, indem sie den frühern Wahn, als sey die römisch-katholische Kirche die alleinseligmachende, nur erst mit dem Irrthum vertauscht haben, als sey dieses Dogma von der alleinseligmachenden Eigenschaft der römisch-katholischen Kirche nicht wirklich Glaubenslehre derselben, und als sey diese Kirche nicht nothwendig eine *Zwangsanstalt*, was sie doch in Folge jenes Dogma's geworden ist, und was sie bleiben muß, wenn sie nicht nach und nach alle ihre Schafe entlassen oder aussterben lassen und aufhören will, als römisch-katholische Kirche in ihrer specifischen Eigenthümlichkeit fortzuexistiren; *drittens* diejenigen, welche, der römisch-katholischen Kirche nicht angehörig, sich durch Manches zu ihr hingezogen fühlen, was ihr eigenthümlich zu seyn scheint oder auch ist, und die eben um des willen leichtfertig dasjenige übersehen, was doch wesentliche Bedingung der Existenz dieser Kirche ist, und, wenn sie es unbefangen und aufmerksam bedächten, sie gewis vom Eintritt in dieselbe abhalten würde. — Die Schrift selbst, deren geistreicher Verfasser, belebt von der lautesten Wahrheitsliebe, sich so große und umfassende Zwecke gesetzt hat, zerfällt in *drey* Abschnitte, welchen zwölf Beylagen und ein mit vieler Mühe ausgearbeitetes Sachregister hinzugefügt sind. Der *erste* Abschnitt (S. 8 — 182) enthält *zehn* Kapitel, deren wesentlicher Inhalt in Folgendem kürzlich angegeben werden soll. Kap. 1. *Rückblick auf die Ergebnisse der ersten Abtheilung des Werks über alleinseligmachende Kirche*. Eine sehr zweckmäßige Recapitulation des im *ersten* Theile Ausgeführten. Kap. 2. *Allgemeiner geschichtlicher Ueberblick*. Der Vf. findet die Ursache aller Spaltungen in der katholischen Kirche und alles desjenigen, was von den Katholiken der überhandnehmenden Herrschaft des Teufels zugeschrieben wird, in ihren Bestrebungen, das freye Denken, das freye Wollen und die freye Liebe zu hindern. — Die katholische Kirche beginnt (S. 11 Anm.) in ihrer specifischen,

d. h. auszufliessenden, sich absondernden Eigenthümlichkeit erst mit dem Nizänischen Concilium, auf welchem die Arianer verdammt und damit zur Bildung einer eigenen Kirche genöthigt wurden u. s. w. Als sie nachmals immer stärker darauf drang, das die jenseitige Seligkeit mit der Unfreyheit, Quälung und Abtödtung des ganzen hiesigen Lebens erkauft werden solle; als sie mit Feuer und Schwert gegen achtungswürdige, aber andersgläubige Menschen und Völkerschaften wüthete, — da machte der höhere Geist sich frey; es erhob sich eine andre Kirche, und zurückblieb in der alten die noch nicht zur höhern Freyheit, zur reifern Erkenntniß, zum reinern Gefühl gereifte Masse. Um diese sicher zu stellen, erklärte sich die alte Kirche für unveränderlich, unfehlbar, alleinseligmachend und deshalb für berechtigt, unbedingte Unterwerfung zu fordern. Bey dieser Annahme gerieth sie aber in einen immer grellern Widerspruch mit sich selbst, wie hier ausführlich gezeigt wird. Kap. 3. *Gegensatz des Römischkatholischen und des sich reformirenden Christlichen*. Was in der neuen Kirche (die zur Bezeichnung ihres eigenthümlichsten Unterscheidungsprinzips sehr treffend *die sich reformirende* genannt wird) als förderliche und erfreuliche Entwicklung gilt, das erscheint in der katholischen Kirche als Entartung, Ketzerey und Verfall; daher denn eine Vereinigung beider Kirchenformen schlechterdings unmöglich ist. Kap. 4. *Bedeutung des Wortes Kirche nach römisch-katholischer Ansicht*. Theils zur Rechtfertigung seiner im Vorhergehenden aufgestellten Behauptungen, theils zur Begründung der in Folgendem ausgesprochenen Urtheile über das Verhältniß der römisch-katholischen Kirche zu Wissenschaft, Staat, Kunst und Humanität, hielt es der Vf. für nöthig, den Begriff zu entwickeln, welchen die Römisch-Katholischen mit dem Worte *Kirche* verbinden. Zu dem Ende theilt er hier Einiges aus der gründlichen Abhandlung mit, welche bald nach Herausgabe der gegenwärtigen Schrift unter dem Titel erschienen ist: *Was heisst römisch-katholische Kirche? Aus kirchlichen Autoritäten zu beantworten versucht* von F. W. Carové. „Der *Laien* ist durchaus stummlos und ohnmächtig; die *Priester* und *Bischöfe* haben nur eine verliehene, zurückrufbare, in allen Beziehungen von Rom abhängige Gewalt; nur der *Papst* ist der Autor aller andern christlichen Autorität, — er ist die *Kirche selbst* im engsten und strengsten Sinne, sofern von ihr als einer handelnden, mithin als von einer Personlichkeit die Rede ist, — und nur so ist er, was er den Grundlehren der katholischen Kirche zufolge seyn soll: höchster und unerschütterlicher Einheitspunkt und Einheitserhalter des Glaubens und der Verfassung, Herr und Mehrer des geistlichen Reichs.“ Kap. 5. *Verhältniß der römisch-katholischen Kirche zur Kunde und Wissenschaft*. Das hier Gesagte dürfte wohl als ein historisch-philosophischer Commentar des ihr vorgesetzten Motto's zu betrachten seyn: „Der Katholicismus, um sich unverändert und un-

unveränderlich zu behaupten. — Ich kann keine Wissenschaft neben sich dulden, sondern nur *diesem unter sich halten.*“ (J. J. Wagner Religion u. f. w. S. 231.) Gegen das Ende dieses Kap., wo das Christenthum an sich als das wirkksamste Beförderungsmittel der Kunde und Wissenschaft dargestellt ist, wird der Zustand derselben in der katholischen Kirche während der letzten Jahrhunderte erwogen und dabey auf die Preisschrift von *Villers* hingewiesen: *Versuch über den Geist und Einfluss der Reformation Luthers.* „Was ist, fragt der Vf. S. 65 ff., in den drey letzten Jahrhunderten von wirklichen römischen Katholiken in Portugal, Spanien, Italien, Ungern, Böhmen, Oestreich, Deutschland, Frankreich und Irland für Kunde und Wissenschaft geschehen? Wer vermöchte dagegen alles das auch nur flüchtig zu erwähnen, was von Solchen, welche dem ausdrücklichen Bekenntnisse, oder der That nach nicht mehr zur alten Kirche gehören, zur Erweiterung und Läuterung der Erkenntnis gewirkt worden ist! Es ist so unermesslich und so wirksam, daß nur allein Spanien, — durch die Pyrenäen und eine stete Occupationsarmee von Jesuiten und Inquisitoren vom Herzen Europa's isolirt, — und nur bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts, — in dieser Apoplexie festgehalten werden konnte; — eine Gewaltthat, deren furchtbare Folgen jetzt mit aller Strenge der Nemesis über dieses Land hereinzubrochen begonnen haben!“ Kap. 6. *Verhältniß der Kirche zur praktischen Freyheit.* Schon aus dem von dem Vf. aufgestellten Begriff der römischen Kirche ergiebt sich, daß die Freunde des ewigen Rechts, der Freyheit, der Aufklärung, der wahrhaft christlichen Liebe und Duldung ihr schlechterdings nicht angehören können. Die römische Rechtgläubigkeit kann keine allgemeinen Menschenrechte anerkennen; das Individuum ist, als Laie, ein Selbstloser gegen den Klerus, als Kleriker ein Sklave gegen seine Obern, als Oberhirt nur Instrument des mit dem ganzen Schaffall belehnten Papstes. — Bey consequenter Durchführung des römisch-katholischen Dogma, nach welchem das Leben auf Erden nur zur Tilgung der Erbsünde, zur Büßung der selbst begangenen Sünden und zur Erwerbung jenseitiger Seligkeit durch dießseitige Entbehrungen dienen soll, — müßte nach und nach alles Eigenthum verschwinden, da sich zur Erreichung dieser Zwecke nichts Besseres thun läßt, als das Irdische, was man hat, hinzugeben und der Kirche zu schenken. Auch das Familienleben müßte nach jenem Dogma gänzlich aufhören, da ihm zufolge Ehelosigkeit eine der verdienstlichsten Entbehrungen ist. Staaten, in welchen Glaubens-, Sprech-, Press-, Studien- und Cultus-Freyheit geführt werden soll, sind nach den Grundsätzen der römischen Kirche ganz unmöglich. — Hr. C. hat aber die Unverträglichkeit des römischen Catholicismus mit der gesammten Bestimmung

des Menschen nicht allein aus dem innern Wesen desselben hergeleitet, sondern auch historisch, durch Hinweisung auf unleugbare Thatfachen, ins hellste Licht gesetzt. Beyläufig bemerkt er, in Beziehung auf die Emancipation der Katholiken in Irland, völlig übereinstimmend mit der Ansicht des Rec.: „So lange die Irländischen Katholiken sich noch nicht ausdrücklich von Rom und denjenigen Tridentinischen und andern Concilienbeschlüssen losgesagt haben, welche alle Akatholiken vom Heil ausschließen und auf diesen Glaubenssatz ein Zwangsrecht über alle Getaufte gründen, so lange wird die englische Regierung mit Fug die Declarationen einzelner Bischöfe nicht für zureichend halten, um den Katholiken Theilnahme an der Gesetzgebung und Regierung des Landes zu gestatten.“ Kap. 7. *Allgemeine Zerrissenheit als Folge des römisch-katholischen Princips.* Mit tiefer Einsicht in das Wesen des Catholicismus wird gezeigt, daß und warum in der römisch-katholischen Kirche weder der Klerus, noch der gebildete Theil der Laien, am wenigsten aber der ungebildete Erwerbsstand zum frohen Lebensgenuss gelangen kann. Kap. 8. *Verhältniß der römisch-katholischen Princips zur productiven Speculation und zur Kunst.* Daß productive Speculation in der römischen Kirche nicht geduldet werden kann, wird Niemand bestreiten, der mit dem Vf. darüber einverstanden ist, daß zu jener eine vollkommene, von aller äußern Autorität unabhängige Geistesfreyheit erfordert wird. Mit Recht behauptet er ferner, daß nach dem Princip der römisch-katholischen Kirche von keinem ihrer Bekenner eine vollständige und der Wahrheit entsprechende Geschichte geschrieben werden darf. Schwieriger dürfte die Beweisführung seyn, daß in der römischen Kirche auch die Kunst im höheren Sinne nicht gedeihen könne und zu keiner Zeit etwas Vorzügliches geleistet habe. Was aber der scharfsinnige Vf. hierüber gesagt hat, ist so tief gedacht und zeugt von einer so umfassenden Sachkenntnis, daß es von Seiten derer, welche anderer Meinung seyn möchten, die sorgfältigste Prüfung verdient.

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGE.

MARBURG u. CASSEL, in d. Krieger. Buchh.: *Die nach den gefundenen richtigen Schlüssen noch mehr deutliche Offenbarung Johannis und ihre Uebereinstimmung mit den Weissagungen aller ältern Propheten, auch ganz neue Ansicht der 70 Wochen Daniels. Mit 8 Zeittafeln und vollständigem Sachzeiger. Dargestellt von August Friedemann Rühle von Lilienstern. Zweyte, sehr erweiterte Ausgabe. 1828. XXIV v. 400 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1826. Nr. 27.)*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Ueber alleinseligmachende Kirche*, von F. W. Carové. Zweyte und letzte Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Die römisch-katholische Kirche in Verhältniß zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit, Reformation und Geschichte u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Erster Abschn. Kap. 9. *Verhältniß der römisch-katholischen Kirche zum Wohlthätigkeitsstreben.* Es wird durch Zusammenstellung mehrerer interessanter Notizen historisch erwiesen, daß 1) Stillung der Noth im eignen Volk und Lande, 2) thätige Theilnahme an der Noth völlig fremder, ja selbst feindlicher Völkerchaften ungleich mehr bey Protestanten als Katholiken gefunden werde. Die katholische Kirche hat zwar unzählige Klöster und Bruderschaften. Was aber diese an Almosen spenden, kommt entweder von Stiftungen längst Verstorbenen, oder von aufgelegten Bussen u. s. w. her, und diene bisher grösstentheils zur Beförderung der Armuth und des Müßiggangs. Nur der Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern macht hier eine glänzende Ausnahme, weil er auf den echten Liebesinn des Evangeliums gegründet ist. — Schätzbare Bemerkungen liest man S. 171 ff. über die *Freymaurererey*, für deren allgemein (?) anerkannten Hauptzweck der Vf. die *Wohlthätigkeit* erklärt. Kap. 10. *Schluss des ersten Abschnitts.* Mit Recht stellt der Vf. als Resultat seiner vorhergehenden Untersuchungen auf, „daß die römisch-katholische Kirche im Verhältniß zur praktischen Freyheit, Wissenschaft, Kunst und Wohlthätigkeit auf keine Weise sich für die *alleinseligmachende* auszugeben befugt sey, mithin auch in diesen Beziehungen das Dogma der alleinseligmachenden Eigenschaft dieser Kirche allgemein als Irrthum ausgesprochen werden mußte.

Der zweyte Abschnitt dieser sehr vorzüglichen Schrift (S. 185—332) ist überschrieben: *Die römisch-katholische, sogenannte alleinseligmachende Kirche im Verhältniß zur Reformation, oder Beleuchtung der scheinbarsten Einwürfe gegen die letztere.* Kap. 1. *Einleitende Bemerkungen.* Da die katholische Kirche das angemessene Ansehen der Unfehlbarkeit und

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

absoluten Autorität nicht länger behaupten kann, so hat sie versucht, einestheils ihre Dogmen durch willkürliche Deutungen in einem mildern Lichte darzustellen (wovon die Unzulässigkeit bereits erwiesen ist), anderntheils die Aufmerksamkeit von sich abzuwenden und auf vorgebliche oder wirkliche Mängel der Reformation hinzulenken. — Eine Widerlegung der erheblichsten Vorwürfe, welche die römische Kirche den Protestanten macht, ist der Hauptzweck und Inhalt der folgenden Abhandlungen. Kap. 2. *Ein- und Gleichförmigkeit der Kirchenlehre.* Der Vf. behauptet mit Recht, daß, wenn die Reformation aufgefaßt werde 1) als Losagung von der Autorität einer eisernen Ueberlieferung und der überliefernden Priesterkaste, 2) als Erhebung der allgemeinen Vernunft und Empfindung zu Organen des wahrhaft Bindenden für Alle, — der Zwispalt der Alt- und Neugläubigen, d. h. der römischen und der sich reformirenden Kirchen nicht mehr ein Streit über einzelne Dogmen sey, sondern daß dann ihre Differenzen auf die einzige Grundfrage zurückgehen, ob der Mensch im Gebiete der Religion sich einer äußerlichen Autorität unterwerfen müsse. Da die katholische Kirche diese Frage bejaht und sich dabey hauptsächlich auf die allgemeine Einförmigkeit und immerwährende Gleichförmigkeit ihres kirchlichen Glaubens beruft: so zeigt er, daß in der katholischen Kirche jene gerühmte Einförmigkeit und Gleichförmigkeit zu keiner Zeit gewesen und auch jetzt nicht sey. Indem er annimmt, daß nur diejenigen christlichen Glaubenssätze, über welche von der Zeit der Apostel an bis auf die unfrige fast kein Streit und Zweifel obgewaltet hat, als *wahrhaft katholische*, d. h. *allgemeine*, zu betrachten sind, wirft er die Frage auf (S. 197): „Und auf welche andre Lehren des göttlichen Religionsstifters, als auf eben diese, ließe sich die von der römischen Kirche so oft wiederholte Weissagung Christi von der *Ewigkeit seiner Kirche* mit Redlichkeit anwenden, da ja keine Kirche so sehr im Vergehen ist, als eben die römische?“ Kap. 3. *Uebersicht der gegen die Reformation erhobenen Beschwerden.* Für die Quelle der seit 300 Jahren über die Reformation geführten Beschwerden hält der Vf. den Vorwurf, daß durch das Aufgeben der Unterwürfigkeit unter die Autorität, durch den Abfall von dem auf den Felsen des Papstthums gegründeten Centrum der Einheit und durch die Erhebung der menschlichen Vernunft zur letzten Instanz (wodurch das vom Papste und der

H (6) ver-

verfammelten Geilichkeit behauptete Privilegium auf Untrüglichkeit über alle Gemeindeglieder repartirt werde) nicht nur die größten Verschiedenheiten und Spaltungen in Glaubenssachen hervorgebracht, sondern auch zuletzt eine völlige Anarchie der Meinungen, eine durchgängige Indifferenz gegen alles Religiöse und damit zugleich eine allgemeine Zügel- und Sittenlosigkeit erzeugt werden würden. Kap. 4. *Nöthigung zum Selbsturtheilen*. Nach einigen Bemerkungen über die Widersprüche, in welche die römisch-katholische Kirche mit ihren eignen Grundlehren geräth, wenn sie von allen Bekennern des Christenthums Gleichheit und Einigkeit im Glauben fordert, wird gezeigt, wie bey dem zunehmenden Bedürfnis des Selbsturtheilens, als eines notwendigen Resultats der menschlichen Entwicklung, auch das Selbsturtheilen des Laien geweckt werden, durch die Verderbnis der Klostergeilichkeiten und die Einführung der päpstlichen Indulgenzen sich immer weiter verbreiten und dann nicht nur die Organe des angeblich göttlichen Willens, sondern auch die Erkenntnisquelle desselben zum Gegenstande der eignen freyen Prüfung machen mußte. Kap. 5. *Vertheidigung der Vernunft*. So einleuchtend und überzeugend dasjenige ist, was hier zur Ehre der Vernunft gesagt wird, so anziehend ist auch, im Ganzen genommen, die Darstellungsweise. Nur in einzelnen Aeußerungen dürften wohl die meisten und selbst diejenigen Leser, die dem würdigen Vf. in allem Wesentlichen beysimmen, die nöthige Klarheit vermissen, z. B. S. 224. „Wenn endlich — — zur Einigung mit dem Alleinigen anstrebt.“ Kap. 6. *Vielspältigkeit der Glaubensmeinungen*. Was hier gesagt ist über den Sinn und Geist der Klage, daß durch Hintanzetzung der geistlichen Vormundschaft, welche das religiöse Heiligthum unvermehrt und unvermindert und ungetrübt bewahrt und überliefert habe, die Einzelnen in die verderblichsten Irrthümer verfallen, — über die historisch erweisliche Verschiedenheit der Meinungen in Ansehung der wichtigsten Lehren der katholischen Kirche in ihrem eignen Schoofse und unter der Vollherrschaft ihrer Autorität, — über die Unverträglichkeit eines jeden Untersuchungs-Verbots mit den höchsten Interessen der Menschheit u. s. w., besonders auch über den mehr alt- als neutestamentlichen Lehrtypus der katholischen Kirche, ist so bündig und klar dargestellt, daß schwerlich ein fachkundiger und unbefangener Leser etwas dagegen erinnern wird. Kap. 7. *Einmüthigkeit im Wesentlich-Religiösen, und Mittel, zu dieser Einmüthigkeit zu gelangen*. Für das wesentlich oder eigentlich Religiöse, welches die Grundlage der christlichen Religion ausmacht, erklärt der Vf., — übereinstimmend mit den achtungswürdigsten protestantischen Gottesgelehrten, wenn nicht im Ausdruck, doch in der Sache, — „1) die auf Glauben, Einsicht und Empfindung beruhende Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen vor und zu Gott, dem alleinigen Schöpfer, Gesetzgeber und Vater; 2) die hierauf sich gründende Andacht, Selbstbeherrschung

und Selbsthingebung an Familie, Staat und Menschheit, als Vollbringung des Allbefehligungswillens Gottes; 3) die aus der immer vollkommnern Anschauung und Erkenntnis Gottes, aus möglichst treuer Vollbringung seines Willens hervorgehende Befehligung für die Gegenwart und freudige Zuversicht für die Zukunft; 4) die aus beiden, wie aus jedem erlaubten Genuß sich erzeugende Dankbarkeit, so wie die aus allem diesem entspringende Bewunderung, Verehrung und Verherrlichung Gottes aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, mit ganzem Geiste.“ Diese Grundideen, von deren Verbreitung es abhängt, daß der große Zweck des Christenthums immer vollkommner erreicht werde, können unter den Mitgliedern der protestantischen Kirche die erwünschte Uebereinstimmung in demjenigen hervorbringen, was das Wesen der Religion ausmacht. Kap. 8. *Specifisches der römisch-katholischen Kirche*. Der Hauptcharakter der römisch-katholischen Kirche, aufgefaßt in ihrem Gegensatz gegen die sich reformirende, besteht darin, daß, während diese die allgemeine Vernunft als höchsten Richter in allen ihren wichtigsten Angelegenheiten, also auch im Religiösen anerkennt, jene die Autorität der Vernunft in Allem verwirft, was über das sogenannte Reich der Welt hinausgeht und für das Constitutive des religiösen Staats ein schlechthin Uebermenschliches hält, nämlich den heiligen Geist. Da dieser, nach der Lehre der katholischen Kirche als ein vom menschlichen Geiste und seiner Vernunft specifisch verschiednes Wesen, in einem bestimmten Zeitpunkte ein für alle Mal die ganze Wahrheit ausgesprochen hat und seitdem nur etwa noch Einzelnes explicirt, übrigens aber die Auserwählten zum Glauben an jene Wahrheit influenzirt: so ist dem einzelnen Menschen alles Selbsturtheil in dieser Beziehung unterlagt; der heilige Geist leidet keinen Widerspruch, daher auch Alles, was durch die Vernunft als wahr ermittelt worden ist, als unwahr und als Verblendung angesehen werden muß, falls es einem kirchlich autorisirten Ausspruch widerspricht. Kap. 9. *Angebliche Indifferenz gegen das Religiöse*. Der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse, welchen die katholische den sich reformirenden Kirchen macht, würde nicht ungegründet seyn, wenn dasjenige wirklich das wesentlich Religiöse wäre, was von der römischen Kirche als solches bezeichnet wird. Läßt sich aber beweisen, daß das Eigenthümliche im Lehrbegriff der katholischen Kirche schlechterdings nicht zu dem wahrhaft Religiösen gehöre: so wird jener Vorwurf dadurch vollkommen beseitigt. Dieser Beweisführung widmet der Vf. das zehnte, elfte, zwölfte und dreyzehnte Kapitel, in welchem er seinen Leser zu überzeugen sucht: 1) daß das schlechthin Mysteriöse und Unbegreifliche in der Religion nur dann für göttlich gehalten werden dürfe, wenn es mit der dem Menschen schon einwohnenden Vorstellung von Gott harmonirt und wenn es sich seinen ordnenden und allvereinigenden Vernunft als zur allgemeinen Ordnung gehörig, oder zu ihr hinziehend,

rend, bewährt; 2) daß die Lehre von der Drey-einigkeit, wie die katholische Kirche solche darstellt, mit den klarsten Ausprüchen der heil. Schrift unvereinbar und durchaus vernunftwidrig sey; 3) daß die Lehre der katholischen Kirche von dem Tode Jesu, als einem Gott verfühnenden Opfer, zu den allerunwürdigsten Vorstellungen von der Gottheit führe; 4) daß die römische Kirche Vorstellungen von der Bestimmung des Menschen geltend zu machen suche, welche der Veredlung des Menschen die größten Hindernisse entgegensetzen, und deren Nichtannahme, so wie die Verwerfung der vorher geprüften Grundlehren, weit entfernt, eine Gleichgültigkeit gegen Religion zu beweisen, vielmehr nothwendig sey, um wahrhaft religiös werden zu können. — Vieles von dem, was hier zur Würdigung des katholischen Lehrbegriffs gesagt ist, läßt sich allerdings auch auf die kirchliche Dogmatik der Protestanten anwenden, in sofern die Lehrbestimmungen des *Augustin* und *Anselm* noch immer einen wesentlichen Theil ihres Inhalts ausmachen, und verdient daher, zur Berichtigung irriger Vorstellungen, sowohl von Protestanten als Katholiken sorgfältig erwogen zu werden. Kap. 14. *Angeblliche Ausartung in Theismus*. Kap. 15. *Angeblliche Willkür und Nachteile der Losfügung von der kirchlichen Dautungsanstalt*. Mit eben dem wahrheitliebenden, tief in das Innerste der Sache eindringenden Geiste, der sich allenthalben in diesem Werke offenbart, wird hier gezeigt: *erstlich*, wie höchst widersinnig Jedem, der das Wesen des Christenthums kennt und sich eine richtige Vorstellung von reinem *Theismus* macht, die Klage der römisch-katholischen Kirche vorkommen müsse, daß die Lehre der von der römischen Einheit abgefallenen Kirche in reinen *Theismus* (dem einzigen wahren Religionsglauben!) *ausarte*; *zweytens*, wie ungereimt in jeder möglichen Hinsicht die Anmaassung des katholischen Clerus, für einen untrüglichen Ausleger der heil. Schrift gehalten zu werden, und wie grundlos das Vorgeben von den nachtheiligen Folgen sey, die aus einer freyen Schriftforschung entspringen sollen.

Der dritte Abschnitt enthält theils eine Darstellung des Resultats der beiden vorhergehenden Abschnitte, theils eine Gegeneinanderstellung der Weltansichten der römisch-katholischen und der sich reformirenden Kirchen. Mit dem größten Rechte darf der Vf. annehmen, daß aus seinen bisher angestellten Untersuchungen sich als unwidersprechlich ergebe, wie eitel das Vorgeben der römisch-katholischen Kirche von ihrer Unfehlbarkeit und alleinseigmachenden Kraft, wie unmöglich bey dem Festhalten an diesen Dogmen eine Vereinigung der beiden Kirchen und wie ungedenkbar eine Rückkehr der protestantischen Kirche zur katholischen sey. — Drey Grundgedanken stellt Hr. Dr. C. als diejenigen dar, auf welche die Menschheit vom Anfange an ihre höchsten Kräfte, ihr innigstes Trachten hingewendet hat; sie sind: 1) die höchste Herrlichkeit Gottes,

2) das wesentlich Göttliche im Menschen, 3) die Vereinigung von Gott und Mensch. Populärer, als die Entwicklung dieser Grundgedanken selbst, ist die Anwendung, welche in folgenden Worten von ihr gemacht ist (S. 358): „Eine Glaubens-, eine Wissenschaftslehre vermag nur dadurch eine bis dahin geltende zu verdrängen, daß sie die Vorstellung vom göttlichen Wesen und seiner Welt erweitert, erhöht oder läutert; eine Rechts- und Sittenlehre nur dann, wenn sie dem Menschen einen höhern, reichern Begriff von sich selbst, mithin auch von seiner Bestimmung giebt. Ein Staat, eine Kirche gelten, jener als der beste, diese als die höchste, oder, wenn man will, die alleinseigmachende, nur so lange, als sie die befriedigendste Wissenschaft, Glaubens-, Rechts- und Sittenlehre und die zweckmäßigsten Mittel zu ihrer Realisation, also zur innigsten Vereinigung des Menschen mit Gott und seiner Welt darbietet. Ein Kunstwerk endlich gilt nur so lange als das vollkommenste, als es die höchste, innigste solche Vereinigung zur Anschauung, zum Bewußtseyn, zur Empfindung bringt. — So ist das absolute Lösungswort des denkenden Geistes: immer mehr Wahrheit und Klarheit! — des Willens: immer freyer, immer besser! — der Phantasie: immer schöner, immer erhabner! — des Gesamtgefühls: immer göttlicher, schöpferischer, seliger!

Die dieser Schrift hinzugefügten Beylagen (S. 363 bis 464) dienen größtentheils zur Belästigung dessen, was der Vf. über den Geist und die Lehren der katholischen Kirche als historisch-erweislich mitgetheilt hat; zugleich zeugen sie, so wie die zahlreichen, den Text begleitenden Anmerkungen, nicht nur von seiner Gelehrsamkeit und ausgebreiteten Belesenheit, sondern auch von der mühseligen Sorgfalt und Umsicht, womit der Gegenstand seiner Untersuchungen von ihm behandelt worden ist. Die beiden letzten Beylagen enthalten 1) ein Sendschreiben an den Hn. Franz Geiger, Chorherrn und ehemaligen Professor der Theologie zu Luzern; 2) einen Auszug aus einem Schreiben an Hn. Julien, Directeur de la Revue encyclopédique à Paris etc. In letzterm wird hauptsächlich gegen den man verstorbenen Lanjuinais de l'Institut etc. bewiesen, daß man der katholischen Kirche keineswegs Unrecht thue, wenn man die Verdammung der Nichtkatholiken als etwas ihr Eigenthümliches vorstellt. Eben dies wird ausführlich gegen den Chorherrn Geiger dargethan, der auch in Rücksicht auf andre, mit stolzer Anmaassung und in einem zum Theil sehr unanständigen Tone gegen Hn. Dr. Carové ausgesprochenen Urtheile mit eben so vieler Urbanität als Gründlichkeit zurechtgewiesen wird. — Freylich ist es sehr zu bedauern, daß diejenigen katholischen Schriftsteller, welche den ersten Theil dieses Buchs öffentlich beurtheilten, anstatt dem Vf. Irrthümer nachzuweisen, seine Absichten verkannt, seine Ansichten verdreht und ihn persönlich zu verunglimpfen gesucht haben. Indessen ist nicht zu bezweifeln, daß er durch dieses, in seiner Art einzige, nicht

nicht nur die vorzüglichen Kenntnisse und Geistesgaben, sondern auch den wahrhaft religiösen und humanen Charakter des Vfs. bezeugende Werk bey allen sachverständigen und unbefangenen Wahrheitsfreunden sich die ausgezeichnetste Achtung erwerben wird.

TECHNOLOGIE.

HANNOVER, in der Helwing. Hofbuchh.: *Materialien für Branntweinbrenner, oder Bemerkungen und Vorschläge über (betreffend) die Verbesserung des Brenngeschäfts und über die Veredlung des gemeinen Fruchtbranntweins zu Weinbranntwein, Rumm, Arrak und Liqueuren.* Aus den hinterlassenen Papieren des Dr. J. F. Westrumb's, K. Hannöv. Bergcommiff., Apothekers in Hameln u. f. w., gesammelt u. herausg. vom Dr. A. H. L. Westrumb. 1827. VIII u. 174 S. 8. (16 gr.).

Wohlthuend ist es, in der Fluth unserer technischen Literatur auch einmal etwas Besseres anzutreffen. Zwar enthalten *Westrumb's* Materialien nichts über die hohe Vervollkommenung der Brennapparate in Frankreich, einer erweiterten Anwendung der *Glauber'schen* Ideen, welche die gewöhnlichen Einrichtungen so sehr übertreffen, daß keine andere Brennart neben ihnen bestehen kann, — (sie sind unter andern ausführlich beschrieben in *Chaptal's* Agriculturchemie, *Poppe's* Branntweinbrennerey, u. f. w.) —; aber das scheint dem Rec. kein wesentlicher Mangel. Jedes Buch hat seinen individuellen Zweck, und das vorliegende scheint für gewöhnliche Branntweinbrenner berechnet, die theils durch äußere, ungünstige Verhältnisse bewogen, theils aus Mangel an Speculationsgeist nicht gern die starken Kapitalien aufwenden, welche die erste Einrichtung jener Apparate erfordert. Von diesem Standpunkte aus ist das vorliegende Buch eins der brauchbarsten in seiner Art, und die Beschreibung jener Apparate, die zudem ohne Kupferplatten nur schwer verständlich wäre, hätte es unnöthig vertheuert. Wir haben an der Arbeit des ältern *Westrumb* ein Muster des echt populären Vortrags; überall spricht der gründlich erfahrene Mann vom Fache, der vielgeübte Lehrer des gemeinen Mannes. Alles Ueberflüssige ist vermieden; alles Nützliche mit einer zweckmäßigen Weitläufigkeit, oder besser Gesprächigkeit, vorgetragen und beschrieben; die Kunstwörter sind möglichst vermieden und durch gemeinverständliche Ausdrücke ersetzt; neben der vollständigsten, in alle Einzelheiten eingehenden Praxis ist gerade so viel Theorie beygebracht, als man zu einer verständigen Leitung des Gewerbes

bedarf. Dabey werden gewöhnlich anfangs nur die Hauptmomente hingestellt, und dann wird das Detail noch besonders nachgetragen, wie §. 7. Bey wichtigen Gegenständen, die sich mit zwey Worten sagen ließen, hält der Vf. durch ein künstliches Verweilen die Aufmerksamkeit fest, und weiß sie dem Ungebildeten mit einer eigenthümlichen, eindringenden Beredsamkeit zu empfehlen, durch welche er gewiß viele Wirkung hervorbringt (wie bey dem Malzen des Getreides zum Brauntweinbrennen S. 18). — *Westrumb*, der Sohn, hat die Nützlichkeit dieser Materialien durch eigene Zusätze noch vermehrt, die, wenn sie auch nicht ganz den Vortrag des Vaters erreichen, doch viele Gewandtheit verrathen. — Der Inhalt ist folgender: 1) *Eine geschichtliche Einleitung.* — Wenn der Vf. nicht höher, als bis ins 14te Jahrhundert hinaufsteigt, so scheint er das *Testamentum* des *Raymund Lullus* aus dem 13ten Jahrh. nicht zu kennen, worin es (Strasbourg. Ed. von 1571. S. 2) heist: *Recipe nigrum nigrius nigro* (dunkelrothen Wein) *et destilla totam aquam ardentem in balneo etc.* — 2) *Ueber die Darstellung des Branntweins im Allgemeinen.* — Wahl der Früchte, Vermehrung ihrer Ergiebigkeit an Branntwein, Eintheilen, Gahrbrennen, Stellen, Gährung, künstliche Hefen, gewöhnliche Fehler des Kornbranntweins und ihre Verbesserung. — 3) *Benutzung der Kartoffeln, Runkelrüben u. a. Früchte.* — 4) *Veredlung des Fruchtbranntweins zu Weinbranntwein, Rumm und Arrak.* — Die künstliche Darstellung des Arraks ist am schwierigsten; *Trommsdorff's* Verfahren (Handbuch der Chemie, VI. 203) wurde von dem Vf. nicht bewährt gefunden; er giebt ein anderes an, das nach seinen Erfahrungen ein sehr nahe kommendes Surrogat geben soll. — 5) *Darstellung der Liqueure.* — Eine kleine Anzahl, aber deutlich beschrieben und angeblich alle bewährt. Der letztere Ausdruck bringt den Rec. noch auf eine Eigenschaft, welche bekanntlich die Schriften des ältern *Westrumb* vortheilhaft auszeichnet; er war keiner der vielen Charlatane, die bey dem Volke die Chemie in Verachtung bringen, weil sie ihm durch unreife Einfälle, für probate Recepte verkauft, unnöthige Mühe und Schaden verurliche. Möge auch der Sohn stets dieses edlen Namens würdig bleiben!

Prof. Dr. Eisenbach

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, b. Barth: *Die Pariser Bluthochzeit.* Dargestellt vom Dr. Ludwig Wachler. Zweyte, berichtigte und vermehrte Ausgabe. 1828. IX und 125 S. gr. 8. (geh. 15 gr.) (S. d. Recenf. A. L. Z. 1826. Nr. 292.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

DÜSSELDORF U. ELBERFELD, b. Schaub: *Juris germanici atque praesertim speculi saxonici de culpa doctrinam adumbravit Romeo Maurenbrecher*, Jur. utriusq. Dr. 1827. VIII u. 83 S. gr. 8. (12 gGr.)

Mit vielem Fleiße sind in der vorliegenden Schrift die Stellen der Rechtsbücher gesammelt, in denen von Verschuldungen die Rede ist, und dieser Fleiß muß anerkannt werden, ob er gleich zu keinem erfreulichen Resultate, sondern zu einer völlig bodenlosen Theorie geführt hat. Der Vf. geht in dem ersten Kapitel von der Grundansicht aus, daß nach germanischem Recht die nachtheiligen Folgen jeder Handlung dem Handelnden angerechnet worden seyen, wäre auch die Handlung selbst weder widerrechtlich noch selbst unvorsichtig gewesen. Daher, fährt er fort, habe jeder Schade gebüßt werden müssen, der nicht durch Schuld des Eigenthümers oder durch Zufall entstanden sey, und Schuld bezeichne weder ein widerrechtliches Thun noch ein widerrechtliches Unterlassen, sondern jede, auch völlig gleichgültige Handlung, die nachtheilige Folgen gehabt habe. Aehnliches ist schon von Andern gelehrt worden, man hat sogar von einer Zurechnung des Zufalls gesprochen, aber weder das eine noch das andere läßt sich in dieser Allgemeinheit rechtfertigen, obwohl leicht einzusehen ist, wie man zu diesen irrigen Ansichten verleitet werden konnte. Die Sätze des Vfs. gelten nämlich alsdann, aber nur dann, wenn von der *Mord-sühne* die Rede ist. Wer den Tod eines Andern veranlasste, mußte den Todten und dessen Familie durch das Wehrgeld verfühnen, wenn er auch nicht widerrechtlich gehandelt, noch eine Vorsicht unterlassen hatte, die man mit Recht von ihm erwarten konnte. So soll z. B. nach den Gesetzen K. Knuts C. 73 der Eigenthümer des Geschosses, mit welchem Jemand getödtet worden ist, das Wehrgeld bezahlen, und nach den *Leg. Rothar.* C. 314 muß derjenige die Composition erlegen, der ein Wild angeschossen hat, wenn es in der Wuth einen Menschen tödtet. Auch war es nach den *Leg. Luitpr.* B. 6. C. 83 sehr zweifelhaft, ob der Besitzer eines Ziehbrunnens, durch dessen herabfallenden Eimer Jemand erschlagen worden war, oder derjenige, welcher Wasser geschöpft hatte, das Wehrgeld be-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

zahlen müsse; und Luitprand entschied nur darum für den Besitzer des Brunnens, weil dieser sonst seinen Hof verschließen und Niemand zum Brunnen zulassen würde. Aehnliche Beyspiele lassen sich ohne Mühe in großer Zahl finden, am auffallendsten aber erscheint ein Gesetz Rothars (C. 152), nach welchem derjenige, welcher Arbeiter gemiethet hat, von allen Ansprüchen frey seyn soll, wenn ein Arbeiter während der Arbeit ertrunken, vom Blitz erschlagen oder auf andere Weise ums Leben gekommen ist — ein Gesetz, dessen Feststellung in der That ganz unbegreiflich seyn würde, wenn man nicht früher die Verpflichtung zur Sühne bis zu diesem Grade ausgedehnt hätte. Der Grund zu dieser Singularität des deutschen Rechts lag in dem germanischen Religionsbegriffen, nach welchen diejenigen, die eines unnatürlichen Todes gestorben waren, erst dann nach Walhalla eingehen konnten, wenn ihr Tod gerächt oder gesühnt war. In Folge dessen mußte in allen solchen Fällen die Familienrache irgend Jemanden und daher, wenn der eigentliche Thäter nicht zu ermitteln oder nicht zu erreichen war, denjenigen verfolgen, der durch irgend eine Handlung, wenn auch auf die entfernteste Weise Veranlassung zu dem Tode des Verwundten gegeben hatte. Auf der andern Seite ist es eben deshalb auch begreiflich, warum niemals für die im Kriege Erschlagenen, die unmittelbar nach dem Tode in Walhalla eingingen, Wehrgeld gefordert wurde, ob es gleich dem Sieger leicht gewesen wäre, eine solche Forderung geltend zu machen.

In allen Fällen hingegen, wo nicht von der Mord-sühne die Rede ist, erkennen auch die Rechtsbücher eine Verpflichtung zum Schadenersatz nur dann an, wenn eine wirkliche Verschuldung vorhanden ist. Diese Verschuldung ist aber doppelter Art, sie besteht nämlich entweder in einer widerrechtlichen Handlung oder darin, daß man bey Ausübung einer an sich rechtlichen Handlung die nöthige Vorsicht nicht anwendet. Im erstern Falle muß jeder die widerrechtlichen Folgen seiner Handlung tragen, wenn sie sich auch zufällig daran geknüpft haben sollten; im letztern hingegen ist er vom Schadenersatz frey, wenn er seine Nichtschuld, d. h. die Anwendung der nöthigen Vorsicht beschwört. — Es kann hier nicht der Ort seyn, diese Theorie vollständig zu begründen, indess sind die Beweisstellen bereits größtentheils von dem Vf. angeführt worden, und bedürfen bloß einer richtigen Interpretation und

I (6) folge-

folgerechten Entwicklung. Freylich hat der Vf. in eben diesen Stellen eine ganz andere Theorie gefunden. Er glaubt nämlich, daß der von ihm aufgestellte Grundsatz sowohl bey dem *damnum injuria datum*, als in Contractsverhältnissen Anwendung finde, daß er aber letztern Falls in sofern als man den Beweis der Nichtschuld zugelassen habe, modificirt, und daß dieser Beweis in einigen Fällen durch den Eid, in andern durch Zeugen geführt worden sey. Weil aber, fährt er fort, jeder bereit sey, sich für unschuldig zu halten, der Zeuge dagegen dem Beschädigten geneigter seyn dürfte, habe man zwar nicht den Worten, wohl aber der Sache nach mehrere Grade der *Culpa* unterschieden. Dieser Theorie fehlt es nicht sowohl an Scharfsinn als an Consequenz und innerer Wahrscheinlichkeit. Einmal nämlich beurtheilt sie den, welcher mit dem Beschädigten in Contractsverhältnissen steht, weit milder, als den, welchen kein obligatorisches Verhältniß zu einer besondern Aufmerksamkeit verpflichtet. Sodann aber hebt in der That die Modification, welche der Vf. zugiebt, den von ihm aufgestellten Grundsatz so ganz auf, daß letzterer in Contractsverhältnissen gar nicht zur Anwendung kommen kann. Das deutsche Recht würde sonach eine Eigenheit des römischen wiederholen, nach welchem der Prätor Exceptionen ertheilte, wodurch die Actionen des strikten Rechts elidirt wurden. Aber man hüte sich, diese Eigenheit auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, wo die Schöffen kein striktes Recht zu umgehen hatten, wo die ganze Rechtsbildung in ihrer Hand lag, und wo sich mithin kein Grundsatz erhalten konnte, wenn ihn das praktische Leben als unanwendbar erkennen liefs. Nur die stärksten Gründe, mithin nur die deutlichsten Ausprüche der Rechtsbücher würden die Theorie des Vfs. zu rechtfertigen vermögen; aber an solchen Gründen, an solchen Ausprüchen fehlt es durchaus, und der Vf. hat nicht einmal nachgewiesen, daß man verschiedene Grade der *Culpa* gekannt, oder was dasselbe ist, in einigen Fällen zum Beweise der Nichtschuld Zeugen erfordert habe. Alle Stellen, in denen von dem Zeugenbeweise die Rede seyn soll, sprechen entweder, wie Sachsenspiegel II, 48, gar nicht von einer Verschuldung oder sie erwähnen, wie a. a. O. II, 27 und III, 15 keines Zeugenbeweises, und namentlich ist dies der Fall in den beiden Stellen, auf welche der Vf. das meiste Gewicht legt. Nach Sachsensp. I, 23 soll der Vormund Rechnung ablegen und den Mündeln alle Güter ausantworten, die nicht in ihren Nutzen verwendet worden, und die ihm, dem Vormunde, nicht durch Zufall und ohne seine Schuld abhanden gekommen sind. Der Vf. glaubt, daß der Vormund seine Nichtschuld durch Zeugen habe beweisen müssen, weil ausserdem die Rechnungsablage unnöthig geworden, und derselbe Zweck durch einen allgemeinen Reinigungseid des Vormunds erreicht worden sey. Zunächst hat jedoch der Vf. übersehen, daß das deutsche Recht einen Eid allgemeineren Inhalts durchaus nicht kennt; selbst die Wittve, welche nicht alle

zum Heergeräthe gehörige Gegenstände im Nachlasse findet, muß nach Sachsensp. I, 22 das Fehlen jedes einzelnen Stücks besonders beschwören. Sodann aber hat der Vf. die Nichtschuld oder den Gegensatz der *Culpa* und das *no guilty* der Engländer verwechselt. Wenn der Vormund schwört, daß er dem Mündel *nichts mehr schuldig* sey, so würde er nicht bloß, daß ihm keine *Culpa* zur Last falle, sondern auch, daß er wirklich alles, was er nicht zurückgiebt, zum Nutzen des Mündel verwendet habe, zugleich mit beschwören; und beide Thatfachen sind so verschieden, daß sie allerdings verschiedenartige Beweismittel zulassen. — In der zweyten von dem Vf. angeführten Stelle, Sachsensp. II, 64 heist es: Wenn Wölfe oder Räuber ein Vieh aus der Huth des Hirten rauben, soll der Hirte das Gerüfte schreyen und von allen Ansprüchen frey seyn, wenn er des Gerüstes „*getuch*“ hat. Allerdings scheint hier von dem Zeugenbeweise die Rede zu seyn, aber man begreift leicht, daß es unsinnig gewesen wäre; das Geschrey des Gerüstes, eine Thatfache, die der ganzen Gemeinde, dem gesammten Umstande bekannt war, von dem Hirten beschwören zu lassen. Genau erwogen bedurfte man aber zum Beweise des Gerüstes auch keiner Zeugen und überhaupt keines andern Beweismittels als der Aussage des Umstandes, und diese ist es, welche hier „*getuch*“ genannt wird. Wenn es aber weiter heist, daß der Hirte, welcher ein Stück Vieh nicht zurückgebracht habe, seine Unschuld beschwören solle, so bedeutet hier Unschuld die Ablieferung des Viehes, und wenn ferner gesagt wird, daß der Hirte nicht schwören dürfe, wenn er *sofort* darum beschuldigt worden sey, so könnte er allerdings nicht die Ablieferung durch den Eid darthun, denn das Gegenheil war durch die Beschuldigung erwiesen, aber allerdings stand ihm frey, zu schwören, daß das Vieh ohne seine Schuld, durch Blitz, Krankheit oder auf ähnliche Weise ums Leben gekommen sey.

Von der Theorie des Vfs. bleibt sonach freylich nichts stehen, aber gleichwohl würde Rec. aufrichtig bedauern, wenn das hier ausgesprochene Urtheil den Vf. von einer weitem Bearbeitung des deutschen Rechts abhalten sollte. Die vorliegende Schrift ist eine Doctor-Disputation, und, wie es scheint, von dem Vf. kurz nach Vollendung der akademischen Studien entworfen worden. Bey Arbeiten dieser Art sind bedeutende Entdeckungen etwas Ungewöhnliches; sie lassen sich aber allerdings von den künftigen Arbeiten des Vfs. erwarten, wenn sein Urtheil reifer, sein Quellenstudium umfassender und seine Ansicht des germanischen Rechts klarer und lebendiger geworden ist.

Nietzsche.

HEIDELBERG, b. Mohr: *Archiv für civilistische Praxis*. Herausgegeben von Dr. E. von Löhr, Geh. Regierungsrathe und Prof. zu Gießen, Dr. C. J.

G. J. A. Mittermaier, Geh. Rath und Prof. zu Heidelberg, und Dr. A. Thibaut, Geh. Rath u. Prof. zu Heidelberg. Zehnter Band. 1827. 472 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch bey diesem Bande möge eine einfache Uebersicht, von einfachen Bemerkungen begleitet, genügen.

I. *Beitrag zu der Lehre über den Gebrauch und die Ableistung des Schiedseids von moralischen Personen.* Vom Kirchenrath und Prof. Linds zu Gießen. Die Grundsätze über den Gebrauch und die Ableistung des Schiedseids von moralischen Personen sind bis jetzt noch nirgend erschöpfend dargestellt, indem sowohl neuere Processordnungen und Entwürfe hierin höchst unvollständig sind, als auch selbst die wichtigsten, täglich vorkommenden Fragen, durch die Doctrin noch keinesweges befriedigend gelöset worden sind. Um so willkommener eröffnet daher diesen Band eine umfassende Abhandlung über diesen Gegenstand, die in jeder Hinsicht zu den ausgezeichnetsten Darstellungen zu rechnen ist. Zur völligen Ueberzeugung des Rec. führt der Vf. in der- selben aus, daß der Gebrauch des Schiedseids nur bey solchen moralischen Personen, die aus einer zeitzeitigen Vereinigung mehrerer physischen Personen bestehen, zu besonders Eigenthümlichkeiten führt, daß dagegen dann, wenn die moralische Person aus einer physischen Person, welcher einer bestimmten Eigenschaft wegen, juristische Persönlichkeit anklebt, besteht, die allgemeinen Grundsätze über den Gebrauch des Schiedseids zur Anwendung kommen, und daß endlich in denjenigen Fällen, wo andere Gegenstände (Sachen im Gegenfatze von Menschen) personificirt, d. h. vom Gesetze als Subjecte von Rechten, also, als Personen erklärt worden sind, Alles davon abhängt, ob diejenigen Menschen, welche die Rechte solcher personificirten Sachen vertreten, und, welche dieser Bestimmung wegen, selbst als moralische Personen zu betrachten sind, aus einer oder mehreren physischen Personen bestehen, wo dann nach dieser Verschiedenheit auch verschiedene Grundsätze zur Anwendung kommen. Ist die schwurpflichtige Person namentlich eine Gemeinde, so ist allerdings als Regel anzunehmen, daß sämtliche Glieder derselben den Eid zu leisten haben, und daß ein besonders bevollmächtigter Anwalt, als solcher, nicht die Refugniß haben kann, für eine solche moralische Person den Schiedseid abzuleisten. Aus der Natur des Schiedseids ist vielmehr zu folgern, a) daß dort, wo es möglich ist, auch die moralische Person das Zeugniß in eigener Sache nicht durch ein fremdes Organ, sondern persönlich abzugeben hat, was alsdann, wenn die moralische Person aus einzelnen physischen Personen besteht, stets dadurch geschehen kann, daß die einzelnen physischen Personen, welche ja auch den Willen der moralischen bestimmen, ihm Willensschaft über das fragliche Factische, zum Eide vorstellte. Verhältnißmäßig endlich angeben; es folgt ferner b) daß alle diejeni-

gen Glieder der moralischen Person, welche für die Aufzeichnung oder Annahme eines angetragenen Eides gestimmt haben, nach den zurückgeschobenen und beziehungsweise angenommenen Eid nach dem Grade ihres Willens oder Glaubens zu schwören haben; es folgt daraus c) daß, wenn zur Ableistung des Eides nicht so viele Glieder, als zur Abfassung eines Beschlusses der moralischen Person erforderlich wären, bereit sind, der Eid für verweigert angenommen werden mußte. Gemeinrechtlicher Grundsatz ist es nun aber, daß nicht alle, sondern nur einige Gemeindeglieder schwören müssen; und so zeigt der Vf., daß man in keinem Falle von weniger als dreym den Eid fordern solle, daß jedoch die Wahl derselben, nicht sowohl der moralischen Person, sondern vielmehr dem Gegner der Gemeinde, zustehen dürfe. Rec. übergeht das weitere Detail und bemerkt nur noch zu dem § 7, wo der Vf. die Grundsätze neuerer Gesetzgebungen über diesen Gegenstand anführt, daß die Untergerichtsordnung für das Königreich Hannover vom 5ten Oct. 1827 folgende merkwürdige Bestimmungen über jene Fragen ausgesprochen hat: „Hat eine Gemeinde einen Eid zu leisten, so muß zuerst über die Frage: ob der Eid von ihr zu schwören, oder, wo dieses gestattet ist, zurückzuschieben sey? auf dieselbe Weise abgestimmt werden, wie bey der Errichtung eines Syndicats vorgeschrieben ist. Entschedet sich sodann die Mehrheit der Stimmen für die Leistung des Eides, und bezieht a) der Gegenstand des Rechtsstreits in einer theilbaren Sache, so hängt es von der Wahl des Gegners ab, ob er den Eid von jedem einzelnen Gemeindegliede verlangen, oder der Gemeinde überlassen will, drey Personen zu benennen, welche den Eid in ihre Seele schwören sollen. Im ersten Falle sind diejenigen, welche den Eid verweigern, in Rückzicht ihrer Antheile an dem Gegenstande des Processes für sachfällig zu erklären. Wird im zweyten Falle die Eidesleistung auch nur von einem einzigen der dazu Ausersehenen verweigert, so sind auf Verlangen des Gegners sämtliche Gemeindeglieder zu schwören schuldig, und ist es dann, bey theilweiser Verweigerung des Eides so wie im ersten Falle zu halten. Verweigern alle drey, oder auch nur zwey, den Eid, so ist die Gemeinde als sachfällig zu betrachten. Ist aber b) der streitige Gegenstand untheilbar, so hat der Gegner aus der Zahl derjenigen, welche für den Process, und insbesondere für die Annahme des Eides gestimmt haben, drey Personen zur Eidesleistung zu wählen, widrigenfalls deren Auswahl der Gemeinde überlassen bleibt. Weigern sich diese sämtlich, oder auch zwey von ihnen, den Eid zu schwören, so wird derselbe für verweigert angenommen, und leisten ihn die andern beiden ab, so ist der Eid, als Namens der Gemeinde ausgeschworen, anzusehen. Wenn die Gemeinde nur wenige Mitglieder, nicht über 12 zählt, so kann der Gegner auch bey der Untheilbarkeit des Gegenstandes die Eidesleistung von sämtlichen einzelnen Mitgliedern verlangen, und, sie wird dann, für hinreichend geschehen

ben angenommen, wenn die Mehrzahl der Gemeinde den Eid geschworen hat, für verweigert aber, wenn die Mehrzahl oder auch die Hälfte der Gemeindeglieder den Eid ablehnt." II. *Einiges zur Lehre von der Verjährung der Klagen*, von v. Löhr. Zehn einzelne Bemerkungen über dieselbe werden hier mitgetheilt, und aus den Quellen mit gewohnter Gründlichkeit nachgewiesen. In das Detail derselben hineinzugehen, verhindert den Rec. der enge Raum dieser Blätter, welche nur das Allgemeine ausheben dürfen, wogegen die Beartheilung des Details, den eigends der Rechtswissenschaft gewidmeten kritischen Blättern vorbehalten bleiben muß. III. *Bemerkungen über Einzel-Richter und Richter-Collegien in erster Instanz, dann über Oeffentlichkeit des Verfahrens*, von dem Obergerichtsprocureur von der Nahmer zu Wiesbaden. Veranlaßt durch den Entwurf der Großherzogtl. Hessischen Civilproceßordnung von 1818, und die darüber im Jahre 1826 erschienenen Betrachtungen des Mainzer Advocatenstandes. Der Vf. erklärt sich für Einzel-Richter statt der Richter-Collegien in erster Instanz, und für Oeffentlichkeit des Verfahrens. IV. *Ueber die Anwendung neuer Proceßgesetze auf unabhängige Rechtsfreistigkeiten*, von Mittermaier. Gleichfalls eine sehr umfassende, meisterhafte Abhandlung. Gegen *Meyer Principes sur les questions transitoires*, wird ausgeführt, daß die Proceßur nicht als ein organisches Ganzes mit innerm Zusammenhange zu betrachten sey, so daß alle nachfolgenden Acte des Verfahrens mit den früheren verbunden und eigentlich nur Fortsetzungen und Entwicklungen derselben seyen, mithin auch jeder einmal angefangene Proceß nur nach dem Gesetze, unter dessen Herrschaft das Verfahren begonnen wurde, fortgesetzt werden müsse; sondern vielmehr, daß die Proceßur ein Inbegriff successiver Acte sey, von welchen jeder selbstständig für sich betrachtet werden könne, so daß die neuen Acte nach dem Gesetze vorzunehmen seyen, unter dessen Herrschaft sie vorgenommen werden sollen. Zur nähern Anwendung dieses letztern Principes werden folgende Sätze ausgeführt: 1. So oft durch Anwendung des neuern Gesetzes die Verletzung eines erworbenen Rechts entsteht, kann in einem abhängigen Rechtsstreite das neue Gesetz nicht angewendet werden. Von einem erworbenen Rechte im Proceße kann aber nur dann die Rede seyn, als a) einer Partey schon vor der Einführung des neuen Gesetzes durch einen richterlichen Act im Proceße Rechte zugesprochen wurden, die nach den damaligen Gesetzen keine Aenderung litten; z. B. wenn ein Urtheil ergangen, welches nach damaligen Gesetzen keine Appellation zuließ, wogegen in dem neuern Gesetze gegen diese Art von Urtheilen die Appellation zugelassen ist. b) Wenn von den rechtlichen Folgen gewisser bereits vorgenommener proceßualischer Acte die Rede ist, z. B. die Litisdanulation nach dem zur Zeit ihrer Vornahme geltenden

Rechte gewisse Wirkungen hat, die das neue Proceßgesetz nicht mehr anerkennt. c) Wenn eine Partey, unter der Herrschaft des alten Gesetzes von einer rechtlichen Befugniß, die nach dem damaligen Rechte zulässig war, Gebrauch machen zu wollen, erklärt hat, wogegen das neue Gesetz die Befugniß als unzulässig erklärte, z. B. wenn das *juramentum calumniae* nach altem Gesetze gefordert war, wenn gleich das neue Gesetz in der Zwischenzeit solches verboten hat. 2. So oft durch die gemischte Anwendung des Alten und Neuen eine Verwirrung und Störung im Verfahren eintreten würde, so darf das neue Gesetz nicht angewandt werden. Z. B. wenn der Zeugenbeweis schon nach dem alten Gesetze mit Einreichung der Beweisartikel angetreten ist, und der Gegner schon Fragstücke übergab, und in der Zwischenzeit vor der wirklichen Zeugenvernehmung eine neue Form dieser Vernehmung vorgeschrieben würde. V. *Ueber die Natur der auf jeden Inhaber lautenden Verschreibungen*, vom Advocat Souchay zu Frankfurt. Der Vf. stimmt im Ganzen mit v. Gösner's (von Staatsschulden) Ansichten überein, insofern weicht er in sofern von ihm ab, als er zu deduciren sucht, daß Verschreibungen dieser Art, sobald sie einmal emittirt worden seyen, nicht wesentlich von Papiergelde unterschieden seyen; indem dann bey ihnen, eben so gut wie bey letzterm, von der Forderung (dem *nomen*) gänzlich abstrahirt werden muß, und bey der Weiterübertragung von dergleichen Papiere *ou porteur* alle Regeln wegfielen, welche bey der Weiterübertragung von Forderungen beobachtet werden müssen.

(Der Beschlusse folgt.)

PHARMACIE.

ERLANGEN; b. Palm u. Enke: *System einer Arzneytaxe nach Procenten*. Entworfen vom Dr. Chr. Martius, Apotheker und Privatdocenten in Erlangen. 1826. 79 S. 8. u. 9 Tabellen. (12 gr.)

Durch die gewiß sehr mühselige Ausarbeitung dieser Schrift hat der Vf. derselben diejenigen zu widerlegen gesucht, welche eine Arzneytaxe nach Procenten für unmöglich halten. Sein System hat eine größere Menge von Procentenreihen, als bisher angegeben wurden. Er glaubt, daß durch dasselbe die Möglichkeit gegeben ist, nach mathematischer Genauigkeit den Verkaufspreis eines jeden Heilmittels zu bestimmen, den Apotheker und das Publicum in seinen Rechten zu sichern, und den erstern in den Stand zu setzen, jedes Heilmittel selbst berechnen zu können, und zwar so, daß die Taxe überall gleich seyn muß. Bey der Entwerfung der rohen Arzneywaaren-Taxe leitete ihn die Beachtung der Natur eines jeden Heilmittels, und unstreitig ist dieser Punkt, bey dem so vieles zu berücksichtigen ist, auch von der größten Schwierigkeit.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HEIDELBERG, b. Mohr: *Archiv für civilistische Praxis*. Herausgegeben von Dr. E. von Löhr, Dr. C. J. A. Mittermaier und Dr. A. Thibaut. Zehnter Band u. f. w.

(Beschluß der in vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

I. *Ueber die gleichzeitige Mora des Gläubigers und des Schuldners*. Vom Prof. Fritz in Freyburg. Nur in einem einzigen Falle sey es denkbar, wird hier ausgeführt, in welchem die gewöhnlichen Erdrordnungen der *mora debitoris* und der *mora creditoris* in einem und demselben Augenblicke eintreten, wenn nämlich weder der Gläubiger zur Empfangnahme der Zahlung, noch der Schuldner zur Leistung derselben zu der festgesetzten Zeit und an dem festgesetzten Orte sich einstellten; daß aber in diesem Falle nach fr. 51. D. 19. 1. die *mora creditoris* mit allen ihren Wirkungen, aber keine *mora debitoris* statt finde. VII. *Einige Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien eines filius familias*. Von v. Löhr. III. *Ueber die allgemeine Gerichtsordnung für die preussischen Staaten*. Vom Advocat Goldschmidt in Frankfurt. Tadelnd, aber auch sehr oberflächlich. K. *Ueber den Gerichtsstand der gelegenen Sache und die Frage: Kann bey dem persönlichen Richter es Beklagten dieser eine Realklage als Reconvention stellen? Und umgekehrt, eine persönliche Klage gegen eine Realklage?* Vom Prof. Hefster in Bonn. Beide Fragen werden auf den Grund des römischen und canonischen Rechts bejaht, ausgenommen da, wo noch ein ausschließliches *forum reale* für die Immobilien eintritt. Mitgetheilt wird überdies ein bisher ungedrucktes, sehr interessantes Magdeburgsches Schöppenurtheil von 1367, aus welchem sich ergibt, daß auch in dem Weichbildrechte die Gerichte über Grund und Böden als enthalten angesehen wurden, wenn gleich ein landesherrlicher Richter die vogteyliche Gerichtsbarkeit hauptsächlich daselbst auszuüben und der Stadtrath an und für sich keine Gerichte hatte. X. *Ueber die Quasi-Pupillar-Substitution*. Von Thibaut. Eine gründliche Vertheidigung des Satzes, daß das gesammte Gut rasender Kinder an deren Quasi-Pupillar-Substituten falle, gegen die von Unterholzner im Archiv, Bd. II. H. 1. Nr. 6. und v. Löhr ebendasselbst, Bd. V. 1. f. Bd. IX. H. 1. S. 99 fgg. entwickelte und ver-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

theidigte Meinung, daß der Substitut nur die durch letztwillige Dispositionen des Testators auf das Kind übergegangenen Güter erwerbe, und daß über diese jeder *parens* ausschließliche Gewalt habe, so daß hier also eine Collision der Testamente mehrerer Aeltern gar nicht eintreten könne. XI. *Beytrag zur Theorie vom Beweise der Eigenthumsklage*. Vom Oberhofgerichtsrathe v. Falkenstein zu Leipzig. Bekanntlich hat Thibaut im Archiv, Bd. VI. H. 3. Nr. 15. den Satz aufgestellt, daß es zu jenem Beweise genüge, wenn der Kläger eine rechtmäßige Erwerbsart darthue, und es werde daher das Eigenthum des Klägers, falls er es aus der Veräußerung seines Auctors ableite, bis zum Beweise des Gegentheils *vermuthet*. Gegen diesen Satz wird die frühere strengere Theorie in Schutz genommen, und zu zeigen versucht, daß sich die neuere aus den beiden für dieselbe angerufenen Stellen C. 4. 12. C. 4. 19. nicht ableiten lasse. XII. *Beyträge zur Lehre von der Datirung des Pfandrechts*. Vom Dr. Hepp in Heidelberg. Eine Rechtfertigung der in des Vfs. Inauguralschrift: *Ex quo tempore hypotheca bona debitoris afficiat?* Lips. 1825 aufgestellten Grundsätze, gegen zwey Recensionen in den Schunk'schen Jahrbüchern, Bd. II. H. 3. S. 246 fg. und in der Tübinger kritischen Zeitschrift, Bd. II. H. 1. S. 71 fg., nebst vielen detaillirten Bemerkungen, die es allerdings wünschenswerth machen, daß der Vf. sein hier gegebenes Versprechen, seine Dissertation gelegentlich einmal in deutscher Sprache wieder umarbeiten zu wollen, erfülle. XIII. *Ueber juristische Personen*. Vom Hofrath Rosshirt in Heidelberg. Gegen die gewöhnliche Ansicht der Lehrbücher wird in dieser, die Praxis sehr nahe berührenden Abhandlung ausgeführt, daß *pia corpora* oder Stiftungen auf keine Weise als *eigene* juristische Personen aufzustellen sind, vielmehr dieselben nur als *res universitatis* betrachtet werden müssen, so daß ihr Zweck selbst bestimmen muß, welcher *universitas* die Stiftung angehöre. Diese *Universitas* nämlich ist als das Rechtssubject anzusehen, an welche sich alle Stiftungen, die *ad usus publicos* dienen, anschließen. Nach diesen Grundsätzen werden eine Reihe von wichtigen, oft controvertirten Fragen über die Staatsbestätigung dieser Stiftungen, ihre Zwecke, Vertretung, Abänderung, Rechte u. f. w. auf eine einfache Art gelöst. XIV. *Einige Worte über die Regula Cotoniana*, von demselben. Es wird gezeigt, daß durch die *Regula Cotoniana*

K (6)

eigentlich nur in Beziehung auf das Rechtsverhältniß bey Legaten etwas Singuläres eingeführt ist, indem festgesetzt wurde, daß die Gültigkeit der Legate theils nach dem Standpunkte der Dinge zu beurtheilen sey, wo der Testator keine Anordnungen macht, theils nach der Zeit, *quo dies legati cedit*, wenn nicht der Testator durch Bedingungen oder durch Verweisung auf eine bestimmte Zeit der Sache eine andere Richtung gegeben hatte. XV. *Von Behandlung der Gläubiger zur Erlangung eines Nachlassvertrags und zur Abwendung eines Concurfes*. Vom Prof. Heffler zu Bonn. Enthält eine Analyse der wenigen positiven Quellen dieses Instituts, und eine Darstellung dessen, was durch die Praxis dabey angenommen ist; mit Beschränkung auf die erheblichsten Controversen über diesen Gegenstand. XVI. *Einiges über die Verbindlichkeit zur Litisdenuciation*. Vom Bürgermeister Duntze in Bremen. Sehr gründlich wird in dieser Abhandlung ausgeführt, daß die Verpflichtung zur Litisdenuciation sich nur auf die wirklichen Evictionsfälle beschränke; so daß also jene Pflicht und der bey ihrer Versäumung eintretende Rechtsnachtheil bey andern Verhältnissen, wo Jemand wider einen Andern seinen Regreß nehmen will, wegfällt. XVII. *Steht den Kindern wirklich ein generelles Pfandrecht zu an dem Vermögen des Parens wegen der bona materna und materni generis?* Von v. Löhr. Eine Rechtfertigung des im Archiv Bd. IX. H. 1. Nr. 4. über diesen Gegenstand enthaltenen Aufsatzes des Vfs. gegen zwey Recensionen in dem Schunkischen Jahrbüchern, Bd. V. H. 3. und der Tübinger krit. Zeitschrift, B. II. H. 1. XVIII. *Ist das den Kirchen und milden Stiftungen zur Nachsicherung der in integrum restitutio nachgelassene Quadriennium, ratione initii utile oder nicht?* Vom Dr. Vermehren in Jena. Die Praxis behauptet bekanntlich das Erstere; dagegen wird hier ausgeführt, daß die Gesetze klar und bestimmt das Gegentheil besagen. XIX. *Ueber das Separationsrecht ex jure crediti bey Concurfen*. Vom O.A.R. Spangenberg in Celle. Gegen die Annahme eines solchen. XX. *Läßt sich die Einrede der Erschleichung gegen ein unbedingtes Mandat in der Form einer Berufung an den Obergerichter vorbringen?* Von Demselben. Die Frage wird verneint. XXI. *Noch ein Wort zur Vertheidigung des fingirten Zugeständnisses als Folge der Contumacia in non respondendo, insbesondere bey der ersten Antwort auf die Klage*. Vom Landrichter Puchta in Erlangen. Zur Rechtfertigung des neuen Entwurfs einer Civilproceßordnung für Baiern. XXII. *das neue k. niederländische Gesetz über die Organisation der richterlichen Gewalt und die Justizverwaltung; und der neue Entwurf des Gesetzes über Gerichtsverfassung und Staatsanwaltschaft für Baiern*. Dargestellt mit Bemerkungen über Gerichtsverfassung und insbesondere über Organisation der Staatsanwaltschaft. Von Mittermaier. XXIII. *Ueber das Interdictum quorum bonorum*. Von Thibaut. Gegen v. Sa-

vigny wird die summarische Natur der possessoriellen Interdicten im Allgemeinen, so wie dieses Interdicts im Besondern vertheidigt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Das Nachgeburtsgeſchäft und seine Behandlung*. Nach Thatſachen bearbeitet von Dr. Adam Ulfamer, prakt. Arzte und Geburtshelfer, Repetitor an der königl. Hebammenschule und Aſſiſtenzarzte der Entbindungsanſtalt zu Würzburg u. ſ. w. 1827. VI u. 109 S. gr. 8. (14 gGr.)

Die Aufgabe, welche ſich der ſchon durch mehrere ſchriftſtelleriſche Leiſtungen rühmlichſt bekannte Vf. in der gegenwärtigen Schrift geſtellt hat, beſteht vorzüglich darin, zu beweifen, daß ein nach richtigen Grundſätzen beſtimmtes, entſchloſſenes Eingreifen bey Nachgeburtszögerungen ungleich günſtigere Reſultate liefert, als das ſurchtſame oder ſorgloſe Warten auf die alleinige Hülfe der ſelbſthätigen Natur; — daß, wo auf die Vitalität wirkende Mittel die Austreibung des Mutterkuchens nicht in der erſten Stunde nach der Ausſchließung des Kindes bewirken, die künstliche Wegnahme und reſpective Loſſchälung jenes Organs nöthig wird.

Dieſen Beweis zu führen, hat der Vf. es ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, die Beobachtungen zu ſammeln, welche von verſchiednen Männern über die Erfolge bey künstlicher Wegnahme des Mutterkuchens und bey dem Unterlaſſen dieſer Kunſthülfe gemacht worden ſind. Deſhalb wird die Schrift, deren praktiſcher Werth nicht zu verkennen iſt, da ihre Folgerungen ſich auf vielfältige Erfahrungen ſtützen, von beſonderm Intereſſe für dieſenigen Geburtshelfer ſeyn, welche ihr Fach in ausgedehntern Beziehungen treiben; wiewohl der beſcheidne Vf. ſein Werk vorzüglich für Praktiker beſtimmt hat, denen die Gelegenheit fehlt, ſich mit dem ganzen Umfange der Literatur, zumal der Journaliſtik über die Geburtshülfe bekannt zu machen. Gerade dieſe werden, wenn ſie eine umfaſſende, ihnen als Richtſchnur dienende Belehrung über die Behandlung der Nachgeburtszögerungen in dem vorliegenden Werke ſuchen, Einiges vermiſſen, weil der Vf. die verſchiednen Zuſtände, welche Nachgeburtszögerungen veranlaſſen, und die dynamiſche Behandlungsweiſe derſelben nur eine weniger genauen Betrachtung unterworfen hat.

In der Einleitung theilt der Vf. eine Eintheilung der Geburt in drey Stadien mit; von denen das erſte bis zu dem regelmäßig erfolgten Waſſerſprunge (bis zu beynahe vollendeter Eröffnung des Muttermundes alſo) reicht; das zweyte den ganzen Vorgang der Austreibung des Kindes umfaßt; das dritte das Nachgeburtsſtadium darſtellt. Es iſt, da die Vorgänge, welche jedes der genannten Stadien umſchließt, ſehr ſcharf begrenzt und weſentlich von ein-

nander verschieden sind, nicht zu leugnen, dass ne solche Eintheilung naturgemäßer, als die geöhnliche ist. Um aber alle bey dem normalen Geburtsverläufe sich darbietenden Erscheinungen gehörig rubriciren zu können und ihren Ueberblick erleichtern, um ferner, bey obwaltenden Regelmäßigkeiten, kurz und bestimmt angeben zu können, zu welcher Epoche der Geburt, unter welchen gleichzeitigen Verhältnissen also sie eingetreten seyn, scheint es dem Rec. doch zweckmäßiger, die obliche Eintheilung der Geburt in fünf Stadien beyzubehalten; womit indeßsen vermuthlich der Vf. nicht einverstanden seyn mag.

Etwas ausführlicher, als über die Erscheinungen, welche die ersten beiden der von ihm angenommenen Geburtsstadien darbieten, über die er ichtsdestoweniger einiges sehr Geistvolle sagt, handelt der Vf. von dem regelmässigen Verlaufe des achgeburtstadiums.

Einer hier gemachten Angabe, welche dem Vf. leicht zum Vorwurfe gereichen kann, da sie von fast allen sich über diesen Gegenstand verbreitenden christstellers wiederholt wird, glaubt Rec. widerprechen zu müssen. Nach der Ausschleifung des Kindes nämlich soll, der Angabe des Vfs. nach, die Gebärmutter, welche die Nachgeburt noch enthält, oh regelmässiger Weise so verkleinern, dass sie als eine Halbkugel über den Schoofsbeinen gefühlt werde. So aber hat Rec. sie immer erst nach der Auslösung des Mutterkuchens gefunden, während vorher ihr Grund stets ungleich höher und nicht eben so unter dem Nabel gefühlt wird.

Nach diesen Betrachtungen geht der Vf. zu der echnologischen Entwicklung, der über die Behandlung des Nachgeburtsgeschäfts zu den verschiedenen eiten vorgetragenen Lehren über. Dieser Abschnitt es Werks ist im höchsten Grade verdienstvoll. Wenn mit großer Sachkenntniß, ungemeinem Fleiße und vieler Umsicht hat der Vf. hier die wichtigeren ber den fraglichen Gegenstand vorgetragenen Lehren mitgetheilt, ihre Entstehungsweise und ihren einfluss auf Praxis und Wissenschaft erörtert und e mit einigen kritischen Bemerkungen begleitet, welche Vieles dazu beytragen, die Zusammenstellung anziehender und lehrreicher zu machen.

Zu dem Hauptabschnitte seines Werks, zu der Interfuchung gelangend, ob entschiedenes Handeln ey Nachgeburtverzögerungen heilbringender sey, oder expectirendes Verfahren, hat er zuvörderst die den fraglichen Gegenstand betreffenden Beobachtungen zusammengestellt, welche in den mehrjährigen ebersichten der Ereignisse in den akademischen inbindungsanstalten zu Berlin, Dresden, Göttingen, Heidelberg, Marburg, München und Würzburg mitgetheilt sind. Es ergibt sich hier, dass von 3 Personen, bey welchen die künstliche Losschälung des Mutterkuchens vorgenommen wurde, 4 ge-orben sind; sämmtlich aber unter Umständen, dass

der Operation die Schuld des Todes nicht zugeschrieben werden kann. Dagegen starben von 4 Personen, bey denen die Nachgeburt, weil ihre Entfernung durch dynamische Mittel nicht bewirkt werden konnte, zurückgelassen ward, 2. Dafs die in der Privatpraxis und zum Theil also unter weniger günstigen Umständen vorkommenden Fälle ähnliche, für die künstliche Losschälung vortheilhafte Resultate liefern, erweist der Vf. zunächst durch die Benutzung von Riecke's Topographie von Württemberg; des Aufsatzes eines Ungehannten im 2ten Bande von v. Siebold's Journal, der Abhandlungen von Seiler und Härter in derselben Zeitschrift und der Erfahrungen, welche das Medicinal-Collegium zu Coblenz, durch Aufforderungen an sämmtliche Geburtshelfer der preussisch-rheinischen Provinzen, gesammelt und in Rust's Magazin bekannt gemacht hat.

Von 27 Personen, bey denen der Vf. selbst die künstliche Losschälung des Mutterkuchens vorgenommen hat, starben 3; die eine an einer erst 14 Tage nach der Geburt entstandenen *mania puerperalis*, die zweyte an den Folgen eines *sarcoma uteri*, welches die Auslösung der Nachgeburt durch die Natur verhindert hatte; die dritte vermuthlich in Folge des vor der Operation erlittenen Blutverlusts.

Drey Patientinnen, die einzigen, bey welchen der Vf. sich verhindert sah, den Mutterkuchen zu entfernen, starben. Bey zweyen dieser Fälle, in denen der Vf. die Nachgeburt zurücklassen mußte, weil er erst Tagelang nach der Geburt zu Hülfe gerufen ward, können wir aber, so lebhaft wir auch die Ueberzeugung des Vfs. theilen, dass in Fällen, in denen andre Mittel nicht schleunige Hülfe bringen, die künstliche Losschälung des Mutterkuchens nicht zu veräumen ist, nicht verkennen, dass die Patientinnen würden haben gerettet werden können, wären sie nicht, entfernt vom Wohnorte des Vfs., von weniger umsichtigen und gebildeten Aerzten, als dieser, behandelt worden.

Nachdem der Vf. so durch eine Menge von Thatfachen die Nothwendigkeit erwiesen hat, die Nachgeburt durch dynamische, oder wo sie nicht ausreichen, durch mechanische Mittel, innerhalb der ersten Stunden nach der Geburt, aus dem Schoofse der Mutter zu entfernen, entwickelt er auch noch die theoretischen Gründe, welche für ein solches Verfahren sprechen. Wenn diese Gründe gleich unmöglich neu seyn können, weil der Gegenstand zu oft ventilirt worden ist, so ist doch die Entwicklung derselben eigenthümlich, und es ist lobenswerth, dass der Vf. nachdrücklich hervorhebt, wie wichtig es ist, die geburtshülfflichen Gegenstände nach den allgemeinen physiologischen, pathologischen und therapeutischen Grundsätzen, mit besondrer Rücksicht auf die eigenthümlichen physiologischen Verhältnisse der Schwängern, Gebärenden und Wöchnerinnen, zu betrachten.

Die einzelnen Zustände, welche Nachgeburtstögerungen veranlassen, wünschten wir, nebst ihrer Diagnose, etwas genauer erörtert, und ihre Behandlung durch dynamische Mittel etwas vollständiger angegeben. Indessen gehören diese Gegenstände weniger genau zu der von dem Vf. sich gestellten Aufgabe, welche eben hauptsächlich darin besteht, durch Erfahrungen die Nothwendigkeit der künstlichen Losschälung des Mutterkuchens, wo Nachgeburtstögerungen durch dynamische Mittel nicht beseitigt werden können, zu erweisen. Dafs der Vf. diese Aufgabe gelöst, dafs er durch die angeführten Thatfachen die Richtigkeit seiner Ansicht nachgewiesen habe, ist oben schon gesagt worden.

Indem der Vf. am Schlusse seiner interessanten Schrift die Literatur des behandelten Gegenstandes mit grosser Vollständigkeit angiebt, nennt er nicht nur die Titel der Bücher oder Abhandlungen, sondern mit wenigen Zeilen deutet er eines jeden Inhalt treffend an. Vermist haben wir unter den angeführten Schriften, ausser der Abhandlung von *Saxtorph*, in *Pfaff's* und *Scheele's* nordischem Archiv, und ausser derjenigen von *Sachleben*, im 2ten Stücke von *Stark's* Archiv, *Heister*, der in seinen *institutionibus chirurgicis* zwar keine zu grosse Eile bey der Wegnahme der Nachgeburt empfiehlt, aber die Gründe doch sehr richtig angiebt, warum eine zu sehr verzögerte oder gänzlich unterlassene Wegnahme unsäthhaft ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BASEL, b. Neukirch: *Geschichte der Baslerischen Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens*. Von *Karl Burckhardt*, Civilgerichtspräsident(en). 1827. IV u. 132 S. 8. In farbigem Umschlage. (14 gGr.)

Am 30sten März 1827 erfreute sich der auf dem Titel genannte Verein eines fünfzigjährigen ununterbrochenen segnenreichen Bestehens. Es war angemessen, diesen Tag festlich zu begehen, und nicht leicht hätte sich dem Vf. eine schicklichere Gelegenheit darbieten können, die Schicksale einer Verbindung darzustellen, die seit einem halben Jahrhundert das vorgesetzte Ziel wahrer Gemeinnützigkeit rasselos und unausgesetzt verfolgt. Obnehin konnte dies vielleicht Niemand besser thun, als Hr. B., der selbst eins der thätigsten Mitglieder ist, und im J. 1825 das ehrenvolle Amt eines Vorstehers bekleidete. Die Gesellschaft, die sich mit dem be-

kannten niederländischen Vereine *Tot nut van't Algemeen* vergleichen läst, verdankt ihr Entstehen dem berühmten Rathschreiber zu Basel und Doctor der Rechte *Isak Iselin*. Die kleine Schrift, zu dem ähnlichen Bilde des ehrwürdigen Stifters geziert, stellt aus archivalischen Quellen die Leistungen der Gesellschaft nach ihren Hauptfächern zusammen. In einem jeden derselben sind, mehrentheils nach der Zeitfolge, die bedeutsamsten Bestrebungen hervorgehoben, dergestalt, dafs man die Gesamthätigkeit und die Thätigkeit der einzelnen Anschüsse in ihrer stufenweisen Entwicklung leicht verfolgen kann. Zuerst kommen die Bemühungen um die Erziehung der Jugend durch Nachhülfe mit Prämien, Schulbüchern u. s. w., durch Aufstellung einiger besonderer Unterrichtsklassen und Schulen in der Stadt, durch einige andere Einrichtungen zu Gunsten der bis zum Jahre 1798 vorzüglich berücksichtigten Stadtjugend und durch die Leistungen für das Landschulwesen. Darauf folgen verschiedene Unternehmungen zu Beförderung allgemeiner Bildung, ohne besondere Beziehung auf die Jugend, als die Bürgerbibliothek, die Verbreitung des neuen Gesangbuchs u. dgl. m. Nicht minder vortrefflich ist Alles, was zur Verbesserung des Gewerbewesens, der Wirthschaftlichkeit, Sparsamkeit und der individuellen Unterstützung geleistet worden. Als dritten Hauptzweig der gesellschaftlichen Thätigkeit kann man die Unternehmungen zur Erleichterung der Armuth, der Kranken und andrer Leidenden, als namentlich der Taubstummen und Blinden und die Verbesserungen des Krankenwärter-Unterrichts- und des Hebammenwesens betrachten. Zu den mittelbaren Bestrebungen der Gesellschaft gehören endlich ihre Mitwirkung bey der zweckmässigen Einrichtung der Strafgewässer, das Aufschreiben von Preisfragen, ihre Beförderung wohlthätiger Frauenvereine, die mannichfaltigen zwar angeregten, aber nicht ausgeführten gemeinnützigen Vorschläge und ihre Verhältnisse zu ähnlichen auswärtigen Vereinen. Nach der Schilderung desjenigen, was die Gesellschaft gedacht, angeregt, gethan oder unternommen hat, enthält das lehrreiche Werk eine Darstellung ihrer innern Einrichtung, der Zahl ihrer Mitglieder und ihrer finanziellen Lage. Möge die Gesellschaft im Bewuststheyn ihrer hohen Verdienstlichkeit fortfahren, dem Geiste ihrer Stiftung treu zu bleiben. Möge sie aber auch, wie seither, mit gleicher Umsicht die wechselnden Anforderungen der Zeit berathen und stets die bewährten Ergebnisse neuerer Einsichten benutzen. Möge sie endlich bey ihrem hundertjährigen Stiftungsfeste einen eben so gewissenhaften und würdevollen Geschichtschreiber finden, als ihr jetzt zu Theil ward!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WÜRZBURG, in der Etlinger. Buch- und Kunsth.:
Ueber die Lustseuche und ihre Heilung ohne Quecksilber. Von G. Friedrich Handfchuch, der Medicin, Chirurgie und Entbindungskunde Doctor, Regimentsarzte im Königl. Bayerischen 1. Artillerie-Regimente, praktischem Arzte in München. 1826. VI u. 132 S. 8. (12 gGr.)

Da die Behandlung der Lustseuche ohne Quecksilber seit einer Reihe von Jahren wieder oft und aut zur Sprache gekommen ist, die Acten darüber aber noch keineswegs als geschlossen zu betrachten sind, so verdienen alle Beyträge, welche diesen noch so streitigen Gegenstand nur im Geringsten aufzuhellen vermögen, unsre Aufmerksamkeit. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet freuten wir uns über die vor uns liegende Schrift, die vorzüglich dadurch interessant wird, daß sie die Resultate, welche der Hr. Kreismedicinalrath und Divisions-Staabsarzt Dr. Brüningshausen in Würzburg über diese Behandlungsart erhielt, mittheilt. Im Ganzen behandelte Hr. Br. 100 Venerische, und zwar 82 an primäre und 18 an secundäre Symptome, ohne Quecksilber. Die sämmtlichen primären Symptome hatten Ansteckung durch Beyschlaf zur Ursache. Alle wurden ohne Quecksilber geheilt, bis auf vier Fälle von Chankern. In dem einen Falle beschleunigte es die Heilung; in dem zweyten brachen die Narben der Chanker nach der Heilung öfters wieder auf; in dem dritten, verbunden mit einem Leiliendrüsengeschwür, war es ganz ohne Nutzen; und in dem vierten erschienen nach der Heilung Condylome. Von den ohne Quecksilber Geheilten bekam *ein Einziger* (!) ein consecutives Symptom, und zwar einen Hautausschlag. Die secundären Symptome, welche mit Ausnahme eines einzigen Falles (eines Hautausschlags, wo das Antimonium in Verbindung mit Quecksilber gegeben wurde) ebenfalls alle ohne Quecksilber geheilt wurden, waren, wie die (45 am Ende des Werks mitgetheilten) Krankengeschichten zeigen, größtentheils nach solchen primitiven Affectionen entstanden, welche früher durch Quecksilber waren geheilt worden. In einigen wenigen Fällen liefs sich nicht ausmitteln, welche Ansteckungsform vorausgegangen, und was dagegen gebraucht war. Es sind nun 6 Jahre verflossen, sagt der Vf. Gerade so viel Zeit beträgt der Dienst des Soldaten in

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Bayern. Die Geheilten konnten daher, je nachdem sie noch eine kürzere oder längere Zeit zu dienen hatten, beobachtet werden, jener nicht zu gedenken, welche als Unterofficiere, Hautboisten und Eintieher sich noch im Dienste befinden. Jeder Soldat wird wenigstens einmal monatlich, dann bey jedem Abgang auf Urlaub oder auf ein Commando, ferner beyrn Einrücken, und endlich bey seiner Entlassung aus dem Dienste untersucht. Eine gleiche Untersuchung muß bey seiner Ankunft zu Hause durch den Landgerichtsarzt geschehen. Eine etwaige üble Folge dieser Heilmethode würde daher nicht unentdeckt geblieben seyn! — Was nun diese Methode selbst betrifft, so besteht sie hauptsächlich in einer sehr genauen Diät. Die örtliche Behandlung richtet sich nach dem jedesmaligen mehr oder weniger entzündlichen Zustande und stützt sich auf die allgemein bekannten Regeln.

Wir kommen nun zu den Ansichten des Vfs. über die alte und neue Heilmethode, von denen wir einige herausheben wollen, bemerken jedoch im Voraus, daß diese keineswegs die neue Heilmethode segend hervortreten machen, und spräche nicht die oben angeführte günstige Erfahrung Br's. für dieselbe, diese würden es wahrlich nicht. Ein abermaliger Beweis, wie oft die Theorie mit der Praxis in Widerstreit steht! — Der Vf. macht dem Gebrauche des Quecksilbers den Vorwurf, daß während desselben eine höchst-geregelte Lebensweise nöthig sey. Allein diese ist ja auch bey der Kur ohne Quecksilber, wie er selbst gesieht, ein nothwendiges Erforderniß! — Daß man niemals wisse, wann die Heilung vollendet, und wann man aufhören müsse, Quecksilber zu geben, ist falsch: denn Jeder wird, z. B. beyrn Chanker, dies Mittel nicht nach der Heilung desselben, die man doch mit Händen greifen kann, fortgeben. — Daß es Complicationen und Constitutionen gebe, bey welchen das Quecksilber nicht passe, ist zwar wahr, allein bey jenen wird auch wohl die neue Methode nichts leisten, da sie zu wenig mischungsverändernd einwirkt, und bey diesen lassen uns alle Mittel im Stich! — Keine charakteristischen Kennzeichen zur Unterscheidung der venerischen von den nichtvenerischen Geschwüren anzunehmen, wie der Vf. S. 23 thut, heist das Kind mit dem Bade ausschütten; er ist alsdann fast gezwungen, jedes nach dem Beyschlaf an den Genitalien entstandene Geschwür für ein venerisches anzusehen und dem gemäß zu behandeln. Geben wir auch zu, daß

L (6)

dafs die Diagnose in gewissen Fällen schwierig ist, so lassen sich doch im Allgemeinen gewisse charakteristische Kennzeichen nicht ableugnen. — Dafs der Verlauf der Chanker in der Regel ein sehr milder sey, können wir auch nicht als mit der Erfahrung übereinstimmend anerkennen. — Bey keiner Form örtlicher Affection soll das Quecksilber unnöthiger und folglich schädlicher seyn, als bey den Bubonen: denn es trägt nichts zur Zertheilung derselben und Verhütung der Eiterung bey; es beschleunigt die Heilung eiternder Bubonen nicht und es verhindert die Einsaugung des venerischen Giftes nicht: denn es giebt keins einzusaugen. Allein, dafs sich das venerische Gift wirklich durch die Einsaugung in den Körper verbreiten könne, beweisen gerade die secundären Symptome, die Symptome der allgemeinen Lustseuche, die doch auch der Vf. feststellt, und noch schlagender als diese, die Symptome, welche auf blofs örtlich geheilte Chanker und bisweilen auf Tripper folgen, und endlich die Existenz der Syphilis selbst! — Dafs Condylome immer ein secundäres Symptom sind, bezweifelt der Vf., weil einzelne Kranke leugneten, je venerisch gewesen zu seyn. Allein wie viele leugnen, den Bey Schlaf ausgeübt zu haben, selbst wenn sie Chanker und Bubonen haben! — Zu Affectionen der Sehnen, der Knochenhaut und der Knochen soll es nicht kommen, wenn die örtlich primären Affectionen ohne Quecksilber geheilt sind. Wir sollten jedoch meinen, dafs diese Theile eben so gut wie die Haut ergriffen werden könnten, wenn das Uebel vernachlässigt wird. —

Der durch kein Arzneymittel getrübe Verlauf der Syphilis lehrt nach dem Vf. Folgendes: Die Lustseuche ist eine eigne Form krankhafter, reproductiver Thätigkeit des menschlichen Organismus, welche immer nur durch Ansteckung hervorgerufen wird. Das syphilitische Contagium ist ein fixes und wird in der Regel durch den Bey Schlaf mitgetheilt. Es giebt nur ein solches Contagium; so wie es nur ein Blattern-, Krätz- u. s. w. Contagium giebt. Modificationen desselben die andere, zwar ähnliche, aber doch nicht syphilitische Affectionen hervorbringen, giebt es nicht. Alle Affectionen, welche man bisher örtliche nannte, verdanken ihm mittelbar oder unmittelbar ihre Entstehung. Das nächste Product des Contagiums ist Entzündung; die entferntern sind Eiter, Geschwülste, Auswüchse, Blätterchen, Schuppen. Durch individuelle Verhältnisse, äufsere und klimatische Einflüsse wird bestimmt, welchen Verlauf die verschiedenen Ansteckungsformen nehmen. Der ungestörte Verlauf ist in den meisten Fällen sehr gelinde und beschränkt sich auf eine oder mehrere örtliche Affectionen. Nur zuweilen verbreitet er sich über die allgemeinen Hautbedeckungen und deren Fortsetzung in die Rachenhöhle, wo dann ebenfalls Entzündung entsteht. Auf der Haut löst sich die Entzündung durch Abschuppung der Oberhaut. Bey andauerndem Entzündungszustande der Haut währt dieser Process der Abschuppung und Wiedererzeu-

gung der Oberhaut oft viele Jahre hindurch. Dadurch constituirt sich die Lustseuche zum Theil als eigne contagiöse Krankheitsform, während andere, die Blattern, der Scharlach u. s. w. nur einmalige Abschuppung und auch auf andre Weise fordern. In der Rachenhöhle zertheilt sich entweder die Entzündung, oder sie geht in Ulceration über, wie bey dem Scharlach. In Folge derselben kann unter ungünstigen Verhältnissen Caries entstehen, wie nach Blattern, Masern. Der Verlauf der Lustseuche, grösstentheils in chronischen Entzündungen im Haut- und Drüsenysteme sich darstellend, ist langsam, unbestimmt, ohne bemerkbare Zeiträume und Krisen, wie jener aller chronischen Exantheme. — Aus diesen Ansichten ergibt sich nun auch, nach dem Vf., die einzig richtige Heilmethode der Lustseuche. Diese kann nämlich immer nur die antiphlogistische, entziehende, die organische Masse vermindernde seyn, welche der Syphilis als Reproductionskrankheit die Materialien zu ihrem Baue entzieht und den Organismus zwingt, zuerst seine eignen, ihm näher angehenden Organe zu bedenken und nichts auf Aftergebilde zu verwenden, welche daher von ihm abfallen, verschwinden. — Folgerecht ist diese Ansicht, das müssen wir gestehen; wir bezweifeln jedoch, dafs sie richtig sey, und bemerken nur noch, dafs, bevor wir die von Hufeland aufgeworfene Frage: dürfen wir die Lustseuche ohne Quecksilber heilen? unbedingt bejahend, wie dies S. 69 von dem Vf. geschehen ist, beantworten können, die Erfahrung sich vielseitiger für dieselbe aussprechen müsse; denn um eine so alte und von so vielen Aerzten bewährt gefundene Methode, wie die, die Lustseuche durch Quecksilber zu heilen, völlig umzuwerfen, gehört mehr, als eine zehn Monate (S. 15) fortgesetzte Erfahrung!

HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Die Behandlung der Lustseuche ohne Quecksilber*, oder die nicht merkuriellen Mittel und Methoden zur Heilung der Lustseuche. Nebst einem kurzen Bericht über die Anwendung der antiphlogistischen Methode gegen diese Krankheit im allgemeinen Krankenhause zu Hamburg. Von Dr. *Friedr. Wilhelm Oppenheim*, praktischem Arzte und Wundarzte in Hamburg. 1827. IV u. 289 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In einem Augenblicke, wo die *Therapeutik* der Syphilis in einer Krise begriffen und zwischen der Behandlung mittelst Merkur und ohne denselben schwankt, schien dem Vf. eine Zusammenstellung der bisher zur Heilung dieser Krankheit versuchten und erprobten Mittel nicht uninteressant. Es war daher der Zweck dieser Blätter, sämtliche Mittel, mit Ausnahme der merkuriellen, die bisher zur Heilung der Syphilis vorgeschlagen und angewendet, aufzuzählen, die Schriftsteller anzuführen, die sie angewendet und für ihren Gebrauch sich erklärt ha-

haben, und die Bereitungs- und Anwendungsart derselben anzugeben. In eine Kritik durfte sich der Vf. um so weniger einlassen, als es dazu nöthig gewesen wäre, die Kräfte jedes einzelnen Mittels selbst zu erproben; die Kritik der einzelnen Schriftsteller aber bey einem jeden einzelnen Mittel anzuführen, würde ein eben so ungenügendes Resultat geliefert haben, indem jedes derselben seine Lobredner, aber in der Regel bey weitem mehr Gegner gefunden hat.

Die Mittel, von denen hier die Rede ist, werden größtentheils innerlich angewendet; nur gering ist die Zahl derer, die äußerlich gebraucht werden, und selten sind sie als alleiniges Heilmittel, sondern fast immer in Verbindung mit dem einen oder andern Mittel innerlich gegeben worden. Pflanzen-, Thier- und Mineralreich haben zur Heilung dieser Krankheit ihre Kräfte versuchen lassen müssen, jedoch verdanken wir die bey weitem größere Zahl der Heilmittel dem Pflanzenreiche, dem Thierreiche die kleinste. Daher beginnt auch der Vf. mit der größern Abtheilung, mit den aus dem Pflanzenreiche gezogenen Mitteln. Im ersten Abschnitt spricht er von den einfachen Pflanzenmitteln, die eine Krise durch Haut, Nieren oder Darmkanal bewirken; im zweyten von den ähnlich wirkenden zusammengesetzten Pflanzenmitteln; im dritten von den Metallen, Salzen und inflammablen Mitteln; im vierten von den Säuren; im fünften von den Alkalien; im sechsten von den animalischen Substanzen; im siebenten von den Bädern und Räucherungen; im achten von der Entziehungs- und Hungerkur, und im neunten von der antiphlogistischen Heilmethode.

Dem Vf. bey der Aufzählung der verschiedenen Mittel zu folgen würde eine undankbare Mühe seyn, indem wir doch nur bereits Bekanntes wiederholen könnten. Wir begnügen uns daher, zu bemerken, laß die vom Vf. mit gewiß nicht weniger Mühe unternommene Sammlung der in Rede stehenden Mittel so vollständig als möglich ausgefallen ist, und heilen nur noch das im allgemeinen Krankenhause zu Hamburg erlangte Resultat der antiphlogistischen Heilmethode mit. Die Beschreibung derselben selbst übergehen wir, da sie durch eine Abhandlung des Vfs. in *Russ's* Magazin, XXI. auch schon hinlänglich bekannt ist. Vom 18ten Juli 1825 bis zum 1sten Januar 1827 wurden 402 syphilitische Kranke behandelt. 308 von diesen litten an primärer Lues, d. h. an Schankern an den Genitalien, Bubonen und Leigwarzen; 54 an secundärer Lues, d. h. an Hals- und Knochengeschwüren, syphilitischem Exanthem, Bubonen ohne vorhandene oder vorhergegangene Infection; 40 an secundärer und primärer Lues zugleich. Ueber die Dauer des Aufenthalts im Krankenhause giebt die beygefügte Tabelle eine genaue Auskunft. Man ersieht daraus, daß die Syphilitischen im Durchschnitt bey dieser Methode 50 Tage im Hospital verweilten, während vorher bey ihrer Behandlung mittelst Merkur fast die doppelte Zeit zu ihrer Heilung nöthig war.

Dr. Dill.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Bonn, b. Habicht: *Der verkannte und der wahre Katholik*. Nach der sechs und zwanzigsten Auflage aus dem Englischen übersetzt von Dr. Jos. Ign. Ritter, Prof. d. Theol. in Bonn. 1827. XXIV u. 112 S. 8. (brochirt 10 gGr.)

Die Menge der Auflagen, welche diese Schrift erlebte, scheint es außer Zweifel zu setzen, daß sie nicht allein zur Zeit ihrer ersten Erscheinung, sondern auch noch später für sehr wichtig gehalten worden ist. Ihre Abfassung fällt, zufolge der lesenswerthen historischen Einleitung des Hn. Prof. Ritter, in die Zeit der Drangsale unter Karl II. (1660—1685), da man in England sich dem Wunsche des Königs, das Schicksal der Katholiken zu mildern, mit Heftigkeit widersetzte, und nicht zulassen wollte, daß ihnen die Erlaubniß zur öffentlichen Haltung ihres Gottesdienstes gegeben werde. Der Haß, welcher sich damals auf mannichfaltige Weise gegen die englischen Katholiken äußerte, rührte nach dem Urtheile sowohl des Verfassers, als auch des englischen Herausg. dieser Schrift, hauptsächlich daher, daß die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche von ihren Gegnern, wenn auch nicht aus bösem Willen, so doch aus Mangel an richtiger Kenntniß derselben, in einem widrigen und-geßälligen Lichte dargestellt wurden. Um nun diese Ursache des Widerwillens zu entfernen, ward vorliegende Schrift entworfen. Ihr Verfasser, *Johann Gother*, war, wie in einer kurzen Vorrede berichtet wird, vormals Protestant gewesen, und hatte als solcher „dieselben Vorurtheile in Gemeinschaft mit andern Protestanten vertheidigt, bis er, an Verstand, Einsicht und Alter zunehmend, durch eine scharfe Untersuchung fand, daß er betrogen worden sey.“ Die Folge davon war, daß er sich mit eben der Kirche vereinigte, deren Gegner er bisher gewesen war, und nach gehörigem Studium in den geistlichen Stand trat, als dessen Mitglied er bis an das Ende seines Lebens die höchsten Aemter in Kirchen und Schulen verwaltete. Bey seinem Tode hinterließ er unter mehreren Schriften auch diese, durch welche er beabsichtigt hatte, theils die vermeintlich irrigen Vorstellungen der Protestanten von den Lehren und Gebräuchen der Katholiken, theils die von ihm für wahr gehaltenen Bekenntnisse seiner Kirche auf eine allgemein falsche Weise darzustellen. In der Einleitung (S. 1—8) werden bittere Klagen über abscheuliche Entstellungen und böshafte Verleumdungen geführt, welche die Kirche Christi von ihrer Gründung an, besonders aber die römisch-katholische Kirche in England und Irland, bey Lebzeiten des Vfs. habe erdulden müssen. In den folgenden 34 Kapiteln werden allenthalben zuerst unter dem Titel: „*der verkannte Katholik*“, die falschen und geßälligen Vorstellungen angeführt, welche man dem Katholicismus gemacht haben soll, und darnach unter der Ueberschrift: „*der wahre Katholik*“ die Ansichten des Vfs. von der echten und unumstößlichen

lichen Lehre der katholischen Kirche vorgetragen. — Aus diesen Darstellungen geht nun allerdings hervor, daß der wahre römische Katholik verkannt wurde, wenn man ihm ein Glaubensbekenntniß beylegte, wie dasjenige ist, gegen welches hier im Namen der gesammten katholischen Kirche protestirt wird. Dieser Protest leidet aber fast gar keine Anwendung auf das protestantische Deutschland, wo, selbst in Schul- und andern populären Schriften, der Lehrbegriff der katholischen Kirche so dargestellt wird, wie derselbe in dem *Concilium Tridentinum* und dem *Catechismus Romanus* enthalten ist, und demnach den Katholiken keineswegs alle die Irrthümer beygelegt werden, welche in der gegenwärtigen Schrift dem *verkannten* Katholiken zur Last gelegt worden sind: z. B. „daß er Holz und Steine als Götter verehere, daß er Götter aus todtten Menschen mache, daß er die Jungfrau Maria höher achte als Gott, daß er einen gebackenen Gott anbetet; daß er seine Seligkeit nicht Gott zu danken haben wolle“ u. s. w. Meistentheils ist es gerade das, was der Vf. den *wahren* Katholiken als echtes Bekenntniß seiner Kirche aufstellen läßt und als richtig zu vertheidigen sucht, worin der gebildete protestantische Christ irrige, vernunft- und schriftmäßige Lehren findet: z. B. „daß es gut und nützlich sey, die Fürbitte der Heiligen, welche mit Christo im Himmel regieren(?), zu begehren; daß die Maria, als die auserwählte Mutter Gottes, in ihrer Verwendung für uns Gott am angenehmsten sey; daß Christus im Abendmahle Brot und Wein in sein eignes Fleisch und Blut durch sein Wort verwandle; daß der Christ Alles annehmen und wie eine Offenbarung Gottes glauben müsse, was die Kirche, zugleich mit der Bibel, als die Lehre Christi und seiner Apostel in allen Zeiten fort und fort ohne Unterbrechung lehrte, glaubte, predigte und überlieferte; daß der Christ zur Unterwerfung und zur Annahme der Beschlüsse eines Conciliums verpflichtet sey, wenn dieses der Welt bekannt gemacht habe, was es für die echte, von Christus und den Aposteln hinterlassene Lehre halte; daß die allgemeinen Concilien, als Repräsentanten der Kirche, durch den fortwährenden Beystand des heiligen Geistes vor Irrthum gesichert seyn; daß die Ausschließung der Laien vom Kelche im Abendmahl eine gleichgültige Sache sey; daß die Darbringung des Opfers in der Messe von Christo selbst verordnet, seinen Aposteln übertragen und dasselbe Opfer sey, wovon der Prophet Maleachi gewissagt habe (Mal. 1, 11), daß es unter den Heiden an jedem Orte dargebracht werden solle; daß es eben so vernunft- als schriftmäßig sey, an ein Fegefeuer oder an einen dritten Ort zu glauben, wo die abscheidenden Seelen im Rückstande mit eini-

ger zeitigen Straffälligkeit(?) oder mit der Schuld einiger lässlichen(?) Fehler, vor ihrer Zulassung zum Himmel gereinigt und geläutert werden, und daß die sich an diesem Orte befindenden Seelen durch die Gebete ihrer Mitbrüder auf Erden, wie auch durch Almosen und Messen, welche Gott für sie dargebracht werden, Erleichterung erhalten“ u. s. w. — Wenn gleich der Vf. diese und andere der katholischen Kirche eigenthümliche Lehren in einem möglichst milden Lichte darzustellen gesucht hat, so fehlt es doch den Gründen, womit er die Wahrheit derselben zu vertheidigen bemüht gewesen ist, an aller Haltbarkeit. Um auch diese Behauptung wenigstens mit einem Beyspiel zu belegen, möge hier gezeigt werden, auf welche Weise der Vf. die Schriftmäßigkeit der Lehre vom Fegefeuer zu erweisen versucht hat. Zuerst versichert er, daß 2 Maccab. 2. das Fegefeuer *ausdrücklich* gelehrt werde. Darnach beruft er sich auf die Worte Jesu Matth. 12, 12: „Wer etwas wider den heiligen Geist redet, dem wird es nicht vergeben werden, weder in *dieser*, noch in der *zukünftigen* Welt.“ In diesen Worten, sagt er, wird das Vorhandenseyn eines *dritten* Ortes *klar* durch unsern Erlöser angedeutet. Endlich gründet er seine Behauptung auf das Ansehn des heiligen Augustin. Dieser hat nicht allein die Worte des Apostels Paulus 1 Cor. 3, 15: „Er selbst wird gerettet seyn, doch nur wie durch das Feuer“, sondern auch das Gefängniß, von welchem Petrus spricht 1 Petr. 3, 19. vom Fegefeuer verstanden. „Wenn aber“, setzt der Vf. hinzu, „dieser große Lehrer der Kirche in jenen reinern Zeiten so oft in der Bibel einen Ort der Pein nach diesem Leben bemerkte, aus welchem Erlösung Statt findet: wie kann nun Jemand ohne Vermessenheit sagen, daß ein dritter Ort mit dem Worte Gottes streite?“ — Angehängt ist dieser Schrift, wovon Rec. nicht einsieht, welchen Nutzen ihre Verpflanzung auf deutschen Boden werde haben können, — zur Vergleichung mit den in ihr ausgesprochenen Grundsätzen, die bekannte, am 25ten Januar 1826 zu Dublin abgegebene „Erklärung der Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Kirche von Irland, eine treue Darstellung jener Lehrsätze ihrer Confession enthaltend, welche am häufigsten aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet werden.“

NEUE AUFLAGE.

DRESDEN U. LEIPZIG, in d. Arnold. Buchh.: *Wittgens Raubschloß*, eine Sage der Vorzeit. *Neue wohlfeilere Auflage*. 1828. 231 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1825. Nr. 259.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Griechische Grammatik*, von Dr. Val. Chr. Fr. Roß. Dritte, vielfach berichtigte und bereicherte Ausgabe. 1826. XXIV u. 615 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. vorliegenden Buches hat sich mit einem Eifer und einer hingebenden Liebe, wie selten ein Anderer, ganz und gar der Beförderung des Studiums der griechischen Sprache gewidmet. Mit Ueberzeugung darf man es aussprechen, kaum könne es einen Lehrer der griech. Sprache auf den Schulen Deutschland's geben, welchen nicht, sey es in diesem oder in jenem Stücke, Hn. Roß's Bücher unterstützt, gefördert und zu Danke verpflichtet hätten. Sein treffliches deutsch-griechisches Wörterbuch, seine griechisch-deutschen Lexica, seine Übungsbücher, seine Leitung einer gleichartigen Ausgabe der auf unsern gelehrten Anstalten zu lesenden griechischen Klassiker in Verbindung mit Fr. Jacobs, nebst dieser Grammatik, haben ihm bey seinen Zeitgenossen einen ehrenvollen Namen erworben. Wie vielfach der Werth dieser griechischen Grammatik selbst anerkannt worden sey, geht nicht nur daraus hervor, daß sie schon die dritte Ausgabe erlebt hat, und in mehreren gelehrten Schulen eingeführt worden ist, sondern zeigt sich auch darin, daß in den verschiedenartigsten Ausgaben griechischer Schriftsteller bey der Interpretation vielfältig auf sie hingewiesen wird. Wenn man nun geneigt werden muß, diese öffentlichen Urtheile bey der nicht geringen Anzahl auch neuerlich in dieser Art erschienenen Bücher für kein geringes Zeichen ihrer Brauchbarkeit und Tüchtigkeit zu halten, so muß auf der andern Seite auch jenes Auffassen und Bearbeiten des Ganzen einer Sprachwissenschaft, deren einzelne Theile so genau in einander greifen, und so selten zusammen von einem Einzelnen behandelt worden sind, ein sehr günstiges Vorurtheil erwecken. — Diefs waren die Gedanken, welche Rec. erfüllten, als er die Beurtheilung dieser Grammatik unternahm; sie wurden ein Grund mehr für ihn, sich nicht mit einem oberflächlichen Hineinschauen zu begnügen, sondern mit allem Fleiße zu untersuchen, in wiefern durch diese Grammatik für Verbreitung einer höhern Kenntniß der griechischen Sprache und für immer größeres Gedeihen unseres Unterrichts in

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

derselben etwas gewonnen worden sey. Was er nun nach einer gewissenhaften und genauen Durchsicht des Buches gefunden, legt er jetzt den Lesern dieser Allgemeinen Literatur-Zeitung mit dem Wunsche vor, daß man es anerkennen möge, wie nur Liebe zur Sache und die Ueberzeugung von der Wichtigkeit solcher, unsrer Jugend gewidmeter, Bücher seine Feder geführt habe. Willkommen sagen wir Jedem, der in diesem Fache etwas zu leisten versucht: aber nur dem schenken wir unsern Beyfall, der aus einem Schatze reicher Kenntnisse ein „mit philosophischem Geiste entworfenes, mit praktischem Sinne geordnetes“ (Worte des Vfs. in der Vorrede seines deutsch-griechischen Wörterbuchs) und mit der größten Sorgfalt und Ausdauer bis ins Einzelnste und Kleinste hinein, ausgearbeitetes Werk uns dargeboten.

Zweck und Bestimmung dieser Grammatik haben sich seit der ersten Ausgabe, welche im J. 1816 erschien, und nach der Vorrede durch das Bedürfnis bey dem eigenen Unterricht und die Mängel der vorhandenen Lehrbücher hervorgerufen war, schon in der zweyten vom Jahre 1821 bedeutend geändert. Denn wenn sie damals nur dem Anfänger das Unentbehrlichste aus der griechischen Grammatik geben wollte, so sollte sie nun als Hülsbuch bey Erlernung der griech. Sprache ausreichend erscheinen. Diefs ward wohl auch der Grund, warum der Titel einer „griechischen Schul-Grammatik,“ den die erste Ausgabe führte, in der zweyten in den einer „griechischen Grammatik“ umgewandelt wurde; obwohl auch jetzt noch das Buch für nichts weiter gelten will, als für ein Schulbuch, entworfen zum Schulgebrauch, vgl. Vorr. XVI, S. 848. Daneben aber bearbeitete der Vf. für die unteren Klassen gelehrter Schulen die griech. Formenlehre allein in einem eignen Werkchen für diejenigen, denen sein Buch in dieser neuen Gestalt für den ersten Unterricht minder passend erscheinen möchte. Das letztere scheint keinen solchen Beyfall gewonnen zu haben, als die Grammatik selbst, und, wenn wir nicht irren, um so weniger mit Unrecht, je mehr der Grundsatz, daß der Wechsel der Lehrbücher verderblich, und nur fortwährender Gebrauch einer und derselben Grammatik zum Zweck führe, durch welchen geleitet der Vf. jene durchgreifende Aenderung und Erweiterung des Planes vornahm, vollständig gebilligt und gutgeheissen werden muß; wie er denn jetzt auch allgemein angenommen zu seyn scheint. Wenn nun

M (6) durch

durch die zweyte Ausgabe der vorliegenden Grammatik ein ganz andres, völlig neu gearbeitetes Buch entstanden war, und der Vf. selbst seinen ersten Versuch als ungenügend anerkannt hatte, so hielt er doch gewiss hinsichtlich der Methode des Vortrags als seine Grundsätze fest: „Klarheit und Deutlichkeit dem Ausdruck und der Behandlung zu geben, die Regeln kurz und bündig, und zur Auffassung für das Gedächtniß geeignet aufzustellen, und alle in der Grammatik vorkommende Begriffe zu erläutern.“ Dafs die beiden ersten Grundsätze richtig sind, und jedem, der ein Lehrbuch für die Jugend zu schreiben gedenkt, in jedem Augenblicke gegenwärtig seyn müssen: darüber ist kein Zweifel. Ob es aber wirklich für nothwendig gelten könne, dafs *alle* in der Grammatik vorkommende Begriffe philosophisch erläutert, und genau bestimmt werden müssen, ist zu bezweifeln; wofern nämlich diese nicht der griech. Sprache eigenthümlich und ausschliessend angehören, sondern schon aus dem vorhergegangenen und nebenhergehenden wissenschaftlichen Studium der *deutschen* und lateinischen Sprache als bekannt vorauszusetzen sind, vgl. *erste* Ausg. Vorr. S. V. Ein Anderes ist es jedoch, wenn Jemand, wie *Fr. Thiersch* gethan hat, einen ganz neuen Bau der Grammatik nach neuen Ansichten aufzuführen unternimmt, und darum von den einfachsten Begriffen des Wortes und Satzes beginnend, ein abgeschlossenes Ganzes, welches eigenthümlich und von allem Bisherigen unterschieden dasteht, gründet und durchführt. Hier aber, wo diess, wenigstens nach unserer Ansicht, nicht der Fall ist, wäre es wohl besser gewesen, dem Beyspiele *Buttmanns* folgend, sogleich mit der griech. Sprache insbesondere zu beginnen. Im Kopfe des Schreibenden mufs ganz nothwendig die philosophische Grammatik, wenn irgend sein Werk gelingen soll, vorhanden seyn, aber vorgetragen zu werden braucht sie von ihm nicht, sobald nicht der berührte Fall von selbst dazu führt.

Ein ganz andres Verhältniß aber, als zwischen der *ersten* und *zweyten* Ausgabe besteht, finden wir zwischen der *zweyten* und *dritten*, deren Beurtheilung jetzt uns eigentlich obliegt. Denn zwar beurkundet auch die *dritte* Ausgabe, wie Niemand leugnen kann, Liebe des Vfs. zu seinem Werk, und den Wunsch, sie zu immer höherer Vollkommenheit emporzuführen; zwar ist sie durch eine Reihe von Zulätzen und Berichtigungen im Einzelnen bereichert; und am Schlusse der Syntax ein ganz neues, nothwendiges Kapitel über Anakoluthie, Ellipse und Pleonasmus hinzugefügt; aber wesentlichere Veränderungen und Umarbeitungen hat der Vf. theils nicht für nöthig erachtet, theils vermieden, weil sie in einem Schulbuche allzu unangenehm und störend zu seyn schienen. Diess war der Grund, warum er, obwohl es ihm selbst besser erschien, keinen besondern Abschnitt hinzufügte, um die Eigenthümlichkeiten des Homerischen Sprachgebrauchs für sich einzeln zusammen zu stellen und zu erläutern. Dennoch erklären wir, diesem Verfahren unsern Beyfall

verfagen zu müssen. Denn einmal so richtig auch jener Grundsatz an sich ist, so störend in der That es wirkt, wenn immer neue Ausgaben die alten verdrängen müssen, ja so sehr diess manchen abhalten sollte, mit seinen erst halberwogenen Gedanken gleich an Ausarbeitung neuer Lehrbücher zu denken, die, weil sie nicht durch eine Meisterhand, gleichsam aus einem Gufs hervorgingen, erst durch verschiedene Auflagen hindurch gearbeitet, einen schwankenden Werth erlangen; so darf diess doch niemals den Vf. abhalten, das Bequemere dem Unbequemern, das Bessere und Passendere dem Schlechteren und Unpassenderen, zumal wenn es von Bedeutung und Wichtigkeit ist, vorzuziehen, da die Besitzer der früheren Ausgabe auf eine leichte Art entschädigt werden können. Diess wäre bey einem neuen Kapitel über Homerische Eigenthümlichkeiten recht wohl ausführbar gewesen; und auch hier ist *Buttmann* in der zehnten Ausgabe seiner mittleren Grammatik als gutes Beyspiel vorangegangen. Wenn wir nun aber im vorliegenden Fall die Sache selbst, zu deren Ausführung den Vf. ein einsichtsvoller Freund ermuntert, genauer betrachten, so können wir nicht anders, als ihm unsre vollkommene Uebereinstimmung versichern. Denn wenn gleich die Hellenen Eine Nation, Eine Gesamtheit bilden, welche von den Völkern, die sie umgeben und berühren, und mit dem Kollektivnamen der Barbaren zu bezeichnen pflegen, wesentlich verschieden und abweichend dasteht: so herrscht doch in ihrer Mitte eine Mannichfaltigkeit und verschiedene Gestaltung der Charaktere, welche wiederum, wie überall, so auch in der Sprache, völlig durchgebildet erscheint. Soll nun der jugendliche Geist in diese Welt der Hellenensprache eingeführt werden: so ist zwar lebendige Einsicht in das Ganze das Ziel des Unterrichts, sie steht aber dem geistigen Blick junger Leute so fern, dafs nur Vorbereitung dazu möglich ist. So mufs denn der Unterricht zu einem einzelnen Zweige des Ganzen sich wenden, dessen Erkenntniß er zuvor tief in die Seele des Lehrlings einzupflanzen sich bemüht, ehe er die andern Theile ihm vorführt, und so jenem Ziele sich zu nähern anfängt. Rec. stimmt mit *Hn. Roß* völlig überein, vgl. S. 7, wenn er annimmt, dafs der attische Dialekt zu dieser Grundlage des griechischen Sprachstudiums gemacht werden müsse, und hält diess für so wahr, dafs er durchaus keinen Widerspruch erwartet, sondern allgemeine Zustimmung überall zu hören glaubt. Nur ist unumgänglich nothwendig, dafs die Zeiten gehörig geschieden, und eine bestimmte Periode derselben gewählt, das in den andern Perioden aber Erscheinende besonders bemerkt werde; was hier nicht sorgfältig genug geschehen zu seyn scheint. Wie aber dieser Dialekt sich zunächst und natürlich als den ersten darbietet, der den Weg zum weitern Fortschreiten bahnen soll: eben so natürlich werden wir den Homerischen Dialekt als den zweyten wählen müssen, und daher von dem Grammatiker eine auf den attischen Dialekt in Beziehung gesetzte, aber

ber selbstständige Schilderung desselben zu fordern haben. Hieran knüpft sich nun von selbst als der dritte der neuionische Dialekt an, mit welchem dann die eine Hauptseite des Ganzen, welche für die Schule ausreicht, vollendet und abgeschlossen ist. Doch wird es gut seyn, in einem vierten und fünften Abschnitte wenigstens die Grundzüge des Dorismus und Aeolismus, so weit dies möglich ist, zu entwerfen, um auch die Lektüre des Pindar, Theocrit u. A. den Schülern der ersten Klasse zugänglich zu machen. Diese Art läßt sich um so leichter durchführen, weil gerade in diesem Verhältnisse unsere Kenntniß der Sache allmählich geringer wird, und die Zahl der uns hinterlassenen Bücher in jedem Dialekte abnimmt. — Vergleicht man dies nun mit der jetzt meistens üblichen und auch von unserm Vf. angewendeten Methode, wobey man zwar hauptsächlich einen Dialekt zum Grunde legt, aber die Abweichungen überall gleich in Anmerkungen daneben stellt; so scheint uns der Mangel derselben besonders darin zu bestehen, daß die andern Dialekte heils sehr mangelhaft dargestellt werden, weil der Darstellende selbst das Ganze nicht in seinem Umfange aufzufassen genöthigt ist, und so den Mangel nicht ganz zu fühlen vermag, theils in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit nicht von dem Lehrling aufgefaßt werden können, weil ihm nur immer einzelne, aus ihrem Zusammenhange gerissene Data gegeben werden. Ueberdies scheint uns selbst das Auffassen des Hauptdialekts gehindert zu werden: indem wir uns überzeugt zu haben glauben, daß man bey Schulbüchern auch auf das Aeußere in der Art Acht haben müsse, daß man das Gelernte wo möglich immer beylammen habe und es nicht mit Unbekanntem untermische. Es giebt übrigens schon manche ältere grammatische Bücher, die gerade diesen Weg eingeschlagen haben; um von der Thierich'schen Grammatik jetzt nicht zu reden. Wir können daher den Wunsch nicht zurückhalten, laß auch der Vf. vorliegenden Buches bey einer vierten Ausgabe nicht wieder durch einige schwache Gründe sich von einer so wesentlichen Verbesserung eines Buches abhalten lassen, sondern wenigstens den Homerischen Dialekt im Ganzen behandeln möge.

Daß er dies aber thun werde, sobald er die Nützlichkeit erkannt haben wird, davon sind wir um so mehr überzeugt, je bestimmter der Vf. in der Vorrede zur dritten Auflage S. XV zu erkennen giebt, daß er Alles zu thun bereit sey, um sein Buch zu höherer Vollkommenheit zu führen. Wenn er dort über Benutzung alles dessen redet, was in der neuesten Zeit für griech. Grammatik geschehn ist, so hat es uns Leid gethan, bey dieser Gelegenheit eine sehr harte Polemik gegen Matthiae zu lesen; besonders da früher überall, zumal in der Vorrede zum griech. Schul-Wörterbuche, S. VII, der Vf. sich so klar gegen die Polemik ausgesprochen, die in allen der Schule und Jugend gewidmeten Büchern höchst gefährlich sey. Auch Thierich hat gegen denselben

Gelehrten sich vertheidigt, vgl. S. 772 seiner Gr., aber auf eine and. Weise, wie es sich gegen einen so hoch achtbaren Mann, dem wir Alle Dank schuldig sind, geziemt. Wie ließe es sich auch leugnen, daß der gegen Matthiae hervorgehobene Gegensatz in der That nicht so bedeutend ist, als es demjenigen scheinen müßte, der Hr. Roß's Worte liest? Denn Matthiae hat sich doch den Resultaten der neuesten Forschungen keinesweges verschlossen; und wer sollte nicht mit uns dem Grammatiker einen nicht geringen Vorzug einräumen, der zuerst von Erforschung und gelehrter Behandlung der Sprache beginnt und dann es unternimmt, das Gefundene für den Schulgebrauch darzustellen, vor einem Andern, welcher ohne jene eigene Forschung sogleich sich an Ausarbeitung eines Schulbuches wagt?

Betrachten wir nun die Zusätze und Bereicherungen selbst, die diese dritte Ausgabe der Roß'schen Grammatik auszeichnen, so bekennen wir freudig, daß sie sehr zahlreich sind, und den Fleiß und die Talente des Vfs. bezeugen, obwohl wir auch nicht leugnen können, daß sie bey weitem nicht mit der nöthigen Klarheit und Umsicht, öfter auch nicht mit der erforderlichen Genauigkeit uns ausgearbeitet zu seyn scheinen. Natürlich können wir, um dies zu erweisen, hier nicht alle Zusätze betrachten, sondern wollen uns nach einigen andern Bemerkungen vorzüglich an das zuletzt eingeschobene Kapitel über die Idiome der Sprache halten. In Bezug auf die Pronomina wollte der Vf. durch eine neue Eintheilung derselben eine deutlichere Einsicht in ihr Wesen zu gewähren versuchen, Vorrede S. XVII. So theilt er sie denn in dreyerley Pronomina ein; erstlich solche, welche in dem Verhältnisse jeder der drey Personen gelten, zu denen er die *personalia*, *reflexiva*, *reciproca*, das *definitum*, die *passiva* rechnet; zweitens solche, die für das Verhältniß der dritten Person gelten, *indefinitum*, *interrogativum*, *collectivum*, *negativa*; drittens solche, die ohne strenge Beziehung auf eine bestimmte grammatische Person bloß zur genauen Bezeichnung eines Individuums gebraucht werden, *demonstrativa*, *relativa*. Daß diese neue Eintheilung einen sehr geringen, unwesentlichen Einfluß auf die Regeln über die Pronomina gehabt habe, liegt am Tage, sobald man die zweyte Ausgabe mit der dritten vergleicht. Für den Unterricht aber und ein Schulbuch scheint uns diese Art, um ihrer Unverständlichkeit willen unbrauchbar. Welchem Schüler verständlich möchte wohl Hr. Roß seinen Abschnitt über die Pronomina so angefangen haben, S. 168: „Pronomina sind Wörter, welche an der Stelle eines Nomens gebraucht werden, wenn nicht der allgemeine, objective Begriff bezeichnet werden soll, sondern das Individuum, d. h. ein Gegenstand in Beziehung auf unser geistiges Bewußtseyn?“ — Sonderbar sind übrigens noch viele darin erscheinende Einzelheiten; z. B. werden die *pronomina personalia* so aufgezählt: „erste Person: *ἐγώ*, ich; zweyte Person: *σύ*, du; dritte Person: *ὁ* und *ὅς*, er, Genit. *αὐτοῦ*, *ἧς*, *οὗ*.“ Eben so wenig,

nig, als hier, scheinen uns einige Zusätze in der Lehre vom Augment den umsichtigen, bedächtigen Grammatiker zu verrathen. In §. 66. 2, d. ist zu den Worten *βούλομαι, ὄνταμαι, μέλλω*, wegen ihres Augmentes, auch *ἀπολαίω* hinzugefügt worden. Durch diese Bemerkung scheint nun zuerst der Grundsatz verletzt, daß man in einer Schulgrammatik nicht das Gewisse neben das Ungewisse und Schwankende stellen dürfe, sondern das Letzte davon absondern und allein aufstellen müsse: denn die Formen *ἀπλάουν* ff. werden von Herodian als unecht verworfen, und sind erwiesen erst spätern Ursprungs. Zweytens ist aber die Regel, wenn sie auch aufgeführt werden soll, nicht an ihrem rechten Platze eingeschoben, da der Lehrling, der die Form verstehen soll, erst die §. 68, 1 vorgetragene Regel, von Abwerfung des *ο* in *ἀπό*, kennen muß; und ferner da das Wort *ἀπολαίω* zu denen gehört, in deren Zusammensetzung einige einfache Verba allein erscheinen. Sein Platz war also eigentlich S. 199; und S. 194 mußte nur darauf hingedeutet werden, wenn es nicht besser ganz fehlte. Weit wichtiger aber, als dies, (obgleich in einem Schulbuche die anscheinend geringsten Dinge nicht ohne Wichtigkeit sind) ist folgendes. In §. 67, Anm. 8, S. 196 lesen wir diese Worte: „Dieselbe Eigenthümlichkeit findet sich auch bey dem Perf. *ἔωθα* (ich bin gewohnt, vom Stamme *ἔθω*), bey welchem noch ausserdem das *ε* des syllabischen Augments in *ε* gedehnt ist.“ Auf der vorhergehenden Seite, S. 195, liest man aber bey Aufzählung der mit *ε* beginnenden Worte, welche statt *η* im Augment anzunehmen, *ε* haben, auch dasselbe *ἔθω* aufgeführt; es ist also dasselbe *ε* auf der einen Seite als zum Wortstamme gehörig, auf der andern als Augment betrachtet worden. Während nach der gewöhnlichen Weise, welche ganz neuerlich Buttman vertheidigt hat, aus *ἔθω*, im Perfectum *ἔθω*, und daraus *ἔωθα* wird, mit Einschlebung des *ο* Lautes, läßt Rosi aus *ἔθω*, *ῥῥω* bilden, dann durch Vorsetzung eines doppelten Augmentes *ἔωθα*, die ionische Form entstehen, und diese Form nun attisch in der Verlängerung des *ε* in *εε* ein drittes Augment hinzufügen. — Ferner hatte der Vf. mit vollkommenem Recht sich entschlossen, einen öffentlich ausgesprochenen Wunsch zu berücksichtigen und die früher auf besondern Blättern beygegebenen Tabellen jetzt dem Buche selbst einzuverleiben. Dennoch wünschten wir auch hier noch mehr für die Bequemlichkeit des Anfängers gesorgt zu sehn. Denn das vollständige Conjugationschema für die Verba *barytona* S. 222 u. ff., ist nun hiedurch so zerspalten worden, daß auf den zwey ersten gegenüberstehenden Seiten ein Theil des Activums; auf den zwey folgenden der noch übrige Theil desselben und das Praesens des Passivums, auf den nun folgenden der

zweyte Theil des Passivums; dann erst zunächst das Ende desselben mit dem Anfang des Mediums; endlich auf den letzten Seiten der Aor. 1 und 2 des Mediums sich finden. Offenbar ist es nachtheilig und muß die Uebersicht hindern, daß man nun kein einziges Genus beysammen hat, ja um das Passivum kennen zu lernen, drey Blätter aufzuschlagen gezwungen ist. Besser war es, das ganze Activum, Passivum, Medium, jedes für sich auf zwey gegenüberstehenden Seiten abdrucken zu lassen; was auch ohne Zweifel, wie in den andern grammatischen Lehrbüchern, recht leicht hätte erreicht werden können; hätte man nur das Gesetz der Sparsamkeit nicht so arg aus den Augen gesetzt, daß man einige Mal die Hälfte der Seite bloß mit Darstellung des Imperfectums und Plusquamperfectums gefüllt, und so den schönen Raum einem zehnmaligen: fehlt überlassen. Zugleich bemerken wir, daß auch die Tabellen über die zusammengezogene Conjugation auf *ω*, S. 252, wenn gleich nach dem Beispiele Buttmanns u. A., doch nicht auf bequeme Weise in dem Buche stehen, indem man es erst umdrehen muß, um sie zu übersehen. Es würde praktischer und nützlicher gewesen seyn, auch hier der gewöhnlichen Art unserer Bücher zu folgen; und unmöglich ist eine solche Darstellung bey einigem Nachdenken gewiß nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

HAMBURG, b. Campe: *Versuch über den Geist und den Einfluß der Reformation Luthers*. Ge-krönte Preisschrift von Karl Villers. Nach der zweyten Ausgabe a. d. Franzöf. überf. von Karl Friedrich Cramer. Mit einer Vorrede und Beylage einiger Abhandlungen, von Dr. Heinrich Philipp Konrad Henke. Zweyte Auflage. Erste Abtheilung. 1828. XXVI u. 179 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Dr. Martin Luthers Werke. In einer das Bedürfnis der Zeit berücksichtigenden Auswahl. Zweyte Auflage. Supplemente. Erster Theil. (S. die Rec. A. L. Z. 1807. Nr. 235.)

MARBURG, in d. Kriegerischen Buchh.: *Statistik und Topographie des Kurfürstenthums Hessen*, nach seiner neuesten Verfassung und Eintheilung, für Bürger- und Landschulen dieses Staates bearbeitet von Kaspar Nöding, Inspector des Kurfürstlichen Schullehrerseminars zu Marburg. Zweyte verbesserte Auflage. 1828. X u. 134 S. 8. (6 gGr.) (S. die Rec. A. L. Z. 1823. Nr. 225.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GÜTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Griechische Grammatik* von Dr. Val. Chr. Fr. Roß. Dritte, vielfach berichtigte u. bereicherte Ausgabe u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach diesen einzelnen Bemerkungen gehen wir nun zu dem Kapitel über die *Idiomata* der griech. Sprache über, welches ganz neu hinzugekommen ist, und somit mehr als Alles von den neuen Bemühungen des Vfs. zeugen muß. Voran geht eine allgemeine Darstellung des Inhalts, die wir, unsrer Ansicht gemäß, für zu allgemein und für die Schule zu unfruchtbar halten. Darauf folgt in drey Abschnitten die Behandlung der Anakoluthe, der Ellipse und des Pleonasmus; doch so, daß den letztern beiden eine zweyte allgemeine Einleitung vorangeht. Das Ganze ist mit geringen Zusätzen und Aenderungen aus Hermann's Abhandlung zu seiner Ausgabe des Vigerus entlehnt. Obgleich nun Hermann selbst, welcher den Inhalt seiner Schrift: „*de Ellipsi et Pleonismo in graeca lingua*“ hier in einem mehr der Schule als den Gelehrten bestimmten Buche darlegte, den Weg gezeigt hatte, wie er diese Abschnitte in einem Schulbuche behandelt wissen wollte: so hat doch Hr. Roß auch jene Schrift selbst benutzt, und sogar das witzige Urtheil Hermann's über die Bücher von Bos und Waacke S. 546 wörtlich aufgenommen. Nicht zu gedenken aber, daß jenes Urtheil von Hermann nicht der Jugend bestimmt war, und daß es an sich bey Bos freylich vollkommen schlagend ist, bey Waacke aber minder Wahrheit enthält: so ist es auch hier, wo nur das Resultat angegeben werden konnte, mangelhaft und unverständlich, da es erst einleuchtend wird, wenn man die ganze sehr schöne Schilderung jener Bücher bey Hermann gelesen hat. Dürfen wir nun ferner unsre Meinung offen aussprechen, so war es überhaupt nicht gerathen, Hermann's Ansicht über diese *Idiomata* so völlig aufzunehmen, weil der Gegenstand zwar von jenem Gelehrten viel weiter geführt, aber doch noch durchaus nicht zur Vollendung und Reife gebracht worden ist. Denn nicht allein sind die Begriffe jener Eigenthümlichkeiten noch lange nicht scharf und wahr genug entwickelt, sondern auch im Einzelnen ist noch Manches zu ändern und zu verbessern. Wer kann

es billigen, daß Fälle, wie *χρὸς πρόνομος, βροτοῖς δοτῆρα, παῖς πῶδα* der Anakoluthe zugerechnet sind? Wer wird mit Hermann die umschreibende Redensart späterer griechischer Schriftsteller: *οἱ ἀπὸ Ἰδιώματα* für einen Pleonasmus erklären wollen? Doch es kann hier unser Zweck nicht seyn, Hermann's Meinung selbst zu beurtheilen; wir wollen uns vielmehr an des Vfs. eigne Darstellung halten. Am meisten Mängel scheint uns der Abschnitt über Ellipse zu haben, welche wir darum genauer darzulegen versuchen wollen, weil sie unserm Vf. meist eigenthümlich angehören. Sie wird nämlich nach Hermann's Vorgang nach den 3 Theilen des Satzes: Subject, Copula, Prädicat durchgegangen, und mit der Copula begonnen. In der Behandlung der Ellipse des Subjects wird nun der Fehler begangen, daß der Leser ohne Weiteres vom Subject des Satzes zu dem Substantivum im Allgemeinen hinübergeleitet wird. Die Regel lautet: „Häufiger noch ist der Fall, daß zwar nicht das ganze Subject, aber doch ein Theil des Subjects ausgelassen wird.“ Dazu sind nun folgende Beispiele zur Erläuterung hinzugefügt: „*ἡ πολλή, ἡ πλείστη* (verst. *μοῖρα*) — — *κοιμῶσθαι βούλιν* (verst. *ἕπον*). *τέπτισθαι πολλὰς* (verst. *πληγὰς*)“; bey welchen offenbar nicht mehr bloß vom Subjecte die Rede seyn kann. Darauf geht er nun Nr. 5 so weiter: „Aus den hier über die Auslassung des Subjects erwähnten Fällen ergibt sich für die Ellipse des Substantivs folgende allgemeine Regel: das Substantiv“ u. f. w. Und nun erst behandelt der Vf. Nr. 6 das Prädicat. Wer da weiß, wie fest man in der Schule immer den Unterschied zwischen Subject und Substantiv halten muß, um nicht Verwechslung zuzulassen, wird diese Art des können; zumal da sie bey welchem man den S nicht treu bleibt. Um so dieses Verfahren loben, je le abzuheffen; obwohl freylich Weg nicht vorgezeichnet wird zwischen einfachem Satze hätte Alles aufgehoben Satze ist es klar, werden kann, sobald nur daß die aneinandertretende Prädicat, wirklich in die der stehen; ferner auch, an sich keine Ellipse zulassen Fällen das Prädicat f

dafs aus ihm das Subject erkannt wird, der umgekehrte Fall hingegen an sich unmöglich scheint. Den Grund dieser letzten Erscheinung spricht Hr. Rost nicht so klar wie Hermann Opusc. I. S. 156, so aus S. 558: „weil dasselbe als wechselnd und mannichfach bey jedem Subjecte sich aus dem Subjecte und der Copula durchaus nicht in Gedanken ergänzen läfst.“ Dann aber erst müßten die Regeln vorgetragen werden über die zusammengesetzten, erweiterten Sätze, wobey nicht nur Alles über das Substantiv und Adverbium, die Präpositionen und Conjunctionen Gesagte seine passende Stelle gefunden, die Auslassung eines ganzen Satzes sich daran geknüpft und Verwirrungen und Vermischungen sich aufgelöst haben würden, sondern der Vf. gewifs auch einige andere Ungehörigkeiten gehoben hätte, und auf einige Neue, wenigstens von Hermann nicht Beygebrachte selbst gefolgt wäre. Es ergibt sich nämlich, dafs das einfache Prädicat wirklich durch Ellipse ausfallen kann, wenn es, zwar nicht aus Subject oder Copula, sondern aus dem Folgenden sich ergänzen läßt; einen Fall, welchen Hr. Rost selbst vorgetragen, hier aber, von Hermann nicht daran erinnert, vergessen hat. Denn er sagt S. 369: „Seltener wird das Verbum *εἶναι* auch dann ausgelassen, wenn es nicht als Copula, sondern als vollständiges Verbum in der Bedeutung vorhanden seyn stehen sollte“, und führt richtig die Redensart *οὐδοὶς ὄντις οὐ* zum Beweis an. Etwas ganz Aehnliches ergibt sich ferner für das Subject, was Hermann und Rost beide nicht gesehen zu haben scheinen, obwohl sie beide die Fälle selbst anführen und so erklären. Um nämlich zu erweisen, dafs ein Theil des Prädicats ausgelassen werden könne, führen Beide das Beyspiel an: *πρὸς αὐτὸν γονάτων*, und suppliren *ἰκετεύων*, nach welcher Erklärung doch offenbar nicht allein ein Theil des Prädicats, sondern auch das im Verbum liegende Subject ausgelassen ist, und man annehmen muß, dafs durch das hinzugefügte *αὐτὸν* nicht allein angedeutet wird, dafs ein Verbalbegriff mangele, sondern auch als Subject ein *ἐγὼ* fehle. Ganz dasselbe wenden Beide auf die Redensarten *ἐς κόρυμιν*, *ἐς ἡμέραν*, *ἐς ὅλεθρον* an, und suppliren *ἀπιδί*, *ἔρρε*, also wiederum nicht einen Verbalbegriff allein, son-

gleich hat; es kann also nicht, wie hier gesagt wird, aus Subject und Prädicat die Copula hinzugedacht werden, da kein Prädicat da ist. Ferner Nr. 3 wird zu der Auslassung von *τις* als Subject zurückgewiesen auf Anm. 2. d. Dort aber ist zwar etwas Aehnliches gesagt, aber der eigentliche Fall, zu dem Herm. Beyspiele anführt, wie:

*ἄνδρα δ' ὠφελεῖν, ἀφ' ὧν
ἔχει τε καὶ δέχεται, κάλλιστος πόνων*

nicht nur nicht erwähnt, sondern nicht einmal berührt. — Ferner wird Nr. 4 zu der Regel von der Auslassung eines Theils des Subjects auch das Beyspiel *τὰ διορύσια, τὰ Ὀλύμπια* sc. *ἐπεὶ* angeführt, wovon Hermann mit Recht nichts hat, da dieß die Griechen gewifs gesagt haben, wie wir etwa „die Dionysien“ gebrauchen, so dafs an keine Ellipse zu denken, sondern von Erhebung des Adjectivs zum Substantiv zu reden ist. — Ferner wird S. 552 in *πολλὰ λέγειν* das Adjectiv ohne Artikel für Adverbialausdruck erklärt. Hermann hatte Aehnliches gesagt, aber so, dafs es weit weniger zu Mißverständnissen führen kann; vgl. Opusc. I. p. 162: „unde etiam per adverbium italia proferri possunt, quemadmodum Homerus utrumque iunxit, *πάντα μὲν, ἀλλὰ μύα λεγέω*.“ — Wenn ferner S. 554 Rost nach Hermann's Vorgang als eine nur scheinbare Ellipse auführt: „die Auslassung eines Worts, welches im Vorhergehenden“ (Hermann mit Recht auch: im Folgenden) „ausdrücklich steht und von dort wiederholt zu denken ist“, so scheint dazu kein genügender Grund vorhanden zu seyn, da doch auch hier nach seiner Theorie ein Wort ausfällt, welches gedacht wird, und dieß, wie bey allen Ellipsen, aus dem Zusammenhang erkannt wird. — Endlich ist auf eine höchst merkwürdige Weise, und Hn. Rost ganz eigenthümlich, als Apophorese angeführt worden, wenn ein Lied nur mit den Anfangsworten angedeutet, nicht selbst ausführlich hergesagt wird, wie bey Aristophanes Wolken v. 967:

*Εἴ τι προμαθεῖς ἴσῃς ἰδύσασθαι. —
ἢ, Παλλὰδα προέπεικεν δυνάν, ἢ, Τηλέπορον τι
βόσκει,
ἰστυαμένους τὴν ἀγορίαν etc.*

Aus diesem Allen, wobey wir noch Manches, was uns zu gering schien, übergangen haben, wie bey der Erwähnung des „*ὅς οὐδένα*“ unter den Pleonasmen S. 557, da daselbst in der Schulgrammatik doch wenigstens eine Andeutung davon hätte gegeben werden müssen, wie ungewifs die Annahme des Pleonasmus durch die auf so verschiedene Weise von einigen unserer gelehrtesten Philologen, Lobck, Dittmann, Matthiä, Hermann, Schäfer, Ritsch u. A. ausgesprochenen Urtheile geworden sey, scheint so nach als kläres Ergebnis vorzuliegen, dafs diese dritte Ausgabe der Grammatik allerdings bereichert und erweitert erschienen, aber im Einzelnen noch mehr Genauigkeit zu wünschen übrig läßt.

Wenn wir uns nun zur Betrachtung des übrigen, schon aus den frühern Ausgaben bekannten und aus ihnen in diese neueste übergegangenen Bestandes hinwenden, können wir es uns nicht bergen, daß auch da im Einzelnen bey allem Guten und Trefflichen, was das Buch enthält, noch Vieles vorgetragen, was unklar und unpraktisch, halb wahr und schwankend, ja fehlerhaft und irrig genannt werden darf.

Wir haben es oben als eine Eigenthümlichkeit des Buchs kennen gelernt, auf welche der Vf. eine besondre Rücksicht genommen, daß alle in der Grammatik vorkommende Begriffe erläutert werden. Prüfen wir jetzt einzelne Theile der Ausführung. „Grammatik“, so beginnt das Buch, „ist die Lehre von der Bildung und dem Gebrauch der Sprachformen. Ihrem Inhalte nach zerfällt die Grammatik in zwey Theile: nämlich a) in die Formenlehre, welche die Bildung der Sprachformen entwickelt, und b) in die Syntax, welche die Regeln über den Gebrauch der Sprachformen aufstellt.“ Dazu möchten wir Folgendes bemerken: Wir glauben kaum, daß es irgend Jemand geben wird, der sogleich auf den ersten Blick sagen könnte, wie der Vf. diese Worte genommen. Der Ausdruck *Sprachformen* fällt auf. Wer die Definition zuerst liest, denkt das Wort in seiner vollen Bedeutung, wo es nicht etwa bloß Wörter oder Wortformen bezeichnet, sondern eben so gut auf Constructionen und andere Eigenthümlichkeiten der Sprache, als Formen des Redens, angewendet werden kann, und findet sie nicht unpassend. Wenn man aber weiter geht und nun Bildung der Sprachformen als Inhalt der Formenlehre gebraucht sieht, erkennt man, daß Sprachformen mit Wortformen verwechselt sind. Aber auch wenn letzterer Ausdruck gewählt worden wäre, könnte man nicht anders, als die ganze Begriffsbestimmung für unvollkommen und ungenügend erklären, da die einzelnen Ausdruckswörter viel zu allgemein und unbestimmt sind. — Wir gehen sogleich zu dem Kapitel „Entwicklung und Erläuterung der Redetheile“ über, S. 79 u. fgg. Im 23ten Paragraph wird zuerst eine allgemeine Bestimmung der verschiedenen Wortarten gegeben, die in der Grammatik vorkommen. Man sollte denken, dieser dritte Theil würde: Partikeln, überschrieben seyn, findet aber §. 26 das Adverbium, §. 27 die Partikeln (Präposition und Conjunction), §. 28 Interjection. Der Grund dazu wird

so angegeben. Von den Interjectionen heißt es, sie könnten nicht als einzelne Wörter, sondern nur als vollständige Ausdrücke der Empfindungssprache betrachtet werden. Vom Adverbium aber liest man S. 352 in einer Anmerkung, daß genau genommen das Adverbium, als ein Wort mit vollem und selbstständigem Begriff, nicht mit in die Klasse der Partikeln gehöre, aber wegen der Unveränderlichkeit ihrer Form ihnen zugerechnet worden sey. Ohne hierbey über die Wahrheit dieser letzten Behauptungen selbst zu reden, bemerken wir nur, wie verwirrend und alles Vorhergegangene auflösend, ja wie schwer, wie unmöglich mit dem Geiste aufzufassen, dies Alles sey. Wir sind der Meinung, daß, was einmal gesagt ist, festgehalten und nie davon abgewichen werden müsse; was aber sich nicht festhalten läßt, aus der Grammatik ohne Weiteres zu entfernen sey. Der Grammatiker muß sich auf die frühern Paragraphen immer wieder, als auf bekannte Dinge, berufen, nicht aber ihrem Inhalt; später widersprechen und dessen Auffassung hemmen. Hier aber sind die vorgetragenen Sätze so beschaffen, daß, wenn man den ersten annimmt, der zweyte damit nicht harmonirt; hält man dagegen den zweyten für wahr, der erste aufgegeben wird. Jene Eintheilung der Partikeln in: Adverbien, Partikeln und Interjectionen, wo unter Partikeln die Präpositionen und Conjunctionen verstanden werden, wird nun nicht etwa in dem Buche selbst festgehalten, sondern wie es das Bedürfnis gerade mit sich bringt, bald so, bald so wieder ausgesprochen. Sonderbar klingt die für die Syntax §. 132 versuchte neue Eintheilung der Partikeln, wo es nach der Begriffsbestimmung selbst, die wir zu andern Zwecke gleich selbst anführen müssen, folgendermaßen heißt: „Es gehören demnach zu den Partikeln die Präpositionen, — ferner sämtliche Conjunctionen, und endlich die Negationen.“ Wenn nun hier uns die Negationen als ein neuer integrierender Theil der Partikeln neben jenen beiden aufgestellt werden, so finden wir im Gegentheil an einer andern Stelle die Präpositionen, die bisher immer als ein Theil der Partikeln aufgeführt wurden, von ihnen abgefordert. Es heißt nämlich S. 52 und S. 78 (also eine und dieselbe Regel zweymal vorgetragen), der Accent gehe bey der Elision mit verloren bey Präpositionen und Partikeln, wo, wie man leicht sieht, unter dem Ausdruck: Partikeln nur die Conjunctionen gemeint seyn können. Wer kann begreifen, wie dabey Schröder zu einer gehörigen Einsicht gelangen sollte? Eine nähere Betrachtung aller Begriffsbestimmungen des Vfs. lehrt sehr bald, daß hier irgend ein Grundsatz im Geleitet haben muß. Sie sind nämlich fast ohne Ausnahme so beschaffen, daß das zunächst aufgestellte Allgemeine, durchaus ungenügend erscheint, und durch das nachfolgende Besondere immer wieder theils zurückgenommen, theils ganz vernichtet wird. Beispiele werden unsre Worte in helleres Licht setzen. Um zunächst bey den schon besprochenen Partikeln stehen zu bleiben, so erscheint deren Begriffsbestimmung

zung nicht minder als viermal in der Grammatik. Von ihnen heisst es S. 80: „Wörter, welche nähere Bestimmungen und besondere Beziehungen allgemeiner Verhältnisse angeben, heissen *Particulae* (*μóρια*)“; S. 82, nach Absonderung der Adverbien und Interjectionen: „Alle Wörter, durch deren Gebrauch das Verhältniss einzelner Wörter und ganzer Sätze zu einander bestimmt, oder der Rede Zusammenhang, Kraft und Leben ertheilt wird, umfasst man unter der allgemeinen Benennung *Particulae* (*μóρια*).“ Wir zählen hier zwei Gattungen derselben auf.“ Ferner S. 381: „Alle Formen, welche *aufser dem Nomen, Pronomen und Verbum* in einer Sprache bestehen, sind kleine Wörtchen, welche der Rede Deutlichkeit, Kürze, Genauigkeit und Zusammenhang geben. Man umfasst dieselben mit dem gemeinschaftlichen Namen *Partikeln*“; endlich S. 525: „Unter dem Namen *Partikeln* begreift man gewöhnlich alle Arten von kleinern Wörtern, welche gebraucht werden, um der Rede Zusammenhang, Bestimmtheit, Deutlichkeit, Kraft und Kürze zu geben.“ Wie sollte es nach dieser Zusammenstellung einer Auseinandersetzung bedürfen, wie durchaus gegen alles praktische Interesse diess sey. Wenn nun hier die Begriffsbestimmung immer anders gefasst und bald so, bald anders gedreht wird, so zeigt sich offene Vernichtung des Vorhergegangenen in folgenden Fällen. „Wörter“, so heisst es S. 79, „welche zur Bezeichnung eines *Gegenstandes* gebraucht werden, nennt man *Nomina*.“ Darauf soll §. 24 das *Nomen* genau durchgegangen werden, und man findet S. 80: „das *Nomen* enthält entweder die Benennung eines *bestehenden, selbstständigen Gegenstandes* und heisst *Nomen substantivum*, oder die Benennung einer Eigenschaft, welche an einem Gegenstande befindlich ist, und heisst *Nomen adjectivum*.“ Nun fragt Rec., wie ein Lehrling diess mit dem Vorigen verbinden soll, da es ihm widerspricht und eine ganz andre Definition von *Nomen* voraussetzt? — Dießem nicht unwähnlich scheint Folgendes zu seyn. Die verschiedenen Klassen der Zahlwörter sollen §. 55 angegeben werden. Unter Nr. 1. beginnt der Vf. so: „Die Zahlwörter sind *sämmtlich Adjectiva*, welche den Begriff einer bestimmten Menge unter verschiedenen Nebenbeziehungen ausdrücken.“ Darauf nun lesen wir unter Nr. 2.: „Man theilt die Zahlwörter ein in 1) *Cardinalia*, 2) *Ordinalia*, 3) *Multiplicativa*, und 4) *Adverbia numerandi*. — Auch können *Zahlsubstantiva* gebildet werden.“ Wie steht es nun mit der Wahrheit des obigen Satzes, dass die Zahlwörter *sämmtlich Adjectiva* wären? Und warum wurde nicht vom Anfange herein gesagt, dass unter den Zahlwörtern *Substantiva*, *Adjectiva* und *Adverbia* seyen? — Wir glauben keinen Widerspruch

zu finden, wenn wir behaupten, dass diese Art, die Redetheile zu bestimmen und die Begriffe zu entwickeln, wichtigen Grundsätzen zuwiderlaufe.

(Der Beschluss folgt.)

PHYSIK.

LEIPZIG, b. Barth: *Erinnerungen und Wünsche in Hinsicht auf Blitzableiter*. Zwey Vorlesungen in der naturforsch. Gesellschaft des Osterlandes, von J. G. Geutebrück, herzogl. Sächsl. Altenburg. Cammer-Vice-Präsid. u. f. w. 1828. 48 S. 8. mit 1 K. (6 gGr.)

Diese kleine Schrift enthält eine sehr gründliche und möglichst vollständige Betrachtung über einen Gegenstand, der lange Zeit vernachlässigt wurde, nicht bloß aus dem vom Vf. hauptsächlich hervorgehobenen Grunde, weil die wichtigern Entdeckungen der letzten Jahrzehende die Aufmerksamkeit der Naturforscher von ihm ablenkten, sondern vielmehr, weil in der Weiterförderung desselben die Physik nur eine Nebenrolle spielt. Es hält nämlich sehr schwer, durch rein physikalische Gründe eine Theorie auszumitteln, nach welcher sich angeben liesse, welche von den bisher angewendeten Verfahrensarten zur Sicherung der Gebäude den Vorzug verdient. Sogar auf dem Wege der Beobachtung lässt sich hier nur mühsam ein Unterschied finden: denn die Fälle, wo der Blitz in der Nähe eines Blitzableiters einschlägt und wo zugleich ein zum Beobachten aufgelegter, mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüsteter Mann anwesend ist, sind sehr selten. Und doch wären solche Beobachtungen beynahe das einzige Mittel, die Theorie der Blitzableiter zu fördern. Der Vf., welcher 2 selbst beobachtete Unglücksfälle müßermässig beschreibt und mit der neuesten zahlreichen Literatur des Gegenstandes in hohem Grade vertraut ist, geht besonders darauf aus, nachzuweisen, auf was in solchen Fällen vorzüglich zu sehen wäre, und stellt zu dem Ende alle die verschiedenen bisherigen Einrichtungen nebst ihren Gründen und Gegengründen zusammen, wovon freylich dem Leser überlassen bleibt, sich selbst nach Möglichkeit ein Resultat zu bilden. — Zu wünschen wäre, dass dem Beobachter der Gebrauch des Werks durch ein Schema erleichtert würde, wo in Rubriken Alles angedeutet wäre, auf was er in einem vorkommenden Falle seine Aufmerksamkeit zu richten hat; noch mehr aber zu wünschen, dass kein Naturforscher die Gelegenheit einer so gemeinnützigen Beobachtung unbeachtet vorübergehen lasse.

Prof. Dr. Eschenbach.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Griechische Grammatik*, von Dr. Val. Chr. Fr. Roß. Dritte, vielfach berichtigte u. bereicherte Ausgabe u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir gehen nun zu einigen andern Hauptpunkten der Roß'schen Grammatik über. In der Behandlung der dritten Declination ist der Vf. seinen eignen Weg gegangen. Mehrjährige Anwendung der Buttmanischen Methode, die dritte Declination zu lehren, hatte Hn. Roß überzeugt, daß sie für den Anfänger zu verwickelt und unfalsch sey. Da versuchte er selbst einen andern Weg, und fand bey dem Gebrauch, daß er um seiner Leichtigkeit und Falschheit willen bey weitem besser und rascher zum Ziele führe. Er besteht aber darin, daß bey Aufstellung der Paradigmen sämtliche Nominativendungen in zwey Hauptabschnitte vertheilt und zwar erstlich diejenigen aufgestellt wurden, bey welchen bey Anfügung der Casusendungen keine Veränderung eintritt; hernach zweytens die, welche sich bey Ansetzung derselben verändern. Dieß war der Weg, welchen die erste Ausgabe bereits einschlug; doch springt die Mangelhaftigkeit dieser Eintheilung, so lange sie nicht noch durch etwas Anderes unterstützt wird, sogleich in die Augen, da die meisten Endungen auf verschiedene Weise flectirt werden, also eine und dieselbe Endung mehrere Male erscheinen muß, und so der Anfänger in dem einzelnen Falle immer nicht weiß, welche Art der Ansetzung zu wählen ist. Dazu war gleich in der ersten Ausgabe diese Methode nicht so durchgeführt, wie sie hätte durchgeführt werden können und müssen, und doch sind diese Mängel auch in die neueste Ausgabe übergegangen. So wird die Endung $\acute{\omega}$ unter denen angeführt, welche die Casusendung theils an den veränderten, theils an den unveränderten Nominativ ansetzen, da doch alle Worte auf $\acute{\omega}$, $\delta\acute{o}\varsigma$ haben, also den kurzen Vocal statt des langen wählen. Ferner wird in der Aufzählung derer, welche den unveränderten Nominativ in den Casibus behalten, die Endung ν ausgelassen. Endlich ist in der Anordnung selbst Etwas, dem wir wenigstens unsre Bestimmung verlegen müssen. Ganz richtig zerfällt die erste Hauptgattung der Nomina in der dritten Declination

in zwey Arten, je nachdem ein Consonant an den Nominativ tritt oder nicht. Nun wird aber der zweyten Art der Fall zugefügt, wo die Endung ω das τ annimmt, zugleich aber auch oft der lange Vocal in den kurzen verwandelt wird, und $\lambda\acute{\omega}\nu$ als Beyspiel durchfleckt. Dieß läßt sich um so weniger billigen, da die zweyte Hauptgattung erst mit diesem Falle, dem Uebergange der langen Vocale in die kurzen beginnt; was nothwendig bey dem Lernenden dem Verständniß des Ganzen mehr schadet als nützt. Unserer Ansicht nach müßte die Ordnung nach Roß's Methode besser so durchgeführt seyn, daß I. die Nomina mit unveränderter Nominativform in den Casibus a) ohne Zusatz eines Buchstaben, b) mit Zusatz eines Buchstaben; II. die Nomina mit veränderter Nominativform, 1) durch Verkürzung des Vocals, a) ohne Zusatz, b) mit Zusatz eines Buchstaben; 2) durch Wegwerfung der Endbuchstaben ohne Verkürzung des Vocals, a) ohne Zusatz, b) mit Zusatz; 3) durch W. d. E. mit Verkürzung des Vocals, $\acute{\alpha}\lambda\omega\pi\eta\zeta$, aufgestellt und durchfleckt wären. —

Wäre es aber auch ganz vollkommen durchgeführt worden, so blieb es doch mangelhaft. Um dieß zu heben, schickte der Vf. seit der zweyten Ausgabe eine Uebersicht sämtlicher Nominativendungen mit genauer Bestimmung der verschiedenen möglichen Genitivendungen voraus, welche er in der dritten Ausgabe noch vermehrte. Es konnte dieß nicht schwer seyn, da schon in ältern grammatischen Lehrbüchern sich ziemlich genaue Zusammenstellungen hierüber finden. Und so ist denn auch Richtigkeit des Einzelnen und Vollständigkeit ziemlich erreicht. Denn es ist nicht von Bedeutung, daß die Endung $\acute{\omega}$, $\delta\acute{o}\varsigma$ nicht mit dem Accent bezeichnet ist, was auch S. 101 hätte geschehen sollen; und daß bey der Endung $\eta\varsigma$, $\epsilon\acute{o}\varsigma$ die Eigennamen auf $\gamma\acute{\epsilon}\nu\eta\varsigma$, $\alpha\delta\acute{\epsilon}\nu\eta\varsigma$ falsch accentuirt sind $\gamma\acute{\epsilon}\nu\eta\varsigma$, $\alpha\delta\acute{\epsilon}\nu\eta\varsigma$; $\acute{\epsilon}\lambda\omega\tau$ aber bey denen auf $\omega\tau$, Gen. $\omega\tau\acute{o}\varsigma$, und $\nu\acute{\epsilon}\eta\lambda\omega\varsigma$ bey denen auf $\nu\varsigma$, Gen. $\nu\delta\acute{o}\varsigma$ nicht angeführt stehen. Wichtiger aber, als dieß, ist es, daß bey den Worten auf ξ und ψ nur obenhin angegeben wird, daß sie $\kappa\acute{o}\varsigma$, $\gamma\acute{o}\varsigma$, $\chi\acute{o}\varsigma$; $\pi\acute{o}\varsigma$, $\beta\acute{o}\varsigma$, $\phi\acute{o}\varsigma$ bilden; wodurch freylich die erstrebte Vollständigkeit nicht erreicht wird. Auch sind wir der Meinung, daß bey dieser Darstellung auf die anomalen Worte $\delta\acute{o}\rho\upsilon$, $\gamma\acute{o}\rho\upsilon$ u. a. wenigstens hätte hingedeutet werden sollen. Wenn wir also auch Richtigkeit und Vollständigkeit des Verzeichnisses im Ganzen zu rüh-

rühmen haben, so müssen wir doch bekennen, daß der Weg der Darstellung uns nicht als der beste erschienen sey. Die Endungen werden nämlich so angeführt, daß immer von dem Vocal ausgegangen wird, von welchem sie Beginnen: *a* (*a*, *als*, *av*, *ap*, *as*, *aus*); *e* (*ep*, *es*, *ev*, *ēs*, *evs*); *η* (*η*, *ην*, *ηρ*, *ης*); *i* (*i*, *iv*, *is*, *is*); *o* (*ov*, *op*, *os*, *ovs*); *υ* (*υv*, *υs*, *υρ*, *υς*); *ω* (*ωv*, *ωp*, *ως*), *ξ*, *ψ*. Es scheint uns aber erstlich offenbar, daß wieder ein zu großes Gewicht auf den vorhergehenden Vocal gelegt wird, da dieser oft gar keine Aenderung erleidet, so daß hierdurch nur die Regeln gehäuft werden ohne Noth. Wir wollen ein Beyspiel geben. Der Consonant *ρ* wird in 6 verschiedenen Regeln abgehandelt, je nachdem *a*, *e*, *η*, *ο*, *υ*, *ω* vor ihm hergeht. Diese Regeln könnte man leicht vereinigen. Der Nominativ bleibt unverändert, außer daß *ap* in den substant. gener. neutr. *ατος* und *ηρ* und *ωρ* in mehrsybigen Substantiven *ετος* und *οτος* bilden. Leicht lassen sich die Ausnahmen hier anschließen. Rec. würde sonach lieber zum Hauptmaassstab den Endbuchstaben genommen, und nur, wo es nöthig gewesen wäre, den vorhergehenden Vocal oder Consonanten zugezogen haben; zumal da dies bey *ξ* und *ψ* auch bey Rost nicht anders eingerichtet ist, und bey jener Methode einige Worte sich gar nicht beybringen lassen, wie *ἄλξ*, was der Vf. ganz fallen läßt.

Rec. hat nur noch Eins zu bemerken. Der Vf. hat nämlich in jenem Verzeichniß noch einen Weg eingeschlagen, durch welchen unnöthiger Weise die Regeln vermehrt werden: er hat immer die Nominativendungen der *Adjectiva* und *Participia generis neutrius* eingemischt. Nun ist bekannt, daß häufig in jenen Redetheilen nur für Masculinum und Femininum besondere Formen vorhanden sind, das Neutrum aber zwar in den drey gleichen Casibus sich von beiden unterscheidet, sonst aber die Formen des Masculinums annimmt. Daher kommt es, daß die gewöhnlich angegebenen Genitivi jener Neutra so ganz abweichend sind von der Declination der Substantiva dieser Endungen. Um dies zu lernen, bedarf es aber, wie Jeder einsieht, nur eben der ausgesprochenen Regel, nicht aber, wie Hr. Rost meint, der Aufzählung dieser Genitive in seinem Verzeichniß. Lassen wir nur dies aus, so gewinnt schon der Weg nicht wenig an Leichtigkeit, und das Wissen des Lehrlings wird dadurch durchaus nicht gemindert.

Prosodie und Accent hat Hr. Rost nach Götting und Spitzner, und darum jedes Einzelne auf völlig verschiedene Weise vorgetragen. Die Prosodie wird hintereinander im 8ten Paragraph von S. 19 — 44 durch die verschiednen Declinationen und Sylben durchgeführt; dagegen die Accentregeln durch die ganze Grammatik vertheilt erscheinen, zuerst §. 9 — 12, S. 44 — 55, dann bey der ersten Declination §. 32, S. 87 — 91; bey der zweyten §. 33, S. 95 — 97; bey der dritten §. 37, S. 102 — 105; bey den Adjectiven §. 48 S. 136 — 143; bey dem Verbo §. 76, S. 247 bis 249, manche kleinere Regel ungerechnet. Auf die-

sem Wege können die prosodischen Regeln nicht eher gelernt werden, bis der Lehrling Declinationen und Conjugationen inne hat, ja bis die Accente gelernt sind, da z. B. S. 22 in der Prosodie auch das Kenntniß der Accentregeln vorausgesetzt wird.

Bey beiden Abschnitten haben wir im Einzelnen Manches zu erinnern. Bey der Prosodie war vorzüglich zu verhüten, daß nicht Regeln über Poesie in die Grammatik eingeführt wurden, die erst dem letzten Abschnitt über Metrik angehören. Die Regeln über den Gebrauch der Epiker und andern Dichter in *mutum cum liquida* mußten aus dieser Ursache hier weggelassen und übergangen werden. Vorzüglich aber mußten Regeln entfernt werden, wie die S. 20 ausgesprochene: „In der Mitte zwischen Kürze und Länge stehen diejenigen Sylben, welche nach ihrer Beschaffenheit weder entschieden lang, noch nothwendig kurz seyn müssen — Doppelzeitige.“ Solche Sylben giebt es für die Prose gar nicht, nur für die Poesie und Metrik. Dagegen hätten andere in der Mitte zwischen Länge und Kürze liegende Sylben angeführt werden müssen, deren Länge hinsichtlich des Accents nicht genügt, die von *antepenultima* auf *penultima* zurückzuziehen, wie *αι*, *οι*, *ως* in einigen Fällen. — Auch wünschten wir bisweilen genauere Art des Ausdrucks. Dahin rechnen wir z. B., wenn es S. 21 heist: „Verlängert wird also der kurze Vocal in *ἀλεγμαί*, *βίβλος*, *ἑὸςμος*“; denn nicht der Vocal ist verlängert, sondern die Sylbe durch Position. Von *a*, *i*, *υ* heist es S. 22, daß ihr Maass „an und für sich unentchieden sey“; deutlicher sollte gesagt seyn: „welche eben sowohl kurze als lange Laute bezeichnen.“ Ebendasselbst liest man; daß das gewöhnliche Maass dieser Vocale die Kürze sey, und daß man also überall dieselben als kurz annehmen müsse, wo nicht die Länge derselben durch anderweitige Bestimmungen bekannt sey. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, warum man nicht sagen könne, daß die Kürze das gewöhnliche Maass sey. Unrichtig ist auch folgende Regel ausgesprochen S. 22: „Steht bey mehrsybigen Wörtern, die in der Endsybte eine *anceps* haben, der Acut auf der vorletzten Sylbe; so ist die *anceps* in der Endsybte lang, z. B. *βασιλεῖα*, *σοφία*.“ Daraus würde also folgen, daß in *χωρῖα* und *μεγάλα* im neutr. plur. *a* lang sey. Es mußte hinzugefügt werden: „wenn *penultima* lang ist.“ Darauf folgt die Regel: „Ebenso ist die *anceps* in der vorletzten Sylbe lang, wenn auf derselben der Acut steht und die Endsybte ebenfalls kurz ist, z. B. *πολλὰς*.“ Diese Regel würde falsch seyn, wenn die oben von uns getadelte Regel Rost's richtig wäre; daß durch Position der Vocal selbst verlängert werde, nicht die Sylbe. Sie ist aber richtig; doch hätte hinzugesetzt werden können, daß in Fällen wie *ταῖς* der Vocal kurz, die Sylbe aber lang sey. — Eben so sind in den Regeln über den Accent manche Einzelheiten zu erinnern: oft sind sie zu vag und unbestimmt, oft so ausgesprochen, daß sie leicht zu Mißverständnissen führen können; oft sind Regeln andern untergesetzt worden, bey

lenen nähere Prüfung leicht zeigt, daß sie irrig sind. Doch kann Rec. hier nicht weiter eingehen, um nicht die Masse der Bemerkungen zu sehr zu vergrößern; er berührt nur Einiges. Die gewöhnlich so genannten *Altona* nennt Hr. Roß S. 47 zugleich *προκλιτικά*, und setzt gar nicht hinzu, ob diels ein altes oder neues Wort sey. Es war aber erst Hermann, welcher in seiner Schrift *de emendanda ratione gr. gr.* diese Wörtchen *dictiones procliticas* nannte. Seitdem sind ihm Andere darin nachgefolgt, haben aber den Namen wie einen altgriechischen aufgeführt *προκλιτικά*; Buttman, der sich erst dagegen sträubte, hat neuerlich auch nachgegeben; und Passow hat auf eine höchst merkwürdige Weise Hermann's Wort in sein griechisches Lexicon aufgenommen. Hr. Roß hat sich auch angeschlossen, aber mit Unrecht, da in dem Ausdruck *ἐγκλιτικά* nichts von zurücklehnen gesagt ist, dem doch die *προκλιτικά*, als die sich vorwärtslehnen, entgegengesetzt seyn sollen. — Die Regel über Abwerfung des betonten Endvocals S. 52 ist aus Buttman geschöpft. Statt: „Die Präpositionen und Partikeln blieben unbetont“, muß es heißen: „die Präpositionen und Conjunctionen.“ — Nach Hermann's Grundsätzen heißt es S. 54, *μω* zu schreiben, sey gegen die Analogie, weil *ω* als aus *ο* entstanden zu betrachten. Aber der Unterschied zwischen Synthesis- und Parathesis genügt zur Widerlegung dieser Behauptung. — Demselben gelehrten folgt Hr. Roß bey der Angabe der Regeln über *ἐστί* und *ἔστι* S. 54, auch hier mit Unrecht. Denn es läßt sich durchaus nicht gegen die Meinung der Alten behaupten, daß bloß der Unterschied der Bedeutung von *sein* als Copula und Prädicat dabey um Grunde liege.

Der in der Einleitung zur Grammatik vorangeschickte Abschnitt über die Dialekte scheint uns noch nicht zu genügen. Rec. will hier nicht es Hr. Roß zu besonderm Vorwurf machen, daß er die Ansicht Thiersch's festgehalten, S. 4 Anm. 3 und S. 6 Nr. 5 und Anm. 6, nach welcher Homer's Sprache nicht altonischer Dialekt im Gegensatz zu dem eunionischen des Herodot genannt werden soll, sondern als epischer Dialekt für sich allein dasteht, — obwohl er in dem Buche selbst dieser Behauptung nicht treu zu bleiben scheint, indem er S. 218 den Ioniern ionischen Dialekt anführt und S. 74 von dem ionischen Dialekt redend, für die Trennung solcher Leute, die bey den Attikern stets verbunden erscheinen, Beispiele anführt, Anm. 6, die aus Homer entlehnt sind, nämlich *δομαι*, *παῖς*, *ἐνπλόκαμος*, — noch auch das besonders herausheben, daß auch er den aeolischen Dialekt S. 5 als Anhängsel des Dorischen behandelt; überhaupt also das nicht berühren, was er hier mit Andern gemein hat. Aber nicht zu billigen ist es, wenn S. 5 gesagt wird, der Charakter des neuern Dorismus sey am reinsten ausgeprägt in den Gesängen des Pindars; welche Behauptung auch unwahr ist, aber noch unpassender erscheint, wenn man sogleich weiter Folgendes hinzugefügtieht: „Reiner ist der neuere Dorismus in den Idyl-

len Theokrit's“, was jenem zuerst Gesagten zu widersprechen scheint. Ferner wird es einem Lehrling unauflöslliche Schwierigkeit seyn, wenn er S. 112, daß der aeolische Dialekt in den meisten Theile von Mittelgriechenland, nämlich mit Ausfluß von Attika, Megaris und Doris gesprochen worden sey, woraus er doch auf Böotien auch hingewiesen wird und wenn er auf derselben Seite liest, daß Korinna die Böotierin aeolisch dichtete, und doch S. 6 ein böotischer Dialekt unter den Abarten des dorische erscheint.

Der Abschnitt §. 69. 70, über den Stamm und Charakter des Verbums und die Ausmittlung des Stammes ist ersichtlich darum ungenau, weil §. 69 der Charakter des Verbums bestimmt wird als der letzte Buchstabe des Stammes, da diels noch nicht genügt und bald darauf S. 208 angegeben wird, daß der Charakter auch ein Diphthong seyn könne, wie in *φορέω*, also auch aus zwey Buchstaben bestehend. Zweytens aber ist gerade, wie S. 85 vom Nominativ unrichtig behauptet wird, es sey eigentlich kein Kasus, sondern bloß die ursprüngliche Form der Worte, so hier bey dem Verbo immer von zwey Stämmen, einem Stamme des Praesens und einem der übrigen Verba geredet. Alle hierher gehörige Worte sind nicht von mehrfacher Stamme, sondern von verändertem Stamme im Praesens. Endlich während zuerst Stamm dasjenige genannt wird §. 69 wovon durch Ansetzung der verschiedenen Endungen und des Augments jede Verbalform gebildet wird, sieht man im Verlauf der Abhandlung den Stamm von *τύπτω* nicht *τυπ*, von *κρύπτω* nicht *κρυπ*, von *ράπτω* nicht *ραφ*, sondern *τυπω*, *κρυβω*, *ραφω* genannt.

Wir übergeben Vieles im Einzelnen, was uns einer größern Genauigkeit zu bedürfen scheint, doch bemerken wir noch Folgendes.

Vor allen Dingen hat sich Hr. Roß vor Angabe seiner Unterschiede zwischen Worten und Constructionsarten zu hüten, welche nicht in der Sache selbst gegründet sich überall darbieten und durchaus festgehalten werden können. Ein sehr auffallendes Beispiel der Art findet sich S. 157. Anm. 6, wo die dreyfachen Formen des Compar. und Superl. von *φιλος* von den Alten so gebraucht seyn sollen, daß *φιλικτερος* und *φιλικτατος* mehr befreundet, theuerer Freund, *φιλαλικτερος*, theurer, werther, und *φιλαλικτατος* mehr geliebt bezeichnet hätte. Wenn auch nicht die Sache selbst schon bey dem ersten Anblick sich als nichtig erwiese, so würde die Regel selbst ihr Verdammungsurtheil schon durch Roß's eignen Zusatz erhalten: „doch ist dieser Unterschied nicht durchgängig fest beobachtet worden.“ Eben so wenig haltbar ist ein Unterschied, welcher S. 355. Anm. 9 zwischen den Adverbien der Zeit mit und ohne Artikel aufgestellt wird. Steht nämlich bey ihnen der Artikel *τὸ πάλα*, so soll der darin enthaltene Begriff als eine dauernde Periode bezeichnet, im entgegen gesetzten Falle *πάλα* nur ein einzelner Moment hervorgehoben werden. In diesem Sinne erklärt Hr.

Rost ἀπὸ τοῦδε durch „von der Zeit an“; dagegen τὸ ἀπὸ τοῦδε „von der Zeit an beständig.“ Eben so soll der Artikel den Begriff der Adverbien, welche ein näheres Verhältniß angeben, steigern, und μάλιστα „hauptsächlich“, τὰ μάλιστα aber „ganz hauptsächlich“ bedeuten. Nicht minder unpassend scheint uns, was S. 40½ von ἀνύσσειν gesagt wird, daß es in der Bedeutung: gebieten, befehlen mit dem Dativ, in der Bedeutung Herr seyn mit dem Genitiv verbunden werde. Wie oft liebt man nicht z. B. im Homer κτήμασιν οἷον ἀνύσσειν, wo es sich doch recht gut durch: Herr seines Vermögens seyn, übersetzen läßt. So gesagt also, ohne bestimmte, sichere Begriffsangabe, kann ein Unterschied zu nichts führen. In der Bedeutung nach, heißt es S. 424 Anm. 2, werde ἐν mit dem Genitiv nur dann construirt, wenn der bestimmte Punkt angegeben werde, welchen man wirklich erreicht oder erreichen will. Der Unterschied ist hier wiederum nicht anwendbar, wegen der Unbestimmtheit, die das Ganze bekommt, indem man es auf die eine Art der Uebersetzung durch: nach beschränkt. Dies beweist das Beyspiel des Vfs. selbst, denn ἀποχωρεῖν ἐν οἴκῳ übersetzt er nicht durch nach, sondern: in die Heimath zurückgehen; aber ἐν οἴκῳ: sich nach der Heimath zurückziehen. Man vergleiche nur die Redensarten: ἀναβαλὺν ἐφ' ἱππον, ἐνὶ θρόνῳ, und Nützsch zu Hom. Od. III, 421. — Eine sehr weitläufige Regel über ὥστε in Verbindung mit dem Indicativ oder Infinitiv findet sich S. 500 Anm. 12, die unserer Ansicht nach nichts aufhellt. Der Hauptmangel scheint uns darin zu liegen, daß ganz ohne Grund der Infinitiv mit ὥστε für die muthmaßliche Folge im Gegensatz der factischen durch den Indicativ festgestellt wird, wozu nicht das Geringste im Begriff des Infinitivs berechtigt. Auf diese Weise vermehrt man die Regeln in der Grammatik, und fördert das Verständniß der Sprache nicht im mindesten.

In der Entwicklung der Casus §. 108 findet man folgende Regel: „Die Verbindung im ruhigen Zustande ist entweder eine innere und wesentliche, und wird bezeichnet durch den Genitiv; oder eine äußere und zufällige, und wird bezeichnet durch den Ablativ.“ Daß sie ohne Weiteres aus der Grammatik entfernt werden müsse, beweist sie nicht allein durch sich selbst, sondern auch die folgende Anmerkung thut es kund. „Da den Griechen eine besondere Form für den Ablativ fehlt, so bezeichnen sie die in diesem Casus enthaltenen Verhältnisse zum Theil durch den Dativ, zum Theil durch den Genitiv“, durch welche Worte obiger ganzer Regel widersprochen wird.

Zum Schlusse dieser Beurtheilung ziemt es uns, nicht dabey stehen zu bleiben, daß wir Etliches anzeigen, was uns auf diesem Wege hemmend entgegengetreten; sondern wir müssen auch dankbar bekennen und anzeigen, was uns erfreut und den Weg erleichtert hat. Dem Leser wird es bereits aufgefallen seyn, daß wir meistens von dem ersten, for-

mellen Theile der Grammatik geredet und in ihm Mängel und Ungenauigkeiten aufgezeigt haben. Der Grund hiervon liegt in den Vorzügen der Syntax, welche mehr den Forderungen genügt, die uns Zeit an solche Bücher zu machen hat. Weit öfter, als in der Formenlehre, zeigen sich hier des Vfs. Kenntniß und Benutzung der neuesten Forschungen in diesem Felde. Klarheit in der Behandlung und Aufstellung der einzelnen Regeln und Gefühl von dem, was der Jugend zu lehren und wie es ihr zu übergeben ist. Auch haben wir Hn. *Wüstemann's* Anhang über den griechischen Versbau gut und brauchbar gefunden. So scheiden wir denn nun von Hn. *Rost* mit der Achtung, welche jedes nicht unbedeutende Streben vom selbst einflößt, und mit dem Wunsche, daß es uns gelungen seyn möchte, ihn darauf hingewiesen zu haben, worauf es bey einer neuen Auflage vor allen Dingen ankommt. Was *Passow* für ein Lexicon fordert, daß sein Verfasser sich nicht begnüge, es durch Zusätze und Vermehrungen zu bereichern, sondern es immer wieder von neuem völlig durcharbeite, diess scheint uns auch in seiner ganzen Ausdehnung für die Grammatik nothwendig zu seyn.

POLITIK.

GRÜNINGEN, b. Oomkens: *Joannis Rudolphi van Eerde Oratio de Europa imperiorum jure temperatorum altrice*, publice habita Groningae die XIV Octobr. 1824, cum magistratum academicum solemniter deponeret. 1825. 82 S. 8.

Der verdiente Vf. (Prof. der Geschichte zu Gröningen) sucht in dieser Rede zu zeigen, daß es in der Natur der Sache liege, wenn Ackerbau treibende Völker diejenigen seyen, bey denen jedesmal die Herrschergewalt durch Gesetze und Verfassung beschränkt worden seyen, wogegen Gebirgsvölker am meisten in der Lage seyen, sich an einen unumschränkten Herrscher anzuschließen und sich demselben zu unterwerfen. Dieses weist er aus der frühesten Geschichte von Asien nach; worauf er sodann auszuführen sucht, daß bey allen Völkern Europa's dagegen stets die Herrschergewalt beschränkt gewesen sey, theils durch Gesetze, theils durch die unverbrüchlich aufrecht erhaltene öffentliche Meinung. Und schließt er damit, hieraus zu folgern, daß jede Besorgniß, wie Europa jemal durch barbarische Völker oder durch despotische oberer unterjocht werden könne, grundlos sey. Als dieses ist freylich nur durch bloße Umrisse angedeutet, wie solches bey dieser Gelegenheit nicht anders angemessen war; zu wünschen wäre es, daß es dem Vf. beliebt hätte, sein Thema in einem eignen Werke weiter auszuführen. Ausserdem enthält das Werkchen schätzbare Notizen über zwey verstorbene Gröninger Gelehrte, *Janus Constantinus Driessen* und *Hermann Muntingh*, auf welche Rec. um so eher aufmerksam zu machen sich erlaubt, als dasselbe nicht in den Buchhandel gekommen ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z. U. R.

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Bonn, b. Marcus: *Historia Jemanae*, e codice MS. arabico, cui titulus est: *بغية المستفيد في أخبار مدينة زبيد* concinnata; quam, praemissa de Kibri auctore et argumento, nec non de antiquitatibus Jemanensibus historicis disputatione; adjecto indice geographico locorum et fluminum, in codice obviatorum, ab illustriss. philosopho ordine in Acad. Boruss. Rhenana praemio ornata edidit Carolus Theodorus Johannsen, Hofstater. 1828. 4 S. Vorr. u. 300 S. 8. (1 Rthlr. 22 gGr.)

Der Codex, nach welchem diese Geschichte von Jemen ihrem grössern Theile nach gearbeitet ist, wurde von Niebuhr nach Kopenhagen gebracht, wo ihn Hr. Prof. Freytag, der Lehrer des Vfs., abschrieb. Er ist an vielen Stellen ungesau geschrieben, und namentlich sind darin die diakritischen Punkte, selbst bey Namen, oft weggelassen oder inconstant gesetzt; was die sichere Lesung dieser Namen zuweilen sehr erschwert und nicht selten ganz unmöglich macht. Hr. J. legt in §. 1. den Inhalt des Codex dar, welcher mit einer Einleitung *ab ovo* beginnt und mit der Autobiographie des Vfs. schließt. Dieser heisst *Seif-el-islam ben Dhi-Jasen El-fakih Abd-er-rahman Er-rob'i*, und ist geboren im J. der Hedschra 355. Ausser ein Paar andern Büchern schrieb er die Geschichte seiner Vaterstadt *Sabid* (سبأ), welche eben in diesem Codex enthalten ist. Wir wünschten, daß Hr. J. in §. 2. etwas mehr aus der Handschrift excerptirt hätte, namentlich über den Gang der Studien dieses gelehrten Arabers, worüber sie Manches zu enthalten scheint, dessen Mittheilung für den Leser lehrreich und nicht ohne Interesse gewesen seyn würde. Selbst die Titel der von Jenem studirten Bücher hätten Bemerkungen veranlassen können, wie z. B. die von *de Sacy* zu dem Leben *Abdellatif's* gegebenen.

§. 3. Ueber Stil und Erzählungsart des Vfs.: Einfache und leichte Prosa mit eingewebten Versen, in einzelnen Partien jedoch höherer Stil mit Reimen.

§. 4. Ueber die Quellen, welche von dem Vf. des Cod. benutzt sind. Zu diesem §. lieferte Hamaker einige Beyträge aus Hadshi Chalifa und Ibn Chalkan. Leider finden wir hier von manchen Schriftstellern nichts als die Namen, was uns schmerzlich

an unsere geringe Kenntniß der Literaturgeschichte der Araber erinnert. Wir fügen wenigstens eine Notiz zu Nr. 6 der angegebenen Quellen, nämlich über den sogenannten „großen Chronikenschreiber“ (المؤرخ الكبير). Derselbe heist in der Vorrede zum Calcuttaer Kamus *الإمام الكبير* (nicht *المؤرخ الكبير*, wie hier, wo dieses Wort obendrein vom Setzer zerrissen ist, so daß das Ende in der ersten, der Anfang aber in der zweyten Zeile steht), und seine Chronik von Jemen wird unter dem Titel angeführt: *طائر الزمن* d. i. „das Prachtgewand der Zeit.“ Hadshi Chalifa unterscheidet aber drey Chroniken desselben. Eine von diesen, wir wissen nicht welche, befindet sich in Leyden; mit ihr wird uns vielleicht Hr. Hamaker näher bekannt machen. (Vgl. Hamak. Spec. catal. S. 186. Not. 626.) Der Name des berühmten Bochari Nr. 22. ist vollständig: *Abu- Abdalla Muhammed ben Ismail b. Ibrahim b. Moghaira Dschofi*. Man s. *Mischkat el-Masabih* (Calcutt. 1809.) I. Vorr. S. III. Ebendaf. I. S. 452 ist als das Geburtsjahr des Soffan Thauri das J. 99 angegeben.

§. 5. handelt *de ratione, qua horum scriptorum dicta in usum suum convertit auctor*. Am meisten folgt er dem *Amara el-Jemeni* (wie Abulfeda in der Geschichte von Jemen, z. B. *Annal.* II, 122. III, 56.), dem *Dschennadi*, dem *Khasredsch*, *Edrifi* u. a. Er hat seine Quellen überall mit eignem Urtheil verarbeitet; wo er ihnen aber widerspricht, da fügt er meistens ein bescheidenes *والله أعلم* „Gott weils es“ hinzu. Nur die Dynastie der Taheriden beschrieb er zuerst, theils als Augenzeuge, theils nach mündlicher Tradition, und hier sind seine Berichte am weitläufigsten, so daß er oft die Begebenheiten der einzelnen Tage aufzählt. Uebrigens geht die Geschichte des Cod. nicht über die Zeit des Islam hinauf. Daher hat es Hr. J. unternommen, diese vorislamitische Geschichte Jemen's nach den vorhandenen Hilfsmitteln selbst darzustellen, und schickt derselben §. 6. eine geographische Schilderung Jemen's voraus, worin er hauptsächlich Niebuhr folgt. Ueber den Namen *Jemen* finden sich in dem Cod. selbst drey verschiedene Meinungen; nach der ersten rührt er von einem Stammvater Jemen her (vgl. auch *Mém. de Littérature*, Tom. I. S. 263), nach der zweyten bedeutet er das glückliche Land (wie bey

Ptolemäus), und nach der dritten, welche die annehmlichste ist, *das rechtsliegende Land* im Gegensatz zu Syrien (*Schām* d. i. das links liegende). Der Name hat einen weitem und einen engern Begriff. Jemen im weitem Sinne ist von der Natur selbst in zwey Theile getheilt, nämlich den östlichen bergigten, *Dschebäl* (جبال d. i. *montes*) und den westlichen ebeneren, *Tehäma* (تَهَامَة). Die größte Provinz ist Jemen im engern Sinne. Es werden nun die verschiedenen Provinzen nach *Niebuhr* aufgezählt S. 30 ff. Die Provinz zwischen Abuarisch und Hidschäs, welche bey *Niebuhr* in der Ueberschrift keinen Namen hat, heisst in dem *Codex Birk* المَرْكَاء, f. S. 172, nicht Birk, wie S. 83 steht.

§. 84 ff. handelt der Vf. über die Jemen eigenthümliche Benennung *مَخْلَاف* für „District, Departement“, worüber schon *Reiske* gesprochen zu Abulfed. Annal. II, 664. Der Vf. giebt über diesen Ausdruck den betreffenden Artikel aus einem handschriftlichen geographischen Lexicon (wahrscheinlich von *Hamaker* mitgetheilt), und fügt dazu S. 88 f. einige Bemerkungen über die Regierungsform Jemen's. Wir zeichnen nur das aus, daß in dem Cod. die Richter und Führer des Volks öfter genannt werden *أهل العقد والحق* d. i. „Leute des Bindens

und Löfens.“ Eine andere bildliche Benennung der Vornehmen einer Stadt findet sich S. 189, nämlich *مناصب البلد* „die Säulen der Stadt“ (vgl. den ähnlichen Gebrauch des hebr. *מַנְשָׁב*, *Gesenius* zu Jes. 19, 13). §. 7. endlich enthält von S. 89 bis 101 die Geschichte Jemen's vor Muhammed, vorzüglich nach *Pococke* (*Spec. hist. Arab.*), *Schultens* (*Hist. Joctanidarum*), *Eichhorn* (*Monum. antiq.*), *de Sacy* (in den *Mém. de Litt.* Tom. 48.) u. a. Die Nachrichten der Araber über die frühesten Geschichte Jemen's sind so mangelhaft und einander widersprechend, daß sich nicht einmal die Reihe der Regenten sicher ausmitteln läßt. Die Sagen, welche an der Spitze dieser Geschichte stehen, sind aus der Bibel geflossen. Es werden genannt Kahtan (der Joktan der Bibel), nach Abulfeda der Sohn des Eber des Sohns Schalach (wie 1 Mos. 10, 24 ff.), Jaarab, Jaschhab, Saba (Sabäer), Himjar (Himjariten), Wathil und Kachlan. Der Vf. glaubt, daß die letztern beiden, von denen der Erste der Sohn des Himjar, der Andere dessen Bruder war, in zwey Linien neben einander regiert haben, jener in Jemen selbst, dieser in Hadramaut: worauf auch eine Notiz bey Hamfa Isfahani führt, f. *Schult. Hist. Joctan.* S. 22. In den folgenden Namen ist wenig Uebereinstimmung bis auf den ersten *Tobbt* El-hareth Er-räjjich. Nach diesem nennt Abulfeda einen Dhu-'l-karnein d. i. *bicornis*, welcher der im Koran Sur. 18. erwähnte seyn soll. Unter den folgenden Regenten kommt ein Africus vor, welcher eine Expedition nach Afrika unternommen und von den äußersten Grenzen desselben einen Theil der von Josua aus Palästina verjagten Flüchtlinge in das

östliche Afrika zurückgeführt haben soll. Ferner die Belkis als die Königin, welche Salomo besuchte. Schamar soll den Jaschtasf (Darius Hytaspis) zwungen, und Sina, Sogdiane und Chorasän erobert und Samarkand seinen Namen gegeben haben. Ueber die berühmte Ueberschwemmung des Landes haben bekanntlich *Reiske* und *de Sacy* ganz abweichende Meinungen aufgestellt, indem sie Ersierer ungefähr in das J. 80 nach Chr., Letzterer aber weiter herab in die Mitte des 2ten Jahrh. setzt. Der Vf. setzt S. 60 ff. beide Meinungen kurz aus einander, und giebt dann das Urtheil, daß eine wie die andere höchst unsicher sey. Darin tritt er jedoch *de Sacy* bey, daß Amran und Amr ganz aus der Reihe der Regenten zu streichen seyen. S. 70 f. erklärt sich der Vf. über die von den Geschichtschreibern angenommene lange Regierungszeit der frühern Regenten und glaubt, daß solche Annahmen größtentheils dadurch entstanden seyen, daß man viele Regenten-Namen nicht gewußt und so deren Regierungszeit zu der ihrer einmaligen Vorfahren gerechnet habe, daß aber die ganz ähnlichen Erscheinungen in der frühesten biblischen Geschichte aus der Kürze der Jahre bey den alten Hebräern zu erklären sey (?). Die Zeit der weitem Regenten giebt der Vf. nach *de Sacy* an, zeigt aber treffend, wie auch hier noch Alles schwankend und ungewiß ist. Es ist in der That kaum möglich, die so sehr abweichenden Nachrichten der Geschichtschreiber zu vereinigen, wie denn schon Abulfeda über die einzelnen Bestimmungen in diesem Theil der Geschichte starke Zweifel äußerte. Einen etwas festern Punkt gewinnt die Geschichte erst wieder bey dem letzten himjaritischen Könige Dhu-Nuwäs, welcher, zum Judenthume bekehrt, seine Unterthanen zu seinem neuen Glauben zwingen wollte, und namentlich die christlichen Einwohner der Stadt Nedsohrän niedermachen und in einer Grube verbrennen ließ. Vergl. Koran Sur. 85. Einer dieser Unglücklichen entrann, und auf seine Veranlassung wurden die Himjariten von dem Könige der Habessinier unterjocht. Diese Begebenheit wird von *Pococke* ungefähr 70 J. vor Muhammed gesetzt, von *de Sacy* ein wenig früher. Der erste habessinische König über Jemen wird bald Arjat, bald Arnat, bald Arbät genannt, was in der zweifelhaften Punctuation des Namens (أرباط, أرباط, أرباط) seinen Grund

hat. Die letzte Schreibart ist von *de Sacy* angenommen und findet sich auch in dem Gothaer Kithāghani, worin die Geschichte der habessinischen Invasion erzählt ist. Durch einen Zweykampf gelangte Abraha zur Herrschaft, welcher den Christen in Sana' einen prächtigen Tempel baute und den bekannten unglücklichen Feldzug gegen Mekka unternahm. Vgl. Koran Sur. 105. Nach ihm regiert sein Sohn Jeksum, und dann sein Bruder Mesruk; worauf das Land unter die Oberherrschaft der Perser kommt, bis es durch das Schwert des Islams bekehrt und erobert wird. Nach Abulfeda ruhm schon Badhan, der letzte (oder vorletzte) persische Statthalter des

Islam an; in der Geschichte von Sebid dagegen wird abweichend von allen übrigen Nachrichten Hareth ben Abdalla el-Himjari als der erste Bekenner dieses Glaubens genannt.

Der Vf. kommt nun S. 102 zu der Hauptpartie seines Buchs, dem *Conspectus historicus* jenes Codex. Es wird dadurch in unserm Kenntniß der Geschichte Jemen's manche nicht unbedeutende Lücke ausgefüllt und manche Berichtigung schon bekannter Angaben gewonnen. Denn gerade die Periode von Muhammed bis zum Beginn des 10ten Jahrh. der Hedschra, wo die Berichte des Codex schiefen, lag bisher weniger vollständig vor; für die spätere Zeit ist dagegen schon von de Sacy gesorgt in den *Notices et Extraits*, IV. S. 412 ff. Hr. J. folgt dem Vf. der Geschichte von Sebid Schritt für Schritt, und giebt daraus Alles, was einige historische Bedeutung hat, so daß er oft wörtlich übersetzt zu haben scheint. Dabey macht er in den Noten auf abweichende Nachrichten anderer Schriftsteller aufmerksam, (wobey namentlich *Deguinges* Berichte in der Geschichte der Hunnen oft getadelt werden, wie von Hamaker im *Spec.* S. 187), entwickelt einzelne Schwierigkeiten, und hebt hin und wieder Stellen des Originals aus. Nur wünschten wir diese letzte Rücksicht etwas häufiger beachtet und namentlich viele Namen im Original ausgezeichnet zu sehen, da die Schreibung derselben mit lateinischen Buchstaben bey dem Vf. nicht consequent und bezeichnend genug ist, um ohne Mühe und mit voller Sicherheit die arabische Schreibung sogleich zu erkennen. Vielleicht findet sich der Vf. oder Hr. Prof. Freytag einmal veranlaßt, einzelne Partien des Codex im Original bekannt zu machen. Wir wollen uns bemühen, die Geschichte in ihren Hauptpunkten zu verfolgen und daneben hauptsächlich auf etwaige Abweichungen von unserer bisherigen Hauptquelle, Abulfeda's Annalen, bemerklich machen. Von den Statthaltern unter Muhammed selbst und den vier ersten Chalifen S. 106 bis 109, unter den Umajjaden — S. 113; unter dem letzten derselben, Mervan II., Unruhen in Hadramaut, die aber noch vor dem Sturze der Dynastie beygelegt werden. Statthalter unter den Abbasiden bis auf Mamun — S. 118. Bis hierher beziehen die Nachrichten, welche im Codex in eine Vorrede zusammengedrängt sind, fast nur aus einer trocknen Reihe von Namen, welche jedoch, immer mit den betreffenden Jahrzahlen versehen, wenigstens eine feste Grundlage der Geschichte bilden. Selten findet sich eine Bemerkung über die gute oder schlechte Administration eines Statthalters oder über einzelne meist unwichtige oder ausgeschmückte Begebenheiten, z. B. S. 114, daß einmal die Sterne wie Regen vom Himmel gefallen und dadurch viele von Dämonen Besessene geheilt seyen. Doch stößt man hie und da auf Jahrzahlen oder sonstige Angaben, welche von den bisher bekannten abweichen, z. B. S. 106. 110. 114. Kap. I. handelt von der Stadt Sebid selbst. Sie ist nach *Errobi*, dem Vf. des Cod., die Hauptstadt von Tehama, und gehört zu Jemen's vier heiligen

Oestern (die übrigen dreysind: El-kethib el abijah (الكثير الأبيض), El-Dschenned oder Dschenned (الجنيد) und Mareh (مارب). Südlich von der Stadt fließt der Wadi Sebid, nördlich der Wadi Rima (ريم). Oestlich eine halbe Tagereise entfernt eine Kette von hohen Bergen, westlich die Aussicht auf das Meer. Es war einst die größte Stadt von Jemen; von Sana' ist sie 40 Parafangen entfernt. Sie wurde auf Befehl des Chalifen Mamun im J. 204 H. von Muhammed ben Abdalla ben Siad El-amavi gegründet.

Kap. II. Die Herrschaft der *Siddiden* (vgl. Abulfed. Ann. II, 122 — 128) bis zum J. 412 H. Dem Ibn Siad folgt sein Sohn Ibrahim bis 289, dann dessen Sohn Siad, und bald darauf dessen Bruder Abu-l-dschahsch Ischak, unter welchem Suleiman ben Tars sich empört und einen Theil von Jemen gewinnt. Fast gleichzeitig erobert Ali ben Fadhl Sebid. Abuldschahsch st. 391 (nach Abulf. 371). Statt seines minderjährigen Sohnes regiert dessen Vaterschweller (Abulf. ältere Schwester) Hind zugleich mit dem habessinischen Sklaven Reschid (Abulf. II, 124: رشيد, doch III, 56. steht dafür رشيد) und nach dessen Tode mit Husein ben Salama aus Nubien, welcher verlorne Provinzen wieder erobert, viel baut, zwischen Hadramaut und Mekka Meilensteine errichtet und 402 oder 403 stirbt. Nach ihm gewinnt sein Sklave Merdschan den größten Einfluß und dann wieder dessen Sklaven Nefis (Abulf. نفيس) und Nadschah. Letzterer geräth nach dem Tode des minderjährigen Abdalla in Krieg mit Nefis, besiegt denselben und erobert 412 Sebid. Mit ihm beginnt Kap. III. die Herrschaft der *Habessinier* aus seinem Hause und die der *Sulehid*. Die Darstellung ist hier meistens vollständiger, als bey Abulfeda III, 56 — 62, besonders die Erzählung, wie Dschahsch, ein Meister im Schachspiel und Dichter zugleich, auch Verfasser eines historischen Werks über Sebid, zur Regierung gelangt S. 133 — 136.

Kap. IV. handelt S. 133 — 142 von den Vesiren der letzten Regenten aus Nadschah's Stamme, welche alle Macht in Händen hatten und auch die äußern Zeichen der Herrschaft, wie das Münzrecht, an sich rissen, während jene Regenten nur Scheinkönige waren. Abulfeda hat von diesen Vesiren, soviel uns bekannt ist, nichts berichtet, obgleich namentlich der letzte, Sarar, große Bedeutung hatte.

Kap. V. Von den *Mehediden*, S. 143 — 146. Hier ist Abulfeda (III, 566 — 570) etwas vollständiger. Ali ben Mehedi erobert Sebid im J. 554, regiert aber nur 2 Monate. Sein Sohn Mehedi ben Ali st. 558. (Abulf. kennt das Todesjahr nicht, und sagt von dem Vater Vieles, was hier dem Sohne beygelegt wird.) Der letzte Regent dieses Hauses wird im J. 569 aufgehoben von Turanschah (hier ثوران شاه, nicht توران شاه, wie bey Abulf.), dem ersten der Biju-

Mythologie. Von diesen handelt Kap. VI S. 146—155. Vergl. Apulied IV, 6ff. Turanischah setzt mehrere Statthalter ein, welche nach seinem Tode 576 jeder für sich die Regierung bekamen. Darauf schickt Saladin andere, von denen endlich Saladin's Bruder Seif - el - islam ganz Jemen gewinnt. Nach ihm behauptet sich sein Sohn Moiss - eddin, und nach diesem dessen Bruder Nasir unter Leitung des Kurden Sonker Atsbeh, von dessen Nachfolger Ghafi jener vergiftet wird am J. 611. Ueber den nun eintretenden Dynastien - Wechsel um 680 H. findet sich das Nähere bey Abulfeda IV, 352.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Krassus's u. Lirrazio; in der v. Jenisch - u. Stage. Nachh.: *Manuscript eines Clauener's auf der schwäbischen Alp*, von Karl von Wernock. Zweyter und letzter Theil. 1828. 290 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Dieser Band, welcher dem ersten, bereits angezeigten gefolgt ist, hat vier Abtheilungen, und begreift: 1) Ansichten über Freundschaft, in der Form einer Philosophie der Freundschaft; 2) Aphorismen über Wahrheiten aus dem Gebiet des Lebens und der Wissenschaft; 3) Staatswissenschaftliche Untersuchungen; 4) Philosopheme. — Man sieht, von wie vielen Dingen unter diesen Ueberschriften die Rede seyn kann, was denn auch der Fall ist, und wobey der Vf. ohne Ueberspannung Grundsätzen huldigt, welche zum Theil immer allgemeiner anerkannt werden sollten, und auch von Vielen anerkannt werden. Z. B.: „Der Staat ist ein Product der Geschichte, und nicht ein Gebild der Imagination. In Europa kann bey Staatsverfassungen nicht die Rede seyn, dem Staat eine ganz neue Rechtsgrundlage zu geben, sondern solche Vervollkommnungsversuche können nur dahin zielen, die natürlichen Fundamente der Verfassungen zu befestigen.“ (S. 102.) — „Eine philosophische Verfassung kann wirklichen Staatsverhältnissen nie zum Grunde gelegt werden, . . . sie muß auf die feste Grundlage geschichtlicher Verhältnisse sich gründen, . . . die Gesetzgeber müssen vor Allem die Verhältnisse der Zeit und Oertlichkeit, gleichwie den moralischen Charakter ihrer Völker beachten, um der Gesetzgebung den Werth der Zweckmäßigkeit zu geben“ (S. 116); wobey nur bemerkt werden dürfte, daß eben dieses Verfahren philosophisch ist, also dem Philosophischen nicht entgegenge setzt werden kann,

wesern man darunter nicht etwa Eingespinnne der abstracten Speculation versteht. — „Die Monarchie verdient wegen ihrer Vorzüge vor allen andern Verfassungen die Verfassung der Civilisation genannt zu werden.“ (S. 184.) Eingeschränkt werden die Vorzüge durch die Bemerkung, daß republikanische Verfassungen in Abticht auf Künste und politische Wissenschaften den Preis davon tragen, jedoch „die Wissenschaften, die auf das allgemeine Menschliche, oder auf das Studium der Natur hinsielen, finden in dem ruhigen, zur Meditation einladenden monarchischen Zustande ihr Element und ihre geistige Atmosphäre.“ (S. 143.) — „Der Staat der alten Welt war ein innerhalb Raum- und Zeitbegrenzung dargestelltes Ideal. Die höchsten Ideale des Staats der christlichen Civilisation liegen über der politischen Lebensphäre der Menschheit.“ (S. 148.) „Seit dem Christenthum sehen wir das Völkerverleben in der Weltgeschichte in universellen Formen sich entwickeln und bewegen.“ — „Mythisch nennen wir diejenige Erkenntniß, welche uns die Wahrheit bildlich oder durch Gleichnisse darstellt. Der Mythismus kann damit ursprünglich Vernunftwahrheiten in sich fassen; allein wir vermissen in ihm die Klarheit der Verstandesanfichten. Die Phantasie bleibt sein vorherrschendes Erkenntnißvermögen.“ (S. 274.) Der Vf. unterscheidet einen intellectuellen, praktischen, poetischen Mythismus, und sagt, derselbe bleibe nicht bey allgemeinen Ahnungen und unbestimmten Ideen stehen, sondern construiren sich eine Traumwelt und erdichte willkürlich für sie allgemeine und besondere Gesetze, die weder die Autorität der Vernunft, noch die der Erfahrung für sich haben. Folgende Bemerkung, womit der Band schließt, hat viel Undeutliches: „Die Lebensphilosophie steht zwischen Skepticismus und dogmatischer Philosophie in der Mitte. Man könnte sie, vielleicht nicht mit Unrecht, eine *Erfahrung des Ueberfinnlichen* nennen. Die Thatfache unsers höhern menschlichen Bewusstseyns ist ihr Axiom, und ihre Beweiskraft findet sich in der moralischen Evidenz der mit dem ganzen geistigen Natur des Menschen in Zusammenhang stehenden Ideen von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit.“ Auf Erfahrung des Ueberfinnlichen berufen sich Mystiker, hätten also die Lebensphilosophie, und wie kann diese in der Mitte stehen zwischen zwey Lehren, die sich aufs Aergste bekämpfen und gegenseitig verneinen? Besser vielleicht ließe sich sagen, die Lebensphilosophie sey eine *Art*, welche man im Leben gebrauchen kann; unterchiede von andern Arten der Philosophie, die im Leben für Nichts zu gebrauchen sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Born, b. Marcus: *Historia Jemanae, e codice MS. arabico, cui titulus est: بغية المستفيد في أخبار مدينة زهد* concinnata; — edidit Carolus Theodorus Johannsen etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kap. VII. Die Refuliden. S. 156—186. Menfur, ein ausgezeichneter Regent, wird 647 von seinen türkischen Sklaven getödtet (vgl. Abulf. IV, 526). Diese gehorchen dann einem Abubekr (den Abulfeda ganz übergeht), welchen aber Menfur's Sohn El-melik el-mudhaffer bald entfernt. Dieser stirbt 694, sein Sohn El-aschraf st. 696, dessen Bruder El-mutajjed st. 721. Sein Sohn El-mudschahid (st. 764) ist der letzte Regent von Jemen, welchen Abulfeda erwähnt (V, 360). An die Stelle der Vergleichung der Nachrichten dieses Historikers treten von nun an bis zu Ende dieser Dynastie hin und wieder Zusammenstellungen mit den Angaben der schon bezeichneten Chronik von Jemen des Khasredsch, welche mit dem Tode des zweyten Aschraf dieser Dynastie (808 H.) schließt (s. Hamaker Spec. catal. S. 186). Die Relation aus der Geschichte von Sebid aber wird immer reichhaltiger und vollständiger; weshalb wir unsre Leser lieber auf das Buch selbst verweisen, welches für diese nächste Periode vor der Hand eine Hauptquelle seyn wird, und auch hier nur die Reihe der Regenten nebst einzelnen Datis ausheben. Wir machen zuerst aufmerksam auf die ausführliche Bemerkung über die Secte der Seiditen (الزيديون), welche in dem Cod. oft erwähnt wird, S. 166. Mudschahid's Nachfolger Elafdhah (st. 778 H.) war ein grosser Freund der Wissenschaften und verfasste mehrere Bücher, worunter auch ein Auszug aus der Chronik (تاريخ) des Ibn Challikan S. 168. Aschraf II. Ismail wird sehr gerühmt, namentlich auch als Patron der Gelehrten, wie er denn dem Oberrichter (قاضي الغضاة) Dschemal-ed-din Er-renemi (الرنمي) für sein juridisches Werk in 24 Bänden mit dem Titel: شرح التنبية 12000 Denare in silbernen Gefässen überlieferte. Derselbe ist als Gönner des Firusabadi bekannt. Ihm folgte noch bey seinen Lebzeiten sein Sohn, der Sultan El-melik en-nafir Ahmed, welcher

unter andern gegen die Asawerier, die Eroberer von Basra, glücklich war. Ueber diese (أساورية) wird eine Notiz aus dem Gothaer Kitab el-aghani beygebracht S. 171. Auch erhielt er eine Gefandtschaft des Kaisers von China; welche er, wenn sie gleich stolz war („sein Herr, der Kaiser von China, liesse ihn grüssen und befehlen, dass er gegen seine Unterthanen Gerechtigkeit übe“), doch sehr ehrenvoll aufnahm. Er starb 829 (nach Hamaker Spec. S. 186 im J. 827, nach Deguignes im J. 830). Sein Nachfolger El-mensur Abdalla ben Ahmed regiert nur kurze Zeit, länger alsdann dessen minderjähriger Bruder Aschraf III. Ismail ben Ahmed von 830 an, oder eigentlich nach einigem Zwiste der Grossen, sein Oheim El-melik et-täher Jahja, welcher den König bis an seinen Tod gefangen hielt. Jahja starb 842. Sein ältester Sohn Aschraf IV. Ismail erhält wegen seiner Tapferkeit den Beynamen البجرون (daemoniacus) und regiert bis 845. Es folgt der Sohn seines Oheims El-melik el-mudhaffer Jusuf, äusserst schwach und beständig von Rebellen bedrängt. Diese Unruhen, in welchen mehrere Nebenkönige herrschten, die wir übergehen, wurden endlich von den Taheriden, von welchen in dem drey letzten Kapiteln S. 186—250 die Rede ist, bezeugt. Die Brüder-Könige El-mudschahid Schems-ed-din Ali und El-melik edh-dhäfer Seläh-ed-din Amer von dem Stamme der Benu Taher ziehen 863 in Aden, 869 in Sebid ein. Mit Umständlichkeit werden ihre Anfeindungen, ihre Kriegszüge, Eroberungen und sonstigen Thaten und Schicksale erzählt. Sie besiegen namentlich auch den Imam von Saná im J. 866; die Stadt wird ihnen aber wieder entrissen, und 870 Edh-dhafer auf einem Zuge gegen dieselbe getödtet. Sein Bruder regiert sodann allein bis zu seinem Tode 883.

Kap. IX. Die Regierung des Tadsch-ed-din Abd-el-wahháb, eines Neffen des Mudschahid, welchem dieser schon 877, als er an einer schweren Krankheit darniederlag, die Königswürde übergeben hatte. Er besetzt daher gleich nach seines Oheims Tode Aden, und nach geringem Widerstande seines Verwandten Jusuf ben Amer auch Sebid. Er regiert bis 894, worauf sein Sohn El-melik edh-dhäfer Seläh-ed-din Amer die Regierung erhält, und von diesem handelt das letzte Kap. X. S. 229—250. Er tritt die Regierung bey grosser Ruhe an, wird aber von seinen drey Oheimen unaufhörlich angefeindet, die

die er nur mit Mühe bezwingt, und von denen Einer noch zur Zeit des Vfs. der Geschichte von Sebld gefangen gehalten wurde. Die letzte Nachricht, welche überhaupt gegeben ist, fällt in das Jahr 901. Namentlich in der Relation der letzten Kapitel ist aber der Stoff so reichhaltig und umständlich, daß nicht nur das stete Gewirre von Empörungen in allen Theilen des Landes, welche rasch hinter einander ohne Raisonnement aufgezählt sind, sondern auch die eingestreuten Notizen von dem Wechsel der Präfecten und Kadhi's in einzelnen Städten, so wie die Todesnachrichten von angeesehenen Männern den Leser eher betäuben und ermüden, als ergetzen können. Ueberhaupt ist der Eindruck der Lectüre ungefähr derselbe, wie der, welchen man bey Lesung der Original-Chroniken der Araber gewinnt, und unser Buch liefert eigentlich erst die nackten Materialien, welche in Zukunft zu einer wahren Geschichte von Jemen verarbeitet werden müssen. Wir machen damit dem gelehrten Vf. eben keinen Vorwurf, sondern sind ihm vielmehr sehr dankbar für sein mühsames und schwieriges Geschäft. Er wird es sich aber selbst nicht verhehlen, daß er bey weitem nicht alle Schwierigkeiten bey den jetzt vorhandenen Hilfsmitteln hat heben können. Die Lesung einer Menge von Namen bleibt jetzt noch höchst ungewiß, wie er dies selbst in den Noten unzählige Male angedeutet hat. Ueber viele so häufig im Codex erwähnte Stämme, Secten, Städte und Districte mußte er uns trotz mancher trefflichen Hilfsmittel, die ihm zu Gebote standen, in Ungewissheit lassen. Eine Menge Schwierigkeiten in Betreff geographischer Namen hat er jedoch in dem angehängten sehr dankenswerthen *Index geographicus* gelöst, worin er die meisten im Codex vorgefundenen Namen von Oertern und Flüssen alphabetisch aufgezählt und erläutert hat S. 251 — 300.

Das Aeußere des Buchs ist gefällig. Druckfehler waren bey der großen Masse von Eigennamen kaum zu vermeiden, und wirklich ließe sich das angehängte kleine Verzeichniß um ein Bedeutendes vermehren. Wir sehen mehr aber auf den innern Werth der Gabe, welcher groß genug ist, um jene kleinen Mängel zu decken.

MEDICIN.

HADAMAR, in d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Bromatologie oder Uebersicht der bekanntesten Nahrungsmittel der Bewohner der verschiedenen Welttheile*. Naturhistorisch und mit Hinweisung auf ihren diätetischen und pharmacodynamischen Werth entworfen in drey Theilen von J. N. Kolb, der Philosophie, Arzney-, Wundarzney- und Entbindungskunde Doctor, Herzogl. Nassauischem Medicinalrathe u. s. w. Erster Theil, welcher die Nahrungsmittel aus dem Thierreiche enthält. 1826. VIII u. 364 S. 8. (1 Rhlr. 16 gGr.)

„Mich treffe die Geißel der Herren Recensenten, wenn ich gar nichts geleistet habe.“ Mit dieser unwür-

digen Ansicht von der wahren Kritik beginnt der Vf. seinen ersten schriftstellerischen Versuch; wenigstens sind wir geneigt, das vorliegende Werk dafür zu halten, weil Alles darin mehr auf den echtungswürdigen Voratz, nützlich zu seyn, deutet, als auf die frey Handhabung des zu bearbeitenden, allerdings mannichfaltigen Stoffes. Dem Ganzen liegt der Vorwurf zum Grunde, eine Uebersicht der bekanntesten Nahrungsmittel der Völker unsrer (?) Erde mit Beziehung auf ihren diätetischen und pharmacodynamischen Werth zu liefern. Dem Vf. ist kein Werk bekannt, das die Nahrungsmittel aller (?) Erdbewohner in systematischer Reihenfolge und mit Aufzählung eines jeden besonders Nährstoffes (?) enthielte; er kannte also, um nur zwey Beyspiele anzuführen, weder Joh. Friedr. Zückert's *Materia alimentaria in genera, classes et species disposita*. (Berol. 1769; noch Plenc's *Bromatologia*. Viennae 1784. Er versichert auch: „die Werke der ersten Naturforscher, der besten Rehistoriker (?), der vorzüglichsten Diätetiker, der geachteten Chemiker und der hochverdientesten Geschichtsschreiber älterer und neuerer Zeit“ benutzt zu haben, wogegen sich nichts einwenden läßt. Doch hätten die benutzten Quellen genauer angegeben werden sollen, als es geschehen ist; weil dies theils in der Aufgabe einer bloßen Compilation liegt, theils aber unerläßlich wird, wo es sich, wie hier, stets um Thatfachen handelt. Alsdann wären Verflüsse vermieden worden, wie das Anführen eines *Cadamofus*, der bekanntlich *da Ca da Mo* hieß. Alsdann würde sich der Vf. vielleicht auch überzeugen haben, daß ein Anhäufen unwesentlicher Citate weder wahre Gelehrsamkeit beurkundet, noch überhaupt irgend einen Nutzen zu gewähren vermag. Auch wir stimmen dem Vf. bey, wenn er dafür hält, daß wer eine Uebersicht der Nahrungsmittel geben will, dabey die nothwendigen Beziehungen auf Pharmacodynamik, Naturgeschichte, Chemie, Diätetik und Kochkunst beachten muß; dennoch lag es gewiß nicht in der Aufgabe, durch eine Menge dem gewöhnlichen Leser unverständlicher Kunstausdrücke, als: *physiologisch, anaplernisch, anaplerotisch, Anaemia, Aspermatism, Galakturie, Olygotrophie* u. dgl. m. den ohnehin nicht immer deutlichen Vortrag noch mehr zu verdunkeln und dadurch das Werk weniger brauchbar und gemeinnützig zu machen.

Schon der Titel deutet darauf, daß dieser Theil die Nahrungsmittel aus dem Thierreiche zählt. Das Ganze zerfällt in sechs Hauptabtheilungen, überschrieben: *Säugethiere, Fische, Vögel, Insecten, Würmer*, und eine jede derselben in die geographischen Unterabtheilungen: *Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien*. Dies mag zwar den Anschein einer systematischen Anordnung haben, doch ist sie theils ganz veraltet, theils aber auch höchst unbequem: denn sie nöthigt offenbar zu lästigen Wiederholungen und wiederum zu unnatürlichen Trennungen. Ein großer Uebelstand ist es ferner, daß man bey den lateinischen Namen der Thiere nicht weiß, welche Nomenclatur der Vf. befolgt.

Wir wollen keineswegs mit Hn. M. rechten, weil er bey seinem Vortrage über *Ammenmilch*, etwas karg, hingegen bey dem Beweise der Frequenz der animalischen Speisen in der Vorzeit und der Nachweise, daß es Völker gebe, welche Menschenfleisch genießen, zu schwülzig zu Werke gegangen sey." Indessen will es uns vorkommen, als wenn die Unzahl der von ihm benutzten unwesentlichen Vorgänger ihn verhindert hätte, das rechte Ebenmaße zu finden. Auch würde es nicht schwer halten, mehrere neuere Reisebeschreibungen nachzuweisen, aus denen, als aus sichern Quellen, bedeutende Ergänzungen zu den erwähnten Nahrungsstoffen aus dem Thierreiche geschöpft werden könnten. Wir ziehen vor, es bey einigen wenigen Bemerkungen bewenden zu lassen. S. 72. *Kuhmilch*. Dabey sind gerade zwey Hauptquellen unbenutzt geblieben; nämlich: *Conradi Gesneri libellus de Lacte et operibus lactarius ed. Franciscus. Lipsi. 1777.* und: *Systematische Darstellung der Schweizerischen Milchspeisen*, von J. X. Schnider von Wartensee, im Schweizerischen Museum. Zürich 1784. S. 133. — *Die Molken*. Der Vf. scheint H. J. Heim's treffliche Schrift: *Ueber den medicinischen Gebrauch der Molken*, St. Gallen 1824. gar nicht gekannt zu haben. — *Käse* S. 101. Dieser Artikel ist ungenügend, und man vermißt dabey die Benutzung der rechten Quellen. Glaubt der Vf., daß der Parmesan-Käse im Parmesanischen verfertigt wird, dann irrt er. — S. 102. *Sauermilch*. Hier wird der Ostpreusse sein beliebtes Schmannt und Glumse (s. *Bock's Versuch einer wirthschaftl. Naturgeschichte von dem Königreiche Ost- u. Westpreußen*. Dessau 1785. I. S. 268) und der Schwede seine *Tättmilk* vermissen. — S. 110. Das *Schwein*. Kein Wort von den berühmten Schinken von Santo-Lussurgio auf Sardinien. Zu einer Uebersicht der Nahrungsmittel gehört wesentlich auch eine gastronomische Geographie. Weiß denn der Vf. nichts von dem *Sutrium* im alten Rom, das bekanntlich auf der Insel Sardinien eine Factorey unterhielt? Wir könnten ähnliche Erinnerungen bey einer nicht geringen Anzahl von Artikeln machen. Das alphabetische Register S. 346 erleichtert das Auffuchen der im Buche genannten Thiere, indem es die deutschen und lateinischen Namen derselben und die Seitenzahl angiebt. Bey *Zungen* vermissen wir aber die Verweisung auf S. 223. *Phoenicopterus ruber*. Bekanntlich schätzten die römischen Kaiser die Zunge des Flamingo als ein Leckerbissen, und sagt nicht schon Plinius: *Phoenicopteri linguam praecipui saporis esse Apicius docuit nepotum omnium altissimus gurgis!*

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *William Shakespeare's Macbeth*. Uebersetzt von H. S. Spiker. 1826. X u. 134 S. 8. (12 gGr.)

Ein neuer Macbeth nach Bürger und Schiller? — Hr. Sp. sagt von den Bearbeitungen dieser beiden Dichter, daß sie in unserer Zeit, wo englische Sprache und Literatur in Deutschland so bedeutende Fortschritte gemacht nicht mehr genügen könnten;

Beide hätten nicht *trou* wiedergegeben, indem Bürger die Handlung aufhaltende Scenen hinzugefügt, Schiller aber das Stück für die Weimarische Bühne bloß eingerichtet, und uns somit ebenfalls kein treues Bild von diesem Meisterwerke gegeben habe. Beides läßt sich freylich nicht in Abrede stellen; aber dennoch hatte Bürger gewiß innern Beruf zu einer Uebersetzung des Macbeth, und Rec. kennt keine freye Uebersetzung dieses Stücks in deutscher Zunge, welche ihn mehr angesprochen hätte, als die Bürger'sche. Er war in vieler Rücksicht mit *Shakespeare* geistig verwandt. Er trifft des Briten Ton vortreflich, und alle seine Zusätze würde man sicher für original halten, wenn sie in England von einem unbekannten Verfasser zu S's Zeit geschrieben worden wären. Man vergleiche nur den Dialog zwischen dem Soldaten und Trabanten, wo sein Witz ganz Shakespeare'sch ist. Selbst Schiller's Bearbeitung, ungeachtet sie metrisch ist, steht unsers Bedünkens der Bürger'schen weit nach, weil zwischen Schiller und *Shakespeare* nicht solche Geistesverwandtschaft Statt fand, wie zwischen Bürger und *Shakespeare*. Noch weniger ist aber Hr. Spiker S's Geistesverwandter; das spricht sich auf jeder Seite der übrigens treuen Uebersetzung aus. Mit gegenwärtiger, bloß treuen Uebersetzung mag nun wohl einem Bedürfnisse der Bühne abgeholfen seyn (wiewohl die Darstellung des Stücks in Berlin wenig befriedigt haben soll); aber die Aesthetik in weiterer Wortbedeutung hat dadurch wenig gewonnen. Auch konnte Hr. Sp. wohl mehr leisten, da wir jetzt so treffliche Hülfsmittel haben. Mit dem Original zur Seite hat Rec. diese Uebersetzung gelesen, und was er dabey bemerkt hat, wird das ausgesprochene Urtheil motiviren.

Sc. 2. heißt es: Held Macbeth u. s. w. bahnt sich einen Weg, bis er den Sklaven sieht, und ohne einen Graus und ohne Lebewohl: haut er den Kopf ihm ab. Im Original steht: *and we' shook hands, nor bade farewell to him, till he etc.*; und dies muß also heißen: er bot nicht eher die Hand zum Lebewohl, oder wich nicht eher von ihm, bis er ihm den Kopf abgehauen. — Warum übersetzen wir nicht, wo es irgend geht, Manches wörtlich? Wir würden dadurch den Genius des britischen Dichters bey weitem besser kennen lernen. Z. B. sagt der Soldat Sc. 2: *my gashes cry for help*; warum also nicht: meine Wunden schreyen nach Hülfe? In eben dieser Scene sagt Duncan: *So well thy words become thee, as thy wounds; they smack of honour both*. Hr. Sp.:

Dich zielt dein Wort, wie dich die Wunde zielt,
Aus beiden spricht die Ehre.

Warum nicht wörtlich: *Nach Ehre schmecken beide?* Die ganze Rede Duncan's würde Rec. so wiedergegeben haben:

Soldat.

Ja;

Wie Spatsen Adler, wie den Leun der Hase,
Sie waren, soll ich's recht erzählen, wie
Geschütz mit einer doppelt starken Ladung,
So fiel
Nun jeder Streich gedoppelt auf den Feind:

Oh

Ob Sie in Wunden, die noch ranchten, baden;
Ob Sie ein andres Golgatha erban'n
Gewollt, nicht weiß ich's. —
Doch ich bin matt; nach Hülfe fehrey'n die Wunden.

Duncan.

Dich ziert dein Wort, wie dich die Wunde ziert;
Nach Ehre schmecken beide. Schafft ihm Aerzte u. l. w.

In derselben Scene sagt *Rosse*: Von Fife, großer König,

Wo das Norwegische Banner trotzt dem Himmel,
Und Kälte in das Herz der Unfern weht.

Die letzten Worte hätten dann die Bedeutung: das sonst drohende norwegische Banner ist den Unfern gleichgültig; besser wäre es wohl, mit *Malone* den Sinn anzunehmen: Wo das norwegische Banner dem Himmel trotzt, und den Unfern (auf die Hitze des Kampfs) Kühlung zuweht.

Sc. 4. sagt *Banquo*: Wachse ich dort an? Warum nicht bloß: wachse ich dort? In derselben Scene sagt *Macbeth*: Das Aug' verchließ sich der Hand, und der Uebersetzer scheint hier zu verstehen: das Auge gewahre die Hand nicht, welche die Frevelthat begeht; wäre es aber nicht besser, wenigstens richtiger zu übersetzen: das Auge sehe der Hand etwas nach, welches freylich nicht so kräftig wäre, aber mit der Bedeutung des *to wink at* besser übereinstimmt. — Die Worte der *Lady Macbeth* in der fünften Scene, von: Der Rabe selbst u. l. w. bis: halt, halt! — sind sehr brav übersetzt. Dagegen ist *Macbeth's* erster Monolog Sc. 7. nicht ganz *treu* wiedergegeben, und besonders ist das Bild nicht *treu*, wenn der Uebersetzer ihn sagen läßt: daß in dem Thränenstrom der *Wind erlischt*. In derselben Scene wird *boneless gums* durch zarter Gaum übersetzt, wodurch das Bild an Wahrheit verliert; warum nicht zahnloses Zahnfleisch? — Sehr richtig ist Act II. Sc. 1. das Wort *Banquo's*: *a heavy summons lies like lead upon me* durch: ein schwer Gelüste liegt wie Blei auf mir, übertragen. Denn offenbar deutet *Shakespeare* hier darauf hin, daß *B.*, gereizt durch die Ausprüche der Hexen, gleichfalls in Versuchung kam, gegen *Duncan* etwas Frevelhaftes zu unternehmen, und es ist unbegreiflich, wie der sonst so genaue und verständige *Eshenburg* *summons* durch *Schläfrigkeit* wiedergeben konnte.

Sc. 4:

Daß nur die alten Kleider besser uns nicht passen,
Als die man neu, uns itzt zurichten lassen,

klingt nicht allein prosaisch, sondern es sind auch aus *zwey* Versen im Original *drey* vom Uebersetzer gemacht.

Act. III. Sc. 1. *Macbeth* sagt: Für *Banquo's* Samen hab' ich

„In meines Friedens Ailles Wohngemach
Verderben eingeführt.“

Warum nicht *treu* dem Original:

„Und Gift in meines Friedens Schale mir
Für Sie gegossen?“

Sc. 2. *Naught's had all's spent* u. l. w. ist überfetzt:

Wie leer

ist, ohne Freude, doch befriedigtes Verlangen.

Diese Worte machen aber den Sinn zweydeutig; *Rec.* schlägt vor, die Worte zu übersetzen:

Nichts haben wir hienieden,
Giebt das erlangte Gut uns keinen Frieden;
Weit besser ist es, selbst mit zu verderben,
Wenn wir durch Mord nur falsche Freud' erwerben.

In derselben Scene sind die Worte: *Good things of day begin to droop and drowse* höchst matt überfetzt:

Des Tages Werk bleibt nur mit Mühe wach?!

Sc. 4 sagt *Macbeth* zu den Mördern, von *Banquo's* Blut redend: 'Tis better thee without, than he within. Hr. Sp. übersetzt: Weit besser, daß es außen an dir klebt, als daß er innen ist. Warum aber nicht nach *Johnson* die Lesart vorziehen: *than him within*, so daß der Sinn ist: Es ist besser, daß *B's* Blut außen an dir, als innen in seinem Körper ist. Besser ist die Rede der *Hecate* Sc. 5 übersetzt. Die *Hexen* scene Act IV. Sc. 1 übersetzt *Bürger* mit den trefflichen *Alfonzen*: *Lodre*, *brodle*, daß sich's *modle*, vortrefflich; matter Hr. Sp. durch: doppelt, doppelt Fleiß und Mühe. Sc. 2 in demselben Act, wo die Naivetät des *Macduff'schen* Knaben, so unendlich ergetzt, möchte wohl keinem deutschen Uebersetzer gelingen; Englands Sprache ist bey weitem reicher und schlagender an naiver Kürze.

Doch genug der Ausstellungen; man sieht schon aus diesen, daß die versprochene *Treue* hin und wieder verletzt sey. Die der Uebersetzung angehängten *Anmerkungen* betreffen das Historische des Stoffs, den *Shakespeare* wählte, berühren die Zeit- und Sittengeschichte des 17ten Jahrh. und erklären einzelne Verse, ohne etwas Neues zu geben. Die wenigen *Auslassungen* und *Veränderungen*, welche zum Behuf der Darstellung auf der Berliner Bühne, wo das Stück nach dieser Uebersetzung am 15ten Dec. 1825 zum ersten Male gegeben wurde, nöthig erachtet wurden, beschränken sich auf folgende Stellen: S. 38. Z. 4 v. u. Gesprochen: „Befördert zwey Sachen sehr.“ S. 39. Z. 16—19. Ausgelassen: „und da ich“ bis: „herausgebracht.“ S. 58 unten. Ausgelassen die Rede *Macbeth's* bis: „in eure Hände“ u. l. S. 85—87. Ausgelassen die Scene der *Lady Macduff* und ihres Sohnes von: „Ja er ist todt; bis zum Eintritt des Boten. S. 95. 96. Die Scene des Arztes bis zu *Rosse's* Eintritt ausgelassen. S. 111. Z. 1—8. „Das Wasser meines Reichs“ bis „vertreiben“ ausgelassen. S. 10. Z. 8. „Eure Bärte.“ Daß man dessen ungeachtet die Hexen nicht mit Bärten erscheinen läßt, versteht sich von selbst, so wie, daß man S. 122. Z. 11. bey der Stelle: „Sieh es dort, des Kronenräubers schändlich Haupt“; keinen Kopf auf dem Theater sichtbar macht.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

TASCHENBÜCHER.

- 1) LEIPZIG, b. Brockhaus: *Urania*, Taschenbuch auf das Jahr 1829. Mit Kupfern. 12. (2 Rthlr. 6 gGr.)
 - 2) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Penelope*, Taschenbuch für das J. 1829. Herausg. von Theodor Hell. Achte-zehnter Jahrg. Mit Kupf. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)
 - 3) HEIDELBERG, b. Engelmann: *Cornelia*, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1829. Herausgegeben von A. Schreiber. Vierzehnter Jahrgang. Neue Folge Sechster. Mit Kupfern. XXI u. 276 S. 12. (2 Rthlr. 8 gGr.)
 - 4) BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Anekdoten-almanach* auf das Jahr 1829. Gesammelt und herausgegeben von Karl Mühler. Mit einem Titelkupfer. 430 S. 12. (1 Rthlr. 8 gGr.)
 - 5) FRANKFURT a. M., b. Wilms: *Taschenbuch für das Jahr 1829, der Liebe und Freundschaft gewidmet*. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. 310 S. 12. (1 Rthlr. 12 gGr.)
 - 6) HEIDELBERG, printed and sold by Engelmann: *The English Fireside upon the banks of the Rhine*. An Almanach for the Year 1829, exhibiting a choice of English and German tales, poems and historical Anecdotes. Selected by J. Hedman, Master of Arts. 324 S. 12. (2 Rthlr. 8 gGr.)
 - 7) WIEB, b. Tendler: *Fortuna*. Ein Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausgegeben von Franz Xav. Told. Sechster Jahrgang, mit 6 Kupfer-
stichen. 393 S. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)
 - 8) WIEB, b. Tendler: *Huldigung den Frauen*. Ein Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausgegeben von J. F. Castelli. Siebenter Jahrgang; mit sechs Kupfern. 400 S. 12. (2 Rthlr.)
 - 9) LEIPZIG, b. E. Fleischer: *Orphea*, Taschenbuch für 1829. Sechster Jahrgang, mit acht Kupfern nach Ramberg zu Oberon. 352 S. 12. (2 Rthlr. 12 gGr.)
 - 10) NÜRNBERG, b. Schrag: *Frauentaschenbuch* für das Jahr 1829, von Georg Döring. 467 S. 12. (2 Rthlr.)
 - 11) FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Rheinisches Taschenbuch* auf das Jahr 1829. Herausgegeben von Dr. Adrian. 370 S. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)
- Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

- 12) BERLIN, b. Reimer: *Taschenbuch aus Italien und Griechenland*, auf das Jahr 1829. Herausg. von Wilhelm Waiblinger. Erstes Buch: Rom. Mit 8 Kpfn. 406 S. 12. (1 Rthlr. 20 gGr.)
- 13) LEIPZIG, b. Hartmann: *W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*. Herausg. von Friedrich Kind. Auf das Jahr 1829. 416 S. 12. (2 Rthlr. 6 gGr.)
- 14) STUTTGART UND TÜBINGEN, in d. Cotta'schen Buchhandl.: *Taschenbuch für Damen*. Auf das Jahr 1829. Mit zehn englischen Kupfn. XXIV u. 428 S. 12. (3 Rthlr. 4 gGr.)
- 15) NAUMBURG, in d. Wild. Buch- u. Kunsthandl.: *Gedenke mein*. Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausg. von Archibald. 414 S. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)
- 16) PRAG, in d. Calveschen Buchhandl.: *Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse*. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausg. von Joh. Gottfr. Sommer, Vf. des Gem. der phys. Welt. Siebenter Jahrg. Mit 7 Kpf. u. Steintaf. 1829. XCV u. 370 S. 12. (2 Rthlr.)

Die *Urania*, die uns diesmal von den Neujahrsblüthen zuerst zu Gesichte kommt, behauptet ihren alten Ruhm, gute und unterhaltende Erzählungen zu liefern. Des *Falkners Braut*, von Spindler, ist ein sehr lebendiges Sitten- und Charaktergemälde in der bekannten anziehenden Manier dieses Schriftstellers. Das *Töpferhaus*, von L. Robert, ist glücklich erfunden und gut ausgeführt, wenn auch die Darstellung hie und da etwas an allzu epischer Breite leidet. In dem *Hagestolzen*, von Blumenhagen, fehlt es nicht an Unwahrscheinlichkeit und karrikaturmäßiger Uebertreibung, doch ist die Erzählung gelungen zu nennen. Den Ton der wahren Geschichte trägt durch die Einfachheit der Schilderung, des *Adlers Horst*, von Joh. Schopenhauer. Höchst ergreifend sind die Felsenkuppe und das Adlerneß in dem Augenblicke des Erklommens durch die unglückliche Mutter geschildert. In gebundener Rede sind zwey grössere Stücke, ein didaktisches und ein dramatisches mitgetheilt. Das erstere, *Tiedge's Markt des Ruhms* spottet amüthig über manche Verirrungen des literarischen R (6)

Zeit-

Zeitgeistes, während er die Blüten des echten und wahren Genius begeistert verherrlicht. *Gustav Schwab* hat die besten Scenen aus *Gryphius Carl Stuart* mitgetheilt, und die schwerfälligen Alexandriner in die üblichen fünffüßigen Jamben verwandelt; dennoch hat er dem für das vorvorige Jahrhundert ausgezeichneten Produkte nicht denjenigen Reiz einflößen können, den der Kunstgeschmack des jetzigen fordert. Die Kupfer des Almanachs stellen Scenen aus *Bürgers* Gedichten nach meist gelungenen Zeichnungen von *Opitz* dar; das Titelkupfer ruft den Freunden und Bekannten des zu früh verewigten *W. Müller* sein Bild zurück, ohne doch gerade durchaus ähnlich genannt werden zu können.

Für *Penelope* (Nr. 2), das Urbild der Häuslichkeit, eignete sich ganz vortreflich eine Erzählung wie die Ausgewanderten der wackern *Fr. Lohmann*. Sie nähert sich bekanntlich in ihrer Manier den erzählenden Dichtungen von *Jakobs* und *Rochlitz* an und giebt auch hier in dieser Art etwas sehr Schönes. Der große Unbekannte, von *Spindler*, ist ein unbedeutender Schwank, der immer auch unbekannt hätte bleiben können. Der Vf. ist hier nicht in seiner Sphäre. *Agathe* hat eine mild und zart gehaltene Novelle gegeben, die nicht ohne schöne Momente ist. Der Wilddieb, von *W. Blumenhagen*, ist recht anziehend und gut geschrieben. Von lyrischen Gedichten hat nur *Tiedge* etwas durchaus gelungenes gegeben. Wer erkennt nicht aus diesen Versen das Bild der edlen Freundin des Dichters? — *A. Wendt* schildert im ernsteren historischen Gemälde den Fall des thüringischen Königreichs und belebt dasselbe durch die hellen Farben der Phantasie. Des Herausgebers Romanzencyclus, die heilige *Elisabeth*, ist nicht ohne Werth. Die Kupfer setzen die Gallerie zu Schillers Gedichten fort; nicht alle sind lobenswerth.

In der *Cornelia* (Nr. 3) sind die Kupfer ausgezeichnete als in Nr. 2, und veranlassend wie früher die Rheinischen Sagen von *Karl Geib*, der augenscheinlich in der Behandlung derselben mehr Gewandtheit erlangt. Unter den Erzählungen treten vorzüglich die *Pathen*, von *Fr. Lohmann* und *Wiedersehen über dem Grabe*, von *R. Mosengeil* hervor; nur wäre der erstern noch etwas mehr Einfachheit in der Anordnung, der zweyten etwas weniger Weichheit zu wünschen gewesen. In beiden aber findet sich eine feste, fromme Ansicht des Lebens, und manche schöne Bemerkung über die Führung desselben. Die *Warner*, von *Therese Huber*, haben ergreifende Momente. Der Schreibstisch, von *A. Schreiber*, ist nur eine flüchtige Skizze. Die Gedichte erheben sich wenig über den Kreis des Gewöhnlichen.

Sehr viel eigentlich Pikantes findet sich in diesem Jahrgange des Anekdotenalbums (Nr. 4) nicht, was auch wohl nicht zu verwundern ist: wo soll es am Ende herkommen? Dagegen sind mehrere historische Anekdoten mitgetheilt. Auf diesem Felde könnte der Herausgeber künftig noch reichlicher ernten und dagegen manches andere Unbedeutende weglassen.

Bey S. 179 ist zu bemerken, daß *Klopstock* schon in Pforte die Idee des Messias gefaßt, und die ersten Gefänge bereits in Jena ausgearbeitet hatte. Sie erschienen in den Bremischen Beyträgen.

Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft geweiht (Nr. 5), eröffnet ein symbolisches Kupfer nach Ramberg, das, (bis auf eine Obscönität,) besonders in den Bäumen, gelungen ist. Die Monatskupfer enthalten dagegen wieder vieles Karrikaturartige. Eben so wenig hat uns *Spindlers* Historie dazu behagt. Für solche Trivialitäten ist dieser Erzähler zu gut. Weit besser spricht *Blumenhagens* Volkslage „*Weisheiten*“ an. In anderer Manier gefällt des nun verewigten *Weisflog* Erzählung „*der Beruf*.“ Die Krone der Erzählungen aber hat abermals *Friederike Lohmann* in ihrer „*Wanderung nach Paris*“ geliefert. *Prätzels* poetische Erzählung „*Junker Udo*“ ist nicht ohne Werth. Unter den Gedichten zeichnen sich die vom Herausgeber, auch durch Leichtigkeit im Versbau, aus.

Ein Engl. Almanach (Nr. 6) auf deutschem Grund und Boden, der sich besonders durch ein elegantes Aeußere und sehr schöne Kupfer empfiehlt. Der Inhalt ist reichhaltig und wir haben vieles mit wahrem Vergnügen gelesen. Dahin gehören besonders zwey treffliche Gedichte von *Byron*, von denen das eine sein Schwanengesang seyn soll. Unter den Erzählungen findet sich eine übersetzte von unserm *Callot-Hoffmann*. In einer andern: „*Das Schloß vom Klostersee*“ verwebt sich in eine gut erfundene Fabel, eine Beschreibung der Rheingegenden leicht und anmuthig. „*Die drey Pilgrime*“ schildern die Gefangennehmung König Richards von England durch den Herzog von Oesterreich. „*Die Nacht in der Wachstube*“ ist ungemein einfach und rührend. Ein Englischer Soldat erzählt hier die Schicksale eines seiner Waffengefährten in Portugal höchst ansprechend. Eine Auswahl Gedichte von *Chaucer* bis *Crabbe* zeigt die Fortschritte der Englischen Poesie von 1400 bis 1800.

Das Taschenbuch *Fortuna* (Nr. 7) kommt uns, obgleich es das sechste Jahr erlebt, zum ersten Male zu Gesicht, die Kupfer, die es enthält, sind fast alle schön; besonders das Titelkupfer; nur begreift man nicht, wie dieses holde Antlitz mit der entsetzlichen Verirrung des weiblichen Wesens, welches dadurch dargestellt werden soll, zusammenstimmen kann. Unter den Erzählungen ist nichts eben, das vollkommen befriedigt; der des Herausgebers: „*Von Sieben die Häßlichste*“ gebührt um der Neuheit der Idee und der heitern Laune der Darstellung willen der Vorzug. Hier und da streift der Ton etwas an die Karrikatur. Bey S. 330 haben wir zu bemerken, daß *Rafael* wohl mehr *Madonnen* als *Anadyomenen* gemalt hat. „*Trank für Trank*,“ von *Seidl* nach einer Sage gebildet, ist nicht ohne tief erschütternde Wirkung, aber doch mehr Skizze. „*Norbert Schreck*“ von *Hoffmann*, hat einzelne gelungene Stellen, besonders in der Anfang in seiner Einfachheit ansprechend. Gegen das Ende aber häuft

Muß sich Unwahrscheinlichkeit auf Unwahrscheinlichkeit, und dadurch geht das Interesse des Lesers verloren, der wenigstens poetische Wahrheit verlangt. „Verlust und Erlatz“ von *Isidore Grönu*, zeigt keine ungetübte Feder und einen sowohl mit den Verhältnissen der Welt als mit dem Herzen vertrauten Geist. Der weiblichen Hand ist ein Fehler gegen die lateinische Grammatik wie S. 66 *Serenissime* statt *Serenissimus*, wohl zu verzeihen. Wenn „die Koptin“ von *v. Gallenstein*, nicht so flüchtig hingeworfen wäre, so hätte daraus ein recht lebendiges Gemälde werden können. Andeutungen dazu sind vorhanden. „Der schwarze Handschuh“ von *Fouqué*, ist eine artige Kleinigkeit. Unter den Gedichten zeichnen sich die von *J. G. Seidl* vorthailhaft aus. Ihnen zunächst stehen die von *Halirsch*, nicht ohne wahren poetischen Gehalt.

Den Frauen huldigt diesmal das Taschenbuch Nr. 8 mit drey längern Erzählungen. *L. Kruse* stellt in der „*Kloster ruine*“ ein lebendiges Bild vor uns hin, welches trotz seiner vielen Schatten keinen unangenehmen Eindruck zurückläßt. Das Gemüth des Lesers wird ergriffen und mit Furcht, Schreck, Abscheu, Mitleid, Wehmuth erfüllt, je nachdem die Schicksale der geschilderten Personen es erfordern. Der Vf. benutzt Oertlichkeit und Volksitte zweckmässig und geschickt zur Staffage und ist ein guter Charakterzeichner. Aehnlich von geheimen Schauern erfüllt ist „der Spuck im Vorladthause“ von *Weingarten*, doch befriedigt der Ausgang nicht ganz. Wenn der Erzähler, der das Vorladthaus bewohnt, in eine noch nähere Beziehung zu der Geschichte gebracht worden wäre, so würde das Ganze an Interesse gewonnen haben. Ohne dir S. 212 soll als Druckfehler gelten, obwohl der Anfang dieser Briefe überhaupt etwas seltsam schwerfällig silbirt ist. „Der alte Steinbruch im Wolfsgraben“, von *Stierle Holzmeister*, hat uns dagegen sehr angezogen. Eine ganz vorzüglich reiche und in ihrer Einfachheit doch ansprechende Naturfölderung herrscht hier. Unvergleichlich schön ist das Gemälde des Thales und der Schlucht, so wie des Wolkenbruchs. — Unter den Gedichten ist mehreres Gute, namentlich von dem Herausgeber, von *Fr. Rückert* und *Jeitteles*. Hn. von *Hammers* und des Grafen von *Mailath* Beyträge sind recht dankenswerthe Mittheilungen. Mehrere Kupfer sind etwas flüchtig gerathen.

Die *Orphea* (Nr. 9) enthält lauter Erzählungen, unter welchen *Blumenhagen* in seinen „Spartanern Hannover“ uns eine vaterländische Haldenscene recht warm und kräftig ausgemalt hat. An mehreren Stellen erinnert er an den früh entschlafenen van der *Velde*; was keinesweges zum Tadel gesagt seyn soll. „Der Verschollene“ von *L. Kruse*, ist eine wunderbar verwickelte Geschichte, in der man kaum zur Ruhe kommen kann. Der Schluss ist jedoch trefflich. In dem „Maskenballe“ von *Frau von Fouqué*,

findet sich viel Barockes. Den Fehler „sich einer Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen“, wollen wir dem Setzer zuschieben. *Prätzel* hat ein anmuthiges Mährchen „der goldne Zahn“ und *Fr. Kind* eine recht zart gehaltene kleine Geschichte: „der Bindergeßel“ geliefert. Unter den Kupfern sind ein Paar sehr schöne und *Ramberg* hat sich hier selbst übertroffen, z. B. das Titelkupfer und der Kampf mit dem Löwen. Besonders gelungen ist *Oberon* auf zwey Bildern. Aber auch an *Frazzen* fehlt es nicht, und *Rezia* könnte manchmal etwas züchtiger verhüllt seyn, z. B. da, wo sie vor Kaiser Karl erscheint und beynahe nackend neben dem geharnischten Herrn kniet.

Die Kupfer zu Nr. 10 sind diesmal außerordentlich schön, besonders das Titelkupfer und die drey Scenen aus van der *Velde's* Schriften. Die übrigen geben Ansehen von Nürnberg und von zwey alten daselbst befindlichen Bildwerken. Auch der Titel selbst ist sehr ansprechend verziert. Das Gedicht: „der Mütter Engel“ vom Herausgeber, welches das Titelkupfer zu erläutern bestimmt ist, hat in seiner Einfachheit viel Rührendes, nur müssen wir einige undeutliche Wendungen, z. B.: „das wandelt wo sie wandeln gehn“, tadeln. Unter den übrigen Gedichten haben uns die dem früh Verstorbenen, *Müller* und *Hauff*, dargebrachten Todtenopfer besonders angeprochen. Von Erzählungen sind 4 geliefert, unter welchen wir „den Ausgewanderten“ von dem Herausgeber, den Preis zuerkennten müssen, wenn sie gleich hie und da etwas an englischer Breite leiden. Der „*Nabob*“ von *L. Schaefer* zeugt zwar von einem sehr reichen Geiste, einer höchst lebendigen Phantasie und einer trefflichen Welt- und Lebensbeobachtung, und der Vf. ist so glücklich begabt, daß er noch viel leisten wird; allein die Darstellung ist zu bunt, der Stil zu gehackt, die Begebenheit entwickelt sich nicht ruhig genug, sondern eins überpoltert das andere. Man kommt nicht zu sich selbst. Mit *Jean Paul* hat der Vf. die Originalität der geschilderten Charaktere gemein, auch in der Sprache haben wir oft Aehnlichkeit gefunden. Einzelnes ist ganz vortrefflich. In den „*Verwaisten*“ von *Mosengel*, und in den „*Leibeigenen*“ von *F. Lehmann*, ist viel Gutes, nichts gerade Ausgezeichnetes.

Ein liebliches Frauenbild ladet an der Pforte zu dem Tempel ein, den Nr. 11 aufgethan hat. Schade, daß der Herausgeber in seinen höchst anziehenden Reiseskizzen uns nicht mehr von dieser reizenden Ellen erzählt. Wir hätten ihn weit lieber gehört als Hn. *Starkloff* in seiner Novelle „*Schiefmama und Stieftochter*“ die uns sehr unbefriedigt gelassen hat. Wahrlich, wenn die Welt so wäre, wie sie in den hier geschilderten Personen sich spiegelt, so müßte man sich schämen, in ihr zu leben. Es ist höchst unerschöpflich, in einer dichterischen Darstellung keinem einzigen Charakter zu begegnen, der dem Beobachter auch nur einige Achtung abnöthigt. „Die Weiber von Weinsberg“ von *Mara L.*, leicht hingeworfen, sind nicht ohne Werth; nur kommt uns die scherzhafte Wiederholung der Scene des Mittelalters in den Ruinen von Weinsberg, wo die jungen Mädchen ihre Geliebten ohne Umstände auf den Rücken nehmen, etwas sehr unwahrscheinlich und auch unedelikot vor. — „Die Schwestern“ von *Joh. Schopenhauer*, die gleich mit dem Sprachfehler: „Gegen der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts“ anfangen, werden erst gegen das Ende etwas interessant. Dagegen hat uns *Spindlers* „Leben eines Glücklichen“ durch Einfachheit, Lebendigkeit, Gütmüthigkeit und Laune sehr zugesagt. Von den Kupfern zu „*Walter Scotts*“ Romanen sind das erste und letzte wohl gelungen und ausdrucksvoll. Unter den übrigen ist manches Steife und Gezwungene.

An dem unter Nr. 14 zum ersten Male erscheinenden Taschenbuche loben wir besonders, daß sein Inhalt nicht so bunt aussieht, wie in den übrigen, sondern daß eine Hauptidee die gegebenen Stücke in gebundener und ungebundener Rede befeelt: das Leben in Rom und mit Römern. So giebt dasselbe ein vollständiges Land- und Charaktergemälde. Wir sehen in den zarten, zum Theil trefflichen Kupfern liebliche Gegenden in der Campagna, werden in den dunkeln römischen Osterien bald Buonarrotti und Michel-Angelo, bald Thorwaldsen, dem Saltarello zuschauend, gewahrt und entzücken uns an dem Bilde einer überaus lieblichen Genesinerin. Wenn wir denn auch an der künstlerischen Zusammenfügung der beiden Novellen: „das Blumenfest“ und „die Briten in Rom“ mancherley zu tadeln hätten, so haben sie uns doch mannichfach erfreut, und wir können selbst dem Schalk Ironius nicht zürnen, wenn er das britische Thun und Treiben in Italien und die Narrtheit mancher deutschen Reisenden mit der Geißel der Satire strafft. Die „Lieder des römischen Carneval“ und das Charakterbild „die heilige Woche“ aber haben uns noch erfreulicher mit dem Lande, wo die Citronen blühen, bekannt gemacht.

Nr. 15 enthält eine sehr anmuthig erzählte Novelle: „der Liebe Maskenspiel“ von Salvatorello, einem Dichter, dem wir öfter zu begegnen wünschen. Von dem Herausgeber hätten wir in seiner sonst ergetzlichen Erzählung „der Rektor Magnificus“ einen Vorstoß gegen die Grammatik wie: eine sich vorgesetzte Ernsthafteit nicht erwartet. Fr. Lohmann giebt eine romantische Erzählung aus der Ritterzeit nicht ohne rührende Wirkung. Wir bemerken nur zu S. 189, daß es zu jener Zeit noch keine eigentlichen Meisterfänger gab, also diese auch den Jünglingen nicht die Harfe schlagen lehren konnten. Ernster Art ist eine kurze Geschichte des österreichischen Erbfolgekriegs von Heusinger, die wir gern gelesen haben: Ansprechende lyrische Gedichte lieferten v. Schenk, A. v. Nordstern, K. Förster und v. Ungern-Sternberg. Die Kupfer stellen, bis auf das Titelkupfer, Scenen aus der Zeit Friedrichs und Maria Theresia's dar und sind etwas feil.

Die Zartheit und den Ausdruck der Kupfer, welche das Taschenbuch Nr. 14 zieren, übertrifft kein anderes diesjäbriges, so viele uns deren bisher zu Gesicht gekommen. Besonders haben uns „der Antrag“, „der träge Schulknaabe“, „der blinde Pfeiffer“ und „die drey Naturseen“ gefallen. „Rom in dem Augenblick der Aufopferung des Marcus Curtius“, und „der Sturm an dem Leuchthurm von Eddy-Bröm“ erfüllen die Seele des Beschauers mit Grausen, während der Blick auf „die Gegend am Ganges“ eine selige Ruhe über das Gemüth ausgießt. Am wenigsten befriedigt die Idee des „Todes der jungen Griechin“, so viel Sorgfalt auch auf die Ausführung verwendet seyn mag. Es ist zu materiell gedacht, wenn sich von dem Lager der wie im Schlummer daliegenden Gestalt eine ähnliche, eben so gekleidete (!) Figur zum Himmel erhebt. Es genügte hier an einem Lichtstreif, oder sollte noch härker bezeichnet werden, so konnte sich von der vorn aus der Blumenvase gefallenem Lilie, die übrigens besser gezeichnet seyn könnte, ein Schmetterling erheben und dem offenen Fenster, durch welches der Mond blickt, ausflattern. — Das Taschenbuch liefert übrigens, ein dramatisches Gedicht, von Ed. von Schenk: „Albrecht Dürer in Venedig“ welches an dem in diesem Jahre gefeyerten Feste des großen deutschen Künstlers zu München aufgeführt worden ist und einige recht ansprechende Scenen hat. Der Novelle „Acerbi“ von W. Alsis, würde es gelungen seyn, einen befriedigenden Ein-

druck hervorzubringen, wenn der sonst so gewandte und geistreiche Erzähler sich mehr von dem Barocken hätte frey erhalten können. Wehe dem Geschmack des Zeitalters, wenn er solches forderte! „Der Recentent“ von v. Tremlitz leidet etwas an einer unerfreulichen Breite und an häufigen Wiederholungen, sonst fehlt es ihm nicht an sehr anziehenden Situationen, und besonders ist das Ende schön. Unter den Gedichten finden sich dankenswerthe Gaben von Tiedge und Elise, so wie von v. Zedlitz, v. Platen, Karl Felder und H. Haase. Möchten die neuern Dichter doch von den Ältern nur lernen, etwas mehr Sorgsamkeit auf die Form ihrer Bildungen zu verwenden!

Nr. 15 erscheint zum ersten Male und zeichnet sich zunächst vor den übrigen Taschenbüchern durch sein prunkloses Gewand aus, denn es hat kein einziges Kupfer. Dagegen ist es nicht nur schön gedruckt, sondern auch reich an anziehenden geistigen Beyträgen. Höchst lebendige Kriegsbilder bellet der Herausgeber selbst auf, man hört ihn nicht, man sieht das, was er schildert, vor den eigenen Augen entstehen. Eben so lockt er durch seine Beschreibung des Riesengebirges den Leser anmuthig in Rubezahl's Reich. Die Erzählung: „Es giebt keine unglückliche Liebe“ von Carl Heinrich, ist da, wo der Vf. wirklich erzählt und nicht bloß selbst spricht oder sprechen läßt, sehr schön. Namentlich ist die Nacht in der Stephanskirche zu Wien ergreifend geschildert. Die Reflexionen und Betrachtungen des Autors hemmen, wenn sie zu lang sind und an Wiederholungen leiden, den lebendigen Gang der Begebenheit. „Das Wiedersehen“ ist ein interessantes Bruchstück aus dem Tagebuche des Freywilligen Karl Friedrich Lüdike, das wir mit den lebhaftesten Gefühlen der Rührung gelesen haben. Der Erzähler ist nach mannichfachen schmerzlichen Kämpfen des Lebens, als die waren, welche ihm das eiserne Kreuz erwarben, wie wir hören, eben zum ewigen Frieden eingegangen. „Ursula von Leutich“ von Heinrich v. Schwerdtner, ist eine sehr anziehend und ergreifend geschriebene Novelle, der höchst wahrscheinlich eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liegt; darauf deuten die Menge von bekannten sächsischen Dorf- und Städtenamen, und die genaue Schilderung vieler Oertlichkeiten. Vielleicht fand der Vf. den Stoff in der Chronik eines seinem Landstutze benachbarten Ritterschlosses und verarbeitete ihn auf seinen einsamen Jagdausflügen in die nahen Waldungen. — Am wenigsten genügt wohl das Trauerspiel Elfrida, obwohl es ihm nicht an wohlverstandenen Scenen und an einer schönen Diction fehlt. Das zweyte Viertel des 19ten Jahrhunderts scheint bis jetzt der tragischen Muse nicht eben günstig. Von Gedichten bietet dieser Almanach nur ein einziges, aber recht wackeres dar: „Denken und Thun.“ Zart erfunden und empfunden ist die voranstehende Strophe, welche die Zueignung dessen ausdrückt, der mit diesem Taschenbuch einer geliebten Person ein Geschenk macht.

Der Herausgeber von Nr. 16 führt fort, seine Leser auf eine interessante Weise mit den Ergebnissen neuer Reisebeschreibungen bekannt zu machen. Nach einer allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen folgt eine längere Beschreibung von Konstantinopel. Sodann begleiten wir ihn in den neuen Provinzen Mexiko, besuchen mit Beschrey die Nordküste Afrikas und versetzen uns dann plötzlich von der Nähe des Aegaeus in die Nähe des Nordpols nach Finnmarken. Kupferstiche und Steindrücke, unter welchen einige sehr fein und schön gerathen sind, veranschaulichen Einzelnes und drücken ein bleibendes Bild davon in die Seele.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z. U. A.

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M.: *Ursprachlehre*. Entwurf zu einem System der Grammatik mit besonderer Rücksicht auf die Sprachen des indisch-deutschen Stammes: das Sanskrit, das Persische, die pelasgischen, slavischen und teutschen Sprachen. Von Friedrich Schmitthenner. 1826. XII u. 348 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Eine neue Erscheinung auf dem Felde der philosophischen Sprachlehre. Langer Arbeit kurzes Werk nennt es der ungemein thätige Verfasser, der neben wichtigen Berufsarbeiten und andern literarischen Anstrengungen, neben der Herausgabe und theilweisen Umarbeitung der Roth'schen Grammatik, diesen so verwickelten Stoff bearbeiten konnte. Mit einem freundlichen Grusse sey er von Neuem auf dem Felde der Grammatik empfangen. Das Buch war schon in der Ostermesse 1826 angekündigt; es blieb aber noch über ein halbes Jahr aus, und erregte dadurch die Neugier noch mehr. Da es im November endlich in die Hände des Rec. kam, ging dieser mit Liebe und Lust an die Lefung. Nicht getäuscht ward er von dem denkenden Vf.; nur Schade, daß die Ankündigung so früh geschehen war! Es scheint dadurch bey der letzten Bearbeitung einige Ueber-eilung veranlaßt zu seyn. Indefs freut sich Rec. über diese neue Darstellung. Was hier gesagt werden wird, nehme der Vf. nicht so, als wolle man ihn richten, sondern so, als wolle man mit ihm rechten; und wir wissen ja, daß bey öffentlichen Disputationen der Opponent jedesmal sich schlagen lassen muß.

Das Buch verspricht in dem Titel eine Ursprachlehre mit besonderer Rücksicht u. s. w.; es hätte auch versprechen können: Vergleichung der Sprachen des indisch-deutschen Stammes mit besonderer Rücksicht auf die Ursprachlehre; aber es hat und es hätte sein Wort nicht ganz gehalten. Der Beweis wird am besten aus dem vom Vf. aufgestellten Begriffe geführt, und aus der Uebersicht dessen, was wirklich geleistet ist. — Im 16ten §. lautet es: „*Ursprache* nennen wir die Idee der Sprache. Was darunter zu verstehen ist, läßt sich nicht unmittelbar lehren, da man nur durch verneinliche Bestimmungen zu dem Punkte hintreiben kann, wo das Urbild dem Auge der Vernunft erscheint. — Indem wir

von der erscheinenden Sprache alles Zufällige und Unwesentliche scharf absondern, dagegen das Nothwendige und Wesentliche hervorheben und in ewiger Einheit verbunden denken, gelangen wir zu einer Idee, die wir Ursprache nennen. Wollten wir einen Ausdruck gebrauchen, der dem Ohre zwar bekannter; aber darum nicht leichter zu verstehen ist, weil auch er den Aufschwung in das Reich der ewigen Ideen erheischt, so können wir sagen: die Ursprache ist die allgemeine Sprache, die in den besondern Sprachen zum erscheinenden Daseyn gelangt. — Der Begriff der Ursprache ist das Correlat des Begriffs der Menschheit. Wie es nur eine Menschheit giebt, also nur eine menschliche Sprache.“ — Im 19ten §. sagt der Vf.: „Die Ursprachlehre ist die Wissenschaft der Ursprache, als der Idee der Sprache. Da die Idee allem Wechsel und Wandel des Zeitlichen entnommen, mit unsterblicher Selbsterhaltung sich selber gleich verharret: so hat die Ursprachlehre eigentlich Nichts zum Gegenstande, was sich geschichtlich entwickelt und sinnlicher Betrachtung zugänglich ist.“ In dem Buche ist aber recht viel Geschichtliches, mehr Geschichtliches, als Ursprachliches. Der Vf. hat die philosophische Ansicht mit der historischen vereinigt. Die reinphilosophische Grammatik muß nur aus der Vorstellungsart des menschlichen Geistes überhaupt (also auch nicht allein aus der Verfahrensart des Verstandes bey dem Denken) die bis zu einem gewissen Grade gebildet gedachte menschliche Sprache ableiten, die *möglichen* und *nothwendigen* Formen derselben aufsuchen, die *wirklichen* in den vorhandenen Sprachen bestehenden Formen aber der vergleichenden philosophischen Grammatik, oder auch der Grammatik einer einzelnen Sprache überlassen. Eben daher aber muß man mit dem Vf. vorliegender Schrift bekennen, daß eine reinphilosophische Sprachlehre sehr viele Schwierigkeiten hat und doch nicht zur Gewissheit führt. Wäre es auch nicht sehr schwer, recht *viel mögliche* Formen der Sprache (*alle möglichen* verlangt doch wohl Niemand!) anzugeben, indem man dabei nach dem bekannten Grundsatz: *ab esse ad posse v. c.*; von den in den schon bekannt gewordenen Sprachen der Erde aufgefundenen Formen ausginge, und dann noch mehr aufsuchte: so wäre diese Aufstellung von Möglichkeiten doch nicht erschöpfend, folglich nicht zuverlässig; man könnte nach fünfzig, ja hundert Mal fünfzig Jahren in einem Winkel der Erde eine Sprache finden, mit ei-

ner Form, an welche man nicht gedacht hätte. Viel schlimmer in der letzten Rücksicht und viel schwieriger wird die Untersuchung, wenn die *Nothwendigkeit* der Formen bestimmt werden soll, falls man nicht etwa, wie einige Grammatiker es verlangen, bey der *Möglichkeit* stehen bleiben wßli. Die Sprachphilosophie erklärte vielleicht eine Form für *nothwendig*, die eine nach einiger Zeit bekannt gewordene Sprache nicht hätte; diese hätte vielmehr eine der für nothwendig erklärten entgegengesetzte, — wie z. B. die chinesische Sprache keinen Imperativ und eine amerikanische kein Adjectiv haben soll. — Man denke hier auch einmal an den *numerus* des Substantivs als Beyspiel. Ein Singular ist *nothwendig*. *Möglich* ist nicht allein dieser; sondern auch ein *Dual* und ein *Plural*; außerdem möglich eine eigne Form für die heilige Drey, eine besondere für ein Gespann von Vieren, eine besondere für die Fäufingerzahl, eine besondere für die heilige Sieben u. f. f. Ist der außer dem Singular mögliche Plural *nothwendig*? Wie, wenn es eine Sprache gäbe, die sich überall so ausdrückte, wie die deutsche in einigen Fällen? In dieser findet man: drey *Buch* Papier, vier *Maafs* Wein — das Gebüsch, das Gebell u. f. w., also wohl den logischen Plural, aber den grammatischen Singular. Daraus geht hervor, daß, wenn die philosophische Sprachlehre ahnend auf die wirklichen Sprachen hinsieht, und sich fragt, welche Formen wohl in derselben vorkommen möchten, sie es nicht weiter, als zur Wahrscheinlichkeit, zum Glauben bringen könne. — In Hinsicht der Angabe des Möglichen und des Nothwendigen stimmt der Vf. mit dem Rec., aber er hat Beides nicht genug hervorgehoben: z. B. S. 127, 133, 153 — 156, 188, 191. Die Rücksicht auf Beides kommt zu selten und zu sehr beyläufig vor, dagegen die auf die *wirklichen* Formen in den bestehenden Sprachen zu häufig, als daß wir nicht geneigt seyn sollten, seine Grammatik eine philosophisch-historische zu nennen. Bey einem solchen Buche verlieren wir aber auch Nichts, oder sehr wenig; wir stehen hier dagegen auf festem Boden.

Diese Ursprachelehre zerfällt nach einer Vorrede von 12 Seiten, und nach einer langen Einleitung, in welcher viel Geschichte vorkommt, — in die niedere und in die höhere Sprachlehre (Etymologie und Syntax); jene wieder in die Lautlehre und in die Wortlehre, die höhere in die Satzlehre und in die Verslehre. — Beym ersten Ueberblicke entdecken wir einiges Ueberflüssiges; das sind die drey ersten Abschnitte der Einleitung und der ganze zweyte Theil der höhern Sprachlehre, nämlich die Verslehre. Jene drey ersten Abschnitte gehören zu einer sehr tief angelegten rein-philosophischen Sprachlehre (auf welche es Anfangs vielleicht abgesehen war), passen aber außer einigen Gedanken, die den folgenden Abschnitten hätten einverleibt werden können, nicht ganz zu der vorliegenden; auch möchten die Physiker nicht überall einstimmen

und die Leser keine deutliche Erkenntniß für das Folgende erhalten. Die Verslehre aber gehört weder in eine reine, noch in eine philosophisch-historische Sprachlehre, sondern zu dem Kap. vom poetischen Styl in einer Stilistik; auch hat der Vf. von den euphonischen Verhältnissen bey der Laut-, Wort- und Satzlehre, für den Zweck einer allgemeinen Grammatik hinlänglich geredet. Wir halten uns an das Uebrigbleibende. — Diese Sprachlehre nun so genommen, wie sie mit Weglassung des Anfangs und des Endes erscheint, — wip viel Vorzüge hat sie vor der Meiner'schen, in welcher die Anwendung einiger allgemeinen Grundsätze auf fünf Sprachen in großer Breite gemacht wurde; da hier ein ganzer großer Sprachstamm auftritt.

Sehn wir nun näher zuerst auf den *Inhalt* des Buchs, über welches eine Recension, so lang als ein Buch, geschrieben werden kann, aber nicht darf: so müssen wir vorausschicken, daß sich nicht angeben läßt, was dem Vf. eigenthümlich angehöre; er selbst eignet sich, nach der Vorrede, nicht viel mehr, als das Verdienst der Zusammenstellung zu.

In der niedern Sprachlehre handelt die Lautlehre auch von der Bedeutung der Laute; und da begegnet uns gleich die Ansicht, welche in derselben Zeile Wahrheit heißt, daß jedem Sprachlaute eine ständige, begrenzte Bedeutung inwohne. So allgemein diesen Grundsatz aufgestellt, läßt sich behaupten, daß, wenn die Sprache von einem einzigen Philosophen geschaffen würde, dieser wohl nach jenem Grundsatz verfahren möchte. Für die wirklichen Sprachen aber, auf welche der Vf. sich doch in diesem Abschnitt nachher bezieht, ist der Grundsatz kaum vorherrschend zu nennen. Der Vf. schränkt ihn auch selbst ein durch die weiterhin folgenden Worte: „Die aufgestellte Ansicht gilt ganz eigentlich nur von demjenigen Theile der Sprache, der dem Menschen dient, so weit er inner den Grenzen der Natur steht; er hat sich aber eine Welt der Gedanken geschaffen, für die sein Verstand die Ausdrücke, oft von ganz zufälligen Aehnlichkeiten geleitet, aus der Sprache für das Sinnliche entlehnt, oft auch mit beziehungsloser Willkür gebildet hat.“ Wozu nun hier das Allgemeine? In das Besondere, daß sehr viele Laute in den vorhandenen Sprachen bedeutend sind, wird Jeder einstimmen. — In der Wortlehre stößt man zunächst auf die wichtige Lehre von der *Wurzel*, unter der hier eine Sylbe gedacht wird; nach den Worten: Frey von den Bestimmungen, durch die sie (die Sylbe?) zum Worte wird, also nicht als Wort, sondern als bedeutungsvolles Element des Wortes betrachtet, heißt die in einer Sprache geltende Sylbe *Wurzel*. Sie kann zwar ohne Veränderung ihrer Gestalt zum Worte werden (sobald die Wurzel solche Bestimmungen erhält, welche ihr eine begrenzte, selbstständige Bedeutung geben, wird sie zum Worte — steht auf der folgenden Seite); aber sie ist in dieser Bestimmung nicht mehr Wurzel: dann

denn auch in der Sprache kommen die Wurzeln als solche nicht zu Tage, sondern offenbaren ihr Wesen nur in Stämmen und Sprossen. Es geht aus dem Vorigen hervor, daß die Wurzeln in der Regel einsylbig seyn werden; indessen folgt daraus noch nicht, daß alle einsylbig seyn müssen.“ — Rec. muß glauben, er habe den Vf. nicht verstanden, da das hier Gesagte nicht recht klar ist; sonst behauptet er, die Wurzeln müssen einsylbig seyn, wenn man keine zweysylbige Sylben (wie bey der Composition es zweywörtliche Wörter giebt) annehmen soll. Der Vf. sagt weiter: „Die Art, wie sie (die Wurzel) zum Worte bestimmt wird, läßt sich dann auf mannichfache Weise vernünftlichen. Es ist Geburt; die, wie überall, aus dem Dunkel an's Licht geschieht; es ist Entfaltung, denn in der Wurzel ruht der Stamm sammt seiner Krone, sammt Blüthen und Früchten.“ Hier kann man dem Vf. ebenfalls nicht beystimmen: denn umgekehrt vielmehr ruht die Wurzel in der Krone, in den Sprossen; aber diese sind und waren kein Theil der Wurzel, entwickeln sich auch nicht aus derselben. Hätten nicht die Grammatiker — vielleicht so lange, als es Grammatik giebt — immer das Wort *radix* gebraucht, so hätten die neuern Sprachlehrer das nicht passende Bild, folglich auch die Ausdrücke: *Stamm*, *Sprossen*, *abgeleitete Wörter* verwerfen und eine andre Benennung einführen müssen. Denn vielleicht findet bey keinem einzigen Worte Entfaltung Statt; die Wörter bilden sich durch Ansetzung von Lauten und Sylben, nicht, wie Pflanzen, durch Aussetzen und Auschlagen. Aber von einer Sprache im Allgemeinen (nicht von dem einzelnen Worte) läßt sich sagen, daß sie sich entfalte, sofern die neuen Wörter durch die in der Sprache selbst vorhandenen Gesetze gebildet, und keine fremde Wörter, Redensarten, Wendungen angenommen werden. — S. 123 folgt die Lehre von dem Verhältniß des Deuteworts (*pronom*) und als Art der Artikel) zu dem Hauptnamen (*substantivum*), welche, nach des Vfs. Urtheil und Ausdruck, unter die Lehren gehört, die auf den Kopf gestellt werden mußten. Dabey ist wieder anzumerken, daß wenn — historisch die Sache genommen — ein Philosoph die Sprache zu schaffen gehabt hätte, er vielleicht auf die angegebene Art, nämlich vom Allgemeinen zum Besondern in Bezeichnung der Wesen vorgeschritten wäre. Erst hätte er die Wesen und Dinge vielleicht angedeutet durch *Er*, *sie*, *es*; dann sie näher benannt: sie — die Sonne; er — der Baum; es — das Wasser; aber die Völker gingen in ihrem Kindesalter, wo die Sprache entstand, gewiß den umgekehrten Weg, nämlich vom Besondern zum Allgemeinen, wie der Vf. oft selbst andeutet. Erst bezeichneten sie den ihnen oft vorkommenden Vogel durch: Kukuk, Fink, und später sagten sie: Er — der Fink! Uebrigens muß man gestehen, daß selbst noch jetzt manche Menschen die Gewohnheit haben, sich, wenn sie einen Namen nicht gleich angeben können, auf die folgende Weise auszudrücken: Er da — Ca-jus; doch daraus folgt Nichts für den Verfasser. Eben

so ist es ohne Zweifel mit dem allgemeinen Zeitworte *seyn*; so sehr auch der Vf. für die entgegengesetzte Meinung S. 124 ist. Indess kann man jetzt bequem die Personwörter und Substantiva, wie die Verba; im grammatischen Systeme so ordnen, wie der Vf. auch bey den *adverbis relationis* gethan hat; aber behaupten, die Wörter seyen auf diese Weise, in dieser Ordnung entstanden, und nicht einmal ein Vielleicht hinzusetzen, heißt wohl zu weit gehn. — Von der *Steigerung* redet der Vf. S. 157 — 159, und nimmt dieses Wort als gleichbedeutend mit *Comparison*; da sich doch Beides dem Begriffe und dem Ausdrucke nach sehr unterscheidet. Steigerung ist das Allgemeine, *Comparison* das Besondere; das Haus ist ungemein groß (sehr, bedeutend, überaus groß u. s. w.), ist schon Steigerung; aber *Comparison* ist z. B.: das Haus ist größer, als das benachbarte. Ferner rechnet der Vf. die *Comparationslehre* zu der *Beugungslehre*. Dann muß er, was er nicht gethan hat, zeigen, daß bey der *Beugung*, wie bey der *Ableitung*, z. B. in: *Lieb-lichkeit*, zwey Flexions-sylben z. B. in: *größ-eres* hinter einander vorkommen dürfen, ja daß, wie wohl in den ältesten Zeiten es hergegangen ist, eine *Ableitungs-*, also *Wortbildungs-*sylbe einer *Beugungs-*sylbe in ein und demselben Worte, z. B. in: *Vergrößer-ung* sich anschließen dürfe. Durch die *Steigerung* und *Comparison* werden Abänderungen der Begriffe, wie durch *Baum* und *Bäumchen*, angedeutet; durch *Beugung* aber nur Verhältnisse der Wörter in der Rede; daher sind beide Vorgänge in der Sprache sehr verschieden. Auch in Ansehung dessen, was sonst an dieser Stelle vorkommt, möchte der Vf. wenige Grammatiker auf seiner Seite haben; wer darf den Mindest-reichen den Aermsten nennen? — Rechten läßt sich bey der Wortlehre auch darüber, daß der Vf. mit *Becker* die Zusammenfassung als eine *Ableitungsart* betrachtet. Man kann höchstens zugeben, daß Beides Aehnlichkeit mit einander habe, daß sich das Grundwort in den meisten zweytheiligen Zusammenfassungen verhalte, wie die *Ableitungs-*sylbe; aber wie bey *Gotthilf*, und ist 24 deswegen der Zahl 4 gleich, weil sich jene zu einer dritten so verhält, wie diese zu einer vierten. Zusammenfassung ist keine *Ableitung*. Die Sylbe *er* in *Einer* kann durchaus nicht mit *Kauf* in *Einkauf* als gleichen logischen oder nur rein-grammatischen Werth habend angesehen werden; denn die Stelle entscheidet nicht über den Werth. Der Vf. scheint auch dadurch gegen seine eigne Theorie zu handeln, daß er, das Grundwort als das Hauptwort betrachtend, das Wort *Großherr* unter den Substantiven auftreten läßt, da es doch nach seiner Theorie als *Adjectiv* sich zeigen mußte. Wenn nachher gesagt wird, das sogenannte Grundwort habe durchaus den Dienst einer *Endsylbe*: so kann man dieses zugeben, aber muß dabey bemerken, daß man mit Jemandem gleichen Dienst verrichten, an derselben Stelle sich befinden könne, ohne gleiches Standes mit ihm zu seyn, und ohne daß die Sache an und für

für sich dieselbe wäre. Wie will man auch bey dieser Theorie durchkommen mit Wörtern, wie *Vergrößerungsmacht*; wie denn hier auch von Decomposition gar nicht die Rede ist. Auch die Unterscheidung der Zusammensetzungen (Zusammenstellungen und Verschmelzungen) kann nicht gut geheißen werden, weil der §. 98 angegebene Charakter der Verschmelzungen auch den Zusammenstellungen zukommt.

(Der Beschlusse folgt.)

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Barth: *Tafeln zur Verwandlung des Längen- und Höhnmaßes, so wie des Gewichts und der Rechnungsmünzen aller Hauptländer Europas u. s. w.*; zuerst berechnet von *Friedr. Löhmann*, Conducteur und Unterlehrer der Mathematik an der königl. Sächs. Militäracademie zu Dresden. *Vierte* Abtheilung, die Tafeln der Rechnungsmünzen enthaltend. (Franz. Titel: *Tables pour la reduction etc.*)

Auch unter dem Titel:

*Tafeln der Rechnungsmünzen oder Verwandlung, Eintheilung, Gewicht und wahrer Werth derjenigen Münzen, nach welchen sowohl bey öffentlichen Cassen, als (auch) im Handel gerechnet wird, nicht allein der Länder und Handelsplätze in Europa, sondern auch der für den europäischen Handel wichtigen Orte der übrigen Welttheile, mit 45656 ganz genau berechneten Resultaten von Einem bis mit (?) einer Million Stücke, nach den Angaben, welche der Verfasser auf geforderte Anfragen von den hohen Regierungen unmittelbar erhielt, und nach der auf Befehl der englischen Regierung in London so eben vorgenommenen und bekannt gemachten Untersuchung über die Münzen aller Länder. Zuerst und genau berechnet von *Friedr. Löhmann* u. s. w. (Zugleich mit franz. Titel: *Tables de monnoies de compte etc.*) 1826. XVI u. 482 S. gr. 4. (6 Thlr.)*

Abermals ein mit großem Fleisse bearbeiteter, — auch für sich bestehender Theil eines Ganzen, dessen Vorgänger bereits mit gebührendem Lob in der A. L. Z. Jahrg. 1824. Erg. Bl. Nr. 103. angezeigt worden sind. Ihm wird, wie aus einer Note zur Vorrede zu ersehen ist, noch ein *fünfter* folgen, welcher die Verwandlung und Eintheilung des Gold-, Silber- und Münzgewichts, desgl. des Juwelen-

gewichts zu Edelfsteinen und Perlen und des Apotheker- und Medicinalgewichts enthalten wird.

Was den vorliegenden *vierten* Theil betrifft, so hat derselbe ebenfalls in zwey Columnen neben einander einen deutschen und französischen Text. Nach einer Einleitung über die Münzverhältnisse im Allgemeinen folgt ein allgemeines alphabetisches Verzeichniß von Oertern und Ländern mit Angabe der daselbst üblichen Münzen nach ihrem Verhältniß untereinander, welches 270 Seiten faßt. Die zweyte Abtheilung enthält Tabellen: Die *erste* hat hauptsächlich zum Zweck, nachzuweisen, wieviel der Münzen in den alphabetisch geordneten Oertern und Ländern auf eine Cölnner Mark gehen. Die *zweyte* Tafel zur Verwandlung aller bekannten Hauptrechnungsmünzen eines jeden angezeigten Landes oder Hauptorts von einem bis mit einer Million Stücke, (soll heißen: bis zu einer Million, diese eingeschlossen) besteht in 6 besondern Abtheilungen oder Tafeln, mit *A—F* bezeichnet: Die *dritte* Tafel über das Gewicht und den Werth derjenigen Gold- und Silbermünzen, welche in der Münze zu London und Paris auf Befehl der Regierung nach ihrem wahren Gold- oder Silberwerthe untersucht worden sind, begreift in zwey Tabellen: *A.* die Goldmünzen, *B.* die Silbermünzen, woran sich noch 4 Reductionstabellen schließen.

Dies ist, der Hauptsache nach, der Inhalt dieses so ausführlichen und nützlichen Werks, dessen baldiger Vollendung wir mit Vergnügen entgegensehen.

NEUE AUFLAGEN.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Die Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre* in Regeln und Aufgaben für die ersten Anfänger. Von *M. W. Götzinger*, Lehrer am Gymnasium zu Schaffhausen. *Erster* Theil. *Zweyte* völlig umgearbeitete Auflage. 1828. XVI u. 240 S. 8. (10 gGr.) (S. d. Recens. A. L. Z. 1825. Nr. 120.)

WÜRZBURG, in d. Etlinger. Buchh.: *Gedenke und Betrachtungen über die fünf Bücher Moses*. Ein Commentar. Von *Johann Georg Pfister*, vormals Pfarrer zu Ober-Leinbach. *Zweyte* unveränderte Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1828. 580 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.) (S. die Recens. Erg. Bl. 1824 Nr. 97.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M.: *Ursprachlehre*. Entwurf zu einem System der Grammatik — von Friedr. Schmitthenner u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was die höhere Sprachlehre betrifft, von der wir in Gedanken, aus den oben angegebenen Gründen, die weitläufige Verslehre trennen: so wollen wir uns, um Raum zu ersparen, nur auf Einiges einlassen, was die Satzlehre angeht. — Mit Recht geht diese vom *Seyn* aus, weil man bey der Wissenschaft sich denken kann, dass aus und mit demselben alle Sätze entspringen. Der Vf. legt ein großes Gewicht auf seine Unterscheidung des Satzes vom Urtheile; Rec. unterscheidet dieselben auch, aber auf eine andre Art, bey welcher der sogenannte Infinitivsatz als kein Satz erscheint. Vielerley hierher Gehöriges, was zum Theil aus des Vfs. vorhergehenden Schriften schon bekannt, vielleicht schon bestritten ist, muß übergangen werden. — Bey der Wortstellung S. 278 werden als die beiden Principien derselben aufgeführt die logische Ordnung und — die Stimmung und Absicht des Sprechenden; das letzte soll das *rhetorische* heißen. Der Name ist gut, aber er erinnert auch daran, dass die Sache nicht in die Grammatik gehöre, sondern in die Stilistik und Rhetorik; und S. 282 werden beide Wissenschaften sehr richtig von der Grammatik geschieden. In die letzte gehört der *Sprachgebrauch*, als Princip selbst für die Stellung, das logische Princip als Art unter sich begreifend; denn eine logische Stellung der Worte, die wider den Sprachgebrauch wäre, kann es nicht geben. Der Sprachgebrauch wird hier *Stellungsgebrauch*. Doch genug über den Inhalt des Buchs. Nur erlaubt sich Rec. noch, an den Mangel zu erinnern, dass Nichts von unvollständigen Sätzen, die gewiss in jeder Sprache des im Buche behandelten Sprachstammes vorausgesetzt werden dürfen, gesagt ist. Sie drücken ein vollständiges Urtheil aus, z. B. bey Antworten, kommen fast bey allen Satzarten vor, und fordern daher in der Grammatik Berücksichtigung. Jetzt Einiges über die *Form* des Buchs. — In Betreff der Schreibart muß man bekennen, dass sie im Ganzen dem Inhalte einer philosophischen Grammatik angemessen sey, doch

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

stellenweise der Phantasie zu viel eingeräumt und vermeidbare fremde Wörter nicht genug vermieden habe. Wird der Vf. auch wohl anerkennen, dass er zu Viel wiederholt habe? Das hauptsächlichste Beispiel von Wiederholung findet sich in der Satzlehre S. 256 — 267, wo ein großer Theil des in der Beugungslehre Vorgetragenen wieder vorkommt. Aber in anderer Rücksicht! wird der Vf. vielleicht sagen. Indess konnte ja, wenn einmal so viel zu wiederholen war, Alles aus der Beugungslehre in die Satzlehre aufgenommen werden, da die Beugung erst nöthig wird, wenn man Sätze oder Redensarten bilden will. Schon *Adelung* that es, dass man die Beugungslehre in die Etymologie verwiesen hatte. — Zur Bearbeitung des Stoffs gehört auch Gebrauch oder Prägung der Kunstwörter. Unter diesen fallen einige auf, z. B. *innerlich* und *äußerlich* bey Beugung und Comparation. Schon hier ist die Benennung nicht angemessen, da sie nicht bloß auf die Art von Beugung, wie *log*, *sprang*, sondern auch auf die sich auf Wörter, wie *bezeugte*, beziehende angewendet werden muß, *te* aber von außen hinzutritt, folglich nicht wohl innerliche Beugung genannt werden kann. Aber bey weitem unbequemer ist diese Benennung S. 185 für einen Fall, wo *Bernhardi* das Wort *Art* gebraucht; am unbequemsten indess S. 193, wo von innerlicher Vergleichung geredet wird. Ferner hat der Vf., nach *J. Grimm's* Vorgänge, Anlaute, Inlaute, Auslaute. Darnach sollte man nun unter *Ansylybe* die erste Sylbe eines vielkylbigen Worts verstehen; aber er nennt S. 206 Sylbe *ling* in *Jüngling* eine Ansylybe. Er nennt *Euphonik* S. 109 die Lehre von der Lautart, da doch das Letzte für das fremde Wort zuviel andeutet, für dasselbe aber, als Wissenschaft genommen, zu wenig. Eine Art von Bindewörtern nennt er *Worthefteln*, als weiblichen Geschlechts. Gegen die zwey Wörter *Satzgefüge* und *Gesätze*, grammatisch betrachtet, hat Rec. nichts; aber sie scheinen mehr zu sagen, als der Vf. durch sie bezeichnen will. Sie bedeuten nämlich nicht bloß eine Satzverbindung zur Bildung anderer Sätze, sondern eine solche zur Bildung von schriftlichen Aufsätzen aller Art, und diese Satzverbindung gehört in die Stilistik; daher auch S. 281 mit Beschränkung hätte gesagt werden müssen: Satzverbindungslehre zur Bildung andrer Sätze; und den Wörtern *Satzgefüge* und *Gesätze* sollte man beysügen: in engerer Bedeutung, — selbst dann, wenn

X (6)

wenn man mit *Herling* die Stilistik den zweyten Theil der Satzlehre nennt. Es scheint indess das Beste, in der Grammatik bloß von zusammengesetzten Sätzen, weil sich alle sogenannten Satzgefüge darunter bringen lassen, und von *Perioden*, als einer Hauptart derselben, hergebrachter Weise zu reden. — Das Viel und Wenig in der Bearbeitung berücksichtigend, darf man sagen, der Vf. sey sich nicht ganz gleich geblieben. Die angekündigte Rücksicht auf die Sprachen des indisch-deutschen Stammes ist fast nur in der niedern Sprachlehre sichtbar; die Satzlehre hat wenig Beyispiele, oder fast nur aus der neubochdeutschen Sprache, nach welcher auch Alles behandelt ist. Freylich ward dadurch viel Raum erspart, besonders für diejenigen, welche das Fremde nicht brauchen können, oder nicht wollen; aber es ist Mangel an Uebereinstimmung. — In Betreff der Anordnung ist zuerst zu bemerken, daß die Ueberschriften nicht immer genau zu einander stimmen, daher Irrung entsteht; z. B. S. 281 und 283: A. Von der Beyordnung der Sätze überhaupt; B. Von der Zusammenziehung der Sätze; statt: Von der Beyordnung der Sätze im Besondern, und zwar: von der Zusammenziehung der Sätze. Ebenso S. 249: Von dem einfachen Satze — und in der entsprechenden zweyten Abtheilung: Satzverbindungslehre, statt: von dem zusammengesetzten Satze. Auch S. 287. Von dem einzelnen Satze, statt: von dem einfachen. Dann ist über die Anordnung noch zu bemerken, daß sie nicht fehlerlos ist. Schon am Schlusse der Einleitung kommt die Lehre von der Lautverschiebung mit sehr vielen, auf 20 Seiten ausgedehnten Beyspielen vor, obgleich die Lehre vom Laute erst nachher in der niedern Sprachlehre abgehandelt wird. In dieser, und zwar im ersten Theile derselben, steht die Ueberschrift: Bildung des Wortes; und im 2ten Theile S. 185: Wortbildungslehre; hätte nicht das Material beider Abschnitte vereinigt werden sollen? Daß der Vf. die Beugungslehre der Wortbildungslehre vorgehen ließ, darüber entschuldigt er sich am Ende der letzten; aber nach seiner Ansicht, da er die Wortbildung als eine potentierte Beugung betrachtet, bedurfte es derselben nicht. Der Vf. scheint indess gefühlt zu haben, was *J. Grimm* in der 2ten Ausgabe seiner Grammatik, Vorrede S. VII, sagt, die Umstellung sey der natürlichen Ordnung gemäß; und Rec. bezieht sich hier auf das oben Gesagte über die Stellung der Beugungslehre. Die Intension ist S. 117 mit III. bezeichnet, als wäre sie das dritte Stück der Extension. S. 127 ist ein *Erstes Hauptstück* aufgeführt, und es folgt kein zweytes. In der Satzlehre gehört die Lehre vom Haupt- und Bestimmungssatze S. 268 in die S. 281 anhebende Satzverbindungslehre: denn jeder Satz wird erst in der Verbindung zum Haupt- oder Bestimmungssatze. Die S. 283 vorkommende Lehre von der Zusammenziehung der Sätze gehört als Art unter die darauf folgende Rubrik: Von der Verkürzung der Sätze; da jede Zusammenziehung Verkürzung ist.

Der Vf., dem wir noch öffentlich für das dem Publicum übergebene Werk einer allgemeinen Sprachlehre danken, höre nicht auf, ähnlichen Arbeiten seine Muse zu schenken. Er verbreite bald in einer neuen Ausgabe des vorliegenden Buchs noch mehr Licht über diese zum Theil sehr dunkeln Gegenden des menschlichen Wissens.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

KOPENHAGEN, in der Becken. Hofbuchh.: *Prisjak Sproglaere* udarbejdet efter samme Plan som den islandske og angelsaksiske af R. Rask, Prof. i Literaerhistorien og Underbibliotekar. (Friesische Sprachlehre, ausgearbeitet nach demselben Plane wie die angelsächsische und isländische von u. f. w.) 1825. 84 u. 138 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Wie schon der Titel anzeigt, ist diese Grammatik der altfriesischen Sprache nach denselben Grundsätzen bearbeitet, wie die früher herausgegebene isländische und angelsächsische Sprachlehre. Voran steht eine einleitende Vorrede, in welcher der Vf. zuerst von der Stelle spricht, welche die friesische Sprache unter den übrigen germanischen Mundarten einnimmt; dann von den altfries. Sprachdenkmälern, und endlich von den bisherigen Bearbeitungen derselben.

Die große germanische Volksrasse zerfiel bekanntlich rückfichtlich der Sprache in zwey Hauptstämme, den *nordischen* (skandinavischen) und den *deutschen*. *Rask* gebraucht für das ganze Geschlecht den Namen der *Gothen*, und beschränkt *nur* die *Zeugnisse der Alten* den Namen der Germanen auf die Bewohner des eigentlichen Deutschlands, die wir aber hier lieber als *Deutsche* von den sehr abweichenden *Nordmannen* auscheiden. Der Stamm der Deutschen zerfällt wiederum in zwey Theile, den der Niederdeutschen und den der Hochdeutschen, von dem Vf. weniger genau Oberdeutsche genannt. Zu dem Stamme der Niederdeutschen gehören die Friesen, und sie stehen in sofern unmittelbar neben den f. g. Altachsen und Angelsachsen, als Zweige desselben Stammes. Wie sehr indess *Wiards* und *Hochs* irrten, wenn sie das Friesische als die Mutter des Angelsächsischen betrachteten, und was der Letztere das Saterländische, eines vom Frieschen sehr ausgearteten Volksdialekt, für völlig übereinstimmend mit dem Angelsächsischen erklärt, ist von Sprachforschern längst anerkannt, und bedarf keiner so weitläufigen Ausführung, wenn diese Ansicht nicht bey Laien noch immer zum Theil herrschend wäre. Der Vf. irrt aber seinerseits ebenfalls, wenn er das Holländische aus dem Friesischen entspringen läßt, wie das die Darlegung der Sprachverhältnisse beider Sprachen in *Grimm's Grammatik* deutlich zeigt. Es fehlt zwar keineswegs an Be-

rührungen zwischen dem Holländischen und Altfriesischen, aber seinem Hauptcharakter nach ist Ersteres altfriesisch, und die friesischen Bestandtheile werden vollkommen von den hochdeutschen Einmischungen (durch die Franken) aufgewogen. Daher bemerkt denn der Vf. auch selbst später (*Fortale* S. 22), daß sich die Sprache in *Klaas Kolin's* Reimchronik (etwa von 1190) scharf von dem Friesischen unterscheidet; und dennoch ist dieses Denkmal um mindestens 50 Jahre älter, als das älteste friesische Sprachdenkmal, das auf uns gekommen ist. — Ob das Holländische auch gallische (keltische) Einmischungen enthält, wagen wir nicht zu entscheiden, finden aber die angeführte Probe in keiner Weise überzeugend.

Das Angelfriesische und Altfriesische steht sich unter den niederdeutschen Sprachen am nächsten; das Friesische zeichnet sich aus 1) durch eine große Eigenthümlichkeit in der Ausbildung; 2) durch Annäherung an das Nordische, zu dem es gleichsam von den deutschen Sprachen den Uebergang bildet. Diese Uebereinstimmung ist nicht etwa als eine Folge der öftern Berührung mit Nordländern anzusehen, sondern als ursprünglich: denn sie betrifft auch die Formen, die bey Einmischungen fremder Elemente nie berührt werden, außer in soweit eine Schwächung derselben eintritt.

Leider sind bloß wenige altfriesische Denkmäler übriggeblieben, und zwar solche, die, wenn sie auch an sich von großem Interesse sind, uns doch die Sprache nur sehr einseitig kennen lehren, indem sie sämtlich bloß Gesetzbücher enthalten, und diese aus einer ziemlich späten Zeit. Denn wenn auch die Gesetze selbst zum Theil weit älter sind, so dürfen wir sie doch in der Form, in welcher sie auf uns gekommen sind, nicht höher, als in die Mitte des 13ten Jahrhunderts hinaufsetzen, d. i. der Zeit, aus welcher die ältesten Handschriften herkommen. Denn da die Abschreiber nur die Verständlichkeit im Auge hatten, trugen sie kein Bedenken, die ältern Denkmäler in die Sprache ihrer Zeit zu übersetzen, und so darf man diese nicht für älter ansehen, als die Zeit der Copirung. Nach der Meinung des Vfs. giebt es kein Denkmal, das älter als 1250 wäre. Mit 1350 beginnt dann schon eine merkliche Veränderung in der Sprache; fremde Wörter werden eingemischt und die Biegungen stumpfen sich ab; nach 1500 aber kann man die Sprache nicht mehr als dieselbe ansehen. Der Vf. hat bey seiner Arbeit nur die Denkmäler vor 1350 benutzt, die spätern aber bloß, wo es wichtige Rücksichten verlangten, zu Rathe gezogen. Im Ganzen zählt er zwölf verschiedene Gesetzsammlungen auf, von denen jedoch nur sechs, unter denen das *Asegabuch*, das *Eminger Landrecht* und die *Willküren der Brokmänner* die wichtigsten sind, in die bessere Periode der friesischen Sprachentwicklung gehören. Die Uebersicht der Literatur folgt

größtentheils den Notizen bey *Wiarda*. Die für friesisches Recht so wichtigen *Verhandeligen der Genootschap pro excolendo jure patriae* und *Schwarzenberg, Groot Placaat en Charterboek van Vriesland* (Leeuwarden 1768. fol.) konnte der Vf. in Kopenhagen nicht bekommen; sie sind auch bey uns selten, befinden sich aber z. B. auf der Heidelberger Universitätsbibliothek.

Die friesische Sprache ist bis auf die neuesten Zeiten grammatisch fast ganz unbearbeitet geblieben. *Wiarda* hat in dieser Beziehung so gut wie gar nichts gethan. Der Vf. sagt über dieses Buch *Fortale* S. 24 ganz richtig: „es ist zu sehr spätern Denkmälern entnommen, als die Sprache in ihrer Auflösung war, und enthält sehr viele verwirrende oder auch falsche Wortformen, ohne die geringste Rücksicht auf Sprachlehre und Wortbeugung; überdies ist es sehr unvollständig und unkritisch.“ Das friesische Wörterbuch erschien schon 1786. Hätte *Wiarda* nach der Herausgabe seines *Asegabuchs* (1805) und der *Willküren der Brokmänner* (1820) eine neue Ausgabe unternehmen können, so würde die Bearbeitung ohne Zweifel weit besser ausgefallen seyn, obgleich nicht zu leugnen ist, daß auch bey diesen Büchern der Mangel an einer festen grammatischen Grundlage oft recht fühlbar ist.

Die einzige Vorarbeit, die der Vf. benutzen konnte, ist *Grimm's deutsche Grammatik*. Da *Grimm* die friesische Sprache besonders kurz und unerschöpfend abhandelt, ist durch ihn eine neue Bearbeitung derselben keineswegs überflüssig geworden, auch abgesehen davon, daß *Grimm's* Werk noch unvollendet ist. Indes konnte schon die hier dargebotene Gelegenheit zur Vergleichung mit den übrigen germanischen Sprachzweigen dem Vf. eine große Beyhülfe gewähren. *Rask* scheint diese nicht hinreichend benutzt zu haben, sonst würde er wohl von manchen Ansichten, die er früher bey Gelegenheit der isländischen und angelfriesischen Grammatik ausgesprochen hatte, abgegangen seyn, und namentlich sich überzeugt haben, daß die starke Flexion sowohl in der Conjugation, als in der Declination die ursprünglichere ist, und daß die schwache Form nur durch Hinzutreten eines ableitenden Lautes entstanden und bloß dadurch einfacher geworden ist, daß sich die Flexion überhaupt abstumpfte; und er würde endlich sich überzeugt haben, daß in dem Ablaut der Verba die eigentliche Fortbildungskraft der Sprache verborgen liegt, wie das *Grimm* in dem zweyten Theile der Grammatik seitdem so geistreich ausgeführt hat. Die Richtigkeit dieser Sätze hier zu erweisen, würde zu weitläufig seyn; wir glauben aber, daß, wenn *Rask* durch die Ausführung im ersten Theile der *Grimm'schen Grammatik* noch nicht hat überzeugt werden können, der zweyte Theil, und namentlich die Abhandlung vom Laut und Ablaut, jeden Zweifel beseitigt haben wird.

Die Abhandlung der Sprachlehre selbst zerfällt bey *Rask* in vier Theile: die Buchstabenlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre und Wortfügungslehre. In der *Buchstabenlehre* ist der Vf. hier genauer, als in der isländischen und angelsächsischen Grammatik, ohne Zweifel durch die sorgfältigere Abhandlung dieses Gegenstandes bey *Grimm* veranlaßt. Er handelt in vier Unterabtheilungen über Schreibung, Aussprache, Buchstabenveränderung (Umlaut, Zusammenziehung u. f. w.) und Buchstabenübergänge. Der letzte Abschnitt enthält Vergleichen der sich entsprechenden Laute in verwandten Sprachen, namentlich der isländischen, angelsächsischen und hochdeutschen; es werden dadurch die oben gegebenen Ansichten über die Verwandtschaften dieser Sprachen für die Lautverhältnisse genauer begründet.

In der *Formenlehre* wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. *Grimm's* Beispiele gefolgt und in den Belegen, soweit es möglich war, Vollständigkeit zu erreichen gesucht hätte; es gewährt dieß einen äußerst lehrreichen Ueberblick von dem wirklichen Gehalt der Sprache, und würde hier um so nützlicher seyn, als es noch gänzlich an einem grammatischen Wörterbuche fehlt. Sehr zu loben ist es, daß der Vf. in der Anführung der Belege so genau ist und fast immer den Zusammenhang der Stelle giebt, wobey es denn nicht an vielfältigen Berichtigungen des Textes der Quellen mangelt.

In der Abhandlung der altnordischen Declinationen ist *Grimm* etwas vollständiger, weniger befriedigend bey den Conjugationen, aber das Friesische ganz vernachlässigend in der Lehre von der *Wortbildung*. Hier hätte also der Vf., auch wenn er den zweyten Theil der deutschen Grammatik vor sich gehabt hätte, ganz unabhängig arbeiten müssen. Dennoch würde, nach Rec. Gutachten, gerade dieser Theil seines Werks durch Benutzung der *Grimm'schen* Wortbildungslehre sehr gewonnen haben. Vom Ablaut und dessen Zusammenhang mit der starken Conjugation weiß er nichts; handelt aber das Uebrige in zwey Abtheilungen über Ableitung und Composition ab. Gleich bey der Festsetzung des Begriffs der Ableitung müssen wir indessen mit ihm in Widerspruch kommen. Ableitung ist ihm (S. 174) die Umwandlung eines Worts in ein neues durch gewisse Abschneidungen und Zufetzungen, die an sich nichts bedeuten. Da nun aber die Veränderungen, die bey einem Worte durch Hinzutreten oder Wegfallen von Flexionslauten eintreten, natürlich nicht *hierher*

gehören, die Ableitungen aber immer unmittelbar hinter der Wurzel, die selbst nie vermindert werden kann, hinzutreten: so besteht die Ableitung nothwendig jederzeit in einer Mehrung der Wurzel, und jede Verminderung kann nur durch die in die Buchstabenlehre gehörige Contraction u. f. w. erfolgen, und hängt unmittelbar nicht mit der Ableitung zusammen. Ferner nimmt *Rask* Ableitungen, die in *Vorsetzungen*, und solche, die in *Anhängungen* dunkler Laute oder *Sylben* bestehen. *Grimm* erklärt die erstern sämmtlich für Compositionen. Die Abhandlung der Lehre von der Zusammensetzung rechtfertigt dieß Verfahren vollständig, während *Rask* dagegen gleich in dem ersten Beispiele seiner vorgesetzten Ableitungen mit seiner eigenen Definition von Ableitung in Widerspruch geräth, indem er das mit verneinender Bedeutung vorgesetzte *n* — als *ne* (nicht) erklärt, wo doch also bloße Composition mit Elidierung des *e* angenommen wird. — Und so sind sämmtliche *Vorsetzungen* nichts Anderes, als Partikelcompositionen. Bey den angehängten Ableitungen fehlt unser Vf. aber wiederum, indem er reine Flexionslaute unter die Ableitungen rechnet, z. B. gleich §. 184 das *a* der schwachen männlichen Declination z. B. in *er-a*, *bon-a* u. f. w. Wenn er den Begriff von Ableitung so weit ausdehnen wollte, mußte er die ganze Formel: *hre* in die Lehre von der Ableitung aufnehmen. — Auch hier haben sich übrigens offenbare Compositionen eingeschlichen: z. B. §. 205 — *skipi* (*indoles*, *ratio*) in *her-skipi*, §. 209 — *lik* u. f. w.

Die Wortfügungslehre (Syntax) hat hier eine etwas genauere Behandlung gefunden, als in der angelsächsischen und isländischen Grammatik, was um so mehr mit Dank anzuerkennen ist, als dieser Theil der deutschen Grammatik überhaupt noch keine recht gründliche Bearbeitung gefunden hat. — Die Verslehre in einem Anhang mußte bey der Unbedeutenheit der übrigen gebliebenen poetischen Denkmäler freylich sehr dürftig ausfallen. Ein anderer Anhang enthält, als Sprachproben einige kritisch und grammatisch erläuterte Stellen aus dem *Afegabuch*, bey denen wir nur bedauern können, daß sie nicht länger sind. Eine Vergleichung mit dem Texte bey *Viarda* wird zeigen, wie ein neuer Herausgeber für das *Afegabuch* noch thun hat.

Papier und Druck sind, wenn auch mit elegant, doch gut und deutlich.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

STATISTIK.

LEIPZIG, b. G. Fleischer: *Geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von den sämtlichen zum deutschen Staatenbunde gehörigen Ländern, mit einer grossen Verhältnisskarte von Deutschland*, von August Friedrich Wilhelm Crome, der Philosophie u. beider Rechts Doctor, Großh. Hessischem Geheimenrathe u. Professor der Staats- und Cameralwissenschaften auf der Ludwigs-Universität zu Gießen u. s. w. *Erster Theil*. 1820, mit dem Bildnisse des Verfassers. LXXII u. 446 S. in gr. 8. *Zweyter Theil*. 1825. XII u. 570 S. *Dritter Theil*. 1827. XII u. 270 S. *Vierter Theil*. 1828. XVI u. 502 S. (11 Rthlr. 4 gr.)

Bereits im Jahr 1818 bereicherte unser Vf. die statistische Literatur mit einem Werke, dem vorliegenden hinsichtlich des Plans und der Ausführung ähnlich, über die *Staatskräfte von ganz Europa*, das mit fast ungetheiltem Beyfalle aufgenommen wurde. Die jenem Werke beygefügte Verhältniss-Karte, — nach deren Vorbilde auch die zu gegenwärtigem Werke gehörende Verhältniss-Karte der betreffenden Staaten gezeichnet ist, — gefiel wenigstens dem grössern Publicum und dem Dilettanten in der Statistik ungemein, wiewohl sie von einigen Recensenten für eine Spielerey erklärt wurde, welche die Wissenschaft selber nicht fördere. Da dieses jedoch auf eine zweyfache Weise geschehen kann, nämlich in materieller Hinsicht, durch Erweiterung des Gebiets dieser Disciplin, und in formeller Hinsicht, durch eine anschaulichere Darstellung, so glaubt Rec. seine Ueberzeugung vorläufig dahin aussprechen zu dürfen, dass eben diese Verhältniss-Karten, in letzterer Beziehung, keinesweges ohne Nutzen für die Liebhaber der Statistik sind, indem sie das Studium derselben zu erleichtern streben. Müsste man doch sonst überhaupt alles Tabellenwesen aus deren Bereiche verbannen, wenn schon nicht in Abrede gestellt werden darf, dass diese Form die geeignetste ist, um zu einer allgemeinen Uebersicht der durch die wissenschaftliche Forschung ermittelten Thatfachen zu gelangen. Immerhin kann man zugeben, dass dem gelehrten Statistiker eben jene Karten keinen sonderlichen Nutzen gewähren, wohl aber dem Geschäftsmanne, dem Staatsbeamten und namentlich dem Selbstunterrichte.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Wurde doch, wie wir erfahren haben, Hr. C. durch mehrere Staatsbehörden selber veranlasst, eine Uebersetzung seiner Verhältniss-Karten in die englische und französische Sprache zu bewirken. — Vortheilhafter noch, als durch die hier nur in Kürze erörterte Form zeichnen sich Hn. C's. statistische Werke durch den Geist aus, der in denselben waltet. Nirgendwo vermisst man darin jene richtige und klare Ansicht der Dinge, worin sich der reine und gesunde Menschenverstand spiegelt, eine freymüthige und leichte Darstellung, eine fliessende Schreibart und vornehmlich jene Gefinnung des Vfs. selbst, die frey von aller Pedanterey und von allen Vorurtheilen, kühn sich ausspricht. Man gewahrt es ersten Blicks, dass sich Hr. C. keine Mühe verdriessen liess, um zur möglichst genauen Erforschung der statistischen Thatfachen zu gelangen, deren Darstellung ein eben so freyes als einleuchtendes Raisonnement über Ursache und Wirkung begleitet. — Strebt nun unser Vf. Vortrag in vorzüglichem Grade dahin, die Statistik populär, anschaulich und allgemein verständlich zu machen, so rechnen wir es ihm nicht minder zum Verdienste an, den staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt nicht vernachlässigt zu haben. Indem deren Gebiet dadurch eine demselben sonst abgehende Fruchtbarkeit und Lebendigkeit erhält, wird der Leser zugleich in den Stand gesetzt zu beurtheilen, in wie fern in einem gegebenen Lande der Staatszweck mehr oder weniger erreicht wurde. Dass dessen ungeachtet auch der historische Gesichtspunkt, den zuerst Achenwall, späterhin Büsching in die Statistik einführte, Hn. C. nicht fremd geblieben ist, diess bekundet namentlich sein vorliegendes Werk. Der statistischen Schilderung jedes einzelnen Staates wird eine historische Einleitung vorangeschickt, die, zum Theil wenigstens, aus archivalischen Urkunden gezogen ist und den historischen Forscher bezeichnet. — Der Plan des Werks, d. i. die Anordnung der Materien, ist nach Achenwall's und Sprengel's Vorbilde angelegt. In Gemässheit desselben wird die Statistik jedes Bundesstaates in vier Abtheilungen behandelt: *Land, Leute, Staatsverfassung und Staatsverwaltung*. Wir gehen, nach diesen vorläufigen Bemerkungen, zur Analyse des Werkes über. In der allgemeinen Einleitung wird zuvörderst der zweckmässige Gebrauch der zu diesem Werke gehörigen Verhältniss-Karte von Deutschland gezeigt. Sodann verbreitet sich der Vf. über den ganzen deutschen Staatenbund, — vornehm-

nehmlich in Betreff seiner Größe und Volkszahl, — einschließend der zu demselben gerechneten Kaiserl. österreichischen und Königl. preussischen Länder, deren Special-Statistiken man übrigens hier nicht findet, weil sie schon in einem früher (Leipzig 1818) erschienenen Werke des Vfs., das ganz Europa umfaßt, behandelt wurden. — Die Reihenfolge der Bundesstaaten ist vornehmlich mit Rücksicht auf deren Areale geordnet; und somit enthält der erste Band die Königreiche Baiern, Hannover, Sachsen, Württemberg und das Großherzogthum Baden. Erwägt man, daß dieser Band bereits 1820 gedruckt wurde, so wird es dem Vf. wohl nicht zum Vorwurfe gemacht werden können, daß mehrere seiner diese Länder betreffenden Angaben, — wie z. B. die Volksmenge, — mit ihrem gegenwärtigen Zustande nicht übereinstimmen. — Unter den hier genannten Staaten ist es besonders Hannover, dessen Einrichtungen Hr. Crome zu mehreren kritischen Bemerkungen veranlassen, die seiner Ansicht über das Wesen des Staatshaushalts nur zum Ruhme gereichen, und seinen Philanthropismus außer Zweifel setzen. So rügt derselbe den Druck, unter welchem der Bauernstand in manchen Provinzen dieses Königreichs, wie im Calenbergischen, in Hoya u. s. w. leidet. Die dort übliche Mayer-Wirtschaft und die Armuth des dortigen Landvolks mit der Kulturart im Lande Hadeln und im Fürstenthum Ostfriesland und dem hier herrschenden Wohlstande in Vergleichung stellend, weist der Vf. nach, daß nicht der Boden allein, sondern auch die heterogene Verfassung in manchen dieser Provinzen, deren Einwohnerschaft entweder arm und dumm, oder aber wohlhabend, verständig und gesittet mache. Ueberall nimmt derselbe persönliche Freyheit und Eigenthum für die bürgerliche Klasse der Bevölkerung in Anspruch, eine Bedingung, woran sich, wie er sagt, deren Gefühl für Recht und Unrecht, so wie deren Befähigung, das Eine von dem Andern zu unterscheiden, knüpft. Auch das hannöversische Finanzwesen giebt unserm Statistiker Anlaß zu mancher beherzigungswerthen Bemerkung. Die Steuern, meint Hr. C., wären zwar auf den letzten Landtagen, — deren organische Einrichtung ihm, beyläufig gesagt, bey weitem den Repräsentativ-Verfassungen Baierns, Württembergs u. s. w. nachzusehen scheint, — in Etwas verändert und besser vertheilt worden, indessen sey dabey der Aristocratismus noch immer sehr vorherrschend. Allererst im Laufe des gegenwärtigen Jahrzehends habe man Versuche gemacht, die großen, aber seither nur einen geringen Ertrag gewährenden Domänen an den Meistbietenden öffentlich zu verpachten. Diese Versuche hätten den besten Erfolg gehabt, indem dieselben Domänen nunmehr das Dreyfache von dem erträgen, was sie bis dahin ertragen hatten, wo sie einzigen begünstigten adeligen Familien um ein Spottgeld überlassen gewesen wären. — Zwar läßt der Vf. der höhern und gelehrten Bildung im Königreiche Hannover vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren und rühmt die zu deren Beförderung daselbst bestie-

henden Anstalten. Allein die in der Hauptstadt des Landes übliche Etikette vermag derselbe eben nicht zu billigen; er findet sie sogar zum Theil lächerlich, so wie das, was man dort die *historische Verfassung* nennt. Nichts desto weniger hat Rec. mit Vergnügen wahrgenommen, daß die der statistischen Darstellung Hannovers vorangeschickte historische Einleitung mit ganz besonderer Sorgfalt und Vorliebe ausgearbeitet ist. — Im Gegensatz mit dem Königreiche Hannover erfreut sich, nach Hn. C.'s Schilderung, das Königreich Württemberg der zweckmäßigen Verfassung in ganz Deutschland. Auch lobt er die Staatsverwaltung dieses Königreichs wegen ihrer Pünktlichkeit, Strenge und Energie. Nur schade, fügt er hinzu, daß noch zu viel Schreiberey dabey herrsche, wie leider in den meisten deutschen Staaten. — Ein ganz besonderes Interesse gewähren die Auskünfte, die der Vf. über das Finanzwesen des Königreichs Sachsen mittheilt; man gewahrt wohl, daß derselbe sie aus archivalischen Quellen schöpfte, die seither nur wenigen zugänglich waren. Zwar erhält die, der Königl. Hannöverschen ähnliche, K. Sächsische Staatsverfassung eben nicht Hn. C.'s Beyfall; nichts desto weniger erteilt er der Verwaltung des Landes großes Lob, indem ihr es zuschreiben, daß sich der Staatskredit, der Zerstückelung Sachsens ungeachtet, so schnell wieder erhob, daß sein Papiergeld 1 bis 1½ Procent Agio trägt. — Den zweyten Band eröffnet die Darstellung der Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Tief in das Staatsleben dieser Länder eindringend und aus Quellen schöpfend, die sich vielleicht noch mehr durch ihre Glaubwürdigkeit, wie durch ihre Neuheit empfehlen dürften, hat der freymüthige Vf. das Gute sowohl wie das Mangelhafte, was er in der Verfassung und Verwaltung beider Großherzogthümer wahrnahm, mit scharfen und lebendigen Zügen dargestellt. Rec. wüßte nicht, daß unsere statistische Literatur irgend eine so ausführlichere, viel weniger denn in diesem Geiste geschriebene Schilderung der besagten zwey Bundesstaaten aufzuweisen hätte. Er kann sich bey dieser Gelegenheit der Aeußerung des Wunsches nicht verlagen, daß der übrigens schätzbare Mecklenburgische Staatskalender mit eben der Klarheit und Freymüthigkeit abgefaßt seyn möchte. — Könnte man die nun folgende Darstellung des hessischen Kurstaats etwas so und förmlich nennen, so wird das Großherzogthum Hessen, des Vfs. zweytes Vaterland, mit dessen serser Sorgfalt, Sachkenntniß und Umsicht — dabey in bündiger und fruchtharer Kürze geschildert. Dieser Abschnitt gehört zu denjenigen des Werks, die auch dem spätern Statistiker noch eine eben so sichere, als reichhaltige Quelle gewähren werden. Die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, so wie das Herzogthum Holstein-Oldenburg scheinen Rec. nicht mit genügender Ausführlichkeit behandelt zu seyn, wiewohl das, was darüber gesagt wird, in den Character einer amtlichen Mittheilung an sich trägt. Es ist um so mehr zu bedauern, daß sich be-

der Darstellung dieser Länder unseres Statistikers gewohnte Ausführlichkeit vermissen läßt, da doch die respectiven Staatsbehörden gewiß keinerley Ursachen haben, mit ihren Notizen zurückhaltend zu seyn. — Noch kürzer wird das Großherzogthum Luxemburg abgefertigt, muthmaßlich weil Dr. G. glaubte, sich hinsichtlich dieses Landes desto gedrängter fassen zu können, da dasselbe lediglich in politischer Hinsicht Deutschland angehört. — Fast pittoresk möchte man dagegen sagen, ist die Schilderung, die der Vf. vom Herzogthum Nassau entwirft, womit der zweyte Band schließt. Der musterhafte Staatskalender dieses vorzüglich gut verwalteten Landes mag wohl, nebst den übrigen Quellen, manche Züge zu dem Gemälde geliefert haben; allein das Ganze scheint dennoch an Ort und Stelle nachgesehen und vervollständigt worden zu seyn. — Der dritte Band sollte, nach dem vom Vf. entworfenen Plane, die vier sächsischen Herzogthümer Gotha, Coburg-Saalfeld, Meiningen und Hildburghausen enthalten. Auch war, wie uns derselbe in der Vorrede dieses Bandes berichtet, das fertige und an die Leipziger Verlagshandlung abgeschickte Manuscript bereits zum Theil abgedruckt, als die diesen Ländern, in Folge des Aussterbens der Gotha'schen Linie, bevorstehende neue Untertheilung im Publikum bekannt wurde. Da indessen der betreffende Staatsvertrag vom 12. Nov. 1826 zu jener Epoche (Johannis 1826) noch nicht promulgirt war, so sah sich Dr. G. veranlaßt, sein Manuscript wieder zurückkommen zu lassen, um dasselbe für den vierten und letzten Band seines Werkes gänzlich umzuarbeiten. Es beginnt daher dieser dritte Band mit dem Herzogthume Braunschweig, dessen statistische Darstellung zwar als vollendet zu betrachten ist, wo sich indessen, seit dem Regierungsantritte des jungen Herzogs, hinsichtlich des Verwaltungspersonals gar manche Veränderungen zugetragen haben. Die Schilderung, die uns Hr. G. von den in diesem Herzogthum zur Zeit bestehenden Einrichtungen, seiner Staatsverfassung und Verwaltung entwirft, und die, wie er nachweist, das Land seinem trefflichen Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand zu danken hat, läßt Rec. mit dem Vf. wünschen, daß diese Einrichtungen eben so von Dauer seyn möchten, wie das Andenken an jenen Fürsten in den Herzen seiner Einwohner ewig leben wird. — Auch in Betreff des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach stimmen wir dem Wunsche unsers ehrwürdigen Statistikers am Schluß seiner Darstellung sehr gern bey, daß sich dieser weise regierte Staat noch Jahrhunderte lang der Wohlthaten zu erfreuen haben möge, wodurch sich der unvergessliche Carl August die Liebe und den Dank seiner Unterthanen erwarb. — Der Darstellung der Schwarzburgischen Fürstenthümer steht eine besonders lesenswerthe historische Einleitung voran. Die statistischen Notizen, die uns der Vf. über diese Länder, so wie über die Fürstenthümer Reuß, älterer und jüngerer Linie liefert, beruhen

augenscheinlich auf dem Grunde amtlich beglaubigter Mittheilungen. Die Herbeyschaffung derselben muß Hr. G. einen großen Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten verursacht haben, da es besonders hinsichtlich kleinerer Staaten an bereiten Quellen gemeinlich am Meisten zu fehlen pflegt. Man muß es von der Billigkeit derjenigen Schriftsteller, welche die Resultate von unsers Vfs. Forschungen benutzen werden, hoffen, daß sie seine Verdienste um die materielle Förderung der Wissenschaft auch dereinst öffentlich anerkennen werden. — Unter gleich günstigen Auspicien, man gewahrt es, wurde die Schilderung der Fürstenthümer Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe, so wie des Fürstenthums Waldeck entworfen. In Folge dieser Begünstigungen hat der Vf. viele Vorurtheile mit Erfolg bekämpft und beseitigt, die in Betreff dieser Länder, womit der dritte Band schließt, seither noch obwalteten. Derselbe läßt es sich besonders angelegen seyn, die Verdienste der verstorbenen Fürstin Pauline von Lippe-Detmold herauszuheben und zu würdigen; denn ihrer vormundschaftlichen Regierung verdankt dieses Land alle die guten Einrichtungen, deren sich noch jetzt dessen Bewohner erfreuen. — Mit dem vierten und letzten Bande endlich hat dieses statistische Werk seine Vollendung erhalten. Die erste Stelle darin nehmen die sächsischen Herzogthümer ein, nämlich: das Herzogthum Coburg-Gotha nebst dem Fürstenthum Lichtenberg jenseits des Rhein, das Herzogthum Meiningen und das Herzogthum Altenburg. Erwägt man die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die mit der jüngsten Vertheilung dieser Länder und der auf deren Basis gegründeten Reorganisation ihrer Verwaltung verknüpft waren, und die verwickelten Verhältnisse, die sich daraus besonders für den ausländischen Statistiker ergeben mußten, so verdienen Dr. G's. Bestrebungen, uns eine genaue Darstellung dieser Herzogthümer zu geben, ganz vorzügliche Anerkennung. Es konnte indessen dieses Vorhaben nur gelingen, in so fern ihm dabey die Unterstützung einheimischer, mit jenen Verhältnissen genau bekannter, Staatsmänner zu Theil ward; und dieser hatte er sich, wie er in seiner Vorrede zu diesem Bande andeutet, in reichlichem Maasse zu erfreuen. Die von ihm gelieferte Beschreibung ist demnach so genau und vollständig, als sie nur immerhin, abgesehen von den etwaigen Veränderungen, seyn konnte, welche die innere Organisation dieser Bundesstaaten im Verfolg der Zeit noch etwa erfahren dürfte. — Die Darstellung der Anhaltischen Herzogthümer, denen ebenfalls eine kurze historische Einleitung voransteht, hätten wir etwas umfassender und vollständiger zu finden gewünscht. Sehr gern wird man dem Vf. die Vorliebe verzeihen, die er besonders für Anhalt-Deßau zu Tage legt, wenn man weiß, daß er hier seine Laufbahn, — als Lehrer bey dem Philanthropin und Instructor des damaligen Erbprinzen Friedrich — antrat. Auch sollte man glauben, er würde eben deswegen eine genauere Kenntniß von dem Lande selbst besitzen. In-

Indessen hat sich während der 42 Jahre, die Hr. C. von Deffau entfernt lebt, dort so vieles verändert, daß jene Kenntniß fast zur Antiquität geworden ist; und die Notizen, die er sich über den gegenwärtigen Zustand dieses Herzogthums zu verschaffen wußte, scheinen in so fern ungenügend gewesen zu seyn, als sie zu wenig befriedigende Auskünfte über das wirklich Befiehende ertheilen. Daher mag es denn wohl kommen, daß die Schilderung von Anhalt-Deffau den Erwartungen des Rec. minder entsprach, als die von Köthen und Bernburg, welche, wiewohl ungleich kürzer, dennoch das Gepräge amtlicher Beglaubigung an sich trägt. — Deßo vollständiger und musterhafter sind die beiden Fürstenthümer Hohen-zollern dargestellt. Ihrer Beschreibung geht ebenfalls eine historische Einleitung voran, die, aus archivalischen Quellen geschöpft, manche Dunkelheiten in der Geschichte dieses fürstlichen Hauses aufzuklären dient. Die statistische Schilderung selber ist, unsers Bedünkens, die ausführlichste und vollständigste, welche über irgend einen Bundesstaat in diesem Werke nur geliefert wird und vielleicht deshalb noch um so schätzbarer, weil gedachte Fürstenthümer ein seither fast unbekanntes Land waren. — Aus demselben Gesichtspunkte sind die Darstellungen zu würdigen, die Hr. Crome von dem Landgrathum Hessen-Homburg und dem Fürstenthum Lichtenstein giebt. Mit Wohlgefallen macht der Vf. bemerklich, wie gelinde beide Länder von ihren Souverainen behandelt werden. Der Fürst von Lichtenstein besonders verlangt nicht nur von allem dem, was die eigentlichen Staatseinkünfte betragen, gar nichts, sondern er trägt sogar, durch die Besteuerung der eigenthümlichen Domainen, noch viel zur Befreiung der Staatsausgaben bey. — Den Beschluß des Werkes macht die Darstellung der freyen Städte Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen. Wiewohl auch diese Darstellung in Hinsicht ihrer Ausführlichkeit und Genauigkeit eben nichts Wesentliches vermischen läßt, so sieht man, daß die Regierungen dieser Freystaaten, mit Ausnahme Bremen's jedoch, minder ergiebig in ihren Mittheilungen gegen den Vf. waren, als die der monarchischen Staaten Deutschlands. — Rec. bedauert, daß sich besonders in dem vierten Bande manche Druckfehler eingeschlichen haben, welche sofort zu verbessern des Vfs. Entfernung vom Druckorte vielleicht nicht gestattete. Es wäre daher um so mehr zu wünschen, daß von dem Verleger ein von Dr. C. selbst angefertigtes Register, wobey jene Druckfehler berichtigt werden könnten, nachgeliefert werden möchte, da dieses Werk nicht allein für den Gelehrten, sondern auch zum Gebrauche des praktischen Staats- und Geschäftsmannes be-

stimmt ist, welcher nicht immer Muße noch Gelegenheit hat, jene Berichtigungen selber zu übernehmen. — In der Vorrede zu diesem vierten Bande sagt der Vf. als statistischer Schriftsteller dem Publikum sein Lebewohl. Auf dieser Laufbahn wirkte und nützte er fünfzig Jahre lang, und sicherlich wird sein Abtreten von derselben, wiewohl wir es dem 76jährigen Greise nicht verargen wollen, von allen Freunden der Wissenschaft, zu deren eifrigsten und glücklichsten Beförderern Er gehörte, nur mit Leidwesen vernommen werden. Allein es scheint, als wollte sich Hr. C. der Gefahr nicht aussetzen, seinen literarischen Ruhm zu überleben; und überdies verheißt er uns noch eine Selbst-Biographie, der wir mit Ungeduld entgegensehen, da sie des Interessanten und Lehrreichen gewiß sehr Vieles enthalten wird.

NEUE AUFLAGEN.

DRESDEN, b. Hilscher: *Selecta disceptationum forensium capita*. Tomus secundus, cum indicibus. Scripsit ac decisiones Sax. supremi provocationum tribunalis addidit Dr. Carol. Aug. Gottschalk, potentiss. Regis Saxoniae a consiliis provocationum. Editio secunda multis partibus auctior et emendatior. 1828. XXXVI und 468 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1820. Nr. 122.)

BERLIN, POSEY und BROMBERG, b. Mittler: *Uebungsblätter, oder: 200 Aufgaben aus der Sprachlehre, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Geschichte und Technologie*, ein bewährtes Hilfsmittel des Unterrichts in zahlreichen Schulklassen. Nebst einer vollständigen Erläuterung der Aufgaben, als Hilfsbuch für Aeltern und Lehrer, von F. P. Wilmsen, Prediger an der evangelischen Parochialkirche in Berlin. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1828. 112 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1810. Nr. 62.)

HEIDELBERG, b. Groos: *Materialkritik von Martin's Civilprocess - Lehrbuch*: zugleich auf eine Mitcommendation von dessen Gegenstand berechnet. Ein Hundert und Ein Entwürfe: vom Professor Dr. Karl Eduard Morstadt in Heidelberg. Zweyte, stark vermehrte, Ausgabe. 1828. VI u. 410 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.) (Siehe die Recension der Allg. Lit. Zeitung 1820. Nr. 306.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Geschichte Alfred's des Großen*, übertragen aus *Turner's Geschichte der Angelsachsen*, nebst der Lodbroskar - Quida in dem Urtext und einer metrischen Uebersetzung von Dr. Friedrich Lorentz. 1828. X und 288 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Turner's Geschichte der Angelsachsen gehört zu den bedeutendsten Werken in der neuern englischen Geschichtsliteratur. Sie verräth durch und durch ein tiefes und zum Theil wirklich neues Quellenstudium. Die sächsischen Denkmäler hatten zwar schon seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt, und waren in einzelnen Zeiträumen sogar mit Vorliebe behandelt worden; aber sey es nun, daß die Zeit noch nicht reif war für eine echte Kritik, oder sey es, daß der Parteygeist, der in England mehr als irgendwo Einfluß auf die Geschichtsforschung gewonnen hatte, den Historikern die ruhige Besonnenheit raubte, die Bearbeitungen der frühern Jahrhunderte hatten mehr dazu gedient, den Werth der sächsischen Quellen in der allgemeinen Meinung herunterzusetzen, als zu weitem Forschungen anzuregen, so vortrefflich einzelne Untersuchungen auch gelungen waren. *Hume* behandelte die sächsische Geschichte mit einer Oberflächlichkeit, die sich schwer an ihm rächte: denn der Mangel in der Erkenntniß der wahren Grundsäulen des englischen Staatslebens ist eine der Hauptanklagen, die man neuerer Zeit gegen diesen geistreichen Historiker erhoben hat. *Turner* hat das Verdienst, zuerst wieder die angelsächsische Geschichtsperiode einem umfassendern Studium unterworfen zu haben, und wenn er bisjetzt in England noch wenig Nacheiferer gefunden hat, so ist ihm wenigstens die Genugthuung geworden, daß seine Forschungen bey allen neuern englischen Geschichtsschreibern anerkannt und reichlich benutzt worden sind. Die Art, wie er in den ersten Ausgaben die wälschen Quellen zur Aufklärung der ältesten Geschichte benutzte, erregte bey Vielen Widerspruch, und gab *Turner* Veranlassung, diesen Theil seiner Quellen einer neuen und schärfern Kritik zu unterwerfen. Der ausgezeichnete Werth, den sein Werk dadurch erhielt, wird noch durch die reiche Benutzung der nördlichen Chroniken und Sagen erhöht, die bis auf ihn so gut wie gar nicht zu Rathe

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

gezogen worden waren. Bisjetzt sind vier Ausgaben seines lehrreichen Werks erschienen, von denen jede den erfreulichsten Beweis von dem ununterbrochen fortgesetzten Studium dieses gründlichen Forschers liefert.

So groß indess die Verdienste *Turner's* in dem Fache der Geschichtsforschung sind, zweifeln wir doch, daß eine Uebersetzung, zumal eines einzelnen Abschnitts aus diesem Werke, in Deutschland großes Glück machen werde: denn *Turner* hat einen Fehler, der ihm das grössere Publicum immer verschließen wird: er versteht nicht Geschichte zu schreiben. Sein Stil ist breit, schwülstig, überladen; die Masse der gesammelten Notizen hat ihn oft erdrückt und ihn an einer klaren, einfachen Anordnung seines Stoffs gehindert. Statt durch die Gruppierung der Facta den Zusammenhang der Ereignisse dem Leser vor die Augen zu bringen, hilft sich der Vf. mit allgemeinen Betrachtungen, die weniger dazu dienen, den Geist der Zeit zu erkennen, als den Leser zu ermüden. Wenn der Uebersetzer das deutsche Publicum mit den neuen, interessanten Forschungen *Turner's* über das Leben Alfred's bekanntmachen wollte, so möchte er vielleicht besser gethan haben, wenn er den gesammelten Stoff ganz neu umgearbeitet und in eine geschmackvollere Form gebracht hätte; für Historiker vom Fach dürfte er ja ohnedies nicht zu schreiben hoffen: denn diesen wird durch eine Uebersetzung dieses einzelnen Abschnitts das ganze Werk nicht entbehrlich gemacht.

Das ganze Schriftchen, wie es hier vor uns liegt, zerfällt in drey Bücher. Das erste enthält die Ereignisse seit Alfred's Geburt bis zum Tode Ethelred's. Voraus geht eine kurze Einleitung, durch welche der Uebersetzer seine Leser in den Zusammenhang führen will. Wir finden darin die *Turner'schen* Ansichten unverändert wieder. So wird uns S. 4 erzählt, Ethelwulf sey bey seines Vaters Tode Mönch (Subdiaconus) gewesen und habe vom Papst dispensirt werden müssen, ehe er den Thron habe besteigen können. Die Geschichte ist von *Malmesbury de Pont. II. f. 137* zuerst berichtet und später von den Meisten nacherzählt worden. Allein wenn uns schon durch das Schweigen aller ältern Chronikanten diese Erzählung verdächtig wird, so muß sie es uns noch mehr durch den Umstand werden, daß Papst Leo die Dispensation ertheilt haben soll, der doch schon seit mehr als 20 Jahren tot war.

Z (6)

war. Ueberhaupt sieht man nicht ein, warum Ethelwulf nothwendig dem Mönchsstande habe entsagen müssen, da Aethelfian, der die Herrschaft über Kent, Essex, Surrey und Suffex erhielt, eben so gut in die Herrschaft über das ganze Reich hätte succediren können, mag er nun der Sohn oder Bruder Ethelwulfs gewesen seyn, worüber, beyläufig zu S. 10 not. 8 bemerkt, selbst die Handschriften der Sachsenchroniken an. 936 schwankend sind. Aus derselben Quelle entspringt auch die Beschuldigung der Untüchtigkeit zur Regierung, die alle Historiker bis auf die neueste Zeit gegen Ethelwulf vorgebracht haben, und die sich weder in der Regierungsgeschichte dieses Königs, noch durch ausdrückliche Zeugnisse von Zeitgenossen bestätigt. Der Uebers. hätte durch Lingard Th. 1. Kap. 3 auf dies Alles aufmerksam werden können.

Das erste Buch der Uebersetzung enthält die Geburt und Erziehungsgeschichte Alfreds. Die weitläufige Darstellung der Geschichte Englands unter den Regierungen der drey Brüder Alfreds, namentlich die Geschichte Ragnar Lodbrogs und der Rache seiner Söhne, gehört eigentlich, soweit sie nicht des Zusammenhangs mit Alfreds Kriegsthaten wegen hergezogen werden muß, nicht in eine Beschreibung von Alfreds Leben, so interessant dieser Theil von Turner's Werk besonders in dieser neuesten Ausgabe auch sonst ist. — Das zweyte Buch umfaßt die ganze Regierungsgeschichte Alfreds und zerfällt in zwey Perioden: die Zeit vor der Flucht Alfreds nebst der Wiedereinführung, und die Zeit nach dieser. Turner hat zuerst auf den Zusammenhang des plötzlichen und sonst ganz unerklärlichen Verfalls der westsächsischen Macht mit einigen Winken Asser's und anderer Historiker über Alfreds Fehler in den ersten Jahren seiner Regierung, durch die er unpopulär wurde, aufmerksam gemacht. Lingard ist ihm darin ganz gefolgt. In Beziehung auf den (bey Wilkins *Leg. Sax.*) abgedruckten Vertrag mit Gothrun scheint uns unser Vf. den Worten nach zu irren, wenn er die Grenze des ostanglichen Reichs von der Watling-Strasse om die Ouse hinablaufen läßt. Der Vertrag giebt die Grenze nur so weit an, als sie die Alfredischen Besitzungen berührten, und das ist bis an die Stelle, wo die Ouse oberhalb Bedford auf die Watlingstrasse stößt: denn das nordöstliche Mercien nebst ganz Northumbrien war den Dänen unterworfen, und eine Bestimmung zwischen Gothrun's Reich und diesen nördlichen Besitzungen der Dänen lag außerhalb des Interesses der Angelsachsen. Die Worte des Vertrags lauten: *Acrest ymb ure landgemera, upon Temese, and thonne upon Ligan and andlang Ligan odh hire aewylm, thonne on gerikt to Bedanforda, thon upon Usan odh Waelingaſtret*, d. i. zuerst über unsere Landgrenzen, die Themse hinauf und dann die Lea hinauf und entlang der Lea bis zu ihrem Ursprunge und dann rechts nach Bedford, dann die Ouse hinauf bis zur Watlingstrasse. Turner dreht es um und sagt: von der Watlingstrasse zur Ouse.

Die zweyte Abtheilung des zweyten Buchs enthält Alfreds Kämpfe mit Hasting und seinen Tod. Das dritte Buch handelt in drey Kapiteln von Alfreds wissenschaftlichem Charakter, seinem sittlichen Charakter und seinem Besuchen im öffentlichen Leben. In den ältern Ausgaben gab hier der Vf. mehr Auszüge aus Alfreds Schriften; in der jetzigen ist der ganze Stoff besser verarbeitet und mit interessanten historischen Notizen reicher begabt. Neu ist unter Andern die Vermuthung, daß das berühmte *dombo* Alfreds nichts Anderes als der Auszug aus den mosaischen Gesetzen, der den angelsächsischen Gesetzen vorhergeht, sey. Rec. scheint diese Meinung nicht haltbar, aus Gründen, die er bey einer andern Gelegenheit weilläufiger zu entwickeln gedenkt.

Die Uebersetzung ist, so weit wir sie mit dem Original verglichen haben, treu, und zeugt von Bekanntschaft mit der englischen Sprache; nur hätte der Uebersetzer etwas mehr Aufmerksamkeit auf den Stil verwenden sollen. Wir heben nur einige Proben solcher Nachlässigkeiten heraus, z. B. S. 9: „Dies ward eine neue Epoche in ihren Gewohnheiten. Ihre alte Gewohnheit war gewesen“ u. s. w. Der Engländer wechselt mit *habits* und *custom*. Der Uebers. hätte leicht einmal *pflügen* gebrauchen können. Unedel scheint uns S. 15: „Der untern Volk gebrachte Grund“, *the popular reason*. S. 44: „— die Feinde waren auf den Krieg veressen und bis zum Uebermase tapfer.“ Ebenso S. 75. Bisweilen wird man durch undeutsche Wendungen stark an das englische Original erinnert, z. B. S. 8: „Seit das Glück der Normannen in Frankreich den Horizont ihres Ehrgeizes erweiterte hatte“ u. s. w.; warum nicht wenigstens lieber *Gefichtskreis*. Geradezu falsch ist es, wenn S. 9 gesagt wird: „Ihre Anzahl, vielleicht das Resultat einer Verbindung, war größer, als bey irgend einem frühern Einfall“ u. s. w. Die große Anzahl war aber nicht das Resultat der Verbindung, sondern die Folge einer Verbindung oder besser Verbündung, nämlich des Umstandes, daß sie sich verbunden hatten. S. 16: „Er warb um eine Verbindung mit Judith“, *he sued for alliance with Judith*. S. 17: „Ethelbald gewann eine kurze Dauer königlicher Pracht“, *E. gained a short interval of regal pomp*. Ein Fehler ist es, wenn S. 102 *whitsuntide* (die Zeit um Pfingsten) mit „Zeit des weissen Sonntags“ übersetzt wird. Denn in England ist *whitsunday* Pfingsten, sonst aber nicht. In allen christlichen Ländern der Sonntag nach Ostern, *Quasimodogeniti*, weisser Sonntag. — Druckfehler haben wir nur wenige bemerkt: z. B. S. 2 Cadmon statt *Cadmon* oder *Caedmon*, S. 9 ist statt *Wihlaf* nach Chr. Sax. 826 und 828 *Wiglaf* zu schreiben. Wenn in der Stelle des *Mirroi* S. 248 n. 99 wirklich steht: „*avant le age de 21 ans*“, so ist gewiß 12 zu verbessern.

Die Uebersetzung von Ragnar Lodbrogs *Qid* oder *Todengesang* ist gelungen zu nennen. W.

befassen schon früher eine Uebersetzung von Götting, als Anhang zu seinen Nibelungen und Gibellinen.

Presr, b. Hartleben: *Geschichte des Osmanischen Reiches, größtentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven*; durch Joseph von Hammer. Zweyter Band. Von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Selim's I. 1453—1520. Mit einer Karte. 1828. VIII u. 680 S. und 6 S. Inhaltsanzeige und Berichtigungen. Dritter Band. Vom Regierungsantritte Suleiman I. bis zum Tode Selim's II. 1520—1574. Mit einer Karte. 1828. VIII und 804 S. und 8 S. Inhaltsanzeige und Berichtigungen gr. 8. (10 Rthlr.)

Die Fortsetzung des auf mehrer Bände berechneten klassischen Werks einer ausführlichen Geschichte des Osmanischen Reichs, dessen erster Band in der A. L. Z. 1828. 2r B. Nr. 184 angezeigt worden ist. Jeder der beiden vorliegenden Bände giebt zuerst S. V—VIII die Uebersicht der für den Zeitraum, welchen er begreift, benutzten morgenländischen Quellen. Im zweyten Bande sind diese Quellen theils dieselben, die schon Bd. 1. aufgeführt sind, und werden deswegen hier nicht wiederholt; theils aber kommen für den zweyten Zeitraum der Geschichte noch fünf und zwanzig zur Klasse der geographischen Werke, Specialgeschichten und Urkunden Sammlungen hinzu, alle, handschriftliche Exemplare, und deren keins im Druck bekannt gemacht, die allermeisten aus des Vfs. dieser Geschichte eigener Sammlung. Im dritten Bande sind die Quellen für den dritten Zeitraum dieser Geschichte sämmtlich Zuwachs zu denen in den beiden vorhergehenden Bänden aufgeführten, als neue nur zu der in diesem Bande begriffenen Geschichte gehörige. Quellen: 1) allgemeine Geschichten der Regierung Suleiman I. und Selim II., an der Zahl fünf; 2) Specialgeschichten der Regierung beider Herrscher, dreyzehn an der Zahl; 3) biographische Werke, fünf an der Zahl; 4) Sammlungen von Grundgesetzen und Staatsurtheilen, zwey an der Zahl; alle diese Quellen wiederum in handschriftlichen Exemplaren, und keine derselben im Druck erschienen, die weissen ebenfalls aus des Vfs. dieser Geschichte eigener Sammlung. Das Verzeichniß aller dieser Quellen des 2ten und 3ten Bandes ist dem im 1sten Bande gleich, und es bleiben auch hier die darüber in der Anzeige des 1sten Bandes geäußerten Wünsche in ihrer Geltung. Das Werk des Vfs. setzt sich im zweyten Bande mit dem dreyzehnten Buche bis Ende des vier und zwanzigsten Buches, im dritten Bande mit dem fünf und zwanzigsten Buche bis Ende des sechs und dreyßigsten Buchs fort, deren Enthalt und Inbegriff aus den Ueberschriften der einzelnen Bücher und zu Ende jedes Bandes aus dessen Inhaltsanzeige zu ersehen ist.

Es geht die Geschichtserzählung, von welcher so wenig als bey dem ersten Bande auch der bün-

digste Auszug dem Plan und Zweck der A. L. Z. angemessen seyn würde, von Eroberung Konstantinopels (B. 1.) im zweyten Bande durch die auf einander folgenden Regierungen der Sultane Muhammed II. 1453—1481 (Buch 13—19), Bajazid II. 1481—1512 (Buch 19—22), Selim I. 1512—1520 (Buch 22—25) fort; im dritten Bande durch die Regierungen Suleiman I., des zehnten Sultans der Osmanen (1520 bis 1566 (Buch 25—35), und Selim II. 1566—1574 (Buch 35. 36). Die Einrichtung des Ganzen durch alle Bücher, der Geist der Behandlung der Geschichtserzählung und der eigenthümliche blühende Stil des Vfs. ist wie in dem ersten Bande des Werks. Durchaus sind auch in diesen beiden Bänden die Jahrzahlen nach muhammedanischer und christlicher Zeitrechnung am Rande beygefügt, so wie auch die Angabe des jedesmaligen Inhalts der Paragraphen; die nöthigen Erklärungen und literarischen Hinweisungen in Textes-Noten, und die umständlicheren historischen, literarischen und antiquarischen Erörterungen in schätzbaren, am Ende der Geschichtserzählung nachfolgenden Erläuterungen.

Unter die mehr beyläufigen Inhaltspunkte dieser ganzen, wie durch weit ausgedehnte Eroberungen und Räuberzüge, so vornehmlich durch Meuchelmord, Blutvergiessen, Grausamkeit und Barbarey und Gräueltthaten aller Art empörend ausgezeichneten Geschichte gehört unter andern im vierzehnten Buche die ältere Geschichte der Insel Lesbos, im siebenzehnten Buche die Geschichte der Insel Rhodus im Alterthum und Mittelalter, im achtzehnten, ein und zwanzigsten, neun und zwanzigsten, vier und dreyßigsten Buche und in den Erläuterungen zu B. 3. S. 755—757 die Nachricht von berühmten Gelehrten und Dichtern, im zwey und zwanzigsten Buche der Rückblick auf den Ursprung der großen Kirchenspaltung des Islams, der Sunni und Schi'i, im drey und zwanzigsten Buche die Beschreibung und frühere Geschichte von Diarbekr, Mardin, Rhäsen Keif, Nizibin, Mózul, Orfa und Rakka, und die Beschreibung des Landes Kurdistan und seiner Einwohner, im vier und zwanzigsten Buche die Beschreibung der Merkwürdigkeiten Kairo's (Kahira's) in Aegypten, im fünf und zwanzigsten und im vier und dreyßigsten Buche (B. 3. S. 455 f.) die Erörterung der Wichtigkeit der Zehnzahl bey den Morgenländern, im acht und zwanzigsten Buche die Beschreibung und frühere Geschichte der Stadt Bagdad, im zwey und dreyßigsten Buche die ältere Geschichte der Usbegen, und im fünf und dreyßigsten Buche die geographische und historische Beschreibung von Arabien und seinen Einwohnern. Mehrere andere dergleichen beyläufige Erörterungen über mannichfaltige historische, antiquarische und andere wissenschaftliche Gegenstände sind, wie schon im ersten Bande, zahlreich in den Erläuterungen zu beiden Bänden zerstreut. Was übrigens Rec. in der Anzeige des ersten Bandes über einzelne Inhaltspunkte in Hinsicht gewisser unverbürgter oder unbegründeter Behauptungen

hauptungen dessen, was man vermist und doch wünschenswerth gewesen wäre, gilt zum Theil fortwährend ebenfalls von diesen zwey Bänden, so weit es in denselben wiederkehren mußte. Andres dieser Art kommt in diesen beiden Bänden noch hinzu. So S. 70 des zweyten Bandes, wo von einem türkischen Pagen die Rede ist, welchen der letzte Herzog von Lesbos (Sec. XV) zu einem Christen und dann zu seinem Schandbuben (mit welchem er Knabenhänderey trieb) machte, ist das einen solchen Knaben bezeichnende Wort *lôthi* durch *Lotterbube* übersetzt, und in der Note wird gesagt, das deutsche *Lotterbube* werde so füglich in solcher schändlichen Bedeutung gebraucht, als es im Persischen *luti* (*lôthi*) laute, welches von *Lot* (*Loth*) abstamme, wie *lucus a non lucendo*. Allein erslich ist zu bemerken, das *Lotterbube* im Deutschen nicht die angegebene, sondern eine allgemeinere Bedeutung hat, da es einen jeden liederlichen, lasterhaften, unnützen Menschen bezeichnet; hernach ist die mit der Abstammung des *lôthi* von *Loth* verglichene, sinnig spielende, aber sehr unwahrscheinliche, obwohl gemeinhin angenommene Etymologie des *lucus* um so mehr verfehlt, weil das Wort *lôthi*, ein Sodomit, der Sodomiterey Ergebener, sich nicht von der Person des *Loth*, sondern von dem Volke *Loth's*, den ruchlosen Einwohnern seiner Vaterstadt Sodom, herleitet. In den Erläuterungen zum zweyten Bande, welche von S. 542 bis 671 gehen, ist zu S. 223 das bekannte Wort *diwân* in den Bedeutungen *Staatsrath* und *Gedichtsammlung* zu kategorisch aus dem persischen *din d. i. genus, daemon* erklärt, wie es im *Ferheng i Schu'uri*, und in andern persischen Wörterbüchern hergebracht ist. Mit solchen Etymologien alter einheimischer oder auch eingebürgerter Wörter des Sprachgebrauchs, welche man nicht bis zu ihrer Entstehung historisch verfolgen kann, selbst wenn solche Ableitungen von Eingebornen aufgestellt sind, hat es eine eigne immer missliche Bewandniß. Die gegenwärtige hat, was wenigstens die Bedeutung *Staatsrath* betrifft, ganz den Gehalt einer bloß sinnreichen Deutung. Weit natürlicher und annehmlicher würde es seyn, das man das Wort *diwân* in den angegebenen Bedeutungen aus dem altpersischen *dei*, Gott, Gottheit, so wie *deva* im Sanskrit, und aus dem persischen *wân*, par, *similis*, ableite, also in dem Sinne *gottgleich*, die Gottheit vertretend, und überhaupt *göttlich* nehme; oder auch es aus Vergleichung des Sanskritwortes *diwa* d. i. strahlen, leuchten, vortrefflich, preiswürdig seyn, (wovon *deivana*, Glanz, Strahlung, Vortrefflichkeit u. s. w. — dann auch Bekenntniß, oder Beseßigung einer Sache, Geschäft, Ver-

handlung u. s. w.) erkläre. Zu der letztern Erläuterung spricht auch die armenische Sprache, in welcher *dawanîel* oder *dawanil* in der Bedeutung *profesur* gebräuchlich ist. Im dritten Bande S. 1, wo erzählt wird, wie dem *Saulimân*, dem zehnten Sultane der Osmanen, bey seinem Regierungsantritte die Stimme des Volks eine Stelle des Korân, in der fabelhaften Geschichte der Königin von Saba (Cor. Sur. XXVII. v. 81) auf das glücklichste in Anwendung gebracht habe, ist die korânische Stelle so verschoben herausgenommen, das die Anwendung derselben vielmehr auf das *unglücklichste* ausgefallen ist. Denn die Worte spricht nicht, wie hier der Vf. darstellt, der Ueberbringer von Salomon's Schreiben an die Königin, sondern es sind die Worte der Königin selbst, und diese Worte sind nicht: „Denn diese ist von Salomon, und diese ist im Namen des Allmilden, des Allerbarmernden (des Allbarmherzigen, Allgütigen)“, sondern: „denn er ist von Salomon (der Brief) und lautet: Im Namen Gottes des Allbarmherzigen, Allgütigen! Empört euch nicht“ u. s. w.

Im zweyten Bande des Werks S. 672—676 und im dritten Bande S. 792—796 sind die *Geschlechtstafeln* und *Folgen von Herrschern und Großbeamten* enthalten. In jenem Bande S. 677 bis 680, in diesem S. 797—804 die *Rechenschaft über die zwey* den beiden Bänden beygefügten *Karten*. Die erstere deren enthält, bloß für den Inhalt des *drey und zwanzigsten* Buchs dieser Geschichte des osmanischen Reichs berechnet, das weßliche Kurdistan, das nördliche Mesopotamien, die zwischen dem Euphrat und dem Tigris gelegenen drey Statthalterthümer *Diarbekr*, *Rakka* und *Môzul* nach den Angaben des *Dschihannûm* und der großen Reisebeschreibung Ewlia Efendi's; die andre am dritten Bande enthält die *Marshrouten* von Konstantinopel bis Nisla, nach morgenländischen und abendländischen Quellen, sehr genau und vollständig. Es folgt auf diese Karten im zweyten Bande auf 3 Seiten und im dritten Bande auf 4 Seiten das *Inhaltsverzeichnis*, und zuletzt im zweyten Bande auf 8 Seiten *Berichtigungen* zum zweyten und nachträglich zum ersten Bande, im dritten Bande auf 4 Seiten eben dergleichen zum dritten und nachträglich zum zweyten Bande; zu allen drey Bänden aber eine *Berichtigung der Daten-Berechnung*.

Rec. sieht der Vollendung des schätzbaren Werks für die neuere Geschichte mit Vergnügen entgegen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

GESCHICHTE.

STUTTGART UND TÜBINGEN, in der Cotta. Buchh.:
Sammlung historischer Schriften und Urkunden,
geschöpft aus Handschriften von M. Frhrn. v.
Freyberg, Vorstand(e) des königl. Archivs. Er-
ster Band. 1827. IV u. 620 S. 8. (2 Rthl. 12 gGr.)

Der Zweck dieser *Sammlung* ist: Verbreitung grö-
ßerer Wahrheit und hellern Lichts über die Ge-
schichte Bayerns und Unterhaltung der Leser durch
Darstellung der vaterländischen Vorzeit. Wenn
auch nicht alle, sondern nur die meisten Stücke
dieser *Sammlung* diesen Zweck erreichen, so wird
sich der würdige Herausg., welcher bereits mit meh-
rern Geistesproducten die historische Literatur von
Bayern bereichert hat, gewiß schon dadurch ge-
gründeten Anspruch auf den Dank des gelehrten
Publicums erwerben. Dem angegebenen Plane ge-
mäß wird sich der Umfang dieser *Sammlung* nur
auf Mittheilung unedirter oder ganz fehlerhaft edir-
ter, besonders merkwürdiger Schriften beschrän-
ken, jedes vorkommende Stück mit einem Vorworte
oder einer Erklärung begleitet werden; das Maas
der Mittheilung, für welche das Münchener Reichs-
archiv, dessen Vorstand der Herausg. ist, Stoff in
Fülle enthält, von der Theilnahme und Gunst des
Publicums abhangen. Drey Hefte werden immer
einen Band bilden.

I. Heft: *Bayrische Chronik eines Ungenannten.*
Diese Chronik, in deutscher Sprache abgefaßt,
wurde aus einer in dem Reichsarchive zu München
vorhandenen Abschrift aus Licht gezogen. Die Zeit,
in welcher sie geschrieben worden, fällt, wie die
Ueberschrift bezeugt, in die Regierungs-Periode des
Kaisers Friedrich III., also in das 15te Jahrhundert.
Ihr Inhalt ist: Erzählung der Geschichte Bayerns,
vorzüglich dessen Regentenhauses, in ziemlich chro-
nologischer Ordnung, von den ältesten Zeiten bis
zum Ende des 15ten Jahrhunderts. In der ganzen
Erzählung athmet ein schlichter frommer Sinn,
Treuherzigkeit, Gemüthlichkeit des Verfassers, häufig
Ausführlichkeit in Nebensachen, Patriotismus und
die Tendenz, Patriotismus zu befördern — Eigen-
schaften, welche diese Chronik zu einem volks-
thümlichen Zeitwerke machen. An Märchen und
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Wundergeschichten fehlt es darin freylich nicht,
obgleich der Herausg. Mehreres, was fabelhaft und
unlichmackhaft ist, weggelassen hat. Da man ein-
mal eine Reinigung des Stoffs vorgenommen, so
hält Rec. für zweckmäßig, daß auch folgende Stel-
len weggeblieben wären: die Verdächtigung der ehe-
lichen Keuschheit Kunigundens durch einen Spuk
des Teufels (S. 84); die Erwähnung des vielen Lei-
dens des Herzogs Friedrich von Oesterreich in seiner
Haft auf dem Schlosse Trausnitz durch den Teufel,
welcher ihn aus der Gefangenschaft retten wollte
(S. 101); die Erhebung und Uebertragung des Lei-
bes des h. Ariatus von Illmünster nach München
(S. 186) u. a. Ausführliche Erzählungen, selbst in
Nebensachen, wenn sie wahr sind und den Charakter
des Volks oder einer merkwürdigen Person, oder
überhaupt eine wichtige Erscheinung näher beleuch-
ten und mehr herausheben, sprechen immer das In-
teresse des Lesers an, und mögen daher ihren Platz
behaupten. Hierher gehören z. B. die Erzählung
des Streites zweyer Jungfrauen vor Gerichte wegen
einer Erbschaft (S. 90), wodurch die große Gerech-
tigkeitsliebe des Herzogs Johann sehr anschaulich
dargestellt wird; ferner die Erzählung der Umstände
bey der Wahl Maximilians zum deutschen Könige
(S. 82), wodurch der Leser Kenntniß erhält von
den Ceremonieen, welche ehemals bey den deut-
schen Königswahlen üblich waren. Hält man übri-
gens die Behauptungen und Angaben in dieser Chro-
nik an den Maassstab der Wahrheit, so findet man
allerdings viele Unrichtigkeiten. So läßt der Chro-
nik gleich anfangs den *Bojarius, Boamundus, Theo-
do, Adelgerus, Udo* als die ersten Regenten der
Bayern auftreten. Rec. müßte zu weitläufig wer-
den, wenn er hier alle Fehler dieser Chronik anfüh-
ren wollte, kann aber den Wunsch nicht unter-
drücken: daß der sonst so fleißige Herausg. alle vor-
kommenden Unrichtigkeiten in unten angefügten
Noten oder Erklärungen berichtigt hätte, welche
denselben um so weniger Mühe gekostet haben wür-
den, je größer seine Vertrautheit mit der Bayeri-
schen Geschichte ist. II. Heft: *Der Vehmgerichts-
Proceß Caspars des Törringer.* Der Inhalt dieser
Sammlung, welcher der Herausg. ein kurzes, aber
sehr belehrendes Vorwort vorausschickt und welche
in deutscher Sprache abgefaßt ist, greift nicht nur
in die öffentliche Geschichte des Vaterlandes ein,
sondern beleuchtet auch den Charakter der damali-
gen

Zeit (des 15ten Jahrh.) und insbesondere das Verfahren der Vehmgerichte. Die Veranlassung und Ursache zu diesen Streitigkeiten sind kürzlich folgende: Herzog Friedrich hatte sich bey der Landesheilung im J. 1392, worin ihm das Landshuter Niederland zugefallen, verbindlich gemacht, zur Bezeichnung der Theile gewisse Summen an seine Vassallen zu bezahlen. Als er starb, war diese Gleichung noch nicht vollzogen. Da tritt Ludwig der Gebärtete von Ingolstadt gegen Heinrich den Reichen von Landshut, Friedrichs Nachfolger, mit der dringenden Forderung auf Erfüllung erwähneter Verträge auf; und hieraus entspann sich die bittere und blutige Fehde zwischen diesen beiden Herren, in welche auch des Törringer's Sache verflochten wurde. Dieser, ein hochangesehener Ritter, so wie noch andere Adelige Bayerns, waren schon längst gegen die vielfältigen Bedrückungen gebracht, welche ihnen vom Herzog Heinrich auferlegt wurden. Aus einem Fragment dieser Sammlung erhebt man, daß Heinrich dem Törringer im J. 1413 einen Jäger gefangen gelegt und ihm seine Hande genommen, als er in Stephans, Wilhelms d. Ernsts Diensten im Gebirge war. Da gütliche Vorstellungen der Adelligen kein Gehör fanden, so schlossen sie unter Leitung Caspar Törringer's im J. 1416 gegen Heinrich einen Bund, welchen Ludwig, Feind Heinrichs, unterstützte. Heinrich, nachdem er den Ritter Törringer seines Jägermeisteramts beraubt, rückte plötzlich vor dessen Burg, nahm sie mit Sturm weg und zerstörte sie, wobey viele Habe geplündert und, was den Ritter besonders schmerzte, seine Hunde erschlagen wurden. Dieser Gewaltthat beugte jedoch die starke — trotzige Seele des Törringer's nicht, und dieser hatte, wenn man sich auch der Bund wankte und Ludwig in der schlachtenfeldschlacht unterlag, doch Muth genug, mit dem Herzoge Heinrich ins Recht zu treten. — Im Anhang erscheint auch eine Sammlung von Urkundenstücken, welche einen gleichfalls vom Vehmgerichte verhandelten Proceß zwischen Lienhart von Santzell und dem Herzoge Heinrich, dann eine Rectification des letztern mit seinen Vettern Wilhelm von München und Ludwig von Ingolstadt, enthalten. Bemerkenswert ist, daß über den Streit, so wie über den Verlauf des heftigen Streits zwischen Ludwig dem Gebärteten und Heinrich dem Reichen, in der Monographie des Hn. Ritter v. Lang sehr gründlich verfaßte Aufklärung gegeben werde. Die ganze Sammlung umfaßt 66 Urkunden. — Heft: *Der älteste Codex des Bisthums Passau nach der Recension des Hn. Prof. Moritz*. Dieser Codex, in lateinischer Sprache abgefaßt und ebenfalls begleitet von einer interessanten Vorrede des Herausg., erscheint gegenwärtig das erste Mal im Druck. Er liefert in seinem ersten Theile mit einer Geschichte des angehenden 9ten oder endigenden 8ten Jahrh. nur Fragmente; die zweyte Sammlung besteht ebenfalls nur aus Fragmenten, verfaßt in der Mitte

bis gegen Ende des 9ten Jahrh.; die dritte und letzte Sammlung umfaßt lauter vollständige Stücke, in welchen Notizen vom Ende des 10ten bis zum Anfange des 12ten Jahrh., in ziemlich chronologischer Ordnung, vorkommen. Der vorzüglichste Werth der zwey ersten Sammlungen besteht in Mittheilung von Kenntnissen über die Gaueintheilung, welche seit vielen Jahren einen Gegenstand mühsamer Forschungen vieler Bayerischen Gelehrten, z. B. *Apel's*, *Zirngibls*, *Pallhausen's*, *v. Lang's*, *Oesterreicher's* u. A. ausmachte. In der ersten Sammlung kommt sogar ein Bruchstück eines römischen Kaufbriefs aus dem 6ten Jahrh., ganz im römischen Formularstile abgefaßt, vor — vielleicht bisher das einzige in dieser Art Erhaltene! Am Ende befindet sich noch als Anhang ein Fragment auf dem pergamentenen Umschlage dieses Codex. Die unter dem Texte beygesetzten Noten und Erklärungen, so wie die am Ende beygefügt zwey Register, von welchen das eine die vorzüglichsten Ortsnamen, das andere die Namen der merkwürdigsten Personen und Sachen enthält, erhöhen die Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieser Sammlung.

Möge der Herausg. das Publicum bald mit dem zweyten Bande erfreuen, und der Verleger Lust behalten, die Fortsetzung dieses Werks mit eben so schönem Drucke bald nachzuliefern!

BERLIN, POSEN und BROMBERG, b. Mittler: *Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals* und besonders des daraus entstandenen Krieges. Vom Königl. Preuss. Obersten von Schepeler. Zweyter Band, zweyte Abtheilung. 1827. IV u. 711 S. 8.

Vor einiger Zeit hat Rec. bereits den ersten Band und die erste Abtheilung des zweyten Bandes dieses wichtigen Werks in diesen Blättern angezeigt. Hier liegt nun die zweyte Abtheilung des zweyten Bandes vor. Sie begreift den Zeitraum von Soult's Einfall in Portugal bis zur Regentschaft und Eröffnung der Cortes in Spanien. Wie interessant und inhaltsreicher diese Periode ist, kann man daraus entnehmen, daß in den sich folgenden einzelnen Kapiteln abgehandelt wird: Romana in Oviedo; Ney's Einfall in Asturien; Wellesley vor Oporto; Soult's Rückzug und Räumung Galliciens; die Junta Central vor der Schlacht bey Medallin bis zur Schlacht von Talavera; die Schlachten von Talavera und Almonacid; Zustand Spaniens nach der Schlacht von Talavera; die Junta Central bis November; Schlachten bey Tamames, Ocanna und Alba de Tormes; die Junta Central bis zu ihrer Flucht nach Cadix; Pässe der Sierra Morena; Einfall der Franzosen in Andalusien; Ende der Junta, Anfang der Regentschaft; die Franzosen in Andalusien; die spanischen Heere in Murcia und Estremadura; Feldzug der

der Franzosen in Asturien, Leon und Kastilien, als Vorbereitung von Massena's Einfall in Portugal, Guerrillas in Biscaya, Navarra und Kastilien; Krieg in Valencia, Aragon und Katalonien; Revolution in Amerika. — Es bedarf wirklich nur eines flüchtigen Blicks hierauf, um sich sagen zu müssen, daß der Vf. in den vorgetragenen Gegenstand eingedrungen ist und das Labyrinth dieser Begebenheiten zu verfolgen weis. Allein lieft man seine Geschichte mit Aufmerksamkeit, so muß man über die Zahl der gehäuften Materialien, mehr aber noch darüber staunen, daß Hr. v. Sch. über der Masse nirgends das Einzelne vernachlässigt hat. Er ist Diplomat und umsichtiger Geschichtschreiber zugleich, und er weiß es, wie gerade die Menge kleiner Umstände und sogenannten Zufälle es sind, welche die größten Erdbegebenheiten vor- und so gleichsam zu zubereiten, daß es dann nur noch eines kleinen äußern Anstoßes bedarf, um den bisher noch bedeckten Vulkan auf einmal die heftigsten Auswürfe machen zu sehen. „Selbst die Vernichtung steht nicht still, denn aus ihr keimt neues Leben. Vom Anbeginn war die Zeit revolutionär; denn jeder kommende Augenblick ändert den Zustand des vergangenen: aber nur die großen Bewegungen, durch alle kleinen vorbereitet und durch hineingeworfene heterogene Massen der Zeit - Unkunde zum Ausbruch gebracht, nennen wir Revolution.“ Dies ist das Motto dieser Abtheilung; und zugleich mit wenig Worten die hauptsächlichste Bezeichnung des Inhalts der allgemeinen unglücklichen Verwirrung auf der pyrenäischen Halbinsel. Wie sich aber das alles so gestaltet, geändert und wieder verändert hat; wie der Eigennutz und die Habgier, Bigotterie und Dummheit, böse Gesinnung und barbarische Grausamkeit die hauptsächlichsten Rollen spielten und noch spielen; wie eigentlich wenige treffliche, feste, redliche und einsichtige Männer, als *echte* Patrioten in dieser dunkeln Nacht ihrem Vaterlande als Leitsterne vorgeleuchtet — und wie gerade diese vom König Ferdinand verbannt, geächtet, hingerichtet wurden, während die Treulosen, die Schwachen und die Heuchler, die, welche an Josephs Hofe umherkrochen, Gnade und Ehrenstellen erhalten haben; das kann man wirklich nur erst begreifen, wenn man dieses Werk liest. Obwohl wir sehr Vieles über die spanische Revolution lesen, so ist uns doch Nichts vorgekommen, was sich mit dem Vorliegenden an *Gründlichkeit und Vielseitigkeit* des Gegenstandes vergleichen ließe. Die diplomatische Stellung des Hn. v. Sch. in Spanien, sein dadurch entstandenes Verhältniß zu so vielen wichtigen Personen, seine Kenntniß des Volks durch langjährigen Aufenthalt daselbst, seine frühere militärische Ausbildung, dies zusammen genommen mit einem guten Kopfe und seltner Vorurtheilslosigkeit, endlich der entschiedene Vortheil, naher Beobachter, aber nicht mithandelnde Person zu seyn, hat allerdings ihm, *wie bisher keinem Andern*, den Beruf zum Geschichtschreiber dieser merkwürdigen Periode verliehen!

Bey einem Werke, wie das vorliegende, ist es nicht wohl möglich, Einzelnes auszuheben, weil gerade dessen Zweck mit darin besteht, durch das Einzelne das Ganze sichtbar werden zu lassen; wir würden demnach nur Stücke aus dem Zusammenhange gerissen mittheilen können, die eben dadurch das Bedeutende verlieren müßten. Deshalb kann Rec., wenigstens was *diese* Abtheilung betrifft, nur auf sie selbst verweisen; allein Einen Wunsch erlaubt er sich gegen den Vf. zu äußern: Möchte es ihm gefallen, in der Anordnung seiner Schrift mit mehr logischer Ordnung zu Werke zu gehen, damit die so nothwendige gleichzeitige Uebersicht der verschiedenen Begebenheiten in den einzelnen Provinzen und Thatfachen erleichtert werde, wozu es sehr gut seyn würde, zuvor ein genaues Netz zu entwerfen und dies dann auch als Inhaltsverzeichniß voranzuschicken (denn die jetzige Kapiteleintheilung ist zu allgemein). Ferner: eine nur einfache Karte von Spanien, in der aber die Flüsse, Oerter, Stellungen, die Straßen und Gebirgswege und die einzelnen Provinzen deutlich angegeben wären, als Zugabe mitzutheilen: denn obwohl man allenfalls auf einer andern Karte auch nachkommen kann, so sieht doch Jeder, der diese Geschichte liest, sogleich ein, wie erleichternd eine solche mit Einsicht und Fleiß bearbeitete Beilage seyn müßte.

TECHNOLOGIE.

NÜRNBERG, im Compt. der Handlungszeitung: *Anweisung zur Bereitung des Tischlerleims, der Knochengallerte und der Suppentafeln*. Mit Berücksichtigung der neuesten Verbesserungen. Von Joh. Carl Leuchs. Mit Abbildungen. 1828. VI u. 98 S. 8: (16 gr.)

Es scheint fast kein einfacheres Gewerbe zu geben, als die Leimfiederey; wenn man bedenkt, daß das ganze Verfahren bloß darin besteht, den in Häuten, Knorpeln, Knochen u. s. w. schon völlig ausgebildeten Gallertstoff durch Kochen mit Wasser aufzulösen und nachher das Wasser wieder durch Abdampfen und Verdunsten daraus zu entfernen. Man wird sich daher wundern, wie schon wieder ein Buch von 6 Bogen darüber geschrieben werden kann, da erst vor zwey Jahren Arnold seine „Bereitung des Leims in ihrem ganzen Umfange“ (Quedlinburg 1826) herausgegeben hat. Aber man darf nur einen Blick auf das Literaturverzeichniß S. 88 von nicht weniger als 28 Artikeln werfen, um darauf aufmerksam zu werden, daß sich sehr viele Untersuchungen über die Einzelheiten dieses Gegenstandes anstellen lassen. Es ist auch wirklich in den neuesten Zeiten ein ganz eigenthümliches Verfahren, nämlich die Bereitung aus Knochen mit Hülfe der Salzsäure entdeckt worden. Man hat aber auch das ältere Verfahren in vieler Rücksicht außerordentlich vervollkommen; man ist darauf verfallen, durch

durch Kalkbeizen und Gährung (Schwitzen) die verhärteten Theile der Häute zu erweichen und dadurch vielleicht auch noch andere Bestandtheile in Gallerte umzuwandeln; man hat anstatt der Kalkbeize eine Kalibeize vorgeschlagen; man hat versucht, das Kochen abzukürzen und mit geringerer Hitze zu verrichten, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß der Leim dadurch bindender und farbloser wird; man hat den Leim mit andern Stoffen gemischt, namentlich mit Kalkwasser, Alaun, Kochsalz und Weinstein, wodurch er Eigenthümlichkeiten erhält, die nebst der Wirkung anderer Zusätze in dem vorliegenden Werke umständlich untersucht sind; man hat den Leim zu gewissen Zwecken auf verschiedene Arten und auch durch chemische Mittel gebleicht. Man hat den Leim aus Sachen dargestellt, die früher nicht dazu benutzt wurden; unter andern aus gegerbten Häuten oder Leder, worin er durch den Gerbestoff gebunden ist und erst durch künstliche Mittel wieder auflöslich gemacht werden muß; aus Karpfenschuppen, deren Leim die Haufenblase beynahe vollkommen ersetzt, aus Blut, u. s. w.

Der Leim aus den härtern Knochen wurde schon seit langer Zeit (1681) durch Kochen in dem Papinianischen Topfe und in ähnlichen Vorrichtungen erhalten, wobey man im Stande war, dem Wasser einen höhern Wärmegrad als die Siedhitze zu erteilen. Man hatte später gefunden, daß sich auch durch Sieden in offenen Gefäßen der Leim aus den Knochen ziehen läßt, wenn sie zuvor fein zerstampft oder noch besser, gemahlen werden; auch hat man die im Papin's Topfe zum Theil ausgekochten und erweichten Knochen nachher noch auf die zweyte Art behandelt. Beide Bereitungsarten haben aber ihre Unbequemlichkeiten: die erste liefert einen schwach bindenden Leim, den man nur zur Appretur von Tüchern benutzen kann; die zweyte verursacht viele Mühe und Unkosten. Sehr wichtig ist daher *Schæele's* Erfindung, welche *d'Arcet* in Paris zuerst im Großen anwendete, nämlich die Ausziehung der phosphorsauren Kalkerde durch Salzsäure, worauf die Knochen beynahe aus reiner Gallerte bestehen und sich bey mäßiger Hitze im Wasser auflösen. Diese Gallerte ist so unverändert, daß sie nicht nur den besten Leim giebt, sondern auch zu Suppentafeln und ähnlichen Zwecken verwendet werden kann; doch erfordert ihre Bereitung viele Sorgfalt und mancherley Handgriffe, besonders auch, damit sie keine rückständige Salzsäure mehr enthalte, und damit die Gallerte sich nicht zum Theil

in der Salzsäure auflöse, wie es z. B. bey einer Einwirkung der Sonnenstrahlen der Fall ist. — Man hat endlich die Gallerte unter andern auch zu künstlichem Schildkrot, zu Pergament, Mineralwasser, Bädern, Fensterseiden u. s. w. benutzt.

Ueber alles bisher Erwähnte, so wie über die Berechnung der Unkosten und des Ertrags einer Leimsiederey, über das Verhältniß des Leims in verschiedenen Körpern, über die verschiednen Arten desselben, ihre Bereitung und die Zwecke, zu welchen sie vorzugsweise anwendbar sind; über die Anwendung der Gallerte zu Suppentafeln, Geleen, Sulzen, Sparruppen u. s. w., über Knochenmühlen und allerley andere Einrichtungen und Geräthschaften enthält das vorliegende Werk eine sehr gründliche und vollständige Belehrung, nebst manchen Vorschlägen zu neuen Verbesserungen und weiterm Nachdenken.

Prof. Dr. *Eisenbach*.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Die Stimme Friedrichs des Großen im neunzehnten Jahrhundert; eine vollständige und systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Politik, Staats- und Kriegskunst, Religion, Moral, Geschichte, Literatur, über sich selbst und seine Zeit.* Aus seinen sämtlichen Werken, wie sonstigen schriftlichen und auch denkwürdigsten mündlichen Aeußerungen herausgegeben und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet vom Professor Dr. *Schütz*. 1828. *Erster Theil* XXIII und 218 S. *Zweiter Theil* 285 S. *Dritter Theil* 218 S. *Vierter Theil* 254 S. kl. 8. (Preis aller 5 Theile 2 Rthl. 16 Gr.)

Wir versparen die ausführliche Anzeige dieser sehr zweckmäßig angelegten und sehr wohl angeführten Sammlung bis zu Erscheinung des fünften Bandes, welcher die Charakteristik Friedrichs des Großen enthalten wird, und sind eines ausgebreiteten Beyfalls aller Verehrer des großen Königs versichert. Der Verleger hat durch das bequeme kleine Format, durch schönen Druck und Papier und durch ein sehr ähnliches, dem ersten Theile vorgefetztes Brustbild des großen Königs das Beste gethan, um das Werk zu einem bequemen und gefälligen Encheiridion zu machen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

MINERALOGIE.

BERLIN, b. Rücker: *Encyclopädie der speciellen Naturgeschichte*, von Dr. C. F. Naumann, Dr. H. G. L. Reichenbach und Dr. F. A. L. Thienemann. *Erster Band: Mineralogie.*

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Mineralogie, von Dr. C. F. Naumann, Prof. an der Bergakademie zu Freyberg. Mit einem Atlas von 26 Tafeln. 1828. XVI u. 641 S. kl. 8. (3 Rthlr.)

Die Fortschritte der Mineralogie werden besonders durch gute Lehrbücher befördert, und jeder neue Versuch dieser Art ist daher verdienstlich. Seit dem Erscheinen von „Moh's Grundriss der Mineralogie“ im Jahre 1824 (f. A. L. Z. 1826. Nr. 304 ff.) hat die Wissenschaft eine sehr feste Basis gewonnen, und wer auf dem, von diesem großen Mineralogen bezeichneten, Wege fortschreitet, wird das Ziel sicher erreichen.

Prof. Naumann, der nebst dem Prof. Breithaupt jetzt, an der Stelle des Prof. Mohs, Mineralogie in Freyberg lehrt, ist dem mineralogischen Publikum bereits sehr vortheilhaft bekannt. Seine „Beiträge zur Kenntniss von Norwegen. 2 Bde. Leipzig 1823 u. 1824,“ sein „Grundriss der Krytallographie, das. 1826“ und seine „Lithurgik, das. 1826,“ sind anerkannt treffliche Werke, und wir müssen uns daher sehr freuen, ihn auch als Verfasser eines systematischen mineralogischen Werks auftreten zu sehn. Die Arbeit, die, wie bereits der Titel zeigt, den ersten Theil eines allgemeinen naturhistorischen Werks bildet, gehört zu den ausgezeichnetsten ihrer Art. Mit Wahrheit kann Rec. sie allen Mineralogen empfehlen. Der Anfänger wird durch dieselbe sogleich auf den richtigen Weg geleitet, welchen er bey seinem Studium verfolgen soll, — etwas, was von vielen Lehrbüchern nicht gesagt werden kann, — und bey den erforderlichen mathematischen, physikalischen und chemischen Vorkenntnissen, ohne die ja ohnehin kein gründliches Studium der Mineralogie möglich ist, wird ihm nichts unverständlich seyn. Dem in der Wissenschaft schon weiter Vorgefahrenen wird das Buch nicht minder lehrreich seyn, er wird viel Neues und Interessantes darin finden. Dem Lehrer endlich kann es als Leitfaden bey seinen Vorlesungen dienen, und er dürfte kaum einen bessern

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

finden, da überall Kürze mit Gründlichkeit verbunden vorherrscht.

Der bey dem Werke zu Grunde gelegte Plan ist folgender: Auf die kurze *Einleitung* folgt der *erste* Theil, welcher die Physiologie und Terminologie enthält, die zuvörderst in zwey Hauptstücke, in die der Individuen oder in die Krytallogologie und in die der Mineralaggregate zerfällt. Die Krytallogologie wird in drey Abschnitte, die Krytallographie, die Krytallophysik und die Krytallochemie getheilt. Der Unterschied zwischen Individuum und Aggregat wurde früher vernachlässigt, und wird es auch von vielen Mineralogen noch, obwohl er wesentlich ist. Zwey der grössten Mineralogen unserer Zeit, *Beudant* und *Mohs* machten zuerst darauf aufmerksam.

Die Krytallographie hat Hr. Prof. N. in einer solchen Form darzustellen gesucht, in welcher sie dem nächsten Bedürfnisse der Mineralogie zu entsprechen scheint, und in dieser Hinsicht darf sie als sehr brauchbar und praktisch empfohlen werden. Auch ist sie leicht verständlich und wer diesen Abschnitt des vorliegenden Lehrbuchs, nebst dem bereits oben erwähnten Grundriss der Krytallographie mit einiger Aufmerksamkeit durchgeht, wird die Bezeichnungen-, Ableitungs- und Combinationslehre des Vfs. leicht auffassen und sie selbst anwenden können. Gegen jenen „Grundriss“ sind einige sehr zweckmäßige Abänderungen gemacht. Nachdem Hr. N. die Gestalten des Tesserale- (tessularischen oder sphäroedrischen), des Tetragonal- (pyramidalen oder viergliedrigen), des rhombischen- (prismatischen oder zwey- und zweygliedrigen), des monoklinometrischen- (hemiprismatischen oder zwey- und eingliedrigen), des triklinometrischen- (tetartoprismatischen oder ein- und eingliedrigen-), und des hexagonalen- (rhomboedrischen oder sechs- und drey- und dreygliedrigen-) Krystallsystems gehörig beschrieben hat, handelt er von den Zwillingkrystallen und von den Unvollkommenheiten der Krystalle. — Ein *siebentes* Krystallsystem, welches Hr. N. in seinem Grundriss der Krytallographie erwähnt und das auch *Mitscherlich* und *Mohs* angenommen haben und zu welchem wahrscheinlich die Krystallgestalten des Feldspathes gerechnet werden müssen, ist noch zu wenig gekannt, als daß ihm in dem vorliegenden Werke ein besonderes Kapitel hätte gewidmet werden können.

In der Krytallophysik sind besonders die Verhältnisse der Theilbarkeit der Mineralien, so wie die

B (7)

der doppelten Strahlenbrechung und der Polarisation des Lichts, trefflich dargestellt und auch den Einfluß der Wärme auf die Kryсталle, welchen wir durch die Beobachtungen des Hn. Mitscherlich kennen gelernt haben, nimmt in diesem Abschnitte ein Kapitel ein.

In der Kryсталlochemie sind zuvörderst die Grundgesetze der Stöchiometrie dargestellt, jedoch ist die Lehre selbst nicht weiter verfolgt, als es für das Verständniß der chemischen und mineralogischen Formeln durchaus erforderlich war. Ganz der Wichtigkeit dieses Abschnittes gemäß hat ihn Hr. N. mit großem Fleiß ausgearbeitet und wenn man auch hier, so wie schon in den frühern Abschnitten, diese und jene Aussetzungen machen konnte, so muß man besonders berücksichtigen, daß dem Plane des Werks und der Bedingung des Verlegers gemäß, überall gedrängte Kürze befolgt werden mußte. Wir wünschten demnach, der Vf. möchte sich bewogen finden, sein schönes Darstellungstalent auch auf ein vollständigeres Werk anzuwenden.

Der zweyte Theil des Werks umfaßt die Systematik und Nomenklatur und handelt in vier Kapiteln von der Species, von der Uebersicht des Mineralreichs, von der Methode der Darstellung der einzelnen Species und von den Namen derselben. Bey der Aufstellung des Systems hat Hr. N. im Allgemeinen die Grundätze des Hofr. L. Gmelin in Heidelberg, nach welchen sowohl die chemischen als auch die physischen und morphologischen Eigenschaften der Mineralien berücksichtigt werden müssen, befolgt, jedoch aber auch manches daran abgeändert, so daß das System in einer andern Form erscheint, als es der Hr. G. R. v. Leonhard, in der zweyten Auflage seines trefflichen „Handbuches der Oryktognosie“ angenommen hat.

Eine systematische Nomenklatur findet man in dem vorliegenden Werke, obgleich der Vf. von ihrer Nothwendigkeit und von ihren Vortheilen ganz überzeugt ist, nur in der Klasse der Sulphuride, indem übrigens vorzüglich gangbare und bezeichnende Trivialnamen gebraucht worden sind.

Im dritten Theile, der die Physiographie umfaßt, giebt Hr. N. eine kurze aber sehr gründliche Beschreibung von den wichtigsten und bekanntesten Species des Mineralreichs, da es der Umfang des Werks verbot, alle bis jetzt bekannten Mineralsubstanzen aufzuführen. Daß es dem Vf. gelungen sey, das wissenschaftlich Interessante in der Auswahl zu treffen, zeigt die folgende Uebersicht der Species, die zugleich das von Hn. N. aufgestellte, nach der Meinung des Rec., sehr natürliche Mineralsystem darstellt.

Erste Klasse. Hydrolyte. Erste Ordnung: Hydrogenoxyd. 1. Wasser, 2. Eis. **Zweyte Ordnung: Wasserhaltige Hydr.** 3. Borssäure, 4. Tinkal, 5. Trona, 6. Natron, 7. Glaubersalz, 8. Alaun, 9. Bittersalz, 10. Zinkvitriol, 11. Eisenvitriol, 12. Kupfervitriol. **Dritte Ordnung: Wasserfreye Hydr.**

13. Arsenige Säure, 14. Kalisalpeter, 15. Natronsalpeter, 16. Salmiak, 17. Steinsalz, 18. Glauberit.

Zweyte Klasse. Haloida. Erste Gruppe: Nicht metallische Haloida. Erste Ordnung: Wasserhaltige n. met. Hal.: 19. Gyps, 20. Aluminit, 21. Alunit, 22. Wavellit, 23. Lazulith. — **Zweyte Ordnung: Wasserfreye n. m. Hal.** 24. Anhydrit, 25. Baryt, 26. Celestin, 27. Kryolith, 28. Flusspath, 29. Apatit, 30. Boracit, 31. Witherit, 32. Strontianit, 33. Aragonit, 34. Kalkspath, 35. Kalktalkspath, 36. Talkspath. — **Zweyte Gruppe: Metallische Hal. Erste Ordnung: Wasserfreye m. H.:** 37. Manganspath, 38. Eisenspath, 39. Zinkspath, 40. Bleycarbonat, 41. Bleyfulphat, 42. Pyromorphit, 43. Bleychromat, 44. Bleymolybdat, 45. Bley Scheelat, 46. Scheelkalk, 47. Tripelit, 48. Chlor Silber, 49. Chlormercur. **Zweyte Ordnung: Wasserhaltige m. Hal.:** 50. Linsenerz, 51. Euchroit, 52. Kupferglimmer, 53. Olivenit, 54. Würfelers, 55. Skorodit, 56. Kobaltblüthe, 57. Pharmakolith, 58. Vivianit, 59. Phosphorkupfer, 60. Uranit, 61. Kupferlasur, 62. Malachit, 63. Atakamit.

Dritte Klasse. Silicide. Erste Gruppe: Nicht metallische Silicide. Erste Ordnung: Wasserhaltige n. met. Sil.: 64. Apophyllit, 65. Stilbit, 66. Desmin, 67. Mesotyp, 68. Laumontit, 69. Harmotom, 70. Chabasit, 71. Anaclim, 72. Perlitstein, 73. Pechstein, 74. Opal. — **Zweyte Ordnung: Wasserfreye n. m. Silicide:** 75. Obsidian, 76. Leucit, 77. Sodalit, 78. Hauyn, 79. Nephelin, 80. Prehnit, 81. Datolith, 82. Triphan, 83. Tafelspath, 84. Petalit, 85. Tetrart, 86. Orthoklas, 87. Periklin, 88. Anorthit, 89. Labrador, 90. Chastolith, 91. Andalusit, 92. Disthen, 93. Dichroit, 94. Topas, 95. Smaragd, 96. Chrysoberyll, 97. Zirkon, 98. Spinell, 99. Korund, 100. Quarz. — **Zweyte Gruppe: Amphotere Silicide. Erste Ordnung: Wasserfreye a. Silic.:** 101. Axinit, 102. Chrysolith, 103. Turmalin, 104. Idokras, 105. Helvin, 106. Granat, 107. Staurolith, 108. Ixait, 109. Gadolinit, 110. Titanit, 111. Akmit, 112. Pyroxen, 113. Amphibol, 114. Epidot, 115. Skapolith, 116. Hypersthen, 117. Diellag, 118. Bronzit, 119. Zweyaxiger Glimmer, 120. Einaxiger Glimmer, 121. Talk. — **Zweyte Ordnung: Wasserhaltige a. S.** 122. Chlorit (?), 123. Schillerspath, 124. Serpentin. — **Dritte Gruppe. Metallsilicide. Erste Ordn.:** **Wasserhaltige M. Silic.:** 125. Zinksilicat, 126. Dioplas, 127. Kieselmalachit, 128. Cerit. — **Zweyte Ordn.:** **Wasserfreye M. S.:** 129. Mangankiesel, 130. Autamalit.

Vierte Klasse. Metalloxyde. Erste Ordnung: Wasserhaltige Metalloxyde: 131. Glanzmanganerz, 132. Brauneisenerz, 133. Wad. — **Zweyte Ordnung: Wasserfreye M.:** 134. Antimonoxyd, 135. Anatas, 136. Rutil, 137. Zinnerz, 138. Uranpecherz, 139. Wolfram, 140. Hartmanganerz, 141. Schwarzmanganerz, 142. Rothkupfererz, 143. Rotheisenerz, 144. Franklinit, 145. Magnetisenerz, 146. Chromeisenerz, 147. Nigrin, 148. Menakan, 149. Iscrien, 150. Titaneisen.

Fünfte Klasse. Metalle. 151. *Mercur*, 152. *Amalgam*, 153. *Silber*, 154. *Gold*, 155. *Platin*, 156. *Osmiridium*, 157. *Eisen*, 158. *Kupfer*, 159. *Wismut*, 160. *Antimon Silber*, 161. *Antimon*, 162. *Tellur*, 163. *Arsenik*.

Sechste Klasse. Sulphuride. Erste Ordnung. Kiese: 164. *Nickelkies*, 165. *Arsenikkies*. 166. *tesferaler Kobaltkies*, 167. *semitefferaler Kobaltkies*, 168. *Hexaedrischer Eisenkies*, 169. *rhombischer Eisenkies*, 170. *hexagonaler Eisenkies*, 171. *oktaedrischer Kupferkies*, 172. *tetragonaler Kupferkies*. — **Zweyte Ordnung. Glanze:** 173. *tetraedrischer Kupferglanz*, 174. *rhombischer Kupferglanz*, 175. *rhombischer Silberglanz*, 176. *hexaedrischer Silberglanz*, 177. *Bleyglanz*, 178. *Molybdünglanz*, 179. *Antimonglanz*, 180. *Tellurglanz*, 181. *Schrifterz*. — **Dritte Ordn. Blenden:** 182. *Zinkblende*, 183. *Antimon-Silberblende*, 184. *Arsenik-Silberblende*, 185. *Antimonblende*, 186. *Mercurblende*, 187. *rothe Arsenikblende*, 188. *gelbe Arsenikblende*. — **Vierte Ordnung. Schwefel:** 189. *Schwefel*.

Siebente Klasse. Anthracide. Erste Ordnung. Diamant: 190. *Diamant*. — **Zweyte Ordnung. Kohlen:** 191. *Graphit*, 192. *Anthracit*, 193. *Schwarzkohle*, 194. *Braunkohle*. — **Dritte Ordnung. Bitume:** 195. *Erdöl*, 196. *Elatevit*, 197. *Asphalt*, 198. *Resinit*, 199. *Succinit*. **Vierte Ordnung. Organisch-saure Salze:** 200. *Mellit*.

Bey der Darstellung der einzelnen Species ist zuerst das Krystallsystem und dann sind die Abmessungen, nach den besten vorhandenen Beobachtungen, angeführt. Es folgt darauf die Angabe der einfachen Gestalten und der gewöhnlichern und merkwürdign Combinationen, mittelst der krystallographischen Formeln und mit Hülfe eines sehr reichen Atlases mit fast 600 Figuren. Er enthält die vollständigste Sammlung von Krystallfiguren, die wir zur Zeit besitzen, und eine Menge bis jetzt noch gar nicht gekannter Varietäten. Auf die Beschreibung der morphologischen Eigenschaften der Mineralien folgt die der physischen und chemischen. Bey den letztern drückt Hr. N. die Zusammensetzung der Mineralien zuvörderst durch die mineralogische oder chemische Formel und durch deren wörtlichen Ausdruck und dann dem Gewichte nach aus. Oft sind auch die wichtigsten Analysen aufgeführt. Endlich folgen noch Bemerkungen über die verschiedenen Varietäten der Species, so wie über das geognostische und geographische Vorkommen der Mineralien.

HOMILETIK.

LEITZIG, b. Teubner: *De puerorum innocentia in sermonibus sacris non sine cautione laudanda et ad imitandum proponenda*. Commentatio homiletica qua ad audiendam orationem professionis theolog. ordin. honor. adeundae causa

d. XIX. Novbr. MDCCCXXVIII. hora IX recitandam observantissime invitat. Joannes Davides Goldhorn, Theol. D. et Prof. Ord. hon. des. Collegii Lufatorum homilectici praefes et ad aedem Thomanam Archidiaconus. 1828. 80 S. 8.

Obgleich der Regel nach academische Commentationen in unserer A. L. Z. nicht angezeigt werden, so finden wir uns doch veranlaßt, bey der vorstehenden eine Ausnahme zu machen. Denn sie behandelt ein für einen Theil unserer Leser viel zu wichtiges und anziehendes Thema, als daß wir nicht hoffen dürften, ihren Dank zu verdienen, wenn wir sie darauf aufmerksam — und mit dem Hauptinhalte derselben in kurzem bekannt machen. Der gelehrte und namentlich um die verschiedenen Zweige der praktischen Theologie vielfach verdiente Vf. geht von der Thatfache aus, daß viele geistliche Redner älterer und neuerer Zeit und zwar die berühmtesten unter ihnen, z. B. Rosenmüller und Reinhard, die Unschuld des jugendlichen Alters mit großem Lobe erhoben und ihre Zuhörer zur Nachahmung derselben auf das eindringlichste ermahnt hätten; weil sie der Meinung gewesen, daß die vollkommene Rechtschaffenheit des Christen vorzüglich und einzig darin bestehe, daß sein Gemüth so beschaffen sey, wie es sich bey gutgearteten Knaben fände, wenn sie so eben die ersten Kinderjahre überschritten hätten. Es ist bekannt, daß auch noch jetzt viele Geistliche diesen Gegenstand auf gleiche Weise in ihren Predigten behandeln, und so durfte denn der Vf. gar nicht erst versichern, daß er mit aller Hochachtung und Verehrung gegen verstorbene und noch lebende Gottesgelehrte seine von der ihrigen abweichende Ansicht aufstelle, denn es versteht sich von selbst, daß man diese ihnen in vollem Maasse gewähren kann, ohne deshalb, wie er auch bemerkt, auf ihre Worte schwören zu müssen. Ja wir finden sogar gerade darin einen Beweis wahrer Hochachtung gegen verdiente Männer, daß man in ihrem Sinne und nach ihrem Vorgange eine Wissenschaft weiter fördert, wenn man auch dabey auf Irrthümer aufmerksam machen muß, die sie selbst theilten. Was aber den Vf. bewog, über den erwähnten Gegenstand anderer Meinung zu seyn, wollen wir ihn, um zugleich ein Beyspiel seines trefflichen lateinischen Ausdrucks zu geben, mit seinen eigenen Worten sagen lassen. „*Quod autem contendo*,“ (heißt es S. 5) „*magna cum cautione de puerorum innocentia oratori sacro dicendum et a cupidiori puerilis animi commendatione abstinendum, ejus sententiae causas non contemnendas tres maxime mihi habere videor. Primo nimirum neminem esse scio, qui quotidianae parentum et praeceptorum experientiae haud raro valde contrarias esse ejusmodi magnificas puerilis innocentiae laudes ignoret; deinde, quae de virtutibus in animo puerili conspicuis saepe pronuntiari audimus, ipsi adeo quum virtutis tum hominis in prima aetate constituti naturae parum congruere negari vix potest; denique cum ipsis scripturae sacrae haec de re* effatis

affatis et praeceptis accurate perpensis atque inter se compositis haud facile possunt conciliari, quae ad commendandam puerilis innocentiae imitationem proferri solent. Monendos igitur censo oratores sacros, caveant sibi, ne laudent, quae vera non sunt, ne imitanda dicant, in quibus imitationi nullus est locus, ne a Domino reptant, quae in ejus verbis non insunt; verbo, ne contra experientiam, naturam, scripturam hac in re delinquant. Die weitere Ausführung dieser Gedanken können wir hier nicht verfolgen, sondern müssen auf die Schrift selbst verweisen. Der dritte Punkt, die Widerlegung der herrschenden Erklärungsarten der betreffenden Schriftstellen, ist, wie das nicht anders seyn konnte, am ausführlichsten behandelt, von S. 13 an bis zu Ende — und verdient auch die Beachtung der Exegeten von Profession.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

CASSEL, b. Hampe: *Confirmations-Handlung der Gräfin Louise von Reichenbach-Lessonitz, nebst der darauf sich beziehenden Predigt*; auf allerhöchsten Befehl in den Druck gegeben von Dr. C. F. W. Ernst, Consistorialrathe, erltem Pred. der Altfädter Gemeinde zu Cassel und Pred. zu Wilhelmshöhe. 1828. 32 S. kl. 8.

Der Titel hätte unzweydeutiger ausgedrückt werden sollen. Man weiß nicht recht, wer die Handlung verrichtet hat. Das Ganze enthält 1) eine kurze Rede vor der Prüfung. Diese Rede weist auf „die schönen Talente, auf das für alles Wahre und Gute in Unschuld und Wärme schlagende Herz, auf die vom Christenthume erlangte deutliche Erkenntniß, auf den für alles Edle und Gute lebendigen Sinn, auf die sehr in Anlagen der über alles Eitle und Schimmernde hinwegblickenden jungen Gräfin, auf einen früher verstorbene hoffnungsvollen Bruder, auf die Wünsche und Hoffnungen der erlauchten erhabenen Aeltern“ hin. Rec. traut es dem wahrheitsliebenden Vf. zu, daß diese Lobeserhebungen nicht durch den Glanz des ihn umgebenden Kreises erzeugt wurden. Indessen hätte gerade in diesem glänzenden Kreise sich durch ihre irdische Herrlichkeit so leicht über das ewig Große erhaben fühlender Menschen sich wohl ein gewichtiger Inhalt finden lassen. — Daß hierauf die Prüfung durch den bisherigen Lehrer der Gräfin, Schulrath Professor Grimm, geschah, ist bloß in einer Anmerkung erwähnt. — 2) In der nun folgenden Rede legt Hr. E. der Confirmandin die Wichtigkeit des Ge-

lühdes, welches sie ablegen will, recht gut ans Herz. Man liest es mit Vergnügen, wie er sie darauf aufmerksam macht, „daß die ganze Eitelkeit dieser Welt sehr bald verschwindet und am Ende dem armen Menschen, dem Könige wie dem Bettler, nichts übrigbleibt, als ein gutes oder böses Gewissen u. s. w.“

Angehängt ist die sich auf diese Confirmation beziehende, einige Tage hernach bey der ersten Communion der Gräfin gehaltene Predigt. Doch nimmt diese nur am Schlusse einige Beziehung auf die erste Theilnahme der Gräfin am Abendmahle. Und das ist recht; denn sie wurde in der Schloßkirche vor einer öffentlichen Verammlung gehalten. Ueber die Predigt selbst kann sich Rec. übrigens nur kurz aussprechen. Hr. E. hat weit bessere drucken lassen. Ueber Luc. 22. 19. 20 behandelt sie den Hauptsatz: daß in der Einsetzung des Abendmahls sich der große und edele Charakter Jesu im schönsten Lichte zeigt, und will 1) bemerklich machen, wie groß und edel Jesus in der Einsetzung des h. Abendmahls erscheint, und 2) dann daraus einige Ermunterungen herleiten. *Ad 1. a.* Er zeigt sich als einen höchst religiösen Menschen, dessen Herz von dem lebendigen Glauben an Gott, an Vorsehung und Unsterblichkeit durchdrungen war. *b.* wir sehen daraus, daß er von der Göttlichkeit, von dem höheren Ursprunge seiner Religion und ihrer ewigen Fortdauer lebendig überzeugt war. *c.* Die hohe Weisheit Jesu leuchtet daraus hervor. Man sieht daraus, daß er die Menschen kannte und es wußte, daß sie etwas Sinnliches, etwas Sichtbares bedürfen u. s. w. Er zeigt sich *d.* als einen treuen zärtlichen Freund seiner Schüler. *e.* Als einen hohen Freund der ganzen Menschheit. *Ad 2. a.* Die angestellte Betrachtung muß die innigste Achtung, die höchste Ehrfurcht und Liebe gegen Jesum in unsern Herzen erwecken und beleben. *b.* Uns ermuntern, das schöne Bild des Erlösers, das sich in der Einsetzung des heil. Abendmahls so sprechend darstellt, recht oft zu betrachten und uns zum Muster zu nehmen. *c.* Die heil. Handlung, die Jesus zu seinem Gedächtniß einsetzte, oft und mit Dank, mit wahrer Achtung und inniger Rührung zu feyern. — Rec. sieht davon ab, ob die Entwicklung des erhabenen Charakters Jesu auf diese Weise gelungen sey, muß aber fragen, ob sich dieser Charakter nicht besser, getroffener und eindringlicher aus andern Aussprüchen und Handlungen Jesu hätte entwickeln lassen? ob der zweyte Theil, ebenfalls abgesehen von seinem innern Werthe, im Hauptsatze lag? und ob man in dem, seiner Natur nach, bloß einleitenden Exordio schon den erst aus dem Texte zu entwickelnden Hauptsatz angeben darf?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

MECHANIK.

GLOGAU u. LISSA, in der Neuen Günther. Buchh.: *Erster Unterricht in der eigentlichen Statik oder Geostatik für Militärschulen und zum Selbstunterrichte.* Von W. Förster, Lieutenant in der reitenden Artillerie. Mit 2 Steinplatten. 1828. X u. 146 S. 8. (16 gGr.)

Die auf dem Titel angegebene Bestimmung dieses Werks für Militärschulen, nebst den 2 Steinplatten, worauf allerley Geschütz und Hebezeug abgebildet ist, deutete dem Rec., trotz des sonderbaren Wortes „Geostatik“, auf eine populäre praktische Tendenz hin. Es erweckte ihm auch ein günstiges Vorurtheil bey dem Durchblättern (S. 18 bis 20) ein Verzeichniß des specifischen Gewichts vieler Körper zu finden, worunter manche sonst selten gedruckte Angaben dem Artilleristen, Sapeur u. s. w. sehr nützlich werden können, z. B. das Gewicht des verschiedenen Mauerwerks u. s. w. Rec. hoffte daher, zwar keine Förderung der Wissenschaft, aber doch eine klare Darstellung desjenigen zu finden, was Unterofficieren u. s. w. praktisch zu wissen nützlich und nöthig seyn könnte. Aber er fand sich sehr getäuscht. Schon das erwähnte Verzeichniß des spec. Gewichts trug Spuren großer Oberflächlichkeit; man findet da: „Mauer mit Kalkmörtel, Mauer von Sandstein, Mauer von Ziegelfein“; als ob die letztere nicht auch eine Mauer mit Kalkmörtel seyn könnte. Dafs der Essig, die Salpetersäure u. s. w. dabey unter der Rubrik von Salzen stehen, das könnte man hier eher verzeihen.

In der Vorrede scheint sich der Vf. etwas auf eine neue Begriffsunterscheidung zu gute zu thun; er nennt „relatives Gewicht“ eines Körpers das Gewicht von 1 Kubikfufs, 1 Kubikzoll u. dgl.; denselben „specifisches Gewicht“ das Verhältniß zum Gewichte des Wassers. Was soll aber durch die Einführung des Ausdrucks „relatives Gewicht“ gewonnen werden, und warum wählte er ein Wort dazu, das bereits eine andere Bedeutung hat? — Ueberhaupt ist der Vf. ein gewaltiger Sprachneuerer und nicht sehr glücklich in der Wahl. Schon das Wort „Geostatik“ auf dem Titel, als Bezeichnung der Statik fester Körper, würde eher eine Statik unserer Erdkugel vermuthen lassen. Das Wort „*Expansivkraft*“ (S. 1.) ist mit der Ursache der Undurchdringlichkeit nicht gleichzusetzen. Wollen

wir den Widerstand der Solidität mit dem Namen einer Kraft belegen, so wäre noch eher „*Repulsivkraft*“ zu wählen. Das *Parallelipedum der Kräfte* (S. 36. 37) ist ein überflüssiges Wort, wenn es auch nicht falsch geschrieben wird u. s. w.

Doch das möchte noch hingehen, wenn nur das Ganze nicht in dem kleinen Raume so vieles Ueberflüssige, Oberflächliche und doch dabey Schwerfällige enthielte. — Zu dem *Ueberflüssigen* gehört unter Andern in einem praktischen Lehrbuche die Menge von Definitionen und Erörterungen über verschiedene Arten der Kräfte und der Bewegung, welche die Einleitung anschwellen. — *Oberflächlich* ist, dafs z. B. S. 2. als Beleg für die Anziehungskraft der Körper zwey kleine, in einem Gefäfse mit Wasser schwimmende Körper aufgestellt werden, die sich gegenseitig nähern: denn nicht ihre Anziehung, sondern die des Wassers enthält den Grund der Erscheinung. — S. 8 heifst es: „Die Richtung, in welcher die bewegende Kraft auf Körper wirkt, kann eine gerade oder auch eine *krumme* Linie seyn“; (wenn schon das Letztere nicht absolut unmöglich wäre, so ist es doch aller Erfahrungsphysik zuwider). — S. 10. §. 28: „Man kann eine auf einen Körper wirkende Kraft in mehrere parallele von gleicher Summe zerlegen“ (dieser Satz kann manchen Irrthum veranlassen, wenn nicht hinzugefügt wird: es müssen aber die neuen Kräfte so vertheilt seyn, dafs ihr Schwerpunkt sich in der Richtungslinie der frühern Kraft befindet). — S. 14. §. 34: „Wenn zwey Körper so nahe an einander gebracht werden, dafs ihre Anziehung in Wirkksamkeit tritt, so wird immer der kleinere vom größern angezogen“ (als ob der kleinere nicht auch seinerseits den größern anzüge). —

Als Beleg des *Schwerfälligen* diene die Behandlung folgender Aufgabe (S. 27. §. 49): „Das specifische Gewicht ϵ für eine nach gewissem Verhältniß (*sic!*) gemachte Mengung solcher Bestandtheile zu finden, von denen es in der Tabelle (des spec. Gew.) angegeben ist. — *Auflösung.* Man sehe in welchem Verhältniß die Bestandtheile zusammengesetzt sind, und nehme die Summe dieser Verhältnißzahlen als den Nenner so vieler Brüche an, als Bestandtheile sind; zu den Zählern mache man aber die Verhältnißzahlen selbst. Durch jeden dieser Brüche multiplicire man das specifische Gewicht desjenigen Bestandtheils, bey dem der jedesmalige Zähler als Verhältnißzahl steht, und addire endlich alle erhal-

tene Producte, deren Summe das verlangte spec. Gewicht e für diese Mengung angeben wird. — Es wäre z. B. das spec. Gew. für einen Feuerwerksatz, von Schwefel, Salpeter und Kohle in dem Verhältniß von 1. 5. 8, gemengt, aufzufinden. Für Schwefel ist $e = 1,990$, für Salpeter $= 1,900$ und für Kohle $1,280$. — Der Nenner ist $1 + 5 + 8 = 14$; die Brüche $\frac{1}{14}$; $\frac{5}{14}$; $\frac{8}{14}$ deren Summe: $\frac{1}{14}$ Schwefel $+$ $\frac{5}{14}$ Salpeter $+$ $\frac{8}{14}$ Kohle $= \frac{14}{14}$ Satz, das heist dem ganzen Satze.

$$\text{Nun ist } 1,990 + \frac{1}{14} = 0,142$$

$$1,900 + \frac{5}{14} = 0,675$$

$$0,280 + \frac{8}{14} = 0,160$$

$$\text{Und nun } e = 0,977.$$

(NB. Wir haben hier des Vfs. Interpunction beygehalten). — Wäre es nicht einfacher für die Darstellung und bequemer für die Rechnung gewesen: Man multiplicirt das spec. Gewicht jedes Bestandtheils mit der zugehörigen Verhältnißzahl, addirt die Producte und dividirt mit der Summe aller Verhältnißzahlen; der Quotient ist das spec. Gewicht der Mengung.

Endlich hat uns manches *Preciöse* in der Darstellung ergetzt: z. B. wo S. 33 zur Erläuterung des Parallelogramms der Kräfte ein Insect angeführt wird, das sich auf einem parallel fortgeschobenen Lineale bewegt und hier bloß als bewegter Punkt in Betrachtung kommt, heist es: wenn ein Insect darauf fortkriecht, „so dafs es gleichsam als eine Last durch die Kraft seiner Nerven bewegt angesehen werden kann.“ — Was soll wohl der Leser unter der Ueberschrift §. 74. S. 40 vermuthen: „Be-
weis, dafs der Hebel eine Maschine sey.“ (?)

TECHNOLOGIE.

STUTTGART U. TÜBINGEN, b. Cotta: *Ueber die württembergische Gewerbsindustrie*, von Dr. Moriz Mohl, Assessor bey der kgl. würtemb. Ober-Zoll-Administration. *Erste Abtheilung*. 1828. X u. 408 S. 8.

Dieses Werk ist ein Beleg für den Nutzen zweckmässig gewählter Universitäts-Preisaufgaben, durch deren Bearbeitung die Thätigkeit junger Leute auf einzelne bestimmte Gegenstände gelenkt wird; eine solche Richtung der Thätigkeit wirkt meistens später noch fort und Manches wird daran geknüpft. Der Vf. erhielt im J. 1821 den Preis für die Frage: „welche technische Erfindungen in Deutschland und besonders in Württemberg Einführung verdienten; und durch welche Mittel diese Einführung gefördert werden könne.“ — Er dachte und sammelte noch später mit Erfolg über den ihm wichtig gewordenen Gegenstand, und so entstand das obige Buch, wofin er mit ausgezeichneten Sachkenntnis; mit gereifter Erfahrung und mit schätzbarer Umsicht theils das bey uns herrschende Vorurtheil gegen die Einführung der Gewerbsindustrie in Württemberg bekämpft, theils diejenige gefühllose National-Oeko-

nomie befreitet, welcher das Wohl oder Wehe des Einzelnen gleichgültig ist, wenn nur auf dem Staatsgebiete sich eine Masse von Reichthum zusammenhäuft. — In der vorliegenden *ersten* Abtheilung führt er zuerst die Nothwendigkeit einer Erhöhung der Gewerbsindustrie in Württemberg und die Tauglichkeit des Landes dafür aus. Man behauptet nämlich häufig, W. taue nicht für die Gewerbsindustrie, theils wegen des beschränkten Umfangs, der nur einen kleinen Markt darbietet; theils weil die Feldgewerbe einen hohen Arbeitslohn gewähren, dafs dadurch die Concurrrenz der Manufacturen mit dem Auslande unmöglich werde, und dafs Gewerbe höchstens im Kleinen und als Nebengeschäft betrieben, gedeihen können. Man hält häufig die Gewerbsindustrie in dem fruchtbaren W. Lande nicht nur für überflüssig, sondern sogar nicht einmal für wünschenswerth: denn beym Ackerbau seyen die Menschen unabhängiger, glücklicher und besser. — Alle diese Einwürfe beleuchtet der Vf. im Einzelnen, von dem Grundsatz ausgehend: „um wohlhabend zu seyn, ist es nicht genug, dafs der Mensch zu essen habe; Wohlstand auf europäischer Culturstufe und in europäischem Klima ist nur da, wo mit reichlicher Nahrung und guter Wohnung bessere Kleidung, bequemes Hausgeräthe und die mannichfaltigen Lebensbequemlichkeiten sich verbinden, die nur eine höhere Gewerbsindustrie giebt.“ — Indem er die Nachtheile der Gewerbsindustrie unparteyisch im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf Würt. angiebt, stellt er ihnen die Nachtheile ihrer Vernachlässigung entgegen. Er schildert die traurige Lage der ländlichen Uebervölkerung; als Gegenstück für die Vernachlässigung der Kindererziehung in Fabrikstaaten und ihrer Verwendung in denselben giebt er (S. 45) ein schauerhaftes Bild von der schrecklichen Verwahrlosung, dem Mangel und der Unreinlichkeit, so wie von der übermäfsigen frühzeitigen Anstrengung der meisten Kinder auf dem Lande, besonders in den W. Weingegenden, — ein Bild, an dem der Rec. leider keinen Zug übertrieben nennen kann. — Er weist nach, dafs die sogenannte Uebervölkerung durch Gewerbsindustrie sogleich verschwinden, und sich bey beiden Theilen, dem Landmann und Gewerbsmann, der Wohlstand durch gegenseitigen Absatz heben würde.

Die Nothwendigkeit aber einer Erhöhung der Gewerbsindustrie weist er durch die immer ungünstiger werdenden Verhältnisse der Ausfuhr der Würt. landwirthschaftlichen Producte nach; er stellt ihnen die günstiger gewordene Ausfuhr einzelner anderer entgegen; und findet, dafs die letztern nur einen Zuwachs von $1\frac{1}{2}$ Millionen geben, während jene einen Ausfall von $6\frac{1}{2}$ Millionen veranlassen, so viel man nämlich aus den Zollregistern entnehmen könne. — S. 104 wird der wahrlich nicht sehr beneidenswerthe Zustand des Landmanns in der guten alten Zeit angeführt, als die Industrie geringer war.

Nachdem eine höhere Gewerbsindustrie als das einzige Mittel aufgestellt ist, der Nahrungslosigkeit ab-

abzuhelfen und die schlimmen Folgen der Uebervölkerung noch um viele Jahre hinauszufchieben, so wird die Frage aufgeworfen S. 111: ob Württemberg auch der Gewerbsindustrie fähig sey. Es wird gezeigt, daß es W. nicht an den materiellen Bedingungen (Brennmaterial, fließendem und reinem Wasser und Metallen) gebricht; nicht an Fleiß und industrieller Fähigkeit der Bewohner, daß die fehlenden Kapitale nicht anders als eben durch Industrie entstehen können, [— wenn sich ein Volk nicht eher auf die Laufbahn höherer Industrie begeben sollte, bis es große Kapitalien hat, das hiesse einem Menschen rathen, nicht eher ins Wasser zu gehen, als bis er schwimmen könne —]. — Ferner wird gezeigt, Württemberg habe sehr viele rohe Producte, könne viele andere mit Leichtigkeit erzeugen (Krapp, Waid u. f. w.), manche andere (Baumwolle, Seide, Indigo u. f. w.) werden zwar durch Transportkosten vertheuert und unterliegen einer mehr oder minder großen Handelsperre: das dürfe jedoch nicht abhalten, auch diese zu verarbeiten. Württemberg hat acht Haupthandelswege für überseeische Producte; wird der eine zu sehr erschwert, so nimmt der Handel seine Richtung auf dem andern — (diese Wege mit den Transportkosten und Durchgangszöllen sind S. 137 ausführlich beschrieben). Wenn zu uns die Baumwolle die Fracht bezahlt, so hat der Engländer beynahe eben die Unkosten für sein baumwollenes Garn, nur vermindert um so viel, als die rohe Baumwolle schwerer ist, d. h. nicht einmal um 1 Procent. Die Engländer, welche deutsche Wolle kaufen, in ihrem Lande verarbeiten und nachher zu uns bringen, haben die doppelte Fracht, und concurriren doch mit unsern Fabrikanten, die gar keine Fracht haben; die Transportkosten dürfen uns also von diesen Zweigen der Gewerbsindustrie nicht abschrecken, aber auch nicht die Furcht vor einem allgemeinen Seekriege Englands mit dem Continent. Es wird dargethan, daß ein solcher, oder wenigstens eine völlige Handelsperre gegen die überseeischen Producte zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehöre, daß aber auch der Absatz unserer meisten ländlichen Fabricate, z. B. unserer Leinwand und Wollzeuge nach Amerika, einer eben so großen oder größern Gefahr unterliege, während niemandem die Bildung einer Arbeitsbevölkerung für sie zu gewagt oder unnatürlich erscheine.

S. 166 wird die Möglichkeit des Absatzes der W. Fabricate im In- und Auslande im Detail gezeigt — S. 184 die Ansicht bekämpft, Württemberg eigne sich nur zum kleinen Gewerbsbetriebe, und dieser sey der einzige wünschenswerthe, eine Ansicht, die unter andern in *Memmingers* württembergischen Jahrbüchern ausgesprochen ist. Es wird gezeigt, daß die scheinbare Abhängigkeit der Fabrikarbeiter von den Launen der Mode und den politischen Verhältnissen nicht so groß ist, als man glaubt, wenigstens in Vergleichung mit dem kleinen Gewerbsmanne. (S. 189 ist eine schöne Darstellung dessen, was auf die Moden Einfluß habe, und wo sie ihren Ursprung nehmen.)

Von S. 199 an werden einzelne württembergische Gewerbe durchgegangen und die im Großen betriebenen mit den entgegengesetzten verglichen, wobey manche Einwürfe gegen das Maschinenwesen siegreich widerlegt werden. — Der Raum verbietet dem Rec. aber, darüber in ein tieferes Detail einzugehen, eben so wenig, als über die beiden Anhänge: 1) Ueber Kinderbeschäftigung in Fabriken, namentlich in Baumwollenspinnereyen. S. 243. 2) Ueber die Frage, ob in Württemberg Steinkohlen gefunden werden können.

Das bisher Gefagte mag hinreichen, die Leser auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das auch der Nicht-Württemberger nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. — Nur Schade, daß der Verleger einen im höchsten Grade *Augenverderblichen Druck* gewählt hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEITZIG, b. Göschen - Beyer: *Erzählungen und kleine Romane. Von Friedrich Kind. Fünftes Bändchen. 1827. 444 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)*

Die vier ersten Bändchen dieser Erzählungen des als geistreicher und unterhaltender Erzähler längst bekannten Vfs. sind zu verschiedenen Zeiten von uns angezeigt worden; auch diese *fünfte* Sammlung enthält, wie jene, einen neuen und einige frühere, wieder durchgesehene Aufsätze. I. *Die Künstler-Reise*, eine sehr anziehende Erzählung, die, trotz ihrer schwierigen Verwicklung, recht heiter und befriedigend endigt, erscheint hier zum ersten Male. Die Charaktere von Hubert, seiner Gattin und Schwester, seines Freundes und Gehülfen Amati, des Grafen Colonna u. a. sind leicht und gut gezeichnet, die eingemischten Maximen und Lebensansichten richtig, so wie die mancherley Natur-Malereyen treffend. Den Inhalt wollen wir unsern Lesern nicht verrathen. II. *Die Mosel-Schöne*. Erschütternde, mitunter auch erheiternde Scenen aus den letzten Jahren des dreißigjährigen Kriegs, zuerst in dem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen vom J. 1825 mitgetheilt. Dieser interessante Aufsatz hat eine geschichtliche Grundlage. Der Hochschüler, der hier seine Abenteuer erzählt, ist kein anderer, als weiland *Johann Michael Moschiersch*, geb. zu Willstadt im Hanauischen 1600, gest. zu Worms 1669, sonst auch *Philander von Sittewald*, und bey der fruchtbringenden Gesellschaft, deren Mitglied zu seyn er sich für hohe Ehre anrechnete, *der Träumende* genannt. (Der sonderbare Name *Moschiersch* ist halb griechisch und halb hebräisch, und die Familie soll eigentlich *Kalbskopf* geheißen haben. Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften findet man in *Strieders* Hessischer Gelehrten-Geschichte, 9ter Bd. S. 201 — 205). III. *Juliette, oder die heimliche Ehe*. Erzählung in Briefen. Ein junger geistvoller und wohl denkender, aber mit Welt und Menschen noch zu wenig bekannter Edelmann wird der feurige Lieb.

Liebhaber einer reizenden, leichtsinnigen, nicht ungebildeten Kokette, mit der er sich — die warnende Freundes-Stimme nicht hörend — heimlich verbindet. Aeusere Umstände trennen jedoch diese Verbindung wieder; Juliette wird Opernsängerin in Italien, nach mancherley wechselnden Schicksalen unglücklich, und stirbt zuletzt durch freywilligen Tod in großer Dürftigkeit; ihr ehemaliger Liebhaber, Baron Horst, gelangt zu Ehren und Würden, und wird, nach theuer erworbenen Erfahrungen, glücklich durch die Verbindung mit einem armen, aber braven Fräulein. In einem zurückgelassenen, von der trübsten Schwermuth zeugenden Briefe erfucht die unglückliche Juliette Horsten um Schutz für ihre Leiche, und misst sich selbst alle Schuld ihres Missgeschicks bey. Die Geschichte selbst ist lebhaft und gut geschrieben, und die Charaktere der beiden Hauptpersonen, so wie des Professors Amalfi, der Morelli u. s. w. sind treffend gezeichnet. IV. *Kleinigkeiten.* 1) *Glückswechsel.* Eine kleine Erzählung, die man nicht ohne Kühlung liest. 2) *Die Söhne des Rubens.* Eine sinnreiche Deutung eines Familiengemäldes von Rubens, welches sich in der Dresdener Gallerie befindet, und worauf des grossen Künstlers beide Söhne vorkommen. Nach der gewöhnlichen Erklärung spielt der jüngere mit einem Stieglitz, den er mit dem Fusse an eine Schnur gebunden hat. Unser Vf. sucht es dagegen höchst wahrscheinlich zu machen, daß der jüngere Sohn, dessen man sonst auch nicht gedacht findet, wo nicht mit dem Staar behaftet, doch höchst blödsichtig gewesen sey; daß der Vogel keineswegs einen lebendigen Stieglitz, sondern eine so gefiederte und, obwohl mit einigem Scherz, so gestaltete mechanische Spielfigur, eine Art elastischen Wurf- und Zugwerks, seiner innern Construction nach ungefähr mit dem weiland beliebten *Joujou de Normandie* zu vergleichen, vorstelle. Die glückliche Ausführung dieser Idee, so wie die eingemischten treffenden geschichtlichen Bemerkungen, müssen bey dem Verfasser selbst nachgelesen werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Die sittliche Unbescholtenheit, in welcher unsere evangelische Kirche in das Daseyn trat.* Eine Predigt, am Reformationsfeste 1828 in der Großherzogl. Hofkirche zu Weimar gehalten von Dr. Joh. Friedr. Röhr, Oberhofprediger u. Gen. Sup. VI u. 25 S. 8.

Der Vf. hat obiger Predigt ein *Vorwort* beygegeben, in welchem er 2 Stellen, eine von *Henke* und eine von *Lessing*, anführt. Beide zeigen auf verschiedene Weise, daß, wenn auch die giftigen Verleumdungen wider den sittlich reinen Urprung der Reformation wahr wären, die man von Seiten der Katholiken nie müde geworden ist, auszubreiten; dennoch sie selbst dadurch Nichts von ihrem Werthe verliere. Besser aber, meint der Vf. (S. V), sey es immer, wenn

man von den ganz richtigen Bemerkungen dieser Männer keinen Gebrauch machen dürfe, sondern vielmehr den Beweis führen könne, daß jener Unglimpf keinen geschichtlichen Grund habe und nur auf Erdichtung beruhe. Diesen Beweis hat er nun in vorstehender Predigt „in der Art, wie dieß die Eigenthümlichkeit eines kirchlichen Vortrags erheischt und zuläßt“, geführt, „weil die Schmähsucht, welche von Anbeginn gegen die evangelische Kirche regte war, in den neueren Zeiten vornehmlich auch die *Reinheit ihres Ursprungs* zu verdächtigen suchte.“ Wir wünschen mit ihm, aber hoffen es auch, daß sein Wort wenigstens bey den Gliedern dieser Kirche nicht ganz umsonst verhallen und ihnen dieselbe auch von der hier berührten Seite theuer machen helfen werde.“ Uebrigens glauben wir nicht nöthig zu haben, ein Wort zur Empfehlung dieser Predigt zu sagen, der Name des Vfs. bürgt für ihren Werth; nur das bekennen wir unumwunden, daß sie uns unter (einen vielen vortrefflichen homiletischen Leistungen eine der vortrefflichsten und vollendetsten zu seyn scheint. Der Vf. geht von seinem sehr passend gewählten Texte — Ephes. 5, 25—27 — der in der ganzen Predigt meisterhaft benutzt ist, aus, und bahnt sich durch Angabe des Zweckes, welchen Christus bey der Stiftung seiner Kirche hatte, so wie durch die an dem festlichen Tage sehr natürliche Frage, ob die evangelische Kirche mit dem übereinstimme, was Paulus zu dem wesentlichsten Kennzeichen einer echt-christlichen Kirche macht, nämlich ihre sittliche Unbescholtenheit, einen bequemen Weg zu seinem Thema, das er in 2 Haupttheilen behandelt. Im I. erhärtet er durch das Zeugniß der Geschichte die *Thatfache*, daß unsere evangelische Kirche auf eine *sittlich unbescholtene Weise* in das Daseyn trat. Es zeugt dafür 1) der erste und eigentliche Anlaß, welchen die Entstehung unserer evangelischen Kirche hatte; 2) die Reinheit der Gesinnung, mit welcher sich ein großer Theil der Christenheit an diese Kirche anschloß; 3) die tadellose Weise, in welcher die evang. Kirche auf ihre Befestigung Bedacht nahm; 4) das sittlich reine Ziel, welches sie sich bey ihrem Entstehen setzte. II. Zeigt er die *beherzigenswerthen Folgerungen*, welche daraus herfließen. Es sind: 1) die freudige Ueberzeugung von der überwiegenden Würde unserer evangel. Kirche vor derjenigen, von welcher sie sich trennte; 2) die feste Zuversicht, daß, so lange sich dieselbe ihre sittliche Unbescholtenheit zu bewahren fortfährt, auch ihr Bestehen und ihr endlicher Sieg über alle ihre Feinde gesichert ist; 3) der rege Eifer, den wir als evangelische Christen beweisen müssen, die sittliche Unbescholtenheit unserer Kirche als etwas uns auch im Einzelnen Eigenthümliches zu bewahren. Schliesslich können wir nicht dahin, die strenge Unparteylichkeit gegen die evangelische, wie gegen die katholische Kirche zu erwähnen, welche in dieser Predigt, aber leider nicht in allen Reformationspredigten herrscht. Sie zeigt sich schon im Vorwort (S. VI) und in der Einleitung (S. 3); dann S. 7. 8. 10 und 11. 14. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

GREIFSWALD, in Comm. der akad. Buchh.: *St. Otto, Bischof von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern. Ein romantisch-religiöses Epos in 10 Gefängen von Wilhelm Meinhold. 1826. XXX und 322 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)*

Als die Provinz Pommern im J. 1824 das sieben-hundertjährige Jubiläum ihrer Bekehrung zum Christenthum feyerte, erwachte in dem Vf. (der sich bereits durch seine „vermischten Gedichte, Greifswald 1824“ vortheilhaft bekannt gemacht hatte) der Gedanke, den frommen Apoliel des Pommerlandes, St. Otto, Bischof von Bamberg (gest. 1189, canonisirt 1189) zum Haupthelden eines Epos zu erheben:

(„Die Fahrt des frommen Priesters zu besingen
Des heiligen, der meinem Vaterland
Großmüthig kam das sanfte Kreuz zu bringen,
Das allverführend seine Noth gewandt.
Kein Zauber (?) konnt' dieß kühne Herz bezwingen,
Kein Mord, kein Tod, kein Völkerwiderstand;
Es siegt und hemmt der Leidenschaft Getriebe,
Doch durch kein Schwert, nein! einzig durch die
Liebe!“)

und somit „auch in dieser Form das Andenken eines um sein Vaterland verdienten Mannes zu verewigen.“ (Der Dichter hat aber eigentlich keinen andern Zweck, als den, zu dichten, weil es ihn drängt dazu.)

Zu dem Ende, und „da ihm nach den bisherigen Theorien der vorliegende Stoff wenig oder gar nicht zum Epos geeignet schien“ (aber die Poesie ist nicht die Tochter, sondern die Mutter der Theorie?), beschloß er, „anstatt der *physischen* die rein *moralische* Kraft in seiner Darstellung vorwalten zu lassen; den langweiligen (?) Tummelplatz der meisten Epopeendichter, das ewige Schlachtfeld zu verlassen; das eigentliche Werk der Bekehrung, welches wohl ein Vorwurf der lyrischen, aber nimmermehr (warum nicht?) der epischen Poesie seyn könne, ganz auszuschließen, und — eine Fabel zu erfinden, die bey aller Einfachheit ein fortwährendes Interesse gewährte, und, bey aller Freyheit der Zusammenstellung und Erfindung, stets von der Geschichte ausgehe und auf die Geschichte zurückkehre.“

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Auch hielt er es für *zeitgemäß* (allerdings! was geht dieß aber den Poeten an?), „unfern mythischen Kopfhängern das Exempel eines wahrhaft frommen Christen aufzustellen, der zwar den Charakter seiner Zeit trägt und tragen mußte; aber seine Frömmigkeit nicht durch Kasseyungen, Thränen u. s. w., sondern durch die That äußert, und endlich (wie viele Fliegen auf einmal!) seinen christlichen Amtsbrüdern beider Confessionen es anschaulich zu machen: daß das niemüde, unselige und zu Nichts führende(?) Geschwätz über Katholicismus und Protestantismus von selbst verstummen würde, wenn beide Theile bedächten, (aber sie bedenken es leider! nicht, und sollte sie dieses Epos mehr dazu veranlassen, als das Evangelium selbst?): daß sie, bey aller Verschiedenheit der Glaubensnormen, doch einem Ziele nachstreben, und ein Gesetz des Christenthums als das höchste erkennen, die gottverähnliche, selige Liebe.“ Diese „fromme und aufopfernde Gottes- und Menschenliebe“ sollte nun in dem Charakter Otto's hauptsächlich hervortreten. Indess bedurfte es natürlich einer Reihe von Handlungen und Reden, um solche Liebe anschaulich zu machen. Daher mußte der Vf. doch wieder auf das eigentliche Bekehrungsgeschäft zurückkommen und darstellen, wie St. Otto sich benommen, und welche Hindernisse er besiegt habe, um sein Werk, die Bekehrung der Pommern, zu vollenden. Nicht minder war zu einem epischen Gedicht, in welchem die Mitwirkung des Unendlichen nicht entbehrt werden kann, eben weil das Epos eine Seite des Unendlichen abspiegeln und würdigen soll, eine Maschinerie nöthig. „Himmel und Hölle“ wollte der Vf. zu diesem Zweck nicht in Aufruhr bringen, „weil dieß, wie so viele Proben gezeigt hätten (doch nicht bey Milton und Klopstock?), nicht nur überaus langweilig und ermüdend, sondern auch, nach den christlichen(?) Vorstellungen des Universums kleinlich, ja kindisch(?) sey.“ (So wäre am Ende die erhabene Beschreibung Ps. 19, wo die Sonne „wie ein Bräutigam aus seiner Kammer geht, und sich freuet, wie ein Held zu laufen ihren Weg“, auch kleinlich und kindisch? Philosophen und Dichter sind verschiedene Personen, selbst in Einer Person!) — Auch Pyrrer's Versuch, die Seelen abgechiedener Helden auftreten und an der Handlung Theil nehmen zu lassen, gefiel dem Vf. nicht. Er faßte sich also kurz, und ließ, die höhere Leitung der menschlichen Schicksale und Handlungen allerdings, als unentbehr-

D (7)

behrlich, in seinem Gedichte beybehaltend, *seine überfinnlichen Wesen* (nämlich auf der einen Seite Gott und dessen gute Engel, also doch den Himmel! auf der andern Zauberer, Hexen, die durch die Luft reiten, und dergleichen Satans-Laryen und Diener, also doch die Hölle!), *plötzlich* und *ohne viele Umstände*, da, wo es ihm *nöthig* schien, *auf-treten* und in die Handlung *eingreifen*, und entschuldigt sich gegen Diejenigen, die ihm hier einen *deum ex machina* vorwerfen könnten, mit der philosophischen Bemerkung: „mag das! der *deus ex machina* greift so oft in unser Leben ein, daß wir ihn nicht verkennen können“! Schon aus diesen Ansichten des Vfs. ergibt sich zur Gnüge, daß er, weniger im *Drange*, als bey der *Ueberlegung*, den geschichtlichen Stoff, die Bekehrung der Pommern durch St. Otto, zu einem romantisch-religiösen Epos zu verarbeiten, mit sich selbst nicht im Reinen und Klaren war.

Das Epos muß, wie Jean Paul in seiner Vor-schule richtig auseinander setzt, eine *langsame Breite* haben. „Wie lange zürnt Achilles! Wie lange fürbt Christus. Die geforderte Menge der Mitspieler hält, wie die Menge der Uhhrräder, den Gang der Maschine an: denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben.“ Ferner: „Der Epiker, er fliege von Land zu Land, zwischen Himmel und Erde auf und ab, er muß wenigstens den *Flug* und den *Weg* abmalen.“ Aber, soviel unser Vf. auch sonst malt und schildert (z. B. im sechsten Gesange), so will er doch in der *Hauptsache* „seine überfinnlichen Wesen nicht durch lange Umwege (Umwege begehrt man auch nicht, aber *Wege*!), sondern *plötzlich*, *dunkel* und geheimnißvoll in's Leben treten lassen, wie das Schicksal in die Geschichte ganzer Völker und einzelner Menichen tritt.“

Sonach möchten wir sein hier geliefertes Werk — lieber eine *lange Ballade* oder *Romanze* nennen; denn mit *dieser* Dichtungsort hat es die größte Aehnlichkeit. Es hat epische Momente, aber es ist kein Epos; dramatische, ohne Drama zu seyn; es hat lyrische Stellen, aber das Ganze ist nicht lyrisch. So wie nun in der Ballade bald das Epische, bald das Lyrische und selbst das Dramatische *vorherrschet*, und sich zum Zweck einer anschaulichen, aber raschen und fragmentarischen Darstellung von Begebenheiten und Zuständen *mit einander vermischt*: so auch *hier*.

Und so haben wir von dieser vielfach gegliederten, mit allerley Epifoden durchwebten Riesen-Ballade nur noch in der Kürze zu bemerken: daß sie, unsers Bedünkens, einzelne sehr gelungene, durch poetische Erfindung sowohl als Ausführung ansprechende, aber auch ganz verfehlt und zurückstossende Schilderungen enthält, zu welchen letztern wir besonders die Zauberei- und Hexen-Geschichten rechnen, die der Vf. mit vieler Kunst

zwar eingeflochten, die aber aller Natur und Wahrheit ermangeln; daß der Hauptheld, Otto, in seiner gutmüthigen Beschränktheit sich doch gar zu sehr auf Wunder und Zeichen vom Himmel verläßt, die geschehen werden, sobald es zum Aeußersten in einer Sache gekommen ist; daß die Bekehrungsrede, die ihn der Dichter vor der Heidenstadt Pyritz an das versammelte Volk halten läßt, und die eigentlich den Culminationspunkt der ganzen Handlung ausmachen müßte, eben nicht als ein Meisterwerk der Beredtsamkeit passieren kann; (was sollten auch Heiden von einem Gott denken, der zwar höchst *gütig* gegen die, so ihn *lieben*, aber auch als sehr „*grimmig* und *zornig* gegen die, so ihn *hassen*“ (S. 298), geschildert wird; der *rächen* will der Feinde *Hohn*; bey dem zuletzt *keine* Reue, kein Flehen und kein Angßgebet mehr hilft! — ist dies ein *christlicher* Gott?) — daß endlich Sprache und Versbau im Allgemeinen kräftig und fließend zu nennen, jedoch nicht selten durch die etymologischen Grillen und Eigenheiten des Vfs. (s. Vorrede S. XI bis XXIV) hart, holperig und unharmonisch geworden sind. Denn wer mag in achtzeiligen Stanzzen, in welchen das Gedicht geschrieben ist, den stumpfen (männlichen) Reim *lieber* vorherrschen hören, als den weiblichen? und wer Ausdrücke und Reime ertragen, wie diese:

„es seufzt die Luft nach meinem *Brütigamme*“; u. l. w. —
 „so hat der Held sich auch im Augenblick
 vernichtend auf die Unholdin *geschmissen*;“ —
 „im Hauch des Windes *schwillen*
 das Pluvial und die Dalmatika“;
 „— — — Betrogen
 Von Satans List *stößt* an die hohe *Leich*
 Er seinen Fuß, und *stürzt* zur Erde gleich“;
 — — „mein *Herze* strebt zu Gott“!
 — — „ja, *Kindlein*, mich frieret“!

u. s. w.

Ob nun wohl dieses Poem im Ganzen verfehlt und sicherlich mehr ein Werk der *Mühe* als der *Muse* ist (durch einen ominösen Druckfehler wird auch S. 1 die Mühe statt der Muse vom Vf. angerufen!): so zeigt sich doch das durch andere Proben bekannte Dichtertalent des Vfs. auch hier in einzelnen Ergüssen, Beschreibungen, Gedanken-Blüthen und Blitzen unverkennbar. Wie schön ist die Epifode von Domislaw und Tyra! wie zart und ergreifend der Ausgang dieser wahrhaft romantischen Liebe! Wenn nur der Bischof, der dichterische nämlich, so gut *bekehrt*, als dieser Heldenjüngling *geliebt* hätte! Wenn der Vf., dem es an Geist und Phantasie gewiß nicht fehlt (wie wir *dies* auch bey der Beurtheilung seiner vermischten Gedichte, 1824. in diesen Blättern anerkannt haben), vielleicht über einen andern Gegenstand, den er zu bearbeiten sich vornimmt, weniger vernünftelt, aber begeisterter dichtet: so wird ihn jeder gemüthliche Leser gern aufs Neue willkommen heißen.

THEOLOGIE.

KÖNIGSBERG, b. d. Gebr. Bornträger: *Christus, der einzige Meister*. Eine kurze Erinnerung an verschiedene wichtige biblische Wahrheiten, von Dr. H. Olshausen. 1826. IV und 64 S. gr. 8. (8 gGr.)

Ganz im Geiste des Protestantismus preiset Hr. Dr. O. das freye Leben und Wirken eines jeden Individuums in und mit Christus für sein Reich, als das edelste Kleinod des Evangeliums, durch welches uns die evangelische Kirche so werth wird. *Geistige Freyheit* ist ihm der wesentliche Charakter des Christenthums, das keine Priester kennt, keine Mittelspersonen zwischen Gott und dem Menschen, wie sie den andern Religionen eigen sind. Er sieht daher in der katholischen Kirche durch den Priesterstand, der sich in ihr gebildet hat, die evangelische Freyheit vernichtet und die lebendige geistige Entwicklung gehemmt. Mit Recht hält er *Herrschaft* für die Quelle eines jeden auf Beschränkung der evangelischen Freyheit gerichteten Bestrebens, und mit gleichem Rechte behauptet er, „dass eine solche Herrschaft mit allen ihren verderblichen Folgen auch bey den Protestanten gefunden werde. „Bildete sich nicht (sagt er S. 4) sogleich nach der Kirchenreformation, im Schoosse der protestantischen Kirche selbst wieder ein neues Papstwesen in der orthodoxen Geistlichkeit aus, die jede individuelle freye Lebensgestaltung unterdrückte? Und wer könnte die einzelnen Fälle aufzählen, da Einzelne in ihren Kreisen wieder einen ähnlichen Gewissenszwang einleiteten, als man eben im Papstthum abgeschüttelt zu haben sich schmeichelte? — Als entschiedener Gegner aller Hierarchie fühlte sich der Vf. durch die ihn beseelenden Grundsätze aufgefordert, „das Verhältniß des Menschlichen und Individuellen zu dem allgemeinen Charakter, den die Wirksamkeit des evangelischen Religionslehrers, als Organs der Kirche, als Verkündigers der geoffenbarten Wahrheit, trägt“, in vorliegender Abhandlung mit möglichster Bestimmtheit schriftmäßig darzustellen. Die ganze kleine Schrift zerfällt, außer Vor- und Schlusswort, in vier Abschnitte, über deren wesentlichsten Inhalt hier kürzlich berichtet werden soll. *Erster Abschnitt. Lehre der h. Schrift vom Verhältniß des Religionslehrers zur Kirche.* Es würde sehr leicht gewesen seyn, zu zeigen, dass nach mehrern klaren Ausprüchen des N. T. die Lehrer des Christenthums nicht über die Kirche herrschen, sondern sich als ihre Diener erweisen sollen. Aber anstatt auf diese einfache Art zu verfahren, hat der Vf. das Verhältniß des Religionslehrers zur Kirche auf folgende Weise zu entwickeln gesucht. — Es ist die Pflicht des christl. Religionslehrers, *allein Christus* zu predigen, das heißt nach des Vfs. Meinung, *nicht*, die Lehre Jesu mitzutheilen, *sondern*, „die großen Facta der Geschichte Jesu zu verkündigen, sein Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen, mit allen ihren *ungeheuern* Folgen und Wirkungen.“ Von Christo und dem Worte von sei-

nem Kreuze geht eine Gotteskraft aus, die darobaus keiner Nachhülfe bedarf. Freylich muß auch der Lehrer zeugen können, wie der Apostel Paulus von sich gezeugt hat, was die Gotteskraft des Evangeliums in ihm selbst gewirkt habe. Dann hängt die Menge (?) an seinem Munde und saugt begierig die Kraft von oben ein, die gesendet wird. Der Lehrer kann sie von der Milch des Evangeliums zur starken Speise führen, kann sie das innere zutändige (?) Herzensgebet, das verborgene Leben mit Christo in Gott, das Wandeln in der göttlichen Gegenwart kennen lehren. Je tiefer aber die Erkenntniß dringt, desto schmaler und gefahrvoller wird der Weg; die heilige Schrift hat daher weise die Andeutungen für Lehrer und Lernende vertheilt, damit sich beide Theile in allen Absätzen des Weges zurecht finden könnten. *Zuerst* tönt hier aufs kräftigste die Stimme, sowohl für die Lehrer als für die Hörer, uns entgegen: *Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seyd Alle Brüder.* — Christus, obgleich selbst das *lebendige* Wort, weist nichts desto weniger an das geschriebene Gotteswort (im A. T.); *daher* muß des Lehrers Wort unaufhörlich seyn: Lerne hören Gottes Wort (wo Christus gefunden seyn will)! — Aber noch bestimmter hebt die Lehre der Schrift die Nothwendigkeit hervor, daß der Lehrer die Hörer an die Stimme Gottes in dem Menschen, d. i. im Gewissen, hinweise. Jesus selbst stellt *dieses innere Geknüpftseyn an die Winke seines Geistes* (?) dar unter dem Bilde des Hörens der wohl bekannten Stimme des treuen Hirten; die Stimme des Fremden, die auf Abwege führt, weist die treue Seele sogleich zu unterscheiden, und folgt ihr nicht. — Doch die h. Schrift begnügt sich nicht damit, den Lehrern vorzuschreiben, wie sie stets die Glieder der Kirche an das göttliche Wort in der Schrift und im Gewissen, als an den einzigen wahren rechten Lehrmeister, weisen sollen; sie belehrt überdies noch, wie auch aller Wirksamkeit der Lehrer ein unaufhörliches Streben zur Seite gehen muß, jede falsche Anhänglichkeit der Menschen an ihre Person zu hindern und abzuweisen, ja, je mehr ihre Persönlichkeit anziehen könnte, desto nachdrucksvoller dahin zu wirken, daß alles Individuelle zurückgedrängt werde. — Rec. hat es für seine Pflicht gehalten, die Grundzüge von dem, was Hr. O. über das Verhältniß des Religionslehrers zur Kirche vorgetragen hat, mit den eigenen Worten des Vfs. darzulegen, damit die Leser dieser Anzeige selbst urtheilen können, welche Belehrung oder Erbauung sie hier zu finden hoffen dürfen. Oester vermiste Rec. in den vorliegenden Raisonnements die nöthige Klarheit, und er ist sehr geneigt, es nur diesem Mangel an Klarheit zuzuschreiben, daß es scheint, als wenn Hr. O. es nicht für den Beruf des christlichen Lehrers halte, die Religions- und Sittenlehre Jesu zu predigen, — und als wenn er ein eifriges und unablässiges Streben nach sittlicher Vollkommenheit nicht für nothwendig achte, um der Wohlthaten des Christenthums theilhaftig zu werden. Ersteres ist schon oben angedeutet worden, Letzteres könnte wohl aus folgenden Worten her-

hergeleitet werden, die zugleich eine Probe von unklarem mystischem Modegeschwätz, das bey einem akademischen Lehrer besonders auffallend erscheint, abgeben mögen. Nachdem gesagt worden ist, daß das Wort vom Kreuze, wo man es rein und lauter predigt, seine Frucht nicht schuldig bleiben werde, heist es weiter (S. 8): „Wo aber ein unüberseiglicher Zaun von Bedingungen der Treue und der Forderung von Wirken um den vollen quellenden Born der Gnade und Barmherzigkeit gezogen wird, da sieht wohl Mancher, mit sehnfüchtigem Herzen verlangend nach Wasser des Lebens, aber er kann nicht herzukommen. Er kennt seine Untreue, und wagt schüchtern nicht, durch die Pforte des Glaubens so viel Licht, so viel Leben in sein armes, dunkles Herz zu lassen von dem, der doch für ihn starb, da er noch sein Feind war, daß er dadurch vermöchte treu zu seyn, was er ohne diese Kraft zu werden stets vergeblich versuchen wird. Man fürchtet den Mißbrauch der heiligsten Gaben, und hält, dadurch bewogen, sich für befugt, ihre Spendung zurückzuhalten; man bedenkt nicht, daß der Herr selbst, auf die Gefahr solches Mißbrauchs hin, Vergebung der Sünden predigen ließe Jedem, der mit bußfertigen Herzen glaubt.“ — Der zweyte Abschnitt: *Darstellung des Verfahrens der Apostel in ihrer kirchlichen Wirkksamkeit* — entspricht nicht seiner Ueberschrift, denn außer in der Erzählung Apg. 14, 8 — 15, die kaum hierher gehört, ist in dem ganzen Abschnitt die Rede von keinem andern Apostel, als von Paulus, der als ein Muster der Demuth, der Duldsamkeit, der Milde, der über alle Selbstsucht erhabenen Liebe, geschildert wird. Auch in dieser Betrachtung stößt man auf ähnliche dunkle Stellen, z. B. S. 27: „Eine Seele, durch unweise Behandlung in ihrer geistigen Freyheit beschränkt, so daß sie nicht aus dem Glauben schlicht handeln kann, wiegt manche andre auf, die sich langsamer ausbilden“; und S. 28: „Ach! die lautere Liebe — — läßt sich nicht nachmachen, versteht sich nicht in bösen Herzen, aber auch nicht in guten, selbst nicht in den köstlichsten, sondern wird nur den Demüthigen aus Gnaden gegeben. Dabai sie ihre Wohnung, weil Gott dort wohnt; da kettet sie für die Ewigkeit; denn sie kettet an die Ewigkeit, deren edelste Tochter sie ist.“ Der dritte Abschnitt: *Beleuchtung der Gründe, durch welche man das alleinige unmittelbare Halten an Christus als gefährlich darzustellen pflegt*, — ist größtentheils gegen die römisch-katholische Kirche gerichtet, in sofern dieselbe nicht nur der Mehrzahl ihrer Individuen den freyen Gebrauch der Bibel untersagt, sondern auch „eine freye Gestaltung des Glaubens und Lebens, nach dem Wirken des Geistes im Innern, nicht gestattet.“ Als die hauptsächlichsten Gründe, wodurch die katholische Geistlichkeit ihr Verfahren gegen den Stand der Laien zu rechtfertigen sucht, werden angeführt: „zuerst, es sey Sicherheit des na-

türlichen Menschen, von sich vorauszusetzen, man verstehe die Schrift richtig; das Verständniß der Bibel hänge ab von dem Grade sittlicher Vollendung; den Geförderten müsse man daher in der Auffassung folgen; sodann: es sey anmaßend, zu behaupten, Christi Stimme hören zu können; die hochmüthige Natürlichkeit des Menschen, die sich nicht demüthigen wolle vor Menschen, sey die Ursache davon, daß man sich zu Christus begeben zu wollen vorgebe; Christus aber rede eben auch durch Menschen, die man dann hören müsse.“ Dagegen erinnert der Vf. *erstlich*, man solle lieber Jedem gestatten, nach besten Kräften sich seine Ansicht aus der Schrift zu bilden, als die freye Forschung und mit ihr die Freyheit des Geistes hemmen; *zweytens*, es könne unmöglich für eine Anmaßung gehalten werden, Christum suchen zu wollen: denn es beschliesse ja dieses Suchen nothwendig das Streben nach Demuth, weil Christus der Inbegriff aller Tugenden sey (S. 36). — Aber schwerlich wird die römische Kirche durch die ihr hier ertheilten Belehrungen, besonders durch den letzten der angeführten Gegengründe, zur Erkenntniß ihres Irrthums gebracht werden. — *Vierter Abschnitt: Darstellung der schädlichen Folgen, welche nothwendig aus dem Mangel eines selbstständigen Lebens mit Christus entstehen.* Wo es an einem solchen Leben fehlt, lehrt der Vf., da fehlt der Glaube, welcher ist das Princip, die Wurzel alles innern geistigen Lebens, und ohne welchen wahre Frömmigkeit und Tugend durchaus unmöglich ist. Allein nach dieser Vorstellung erscheint ja der Unglaube nicht als Folge von dem Mangel eines selbstständigen Lebens mit Christus, sondern der Mangel eines solchen Lebens als Folge des Unglaubens. — Was weiter unten von dem Formalismus und von der Verachtung der Schwachen und Andersdenkenden gesagt ist, die aus dem Einfluß einer menschlichen Individualität oder persönlichen Auctorität entspringen können, wird allerdings durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigt. Zum *Schlus*s empfiehlt der Vf. noch einmal und aufs dringendste diejenige wahre Herzensdemuth, „die sich nicht zutraut, unerschütterlich zu stehen, sondern fürchtet zu fallen, und darum die Verantwortlichkeit nicht zu übernehmen wagt, außer für sich, auch noch für Andere mit Sicherheit Gottes Stimme hören zu können. — Um aber den Schlingen der Eigenliebe zu entfliehen, müssen wir den lebendigen Christus suchen, der unsere Gerechtigkeit ist und in der Seele eine Liebe zu Gott entzündet, die, wie *Fenelon* sagt, will, daß das Ich vergessen werde, daß man es für nichts rechne, daß Gott allein Alles sey; daß Gott das Ich der Seele werde und sie allein beschäftige.“ — Uebrigens versichert Rec. mit Vergnügen, in dieser Schrift manche Spuren eines frommen, milden, weniger für Intoleranz, stolze Anmaßung und lieblose Verketzerung sucht empfänglichen Sinnes wahrgenommen zu haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

- GESCHICHTE.

- 1) HANNOVER, b. Hahn: *Alte Sagen zu Fallrum am Teutoburger Walde* — — von Hans Freyherrn von Hammerstein u. f. w.
- 2) ESSEN, b. Bädecker: *Die wahre Gegend und Linie der dreytägigen Hermannschlacht* — — von W. Tappe u. f. w.
- 3) LEMGO, in d. Meyerschen Hofbuchh.: *Wo Hermann den Varus schlug* — — von Ch. G. Klostermeier u. f. w.
- 4) HANNOVER: *Vermuthung über die wahre Gegend, wo Hermann den Varus schlug* — — von W. Müller u. f. w.
- 5) QUEDLINBURG U. LEIPZIG, b. Basse: *Wo schlug Hermann den Varus?* — — von G. W. von Düring u. f. w.
- 6) HAMM, b. Schulz: *Zur Urgeschichte des deutschen Volksstamms*, von H. Schulz u. f. w.

(Fortsetzung von Nr. 516. der A. L. Z.)

Nr. 4 ist eine schätzbare Zugabe zu dem vorhergehenden Werke, indem es uns eine Charte darbietet, die das genaueste Detail des so viel besprochenen Landes enthält und es uns dadurch möglich macht, das ganze Ereigniß im Einzelnen zu übersehen. Die Charte umfaßt die Gegend zwischen Vlotho, Rinteln, Hameln, Höxter, Pyrmont, Drieberg, Lippspring und Herford, somit außer dem Fürstenthum Lippe noch einen bedeutenden Theil der umliegenden Gegenden, also gerade das Land, welches nicht bloß durch die Römerkriege, sondern auch durch noch so viele andere spätere denkwürdige Ereignisse berühmt geworden ist. Der Maafstab ist ein Hunderttausendtheil der wahren Gröfse der Erdoberfläche, und ist demnach von der Art, daß jede auch noch so kleine Einzelheit von Bedeutung darauf angebracht werden konnte. Der Vf. verliert, die besten Hülfsmittel dazu gebraucht, und auch eigene Beobachtungen auf zweijährigen Reisen durch das lippe'sche Land benutzt zu haben. Auch der Stich ist vortrefflich, und wenn auf dem Exemplare des Rec. an einigen Stellen die Schrift etwas undeutlich und verwischt ist, so ist das wohl nur die Schuld des Abdruckes und nicht des Stiches, und findet sich gewiß auf andern Exemplaren besser.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

Der Preis der Charte ist zwar bedeutend, doch für das, was geleistet ist, nicht übertrieben. Die die Charte begleitende Schrift ist weniger wichtig, und enthält größtentheils die aus *Klostermeier* schon bekannten Resultate. Auch der Vf. beginnt mit den Zügen des Drusus, und glaubt in diesen Gegenden noch mehrere Spuren von römischen Heerwegen (oder Helwegen) gefunden zu haben, durch die Dörenschlacht an der Werre entlang bis Herford, von Elfen über Horn nach Hameln, von Herford nach Hameln und Coppenbrügge u. f. w. Er würde wohl gethan haben, wenn er sich über diesen Gegenstand besonders ausführlich verbreitet, und uns angegeben hätte, worin diese Spuren bestehen, und warum sie auf eine Anlage durch die Römer schließen lassen. In der Erwähnung der Feldzüge des Germanicus ist der Vf. sehr ungenau, und S. 11, wo von den Lagern des Varus bey *Tacit. Annal.* 1, 61 die Rede ist, verstehen wir den Vf. nicht, indem er dem widerspricht, was er über denselben Gegenstand auf der vorhergehenden Seite gesagt hat. Wichtiger ist die Nachweisung über den *Campus Idistavisus*, welchen der Vf. zwischen Rinteln und Hameln bey Oldendorf in die Nähe des Dorfs *Stave* setzt. Ob dieses mit Recht oder Unrecht, läßt sich nicht entscheiden; doch hängt damit zusammen, daß der Vf. in dieser Gegend, bey Erder, Hohenrode, Hamelschenburg und Hattenbeck noch Spuren von Castellen zu finden meint, die Drusus zur Behauptung der Weser dort angelegt haben soll. — Hier, zwischen Erder und Oldendorf, hatte denn auch nach dem Vf. Varus vor dem Aufstande sein Lager, und zog von dort in die Gegend von Uffeln und dann in den Teutoburger Wald, wo er erlag. Die an so vielen Orten ringsum wiederkehrenden Namen, welche an *Blut, Knochen, Ketten, Toden, Krieg, Sieg, Varus, Römer, Heiden* u. f. w. zu erinnern scheinen, deutet der Vf. dadurch, daß er annimmt, Varus habe sein Heer nicht zusammen an einer Stelle gehabt, sondern in mehreren einzelnen Corps zerstreuet, und diese wären einzeln gleichfalls dem Schwerte der Deutschen erlegen, während das Hauptheer im Teutoburger Walde seinen Untergang fand. Dieses mag an und für sich wohl seine Richtigkeit haben, und stimmt mit der Nachricht Dio's vollkommen überein; ob schon die Namen der Oerter soherlich etwas mit dem Varus und den Römern gemein haben oder aus einer fast zwey Jahrtausende entlegenen Zeit herkommen mögen. —

E (7)

Mit

Mit ganz besonderen Erwartungen nahm Rec. das Werk Nr. 5 in die Hände, indem es ihm schien, als wenn nach so mannichfaltigen und nützlichen Vorarbeiten, die von gelehrten Männern geliefert worden waren, es jetzt nur noch des praktischen Sinnes eines Militäirs bedürfte, um die Sache zu einem Endresultate zu führen. Hierin wurde Rec. noch bejährt, nachdem er die schon 1823 erschienene Schrift des Pastors *Peterfen: Der Kirchensprengel Weimar, oder über die Gegend, wo Herman den Varus schlug*, betitelt, gelesen hatte, in welchem Buche so wunderliche Dinge zusammengehäuft sind, daß man seinen Augen kaum trauen mag, weshalb wir es denn auch nicht für ein Geschäft für uns gehalten haben, hier, wo es eine ernsthafte Untersuchung gilt, uns mit dem „griechisch-deutschen oder deutsch-griechischen Schlüssel“ zu befassen, durch welchen Hr. Peterfen das gelammte deutsche Alterthum noch einmal uns aufzuschließen und wieder zu eröffnen gedenkt. Um so mehr aber schien es ersprießlich für die Sache, statt der fruchtlosen Speculationen und leeren Deuteleyen und Träumereyen in das Gebiet der nackten Wirklichkeit veretzt zu werden, es schien, als wenn hierdurch allein Gewißheit über eine Sache verschafft werden könnte, die auf keine andere Weise bisher noch zugänglich gewesen war. So haben wir gewiß die günstigste Vormeinung zu dem Werke Nr. 5 hinzugebracht. Wir wollen nun den durch dasselbe gebrachten Gewinn genauer kennen lernen. —

Nachdem der Vf. die Grenzen des von dieser Darstellung umfaßten Gebiets abgeleckt hatte, nämlich des Landes, das von der Lippe von ihrem Ausflusse bis zu ihren Quellen, dem Gebirge, auf welchem die Quelle der Emmer sich befindet (zwischen Nieheim und Drieburg), dem Laufe derselben entlang bis zur Weser, von dieser bis Hameln, dann von den Höhen zwischen Hameln und Hannover, von der Leine und Aller und dem Lauf der Weser bis zur Nordsee umflossen wird; so macht er die Bemerkung, daß dieses Land, in welchem nur an der obern Lippe und Weser sich Höhenzüge und Hochebenen finden, und der Charakter der Niederung vorherrscht, vor 1800 Jahren eine ganz andere Gestalt und Beschaffenheit gehabt habe, als jetzt, und wenn es heut zu Tage noch ungeschickt sey, zur Führung des Krieges im Großen, so sey es dazumal noch viel unreifer dazu gewesen; hiebey beruft er sich auf des wackeren Müller (schon etwas veraltete) *Terrain-Lehre*, welche dem Vf. auf überzeugende Weise bewiesen hat, daß vor 1800 Jahren der Stand des Meeres 72 Fuß höher gewesen sey, als jetzt, woraus er dann folgert, daß die meisten der jetzt trockenen liegenden großen Haiden im Mündlichen und Oldenburgischen und in der Senne damals nasses Moor waren, und daß ein großer Theil des jetzigen sassen Landes damals von den Fluthen bedeckt war, oder nur wie Inseln aus dem Ocean hervorragten. Indem das Zurücksinken des Meeres auch eine Veränderung im Laufe der Flüsse zur Folge hatte, und auch die

Lichtung der Wälder zur Trockenlegung und Garmachung des Bodens bedeutend beytrug, so wäre nach des Vfs. Meinung von dem gegenwärtigen Zustande dieser Gegenden auf die frühere Beschaffenheit derselben gar nicht zu schließen. Jedoch hier treffen wir sogleich von vorn herein den Hn. Vf. auf einem Irrthume, der sich leider durch sein ganzes Werk hindurchzieht. Denn welche Bewandniß es auch mit den Beobachtungen der Stockholmer Academie haben mag, auf welche Müller seine *Theorie* von der allmählichen, jährlich etwas mehr als $\frac{1}{4}$ senkrechten Zoll betragende Abnahme des Meeres gründet, so ist es erwiesen und unleugbar, daß das Meer vor 1800 Jahren keine 72 Fuß höher gestanden hat, oder wenn es so viel höher stand, das Land auch um so viel höher gelegen, und mit dem Meere auch allmählig in gleichem Verhältnisse nachgesunken ist. Denn sonst müßten die ganzen Niederlande etwa von Nimwegen an, ganz Ost-Friesland, der größte Theil des Oldenburgischen und Bremischen, ganz Holstein und Jütland (der höchste Punkt des Holsteinischen Kanals liegt nur 28 Fuß übers Meer) damals nicht existirt haben, welche Gegenden alle fast ohne Ausnahme jetzt keine 72 senkrechte Fuß übers Meer liegen; und doch waren diese Länder wirklich vorhanden, tausend historische Zeugnisse sprechen von ihnen; wir kennen zahlreiche Oerter, die an diesen Küsten lagen; die Form dieser Länder ist uns namentlich aus des Ptolemäus Breiten- und Längen-Bestimmungen sehr genau bekannt, und da letzterer besonders in der Bestimmung der Breiten zur Verwunderung genau ist, so ist es unleugbar, daß diese Länder damals dieselbe Ausdehnung nach Norden hatten, die sie jetzt haben. Ja wir können beweisen, daß allenfalls das Land damals höher übers Meer hervorragte, als jetzt. Was jetzt Südersee und Dollart und Jahde-Busen ist, war dazumal noch festes Land, freylich Sumpf und Moraß, aber doch zu Zeiten gangbar, so daß sogar Kriege dafelbst geführt werden konnten; so beyrn später weggespülten Castell Flevum (*Annal.* 4, 72). Die Canninefaten und Chauken hatten zwar mit den Fluthen zu kämpfen, jedoch bewohnten sie meistens ruhig und ungefährdet den noch nicht eingedeichten Boden, während jetzt ein Bruch der Dämme einen großen Theil des Landes unter Wasser setzt. Auch an der Weßküste von Holstein und Jütland sind große Distrikte vom Meere verschlungen, welche damals bewohnbares Land waren. — Auf diese seine Voraussetzung gründet der Vf. die Behauptung, daß die Straßen immer an den Höhenzügen waren, weil dort das Land trockner seyn mußte, als in den Niederungen, und sich widerspricht er sich später wieder, indem er sagt, alle Straßen der Römer wären an den Strömen aufwärts gegangen, und die Richtungen, die er ihnen selbst S. 36 anweist, gehen sogar durch verschiedene Niederungen, welche nach seiner Voraussetzung damals hätten unter Wasser stehen müssen, und gehen so, daß sie zahlreiche Flüsse und Bäche durchschneiden. Wir müssen überhaupt gestehen, daß wir in aller

den einleitenden Kapiteln, in welchen von der Terrain-Lehre, den Strassen-Zügen, dem Anbau des Bodens, den Flüssen, der Bildungsstufe der Germanen, den Operationen der Römer im nördlichen Deutschland, ihren Lagern und Schanzen, und den Völkerschaften Nord-Deutschlands gehandelt wird, nicht viel Neues oder Aufklärendes gefunden haben, indem immer ein starkes und gerechtes Mißtrauen sich einmischte gegen eine Untersuchung, die einen Boden voraussetzt, dessen Nichtexistenz zuvor entscheidend, wie der Vf. glaubt, erwiesen worden ist. Auch ist Manches unrichtig: z. B. die Wohnsitze der Friesen werden zwischen der Südersee und der Weser gesetzt, statt daß sie gewiß nicht weiter, als bis zur Ems reichten, wo die Wohnsitze der Chauken angingen (*Annal.* 1, 60). Auch zogen sie sich am Rhein entlang bis zu seinem Ausflusse (der Vf. versteht unter dem Ausflusse des Rheins die *Tosfa Drusiana* und die Yssel!) *usque ad Oceanum Rheno praetextuntur*, und sie umgeben die *inmensos Lacus*, welche keine andern seyn können, als die Seen, durch deren Erweiterung später die Südersee entstand. Der Dollart existirte damals noch gar nicht, sondern ist erst durch die große Sturmfluth in der Weihnachts-Nacht 1277 entstanden. Die Stelle *Annal.* 1, 60, wo Tacitus erzählt, Germanicus habe *impositas navibus quatuor legiones per lacus* geführt, hat den Vf., wie viele Andere, verführt; aber an eine Binnen-Schiffahrt ist hier nicht zu denken: denn da Germanicus gewiß auf demselben Wege wieder zurückkehrte, auf welchem er gekommen war, zumal da es Herbst war, so entscheidet, daß Tacitus von des Germanicus Rückfahrt sagt (*Annal.* 1, 70) der Feldherr habe 2 Legionen zu Lande ziehen lassen, *quo levior classis vado so mari innaret, vel reciproco fideret*, wo doch deutlich genug von dem Meere und seiner Ebbe und Fluth die Rede ist. Doch wir übergehen dieses und anderes, um zur Hauptsache zu gelangen. Den ganzen Hergang des Kampfes der Germanen unter Arminius mit dem Varus ordnet der Vf. auf folgende Weise.

Von Aliso aus zog Varus durch die Senne, den Teutoburger Wald Rechts lassend, durch die Schlucht von Bielefeld über Herford an die Weser, wo er bey Rehme, jedoch auf dem linken Ufer der Werre, ein Sommerlager bezog. Dieses war die den Römern bekannte Straße; das Innere des Lippe'schen Landes war den Römern damals noch eine *terra incognita*. Nun brach der Aufstand wahrscheinlich bey den Chatten aus.

Varus, auf die Freundschaft und Treue der ihn umgebenden Germanen bauend, wollte den nächsten Weg nach Aliso einschlagen, und verließ von Herford aus die alte Straße, und schlug den Weg an der Werre entlang nach Schötmar ein. Während dessen besetzten die Marsen und Brukterer die Dören-Schlucht; die Cherusker und Chatten den Teutoburger Wald. Um das Umkehren des Varus zu verhüten, ließen die Feinde ihn ruhig ziehen, bis das Gros der Armee bey der Harfer Mühle über

die Werre gegangen war. Jetzt erst warfen sie die Maske ab, und helen wüthend den Nachzug der Römer an. Diefs war der Anfang des Kampfes. Früher konnte derselbe nicht beginnen, weil Varus sich sonst wieder in sein altes Lager an der Weser zurückgezogen hätte. Hier nun, zwischen der Werre und Bega, in der Nähe von Holzhausen schlug Varus sein erstes Lager auf. Die Nacht benutzten die Germanen, um theils den Varus den Rückmarsch, wenn er denselben versuchen sollte, unmöglich zu machen, theils zu verhindern, daß er nicht sogleich durch die Dören-Schlucht seitwärts nach der Senne entkäme; Varus dagegen vernichtete den größten Theil seiner Bagage. Am folgenden Tage versuchte zuerst Varus sich auf alle Weise den Rückweg nach Herford wieder zu eröffnen; doch dieses gelang ihm nicht, und so mußte er nun weiter hinein ziehen in den Teutoburger Wald (dieses ist sehr wahrscheinlich, obschon kein Schriftsteller davon ein Wort sagt). Der Zug ging nun auf der Ebene zwischen der Werre, Bega und dem Otterbache unter fortwährendem Gefechte bis südöstlich von Lage, wo ein Ruhelager aufgeschlagen, zugleich aber auch ein Versuch gemacht wurde, den Feind zu durchbrechen, um einen Ausweg durch die Dören-Schlucht zu gewinnen; doch alles vergebens. Nach kurzer Rast brachen die Römer wieder auf, um durch einen Nachtmarsch einen Vorsprung vor ihren Feinden zu gewinnen, wurden jedoch bald wieder eingeholt; und indem sie nun in den hohen Wald und in das höhere Gebirge geriethen, so ward ihnen alles Entkommen unmöglich. Es wurde der Paß eingeschlagen, der am gangbarsten nach der rechten Seite hin hoch zeigte, an dem Knochenbache oder der Berlebeche entlang, unter fortwährendem Kampfe; immer mehr aber verstärkte sich auch die Zahl der Feinde, und mit stürmender Hand wurde die Hochebene des Winfeldes genommen, und schon war die Aussicht auf Rettung fürs Heer nahe, als plötzlich der römischen Reiterey unter Vala Numonius gelang, sich durch die Feinde durchzuschlagen, die Ebene der Senne zu gewinnen und durch die Flucht sich zu retten. Da sank denn dem im Stiche gelassenen Fußvolke alle Hoffnung, Varus stürzte in sein Schwert, die übrigen folgten seinem Beyspiele, oder ließen sich wehrlos niedermachen. Nur wenige entkamen, begünstigt von der Beutegier der Feinde und dem Einbruche der Nacht. Am Anfange der Senne erlag der letzte Rest des schon aufgelösten und zerstreuten römischen Heeres, auf dem Winfelde aber war der Kampf entschieden worden, und vom Gewinne der Schlacht wird der Name des Feldes, ungeachtet der von Klostermeier dagegen vorgebrachten Gründe, hergeleitet. —

Im folgenden Kapitel liefert der Vf. die Rechtfertigungen für seine einzelnen Angaben. Allerdings hat er es sehr wahrscheinlich gemacht, daß Varus nicht schon zwischen der Weser und Herford angegriffen wurde: denn warum wäre er sonst nicht wieder in sein altes Lager zurückgekehrt, das er eben erst

erst verlassen hatte, oder wäre nicht auf gebahnter und gangbarer Strafe geblieben? auch ist das gewiss, daß die Römer so hart bedrängt, unaufhörlich angegriffen und schlagend und mit Witterung und Boden kämpfend, nicht 7 Stunden des Tages ziehen konnten, so daß der ganze Kampf auf viel engerem Raume Statt finden mußte, als gewöhnlich angenommen wird. Derselben ist der Nachmarsch des Varus sehr wahrscheinlich, der in den Worten des Dio, deren Echtheit ohne Grund von *Leunclavius* und *Reimarus* bezweifelt wird (*τὸς γὰρ ἡμέτερον πορευομένους στίβον ἔβλετο*) augenscheinlich angedeutet wird, aber von den früheren noch immer übersehen worden ist. So war denn das dritte Lager nur ein Ruhelager. Auch am dritten Tage findet es der Vf. gegen alle militärische Wahrscheinlichkeit, daß *Clostermeier* die Römer ohne Kampf durch die Pässe des Waldgebirges in die Senne gelangen läßt, um dort erst zu erliegen; er sagt mit Recht, daß der Feind, der den Durchgang durchs Defilé nicht zu verwehren vermochte, auch dem Debouchiren und der Formation jenseits eben so wenig bedeutende Hindernisse in den Weg legen könne. —

Das *siebente* Kapitel behandelt die Frage: Wo standen die Reserven der Römer unter *Asprenas*? daß eine Reserve vorhanden war, scheint dem Vf. nothwendig, anzunehmen. Wahrscheinlich befahl diese *Asprenas*, der bey dieser Gelegenheit mehrmals genannt wird, und vielleicht stand er in der Nähe von Lippstadt oder weiter abwärts an der Lippe (wo auch die *Pontes longi* gesucht werden). Von dort führte er seine Legionen *ad inferiora hiberna* (Vellejus), nämlich an der Lippe hinunter bis zum Unterrhein. —

Die folgenden Kapitel behandeln die Geschichte der späteren Züge der Römer zur Rache der Varianischen Niederlage, Kapitel 8: Vorbereitung der Römer zum Feldzuge gegen die Cherusker. Kap. 9: des Germanicus erster Zug gegen die Cherusker. Kap. 10: des Germanicus Rückzug. Kap. 11: zweyter Feldzug des Germanicus. Kap. 12: Rückzug der Germanen gegen den Steinhuder See und Schlacht in dieser Gegend. Kap. 13: Rückzug der Römer. — Ins Einzelne hier zu gehen, zumal da es nicht unmittelbar zur Sache gehört, verwehrt uns für jetzt der Raum. Auch möchte hier gar manches noch einzuwenden seyn. — Wir beendigen aber diese Anzeige mit großer Achtung für den Vf., der, wenn er auch nicht überall ganz genügt, doch durch seine Untersuchungen die Sachen bedeutend weiter gebracht hat. —

(Der Beschlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Skizzen aus Spanien*. Von *F. A. Huber*. 1828. 406 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., der sich längere Zeit in Spanien aufhielt, giebt schon in der 47 Seiten füllenden Einleitung eine getreue Zeichnung des spanischen National-Charakters und spanischer Sitten, als sich von den Beschreibungen flüchtiger Reisenden erwarten läßt. Aber diese Skizzen, welche durch den Faden eines Romans, leicht und angenehm erzählt, miteinander zusammenhangen, sind wahre Gemälde nach dem Leben, worin bald die Gruppe einer Reisegesellschaft, nachdem sie Abends in einer *Venta* angelangt ist, bald der Angriff einer Räuberbande auf eine reisende *Caravane*, das Getümmel auf dem Viehmärkte zu *Mairena*, ein Besuch im *Alhambra*, der *Fandango* bey einem Familienfeste, die reizende Naivetät der jungen schönen *Dolores*, oder die *Parteywuth*, wodurch das unglückliche Spanien noch immer zerrissen wird, bey Gelegenheit eines Auflaufs zu *Cordova* und *Granada*, mit einer Wahrheit dargestellt werden, die eben so belehrend als unterhaltend ist. Die Verlagshandlung hat dieses Werk auch mit verdienter Eleganz ausgestattet.

WOLFFENBÜTTEL u. LEIPZIG, im Verlags-Comptoir: *Krähwinkel wie es ist*. Ein Sittengemälde von *Santo Domingo*. Frey nach dem Französischen bearbeitet, von *Niemand*. 1828. 8. 264 S. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Da der Titel besagt: daß dies Werkchen frey nach dem Französischen bearbeitet sey, so kann sich Hr. *Niemand* nicht mit seinem Original entschuldigen, wenn er, statt *Krähwinkel* zu zeichnen wie es ist, ein Karrikaturgemälde daraus gemacht hat. Schon mancher Schriftsteller hat *Krähwinkel* zum Gegenstande seines Witzes und seines Humors gemacht, aber die Aufgabe ist nicht so leicht zu lösen; denn die Grenzlinie des Komischen ist hier so beschränkt, daß die geringste Ueberschreitung jeden gebildeten Leser nicht mehr zum herzlichen Lachen, sondern nur zum mitleidigen Lächeln über die vergebliche Anstrengung des Verfassers, bewegen kann. Hier ist die Schilderung *krähwinklicher* Sitten so übertrieben, daß sie nicht einmal auf ein durch angebliche Narrheit berühmtes deutsches Städtchen, vielweniger auf eine kleine harmlose Provinzialstadt paßt. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

GESCHICHTE.

- 1) HANNOVER, b. Hahn: *Alle Sagen zu Fallrum am Teutoburger Walde* — — von Hans Freyherrn von Hammerstein u. f. w.
- 2) ESSEN, b. Bädcker: *Die wahre Gegend und Linie der dreytägigen Hermannschlacht* — — von W. Tappe u. f. w.
- 3) LEMGO, in d. Meyer. Hofbuchh.: *Wo Hermann den Varus schlug* — — von Ch. G. Clostermeier u. f. w.
- 4) HANNOVER: *Vermuthung über die wahre Gegend, wo Hermann den Varus schlug*. — — von W. Müller u. f. w.
- 5) QUEDLINBURG u. LITZIG, b. Basse: *Wo schlug Hermann den Varus?* — — von G. W. von Düring u. f. w.
- 6) HAMM, b. Schulz: *Zur Urgeschichte des deutschen Volkstammes*, von H. Schulz u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Schließlich müssen wir bey dieser Gelegenheit noch des Werks Nr. 6. erwähnen, welches als das neueste der uns bekannt gewordenen, die Frage über das Local der Varus-Schlacht behandelt. Freylich geschieht dieses nur in einigen kleinen Aufsätzen, welche den geringsten Theil dieses Buchs ausmachen; doch werden wir vielleicht späterhin einmal Gelegenheit nehmen, auch über den Inhalt des übrigen Buchs Rechenschaft zu geben. Es sind dieses aber einzelne Abhandlungen, welche hier in diesem Werke jetzt zusammengedruckt erscheinen, welche früher aber schon in dem *Rheinisch-Westphälischen Anzeiger* bekannt gemacht worden sind. — Der erste Aufsatz besteht in einer Beurtheilung der Clostermeier'schen Schrift, gegen deren Resultate der Vf. manche Einwendungen macht, die von uns zum Theil auch oben schon berührt worden sind. Vorzüglich bestritten der Vf. die Annahme, dass Aliso bey Paderborn gelegen habe und das Dorf Elfen an der Alme und Lippe sey. Und allerdings ist die Notiz wichtig, die der Vf. hier vorbringt, dass die Alme nie Aliso geheissen haben könne. Denn der Bach Alme entspringt bey den Dörfern Ober- und Nieder-Alm in der Nähe von Brilon, hat der Herrschaft Alme den Namen gegeben, in welcher mehrere Ritteritze liegen, die ehemals ein förmliches

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1828.

ches *Castrum* ausmachten und von eignen Burgmännern bewacht wurden. Auch gab es hier eine Frey-Grafschaft Alme, und der uralte Gau *Almunga* hat offenbar seinen Namen von der Alme, so dass also, so weit die Geschichte reicht, Alme und Aliso immer scharf geschieden waren. — Auch wegen der Schlechtigkeit der Wege von Hamm über Lippsstadt nach Paderborn, die seit Jahrhunderten der Schrecken aller Reisenden sind, glaubt der Vf., dass die Römer einen festen Punkt nicht so weit vorgeschoben, sondern denselben an die Mitte des Laufs der Lippe verlegt hätten. Aber theils konnten durch lange Straßendämme, wie die *Pontes longi* waren, die schlechten Wege gebessert werden, theils konnte die Strafe auf das gangbare linke Ufer der Lippe verlegt werden, und über Münster und Kessel nach Wesel führen, was sehr wahrscheinlich ist, indem wir theils den Germanicus später diesen Weg ziehen sehen, theils dieses auch der Weg war, den mehrmals Karl der Große von Wesel aus nach Hövelhoff und Detmold einschlug. Der Patriotismus des Vfs. setzt Aliso an den Zusammenfluss der Ahle mit der Lippe, also an die Stelle, wo jetzt seine Vaterstadt Hamm liegt, oder vielmehr da, wo das ehemalige feste Schloss Nienbrügge lag. Ebenso verlegt im folgenden Aufsatze der Vf. das *Arbalo* des Plinius (das in der Nähe von Aliso gelegen haben muss, indem Drusus Aliso bald nach der Schlacht bey Arbalo gründete) nach *Albersloh*, auf dem Wege von Telgte nach Hamm. Doch wenn Loh, wie der Vf. sagt, einen Sumpf bedeutet, so ist seine Annahme wohl nicht gut mit den Worten des Dio 54, 33 (*ἰς στενὸν καὶ κοῖλον χωρίον κατακλιθεῖν*) zu versöhnen. Auch scheint Albersloh wohl richtiger als ein *Appellativum* zu nehmen zu seyn, so viel als Alberts Sumpf, ohnehin da in Urkunden, welche die benachbarten Höfe nennen, wie der Vf. selbst sagt, Albersloh nicht genannt wird, also das Alterthum des Orts nicht eben sehr groß zu seyn scheint. — Auch das Local der Varus-Schlacht setzt der Vf. in seine Nähe. Aus der Untersuchung der Feldzüge des Germanicus, besonders des zweyten derselben, leitet der Vf. das Resultat ab: dass der *Teutoburger Wald*, wo Germanicus die Gebeine des Varianischen Heeres noch fand, außerhalb der Operationslinie der römischen Heere lag, und zwar auf der rechten Seite derselben, und dass es kein eigentliches Bergland war, sondern eine aus niedern Waldhöhen und sumpfigen Niederungen bestehende Gegend.

F (7)

gend. Deshalb sucht er das Schlachtfeld auf dem Märkischen Hellwege zwischen der Ruhr und Lippe, da, wo ehemals der Duisburger Wald war, der etymologisch mit dem Teutoburger Walde völlig identisch seyn soll. Wir enthalten uns aller Gegenbemerkungen, indem nach allen Zeugnissen der Teutoburger Wald nicht am Rhein und in der Nähe des römischen Grenzwalles, sondern im Lande der Cherusker in der Nähe der Weser lag; auch ist der Vf. selbst weit entfernt, seine Annahme für Gewissheit ausgeben zu wollen, vielmehr will er nur durch seine Untersuchungen darauf aufmerksam machen, daß wir, wo Hermann den *Varus* schlug, jetzt noch eben so wenig wissen, als vorher, und ein solches Bekenntniß ist dem von allem particulären Patriotismus fern stehenden *Historicus* um so erfreulicher, als dadurch aufs deutlichste beurkundet wird, daß es dem Vf. nur um die Wahrheit zu thun ist, und daß er seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn, die ihm in einem ausgezeichneten Grade zu Gebote stehen, nicht mißbrauchen will, um irgend eine vorgefasste Meinung damit zu unterstützen, sondern nur, um in die Tiefe zu dringen und Licht ins Dunkle zu bringen, wohin auch immer der Weg führen und was für Gegenstände das Licht auch erhellen möge; was denn auch vorläufig von den übrigen, die *Urgeschichte der Deutschen* betreffenden Aufsätzen dieses Buchs gelten mag. —

Wir beschließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß bey der Vergeblichkeit des Bemühens, wo vollkommne Gewissheit unmöglich ist, man nunmehr die Sache ruhen lassen und stehen bleiben möge bey demjenigen Punkte, auf welchen dieselbe gegenwärtig durch die Untersuchungen von *Clostermayer* und v. *Düring* gebracht worden ist, und nicht durch neue Hypothesen den ohnehin schwierigen Gegenstand noch mehr zu verwirren. Es wäre denn, daß Jemand eine bisher noch unentdeckte Quelle eröffnete, oder früher noch unbekannte Zeugnisse auffände, oder daß es einem von den ausgezeichneten und einsichtsvollen Preussischen Militärs, die in gleichem Grade mit tiefer Kunde des Krieges und classisch-historischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, in der letzten Zeit durch so viele gediegene und gründliche Schriften die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, gefallen sollte, diesen Gegenstand noch einmal mit Benutzung des von den Vorgängern geleisteten, wieder aufzunehmen und ein Endurtheil, bey dem es dann sein Bewenden hätte, zu sprechen. —

D. U. B.

ZÜRICH, in d. Gessner. Buchh.: *Die Geschichte der Deutschen*. Für die reifere Jugend und zum Selbstunterricht fasslich beschrieben durch Dr. *Wolfgang Menzel*. Dritter Band. Die neuere Zeit. 1827. XXII u. 466 S. 8. (1 Rthl. 6 gGr.)

Die zwey frühern Bände dieses Werks, welche wir in dieser A. L. Z. Jahrg. 1827. Nr. 95. angezeigt

haben, erzählten die Geschichte des deutschen Alterthums und Mittelalters bis auf das *Concilium von Constanz*, welches der Vf. als den Anfangspunkt der *neuern Zeit* hinstellt. Der gegenwärtige dritte Band enthält nun die Geschichte der neuern Zeit vom *Concilium* zu *Constanz* bis auf unsere Tage. Wir können diesem Theile das Zeugniß nicht versagen, daß er nicht aus den zahlreichen ältern Geschichtswerken hervorgegangen ist, wie wir dergleichen mit jeder Messe neue entstehen sehen; die immer sklavisch in die Fußstapfen ihrer Vorgänger treten und nur diesen ihr Daseyn verdanken; sondern daß er ein durchaus eigenthümliches Werk ist, das uns, unabhängig von allen frühern Bearbeitungen der deutschen Geschichte, des Vfs. individuelle Ansicht von derselben giebt, das überall seinen eignen Weg geht, dadurch nach allen Seiten hin manche neue Ausichten eröffnet, aber auch, je interessanter es für den Leser ist, desto vorsichtiger von demselben gebraucht werden muß. Daß nicht ein jeder Leser die Ansichten des Vfs. theilen wird, ist mit Gewissheit vorauszusetzen, und darf bey der Art des Werks selbst nicht auffallen; dennoch aber wird ein Jeder, sofern er vorurtheilsfrey liest und im Stande ist, auch Andersdenkende und Andersfühlende zu hören, dem von uns im Allgemeinen gefällten Urtheile zustimmen. Von großer Wichtigkeit würde es seyn, wenn der Vf. das in der Vorrede zum ersten Theile S. IX. verheißene „selbstständige Werk über das altgermanische Wesen“, in welchem er die kritischen Erörterungen dessen vorlegen will, was er als Resultate seines jahrelangen Studiums der heidnisch-deutschen Vorzeit im ersten Bande seiner Geschichte zusammengefaßt hat, bald erscheinen liesse, indem dieses nicht nur in Bezug auf das älteste Alterthum unsers Volks von Nutzen wäre, sondern auch denjenigen Lesern, die er durch seine Geschichte sich vorläufig befreundet hat, die Zuversicht geben würde, daß das Gebäude, das er vor ihren Augen aufgebaut hat, auch eines festen und soliden Grundes nicht entbehre. Sonst möchte man nach den neuesten Schriften des Vfs. leicht zu dem Argwohne gelangen, als wenn seine Studien mehr in die Weite und Breite gingen, als in die Tiefe; was für den Historiker die schlechteste Empfehlung seyn würde. — Doch wir wollen kurz den Inhalt dieses Bandes angeben.

Derselbe enthält 7 Bücher, von welchen das erstere *Die Habsburgischen Kaiser* überschrieben ist, und die Geschichte von *Siegmund* bis auf *Maximilian* umfaßt; das 2te *die Reformation* (vom Auftreten *Luthers* bis auf den Religionsfrieden); das 3te *den dreißigjährigen Krieg* (bis auf den Westphälischen Frieden); das 4te *das Zeitalter der Reformation* (eine Uebersicht der innern Verhältnisse Deutschlands); das 5te *das Europäische Gleichgewicht* (vom westphälischen Frieden bis auf *Joseph II.*); das 6te *die Revolutionskriege* (bis auf die jüngste Zeit); das 7te *die neue Bildung*. — Manche Urtheile

theile des Vfs., besonders im letzten Buche, das von der neuen Bildung handelt, möchten Widerspruch finden und auch verdienen. Wie konnte z. B., um aus Vielen nur Eines auszuheben, S. 460 gesagt werden, das „sich an Göthe (?) eine moderne Dichterschule angeknüpft habe, welche es sich zum Geschäft mache, die nüchterne Spielsbürgerey, die ganz Alkähglichkeit und Profa und alle Modethorheiten, Eitelkeiten, ja auch Unsitlichkeiten der neuesten Zeit anzupreisen, den Schwächen und Gelüsten der Zeitgenossen zu schmeicheln“; zu welcher Schule er *Iffland* und *Lafontaine*, *Kotzebue* und *Clauten* rechnet. Aber solche Jünger hat der große Meister nie gekannt! — Doch wegen solcher und ähnlicher jugendlicher Uebereilungen ist der Vf. schon von Andern, wie es ihm gebührte, zur Rechenschaft gezogen worden. — U. B.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Materialien zu erbau-lichen und populären Religionsvorträgen*, vorzüglich in Landkirchen über die evangelischen und apostolischen (soll wohl *epistolischen* heißen) Texte aller Sonn- und Feyertage des Jahres, wie auch über freye Texte am Neujahrstage, am Erntedankfeste, in der Leidenszeit, an Confirmationstagen, bey Beerdigungen und nach Feuersgefahr. Von Fr. Ludw. von Kalm, Prediger zu Bettmar u. Sierke im Herzogthum Braunschweig. 1828. VI u. 492 S. 8. (1 Rthl. 21 gGr.)

Durch eine ziemlich weit ausgesponnene Parallele zwischen dem Prediger und einem Baumeister, deren Angemessenheit wir dahin gestellt seyn lassen, sucht Hr. v. K. in der Vorrede zu seinen Materialien das Erscheinen derselben zu entschuldigen. Und wohl bedürfen sie bey der jährlich sich mehrenden Menge von solchen Hülfsmitteln einer Entschuldigung, die jedoch durch innern Gehalt am besten begründet werden dürfte. Allein dieser ist bey vorliegender Sammlung im Allgemeinen nur mittelmäßig zu nennen, auch wenn wir den Umstand, daß sie nur „sehr rohe Materialien“ enthalten soll, in möglichster Ausdehnung in Anschlag bringen wollen. Das Folgende mag zur Befestigung unsers Urtheils hinreichen.

Essen wir zuvörderst die aufgestellten Hauptsätze ins Auge, die bey dergleichen Sammlungen vorzüglichste Berücksichtigung verdienen, so ist auf der einen Seite allerdings nicht zu leugnen, daß mehrere derselben dem Zwecke des Vfs., dem Landprediger zu Hülfe zu kommen, in sofern entsprechen, als sie kurz, leicht verständlich und auf die Lage des Landmanns berechnet sind. Die Stellung der Herrschaft zu den Diensthöfen und umgekehrt,

die arbeitende Klasse, die ehelichen Verhältnisse, Kinderzucht u. dgl. werden nicht übergangen, obgleich sich bey Matth. 20, 1 ff. wohl über etwas Anderes besser, als „über den Stand der Tagelöhner“ reden ließe, und die Stellung des Christen zur Obrigkeit bey Matth. 22, 15 ff. berührt werden konnte. Allein auf der andern Seite fehlt es ihnen dem bey weitem größten Theile nach so sehr an Neuheit hinsichtlich des Inhalts und der Form (die Reime, welche der Vf. sehr liebt, können wir nur mit wenigen Ausnahmen gelten lassen), daß für den einigermassen denkenden Prediger eben nicht viel Ausbeute übrig bleibt. Damit hängt die geringe Mannichfaltigkeit zusammen, die zugleich darin ihren Grund hat, daß der Vf. gleich im Hauptsatze zu wenig individualisirt. Krankheits- und Todesbetrachtungen, die freylich dem Geschmacke des gemeinen Mannes gar sehr zusagen, nehmen sogleich den zehnten Theil der Materialien ein, und sehr häufig wird aus ganz verschiedenen Texten derselbe Hauptsatz gezogen, wobey denn der Vf. wegen der Ausführung gewöhnlich selbst auf das Frühere verweist. Nun war Jenes bey manchen Perikopen, z. B. bey Joh. 6, 1 ff. und Mark. 8, 1 ff., allerdings kaum anders zu erwarten; aber der ähnlichen Fälle sind doch anderweitig zu viele, wobey wir noch bemerken, daß oft ein vollständiger Entwurf mit dem Haupttheile in einer andern Disposition zusammenfällt (vgl. S. 9. Nr. 12. und S. 11. Nr. 14. Th. 1; S. 23. Nr. 11. und S. 17. Nr. 12 u. a. a. O.), oder daß die Ausführung bey der Form nach verschiedenen gefassten Hauptätzen fast ganz dieselbe ist (vgl. S. 1. Nr. 1. und S. 7. Nr. 10. den 18ten Entwurf am Sonntage Septuag. und den 2ten am 8ten Trinitatissonntage). Und dennoch kommt es dem Vf. nicht darauf an, sich bey der Wahl des Thema etwa streng an den Text zu halten; vielmehr knüpft er dasselbe oft entweder nur den Worten nach an, wie bey Phil. 3, 13: „Wie sollen wir, beym Eintritte in ein neues Jahr, das Vergangene vergessen und auf das Kommende hinstreben“; bey Luk. 16, 1 ff.: „Ueber die nöthige Weisheit, mit der Zeit gut Haas zu halten“; bey 1 Sam. 20, 8: „Jedes verlebte Jahr ein näherer Schritt zum Grabe“; bey Matth. 8, 1—18: „Wie wohlgethan und segensreich es ist, wenn ein Jeder von uns fleißig und ernstlich bedenkt: ich bin ein Mensch“; bey Mark. 8, 31—37: „Blicke vom Erntefelde zu Gott hinauf“; bey Matth. 24, 15 ff.: „Guter Rath ist theuer“; oder er holt es nicht ohne Künstelei ziemlich weit her, wie bey Joh. 2, 1—11: „Woran liegt es, daß der Fiesel für so Manche ein Wehesand wird“; bey Matth. 8, 1 ff.: „Werth der Geduld auf dem Krankenlager“; bey Matth. 17, 1—9: „Die freye Natur ein Gotteshaus“; bey Joh. 20, 19 ff.: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt“; bey Luk. 15, 1 ff.: „Es ist viel werth, wenn man gute Nachbarn hat“; bey Joh. 16, 16 ff.: „Zusagen und Halten steht fein bey Jungen und Alten“; bey Matth. 9, 1 ff.: „Gedanken sind zollfrey.“ — Nehmen wir dazu, daß die Themata oft un-

